Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

1857.

Verantwortlicher Herausgeber:
Heinrich Strack.

Redacteur:
Dr. Friedrich Pletzer.



Bremen.

Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1857.

Inhalts-Verzeichniß.

Charakteristiken und Erinnerungen.

Geschichte und Literaturgeschichte.

Kulturgeschichtliches.

Schilderungen, Skizzen und Reisebilder.

Novellen und Genrebilder.

Musik, Theater und Malerei.

Poesie.

I.

II.

Recensionen.

Namen-Register.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

№ 1. Bremen, 4. Januar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Aus dem Graubündnerland.

Wanderbilder von Hermann Allmers.

Wenn dich, lieber Leser, einmal die Lust anwandeln sollte, eine Wanderung in das schöne Schweizerland zu machen, was ja leicht möglich ist, und du es dann nicht bloß bei dem Verlangen dahin bewenden lässest, sondern wirklich eines schönen Tages rasch Entschluß und Wanderstab ergreifst, so thust du wohl für die östliche Schweiz zuerst keinen andern Führer zu nehmen als den, welchen ich hatte. Sein Name ist berühmt und gepriesen, so weit die deutsche Zunge klingt. Er führt dich zu altehrwürdigen Städten und zu freundlichen Dörfern, durch weite fruchtbare Thalgelände, wie durch enge wilde, fast grausige Felsschluchten, ja selbst hoch hinauf in die Schnee- und Gletscherwelt, wo das letzte Moos gar verschwunden ist, wo nur Winter und Tod ihr lautloses Reich gegründet haben. Du kannst nie irren an seiner Seite; er trägt dich gar, wenn's darauf ankommt, auf seinem Rücken und nimmt nicht die geringste Bezahlung. Willst du wissen, wie er heißt? — Du selbst kennst ihn vielleicht längst persönlich, wenn auch nicht als Alpenführer. — Kein Andrer ist es nämlich als der alte Rhein. An seinen Ufern zog ich ins Graubündnerland.

Zuerst ist das Thal, das er durchfließt, wenn man vom Bodensee südwärts wandert, weit, eben und fruchtbar. Hüben bespülen seine Fluthen österreichisch Land und drüben Schweizerboden. Schöne hohe Kornfelder aller Art und die prächtigsten Matten schmücken seine Ufer, und Alles könnte noch ungleich blühender sein, wenn die Bewohner nur mehr Lust und Trieb hätten ihr Land zu kultiviren. Aber die nahe österreichische Grenze ist gar zu verlockend zum einträglichen Schmuggelhandel, der sich in dieser Gegend denn auch fabelhaft entwickelt hat, namentlich unter der jüngeren männlichen Bevölkerung, zum ewigen Verdruß Oesterreichs. Solch freies abenteuerliches Pascherleben behagt den Schweizern wie kein anderes und ist hier mit den Jahren beim Volke förmlich eingewurzelt. Da traf ich am Wege einen weißköpfigen Alten, der sein Enkelchen, einen fünfjährigen, derben, pausbackigen Jungen an der Hand hatte. Was das für ein prächtiger Bube ist, sagte ich zum Großvater. „Ja freilich“, antwortete schmunzelnd der Alte, „in dem steckt noch einmal ein tüchtiger Schwärzer, wenn ihm Gott das Leben läßt.“ Er wandte sich jetzt zu demselben. „Was willst werden, Nazi, komm, sag's dem Herrn.“ — „Pascher“, sprach mit komischem Trotze der Kleine.

Und später einmal ließ ich mir erzählen, daß einige Dörfer der Gegend, z. B. Diepoldsau, von je einen Ruhm darin gesucht, stets die kühnste und schlaueste Schmugglerbevölkerung zu haben.

Doch weiter.

Ungefähr sieben geographische Meilen südlich vom Bodensee wird das Thal ungleich enger und die Bergkette zur Rechten wie zur Linken höher, schroffer und zackiger. Namentlich erhebt sich die 7800 Fuß hohe Kalksteinmasse des Falknis hier in wahrhaft überraschender Majestät, und gegenüber tritt zwar minder hoch, doch fast ebenso wild und zackig, der Fläschnerberg wie ein schroffes Cap in die jetzt auf einmal sumpfige und riedbewachsene Thalsole.

Im Volke dieser Gegend geht eine alte Tradition, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der Rhein nicht wie heut in den Bodensee sich ergossen, sondern westlich an diesem Fläschnerberg vorbei seinen Lauf genommen habe, um durch den Wallen- und Zürichersee zu strömen.

Lange verachtete man dies Gerede. In neuerer Zeit indeß wurden einige Männer der Wissenschaft doch aufmerksam, stellten Untersuchungen an, und siehe, alle Zeichen ergaben deutlich, daß es wirklich einmal so gewesen, oder daß wenigstens ein Arm des Flusses eine solche Richtung gehabt haben müsse. Aber nun das Bedeutsamste und Bedenklichste dabei. Es wird sicher einmal eine Zeit kommen, und wer weiß, ob sie sehr fern ist, wo wiederum die Fluth ihr altes Bette suchen wird, das sich jetzt als ein fruchtbares, schönes und dicht bevölkertes Gelände darstellt. Von Jahr zu Jahr nämlich erhöhen mächtige Geröllmaßen das heutige Rheinbett auf gefahrdrohende Weise. Schon jetzt muß durch Dämme unaufhörlich gesorgt werden, daß der Fluß nicht bei jedem hohen Wasserstande austritt, schon jetzt ist ein bedeutender Theil des Thals dadurch in eine unfruchtbare nutzlose Sumpfstrecke, die nur Rohr und Binsen trägt, verwandelt. Aber was sollen Dämme, wenn man sicher weiß, daß Steingeröll und Wasserstand fort und fort im Zunehmen begriffen ist. So wird, wenn die Menschen unklug genug sind, dem schwellenden Flusse keine neue Bahn zu bereiten, er selbst eines Tags in wildem Zornesbrausen verheerend daher strömen und sich wieder erobern, was schon einmal ihm gehörte.

Noch weiter aufwärts werden die Geschiebe des Flusses so mächtig und breit, daß sie einen bedeutenden Theil des Thalgrundes ausmachen, und daß wohl manche schöne Wiese unter ihrem Sande und ihren Steinmassen begraben liegt. Ein trauriger öder Anblick, der gegen die sonnigen Matten und grünen niedern Berghalden einen schroffen entsetzlichen Abstrich bildet, denn fast aller Pflanzenwuchs findet dort sein Grab. Nur zählebige Soolweiden ringen und winden sich mit ihren Ruthen aus dem Gesteine hervor, und wo dieses weniger dicht gehäuft ist, wächst der eigenthümliche, uns Norddeutschen fast gänzlich unbekannte weißgraue Sanddorn (Hippophae rhamnoides), ein trister Strauch, der freilich im Herbst durch die reiche Fülle seiner orangenfarbigen Beeren einige Wirkung macht. Drittens endlich gesellt sich auf etwas höherem sandigen Boden noch ein Strauch dazu, dieser nur dem Süden Europas angehörig, die Tamariske (Tamerix gallica), die mit ihrer äußerst feinen, ich möchte sagen wesenlosen Belaubung einen Anblick gewährt, daß man in einiger Entfernung davon meinen sollte, nur ein zarter Schleier oder ein leiser grünlicher Duft umhülle ihr Gezweig.

Zur Linken erblicken wir auf einem über zweitausend Fuß hohen Felsen und nur dem aufmerksamen Auge bemerkbar ein kleines Fort oder vielmehr festes Blockhaus, St. Luciensteig genannt, seit alten Zeiten oft und oft Zeuge blutiger entsetzlicher Kämpfe, nun aber stetiges Sommerquartier graubündischer Bergmiliz, rüstiger Jäger, die da oben in ihrer Felseneinöde hausen, klettern, jagen, schießen und alle Strapatzen kennen und ertragen lernen müssen, und nicht weit von diesem ragt fast in gleicher Höhe das kleine St. Lucienkirchlein, das älteste wohl in ganz Graubünden. Das ganze Jahr hindurch steht es still und verlassen, nur am Himmelfahrtstage klingt sein Glöcklein ins Thal hinab, und aufwärts zu ihm zieht die Procession mit flatternden Kirchenfahnen und Gesang.

Zur Rechten dagegen stellt sich bald der kleine Ort Ragatz dar, unmittelbar vor jener düstren und wilden Felsschlucht, in der, eine Stunde tief, das einsame heiße Bad Pfäffers liegt. Kein Wanderer möge versäumen, wenigstens bis so weit in diese schauerliche enge Bergspalte vorzudringen. Es wird einem seltsam zu Muthe, wenn man hineintritt und auf einmal die schöne sonnige Thalweite hinter sich läßt. Kalt und feucht schauert es einem entgegen, und fast wie angstvoll zagend schmiegt sich die meistens kaum 8 Fuß breite Fahrstraße an die Rechte der beiden auseinander gerissenen Wände grauen Urthonschiefers, die hüben und drüben so hoch und drohend aufsteigen, daß an manchen Strecken ein wahres Dämmern herrscht. Im Grunde aber wühlt und tost bald über mächtige schwarze Blöcke, bald durch ausgewaschene Felsenkessel ein wildes, trüb graues Bergwasser, die Tamina. Als ich diese Schlucht besuchte, hatte es die Nacht zuvor geregnet, daß noch überall von den ungeheuren Schieferwänden Staubbäche hernieder sanken, während das Brausen des hochgeschwollenen Stromes an einigen Stellen so laut und entsetzlich von den Felsen hallte, daß es aufs Genaueste einem schweren Donner glich. Manch wilde Felsschlucht habe ich durchwandert, vorher wie nachher; großartigere sah ich wohl, wie z. B. die berühmte Via mala oder die Gegend der Teufelsbrücke auf der Gotthardsstraße, die Gondoschlucht des Simplon, oder den Paß Klamm bei Gastein; aber keine einzige, die auch nur im Entferntesten einen so grausigen Eindruck auf mich gemacht hätte als diese Taminaschlucht.

Das Rheinthal dagegen wird stromaufwärts schöner und malerischer mit jeder Stunde, und bald liegt Graubündens Hauptstadt gerade vor uns, das alte Chur.

Es ist von dieser Seite fast nichts von der Stadt zu sehen als ein paar Thürme und ein Dutzend flacher Häusergiebel, die eben über die hohe altersbraune Stadtmauer, welche sich davor hinzieht, herüber schauen, und da die große Heerstraße außerhalb der Mauer um die Stadt herumführt, so mußt du, lieber Leser, wenn du diese sehen willst, hier also die Straße verlassen und eintreten durch das alte dunkle Bogenthor mit dem Giebelthurme darüber.

Und nun merke auf. — So wie du das Thor durchschritten, wende dich gleich links nach dem ersten Hause. Auch wenn es nicht das erste wäre, kannst du das Haus leicht finden, denn von geschwungenem Eisengestänge hängt ein glänzender goldner Stern grade über dem Eingange. Da tritt hinein und gehe die Stiege hinauf, wo du einen nicht eben großen und eleganten Speisesaal findest. Stelle da deinen Wanderstab in den Winkel, hänge den Hut an einen Nagel und wirf getrost das Ränzlein auf die Bank; du sollst dich freuen und es bald erkennen, wie gut du hier aufgehoben bist.

Ein prächtig, behagliches Gasthaus dieser goldne Stern. In der ersten Minute schon wird's dir wohl darin, und von allen Seiten heimelts dir entgegen. Nichts ist da zu finden von jenem für jeden frischen Fußwandrer so verhaßten wachslichtbeschienenen Hotelluxus, Nichts von schnöden bengelhaften Kellnern, Nichts vom ganzen complicirten und raffinirten Apparat, der doch im Grunde nur darauf hinausläuft, die Rechnung umfangreicher zu machen; aber was das Allerbeste ist, auch nicht eine Spur sieht man hier von all dem blasirten langweiligen kutschirenden oder mauleselgetragenen Touristenvolk, das uns armen Fußwandrern die schöne Schweiz so jämmerlich verleiden kann.

Im goldenen Stern sorgt die gemüthliche Frau Wirthin hausmütterlich und voll Umsicht für Alles und Jedes, ihre frischen hurtigen Töchter bedienen die Gäste, während der behagliche Hausvater immer das Beste und Neueste dafür zu erzählen weiß. Es ist kein Wunder, daß allabendlich oben am langen Tische große Versammlung ehrsamer Bürger stattfindet, zumal Speis wie Trank allzeit untadelhaft, vor allen Dingen der „Kompleter“ des Kellers ein hoch zu preisendes Gewächs ist. — Nur Veltliner ist in diesem Hause, wie in ganz Graubünden, längst auf die Neige gegangen zu allgemeiner großer Herzenstrauer; denn seit sechs Jahren wüthete im schönen Veltlin die Traubenkrankheit und verdarb die ganze Lese.

Als ich Abends an der Wirthstafel zufällig danach fragte, brach wieder bei allen Anwesenden der Seelenschmerz über den verlornen Göttertrank hervor in den lebendigsten Ausdrücken.

„Ach Veltliner!“ seufzte mein Tischnachbar zur Rechten; „der ist Mythe geworden, der gehört jetzt unter die schönen Sagen der Vorzeit. — Hätten Sie den gekannt! Was war aller übrige Wein gegen ihn!“

„Veltliner!“ rief der zur Linken mit wehmüthigem Lächeln aus. „Als wir den noch hatten, glückliche, glückliche Zeiten das, für uns wie für ganz Graubünden.“

„Veltliner!“ sprach nachdenklich und schmerzlich ein dritter. „Ob sie wohl einmal wiederkehren werden, jene Zeiten, wo er noch unser Dasein verschönte.“

„Ich glaube nicht daran“ sagte ein Alter am obern Tischende mit traurigem Kopfschütteln, „ich wenigstens erlebe sie nicht.“

„Wenn's dann nur unsre Kinder erleben“ hieß es am andern Ende der Tafel.

„Ich weiß nur einen Einzigen hier in Chur, der noch alle Tage Veltliner trinken kann, manchen herrlichen vollen Schoppen“, nahm der Wirth das Wort. — „Es ist der Bischof. Ich sage euch, fuderweis liegt noch immer der edelste Wein, den je die Sonne mit ihrer Strahlengluth gekocht hat, in seinen uralten Kellergewölben. Ich selber habe ihn gesehen und seinen Duft geathmet.“

„Der Glückselige! der Beneidenswerthe! der verdammte Bischof!“ rief man durcheinander.

Da endlich erhob sich der Doctor S., Kantongerichtsanwalt und Redacteur einer dortigen Zeitung. — „Freunde, Genossen! rief er mit lauter Stimme und hoffnungsstrahlendem Antlitz: „Weinet nicht, zaget nicht, verzweifelt nicht. Es lebt da oben noch ein gütiger gerechter Gott, er wird uns nicht verlassen in unsrer Noth, haben wir doch seine herrliche Himmelsgabe zu sehr geachtet und das Glück sie zu genießen zu sehr in tiefstem Herzen erkennen gelernt. — Ich weiß es, ich habe genauen Bericht, der Würgengel der Reben, die Traubenkrankheit, ist in diesem Jahre nicht wieder gekommen, und schwer mit köstlicher Last hangen drüben die Stöcke. Frenet euch und jubelt mit mir, ihr Freunde, sie werden wieder kehren, die glücklichen Zeiten des edlen Veltliners!“ — Da lächelten Alle still selig. „Sie aber, lieber norddeutscher Wandersmann“, wandte er sich zu mir, „der sie verwundert waren, als eben rings umher sich so viel Schmerz kund gab ob des verlorenen Glücks, morgen kommen sie zu mir, ich bin auch noch so glücklich ein paar Flaschen alten edlen Veltliners zu besitzen. Kommen sie, kosten sie und lernen begreifen, wie gerecht jener Schmerz war.“ — Also redete der Doctor.

Und andern Tages kam ich und kostete und erkannte, wie gerecht die Trauer des Landes war. Lieber Leser, ich kann dir gar nicht beschreiben, wie schön seine dunkle Purpurfluth im Glase funkelte, wie sie erst so mild und wonniglich sich über die schlürfende Lippe ergoß, dann drinnen plötzlich feurig aufflammte, ihre ganze südliche Sonnengluth entfaltend, daß mir auf einmal fast wundersam davon zu Muthe ward. — Ich weiß es, du lächelst jetzt über mich, lieber Leser, aber ich versichere dir, es war wirklich so,

und du selbst wirst mir auch beistimmen, wenn du hinkommst und das Glück haben solltest Veltliner, ächten alten Veltliner zu kosten.

Aber auch der Doctor selbst war frisch und prächtig, seine Nähe erwärmte mir ordentlich das Herz; er war auch Dichter, zugleich wußte es Alles und Jedes, was ich nur über Graubündens Land und Leute zu erfahren wünschte, und eine Menge werthvoller Notizen jeder Art verdanke ich nur seiner Güte.

Daß die Stadt Chur uralt und schon unter dem Namen Curia Raetorum der Hauptort des alten Rätiens gewesen sei, seit dem 5. Jahrhundert aber stets Sitz des Bischofs; daß die schöne Heimath dieses Veltliners einmal zu Graubünden gehört habe und dieses bis zu Konradins Tode hohenstaufisch Land war; daß es später viele Jahre hindurch zwar dem Namen nach noch zum deutschen Reiche gehörte, indessen, so gut wie sich selbst überlassen, nur der Schauplatz der entsetzlichen inneren Kämpfe, Bedrückungen, Grausamkeiten und Räubereien eines zahlreichen wilden Raubritteradels blieb; daß endlich aber das Volk gegen seine vieljährigen Bedrücker aufstand, sich in drei Bünde einigte, mit Feuer und Schwert deren wüstem Treiben ein Ende machte und fast alle Burgen bis auf den Grund zerstörte, erzählte mir der Doctor. Das mächtigste dieser Bündnisse nannte sich der graue Bund, vielleicht nach der grauen unscheinbaren Kleidung seiner Mannen, der andere, an dessen Spitze der Bischof von Chur und die gesammte Geistlichkeit stand, der Gotteshausbund, der dritte endlich hieß der Bund der zehn Gerichte, und später vereinigten sich diese drei wieder in einen einzigen, den sie den ewigen nannten, und der schloß sich dann in späteren Jahren der schweizerischen Eidgenossenschaft an. Nach dem mächtigen grauen Bunde aber, dessen Namen längst weit und breit bekannt und berühmt war, hieß fortan der Kanton.

Auch erzählte mir der Doctor von der Natur des Landes und seiner Bewohner, von den Romanen, diesem räthselhaften Volksrest aus dunkler Vorzeit, vom nahen untergangsbedrohten Dorfe Felsberg, von Thusis und der berühmten Via mala, vom weltabgelegenen Aversthale, dem höchsten bewohnten Thale Europas, vom Engadin und seinem so eigenthümlichen Charakter mit seinen stillen Seen, grünen Matten, saubern Dörfern, fast städtisch eleganten Marktflecken, den ausgezeichnetsten Kunststraßen und dann wieder in unmittelbarster Nähe derselben mit tiefen Urwäldern, in denen noch Bären, Wölfe, Luchse und Wildkatzen hausen.

„Um Gottes willen, schloß er seine Rede, dürfen Sie nicht jetzt schon umkehren, wie sie zuerst wollten, lieber Norddeutscher, denn hinter Chur beginnt erst das echte Graubünden, und Sie sollen einmal sehen, welche ein wundersam schönes Stück Welt das ist.“

Chur selbst war nicht im Stande mich länger als einen Tag zu halten, denn es hat wenig des Sehenswerthen; nur sein uralter Dom ist ein höchst interessantes Bauwerk romanischen Stils. Man setzt seine Erbauung ins 8 Jahrhundert, was indeß sicherlich wohl übertrieben ist, obschon immerhin in jener Zeit die Gründung desselben mag stattgefunden haben. Dies jetzige Gebäude wenigstens läßt sich in allen Theilen sofort als dem 12. Jahrhundert angehörig erkennen oder höchstens dem Ende des eilften. Was aber das Interessanteste dabei ist: die Behandlung seiner Details, der Profile, der schweren mit grotesken Thiergestalten geschmückten Capitäle und vor allen jene beiden seltsamen Säulen, die getragen von ruhenden Löwen rechts und links am Eingange in dem Vorhof aufgestellt sind, alles stellt sich auf den ersten Blick als Werk altlombardischer Kunst dar und könnte eben so gut einer alten Kirche Veronas, Brescias oder Monzas angehören. Hier ist also sicherlich nur ein italiänischer Künstler thätig gewesen. Bis jetzt ist dieses bedeutsame Bauwerk, das einzige seiner Art diesseits der Alpen, noch äußerst wenig in der Kunstwelt bekannt, und ich hörte daher zu meiner Freude, daß ein Canonicus des Domes mit einer umfassenden Arbeit darüber beschäftigt sei, deren illustrirte Herausgabe schon in nächster Zeit zu erwarten stehe.

Ein schöner glanzumflossener Sonntagmorgen war's, als ich unter hallendem Glockenklang das alte Chur verließ und wieder die breite Straße rheinaufwärts zog. Eine Stunde Weges nur, und ich stand schon vor jenem Dorfe, das in letzter Zeit die theilnehmenden Blicke halb Europas auf sich zog durch das furchtbare Schicksal, das nun seit Jahren drohend über ihm hängt: Felsberg.

Es liegt am linken Rheinufer, während die Straße sich am rechten hinzieht. Als ich über die armselige halsbrechende Brücke ging und ins Dorf eintrat, hatte so eben seine kleine Kirchenglocke ausgeklungen. Aus allen Häusern kamen in saubern Sonntagskleidern Männer, Frauen und Kinder und verloren sich in das winzige weißgetünchte Kirchlein, aus dem bald der Choral hervordrang. — Ich ging durch die stillen menschenleeren Gassen auf den verhängnißvollen Bergabhang des Calanda zu, an dessen Fuße das Dorf gebaut ist. Er mag hier 2 bis 3000 Fuß hoch sein und besteht aus jenem dunklen Alpenkalkstein, welcher tief schwarz wie Tafelschiefer, aber nach allen Richtungen mit schneeweißen crystallisirten Adern durchzogen ist und, zwar noch zur Juraformation gehörig, einen so bedeutenden Theil der Alpen ausmacht. Hinter dem Dorfe liegt ein schmaler Strich, der mit Obst- und kleinen Gemüsegärten bedeckt ist, auch wohl hie und da ein winziges Ackerfeld zeigt, dann kommt ziemlich steil aufsteigend die mächtige graue Schutthalde, unheimlich und öde ohne das mindeste Grün einer Pflanze, und aus dieser hervor ragen nun hoch oben die senkrechten, schroffen und drohenden Wände, deren fort und fort herabstürzenden Blöcke jene Trümmerhalde, die ihr Fuß umgiebt, gebildet haben; denn durch und durch scheint das Gestein von oben bis zum Grunde zerrissen, zerborsten und dem gänzlichen Auseinanderbrechen nahe zu sein. Dichte Tannenwaldung zog sich einst, von den Gärten des Dorfs beginnend, bis hinauf zu den Felswänden. Wohl kannten die Einwohner längst die Risse und Zerklüftungen derselben, wußten selbst, daß sie seit einiger Zeit weiter und weiter wurden, doch Keinem fiel ein an Gefahren zu denken. Da im Frühling des Jahres 1834 löste sich eines Tages oben eine gewaltige Steinmasse und schlug mit furchtbarem Donner hinab und grade in den Wald. In einer Minute war dieser zersplittert und begraben, und die graue Trümmerhalde war da, indeß noch in ziemlicher Entfernung von den Häusern. Neun Jahre waren seitdem in tiefer Ruhe des Berges vergangen, und auch die Felsberger dachten schon, nun wäre Alles herunter und vorüber, als in einer Septembernacht 1843 ein neuer noch mächtigerer Sturz folgte. Diesmal ward die Halde ums Doppelte größer, viele Blöcke polterten drüber hin bis in die Gärten, und mehrere derselben sprangen noch weiter und schlugen mit furchtbarer Gewalt ein paar Gebäude zu Boden, zum Glück nur Viehställe, diese jedoch mit Allem, was darin war, im Nu zerquetschend.

Zwar entstand zuerst Schrecken und Wehklagen im Dorfe, aber unbegreiflicher Weise beruhigte man sich schon in den nächsten Tagen; denn nun, meinte man, sei ganz sicher auch das Letzte der losen Felsmaßen herabgefallen und jetzt das Uebrige fest. Aber schon der nächste Frühling lehrte, wie sehr man sich getäuscht. Am 16. April, an einem schönen und stillen Frühlingstage, krachte und knallte es plötzlich wieder droben auf so entsetzliche Weise, daß Alles jammernd durch einander flüchtete. Da sank wieder eine ungeheure Steinmasse herab, wieder rollten viele Blöcke bis dicht ans Dorf, wieder gingen einige Gebäude verloren, und von der Zeit an verging kaum eine Woche, daß der Berg nicht etwas heruntergesandt hätte.

Nun erst ward die Aufmerksamkeit allgemein. Zeitungen erzählten der halben Welt davon; Geognosten und Techniker kamen den Stand der Sache zu untersuchen; Vorrichtungen wurden gemacht, um jede leise Bewegung der Massen zu controlliren. Es waren dies Eisenstangen, die mit Zolllinien bezeichnet vom losgetrennten zum festen Gestein gingen, so daß sie am ersten fest und an diesem aber frei in einer Scheide ruheten, um so die genauesten Verrückungen anzuzeigen. Man dachte nun daran sich einen sichern Wohnsitz zu ver-

schaffen. Die armen Felsberger baten erst die Stadt Chur um etwas Grund und Boden zum neuen Anbau. Diese schlug es, ich weiß nicht warum, ihnen jedoch rund ab. Dann gingen sie die romanische Nachbargemeinde Ems darum an. Ems war dazu bereit, aber nur unter der Bedingung, daß die protestantischen Felsberger zur katholischen Kirche überträten. Mit großem Unwillen wurde das von diesen zurückgewiesen, die sich nun lieber in einiger Entfernung vom Dorfe eine Anzahl kleiner Zufluchtshütten aufschlugen zur nothdürftigsten vorläufigen Wohnung. Durch solche Standhaftigkeit der armen Bedrohten aber fand nun ihre Sache weit und breit die allgemeinste und wärmste Theilnahme.

Die Regierung Graubündens verschaffte ihnen jetzt durch energischen Befehl im Weichbilde Churs eine sichere Stelle zum Bau eines neuen Dorfes. Nun war die Summe von 400,000 Franken herbei zu schaffen, zu der die Errichtung der Häuser für jene 134 Familien, der Kirche, Schule so wie der verschiedenen nothwendigen Wasser- und Brückenbauten veranschlagt worden. In Graubünden geschah eine ordentliche allgemeine Steuersammlung dafür, alle übrigen Kantone der Schweiz sandten bedeutende Summen; in Deutschland, selbst in Frankreich und England geschahen in jeder bedeutenderen Stadt Sammlungen, auch der Gustav-Adolfs-Verein schickte Geld für Kirchen- und Schulbau, der König von Preußen allein 10,000 Franken. — So konnte denn mit dem Bau von Neufelsberg begonnen werden, und bald erhob sich allda Haus an Haus, nur noch die Kirche fehlte. — Während der Zeit hatten die Felsenköpfe da oben fast Tag für Tag herunter bombardirt, das Krachen, Bersten und Poltern ging in Einem fort, ohne indeß erheblichen Schaden zu thun, und so ward man nach und nach so vertraut damit, daß man schon allgemein bereute mit dem Neubau so voreilig gewesen zu sein, denn kein Mensch, den friesischen Küstenbewohner vielleicht ausgenommen, gewöhnt sich so leicht an ewig schwebende Gefahr als der Schweizer, und Beide haben auch das gemein gleich schwer ihren alten Wohnsitz zu verlassen. So blieben denn auch die Felsberger ruhig in ihrem alten lieben Dorfe und ließen den Berg donnern, so viel er wollte, höchstens ihr Vieh banden sie zur Sicherheit in die neuen Gebäude, und nur einzelne Familien bezogen sie.

Es ging gut bis gegen den Herbst des Jahrs 1850, wo die Meßstangen plötzlich zeigten, daß große Bewegungen in den Massen vorgingen, und die Risse sich auf gefahrdrohende Weise schnell vergrößerten. Am 31. August endlich sank donnernd die erste größere Masse herunter, und nun erst hielten die Felsberger ihr Dorf dem Untergange geweiht und verließen es mit lautem Jammern, um in Neufelsberg den schrecklichen Augenblick zu erwarten. In der Nacht vom 1. auf den 2. September nahm wieder das Krachen und Knallen da oben so zu, daß man nun sicher glaubte, des Dorfes Stündlein habe geschlagen.

Man dachte daran, daß auch im Jahre 1843 in dieser ersten Septembernacht ein so großer Sturz erfolgt sei. Und sonderbar, gerade in derselben Stunde, um ein und ein halb Uhr, ja in derselben Minute, wie damals, begann jetzt das lang gefürchtete Ereigniß. Die Nacht war still und sternenhell, aber fast Nichts konnte man sehen, denn eine dicke schwarze Staubwolke ballte wühlend sich im Nu um den Abhang. Drinnen aber brüllte und knallte es so grausenhaft, so betäubend und überwältigend entsetzlich, und dabei erbebte und erdröhnte das Erdreich fast stundenweit ringsum so stark, daß auch dem Muthigsten das Blut in den Adern erstarrte. Selbst in der Stadt Chur hatten vom Dröhnen und der Lufterschütterung alle Fenster geklirrt und waren die Leute vom Schlaf erwacht.

Kein Einziger glaubte, daß auch nur noch eine Spur werde vom Dorfe mehr zu sehen sein, und auch Keiner war muthvoll genug sich hin zu wagen und nachzusehen; denn obwohl die Hauptmasse herunter gekommmen zu sein schien, rollten doch noch immer Stücke nach, und großes Zittern und Zagen war in jedem Herzen.

Aber als die Sonne aufging, lag umstrahlt von ihr das kleine Dorf mit seinem weißen Kirchlein, seinen grünen reichbeladenen Obstgärten, seinen Kartoffelfeldern so friedlich und freundlich da, als ob gar nichts vorgegangen sei. Alles war, wie man es verlassen; nur oben die Felsenköpfe hatten eine ganz andere Gestalt, daß man sie gar nicht wieder erkannte. Auch die Schutthalde war viel höher und breiter geworden, doch kein Haus, kein Stall war versehrt; aber ein paar mächtige Steinblöcke waren über alle Häuser hingesaust und lagen auf der andern Seite des Dorfes.

Eins war rührend. Ein altes Ehepaar war durch nichts zu bewegen gewesen, das heißgeliebte Haus zu verlassen. Die ganze entsetzliche Nacht hatten die beiden Alten ruhig in ihrem Stübchen, bei ihrer Lampe sitzend zugebracht und kamen nun den wiederkehrenden Flüchtigen weinend vor Freude entgegen.

Das war der letzte große Sturz des Berges, der seitdem ruhig ist und nur noch kleinere Stücke herabsendet. Ob es aber der letzte bleiben wird, wer weiß es!

Die Geologen sagen, es wäre noch lange nicht vorüber, und noch manche solcher Schreckensnächte könnten kommen; auch erfahrene Techniker schütteln bedenklich den Kopf. Nur die Felsberger selbst sind unbegreiflicher Weise ruhiger als je. Sie wohnen wieder sorglos mit Weib und Kind unter den Felsen und halten nun selbst die mächtige Schutthalde für ihren besten Schutz, da sie jeden herabrollenden Stein aufhalten oder durch die Heftigkeit seines Sturzes bis zur Unschädlichkeit schwächen wird, wie man sich einbildet; aber das Vieh hat man lieber in Neufelsberg. Seltsam und für Manche vielleicht unbegreiflich mag es sein, dies starre Festhalten an der Scholle; und doch wohl dem Menschen, dessen einfaches Gemüth noch fähig ist, solch heißes und tiefes Heimathsgefühl zu bergen.

Der Gesang im weißen Kirchlein war nun auch verstummt und mit ihm der letzte Laut; Alles war still rings um mich her, vollkommen lautlos. Ich stand hinter dem Dorf und grade vor der aufsteigenden Schutthalde, die grau und öde mit gelblichen Lichtern und violetten Schattentönen im heißen mächtigen Sonnenglanze da lag. Scharf und zerrissen setzten sich oben die grell beleuchteten Felswände vom leeren tief blauen Himmel ab, und ich war von allen Seiten umgeben von einem wahren Chaos von Steinblöcken, die überall, hier dichter, dort lichter herum auf dem ebnen Grunde lagen. Die meisten waren sechs und acht Fuß im Durchmesser; andere überragten mich wohl um das vier oder fünffache; einige waren ganz scharfkantig und an den Bruchflächen noch glänzend und splittrig, diese mußten erst frisch herunter gekommen sein, denn nicht die leiseste Spur von einem vegetabilen Ansatz zeigten sie; andere waren oben ganz grün von schönem Moose, wieder andere waren schon mit allerlei blühenden Kräutern besetzt, und noch andere sah ich, aus deren Moospolstern sogar kleine junge Tannen aufgegangen waren.

Nicht gar weit von mir lagen die unbedeutenden Mauertrümmer von einem zerschlagenen Gebäude, und der Thäter lag plump und ungestalt mit seiner dunkelgrauen Masse mitten drin. Kleine Buchweizenstücke, Kartoffel- und Flachsäcker zogen sich hier und dort vereinzelt zwischen den Blöcken hin, und ein solcher Unhold, der wohl erst von gestern sein mochte, war gerade in ein kleines blaublühendes Leinfeld geschlagen.

Als ich noch so stand und gedankenvoll hinaufschaute nach der grauen aufsteigenden Trümmerwüste da vor mir, ward die tiefe Stille, die mich umfing, plötzlich durch ein Krachen unterbrochen, wie von einem schwachen Flintenschusse. Ein zweites, etwas stärkeres Krachen oder Knallen folgte unmittelbar dem ersten, und plötzlich sah ich, wie sich hoch oben von einem überstehenden Rande des Felsenkopfes ein nicht ganz unbeträchtliches Stück ablöste und senkrecht herunter sauste. Im Nu hatte es die obere Gegend der Halde erreicht, schlug hier mit Gewalt ein, machte dann einen tüchtigen Bogensprung bergabwärts, nahm ein paar Steine mit und rollte darauf noch einige

Schritte und blieb auf der schiefen Haldenebene in ziemlicher Höhe liegen, und die alte Ruhe umgab wieder Alles.

„Das ist was Rechtes“, sagte jetzt ein alter Mann, der unbemerkt von mir während dessen an mich herangetreten war. „Gestern hätten Sie hier sein müssen, lieber Herr, da kam ein ganz anderer Brocken herunter, das krachte. Sehen Sie, auch mein schönes Leinfeld hier hat seinen Theil davon bekommen. Gerade mein einziges Leinfeld, es war doch so viel Platz daneben. Ein anderes Stück ist noch viel weiter gerollt, da liegt es.“

„Seid ihr denn gar nicht mehr um euer Dorf bange?“ fragte ich.

„Nicht eben viel“, sagte der Alte, „die Halde da hält fast Alles auf; Sie sahens eben ja selbst, wie sie das thut.“

„Aber kann denn nicht auch noch einmal ein größerer Bergsturz kommen?“

„Ja, freilich kann das, es ist noch lange nicht Alles herunter, was abgeborsten.“

„Doch wenn's einmal herunter kommt, kann's dann nicht euer Dorf zerstören?“

„Ja, freilich, wenn der Himmel will.“

„Warum zieht ihr denn nicht fort und wohnt in Reufelsberg, statt in so ewiger Gefahr zu leben?“

„Weil uns das alte Dorf zu lieb ist. Unser Vieh haben wir auch ja meistens dort, und dann hören wir's immer schon vorher arbeiten, wenn was Rechtes abe will. Und ich will Ihnen sagen, ich glaub, grad so lieb, wie wir's Dörfli haben, hat's auch der lieb Herrgott. Ich sag Ihnen, wenn das nit wär, es wär schon längst verschlage.“

---

* Ein Besuch in Schiller's Geburtshause.

An einem prächtig sonnigen Augustmorgen brachen wir von Ludwigsburg, dieser „guten“ würtembergischen Stadt, auf, um nach dem eine Stunde entfernten Marbach zu wallfahrten. Eine Wallfahrt darf man wohl mit Recht den Besuch von Schillers Geburtshause nennen; ist diese Stätte doch jedem deutschen Herzen theuer. — Der Weg schlängelt sich anmuthig zwischen den schönsten Obstbäumen hin und hat immer zur Seite den hier ruhig, dort reißend dahin fließenden Neckar. Bald sahen wir auf der Höhe Marbach liegen; der erste Anblick des Städtchens macht einen sehr angenehmen Eindruck, mit den weißen Häusern, welche aus dem sie umgebenden, üppigen Grün hervorblicken, sah es wohl wie eine Dichterheimath aus. Dieser liebliche Eindruck verliert sich freilich schon bei der Einfahrt, die Straßen sind öde und voll von Anzeichen der landwirthschaftlichen Beschäftigung der Einwohner. Ich glaube freilich, daß an dieser Enttäuschung weniger Marbach selbst Schuld ist als die überaus reizende Landschaft, welche uns von den prächtigen Ludwigsburger Schloßanlagen ab bis an das Städtchen begleitet hatte.

Wir stiegen im Posthause ab; der Postmeister, welcher zugleich Wirth ist, zeigte uns bereitwillig den Weg zum Schillerhause. Wir gingen die schmale Gasse entlang und standen plötzlich vor dem kleinen unscheinbaren Häuschen mit dem großen Schilde, welches ein poetisch gesinnter reisender Handwerksgeselle (wie man versichert, seines Gewerkes ein Schneider) den Fremden zum Wegweiser dem Hause geschenkt hat. Auf diesem Schilde stand mit sehr unschöner Schrift: „Hier wurde Fr. Schiller geboren“; — unmittelbar daneben hingen die Insignien des Bäckermeisters, der bekanntlich jetzt Inhaber des Hauses ist.

Still traten wir in die enge dunkle Hausflur; wenige Tritte aufwärts führten von dort in das Zimmer, worin einst die Wiege des von uns Deutschen am Meisten geliebten Dichters stand. Es war mehr denn einfach in dem Stübchen; ein langer hölzerner Tisch mit Bänken zu beiden Seiten, in der Mitte der Thürwand ein großer Kachelofen bildeten das ganze Inventar; nur ein fremder Handwerksgeselle saß bei einem Schoppen Wein am Tische; sonst war's leer, wirklich leer! — Vergebens suchte das Auge nach einem Gegenstande der Erinnerung an die Vergangenheit; der Geist sträubte sich diese Oede zu fassen und konnte sich ebensowenig darein finden wie in den graden Gegensatz, den das Schillerhaus in Weimar mit seinen gestickten Tapeten und Teppichen bildet, welche eine übel angebrachte Ausschmückungssucht den niedrigen Zimmern, der einfachen Bettstelle und dem hölzernen Schreibtische glaubte beigeben zu müssen.

Aber Etwas mußte doch außer der mit Fliegen bedeckten Brezelschüssel zu finden sein. Endlich entdeckten wir in einer Ecke am Fenster die schwarze Büste Schillers, inmitten zweier entsetzlich schlechten Heiligenbilder; unter dieser Büste hing eingerahmt ein sehr mittelmäßiges Gedicht, von dem nur die Endzeilen gut waren. Weil dieses Gedicht **Alles** ist, was von Erinnerungszeichen vorhanden war, möge es hier seinen Platz finden.

Hier, o Held, ist deine Wiege!
Die mit Stolz der Deutsche nennt,
Hier die Pforte zu dem Siege,
Der dich ewig Ruhm bekrönt.
Schiller! König aller Dichter,
Hier betratst du deine Bahn,
Zündetest der Weisheit Lichter
Hier in dunkler Halle an.

Längst schon schwand dein irdisch Leben
Landsmann, hier im fernen Land.
Doch dein Geist, dein hohes Streben
Wird uns ewig nie verbannt,
Bis ein Denkmal höhrer Weihe,
Schiller, ewig dich verklärt,
Sei dein Bildniß unserer Treue
Uns zum Opfer dir gewährt.

Deutscher Barde! frei und groß,
Seltsam fiel dein Schicksalsloos;
Bald gelobt und bald getadelt,
Und am End auch noch geadelt!
— Doch verzeih dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand. —

Bandle in Marbach.

Ein Schilleralbum war natürlich auch hier zu finden; wir legten es nach kurzem Durchblättern, erschöpft durch die Flachheit und Rohheit seines ganzen Inhalts, wieder bei Seite, man wurde müde und matt an dem Unsinn, womit die Unbedeutendheit sich in dem Buche breit machte. — Jetzt erst wandten wir uns dem Besitzer des Hauses, welcher so viel Unbill in dem Album erdulden mußte, zu, und fast that es uns leid, daß wir ihn nicht zuerst beachtet hatten. Seine ganze Erscheinung berührte wohlthuend nach all dem vergeblichen Suchen. Es war eine derbe vierschrötige Gestalt, mit einem treuen offnen Gesicht; auf unsere Fragen gab er verständige Antworten, nur von dem Unrecht, daß er kein Plätzchen in seinem Hause dem Andenken des Dichters, welcher darin geboren, geweiht hätte, wollte er nichts wissen, indem er einfach aussprach: „die Leute hier würden mich auslachen und glauben, ich wäre eitel geworden.“ Wir redeten ihm diese verzeihliche Verkehrtheit aus und erhielten darauf das Versprechen, aus der Ecke, wo die Büste stand, die schlechten Heiligenbilder zu entfernen und dafür die Werke Schillers, welche er in nächster Zeit erhalten würde, aufzustellen, überhaupt dies Plätzchen dann nie weiter für die Zwecke seines Hauses zu verwenden.

Froh über diese Errungenschaft tranken wir noch dem biedern Alten zu Gefallen einen Schoppen echten Marbacher, welcher freilich nicht geeignet ist zu begeistern, und gingen dann schweigend, ohne die Schillerhöhe, einen zu Ehren des Dichters angelegten schönen Spaziergang, zu besuchen, ins Posthaus zurück.

Hier fanden wir mehre Beamte am Wirthstische, welche mit regem Interesse auf unser Gespräch über den Besuch im Schillerhause eingingen. Wir warfen die Frage auf, warum gerade an

dieses Haus kein Gedanke des Ankaufs sich knüpfe, während dasselbe doch ein bei Weitem tieferes Herzensinteresse in Anspruch nehmen müßte als das Schillerhaus in Gohlis und noch manche andere Plätze, wo der Dichter nur kurze Zeit geweilt, und wofür bedeutende Summen aufgewandt würden, um sie zu erstehen. Dieses Haus, in dem er geboren wurde, bleibt unbeachtet und wird mit der Zeit gänzlich verbaut werden und untergehen, ohne daß Jemand auf den Gedanken kommt, es als ersten Gedenkstein der Geschichte des Dichters zu erhalten. Wir erkundigten uns, wie hoch sich die Forderung für das Häuschen im Fall eines möglichen Ankaufs belaufen könne; man nannte uns die Summe von 1000 bis 1500 Gulden. — Der Postmeister zeigte uns darauf noch die Bilder Schillers und seiner Gattin, welche der Sohn derselben bei seiner letzten Anwesenheit in Marbach ihm geschenkt habe, und erwähnte dabei der großen Aehnlichkeit eines im Städtchen lebenden Verwandten des Dichters mit den Worten: „Wenn man ihn ansieht, meint man, es sei Schiller selbst, beginnt er aber zu sprechen, ist die Täuschung vorbei; man hört's gleich, wie fürchterlich dumm er ist!“

Unter solchen Gesprächen war es fast Mittag geworden, und wir brachen auf. Während unserer Rückfahrt nach Ludwigsburg war natürlich vielfach die Rede von dem heutigen Besuche; immer lebhafter bewegte uns der Gedanke an die Möglichkeit bei der geringen Kostensumme das Haus zu erstehen. — Aber wie, das war die Frage. Nach unserer Ansicht dürfte es Privateigenthum jetzt nicht mehr werden, da in dem langen Zeitraume seit Schillers Tode weder dessen Söhne noch sein Verleger, der reiche Herr von Cotta, jemals daran gedacht haben, ihr Eigenthumsrecht auf dasselbe durch den Ankauf in Anspruch zu nehmen.

In drei Jahren wird gewiß mit großen Festlichkeiten das hundertjährige Geburtstagsfest des Dichters gefeiert werden. Sollte es nicht möglich sein, bis zu diesem Zeitpunkt sein Geburtshaus als Eigenthum dem deutschen Volke zu sichern?

---

*Gedicht.

Der Indianer.

Aus dem Schwedischen des Gudmund L. Silverstolpe übertragen von P. J. Willatzen.

Auf dem Haupte Adlerflügel,
In der Hand ein blutig Mordbeil
Und geschmückt mit Siegeszeichen,
Schläft der stattliche, der wilde
Rothe Mohawk in dem Canot,
Das am Strande festgebunden,
Schläft, vom Schaukelgang des Flusses
Eingewiegt in süße Träume.

Aber durch des Flusses Dickicht
Schleicht sich, wie ein Fuchs geschmeidig,
Leicht der listige Hurone;
Mit verhaltnem Athem naht er
Sich dem Boote, wo sein großer
Feind von neuen Siegen träumet.

Wird den Schlachtruf er erheben?
Wird der drohende Hurone
Aus dem Schlaf den Feind erwecken,
Sich im Kampf auf Tod und Leben
Mit ihm messen? Nein, der Fuchs zieht
Aus dem Gürtel stumm sein Messer,
Nähert es dem Tau und schneidet,
Schneidet — und es reißt: das Canot
Gleitet lautlos in die Strömung.

Rascher schießt das Wasser,
Rascher jagt und rascher
Die Pirogue schwankend;
Es erwacht der Mohawk,
Sieht sich um und greifet
Hastig nach dem Ruder.
Denn er weiß: das Wasser,
Das sein Fahrzeug fortreißt,
Heißet in der Weißen
Sprache St. Lorenzo;
Und er kennt am Tone
Schon die grause Riesin,
Die von ferne rufet,
Weiß es, daß die starke
Heißet Niagara.

Wild ergreift er
Das breite Ruder,
Wendet des Canots
Spitzen Steven
Wieder landein,
Klüftet mit Kraft
Wälzende Wogen
Rastlos rudernd,
Blicket umher,
Schweigt und rudert,
Rudert um's Leben.

Stille steht das Canot
Bei des Mohawks Mühen,
Eilt nicht mehr nach unten,
Aber auch stromauf nicht.
Also gilt's die letzte
Heldenkraft zu zeigen:
Noch einmal herkulisch
Mächtiges Ausholen
Und — mit Krachen
Knickt das gebogene Ruder!

Da noch einen Blick auf Land und Wasser,
Einen Blick zur Ferne, wo die lieben
Wigwams stehn, wo Weib und Kind sein harren;
Einen Blick noch auf den düstern Urwald,
Nach dem Grasmeer der Savanne, wo der
Wilde Büffel fiel vor sichern Pfeilen;
Ein Erinnern noch der frühern Kämpfe
An den großen Seeen, wo die Stämme
Bei Geheul einander abgeschlachtet;
Einen Blick hinauf zum großen Geiste.
Und es hüllt alsdann der wilde Krieger
Sich in seinen Mantel, und er legt sich
Hin zu ruhigem Schlaf und läßt das Canot
Weiter treiben.

Und der eilende Kahn,
Drin der Schlummerer ruht
Jaget fort auf der Bahn,
Flieget hin durch die Fluth,
Wie der Hirsch durch das Holz,
Wie durch Wolken der Weih,
Wie vom Bogen der Bolz,
Wie der Colibri scheu
In der Schlange Schlund;
Nun fehlt nicht mehr viel,
Dann ist er am Ziel;
Und es lächelt beim Spiel
Des Traumes der Schläfer.

Wie der Donner betäubt
Gleich Posaunenschall!
Wie es schäumt, wie es stäubt
Aus dem mächtigen Fall!
Und die Woge spritzt auf,
Und der tobende Gischt,
Welcher siedet und zischt
Und sich menget und mischt,
Fliegt in sprudelndem Lauf!
Wie der blendende Strahl
Auf das Hüttchen im Thal
In der Mitternacht flammt,
So enteilet mitsammt
Dem Krieger der Kahn
Dem Abgrunde zu —
Fort Alles im Nu!

So mußt du auch ringen
Um den Rettungshafen,
Seele! Kämpf' und wirb!
Will's dir nicht gelingen:
Beug' dich, leg' dich schlafen,
Lach' und stirb.

Feuilleton.

Mittheilungen aus Berlin.

Ausstellung von Transparentgemälden mit Gesangbegleitung des Domchors

== Berlin, im December. Das Weihnachtsfest ist in Deutschland fast zum Volksfeste geworden und verliert im Ganzen seinen religiösen und confessionellen Charakter von Jahr zu Jahr mehr. Das Entzücken der Kinder an dem Lichterbaum und seiner Poesie hat die Schranke der Religion durchbrochen, und in Berlin z. B. feiern die Juden, und selbst orthodoxe Juden ein Fest, dessen ursprüngliche Bedeutung ihnen so fremd ist. Das reine, menschliche Grundprincip des Festes, das „Liebet Euch unter einander" ist in sein volles Recht getreten, und es ist interessant, wie hier durch die scheinbare Aufhebung desselben die wirkliche Erfüllung gefördert wird.

Während nun durch Ausstellungen aller Art, durch Bälle und Gesellschaften in dekorirten Sälen, ja, auch durch die Verwandlung des heiligen Christs oder des Christkindes in den Weihnachtsmann das Volksfest als solches mehr in den Vordergrund tritt, hält eine Darstellung, die schon seit Jahren sich in ähnlicher Weise wiederholt, den religiösen Charakter des Festes aufrecht. Es ist die Ausstellung von Transparentgemälden mit Begleitung des Domchors, welche der Berliner Künstlerverein zum Besten der Künstlerwittwen und Waisen im Akademiegebäude veranstaltet. In früheren Jahren waren es entweder Copien nach berühmten Meistern oder Originalwerke von Berliner Künstlern; so ist Richters Bild, „Die Auferweckung der Tochter des Jairus", vor zwei Jahren zuerst als Transparentbild gemalt und in Folge dessen vom Könige bestellt und in Oel ausgeführt.

In diesem Jahre hatte der Verein Glasmalereien der Aukirche in München von Fischer und Röckel gewählt, welche die Ereignisse vor und nach der Geburt Christi bis zu seinem ersten Auftreten im Tempel verherrlichen. Die Verheißung an Joachim, nach Röckel, die Vermählung Marias, die Verkündigung, die Anbetung der Könige, die Flucht nach Aegypten, Christus lehrt im Tempel, nach Fischer.[1]

Die Darstellung des Ganzen macht einen durchaus poetischen und idealen Eindruck. In dem nur schwach erhellten, langen Saale der Akademie sitzen die Zuschauer vor einer dunkel verhüllten Wand. Es erheben sich die feierlich-harmonischen Klänge eines alten Kirchengesangs, in der wunderbaren Vollendung vorgetragen, die den Domchor auszeichnet. Nach der ersten Strophe des Gesanges erlöschen die Lampen des Saales, der Vorhang hebt sich langsam, und es erscheint im Verklärungsglanze das Bild der Verkündigung. Der Engel schwebt hernieder zu den harrenden Frommen und verheißt ihnen das kommende Heil. Einige Augenblicke ehe der Gesang vollendet ist, sinkt die dunkle Hülle, um sich nach wenigen Minuten unter den Klängen eines Chorales wieder zu heben, und so erscheinen die Bilder in ihrer Reihenfolge als Weihnachtsfestgeschichte, jedes eingeleitet und geschlossen von einer seinem Inhalt angemessenen, musikalischen Begleitung. Die reinen Kinderstimmen, die verborgen, wie aus dem Innern des Bildes selbst, erschallen, gießen über das Ganze den Zauber einer idealen Stimmung, die als reine Befriedigung sich den Schauenden mittheilt.

Es erscheint als ein besonders glücklicher Gedanke, daß man Glasgemälde wählte, da diese, ihrer Natur nach, Transparente sind, deren Wirkung dadurch gesteigert wird, daß man aus der Dämmerung des Kirchenraumes auf die von Sonnenlicht erhellten Fenster blickt, und deren Composition und Farbengebung ebendeßhalb auf die Erleuchtung von außen berechnet ist. Die Fenstergemälde der Aukirche sind nun, wie bekannt, der Triumph der neueren Glasmalerei, die erst unter dem König Ludwig durch Wiederentdeckung des Einschmelzens der Farbe zu ihrer alten Bedeutung, Kraft und Tiefe erwachte.

Die Zeichnung der Gestalten, der Landschaft und der Architektur, die baldachinartig mit durchbrochenen Rosetten und Arabesken die Gemälde umrahmt und überwölbt, ist von der höchsten Correktheit und von feinem, innigem Verständniß, die Farben der Gewänder sind von leuchtender Wärme und Wahrheit. Vor Allen schön erschien uns die Anbetung der Könige, wo Maria, in einer offenen Halle sitzend, sich mit dem Kinde auf dem Schooß als das Bild der innigsten Jungfräulichkeit den Anbetenden zuneigt, die voll Adel und Kraft in den verschiedenen Gestalten sich um sie gruppiren. Auch der Engel in der Verkündigung ist vom zartesten Schwung der Linien getragen, und aus dem Antlitz des im Tempel lehrenden Christusknaben scheinen die göttlichen Worte der Liebe und der Kraft zu tönen, die durch alle Zeiten dringen werden und das Fest seiner Geburt zu einem ewigen machen, das seinem innern Wesen nach durch keinen Wechsel der Zeit aufgehoben werden kann. Man scheidet in dieser Stimmung von den Gemälden und dem Gesange und hat wirklich eine Stunde Weihnachten gefeiert.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Günther von Schwarzburg. Roman von Levin Schücking. Zweiter Band. — Charitas. Roman von Ernst Fritze. — Die Orthodoxen. Roman von Fr. Friedrich. 2 Bde. — Friedrich Halms Werke. Fünfter und sechster Band. Hiermit ist diese Ausgabe abgeschlossen; die beiden Bände enthalten neben dem vielbesprochenen „Fechter von Ravenna" die Dramen: Sampiero, eine Königin (Donna Maria de Molina), Verbot und Befehl. — Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Mährchen, erlebt und erzählt von Ludwig Wakesrode. Der Verfasser sagt über sein Werkchen: „Unser Mährchen enthält, genau genommen, nichts als die Lebensgeschichte eines Storches, welche, wie die Tristram Shandy's, schon vor der Geburt ihres Helden beginnt, aber — ungleich jener — ihren Helden nicht als unfertiges Fragment im Stiche läßt. — Was der Verfasser erzählt, hat sich in Wirklichkeit unter seinen Augen zugetragen. Er brauchte die Thatsachen nur, wie sie sich Scene nach Scene wunderbar genug entwickelten, in charakteristisch umrändernde Arabesken hinein zu zeichnen und das — Mährchen war fertig."

— * König Max von Bayern hat dem Vorstande des Vereins zur Errichtung eines Platen-Denkmals einen Beitrag von 500 Gulden zugehen lassen.

— * Dem vor einigen Monaten verstorbenen Componisten Peter von Lindpaintner will man in Nonnenhorn am Bodensee, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichten. In Stuttgart, wo er fast 40 Jahre lang die Hofkapelle leitete, wurde seine beste Oper, „Der Vampyr", aufgeführt und der Erlös der Vorstellung, 1000 Gulden, für den obigen Zweck bestimmt.

— * Eine der vorzüglichsten und reizendsten Erscheinungen der deutschen Bühne hat der Kunst entsagt, Fräulein Luise Neumann vom Wiener Hofburgtheater, dessen Mitglied sie siebenzehn Jahre lang gewesen ist. Sie verheirathet sich mit dem Grafen Schönfeld und gab vor Kurzem ihre Abschiedsvorstellung, bei welcher sie von den Anwesenden auf das Glänzendste und Herzlichste gefeiert wurde.

— ** Im Verlage von Karl Rümpler zu Hannover werden im Januar dieses Jahres die gesammelten Novellen von Golo Raimund erscheinen, die in dem Feuilleton des „Hannoverschen Couriers" abgedruckt waren. Die Bände werden enthalten die „Zwei Bräute", „Gebrüder Spalding" und die Novelle „Aus dem Bauernleben."

— * Pariser Bilderbuch von Julius Rodenberg. Braunschweig, Vieweg, 1856. — Der bekannte Verfasser dieses Bilderbuchs war zur Zeit der Industrieausstellung in Paris und giebt uns seine Erlebnisse und Beobachtungen sowie seine Urtheile über die ausgestellten Industrie- und Kunstgegenstände in angenehmer und unterhaltender Form. Es würde ungerecht sein, von diesem Buche mehr zu verlangen, als es geben will, denn der Verfasser spricht sich in der Vorrede hinsichtlich seiner Urtheile über die Weltausstellung selbst dahin aus, daß er dieselbe nur mit dem Auge eines Laien habe betrachten können; er halte es nicht für seine Aufgabe, für das Fach oder die Gelehrsamkeit zu schreiben, sondern habe sich bemüht, die empfangenen Eindrücke künstlerisch zu gestalten, da er sich unter seinen Lesern solche denke, die von dem Dargestellten nur eine ästhetische Befriedigung erwarten. — Diese Aufgabe hat der Verfasser mit dem Geschick eines gewandten Feuilletonisten gelöst, und wir haben seinen Urtheilen über die hervorragendsten Industrie- und Kunstgegenstände mit Interesse und Behagen folgen können, nur schien uns im Verhältniß zu den übrigen Partien des Buchs die Besprechung des Kunstpalastes zu weit ausgedehnt. Sehr sprach uns dagegen die erste Abtheilung (S. 3 bis 204) des Bilderbuchs an, welcher unter dem Titel „Albumblätter" in Reiseskizzen und Schilderungen aus Paris und Umgegend eine Reihe seiner Bemerkungen und poetischer Schilderungen giebt, welche den Leser angenehm fesseln und ihn wünschen lassen müssen, daß der Verfasser als sinniger und ästhetisch beobachtender Reiseschriftsteller noch ferner auftreten möge; und da es ihm, wie er uns häufig im Bilderbuche versichert, nirgends besser zu Muthe ist als in dem „gemüthlichen Deutschland", so sprechen wir den Wunsch aus, er möge uns über deutsche Zustände, Personen, Erlebnisse und Gewohnheiten einst ähnliche Albumblätter liefern, denn wenn es auch bei uns im guten Deutschland, mit Paris verglichen, nur ein Kleinleben zu schildern giebt, so giebt es hier doch einerseits des gediegen Tüchtigen mehr als in Paris, und andererseits ist gerade jenes philiströse Kleinleben ein Vorwurf, welchen ein humoristischer und gemüthlicher Schriftsteller mit dem besten Erfolg ausbeuten kann. — Den Schluß des Bilderbuches machen zwei Novelletten, von welchen sich die erstere, „Monsieur Parapluie", durch prächtigen Humor auszeichnet. In den meisten der angehängten lyrischen Stücke spricht sich eine lebhafte Sehnsucht nach Deutschland aus, und wir können bei dieser Gelegenheit nur unsern vorhin angedeuteten Wunsch wiederholen, daß der Verfasser auch in dem ihm lieben Deutschland einmal solche (mutatis mutandis) Albumblätter sammle, wie er sie uns in dem Pariser Bilderbuche gegeben hat.

K. S.

— * Frau Charlotte Birchpfeiffer hat zum Weihnachtsfeste der deutschen Bühne wieder ein neues Stück geschenkt, das auch in Berlin und Hamburg schon gegeben wird. Es ist ein ländliches Gemälde, heißt „Die Grille“ und ist von der fingerfertigen Verfasserin nach einer Dorfgeschichte von George Sand zurechtgeschneidert. Das Drama hat viel Glück gemacht, besonders in Hamburg, von woher man schreibt, seit der „Waisen von Lowood“ sei die Birchpfeiffer nicht wieder so glücklich in Stoff und Bearbeitung gewesen.

— * In Hamburg giebt man eine neue zweiaktige Oper „Der Schmied von Gretna-Green“ mit Text und Musik von Eltmenreich. In den „Hamburger Nachrichten“ wird darüber bemerkt: „Ein englischer Lord kommt mit einer abenteuernden Sängerin nach Gretna-Green, verliebt sich aber dort in die Tochter des Schmiedes, mit welcher er schließlich durch den Vater selbst getraut wird, ohne daß dieser die Verwechselung bemerkt, welche der pfiffige Diener des Lords zwischen Sigra. Pardini und Miß Clary zu Stande gebracht hat. Die Auseinandersetzung des ersten Aufzugs verspricht mehr, als die Handlung des zweiten zu erfüllen vermag, wo die Intrigue zu breit und zu läppisch abgesponnen wird. Die Musik besteht aus geschickt aneinandergereihten Erinnerungen an Flotow's „Martha.“

— * Ein Volksfest in Australien. Ein französisches Werk „Sieben Jahre in Oceanien“ beschreibt mehrere australische Inselgruppen, auf denen der Verfasser, Henry de Coux, verweilte. Die Fischerinseln sind wie die meisten anderen Gruppen Bauwerke der Korallen; von dem Centralgipfel strömen Bäche und Flüsse nach dem Meeresufer, das von einem Streifen Sandes umsäumt ist. So mündet hier eine Anzahl von Thälern, die unter sich nicht in Verbindung stehen, von den verschiedenen Stämmen der Eingebornen bewohnt und mit Forts oder Paas besetzt werden. Sind in einem Kampfe die Strandpaas verloren gegangen, so zieht sich der geschlagene Stamm (Malo) hoch in das Thal zurück. Ein gewonnener Sieg pflegt alljährlich durch ein großes Volksfest feierlich begangen zu werden. Einem solchen Feste des Malo von Ba'lüa auf der Insel Samoa wohnte de Coux bei und beschreibt es. Mehrere Tage vorher schmückten sich die Eingebornen nach ihrer Weise, befreundete Malos von Samoa und anderen Inseln stellten sich ein. „Der Schauplatz des Volksfestes war ein sorgfältig geebneter und gereinigter viereckiger Raum, der von einer 10 Metres breiten und einen Meter hohen, aus ausgehauenen Steinen für die Zuschauer erbauten Terrasse eingeschlossen war. Auf dieser Terrasse waren wieder kleine nach dem Innern offene Hütten erbaut, die nach dem Rang sich folgten und die von Alters her je einem Stamm der Insel gehörten. Aus Achtung vor diesen erblichen Theaterplätzen blieben die Hütten leer, welche solchen Stämmen angehörten, mit denen man die diplomatischen Beziehungen abgebrochen hatte. Von dem Dach dieser Hütten hing eine weiße Flagge herab, welche die Signale unserer Theater für die gemietheten Logen ersetzten. Außerdem gab es noch um jeden großen Baum auf der Arena selbst ein viereckiges Gestell mit einem Bambusgeländer für die Häuptlinge der eingeladenen Stämme. Es waren dieß gleichsam die officiellen Logen, wo sich die Aristokratie der Insel und die ältern Personen oder das absterbende Geschlecht der Samoaner zusammenfanden, doch sah man auch viel Kinder darunter. Auf Samoa succedirt das Kind beinahe im Augenblick der Geburt in die Würde des Häuptlings, und der Vater vertritt nur noch die Stelle des Vormundes. Ueberhaupt gelten die Kinder viel, man bittet sie sehr häufig um Rath, gleichsam als spiele eine höhere Offenbarung die Wahrheit auf ihre Lippen. In einer der offiziellen Logen befand sich ein solcher Häuptling weiblichen Geschlechts von 7 bis 8 Jahren, dem sich die andern Häuptlinge mit größter Ehrfurcht näherten, während die Mutter, eine Plebejerin, nicht die Loge betreten durfte, sondern unten stand und ihrem vornehmen Kinde beständig die Füße mit Heka einrieb. Das Schauspiel eröffnete eine sehr häßliche und magere Frau, die im Zickzack sich mit allerlei wollüstigen Geberden in der Arena vorwärts bewegte. Gesenkten Hauptes folgten ihr drei Frauen, wovon die eine einen Fisch, die zweite eine Taube, die dritte einen Hund trug, wie man sie auf der Insel zu mästen pflegt. Diese vier Priesterinnen trugen den Schmuck der Krieger auf dem Haupt, der sonst dem weiblichen Geschlecht streng untersagt ist. Ihnen folgte eine doppelte Reihe Priester mit großen Trommeln und Zuckerhutmützen, wie sie Zauberer und Taschenspieler auf der ganzen Welt tragen. Als dieser heilige Zug die Mitte des Platzes erreicht hatte, hielt er an; einer der Priester stieß ein Geheul aus, und Stille lagerte ringsum, plötzlich durch ein entsetzliches Geschrei der Menge beim Eintritt des Gottes unterbrochen. Dieser, einen Fuß hoch, aus Holz geschnitzt, wurde von acht Männern unter einem weiß und grünen Palankin getragen. Was die Menge bei dem Anblick empfand, läßt sich schwer sagen. Ehemals war jener Schrei aus allen Kehlen wohl schaudernd durch das Volk gedrungen. Jetzt aber wo keine Menschenopfer mehr bluten, ist auch der alte Heidenschauder gewichen, ohne daß das Christenthum seine Stelle eingenommen hätte. Man treibt nur den alten Spuk so fort, ohne andere Empfindung als die Befriedigung der Neugierde, so daß die Hauptsache bei der Volksbelustigung nur war zu bewundern und sich bewundern zu lassen. Die Trommler begaben sich jetzt nach dem Winkel rechts vom Mittelpunkt, wo zwei große Idole, unsern Karyatiden ähnlich, aufgepflanzt waren, und wo sie ein infernalisches Concert und Gesänge begannen, deren Inhalt jetzt niemand mehr versteht, die aber strophenweis vom Volk beantwortet wurden. Der Gott unterdessen bewegte sich mit seinem Gefolge langsam längs den Terrassen hin. Frauen und Männer trugen Schildkröten, Fische, Früchte, gebratene Schweine und andere Speisen nach, die nach Ankunft des Gottes bei den Karyatiden niedergelegt wurden und unter das Volk vertheilt werden sollten. Nach dieser Procession wurde abermals durch Geschrei ein Zeichen gegeben, und der zweite Akt begann. Dieser bestand eigentlich nur in einer großen Parade, oder in einem Maskenzug, wenn man will. Es defilirten nach einander die Krieger der einzelnen Malos, so glänzend ausstaffirt als möglich, um sich bewundern zu lassen. Doch trugen die entfernteren Stämme, welche nur ihre vergoldete Jugend geschickt hatten, am meisten Ruhm davon, und hinterließen die tiefsten Eindrücke auf das schöne Geschlecht. Jeder Stamm hatte seine Nationaltracht, um daran erkannt zu werden. Vaitüa trug den großen schwarzen Tavaha mit Hahnenfedern, Püntoiü einen kleinern mit Fregattenfedern, Vailë trug einen Turban aus Tapa mit Reiherbüschen; die Leute aus Pahea aber hatten ihre Haare in zwei Büschel gedreht und mit einem gelben Band umwickelt, was ihnen das Aussehen gab als trügen sie an jeder Seite des Hauptes ein Cigarrenbündel mit Phaëthonsfedern geschmückt. Dazwischen kamen Tänzer und die Lehrlinge der Zauberer, auch Leute mit Gesichtsmasken, die aus Kürbissen geschnitten waren, endlich die Krieger von Haapo. Sie stellten als Masken europäische Soldaten vor, trugen weiße Beinkleider, rothe Hemden, Tschakos, die sie mit unsäglicher Geduld aus Holz geschnitzt hatten, und Epauletten desselben Ursprungs, die mit Hekafarbe vergoldet worden waren. Jeder der dreißig Müßiggänger hatte zur Anfertigung seiner Maske vielleicht einen Monat Arbeit verschwendet, aber welcher Erfolg belohnte sie auch! Die Augen der Versammlung hingen an diesen falschgemünzten Europäern, die Frauen drängten herbei mit Blicken voll Verheißung, und der Jubel erreichte den Gipfel, als die Truppe Halt machte, in Reih und Glied trat und die Gewehre nach englischer Art repräsentirte. Der Veranstalter jenes Theatercoups aber hieß Joe oder Toe, nach seinem Uebertritt zum polynesischen Heidenthum. Er hatte als Lascar auf europäischen Schiffen gedient und in Bombay der Garnison abgesehen, „wie man sich räuspert und wie man spuckt.“ Seinem Gehirn war die Maskerade entsprungen, er selbst hatte die Leute von Haapo in der Anfertigung ihrer kriegerischen Möbel unterrichtet und sie für den europäischen Aufmarsch gedrillt. Damit war das „Programm“ der Feierlichkeiten erschöpft und das eigentliche Volksfest begann mit der Vertheilung der aufgestapelten Speisen. Die Menge zerstreute sich nun durch das Revier in einzelne Gruppen und Picnics und suchte ihre gewöhnlichen Belustigungen hervor. Musikalische Vorträge auf der Flöte, die durch die Nase geblasen wird und nur drei Klappen besitzt, wurden gratis ertheilt, und man kann sich denken, daß die Mannichfaltigkeit der Musik mit dem Tonreichthum des polynesischen Instruments in arithmetischer Eintracht stand. Andere Gruppen bildeten Tänze. Kaum hatten der Verfasser und seine Begleiter unter den Palmen sich niedergelassen, so erschienen dreißig junge schöne Frauen und eine nachströmende Masse Neugieriger. Die Tänzerinnen bildeten rasch zwei concentrische Ringe, indem jede ihre beiden Hände auf die Schultern der vor ihr stehenden Tänzerin legte. Beide Ringe setzten sich im entgegengesetzten Sinne gegen einander in Bewegung nach dem Klang der Flöte im Viervierteltact. Bei den drei ersten Vierteln bewegte man sich im Polkaschritt, während man beim letzten den rechten Arm erhob, den Körper nach dieser Seite bog und den linken Fuß rückwärts ausstreckte. Dreißig junge Frauen in doppeltem Ringe in dieser bajaderenhaften Stellung zu sehen, gewährte gewiß einen anmuthigen Anblick. Man fing dann von neuem an und wiederholte die Stellung auf dem linken Fuße, und das war eben so hübsch. Dann wieder rechts und dann wieder links, und ohne Abwechselung des Wechsels zwei Stunden unerschütterlich, ohne daß die polynesischen Zuschauer von diesem Genuß ermüdet worden wären. Im allgemeinen hinterließ das Fest einen trüben Eindruck. Der moralische Verfall des Volkes wurde überall sichtbar. Zwar sind die Paas der Malos noch immer das Asyl für die Anhänger der alten Gebräuche, aber verloren davon ist bereits alles was auf die alte Religion Bezug hatte. Der Skepticismus ist universell geworden, und man spöttelt jetzt über die wurmstichigen und bärtigen Götzen. Man hat aber auch keine Achtung mehr vor den Zauberern und den Greisen, und das aufwachsende Geschlecht gedeiht in einer völligen Zersetzung der alten Welt des beglückenden Truges. Aber auch die ehemalige Tapferkeit der Kriegerkaste droht abhanden zu kommen, seitdem sie durch das Erscheinen der allgewaltigen Fremdlinge jedes Vertrauen auf die eigenen Kräfte verloren hat. Man lasse sich aber nicht etwa von der Missionsstatistik zu dem Irrthum verleiten, als gebe es nun wirklich Christen und christliche Ehen auf den Inseln. Es sind dieß eben nur statistische Christen und papierene Ehen. Der große Pan ist todt, aber die neue Botschaft dringt, unverständlich, nicht zu den Herzen, so daß es vielleicht besser wäre, der alte Pan lebte noch.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Delzeestraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 11. Januar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Neues aus alter Zeit.

Von Karl Seifart.

Mit dem ersten Januar 1689 erschien zu Thorn und Leipzig die erste, bedeutendere und regelmäßig fortgesetzte deutsche Zeitschrift unter dem Titel: „Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten;“ dieses Journal wurde von dem königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Historiographen Tentzel bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein fortgesetzt und hatte wie unser Bremer Sonntagsblatt den Zweck, „sowohl Urtheile über Bücher als auch andere denkwürdige Observationes der curieusen Welt bekannt zu machen.“ — Wenn wir nun unsere curieusen Leser mit Neuigkeiten unterhalten wollen, so dürfen wir nur in jenes Magazin unserer längst voraufgegangenen journalistischen Collegen greifen; da finden wir unter dem alten Gerümpel gar Vieles, was in unserer Zeit wieder neu geworden ist. Denn was wird in unserer restaurationssüchtigen Zeit nicht wieder neu? Ist doch selbst der an der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts schwer erkrankte und elendlich gestorbene arme Teufel wieder lebendig geworden, so daß er als gesunder Junge bereits wieder übermüthig mit dem Schweif wedelt und impertinent und drohend vor uns mit dem Pferdefuß aufstampft, wenn es uns in den Sinn kommt, wie unsere „flachköpfigen, aufgeklärten“ Väter und Großväter, an der Existenz seiner höllischen Majestät zu zweifeln.

Wir wollen uns auch hüten, Herrn Urian zu bezweifeln, denn der neu gewordene Alte dürfte bald wieder mächtig genug sein, um in unserm Unglauben ein Verbrechen gegen seine teuflische Majestät zu finden und uns den Proceß machen zu lassen. Wenn wir aber an seine höllische Majestät glauben sollen, so wird es nöthig, unserer Phantasie wieder eine deutliche Vorstellung von Dero Person und Eigenschaften einzuprägen. Sehen wir uns also genau nach ihm um; die Gelehrten, die ja Alles wissen, werden uns genügende Auskunft geben. Wenn der höllische Proteus irgendwo in der Welt steckt, so wird uns Humboldt's Kosmos oder Burmeisters Geschichte der Schöpfung am Besten von ihm erzählen. Wir schlagen nach und suchen. — Vergebliche Mühe! — Diese gelehrten Herren fanden in ihrer Welt keinen solchen Einhufer, wie wir ihn suchen, sie wissen nur von einer „entteufelten Natur.“

Wir müssen das gehörnte und geflügelte solidungulum also bei Gelehrten von anderer Fakultät und Qualität suchen; es sind bei der muntern „Umkehr der Wissenschaft“ schon solche Gelehrte da, die den Teufel haben, sehen wir uns aber das schwächliche Phantom, welches ihrem Gehirn entsprang, genauer an, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die Wissenschaft, wie sie doch billigerweise sollte, noch immer nicht ganz bis zum Delrio und Bodinus wieder umgekehrt ist. Es scheint uns fast, als ob die Wissenschaft sich ihrer Feldflüchtigkeit ein wenig schäme und nur Schritt vor Schritt ihren Rückzug mache. Wohlan! Die leichte Reiterei der verschämt retirirenden Wissenschaft ist die unverschämte Journalistik; halten wir uns darum nicht lange auf und kehren wir in rascher Schwenkung auf den Standpunkt der „Monatlichen Unterredungen“ zurück, damit wir unsern lernbegierigen Lesern von echten und leibhaftigen Teufeln, Hexen und Gespenstern erzählen können.

Sehen wir uns zunächst das Register der „Monatlichen Unterredungen“ an, so finden wir in jedem Jahrgang eine höchst erbauliche Auswahl von Teufelsgeschichten; wir heben beispielsweise einige Kapitelüberschriften aus, als: Teufels Natur, Bündnisse, Reich und Wirkungen, was davon Heiden, Juden, Türken und Christen halten. Teufel haben große Gewalt in Ceylon, schreien daselbst bei Nacht. Teufel plagen die Leute in Virginien. Teufel schimpft einen trefflichen Mann, kann ihm aber nichts anhaben. Teufel kann einen Menschen nicht wahrhaftig in eine Bestie verwandeln. Teufel ist spitzfündig in Erforschung des Zukünftigen. Teufel führt eine Frau durch die Luft. — — Mit der letzten Geschichte, welche der Jahrgang 1704 enthält, wollen wir uns zunächst beschäftigen; sie wird erwähnt bei der Besprechung von Christian Lehmanns, weiland Pastoris zu Scheibenberg, „historischem Schauplatz der natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Erzgebürge“, Leipzig 1699. Der Recensent hebt die in diesem Buche mitgetheilte Teufelsgeschichte besonders hervor, „um denjenigen, so heute zu Tage nicht gläuben, daß der Teufel jemanden leibhaftig hole, etwas neues zu thuen zu geben, weil sie die alten Geschichten nicht mehr gelten lassen, sondern mit allerhand Ausflüchten zu vernichten suchen.“ — Die Geschichte ist nun kurz folgende: Der Tagelöhner Hans Schirmer aus Elterlein hörte im Walde bei seiner Holzarbeit eines schönen Mittags ein Geschrei: „Aweh! Aweh! sehr gräßlich zu hören.“ Als sich der gute Mann nun nach diesem Geschrei umblickte, sah er einen großen Klumpen Feuer langsam durch die Luft fahren, der eine kleine, schwarze Gestalt in seiner Mitte hielt. Von Ungefähr streifte der Feuerklumpen die Spitze einer hohen Fichte, und die schwarze Gestalt blieb in den Zweigen hängen. Da sah der Tagelöhner zu feinem Entsetzen, daß das abgestreifte, jämmerlich schreiende Ding ein menschliches Wesen, und zwar eine sehr übel zugerichtete Frau war. Die Frau schrie vergebens um Hülfe, das Feuer fuhr wieder auf sie herab und führte sie langsam, nicht im graden Strich, sondern „Winkelweise“ fort. — Schirmer erzählte im Dorf brühwarm, was er Entsetzliches gesehen, und da er vor dem Herrn Amtmann zu Grünhain und auch auf der Superintendentur zu Annaberg dasselbe ausgesagt hat, so bleibt, meint unser Referent, natürlich kein Zweifel, daß sich diese Geschichte wirklich und wahrhaftig so verhalten habe, zumal da besagter Schirmer kein Melancholikus, sondern ein glaubhafter Mann gewesen und die Susanna Schnedelbachin zu derselben Zeit dasselbe Geschrei gehört und den fliegenden Feuerballen gesehen hatte.

Doch vom Schimpf zum Ernst. Balthasar Becker gehörte zu den Menschen, „die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten

und dem Pöbel ihr Gefühl und Schauen offenbarten;“ hätte er etwas früher und nicht in dem gebildetsten Theile der damaligen Welt, nämlich in den freien Niederlanden, gelebt, so würde man ihn wohl verbrannt haben, denn er schrieb, nachdem er 25 Jahre lang gewissenhaft mit sich zu Rathe gegangen war, gegen Wahnglauben des Pöbels und der herrschenden Juristen- und Theologen-Kasten. Der Glaube an den Teufel und seine persönlichen Einwirkungen auf die Menschen hatte seit der berüchtigten Bulle des unfehlbaren Papstes Innocenz VIII. nicht allein Hunderttausenden unschuldiger Menschen einen qualvollen Tod bereitet, sondern was noch schlimmer war: die Hexenprocesse weckten und nährten gemeine Leidenschaften, die uns zum guten Theil die grauenvolle Barbarei und Demoralisation des siebenzehnten Jahrhunderts erklären, von welcher uns die sittenschildernden Schriften jener Zeit so widrige Bilder geben. Unnatürliche Wollust, Grausamkeit, Habsucht und eine Angeberei, welche oft selbst die heiligsten Familienbande mit Füßen trat, waren die höllischen Früchte jenes Glaubens an Teufel und Teufelsbündnisse, welchen Balthasar Becker in seinem berühmten Buche „Die bezauberte Welt“ bekämpfte. Natürlich wurde das Buch dieses Wohlthäters der Menschheit von dummen Gelehrten seiner Zeit, welche den herrschenden Pöbelwahn mit theologischen und juristischen Absurditäten stützten, heftig angegriffen, der Verfasser wurde als ein Atheist, Epicuräer und Libertiner verdächtigt, auch gelang es seinen Feinden ihm die Kanzel zu verbieten, so daß er nicht mehr mit der Unmittelbarkeit und Frische des Wortes an der Aufklärung und Veredelung der ihm zunächststehenden Menschen arbeiten konnte.

Obwohl nun die Wissenschaft unserer Zeit, wenigstens in den Köpfen derartiger Gelehrten, wie sie einst Balthasar Becker bekämpften, wieder soweit umgekehrt ist, daß ihnen eine Polemik gegen „die bezauberte Welt“ zu Gunsten des Teufelsglaubens ganz in der Ordnung erscheinen muß, so giebt es doch noch eine gute Zahl anderer mit gesundem Verstande begabter Leute, auf welche eine Polemik gegen Balthasar Becker einen tragikomischen Eindruck machen muß. Für Letztere besonders wollen wir aus unsern Monatlichen Unterredungen eine solche Polemik mittheilen und haben dabei wohl kaum zu erinnern nöthig, daß auch heute noch viele gegen herrschende Vorurtheile und Gesellschaftsschäden geschriebene Bücher von einer Dunkelmänner-Polemik angefochten werden, welche einer späteren Zeit ebenso empörend und lächerlich vorkommen wird, als uns jetzt eine gelehrte Bekämpfung der Männer, welche gegen Hexenprocesse und Tortur geschrieben haben, empörend und lächerlich erscheint. — Es drückt auch auf uns noch gar viel blauer, eine freie, sittliche Entwicklung des wahrhaft Menschlichen niederhaltender Dunst, den wir für ewig berechtigt und nothwendig halten, den aber das Licht einer späteren Zeit durchleuchten und zerstreuen wird, so daß er nur als ein verschwindendes und überwundenes Moment der menschlichen Entwicklung erscheint. — Selbst hochbegabte und verständige Leute sind als Kinder ihrer Zeit in Vorurtheilen und Vorstellungen befangen, welche ein nachfolgendes Jahrhundert mit Kopfschütteln belächelt; ich will nur das eine Beispiel anführen, daß es heute erst sehr wenige Leute giebt, welche von der Zweckwidrigkeit und Schädlichkeit der Todesstrafe überzeugt sind, eine große Anzahl tüchtiger und sonst keineswegs aus bloß bornirter Liebe am Alten hängender Juristen halten eine Abschaffung der Todesstrafe für verderblich oder gar für unmöglich, und dennoch wird sich ihren Ansichten gegenüber das Wort des Prälaten von Pahl erfüllen, welches lautet: „Kaum ein halbes Jahrhundert wird vergehen, wo unsere Enkel von den Hinrichtungen unserer Tage sprechen, wie wir von den Hexenprocessen unserer Voreltern.“

Doch zurück jetzt zu dem vortrefflichen Hexenmeister Balthasar Becker und seiner Bekrittelung in den Monatlichen Unterredungen. Jahrgang 1694, S. 657 ff., wird zunächst mit lobenswerther Vollständigkeit eine ausführliche Darstellung von Beckers „bezauberter Welt“ gegeben, aus welcher wir Einiges zur Charakteristik des Buchs hervorheben: „Anfangs, erzählt uns der Recensent, klaget der Verfasser über die mannichfältige schwere Vorurtheile, an denen nicht sowohl der gemeine Mann, als die Gelehrten feste hingen und sein Buch damit belegen, worinnen er die gemeine Meinung in Zweifel zieht und verwirft, die man von dem Teufel, seiner großen Erkänntniß, Kraft und Wirkung hat, und von den Menschen, die man dafür hält, daß sie mit ihm in Gemeinschaft stehen.“ Weiter theilt uns dann der gelehrte Beurtheiler mit, daß Becker behaupte, der Glaube an Teufel stamme aus der Heidenzeit, indem sich Juden und Christen die heidnischen Götter nicht als bloße Phantasiegebilde, sondern als wirklich existirende und schädlich wirkende Dämonen gedacht hätten. Die gemeine im Schwang gehende Meinung von Kraft und Wirkung der Teufel stamme also, weil aus dem Heidenthum, nicht aus einer gesunden, sondern aus einer verderbten Vernunft. Becker beklage sich ferner, daß die wenigsten von denen, „die sein Werk so grausam lästerten“, sein erstes Buch recht gelesen, sondern nur ihr Absehen auf das andere gerichtet und auch nicht die beiden letzten Bücher, in welchen er seine Ueberzeugung vollständiger begründe, abgewartet hätten. In dem angedeuteten andern Buche nun läßt sich Becker, wie Hengstenberg sagen würde, einen ganz groben, vulgären Rationalismus zu Schulden kommen, einen Rationalismus so grob und entsetzlich, wie er nur den Professor Paulus beschleichen konnte; unser Teufelsbekämpfer meint nämlich, daß in den sogenannten besessenen Menschen kein böser Geist wohne, sondern daß bei der Besessenheit entweder Betrug oder eine natürliche Krankheit im Spiele sei, „in specie seien von Christo keine leiblich Besessene, sondern mit unheilsamen Krankheiten Geplagte curirt worden.“ — Aus solchen und ähnlichen Ansichten zieht dann der Verfasser zum Schrecken des Recensenten den Schluß, „daß des Teufels Reich nichts als ein Gedicht sei und er so große Macht und Regierung, als man ihm gemeiniglich zuschreibe, gar nicht habe; ja daß die gemeine Meinung die Gründe der Lehre von unserer Seligkeit ungewiß mache und die Gottseligkeit in vielen Dingen hindere.“ Gemein rationalistisch behandelt Becker dann auch die Stellen der heiligen Schrift, welche von Zauberei handeln, und meint, die der Zauberei Bezüchtigten hätten keine übernatürlichen, schädlich wirkenden Kräfte und auch keine Gemeinschaft mit dem Teufel gehabt, sondern seien entweder Betrüger oder einem göttlichen, für dämonisch gehaltenen Cult anhängende Leute gewesen. Die Schuld, daß durch den Aberglauben so viele in den Verdacht der Zauberei und ums Leben kämen, mißt Becker weniger den Obrigkeiten und Richtern als den „Geistlichen und Schulgelehrten“ bei, welche den Aberglauben eher zu hegen als auszurotten bemühet wären. „Zum Beschluß, sagt der Recensent, rühmt der Verfasser den vielen Nutzen und Frucht, welche er bereits durch Gottes Gnade schon von seinem Werke vernommen, als es nur erst halb fertig gewesen; dies veranlaßt ihn zu hoffen und Gott zu bitten, daß wenn es wird vollendet sein, er eine so viel reichere Erndte mit Freuden erndten werde, je mehr Thränen er beim Aussäen vergossen.“

Nach dieser Darlegung von Beckers Verfahren und Gründen kommt nun der Recensent zu seinem Urtheil über das Buch und meint, er könne durchaus nicht mit dem Verfasser einverstanden sein. Alles was der gute Mann thun kann, ist dies, mit Herrn Puffendorf anzunehmen, daß wohl vieles fingirt sein möge, daß es aber verwegen sein würde, wenn man Alles auf Teufel und Zauberei Bezügliche wegleugnen wolle. Das vierte Buch zumal, in welchem Becker viele Beispiele von zauberischen Vorgängen beibrächte, welche nur in der Einbildung oder im Betrug ihren Grund gehabt haben sollten, würde bei genauerer Untersuchung zeigen, daß der Verfasser sich oft mit leeren Ausflüchten zu helfen suche. Da wäre Herr Franziskus, der einen höllischen Proteus herausgegeben habe, ein ganz anderer Mann. Der wüßte noch rechtschaffen von Teufels- und Gespenstergeschichten zu erzählen! „Mich wundert ferner nicht wenig“, fährt unser Beurtheiler wörtlich fort, „daß der Herr Becker

den Bund mit dem Teufel so sehr bekämpft, da doch die Hexen selbst mit vielen Specialibus und Umständen solch Bündniß sowohl innerhalb als außerhalb der Torturen zu bekennen pflegen.

Nach diesem letzten lichtvollen Einwurf haben wir nun wohl nicht mehr nöthig, dem Leser noch weitere Beispiele zur Charakteristik des Geistes und des Standpunktes unserer incunabeln Zeitschrift vorzulegen.

Wir sind im Scherz bis zum Geist eines Journalismus zurückgekehrt, welcher die Leute zur Zeit der Hexenprocesse zu unterhalten und zu belehren suchte. Wozu das? Was soll diese Ironie, fragt der Leser, im Ernst kann doch wohl heute keine Zeitschrift mehr daran denken, den glücklich überwundenen Wahn einer barbarischen Vergangenheit als Wahrheit anpreisen zu wollen!? — — Du irrst, lieber Leser; schlage nur beispielsweise den Jahrgang 1854, Bd. 30, Heft 2 der von Jörg fortgesetzten Görres'schen historisch-politischen Blätter nach, da findet sich in einer Besprechung der Wolf'schen Zeitschrift für Mythologie eine der Monatlichen Unterredungen durchaus würdige Polemik gegen Jacob Grimm, der bekanntlich die Ahnung Balthasar Beckers, daß die Teufel und Gespenster größtentheils nur degradirte Götter der Heidenzeit seien, wissenschaftlich zur Gewißheit erhob. — Unter anderm werden hier folgende Worte Grimm's feindlich angegriffen: „Es ist im Ernst die Frage geschehen, ob die heidnischen Götter wirklich dagewesen seien? und mir graut, darauf zu antworten. Die einen leibhaftigen Teufel und eine Hölle glauben, die daran gingen Hexen zu verbrennen, können geneigt sein, es zu bejahen, weil sie wähnen, die Wunder der Kirche durch den Erweis des Wunders, das in Besiegung der falschen Götter als wirklicher Feinde und gefallener Engel enthalten wäre, zu festigen." — Unser Journalist von 1854 antwortet darauf nun Folgendes: „Wir lassen es dahin gestellt, daß hier diejenigen, welche an Hölle und Teufel glauben, gleichsam zu Mitschuldigen an jener Epidemie der Hexenprocesse des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts gemacht werden; was aber jenen Glauben anbetrifft, so ist es sehr bekannt, daß Luther mit großer Beharrlichkeit an demselben festgehalten hat, somit die Verwerfung desselben nicht bloß einen Gegensatz zur katholischen Kirche bildet. Ohne uns zu den Hexenverbrennern zählen zu wollen, gestehen wir aber offen, so fest an den Teufel zu glauben, daß wir es für eins seiner größten Kunststücke halten, daß es ihm gelungen ist, grade die gelehrtesten Männer glauben zu machen, er existire gar nicht."

Dies wurde im Jahre 1854 geschrieben, besser aber kommt's noch im Jahr 1856; da heißt es in dieser Zeitschrift (Bd. 37, Heft 3) bei einer Besprechung einer Sagensammlung aus dem Lechrain, daß die hier mitgetheilten Hexen- und Gespenstergeschichten keine Sagen, sondern wirkliche Begebenheiten gewesen seien. „Nachdem", sagt unser Recensent von 1856 unter Andern, „das achtzehnte Jahrhundert mit seiner Aufklärung die Menschheit glücklich von Geistern und vom Geist curirt, auch den noch täglich bei der Taufe geübten Exorcismus längst für einen groben Mißbrauch erklärt hat, tauchen im Gegenwärtigen auf schaudereregende Weise die alten Spukgestalten wieder auf, die unheimlichen Geister rehabilitiren sich selbst in der soliden Gesellschaft, und die tausendmal geläugneten Zaubergeschichten wollen als Thatsachen begriffen sein, ja legitimiren sich als Begebenheiten aus der neuesten Zeit. Eine stärkere Demüthigung konnte der gelehrten Hoffart nicht begegnen, und wider ein solches Dementi wird man sich langmöglichst verwahren....." Und weiter unten heißt es: „Die beigebrachten Erzählungen können nur zum allerkleinsten Theile Sagen genannt werden. Es sind vielmehr Vorgänge unter unsern Augen, Begebenheiten im Gebiete der schwarzen und weißen Magie, deren Praxis sich unbehindert durch Katechismus und moderne Schulbildung am Faden einer geheimen Ueberlieferung aus grauer Heidenzeit bis in die Gegenwart fortgesetzt hat, wovon auch die schwurgerichtlichen Verhandlungen in München wie in Berlin Beispiele liefern." (Was soll das heißen? Sind wir wirklich schon bei den Hexenprocessen wieder angekommen?) „Daß auch in Zukunft dieser infernale Dienst nicht erlöschen wird, dafür dürfte heutzutage insbesondere die übermäßige Pflege der Naturreligion, wir wollen sagen, der Naturwissenschaften auf Kosten der höhern, geistigen Disciplinen sorgen."

O Monatliche Unterredungen, ihr seid nicht nur wieder erreicht, sondern sogar weit überflügelt! — Sollen wir nun vom Schimpf wieder zum Ernst zurückkehren? Nein, der Ernst möchte zu bitter werden, lassen wir es drum bei den beiden ernsten Wörtchen: Sapienti sat. —

* Aus dem Graubündnerland.

Wanderbilder von Hermann Allmers.

II.

Aus der Geographiestunde wirst du es wohl noch wissen, lieber Leser, daß unser Rhein aus dem Zusammenflusse zweier andern Ströme, des Vorder- und Hinterrheins, gebildet wird; weißt du es aber nicht mehr, so brauchst du dich auch eben nicht darum zu grämen, denn wer kann Alles das behalten! Von Chur aus erreicht ein tüchtiger Fußwanderer den Punkt dieses Rheinbeginns, nämlich das kleine freundliche Städtchen Reichenau, in zwei guten Stunden. An keiner Stelle daselbst übersieht man jenes Zusammenströmen besser als in dem reizenden, im reichsten Pflanzenwuchs prangenden Garten, welcher der alten graubündischen Familie von Planta gehört und unmittelbar vom Rhein und Vorderrhein bespült wird. Diesem gegenüber liegt ein schloßartiges Gebäude, ebenfalls denen von Planta eigen, doch bis zum Jahre 1819 Besitzthum der Bischöfe von Chur und im vorigen Jahrhundert Sitz eines berühmten Erziehungsinstituts für Knaben. — An dessen Thür pochte eines Tages, es war im Jahre 1793, ein bleicher und schmächtiger blutjunger Franzose und bat um Einlaß. Er heiße Chabaut, sagte er, und bitte sehr, wenn es irgend möglich sei, ihm an dieser Schule eine Stelle als Lehrer der französischen Sprache oder der Mathematik und Physik zu geben, denn mit diesen Wissenschaften habe er sich vorzugsweise beschäftigt. Auch einen guten Empfehlungsbrief zeigte er vor, und als man diesen sah, ging man ein auf seine Bitte und nahm ihn. Ein Jahr lang blieb er hier, ruhig und gewissenhaft sein Lehramt verwaltend, dann nahm er wieder Abschied und ging fort, wie er gekommen war, still und unbekannt. Keiner wußte, woher er gekommen, und wohin er gegangen. Sein äußerst feines Benehmen so wie seine ausgezeichnete Bildung brachte Einige auf die Vermuthung, — und sie hatten Recht, — der Unbekannte möge wohl ein Flüchtling aus edler Familie sein, wie deren zu jener Schreckenszeit Hunderte von Frankreich herüberkamen, doch kümmerte man sich eben nicht viel darum, und bald war er vergessen.

Aber nach einem Zeitraume von vierzig Jahren nannte die halbe Welt seinen Namen. Der junge schüchterne Lehrer von damals zog jetzt zu Roß, umgeben von Vielen und unter dem Jubelgeschrei Tausender, ein in eine mächtige wogende Hauptstadt über Blut und Leichen. — Dann saß er auf einem der ersten Throne dieser Erde, Flotten und Armeen gehorchten seinen Winken. Europas Fürsten alle buhlten um seine Gunst, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe entfalteten sich blühend unter seinem Königsscepter, und von Aufgang zum Niedergang nannte man ihn den Friedensfürsten. — Das währte achtzehn Jahre lang. Und dann sehen wir ihn einen Greis mit weißen Haaren die große Hauptstadt wieder verlassen, wiederum über Blut und Leichen, wie er sie betreten, aber jetzt unter tausendfachem Geschrei des Hohnes und der Wuth. — Und endlich sehen wir ihn in einem fremden Lande, umstanden von weinenden Söhnen und zwei lieben Enkeln und einer jammernden

Gattin das müde Haupt zur letzten Ruhe neigen. Wer da aber in ernster Stunde denkt an den Wechsel irdischen Geschicks, an seine Höhen und seine Tiefen, der denkt wohl auch an ihn, der solchen Wechsel erfuhr wie Wenige, an — Ludwig Philipp.

Auch in Reichenau hat man das Andenken an ihn durch Manches erhalten, und das kleine Zimmer, das einst der junge Monsieur Chabaut bewohnte, ist dadurch zu einem Tempel dankbarer Erinnerung geworden. Da trägt eine Marmortafel in goldener Schrift die Worte: „**Louis Philippe Duc d'Orleans refugié en ces lieux d'Octobre 1793 à Juin 1794 y cultivait les sciences;**" da hängen zwei seiner Portraits, gemalt von Winterhalters Meisterhand, als armen Lehrer und als mächtigen König ihn vorstellend, als welcher er sie hierher schenkte; da liegen andere Sachen von ihm, zum Beispiel die letzte Feder, die seine Hand im Leben führte; da sieht man die Bildnisse seiner beiden Enkel, des Grafen von Paris, der seinen Thron einnehmen sollte, und des Herzogs von Chartres, der seinen Namen und einstigen Titel führte, diese geschenkt von der Herzogin von Orleans, und endlich liegt noch das offene Fremdenbuch auf dem Tische und weist manchen Namen auf, der an die glanzumstrahlte Epoche seines Lebens erinnert. Vor einigen Jahren an einem schönen Maitage kam eine vornehme Frau in tiefer Trauer mit alternden Zügen und grauem Haar und schrieb auch ihren Namen ein: **Marie Amélie**. Diese Frau war keine andre als die Königin, aber sie nannte sich hier nur **veuve du Professeur Chabaut; dont c'est un des plus beaux titres**, fügte sie noch hinzu.

Von dannen, — weiter. —

Während der Vorderrhein aus grader westlicher Richtung kommt, muß man um am Hinterrhein aufwärts zu gehen rechtwinklig nach Süden sich wenden. War der Weg von Chur bis Reichenau von ziemlich einförmiger Umgebung und ohne große landschaftliche Reize, so führt er dagegen jetzt durch eine Gegend, deren reicher Wechsel und fortschreitende Steigerung vom Lieblichen zum Großartigen und Erhabenen und von diesem zuletzt zum Wilden und Schauerlichen in seiner Art vielleicht in der ganzen Schweiz einzig dasteht, wenigstens von keiner andern Landschaft übertroffen wird; das Domleschgthal heißt sie.

Hüben und drüben bestehen die steil abfallenden Berge aus einem grauen kalkreichen Urthonschiefer, und fast immer in bedeutender Höhe über dem Flusse zieht sich an seinem linken Ufer die breite Straße an der Schieferwand hin. Tannendüstre Bergabhänge und leuchtend grüne Mattenhalden, wild zerrissene Felswände und friedlich gelagerte Wiesengründe, ferner hochragende Bergriesen, blau duftig oder schimmernd von ewigem Schnee, und sanfte saatenumwallte Hügelreihen, wettergraue Burgtrümmer und weißleuchtende Kapellchen, stattliche Dörfer und einsame wolkenumkreiste Sennhütten auf hoher Alm; genug die reichste Fülle entzückendster Gegensätze bietet diese Wanderung, daß man kaum Alles auf einmal in die Seele aufzunehmen vermag.

Vor Allem reich wie überhaupt Graubünden ist das Domleschgthal an Burgruinen, einst den so glühend gehaßten Zwingfesten des Landes. Aber nur wenn man ihnen ziemlich nahe ist, vermögen sie landschaftlich zu wirken. In Deutschland ist's anders. Da krönen sie die Berge und drücken der ganzen Gegend ein eignes Gepräge auf. Wie viel von seiner eigenthümlichen Schönheit würde dort unser Rhein verlieren, wenn man ihn seiner Burgen beraubte; hier aber auf solchem Hintergrund wolkenhöhnender Schneeberge schrumpfen sie zusammen, daß man oft Mühe hat ihre kleinen grauen Würfelgestalten nur zu entdecken, die sich noch dazu durch ihre Farbe kaum von den ebenso grauen Felswänden abheben.

Vor Allem aber eins wünschte man in diesem Rheinthale anders; den Rhein selbst. Nicht wie wir ihn in Deutschland kennen und preisen, so blaugrün, klar und wundersam durchsichtig, fluthet er dahin; nein, schmutzig, grau und dickflüssig, fast, möchte man sagen, widerwärtig anzuschauen wühlt in wilder Hast hier der brausende Strom durch sein ödes Schuttbette; ein unheimlicher Anblick. Das geht abwärts so fort bis in den Bodensee. Hier erst hat er Zeit und Ruhe seine Schutt-, Sand- und Schlammmassen abzusetzen, und kaum eingetreten in ihn, beginnt er auch damit. Ein großes Deltawatt bezeichnet seine Mündung, aber hervor aus dem See tritt er dann gereinigt und geläutert von Allem, was an gemeinen Stoffen seine Fluthen trübte, um nun in seiner blauschimmernden Krystallpracht freudebrausend hinzuströmen, sich anschickend zum großen wundervollen Salto mortale bei Schaffhausen.

Hier aber im Domleschgthale wird mit jedem Schritte aufwärts seine Fluth trüber und schmutziger. Da plötzlich entdeckte ich den Dämon, dessen dunkle Macht schon so früh den jungen reinen Sohn der Berge beherrschen sollte. Beim freundlichen Städtchen Thusis nämlich treten auf einmal die Berge zu beiden Seiten dicht zusammen, das weite Thal ist damit zu Ende und setzt sich nur noch in jenem schauerlichen Engpaß fort, der weit und breit unter dem Namen Via mala bekannt und berühmt ist. Durch die dämmrige Tiefe dieser Schlucht und nach eben Thusis vorbei rauscht der Rhein mit der klarsten Fluth, die man sehen kann, plötzlich aber schießt dann zu seiner Linken aus einem Seitenthale wie ein wildes Ungethüm die schwarze Nolla auf ihn los. Nie in meinem Leben habe ich geglaubt, daß es solch gräuliches dickes dintengleiches Wasser geben könnte, als hier unter mir durch den Bogen der Nollabrücke hinwühlte. Mit furchtbarer Kraft drängt sie quer in den jungen Strom, nur kurze Zeit vermag dieser ihr auszuweichen; eine kleine Strecke nur zieht er wie scheu und ängstlich mit seiner reinen Fluth neben der schwarzen dahin, immer schmaler und schmaler wird bald der reine Strich, und nach kaum einer Viertelstunde ist Alles vermischt, getrübt, schmutzig und widerwärtig, daß man kaum glauben will, es sei der Rhein, der schöne Alpensohn Rhein.

Alle Berge weit und breit ringsum bestehen ausschließlich aus dunklem Urthonschiefer. An den Wänden der Via mala fand ich sein Geblätter noch ziemlich fest; an andern Stellen dagegen und auch im Gebiet der Nolla zeigte er sich von so lockerer, leicht zerfallender Structur und von so färbender Substanz, daß ich meistens vergebens versuchte, ein gutes Handstück für meine Sammlung davon abzulösen. Jedes zerbröckelte und zerblätterte sofort, während die Hände schwarz wurden wie von Kohlen. — Auch bedeutende Graphitlager, wie sie ja häufig im Thonschiefer sich finden, mögen die Quellen der Nolla bespülen, und so ist denn ihr unheimliches Aussehen, als ob sie die leibhaftige Styx wäre, leicht zu erklären.

In Thusis war ich zu Nacht, aber die ersten Morgenstrahlen des nächsten Tages trafen mich einsam wandernd in der Viamalaschlucht, oder in Wahrheit gesagt sie trafen mich nicht, denn überall steigen in vielfacher Zickzacklinie so steil und hoch die dunklen Schieferwände empor, daß eigentlich nur die Mittagssonne es vermag ihren Glanz hineinzusenden in die dämmrige Spalte, wo die wilden Wasser so tief unter der Straße und den schwindelerregenden kühnen Bogenbrücken wühlen, daß ich bequem vierzehn Pulsschläge zählte, ehe ein hinabgeworfener Stein darin einschlug.

Am Eingange der Schlucht ragen hoch oben am rechten Ufer die wenigen Trümmer der uralten Burg Hohenrhätien, Raetia alta, die, wie das Volk sagt, der fabelhafte Tuskerheld Raetus erbaut hatte, hierher von den Galliern gedrängt, während ein Theil seiner Mannen sich am Fuße des Burgfelsens niederließ und den Ort Thusis gründete, 500 Jahre vor Christi Geburt.

Erst im Jahr 1818 ward dieser Paß, bis dahin nur ein schmaler gefährlicher und im Winter so gut wie nicht vorhandener Saumpfad, mit ungeheuren Kosten zur bequemen Poststraße umgeschaffen, was beinahe sechs Jahre erforderte. Aber nicht nur Geldsummen raffte der Bau hin; nahe an vierhundert Menschen, frische, kräftige, arbeitende Menschen, mußten in jener Zeit ihr Leben dabei verlieren; entweder stürzten sie in die grausige Tiefe oder wurden von herabrollenden Felsstücken erschlagen oder bei den großen Sprengungen

zerschmettert. Es ist daher kein Wunder, wenn das Volk der Gegend sich erzählt, daß es oft bei Nacht in der Schlucht so jammern und wimmern soll.

Eine umständliche Beschreibung erläßest du mir wohl, lieber Leser, du kannst sie in vielen Büchern finden; denn da die Viamala einen Theil der großen Splügenstraße nach Italien bildet, deren Hochpunkt 6400 Fuß über dem Meeresspiegel, ungefähr 4 Stunden südlich ist, so strömen Tausende und Tausende von Touristen jahraus jahrein durch ihre Felsenklüfte dem sonnigen Hesperien zu. Sie ist daher oft genug geschildert, gemalt und sicherlich auch, weil ja viele deutsche Jünglinge hindurch ziehen, schon durch eine Masse von Gedichten verherrlicht.

Als die Straße fertig war, setzte man an ihren Eingang die Worte: „Nun ist der Weg Freunden und Feinden geöffnet. Nun hütet Euch, Väter, nur Sitteneinfalt und Einigkeit werden Euch Eure alte Freiheit bewahren.“ — Man hätte keine schönere Worte wählen können.

* Der englische Stil in Deutschland.

Von August Lammers.

Seitdem die Völker des westlichen Europas in gehörig befestigten und geschiedenen Staaten neben einander zur Ruhe gekommen sind, anstatt wild wie im Mittelalter durch einander zu schwärmen, hat sich ihre geistige Verschiedenartigkeit genau in demselben Grade schärfer herausgearbeitet, wie ihre Verbindung sowohl im Reiche der Geister als in dem der Körper sich verdichtet hat. Während die äußerlichen Reibungen um den eitlen Siegespreis der Stärke nicht nur immer seltener, sondern auch mit jedem neuen Tage sozusagen unmöglicher werden, liefern sich auf unsichtbaren Wahlplätzen die Nationalitäten des Abendlandes Schlachten, in denen besiegt zu werden kaum ein Unglück ist, der Sieger aber dessenungeachtet unvergängliche Ehren davon trägt. Für diese ernsten Kämpfe brachte unser Vaterland bisher nur grade in denjenigen Waffen eine gewisse Ueberlegenheit mit, von welchen am wenigsten Gebrauch zu machen war: es schlug die Gegner mit seinen religiösen Großthaten, seiner Philosophie und seiner abstracten Wissenschaft. In allem aber was dem handelnden und genießenden Leben der Millionen näher lag, strich es vor den derber zugreifenden Nachbarn die Flagge. Seit dem dreißigjährigen Kriege war Frankreichs Uebergewicht und leitender Einfluß in Deutschland eine vollzogene Thatsache. Der französische Geschmack herrschte mit der blinden Allgewalt der Mode in Sitten und Künsten, der französische Geist zog den beweglicheren Theil der Gelehrten hinter sich her, beleckte in einzelnen Fürsten und Ministern die Politik und begann die Erziehung zu regeln. Da brach die Revolution aus und trieb in ihrer geschichtlichen Vollendung durch Napoleon den geistigen Einfluß des Französischen durch kriegerische Einfälle und sogar durch Staatsbildungen auf deutschem Boden auf den Gipfel. Der Rückschlag aber konnte in den furchtbaren Sturz des Helden nicht alle seine Schöpfungen verwickeln und noch weniger die neuen Vorstellungen von Menschenrechten wieder aus den Gemüthern treiben. Die Saat blieb liegen, auch als der Säemann verjagt und verdorben war.

Aber diese Saat war nur zufällig vom Rheine herüber nach Deutschland gelangt. In ihrem Keime war sie angelsächsisch und das reife Erzeugniß der Jahrhunderte der englischen Geschichte. Indem sie daher zurückgelassen wurde als die letzte Spur der Vormundschaft, welche der französische Nationalgeist lange Zeit hindurch über den deutschen behauptet hatte, führte sie hinüber in die noch heute dauernde Zeitenfolge englischen Uebergewichts. In dem Riesenstreit Napoleons gegen die englische Nation war Deutschlands geistige Beherrschung keiner der letzten Kampfspreise gewesen. Das Geld des seemächtigen Krämervolks hatte zuletzt über die militärische Gewalt triumphirt, die seinem Handel das europäische Festland versperrte und seine Staatsmänner von jeder Wirkung auf die Geschicke des Welttheils ausschloß. Dieser Beschaffenheit der beiden Gegner entsprechend war der Ausgang in seinen allgemeinen Folgen. Die Continentalsperre fiel, und Englands Waaren überschwemmten nunmehr das Land zwischen Rhein und Weichsel wie früher Frankreichs Waffen. Demokratie und Despotie hatten ihren Tag gehabt; von der britischen Nebelinsel her ging dem halberwachten Volke Deutschlands ein andres Morgenroth auf, das der verfassungsmäßigen Freiheit. Mit immer zunehmenden Erfolgen begannen jetzt die englischen Einflüsse den französischen jene Herrschaft streitig zu machen, die sie seit dem großen Ludwig über unser unmündiges Vaterland ausgeübt hatten.

Es versteht sich, daß der Gegenstand dieses energischen Wetteifers von Liebhabern nicht völlig gleichgiltig und müßig dabei blieb. Wie Lessing einst die falschen Musen von Versailles aus den Tempeln der vaterländischen Kunst vertrieben hatte, so erhob sich vor einem Menschenalter Friedrich List gegen den Andrang englischen Stahls und Kattuns, und so erhebt sich jetzt seit fünf oder sechs Jahren der wohlbekannte Londoner Correspondent der Nationalzeitung, Lothar Bucher, gegen die Verehrung der englischen Staatsformen. Die Richtung dieser nationalen Opposition enthüllt am deutlichsten, wo im Augenblick grade die stärkste Gefahr für unsre Selbständigkeit zu bestehen scheint. Es ist keineswegs zufällig, daß List so gut wie Bucher den regierenden Gewalten Deutschlands nicht nur fern, sondern feindlich gegenüber stehen. Von diesen beiden geistreichen Vorkämpfern der deutschen Nationalität beschränkt sich der frühere auf Widerstand gegen Englands gewerblichen Druck und hilft selbst die Hereinströmung englischer Staatsbegriffe noch befördern; der spätere tritt beiden in den Weg, aber den letztern entschiedener, weil es von jüngerer Kraft ist. Während List den Zollverein in die steile Bahn der Schutzzölle zu drängen sich bemühte, waren Heine und Börne noch mit jüdischem Weltbürgersinn darüber aus, den gleichmachenden Ideen der Revolution in ihrer adelsfrohen Heimath eine Stätte zu bereiten. Jetzt ist Paris nicht von ferne mehr der Ort, von dem aus vorausgeeilte Geister am wirksamsten in die Gestaltung unsrer politischen Zustände einzugreifen vermöchten. Die Welthauptstadt an der Themse ist inzwischen zu diesem Punkte des Archimedes geworden.

Den gewerblichen Einfluß Englands, welchem List trotz aller Aufopferungen nicht einmal die von ihm ersonnenen Dämme rechtzeitig entgegenzusetzen vermochte, löst der politische ab; und wenn sich an diesem der feiner gebildete Geist Buchers dasselbe tragische Geschick gewonnen haben wird, so mag dem politischen Uebergewicht das sprachliche folgen. Längst hat das letztere sich vorbereitet durch Lord Byrons Dichtungen, durch Walter Scotts und Bulwer's Romane. Macaulay, Dickens, und vor allem die Londoner Zeitungen werden es bald vollenden.

Tausend innige Beziehungen bringen diesen Einfluß täglich frisch zu uns herüber. Mit den alten Schauspielen Shakspeares verbinden sich die neuesten Geschichtswerke, Romane und Leitartikel, um englisches Blut in die Adern der deutschen Sprache zu gießen. Scott und Byron wurden allerdings noch vorwiegend genossen, nicht nachgeahmt. Macaulay aber ist genau im rechten Augenblick erschienen, um seine Form den jungen Gelehrten in die Feder zu drücken, die seit einigen Jahren Deutschland um eine neue nationale Geschichtschreibung bereichern. Dickens' glücklicher Stil empfiehlt sich von selbst dem leicht lebenden Geschlecht der Feuilletonisten. Die Auszüge aus englischen Zeitungsaufsätzen endlich, welche durch förmliche Uebersetzungsfabriken angefertigt, Tag für Tag in vollen Ladungen alle größeren Blätter Deutschlands bedecken, beherrschen im ganzen ebenso sicher als im einzelnen vielleicht unmerklich den Stil der deutschen Zeitungen, den engherzige Gesetze und kümmerliche politische Verhältnisse so im Wachsthum aufhalten, daß er sich weit schwächeren Gegnern willig unterwerfen würde. Die englische Presse ist zu einem großen Theile die Presse des ganzen freiheitsbedürftigen Europas, und mithin auch Deutschlands. Es steht aber fest, daß in

England auch die glänzendsten und gediegensten Leistungen der Literatur sich der periodischen Presse nicht entziehen, der Macaulay und Dickens ihren ersten Ruhm verdanken; und um so weniger darf es auffallen, wenn die Blüthe dieser Literatur in ihrer täglichen Wiederkehr den entschiedensten und nachhaltigsten Einfluß auf ihre deutsche Schwester äußert.

Der englische Stil ist demnach oder ist doch wenigstens im Begriff zu werden der Stil unsrer Zeitungsschreiber und Geschichtsforscher. Seine Fähigkeit zu solcher Anwendung ist nicht zu bezweifeln. Der knappe und kraftvolle Ausdruck, welcher ihn charakterisirt, eignet sich vortrefflich für eine Schreiberei, der es nicht sowohl auf langsames Eindringen in das Innere des Lesers, als vielmehr auf unmittelbaren Erfolg bei einer Menge der verschiedensten Personen ankommt. Kurze Sätze, durchsichtige Verschlingungen der Fäden des logischen Netzes sichern ihm die wesentlichste aller Bedingungen des Erfolgs, die rasche und allgemeine Verständlichkeit. Im Gegensatz zu dem französischen Stil, den die lange eingeathmete Luft der Höfe nicht unberührt gelassen hat, ist der englische von einer würdigen und erfreulichen Wahrhaftigkeit. Seit dritthalb Jahrhunderten zudem ist er in unaufhörlichen Proben für den politischen und historischen Gebrauch geschult worden, den wir von ihm vor allem zu wünschen haben.

Ihn eigensinnig abzuweisen, der sich uns so gar gelegen anbietet, ist ohnehin kein Grund vorhanden. Wäre er uns aber auch weniger heilsam, als er ist, es würde schwer sein ihn zu ächten. Er ist in die öffentliche Denkweise der Nation bereits unzertrennlich übergegangen. Nun ihm aber die gesunden Säfte alle zu entziehen, mit denen er reichlich angefüllt ist, ohne zugleich die fremdartigen und falschen Elemente seiner Mischung mit aufzunehmen, müssen wir ihn nicht in willkürlichen Bruchstücken gedankenlos herüberziehen, sondern mit Bewußtsein das Uebertragbare uns in seinem innern Zusammenhang aneignen.

---

* Gedichte.

Gedichte von Nicolaus Delius.

I.

Wenn mir das Herz aus tausend
Klaffenden Wunden blutet,
Des Jammers Sturmfluth brausend
Mir durch die Seele fluthet,
Wenn ich, wohin ich fliehe,
In jedes schatt'ge Thal,
Auf jede sonn'ge Höhe
Mitschleppe meine Qual. —

O eiteles Vermessen!
Ich könnte nimmer, ehe
Ich mich nicht selbst vergessen,
Vergessen solch ein Wehe.
Wie laut sie mich umrauschte,
Mir klang' aus jeder Luft,
Auf deren Klang ich lauschte,
Der Nothschrei meiner Brust.

Wohlan! Wenn ich vergebens
Denn suche zu entrinnen
Dem Schmerze, der des Lebens
Kern mir verzehrt von innen,
Wenn enger mich und bänger
Umschnürt sein eisern Band,
So flieh' ich ihm nicht länger,
So halt' ich kühn ihm Stand;

So blick' ich in verwegner
Verzweiflung Aug' in Auge
Dem unentrinnbarn Gegner,
Ob ich zum Kampf ihm tauge;
So gilt's mit ihm zu ringen
Mannhaft und ritterlich,
So gilt's ihn zu bezwingen —
Wo nicht, bezwing' er mich!

II.

Ich thu' es keinem Menschen kund,
Wie lieb ich dich gewann,
Weil mir in meines Herzens Grund
Kein Auge blicken kann.

Verrathen mag auch dir ich kaum,
Wie lieb ich dich gewann:
Ich spräche dir von einem Traum,
Den ich nicht deuten kann.

Mir selber will ich's nicht gestehn,
Wie lieb ich dich gewann:
Was hülfe mir's, das anzusehn,
Was ich nicht fassen kann!

III.

Mit welchem Zauber, mein Planet,
Hast du mir's angethan!
Mit welchem Zuge, mein Magnet,
Ziehst du mich mächtig an!

Aus allen Richtungen, mein Pol,
Streb' ich allein dir zu,
Denn du allein bist all' mein Wohl,
Und all' mein Weh bist du.

Du bist mein Wohl, wann nah', doch ach!
Mein Wehe, wann du fern;
Und meine Seele folgt dir nach
Allwärts wie ihrem Herrn.

Der Leib nur bleibt zurück, doch was
Frommt ohne Seel' er mir!
Nimm auch den Leib mit oder laß
Mir deine Seele hier.

IV.

Wie lieblich doch senkt Gottes Friede
Sich heut hernieder auf die Welt!
Er liegt auf jedem Augenliede,
Und jedes Herz ist sein Gezelt.
Vor seinem sanften Flügelschlage
Zerstiebt der trübe, wirre Wust,
Der all' die andern Nächt' und Tage
Aufwogt und abwogt in der Brust.

Die eitlen Hoffnungen, die bösen
Gelüste, die sonst nimmer ruhn,
Sie werden stille heut und lösen
Sich auf in ein harmonisch Thun.
Das sich bekämpfende Gewühle
Der Leidenschaft wird still und eins,
Und aus dem Chaos der Gefühle
Erhebt sich das Gefühl des Seins.

Wenn friedlich so, in stillen Bahnen
Beschlossen, mein Gedanke kreist,
Dann, wie ein sel'ges Frühlingsahnen,
Kommt über mich dein guter Geist;
Dann färbst du mir mit Rosengluthen
Des Innern dämmerndes Gefild,
Und aus der Seele klaren Fluthen
Taucht mir empor dein liebes Bild.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchungen in fünf Büchern. Buch 5, Abtheilung 4 und 5. Von Ch. C. J. Bunsen. — Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland. Von E. Sugenheim. Zweiter Band. — Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1857. — Die Erscheinungen der Wellenbewegung oder die Lehre von Schall, Licht und Wärme. Von Otto Ule. — Rudolf von Habsburg. Dramatisches Gedicht von J. E. Kopp.

— * Von der Prachtausgabe des „Faust“ mit den Zeichnungen von Engelbert Seibertz erschien die erste Lieferung des zweiten Theiles. Sie enthält 12 Hauptblätter und beginnt mit der Scene „Faust schlafend von Elfen umschwebt.“ Der zweite Theil der Dichtung wird in 8 Lieferungen ausgegeben und kostet zwischen 9 und 10 Thalern.

— * Der Enkel Herders, Ferdinand Gottfried von Herder in Petersburg, protestirt in der „Allgemeinen Zeitung“ dagegen, daß Arbeit und Verdienste bei der Sammlung und Herausgabe des Briefnachlasses von seinem Großvater allein dem Dr. Düntzer in Köln zugeschrieben werden. Vielmehr sei von seinem im vorigen Jahre gestorbenen Vater und ihm selbst das Meiste gethan worden.

— ♀ Gedichte von Sophie Dethleffs. Dritte Auflage. Hamburg, Robert Kittler. — Die erste größere Hälfte dieser schön ausgestatteten Sammlung enthält hochdeutsche Gedichte. Es sind Ergüsse einer weichen weiblichen Seele, welche Glaube, Liebe, Hoffnung, den Weihnachtsbaum, das Schneeglöckchen, den Gram und das erste Stiefmütterchen besingt, am Ostermorgen ihres Lehrers gedenkt, eine Taufrede in Verse bringt und, da sie Schleswig-Holsteinerin ist, ihrem Patriotismus, den wir nur loben können, freien Lauf läßt. Diese erste Abtheilung enthält einzelne hübsche Gedichte, doch möchten wir der zweiten, welche plattdeutsche Gedichte ditmarsischer Mundart bietet, den Vorzug geben. „De Fahrt na de Isenbahn“, „De ohle Perseptersche“, „Hund und Katt“ und andere dieser Gedichte beanspruchen ein gewisses Interesse, obgleich sie allerdings mit Klaus Groths Quickborn sich nicht messen können; sie sind hier nicht so ergreifend und dort nicht so schalkhaft wie diese, und es fehlt ihnen meistens Schwung und poetische Grazie.

— * In der letzten Zeit ist eine ganze Reihe von neuen Zeitschriften in's Leben getreten. In Hamburg erscheint ein „Jahrhundert“, eine den „Grenzboten“ in der äußeren Gestalt ähnliche Wochenschrift, die sich besonders mit Politik, Völkerleben und Naturwissenschaft beschäftigt; ebendaselbst ein „Kompaß“, herausgegeben von Voickhausen und Ludwig Walesrode, welcher alles in Literatur, Leben und Kunst Bedeutende erörtern will. Otto Wigand giebt eine Sonntagspost heraus, Arnold Schloenbach in Mannheim „Süddeutsche Blätter für Literatur, Kunst und Wissenschaft“, Karl Beck einen „Wiener Gesellschafter.“

— * Eine neue englische Uebersetzung des Goetheschen „Faust“ von Charles Brooks in Newport ist zu Boston erschienen. Sie wird als ein Meisterstück bezeichnet, welches alle früheren Versuche dieser Art durch dichterischen Geist, Treue und Eleganz der Form übertreffe. Der Name des Uebersetzers, meint der amerikanische Dichter Bryant, werde mit dem des Schöpfers der größten Dichtung unserer Zeiten ruhmvoll verknüpft bleiben.

— * Die durch den Tod des Professors der deutschen Literatur Hagen in Berlin erledigte Stelle ist dem Professor Wackernagel in Basel angetragen worden.

— * Ein neues Lustspiel von Gisbert von Vincke „Die Feuerprobe“ ist an die Bühnen verschickt und in Münster schon mit Beifall aufgeführt. Desselben Verfassers „Sagen und Bilder aus Westfalen“ sind in einer zweiten vermehrten Auflage erschienen.

— * Die Stadt Hannover hat den Operncomponisten Heinrich Marschner, der seit 26 Jahren königlicher Kapellmeister ist, zum Ehrenbürger ernannt. Zugleich ließen ihm der Männergesangverein und andere musikalische Gesellschaften in Köln eine Adresse überreichen.

— * Die große Operndichtung „Die Nibelungen“ von Richard Wagner ist zur Hälfte vollendet; alle vier Opern glaubt der Componist in zwei Jahren der Bühne übergeben zu können. Liszt, der sie kennen lernte, schreibt, sie seien eine ganz ungeahnt großartige sublime Welt.

— * Aus dem Nachlasse von Franz Schubert ist neuerdings wieder ein Octett (für 2 Violinen, Bratsche, Violoncell, Contrabaß, Clarinette, Fagott und Horn) herausgegeben und auch in Leipzig bereits ausgeführt. Es ist ein klares, anmuthiges Werk, das Beifall und Würdigung fand.

— * In Mainz starb in diesen Tagen August Schott, Inhaber der berühmten musikalischen Firma B. Schott Söhne.

— * In München vereinigt sich auch in diesem Winter eine Anzahl von Gelehrten auf Anlaß des Chemikers Liebig zu öffentlichen wissenschaftlichen Vorträgen in populärer Form, deren 22 angesetzt sind und am 10. Januar begonnen haben. Liebig selbst hält deren 8 mit Experimenten, Moritz Wagner bespricht die geographische Verbreitung der Thiere auf der Erdoberfläche, von Sybel das Verhältniß der Christen im römischen Reiche, Reinhold Pauli, der den Winter in München verlebt, die Jungfrau von Orleans, Riehl den geschichtlich wichtigen Streit der Componisten Gluck und Piccini, Löher redet über Friedrich den Großen und Napoleon als Gesetzgeber, Paul Heyse über Alfieri, Carriere über Lessing, Dingelstedt über den Tartuffe, Bodenstedt über den Kreml in Moskau, Geibel trägt Scenen aus seiner noch unvollendeten Tragödie „Brunhild“ vor.

— * In Oesterreich begeht man in diesem Jahre die Säcularfeier der Stiftung des Maria-Theresia-Ordens, in Preußen die Gedächtnißfeier der Schlachten von Roßbach und Leuthen (5. November und 5. December 1757.)

— * Der Bildhauer Rauch in Berlin beging am 2. Januar seinen achtzigsten Geburtstag. Bei einem Festmahle, das ihm zu Ehren veranstaltet war, wurde der gefeierte Meister, als seine ehrwürdige, hohe Gestalt erschien und bewegte Worte des Dankes an die Versammlung richtete, mit Jubel begrüßt.

— * Zur Freude der Römer hat der Fürst Borghese seinen seit der Revolution von 1848 geschlossenen Garten wieder dem freien Besuche für gewisse Tageszeiten geöffnet. Die schöne Villa ist von Robert Waldmüller in Nr. 15 des Sonntagsblatts vom Jahre 1856 geschildert.

— * Die Pariser Theater haben im Jahre 1856 262 neue Stücke gegeben; davon kommen auf die beiden Hauptbühnen nur 12, nämlich drei auf die große Oper und 9 auf das Theatre Français. Unter den großen deutschen Dramen, welche das vorige Jahr brachte, haben sich besonders „Narciß“ und „Adalbert vom Babanberge“ von Brachvogel, „Graf Essex“ von Laube und „Ella Rose“ von Gutzkow mit Glück behauptet.

— * Der ehemalige Burschenschafter und demokratische Schriftsteller Franz von Florencourt, der später katholisch und ein eifriger Schildknappe der Junkerpartei wurde, ist kürzlich für seine guten Dienste dadurch belohnt worden, daß er in Preußen eine Anstellung als Amtmann erhalten hat. Die „Europa“ theilt folgende Notizen über diesen politischen Renegaten mit: „Er ist ein Fünfziger und in Braunschweig geboren. Als Schüler des Helmstädter Gymnasiums erregte er durch ein romantisches Abenteuer und durch ein Duell Aufsehen. Studirt hat er mindestens zehn Jahre. Er war Mitglied der Burschenschaft und trieb sich so ziemlich auf allen Hochschulen umher. Seine widerspruchsvolle Natur verleugnete er schon damals nicht. In Jena der vorgeschrittenste der Fortschrittler, trat er unmittelbar nachher mit dem vertriebenen Herzog Karl von Braunschweig in diplomatischen Verkehr. Auf seinen Wanderungen nach Kiel verschlagen, wurde er dort von dem Fatum der Demagogenuntersuchungen ereilt. Nach seiner Freilassung verheirathete er sich und redigirte eine Zeitlang die „Literarischen Blätter der Börsenhalle“ mit einem Verständniß für praktische Politik, das unter den deutschen Schriftstellern leider sehr selten gefunden wird. Ein literarischer Plan, der sich zerschlug, führte ihn nach Sachsen. Seine Aufsätze in den „Vaterlandsblättern“ erinnerten die Regierung daran, daß er früher nach dem Bürgermeisteramt in Adorf gestrebt hatte und ausgewiesen worden war. Er wendete sich nun nach Preußen, wo er einflußreiche Verwandte hatte, und kaufte in der Nähe von Naumburg einen Weinberg. Zum Stadtverordneten gewählt, agitirte er für eine preußische Verfassung und schrieb über den Gegenstand ein dickes Buch, in dem eine meisterhafte Charakteristik des Königs von Preußen steht, die für die vielen unleidlichen Längen entschädigen muß. Es klang wunderbar, als es bald darauf hieß, daß er den „Verfassungsfreund“, ein von sächsischen Adeligen gestütztes Blatt, übernommen habe, und es war doch so. Seine Laufbahn führte nun rasch abwärts bis zu dem Punkte, wo selbst der reactionärste der Reactionäre nicht weiter mehr kann. Von dem Verfassungsfreunde ging er zum Tippelskirchner Wochenblatt über, von diesem zu einer mecklenburgischen Junkerzeitung; er eiferte immer fanatischer gegen Alles, was das Kleid der Kultur und der Vernunft trägt. Ein Lichtblick in die Abgründe des Protestantismus führte ihn in die Arme der katholischen Kirche. In einem der katholischen Bezirke von Westfalen ist er dann nach kurzem Noviziat in den stillen Frieden der Amtsstube eingetreten. Pulvis fuit et in pulverem rediit. Möge ihm der Aktenstaub leicht sein.

— * Ein Roman von Paul Marat. Der bekannte Jean Paul Marat, derselbe, welcher die 500,000 Köpfe foderte, um den Altar des Vaterlandes damit zu schmücken, derselbe Marat, der den oftgenannten „Volksfreund“ herausgab und größtentheils schrieb, hat sich, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, auch auf andern Gebieten der Literatur als dem politischen versucht. Im Jahre 1775 erschien im Amsterdam bei Marc Michel Rey, dem Verleger Rousseau's, sein Werk „vom Menschen.“ Voltaire wurde ein unversöhnlicher Gegner dieses Werks, aus Eitelkeit natürlicherweise, weil Marat ihn nicht unter den großen Naturphilosophen genannt hatte. Voltaire's Gegnerschaft war verhängnißvoll; Marat sollte sich lieber

um Kranke als um Philosophie bekümmern: dieses Wort Voltaire's wurde das allgemeine Urtheil über das genannte Buch. Absichtlich erst nach Voltaire's Tode veröffentlichte Marat seine Abhandlungen vom Licht, von der Optik, vom Feuer, von der Elektricität. Indeß Marat fand in den Mitgliedern der Akademie die unermüdlichsten Gegner; so eifrig er sich um einen Sitz unter den Akademikern bemühte, so blieb ihm ein solcher durchaus versagt. Er wußte nun nichts Befriedigenderes zu thun, als die Akademie lebhaft zu bekämpfen, und that es von 1779—85 ohne Unterlaß; ja noch im Jahre 1791 schrieb er ein Pamphlet, betitelt: „Moderne Charlatane, oder Briefe über akademischen Charlatanismus.“ Jetzt ganz neuerdings erscheint ein Roman des berühmten Marat, betitelt: „Abenteuer des jungen Grafen Potowski. Herzensroman von Jean Paul Marat. Aus dem Französischen übersetzt von Ferdinand Heine. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1856.“ Es wird, sagen die „Blätter für literarische Unterhaltung“ manche Leser d. Bl. interessiren, über diesen Roman — einen Herzensroman des Conventsdeputirten Marat — etwas Näheres zu erfahren. Die Schwester Marat's, Albertine Marat, lebte bis vor etwa sieben Jahren in Paris. Als diese Dame dem Hungertode nahe war, da erst entschloß sie sich, eine Arbeit ihres Bruders zu verkaufen. Diese Arbeit waren nicht die nachgelassenen politischen Werke Marat's, denn als Mademoiselle Fleury, die Wittwe Marat's, zur Subscription auf dieselben einlud, ließ Robespierre das Manuscript mit Beschlag belegen und vernichten. Ob etwas davon gerettet ist, wissen wir nicht. Die Arbeit ihres Bruders aber, welche Albertine Marat verkaufte, war der oben genannte Roman und der Käufer der reiche Bibliophile Aimé Martin, welcher das von Marat's eigener Hand sehr schön geschriebene, in rothen Maroquin gebundene Buch erwählten Günstlingen wohl zeigte, es aber Niemand lesen, viel weniger noch es drucken ließ. Nach dem Tode Aimé Martin's, welcher erst durch Lamartine's „Todtenkranz“ in weitern Kreisen bekannt geworden ist, hat, wo wir nicht irren, der Bibliophile Jacob die Veröffentlichung des Werks vermittelt. Diesen Roman hat Marat geschrieben in der Zeit, als er noch Wundarzt im Dienst des Grafen von Artois war. Fabre d'Eglantine sagt in seinem Porträt Marat's, daß Marat's Jugend in ländlicher Stille und Einfachheit hinfloß; er war nämlich in dem Dorfe Baudry im Kanton Neuenburg geboren; dort, sagt Fabre, hatte sich in jenen einfachen Verhältnissen sein ursprünglich gutartiges Wesen entwickelt und durch die Umgebung der Natur sowie durch den Umgang mit Menschen von schlichten friedlichen Sitten gut herausgebildet. Wenn man sich nun an den damals herrschenden Zeitgeschmack erinnert, welcher auf das Sentimentale sich richtete, so dürfte die Entstehung eines sentimentalen Werks, und wenn es das Werk eines Marat wäre, nicht unerklärlich sein; wie viele Züge, ich möchte sagen, welch ein Ton von Sentimentalität zieht sich nicht durch Robespierre's Privatleben! Was nun den obengenannten Herzensroman „Abenteuer des jungen Grafen Potowski“ betrifft, so concentriren wir unser Urtheil in dem Ausspruch, daß wir in demselben nicht Spuren jener Gluth, jener Intensität des Gefühls gefunden haben, wie in „La nouvelle Héloise“ von Rousseau und in „Lettres à Sophie“ von Mirabeau, und wir glaubten etwas Derartiges von Marat erwarten zu dürfen.“

— * **Was man in Paris verzehrt.** Vor einiger Zeit wurden nach einem englischen Werke statistische Notizen über das Anwachsen Londons und seiner Bevölkerung gegeben. In ähnlicher Weise bespricht im „Deutschen Museum“ J. E. Horn Paris, indem er untersucht, was und wie viel die französische Hauptstadt ißt und trinkt. Die Quelle seiner Besprechung ist ein Buch von Armand Husson: Les consommations de Paris, aus dem sich ganz artige Zahlen und Posten ergeben. „Der Pariser hat einen verwöhnten Gaumen; so elend er auch sein mag, er bequemt sich nur in der äußersten Noth und auch dann nur mit Widerwillen, ein Stück Schwarzbrot zu essen. Der Bettler selbst verlangt feines Weizenbrot, wie man es z. B. in vielen nordischen Ländern höchstens seinen Gästen in mikroskopisch dünnen Schnittchen zum Thee vorsetzt. Früher vertheilte die Armenverwaltung unter die Pariser Armenbüreaus ein gewisses Quantum Mehl zu halbweißem Brote; das Geschenk wurde aber so schlecht von den Armen aufgenommen, daß die Armenverwaltung bald davon zurückkam. Die Armenspitäler und Gefängnisse wie die Militäranstalten fabriciren nichts als halbweißes oder weißes Brot. Freilich darf man nicht übersehen, um diese Feinschmeckerei einigermaßen zu entschuldigen, daß wohl nirgends das Brot eine so wichtige, ja zuweilen ausschließliche Rolle in der Ernährung spielt als eben in Paris. Paris verzehrt täglich 493,117 Kilogramm (à 2 Pfund) Brot, was etwa 1 Pfund durchschnittlich per Kopf macht; nach speciellen Berechnungen ist es aber erwiesen, daß der Arbeiter durchschnittlich 2 Pfund täglich verzehrt. Es braucht übrigens kaum dieser theoretischen Berechnung, um sich von dem bedeutenden Umfange der Brotverzehrung in Paris zu überzeugen. Man braucht nur die Arbeiter zu beobachten, wenn sie zum Frühstück oder Abendbrot in die Weinschenken gehen: jeder von ihnen hat dann ein riesiges Stück Brot unter dem Arme, er nimmt nämlich sein Brot zum Speisewirth mit, Letzterer liefert das Brot nicht gratis wie in den meisten Städten Deutschlands. Ueberhaupt bezahlt man auch in den mittlern und vornehmern Restaurationen von Paris das Brot; auf der Speisekarte ist das Brot, je nach der Vornehmheit des Etablissements, mit 10, 15, 20 oder 25 Cent. vermerkt; für diesen Preis kann man in der Regel soviel Brot erhalten, als man will. Nächst dem Brote nimmt das Fleisch den bedeutendsten Rang unter den Nahrungsmitteln der Pariser ein. 55 französische Departements und fast alle Nachbarländer Frankreichs sind erforderlich, um den Bedarf der Hauptstadt zu befriedigen und 138,000 Ochsen, 28,000 Kühe, 104,000 Kälber, 800,000 Hammel müssen jährlich ihr Leben lassen, um das der Pariser zu fristen. Ja was noch mehr ist: gleichwie der Häuptling einer Menschenfresserrace seine Gefangenen eigens auffüttern läßt, um sie schließlich mit desto größerm Behagen zu verspeisen, so thut auch Paris mit dem armen Schlachtvieh. So z. B. werden die Kälber ganz speciell für die Pariser Schlachthäuser aufgezogen und meist schon im Alter von zwei bis drei Monaten dem Schlachtmesser überliefert; die Bewohner der Provinz haben gar keine Ahnung von dem Wohlgeschmack dieser Thiere. Nicht minder wählerisch sind die Pariser rücksichtlich der Hammel; Deutschland trägt hierin unbedingt den Sieg davon, es hat die Ehre, den Parisern weit über die Hälfte ihrer Hammelcotelettes und Hammelkeulen zu liefern. Im Ganzen verzehrt Paris jetzt jährlich etwa 125 Millionen Pfund Schlachtfleisch von den genannten Thierarten, wovon auf den Kopf jährlich etwa 119 Pfund, d. h. täglich etwa 10 Loth kommen. Hierzu treten nun noch die verschiedenen Abfälle des Fleisches als wie Zunge, Hirn, Füße, Köpfe, Leber u. s. w., die zusammen noch 7 Millionen Pfund eßbaren Stoffs geben. Endlich ist nicht zu vergessen das Schweinefleisch, das in besondern Schlächtereien (charcuteries) verkauft wird, sei es in seiner ursprünglichen Gestalt oder gekocht, geräuchert und eingesalzen; dies fügt dem bereits erwähnten Fleischquantum noch 21½ Millionen Pfund hinzu, so daß also im Ganzen der Pariser durchschnittlich täglich 13 Loth Fleisch verzehrt. Es ist dies kein gar so schlechtes Resultat; nur London verzehrt, unter den Hauptstädten Europas, mehr Fleisch als Paris; alle Hauptstädte des Festlandes stehen hierin hinter Paris zurück. Freilich ist auch namentlich der Pariser Kleinbürger sehr lecker auf seine Rindfleischsuppe und der pot-au-feu verläßt in dessen Küche selten das Feuer; so ein ordentliches Stück Rindfleisch giebt ihm für drei Tage Suppe, während das Fleisch der edeln Hausfrau Gelegenheit darbietet, den ganzen Umfang ihrer Kunst zu zeigen; mit Hülfe von Liebesäpfeln — deren Namen für diesen Fall ganz besonders erdacht worden zu sein scheint — gelingt es der bourgeoise in der Regel, ihrem bourgeois über die Abwesenheit des durch die Suppe absorbirten Saftes Illusion zu machen. — Paris verzehrte im Jahre 1854 1,444,610 Hectoliter Wein, was auf den Kopf etwa 137 Liter (1 Liter ist gleich einer sächsischen Kanne) jährlich und über ein Drittel Liter täglich ausmacht. Das Quantum vertheilt sich natürlicherweise auf Weine der verschiedensten Art, die sich etwa in drei Hauptkategorien, je nach den Consumenten, bringen lassen. Zwei Zehntel nämlich werden in den bürgerlichen Häusern verzehrt, drei Zehntel in den Restaurationen und der ganze übrige Rest in den Weinschenken. Jede dieser drei Kategorien hat ihre eigenen Gewohnheiten und Bedürfnisse. Auf der Tafel des Bürgers findet man durchgängig die guten gewöhnlichen Weine, nebenbei auch, aber nur in geringer Quantität, die feinen Weine. Im Ganzen hat der Pariser Bürger einen gefälligen Gaumen, der auch Gewächse zweiten und dritten Ranges als erster Qualität hinunterspazieren läßt. Indessen ist es wahr, daß selbst letztere Weine, wenn sie einigermaßen gut gepflegt worden, ganz trefflich schmecken und voller Arom sind, sodaß sie wohl einen Consumenten befriedigen können, dessen lebhafte Einbildungskraft nie unterläßt, die Phantasie an den Genüssen seines Magens theilnehmen zu lassen. Macon und Beaujolais liefern hauptsächlich für die Tafel der Pariser Bourgeoisie, in den Rest theilen sich Bordeaux und die Côte-d'Or. Nur ganz ausnahmsweise trifft man, selbst in den reichsten Häusern, die vorzüglichsten Sorten der Bourgogne und des Bordelais; wenn diese Etiketten auf der Tafel erscheinen, so kann man in der Regel sicher sein, daß es nur Weine zweiter Qualität sind. Vergessen wir endlich nicht den Champagner. Für diesen hat der Pariser eine wahrhaft närrische Vorliebe, die am besten daraus hervorgeht, daß sogar das schöne Geschlecht, welches in der Regel den Wein nur mit Wasser trinkt, an den Libationen des schäumenden Getränkes mit Vergnügen theilnimmt. Natürlich gehört dieser Champagner nicht zu den vorzüglichsten Sorten; Ay und Sillery wandern nach Rußland und Paris muß sich mit geringern Gewächsen begnügen. — Die Mißernten der letzten Jahre sind auch die Ursache, daß der Genuß des Biers in Paris viel allgemeiner geworden ist. Das Bier war früher ein in der guten Gesellschaft verpöntes Getränk. Vor kaum zehn Jahren noch durfte ein anständig gekleideter Mensch in einem vornehmen öffentlichen Locale Bier höchstens nur in der Einsamkeit eines cabinet particulier verlangen; ja in vielen dieser Locale war es gar nicht zu haben. Gegenwärtig sieht man, im Sommer namentlich, auf den Tischen der ersten Kaffeehäuser ziemlich so viel Biergläser als Kaffeetassen. Hierzu treten noch die großartigen Bierbrauereien, die in verschiedenen Stadttheilen neuerdings entstanden sind und von denen einige in Beziehung auf Größe und Einrichtung mit den renommirtesten Brauereien Deutschlands wetteifern können. Auch in den Privathäusern ist der Genuß des Biers allgemeiner geworden; die minderbemittelten Wirthschaften ziehen ein Glas mittelmäßigen Biers dem schlechten und gegenwärtig kostspieligen Wein vor. Nichtsdestoweniger spielt im Vergleich mit dem Wein das Bier nur eine untergeordnete Rolle in der Pariser Ernährung. Ganz Paris verzehrt jährlich etwa 15½ Millionen Liter Bier, wovon auf den Kopf 14½ Liter kommen; im Jahre 1786 betrug der jährliche Verbrauch nur 9 Liter per Kopf. Wie man sieht, ist die Zunahme bedeutend. — Der Branntwein spielt in Frankreich nicht eine so große Rolle wie in England, Deutschland und Skandinavien, doch verbraucht Paris jährlich 15 Millionen Liter (Kannen), was auf den Kopf 14 Liter giebt. Den petit-verres wird bekanntlich in Paris sehr stark zugesprochen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 3. Bremen, 18. Januar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Ursprung und Verbreitung der Pflanzenwelt auf der Erde *).

Von Otto Weber.

Es ist ein natürliches und dem menschlichen Geiste tief eingepflanztes Bedürfniß, sich selbst wie seine Umgebung zum Gegenstande der Betrachtung zu machen, um wo möglich auf den Grund der Erscheinungen zu gelangen. Von diesem Drange ausgehend, haben fast alle Völker der Erde in ihren Kosmogonien oder Schöpfungsgeschichten mehr oder weniger phantasiereiche und ahnungsvolle Ideen über die Entstehung der organischen Wesen auf der Erde entwickelt, ebenso wie die heutige Naturwissenschaft eines ihrer anziehendsten Probleme in der Erforschung der Entstehung und Entwicklung der belebten Welt erblickt. Es sei mir gestattet, soweit sich dies in den kurzen Zeitraum einer einzelnen Vorlesung zusammendrängen läßt, den Ursprung und die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde, wie solche sich die Wissenschaft denkt, vor Ihnen darzulegen.

Werfen wir einen Blick auf die uns umgebende Natur, so weht jetzt freilich der herbstliche Wind vom Gebirge herab, die Bäume stehen kahl und entlaubt, und in den dürren Zweigen spielt der herbstliche Sturm, die letzten Zeugen eines blühenden und grünenden Sommers zu Thale führend. Die weiße Decke des Winters kleidet Gebirge und Ebene, und nur am behaglich wärmenden Ofen vermag unsere leicht beschwingte Phantasie den noch lange zu ersehnenden Frühling mit seinen Lerchenchören, dem Schmettern der Nachtigallen und den sprossenden und duftenden Blüthen uns vor die Seele zu zaubern.

Versetzen Sie sich einige Monate zurück. Grüne Buchenwälder bekleiden die lieblichen Formen des Siebengebirges, die Bergwiesen, heimgesucht von buntbeflügelten Insekten, prangen im Schmucke zahlloser Feldblumen, im Thale wogt das reifende Korn und wiegt, sanft vom lauen Abendwinde bewegt, die schweren goldgelben Aehren, und von den Höhen heimkehrend zur heimischen Stadt, athmet der Wandrer mit voller Brust den erquickenden Duft des blühenden Weines.

Woher diese Fülle der Vegetation, woher dieser Schmuck unserer Berge, unserer Ebenen? — So mag sich schon Mancher vergeblich gefragt haben, wenn er sich nicht beruhigt fühlte mit der einfachen und wahren Antwort, die der Glaube aller Völker uns giebt: das Alles ist einstens geschaffen worden, wenn er nicht gläubigen Sinnes eben Alles aus jenem Wundergarten des Paradieses entstammen läßt, dessen Pforte dem fluchbeladenen Sterblichen durch den Engel mit flammendem Schwerte verschlossen sein soll.

Fürchten Sie nicht, verehrte Anwesende, daß ich es wagen wollte, Ihren Glauben zu erschüttern, oder daß mir gelingen könne, was noch kein Naturforscher vermochte, das Geheimniß, welches über der Schöpfung selbst ruht, aufzudecken. Die Grenze ist hier auch für die Wissenschaft einstweilen noch sehr scharf gezogen. Mag man auch sagen: zu irgend einer Zeit trafen glückliche Umstände zusammen, nothwendige Bedingungen für das Entstehen organischer Wesen fanden sich vereinigt, und so entstand die erste Pflanze, das erste Thier, so ist das doch eben nur eine prosaische Umschreibung jener auch uns unerklärbaren Schöpfung. Mag diese nun näher oder ferner der Entstehung des Menschengeschlechts liegen, mögen die Tage der Schöpfungsgeschichte Tage oder Millionen von Jahren bezeichnen, immer führt uns selbst die zweifelsüchtige Wissenschaft auf eine Zeit des Entstehens und Werdens zurück, die wir freilich länger zu vertheilen genöthigt sind als auf den kurzen Zeitraum weniger Tage. Dadurch wird das Geheimniß nicht gemindert, und wenn sich die lebenden Pflanzen nur noch durch Samen und Sprossen fortpflanzen — eine erste Pflanze muß es gegeben haben, der alle Nachkommen entsprossen sind, wobei es für das Geheimniß der Schöpfung gleichgültig ist, ob wir auf eine oder mehrere Urpflanzen die lebenden Arten zurückführen.

Wenn somit die Wissenschaft über den Glauben nicht hinaus kann, so bietet sich ihr eine zweite Frage, ob nämlich, wie man insgemein annimmt, die Pflanzen alle zu gleicher Zeit und auf einem gewissen Punkte der Erde entstanden und von dort aus sich verbreiteten, oder ob nicht vielmehr an verschiedenen Stellen der Erde und zu verschiedenen Zeiten die Pflanzen sich entwickelten. Wir müssen also zunächst die uns umgebende Vegetation nach ihrer Herkunft näher ins Auge fassen. Ist ja doch das Paßwesen und die Fremdenpolizei in unsrer Zeit noch keineswegs aus der Mode, gehören sie doch noch zu den Einrichtungen jedes wohlgeordneten Staates, und so möchte denn auch der Naturforscher berechtigt sein, die Pflanzen nach ihrem Heimathsscheine zu befragen.

Der einfachste und zunächst liegende Weg scheint hier der zu sein, daß wir die historische Tradition der Völker befunden, die Ueberlieferungen und Denkmäler vergleichen und so ermitteln, woher die uns umgebende Pflanzenwelt stammt.

Aber leider haben die Völker ein kurzes Gedächtniß, — das kürzeste für die Gegenstände der Natur, welcher sie so Vieles verdanken. Wissen wir doch nicht einmal das Vaterland der wichtigsten Nahrungspflanzen, welche doch von sehr vielen Völkern und schon in hohem Alterthume benutzt wurden. Allein darf es uns wundern, über das stille und bescheidene Geschlecht der Pflanzen, welches seine Gaben so anspruchslos und ohne Widerstand bietet, nur geringen Aufschluß zu erlangen, wenn wir das stolze Geschlecht des Beherrschers der Erde über seine eigene Geschichte im Unklaren wissen? Wenn die Ursprünge der Völker, ihre Verbreitung über die Erde noch lange Zeit in undurchdringliches Geheimniß gehüllt sein werden, wird man vergeblich aus ihrem Munde sicheren Aufschluß über die Geschichte der Pflanzenwelt erwarten.

*) Ein zu Bonn am 2. December 1856 gehaltener Vortrag.

Die Zeugnisse sind nicht allein selten, sie sind häufig gerade zu unbrauchbar; die sichersten Quellen sind uns Ueberreste und Abbildungen von Pflanzen aus historischer Zeit.

Es ist bekannt, daß man mit den ägyptischen Mumien Getreidekörner fand, welche, nachdem sie in tausendjährigem Grabe geschlummert, gesät und aufkeimend, denselben Waizen erzeugten, der noch heutzutage in Aegypten gebaut wird; das Holz der Sarkophage, welche die Mumien einschließen, ist das Holz der Sykomore, deren schattiges Laub sich noch heute im Nile spiegelt. Unter den Trümmern von Ninive fand man Reste desselben Maulbeerbaumes, der noch jetzt in jenen Gegenden wächst. Aber diese und andere Ueberbleibsel geben uns nur Zeugniß, daß die Pflanzenwelt in der historischen Zeit wenige Veränderungen erlitt.

Wie die Maiskolben in den Gräbern der Inkas das Ansehen bezeugen, in welchem diese mehlreiche Frucht schon bei den alten Peruanern stand, so erweisen die kunstreichen Wandgemälde in Pompeji wie die rohen Bildnisse der Kulturpflanzen in den Hieroglyphen der Inder und Aegypter wie der Amerikaner nur für einzelne Pflanzen das Alter ihrer Existenz in den betreffenden Ländern — nicht aber ihre Herkunft.

Weit unzuverlässiger sind schriftliche Ueberlieferungen, da selbst die gebräuchlichsten Pflanzennamen mannichfaltigen Zweifeln und vielfachen Deutungen unterliegen. Erst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der für die Festhaltung bestimmter Naturformen so wichtigen Holzschneidekunst beginnt für uns eine genauere Kunde, die aber auch erst zur Vollkommenheit gelangt, nachdem Linné genaue Bestimmungen und Benennungen normirt hatte, so daß nunmehr der wissenschaftliche Forscher im Stande ist, die Ausbreitung der Pflanzenwelt genauer zu verfolgen.

Wir besitzen nun allerdings eine Menge von historischen Zeugnissen, welche uns von allmäliger Ausbreitung gewisser Pflanzen über weite Bezirke reden, aber alle sind sehr kurzen Datums und bieten nur unvollständige Handhaben, um die ursprüngliche Verbreitung der Pflanzen zu verfolgen.

Erlauben Sie mir zunächst die verschiedenen Mittel, welche die Verbreitung der Pflanzen über ihren ursprünglichen Wohnort hinaus möglich machten, in der Kürze anzudeuten.

Wenn der laue Wind leise in den Blättern spielt, so entführt er mit neckischer Hand das beflügelte Samenkorn ebenso wie der heftige Sturmwind, welcher ganze Bäume entwurzelt und ihre Früchte davontreibt. Die Manna, welche noch jetzt in Persien und Kleinasien zuweilen niederfällt und mit ihrer nahrhaften Substanz schon den Israeliten zu Gute kam, bietet ein merkwürdiges Beispiel für die Kraft des Windes. Es sind Flechten, welche der Sturm von den Gehängen steiler Felsen zum Segen des hungernden Volkes davon getragen hatte.

Weit großartiger wirken die Strömungen der Gewässer. Wie der brausende Bergstrom aus den hohen Alpen zuweilen zarte Pflänzchen in die Ebene versetzt, so trägt der majestätische ruhige Spiegel großer Flüsse oft Samenkörner in weit entfernte Gegenden, und noch auffallender sind die Wirkungen der Meeresströmungen. Durch die Wellen werden den neuentstandenen Koralleninseln der Südsee die Früchte der Cocospalmen zugespült, und bald wiegt die schlanke Palme ihr schönes Laub fern von der Heimath auf neugeschaffener Erde. Die kühnen Normannischen Abenteurer, welche in der Mitte des 13. Jahrhunderts sich auf Grönland ansiedelten, verdankten das Holz, mit welchem sie sich ihre Hütten erbauten, den Strömungen des Meeres, welche die Stämme aus dem fernen Sibirien wie damals so noch heute an die Grönlandische Küste treiben. Alljährlich führt der Golfstrom Samen einer Mimose (Mimosa scandens), die in Westindien heimisch ist, an die Westküsten von England und Skandinavien, ja diese Samen keimen — erliegen aber bald der Ungunst des rauheren Klimas. Und so sehen wir denn schon, daß, so mächtig auch diese Naturkräfte in der Verbreitung die Pflanzen erscheinen, dennoch andere, namentlich aber klimatische Bedingungen ihnen eine unübersteigliche Grenze setzen.

Auch die Thierwelt vermag zur Vertheilung der Vegetation beizutragen. In ihrem Gefieder tragen Wandervögel manches Samenkorn über weite Strecken der Erde, wie der im dichten Haarpelze wandernder Säugethiere verborgene Samen oft weit hin verschleppt wird. Ein Unkraut der Reisfelder, welches mit dem Anbaue des Reises nach Südeuropa gelangte, ist durch Wasservögel, an deren Federn die mit Häkchen versehenen Früchtchen hängen blieben, bis nach Mecklenburg und Schweden verbreitet worden. Nachdem im Jahre 1770 die Mönche von Carbonnieux die virginische Kermesbeere zum Rothfärben des Weines — Sie sehen, schon im vorigen Jahrhundert dachte man an Verfälschung dieses Getränkes — im südlichen Frankreich eingeführt hatten, wurde diese Staude bald bis in die äußersten Thäler der Pyrenäen und durch ganz Südfrankreich und Italien verbreitet durch Vögel, welche wenigstens einen unschuldigen Zweck verfolgten, indem sie sich die Früchte wohlschmecken ließen.

Am wirksamsten hat indeß der Mensch den Charakter der ursprünglichen Pflanzenwelt verändert. Theils zerstörend, wo er zur Bestreitung seiner nothwendigsten Bedürfnisse wie zur Einführung der Kulturpflanzen ganze Wälder ausrottete, theils erhaltend, theils umschaffend hat der Unersättliche, im steten Triebe sich das Leben so genußreich und angenehm wie möglich zu machen, willkürlich wie unwillkürlich auf die Pflanzenwelt eingewirkt.

Es ist bekannt, wie die dem Oriente entstammenden Getreidearten gerade wie die Hausthiere dem Menschen überallhin folgen mußten, wo nicht das Klima unabänderliche Grenzen ihrer Kultur setzte. Dem Oriente entstammen unsere Obstbäume, wie dem Occidente der Mais, die Kartoffel und der den Damen so unangenehme Taback. Bei sehr vielen Kulturgewächsen läßt sich ihr allmäliges Vordringen nachweisen. Zur Zeit des Plinius war die Citrone und die süße Apfelsine noch eine seltene Kostbarkeit, welche nur auf der Tafel eines Lucull zu prangen vermochte — während jetzt die Küsten des Mittelmeeres von dem Dufte der Orangen erfüllt sind. Und wer jetzt blühende Cactushecken die Felder Siciliens säumen, wer in Südspanien und Italien die stachliche phantastische Aloe ihre wohlriechenden Blüthencandelaber auf den Schutttrümmern dorischer Tempel erheben sieht, möchte kaum glauben, daß beide Pflanzen nur verwilderte Sprößlinge ursprünglich von Amerika eingeführter Zierpflanzen sind.

Wenn so zum behaglichen Lebensgenusse der Mensch in die Natur eingreift, so kann er andrerseits nicht verhindern, daß nicht manche sogenannte Unkräuter mit den Samen seiner Kulturpflanzen verschleppt werden. Absichtslos wurden auf diese Weise nicht wenige jetzt überall gemeine Pflanzen über die Erde verbreitet. Den Spuren des wandernden Zigeuners folgt der giftige Stechapfel, aus welchem die geheimnißvolle Kunst der Wahrsagerinnen braune Zaubertränke zu brauen weiß, wie der rothhäutige Indianer die schreckende Spur der weißen Menschen an dem unschuldigen Wegbreit — dem Fußtapfen des Weißen erkennt. Ohne ihr Zuthun wurde die Pflanze von den Europäern nach Amerika versetzt.

In einem ausgestopften Vogelbalge gelangte eine canadische Pflanze (Erigeron canadense) in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach Frankreich, und während der Abbé Delabre im Jahre 1800 dieselbe in der Auvergne nur in einem einzigen Exemplare aufzufinden vermochte, begegnete sie nur fünf Jahre später dem Botaniker St. Hilaire schon auf jedem Schritte. Jetzt ist sie ein in ganz Europa verbreitetes Unkraut. Die goldgelbe Nachtkerze (Oenothera biennis), deren starker Duft erst in der Dämmerung bemerkbar wird, wurde 1614 aus Virginien zufällig nach Europa verschleppt und ist jetzt bis in die innersten Alpenthäler vorgedrungen.

Wenn wir somit für manche Pflanzen natürliche und einfache, zufällige und künstliche Wege der Verbreitung kennen, so würde es

wohl keinem Einwande unterliegen, alle Pflanzenarten und Geschlechter auf ein ursprüngliches Centrum, gleichsam auf ein Paradies zurückzuführen, und von hier aus sie sich allmälig über die ganze Erdoberfläche ausbreiten zu lassen? Allein da stoßen wir allerdings auf sehr erhebliche Schwierigkeiten, welche zum Theil schon oben angedeutet wurden. Erlauben Sie mir die Einwände, welche sich einer solchen Annahme entgegenstellen, in der Kürze zu beleuchten.

Aus der Entdeckungsgeschichte verschiedener Länder wissen wir, mit welchem Erstaunen die kühnen Seefahrer den fremden Boden betraten, welchen sie mit anders gearteten Menschen, mit anders gestalteten Thieren, mit so ganz von der Heimath verschiedenem Pflanzenschmucke bedeckt sahen. Wenn man nun in den Menschen die Verbreiter der Pflanzenwelt auch für diese nur den bewohnten Ländern der alten Welt neuen Erdgebiete erblicken möchte, indem man annähme, daß in uralten, der Geschichte unzugänglichen Zeiten die Völker aus ihren Stammsitzen auswandernd auf später vergessenen Wegen jene Gegenden bevölkerten und die Verbreitung der Vegetation vermittelten, so ist zu bemerken, daß auch sicher nie vorher von Menschen betretene, von jedem Continente weit entlegene Gebiete bei ihrer ersten Auffindung bereits in der Fülle eines reichen Pflanzenschmuckes erschienen. Bei der Entdeckung Islands war der jungfräuliche Boden von des Menschen Fuß noch unberührt und dennoch waldbewachsen mit reicher Vegetation. Die ersten Eroberer zerstörten mit Feuer den Wald, von welchem nunmehr keine Spur zu finden ist, und die Vegetation nimmt mit jedem Tage ab. Wenn aber nicht die Menschen, so könnten ja Winde und Strömungen jene erste Vegetation verpflanzt haben? Dagegen spricht aber sehr entschieden die gänzlich abweichende Gestaltung derselben.

Als im Jahre 1501 die später zum Grabe des größten Eroberers aller Zeiten gewordene Insel St. Helena entdeckt wurde, war sie menschenleer, und die jetzt fast verödete Felsenklippe war die Wiege fremdartiger Wälder und Gesträuche. Von 61 dort gefundenen Pflanzenarten waren 59 ihr durchaus und allein eigenthümlich. Nur zwei kannte man auch an andern Punkten der Erde. Ein noch auffallenderes und zuverlässigeres Beweismittel, daß die Vegetation nicht von einem Centrum ausgegangen sein kann, bietet Neuholland. Wie das wunderbare in seiner Organisation zwischen Fisch, Vogel und Säugethier stehende Schnabelthier, lange Zeit ein Räthsel für die Naturforscher, und das hochbeinige Känguruh, welches nur springend sich fortzubewegen vermag, diesem Continente einzig angehören, so bietet auch die Pflanzenwelt dort so eigenthümliche Formen, daß sie dem Auge selbst keines Laien entgangen wären, kämen sie noch anderswo auf der Erde vor. Die ersten Reisenden, welche diesen wunderbarsten aller Welttheile zuerst betraten, konnten den Eindruck, den die Vegetation auf sie machte, nicht sonderbar genug schildern. Hatten sie sich durch das Gestrüpp dorniger Akazien, welche Blattstiele statt der Blätter tragen, und glänzender Proteaceen mit steifen lederartigen Blättern, welche die sandigen Hügelzüge der Ufer undurchdringlich bedeckten, glücklich zu den fernhin sichtbaren Wäldern den Weg gebahnt, so waren sie überrascht den ersehnten Schatten vergeblich zu suchen. Der eigenthümliche Eindruck, den die Vertheilung von Licht und Schatten auf das Auge machte, blieb noch lange eine unerklärte Erscheinung, bis ein berühmter Botaniker, Robert Brown, dieses Land besuchte und nachwies, wie bei den meisten Bäumen die Blätter nicht horizontal dachartig stehen, sondern senkrecht mit zur Seite gewandten Flächen. Auf diese Weise fallen die Lichtstrahlen überall zwischen den Blättern durch und beleuchten fast ohne Hinderniß den Boden der Wälder. Eine genaue Untersuchung zeigte, daß von je 100 Pflanzenarten Neuhollands 90 ihm ausschließlich eigen sind, ja daß ganze Pflanzenfamilien nur auf diesem entlegenen Continente vorkommen, ohne in irgend einem andern Lande lebende Spuren ihrer Existenz darzubieten.

Das wesentlichste Hinderniß für die Verbreitung der Pflanzen von einem Lande zum andern bleibt immer das Klima; aber selbst unter ganz gleichen Klimaten treffen wir auf höchst verschiedene Vegetationsbilder je nach den verschiedenen Regionen der Erde. Wie abweichend ist nicht der Charakter der nordamerikanischen Wälder mit ihrem bunten Gemische von Fichten, Lebensbäumen, Taxusarten, Ahornen, Weißbuchen, Robinien, Pappeln, Gleditschien und Nußbäumen von dem einförmigen Buchen-, Eichen- oder Tannenwalde Nordeuropas, mehr aber noch Nordasiens, und doch finden sich nur unbedeutende Unterschiede des Klimas. Wie seltsam unterscheiden sich die Länder des Mittelmeeres, wo die Zwergpalme in geschützten Lagen neben der Pinie, die Olive neben der Steineiche gedeiht, von dem Bilde eines Japanesischen Waldes, in welchem Theesträucher und Camellien das Unterholz bilden. Und doch liegen diese Länder unter den nämlichen Breiten der nördlichen Hemisphäre. Chili, Neuholland, das Cap der guten Hoffnung bieten die nämlichen mittlern Jahrestemperaturen und zeigen unter sich einen ebenso verschiedenen Vegetationscharakter als die gleichtemperirten nördlichen Länder.

Reicht somit weder die Verbreitungsweise, noch das Klima aus, um die Verschiedenheiten der Pflanzenwelt auf den Ländern der Erde zu erklären, so finden wir uns unwiderstehlich auf andre Untersuchungswege hingedrängt und werden genöthigt, andre Methoden einzuschlagen als die bisher beleuchteten. Da müssen ursprüngliche Differenzen bestanden haben, lange ehe der Mensch die Erde betrat, Differenzen die sich allein aus der Geschichte der Pflanzenwelt auf unserem Planeten ermitteln lassen.

Wir sehen uns am Eingange eines weit umfangreicheren Gebietes, als das der Geschichte der Menschheit ist. Dem Menschen, diesem spätgebornen und liebsten Sohne der Mutter Gäa, blieb es erlassen, die mannichfaltigen und wunderbaren Revolutionen durchzuleben, welche die Erdoberfläche erfuhr, ehe sie für ihn eine liebliche Stätte zu bereiten bestimmt war. Seine Geschichte, die Zeitdauer, die seit seiner Existenz verfloß, ist ein Stäubchen, ein Nichts im Vergleiche zu den Milliarden, welche die Geschichte der Erde umfaßt. Aber wie? werden Sie fragen, wie ist es möglich dieser Geschichte überhaupt nachzugehen? Hinterlassen denn in der That untergegangene Pflanzen erkennbare Reste? Läßt sich denn aus diesen ein auch nur einigermaßen genügendes Bild einer verschwundenen Pflanzenwelt gewinnen? — Wir müssen hier wie überall in der Geologie zunächst an die Vorgänge der jetzigen Welt erinnern. Die meisten unserer lebenden Pflanzen werden nur durch Zufall erhalten. Sie verwesen und gehen im allgemeinen Stoffwechsel der Erde zu Grunde. Demnach dürfen wir auch nicht erwarten, daß vorweltliche Pflanzen in vollständiger Form erhalten sein werden. Immer sind es nur einzelne Theile, Blätter, Blüthen, Stämme, Früchte, Aeste, wie es gerade der Abfall eines Waldes mit sich bringt, welche unter besonders günstigen Verhältnissen erhalten werden. Nicht selten enthält nun das Wasser, welches diese Reste bespült, Eisen oder Kiesel oder Kalkerde und versteinert die Pflanzentheile geradezu, wie man das heutzutage noch bei kalkreichen Quellen häufig sehen kann. Der Karlsbader Sprudel hat hierdurch eine besondere Berühmtheit erlangt. In vielen römischen Bauten findet man versteinertes Holz, wie z. B. an der Trajansbrücke der untern Donau, ja man kann künstlich durch Einlegen in solche Wasser Versteinerungen erhalten.

Oder es werden Theile von Pflanzen in flüssiges, später verhärtendes Harz eingebettet, wie dies beim Bernsteine, dem Harze einer vorweltlichen Tannenart, der Fall ist. Häufiger finden sich Blätter und sonstige Abfälle von Sand und Schlamm überdeckt, welcher allmälig festwerdend, auch wenn die eingeschlossenen Pflanzen verwest sind, Abdrücke zurückbehält, welche so fein und scharf ausgeprägt sind, daß man aus ihnen die früheren Pflanzen genau bestimmen kann.

Derjenige Proceß, bei welchem die vorzüglichste Erhaltung vorkommt, ist der der Verkohlung. Die Pflanzen bestehen der Hauptsache nach aus drei Elementartheilen, Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, von welchen letzterer vorzüglich das Gerüste der Pflanze

bildet. Den Kohlenstoff oder die Kohle kann man auf doppeltem Wege aus den Pflanzen darstellen. Einmal durch unvollständige Verbrennung, wie wir sie in den Meilern vornehmen. Der Wasserstoff verbrennt mit dem Sauerstoff, die Kohle bleibt zurück. Dann aber auch, indem man unter Ausschließung des Luftzutritts die Pflanzen unter Wasser allmälig verwesen läßt. Dabei kommt es nicht zur Entwicklung von Licht oder Feuer; das Wasser ist hier das eigentliche Verkohlungsmittel; es führt außer dem Wasserstoffe und Sauerstoff einen Theil des Kohlenstoffs mit sich, sie entweichen in Form von Kohlensäure und Kohlenwasserstoff — oder Sumpfgas — schließlich aber bleibt nur die Kohle zurück. Auch diesen Prozeß hat man künstlich nachgeahmt; da man indeß nur über eine geringe Zeit verfügen konnte, so konnte man die Verkohlung nicht so weit treiben, wie sie in der Natur vorkommt. Hier aber finden wir diesen Hergang in ungeheurem Maße: im Torfe, in der Braunkohle und in der Steinkohle, welche sämmtlich aus angehäuften Pflanzenresten hervorgegangen sind. Vom Torfe, der sich durch außerordentlich üppig wuchernde Moose bildet, ist es bekannt, wie er in der Tiefe immer kohlenähnlicher wird. Auf die ganz ähnlich gebildeten Braunkohlen sind nur längere Zeiträume verwandt worden, in der Steinkohle hat die Verkohlung den höchsten Grad erreicht, so daß die Kohle steinähnlich geworden. Wurden solche Pflanzenschichten, wie Torf, Braunkohlen und Steinkohlen, von Sand oder Schlamm überdeckt, so haben sich häufig die verkohlenden Pflanzen so genau abgedrückt, daß man die feinste Blattader erkennen kann. Aber auch die Kohle selbst bewahrt die Structur der Pflanze; wie man im festesten Torf oft die zartesten Moose noch wohl erhalten findet, so zeigen sich in den Braunkohlen und Steinkohlen die Blätter oft so schön, daß man die feinen Pflanzenzellen ihrer Oberhaut, ebenso wie die Fasern des Holzes, mit dem Mikroscope untersuchen kann. Ja selbst Blumenkronen mit Staubfäden und Blüthenstaub hat man in den Braunkohlen wieder erkannt. Wie nun aber die in unsern Herbarien aufbewahrten Pflanzen dem Botaniker ein Vegetationsbild verschaffen, so genügen auch die verkohlten und versteinerten Reste um uns untergegangene Schöpfungen anschaulich zu machen.

Auf dunklem Pfade steigt der goldgierige Erdenbewohner in die Tiefe, um seine Bedürfnisse auch aus dem Schooße der Mutter zu befriedigen, und Jahrhunderte sind vergangen, ehe die Wissenschaft seinen Spuren folgte. Erst jetzt wo der Hammer des Geologen die Erdrinde überall durchsucht hat, erst jetzt ist es gelungen ein wenn auch noch unvollkommnes und lückenhaftes, aber doch ausreichendes Bild von der Entstehung der Pflanzen- und Thierwelt auf der Erdoberfläche zu gewinnen. Die Reste derselben, welche die Gesteine in sich bergen, lange bloß Gegenstand der Curiosität, höchstens der Bewunderung, sind zu den wichtigsten Mitteln für die Erforschung dieser Geschichte geworden.

Es würde die Grenzen der mir zugemessenen Zeit weit überschreiten, wollte ich Sie durch alle Perioden der Erdbildung hindurchführen; nehmen Sie deßhalb vorlieb mit einer flüchtigen Skizze, die aber genügen möchte, Ihnen eine Anschauung der Geschichte der Pflanzenwelt zu geben.

Ich setze hier als bekannt voraus, daß die Erdoberfläche nicht immer die heutige Gestaltung darbot, sondern daß von der Bildung der ältesten Erdkruste bis jetzt im Laufe eines ungeheuren Zeitraums verschiedene Wechsel vorzugsweise durch Hebung und Senkung des Landes vor sich gegangen sind, und daß die Meere große schichtenartige Niederschläge bildeten, welche zu Gesteinen verhärteten, und später gehoben, die früher kleinen Inseln zu Continenten erweiterten.

So oft früheres Land vom Meere bedeckt wurde, begruben die Ablagerungen der Gewässer auch zugleich die Reste lebender Wesen, welche wir in den Versteinerungen wieder erkennen. Die auf dem nicht überschwemmten Lande zurückbleibenden Organismen bildeten aber die Ausgangspunkte einer Umgestaltung und allmälig höheren Organisation lebender Wesen, welche durch den Einfluß anderer Klimate bedingt wurde. Die Geologen nahmen bekanntlich eine Reihe von Schichtenfolgen an, welche, in bestimmter Altersfolge gebildet, mit dem Namen der Formationen belegt wurden, und welche zugleich eine bestimmte Stufenfolge in der Entwicklung der organischen Wesen bezeichnen.

Sobald die Temperatur der Erdoberfläche soweit herabgesunken war, daß lebende Wesen existiren konnten, beginnt auch die Schöpfung derselben. Ursprünglich aus den einfachsten und wenig zahlreichen Formen hervorgehend, schreitet die Entwicklung der Thiere und Pflanzen immer mannichfaltiger fort, indem sie mit jeder geologischen Epoche einen neuen Aufschwung nimmt, eine größere Ausbildung erfährt.

Während die frühesten Pflanzen den tangartigen Meeresgewächsen angehören, wie ähnliche jetzt nur in den heißesten Klimaten noch vorkommen, beginnen Landpflanzen erst in späterer Zeit aufzutreten. In der Epoche der Steinkohlenbildung sehen wir dieselben bereits eine höhere und artenreichere Entwicklung gewinnen.

Die Steinkohlen, diese wichtigsten Hebel unserer Industrie, das kostbarste Geschenk, welches die Natur unserem Vaterlande verliehen hat, bestehen ganz aus Resten untergegangener Pflanzen. Wie noch heute sich unsere Torfe bilden, so wuchsen damals auf einem moorigen Grunde dichte Urwälder eigenthümlicher Pflanzenarten, welche später überschüttet unter dem Drucke der darüber lastenden Gebirgsmassen und durch die langsam vor sich gehende Verwesung in Steinkohle sich verwandelten. Daß diese Pflanzen an Ort und Stelle gediehen, beweisen nicht seltene aufrechtstehende Bäume, welche durch die darüber lagernden Schichten als verkohlte oder versteinerte Stämme aufragen. Da man weiß, wie viel Kohlenstoff ein dicht stehender Wald alljährlich producirt, so kann man unter Voraussetzung ähnlicher Verhältnisse für die Steinkohle auch annähernd berechnen, wie lange Zeit ein solcher Wald bestanden haben muß, um eine 100 Fuß mächtige Steinkohlenschicht, wie solche vorkommen, zu produciren. Danach hat man die Dauer des Wachsthums auf etwa eine Million Jahre bestimmt. Steinkohlen finden sich in den verschiedensten Ländern, überall aber traf man die nämlichen sie bildenden Pflanzen und mußte daher mit Recht schließen, daß damals die Erde überall ein gleiches Klima darbot, was namentlich auch die mit den Pflanzen gefundenen Thiere bestätigen, und was auch aus andern Umständen geschlossen werden muß. Man leitet dieses gleichmäßige Klima aus der allmäligen Erkaltung der ursprünglich feuerflüssigen Erde ab und berechnete aus der Analogie von Versuchen, die man mit erkaltenden feuerflüssigen Basaltkugeln anstellte, daß die Epoche der Steinkohlenformation 9 Millionen Jahre vor der jetzigen Welt zurückliegt. Nach den vorkommenden Pflanzen läßt sich schließen, daß damals über die ganze Erde ein gleichmäßiges Inselklima von 20 bis 25° herrschte, wie dasselbe jetzt noch auf tropischen Inseln vorkommt.

Fassen wir die Steinkohlenpflanzen etwas näher ins Auge, und versuchen wir es uns ein Bild eines solchen Steinkohlenwaldes zu schaffen. (Während des Vortrags wurde das Gesagte an einem aufgestellten großen Carton, welcher eine Landschaft aus der Steinkohlenperiode darstellte, erläutert.) Wir erstaunen, wie sehr dasselbe von einem jetzigen Walde abweicht. Unsere Laubbäume, welche den Charakter der Wälder unserer Zonen bestimmen, fehlen noch gänzlich. Die zapfentragenden tannenähnlichen Bäume sind nur in einer einzigen Pflanze vertreten — einer Araucarie, deren Verwandte heutzutage noch auf den tropischen Andes wachsen. Aber auch unsere jetzigen tropischen Urwälder haben einen ganz anderen Charakter. Die Palmen, deren hochragende Wipfel einen Wald über dem Walde bilden, unter den Tropen jetzt so artenreich, treten in der Steinkohlenzeit zuerst auf der Erde auf; aber erst eine einzige Art findet sich ein. Dagegen sind es nun zahlreiche blüthenlose Pflanzen, welche jene Wälder bildeten. Baumartige Farrenkräuter traten in großem Reichthume auf; damals bildeten sie riesige Stämme, während heutzutage nur noch auf tropischen Inseln Baumfarren vorkommen,

und das höchste deutsche Farrenkraut, der Adlerfarren, kaum Mannesgröße erreicht. Dann sehen wir zahlreiche Schachtelhalme und Bärlapparten ihre schön gezeichneten canellirten Stämme hoch in die Lüfte strecken, während sie jetzt nur niedrig moosähnlich an der Erde kriechen. Ihnen ähnlich sind die jetzt ausgestorbenen Siegelbäume und Stigmarien. Somit entfalteten niedrig organisirte blüthenlose Pflanzen, welche jetzt eine ganz untergeordnete Rolle spielen, in der Steinkohlenzeit ihren höchsten Glanz, indem sie sich zu üppigen Wäldern erhoben.

Dennoch herrschte eine große Einförmigkeit in jener Vegetation, da man bis jetzt nur etwa 850 Steinkohlenpflanzen zu entdecken vermochte, während die jetzige Welt nahe an 100,000 Arten darbietet. Die tiefe Stille wurde nicht unterbrochen durch den Gesang der Vögel oder das Gebrülle der Thiere, denn nur lautlose häßliche Amphibien durchzogen die ungeheuren Sümpfe.

Lange Zeit verging, ehe sich die Vegetation unserer Erde in ein neues Gewand kleidete, und ohne die verschiedenen Entwicklungsperioden hier genauer zu verfolgen, bemerke ich nur, daß wie in der Thierwelt ein stufenähnlicher Fortschritt zu immer höheren Formen beobachtet wird, so auch Aehnliches für die Pflanzen gilt. In der folgenden Periode erreichen tannenartige Bäume ihre höchste Entfaltung; dann folgt die Zeit der palmenähnlichen Pflanzen, und erst in der weit spätern Kreideepoche entstanden die ersten Laubhölzer. Aus ihren Keimen entwickelt sich später eine neue sehr pflanzenreiche Vegetation, deren üppige Reste uns in der Braunkohle aufbewahrt sind. Klimatische Unterschiede sind bereits hervorgetreten; die Erde hat sich mehr und mehr abgekühlt und empfängt schon die segenbringenden befruchtenden Strahlen der Sonne, welche die Kinder des Lichts, die blühenden duftenden Blumen, hervorlockt. Da die Bildung der Braunkohle der jetzigen Welt nicht allein näher steht, sondern auch besonders in unsern Gegenden reiche Braunkohlenlager vorkommen, so sei es verstattet, bei dieser Epoche einen Augenblick zu verweilen. (Das Folgende wurde ebenfalls durch ein Landschaftsbild erläutert, welches wie das vorige nach wirklich vorhandenen Pflanzen- und Thierresten zusammengestellt war.)

Das anschaulichste Bild dieser Vegetation möchte eine Schilderung des damaligen Zustandes unsrer Rheinlande gewähren. Den Horizont begrenzen die Höhenzüge der Eifel und des Westerwaldes. Jetzt längst erloschene Vulkane erhellen mit feurigem Strahle die Nacht, und der röthliche Wiederschein spiegelt sich in dem ruhigen inselreichen Meerbusen, welcher von der Gegend des jetzigen Aachen und Düsseldorf bis an den Fuß unseres Gebirges heraufreicht. Das Siebengebirge zeigt noch nicht die ganze Mannichfaltigkeit seiner Formen; nur die Trachytkegel des Drachenfelses und der Wolkenburg erheben die noch unzerklüfteten Gipfel über den glatten Spiegel des Golfes. Jetzt steigt die Sonne am Horizonte empor und beleuchtet die lachenden Ufer. Das schilfreiche Gestade durchrauscht ein unförmliches Nashorn; am sandigen Ufer sucht das häßliche Krokodil seinen Raub zu erhaschen. Auf den Zweigen dunkler Taxusbäume wiegen sich die Vögel und singen ihr Morgenlied. Um die Blüthen einer großblättrigen Magnolie und einer stachlichen Rose schwärmen zahlreiche Käfer. Feigenbäume und Lorbeeren, Mandeln und großblättrige Malvenbüsche bilden mit Proteaceen das Unterholz. Im Mittelgrunde ragt ein Wald dunkler Tannen, Eichen, Ahorne, Nußbäume und Akazien auf, hie und da wiegt eine schlanke Palme das stolze Haupt im fächelnden Winde. Ein Moschusthierchen steckt neugierig das Köpfchen hervor und verschwindet im dichten Schatten, erschreckt durch das Rascheln einer Schlange, die sich durch das Röhricht hinzieht. Auf dem fischreichen Teiche breitet die schöne Wasserlilie ihre saftigen Blätter aus, und von den Aesten hernieder schlingen Weinreben und Lianen ein undurchdringliches Netz. Der Herbstwind entführt alljährlich die Blätter und Früchte in die wasserreiche Niederung, und hier deckt die zarten Reste der Schlamm der Gewässer, um sie, ein vorweltliches Herbarium zum Zeugnisse des verschwundenen Landschaftsbildes, zu bewahren.

Wir sehen somit zur Braunkohlenzeit unsere Gegenden mit einer sehr mannichfaltigen Vegetation bedeckt, wie sie jetzt nur noch wärmeren meerumspülten Ländern eigen ist; nur die am höchsten ausgebildeten Pflanzen, die mit zusammengesetzten und sogenannten Schmetterlingsblüthen versehenen, fehlen noch, während unter einander Pflanzen des heutigen Mexiko, ja des jetzigen Neuholland mit europäischen vermischt vorkommen. Eine letzte Veränderung erfolgt. In Europa ist die Alpenkette emporgestiegen; die Gewässer des Rheines brechen von Süden her durch und zerstören die großen Braunkohlenlager, deren Trümmer nur noch an den Gebirgsabhängen erhalten bleiben. Das Meer tritt zurück, die Rheinische Niederung breitet sich vor uns aus, und auf der neuumgewandelten Erde sprossen neue Pflanzen, neue Thiere, aus Umformungen der geretteten hervorgehend, theils direkt ihnen entstammend. Der zuletzt entstandene Mensch ergreift die Herrschaft über sie alle. Wie hier so erfolgte auch in andern Gegenden der Erde durch den Wechsel des zurücktretenden Meeres die Ausbildung größerer Continente. Von den unberührten Mittelpunkten hervorragender Inseln, wo die alten Thiere und Pflanzen erhalten blieben, erfolgte die neue Vegetation; die alten Formen gehen nun theilweise unter, viele bleiben unverändert, andere bilden sich um, werden mannichfaltiger und vollkommener. Die veränderte Gestalt der Erdoberfläche bedingt eine Veränderung des Klimas; wo früher ein feuchtwarmes Inselklima bestand, herrscht jetzt das trockene und kalte Continentalklima, und somit verschwindet für viele Pflanzen hier die Bedingung ihrer Existenz, sie ziehen sich in jene Gegenden zurück, welche die früheren Verhältnisse noch darbieten, und so finden wir ihre Nachkommen auf Mexiko, Neuholland *) und andere Länder beschränkt. Die Palmen, die Proteaceen, die Akazien, die Lorbeeren verschwinden aus Mitteleuropa; während die Eichen, Ahornarten, die Pappeln, Weiden, Rosen, ja der Wein unserer Gegend erhalten bleiben, freilich aber manchen Variationen unterliegen.

Somit hätten wir denn in der Geschichte der Pflanzenwelt, die ich freilich nur in fragmentarischen Umrissen vor Ihnen zu entrollen wagte, den Schlüssel für das Verständniß unserer heutigen Vegetation und ihrer Verbreitung über die Erde gewonnen.

Von der einfachsten Form pflanzlicher Organisation der Alpen durch die blüthenlosen Farren und Schachtelhalme, Tannen, Palmen und Gräser ist die Schöpfung emporgediehen zu den reichen und mannichfaltigen Laubbäumen, den blühenden Gesträuchen und zur höchsten Entfaltung schmetterlingsblüthiger und zusammengesetzt blühender Gewächse. (Als Repräsentanten der ersteren denke man an den Goldregen, der letzteren an die Georgine oder die Aster.) Wie in der Thierwelt gehen die Pflanzen aus erloschenen unvollkommenen Formen immer vollendeter hervor. Wenn aber in der Thierwelt die Schöpfung mit der Hervorbringung des Menschen gewissermaßen einen Abschluß erreicht, so läßt sich für die Pflanzen ein solcher Abschluß nicht erkennen. Wie die schöpferische Kraft fort und fort neue Formen aus den alten entwickelt, so läßt sich auch wohl denken, daß der Mensch nur den Anfang einer neuen Epoche bezeichnet. Alles deutet darauf hin, daß das Menschengeschlecht nur ein kurzer Bewohner der Erde ist, und somit die jetzige Periode noch einem sehr jugendlichen Zustande angehört. Lassen Sie mich diese Betrachtungen mit einem Blicke in die Zukunft unserer Erde schließen, welchen ich dem Werke eines der geistvollsten deutschen Botaniker, F. Unger, (Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. Wien, 1852) entlehne, einem Werke, dem ich eine Menge der angeführten Thatsachen verdanke. Wenn in dem Bestreben des Menschengeschlechts sich fort

*) Es ist, beiläufig bemerkt, eine durchaus irrige Ansicht, wenn man Neuholland für einen der jüngsten Continente der Erde hält. Im Gegentheil hat derselbe von allen Continenten am meisten seinen vorweltlichen Charakter bewahrt und möchte daher in seiner jetzigen Form sich weit länger erhalten haben, als die sogenannte alte Welt.

und fort veredeln, allenthalben die Unvollkommenheit unseres Beginnens uns entgegentritt, wenn wir noch in den ersten Keimen einer wahrhaft humanen Umbildung befangen, und von dem Ziele harmonischer Durchbildung aller unserer Kräfte im Einzelnen ebenso weit entfernt sind, wie das gesammte Menschengeschlecht nach den Formen der Gesellschaft und des staatlichen Vereins in stets neu aufzuckenden Kämpfen sich langsam emporringt, und wenn es unsere Bestimmung ist, dieses ferne Ideal zu erreichen — so muß das Reich des ewigen Friedens noch weit entfernt sein und es liegt dann offenbar noch eine lange Zeit vor uns. Aber auch in dem übrigen Gebiete der organischen Schöpfung offenbart sich ein solches Ringen nach einer vollendeteren Darstellung. Racen und Spielarten gestalten sich unter der Hand des Menschen, und wenn wir diese dem Einflusse einer veredelnden Kultur zuschreiben, so geben sie doch nur Kunde von dem innersten Prinzipe der Organisation, welchem entgegen keine Umbildung, keine Veredlung stattfinden kann. Aber eben dieses Schwanken ist ein Beweis, daß eine höhere Ausbildung noch erreicht werden kann, deren Beginn uns freilich solange verschleiert bleibt, als dem Sterblichen nicht die Schuppen vom Auge fallen, die ihn für jetzt noch zum blindgebornen Kinde machen. Immer aber sollten wir uns daran erinnern, daß wie in der Natur ein stetes Fortbilden vom Unvollkommnen zum Vollkommnen stattfindet, so auch die nächste und dringendste Aufgabe des Menschen ist, die ihm eingepflanzten sittlichen Ideale mehr und mehr zu entfalten, anstatt sie unter einem grobsinnlichen Dahinleben verkümmern zu lassen. Stetig fortschreitende Vervollkommnung ist auch für den Menschen das erste und am deutlichsten ausgesprochene Naturgesetz.

---

* Ein neues Epos.

Unter dem Titel „Heinrich und Leonore“ veröffentlicht ein Herr F. Rohde bei Schindler in Berlin ein erzählendes Gedicht, welches in fünffüßigen jambischen Reimpaaren die Schicksale eines preußischen Freiwilligen im schleswig-holsteinischen Kriege besingt.

Heinrich, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers, verläßt gegen den Willen seines Vaters die Heimath, um sich den deutschen Streitern anzuschließen, kömmt grade zeitig genug, den Kampf bei Eckernförde ansehen zu können und ficht in der Schlacht bei Kolding mit der größten Tapferkeit, wird aber verwundet und auf dem Gute eines jütschen Grafen einquartirt, wo ihn dessen Tochter, die holde Leonore, verpflegt. Es ist eine alte Geschichte, lieber Leser, und sie bleibt ewig neu. Ich wette darauf, daß du schon erräthst, wie es kommt — richtig: „sie kriegen sich.“ Die bloße Inhaltsangabe würde ermüden und langweilen, und noch mehr Geduld gehört dazu, diese gequälten Reimereien zu Ende zu lesen. Im letzten Jahre mögen wenige Bücher erschienen sein, die von so vielen und großen Geschmacklosigkeiten wimmeln, wie dies auf feinstem Velinpapier in groß Octav gedruckte Poem. Das Gelichter des ganzen Olymps wird heraufbeschworen und der halbe Götterschwarm des Nordens zusammengeblasen, um hier in Parade aufzumarschiren. Alle Augenblicke kommen Namen vor wie Aurora, Apollo, Minerva, Allvater (Alfadur), die Parzen, Odins Raben, Phöbus, Flora und Diomedes, und Heinrich hält mitten in der Schlacht lange pathetische Anreden an seinen Lieblingsgott Mars. Es klingt gar wunderlich, wenn gesagt wird, daß Apoll der Aurora den Göttergruß entbot, als Heinrich seinen deutschen Gaul in die Räume des Bahnhofs zu Halle lenkte. (S. 21.) Bei Gelegenheit der Schilderung dieses Rosses macht Herr Rohde folgende schöne Bemerkungen:

— — Saht ihr je die Zier,
Den Menschen ruhend auf dem schönsten Thier,
Und mußtet dann nicht mit der Andacht Beben
Zum weisen Schöpfer euren Geist erheben:
So seid ihr nicht als Bürger eingeführt
In's Wunderreich der Welt, und unberührt
Blieb eure Seele von der Gottheit Licht. (Seite 16.)

Indem Heinrich im Bahnhof zu Halle von seinem Reitknecht Martin Abschied nimmt, quillen Zähren aus dessen Augen.

So übermäßig sie in Strömen rollen,
So stark die Regung wie der Erde Beben
Hervorbrach bei des *breiten Busens* Heben,
Daß seinen Mund des Schweigens Fessel band
Und ihm der Rede kostbar Gut entschwand.

Nachdem Heinrich nun stumm den treuen Reitknecht umarmt, „entwand“ sich aus seinem Munde die „Rede“:

„Beim Gründer dieser Welt, von dessen Leben
Des Herzens Gluth und Wallung Zeugniß geben;
Beim Geist der Gottheit, der mit heil'gem Schau'r
Sich offenbart in deiner Seele Trau'r:
Ich schwöre, Martin, daß ich wiederkehre u. s. w.“

Nach diesem zu urtheilen, muß der tapfere Jüngling von Anfang an beabsichtigt haben sich außerhalb Schußweite zu halten. Ich bin überzeugt, daß folgende Stelle aus dem dritten Gesange des Lesers volle Bewunderung erhalten wird. Wir sind mitten in der Schlacht bei Kolding. Gewehre knattern, Kanonen donnern, Wrangels Auge leuchtet und des „Edeln“ Hand entwindet einem Tambur den Schlägel, um den Sturmmarsch selbst zu trommeln und

Sein Wort erklang: „Hinweg, sechs Kompagnien
Sind abgeschnitten, dringen wir nicht vor!“
Da naht der erzne Mars sich Koldings Thor;
Voran dem Heer der Schlachten Lenker ging,
Die Lockenzier des Helmes Rand umfing,
Des Schildes Leuchten glich der Sonne Licht,
Hervor aus des Erhabnen Augen bricht
Des Geistes Uebermacht, die starke Rechte
Erhob die Riesenlanze zum Gefechte,
Indeß der Mund des Busens Grollen kundet,
Als hätte Diomedes ihn verwundet.
Wie laut den Marsch nun jeder Tambur schlug!

Seite 78 im vierten Gesange heißt es:

Wie rein *ertönt der Odem* aus dem Munde,
Wie weckt der Seele Gluth so süßer Klang,
Als hätte durch der Zauberkette Gang
Merkur die Worte in das Ohr getragen. — —
Es glaubt sich Heinrich zum Olymp entrückt,
Zum Göttersitz, wo mit der Anmuth Weben
Die Grazien am Throne Jovis schweben.

Und in dieser Weise phantasirt Herr Rohde fort. Was in aller Welt hat dies Göttergesindel mit dem schleswig-holsteinischen Kriege zu thun? Wie würde man von einem Maler urtheilen, der die Schlacht bei Cannä oder den Kampf bei den Thermopylen darstellte und den Kriegern statt der Lanzen Bayonette, statt Bogen und Pfeile ihnen Kanonen gäbe? Kurz, zum großen Theile besteht vorliegendes Epos aus hohlen Phrasen und der poetische Duft, welcher gänzlich mangelt, soll durch Götternamen des Südens und Nordens ersetzt werden. Dazu finden sich solche Härten in der Sprache, wie: (Seite 19) „Doch mußt' die Phantasie“ und Seite 20 „Entsagen mußt' der König“, was leicht zu ändern gewesen wäre in: „Der König mußt' entsagen“; ferner kommen alle Augenblicke die unleidlichsten Satzverrenkungen vor, und nicht selten endigen zehn bis zwölf Zeilen nach der Reihe mit Zeitwörtern.

Ein gewisser Shakspere hat einst ein gewichtiges Wort von guten Leuten und schlechten Musikanten gesprochen, mit welcher Bemerkung ich übrigens nichts gegen Herrn F. Rohde gesagt haben will; jeder Leser wird sich nach Vorstehendem selbst ein Urtheil über den jüngsten deutschen Homer zurecht legen können.

Ernst Will.

---

* Bacon und Shakspere.

Die Augsburger Allgem. Zeitung theilte vor Kurzem in einem Artikel aus London mit, ein gewisser Mr. Smith wolle den Engländern jetzt beweisen, Bacon sei der wahre Autor der Shakspere'schen Werke; denn als junger Advokat habe Bacon Geld nöthig gehabt, welches ihm dramatische Arbeiten leichter als seine gelehrten Schriften verschafft, und später, als abgesetzter Staatskanzler, habe er Muße gehabt, seine dramatischen Werke zu sammeln und herauszugeben. Shakspere sei bloß Theaterregisseur gewesen, der den Namen dazu hergegeben habe. — Also ein Humbug.

Es ist wohl nicht leicht eine paradoxere Behauptung aufgestellt als diese Verschmelzung zweier Geister, von denen jeder einzelne in seinem Gebiete Erstaunliches geleistet; der eine ein wunderbares, romantisches Gebirge, „den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen“, der andere ein unabsehbar reiches, wohlgeordnetes Feld voll reifer Saaten, ein tiefer Schacht voll edler und nützlicher Erze!

Merkwürdig genug, daß dieselbe Zeit und dieselbe Stadt zwei so ungewöhnlichen Geistern zum Schauplatze diente; aber in einem und demselben Schädel hatten sie sicher nicht Platz. Ja, sie scheinen einander abgestoßen, wenigstens ignorirt zu haben. Schon in einer Anmerkung zu meiner Uebersetzung des Bacon'schen novum organon (Leipzig. Brockhaus 1830) habe ich meine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ich in den gesammten Werken Bacons nirgends

mit einer Sylbe seines Zeitgenossen und Geistesverwandten, Shakspere, erwähnt gefunden. Dasselbe bemerkt jetzt auch Kuno Fischer in seinem „Franz Baco von Verulam, die Realphilosophie und ihr Zeitalter“, einem Werke, worin der ganze Bacon von dem deutschen Philosophen mit seltener Geisteskraft aufgefaßt und mit einer Klarheit wiedergegeben ist, wie es keinem seiner Vorgänger gelang. Bacon empfahl in seinem „Testament“ seine Ideen „den fremden Nationen, denn die seinige habe ihn nicht begriffen.“ Fischer hat nun dieses Testament treulich vollzogen. Er widmet der Parallele Bacons mit Shakspere ein eigenes Kapitel, was auch Gervinus in der Schlußbetrachtung seines Shakspere thut; allein weder dem einen noch dem anderen ist es in den Sinn gekommen, wie Mr. Smith, Shakspere mit Bacon zu einer Person zu verschmelzen.

In der That entdeckt man zwischen dem besonnenen Realphilosophen und dem phantasiegewaltigen Poeten bei näherer Betrachtung manche unerwartete Verwandtschaft. Beide standen ja unter dem Einfluß desselben Zeitalters, desselben Nationalgeistes, unter Einflüssen, denen sich Niemand entzieht, wenngleich der Bildungsgang beider Männer gleich sehr verschieden war wie ihre Geburt. Wie Bacon — sagt Fischer sehr wahr — hatte Shakspere etwas Römisches in seinem Geiste, nichts dem Griechischen Verwandtes, beide theilten den Mangel geschichtlicher Weltanschauung in Betreff des griechischen Alterthums, während ihnen, den Engländern, die römische Weltanschauung verwandt und geläufig ist. Beide waren große praktische Menschenkenner, welche römische Charaktere trefflich darzustellen wußten. Das unerschöpfliche Thema Shakspere'scher Dichtung ist die Geschichte und die menschlichen Leidenschaften; dasselbe Thema stellt Bacon der Moralphilosophie zur Aufgabe, eine Naturgeschichte der Affekte. Bacon faßte die Charakterbilder des Julius Cäsar und Augustus in ähnlichem Geiste auf, wie Shakspere sie darstellt. — Bacon begriff unter den menschlichen Leidenschaften die Herrschsucht und den Ehrgeiz am Besten; am wenigsten die Liebe. Wer aber hätte die Liebe schöner dargestellt als Shakspere? — In dem Philosophen Bacon steckte freilich mehr Poesie, als er sich selbst bewußt war. Die wahrhaft poetische Tiefe seiner naturphilosophischen Aperçü's habe ich in der Einleitung zu meinem novum organon angedeutet. Für die lyrische Poesie hatte er kein Organ. Eine Balkonscene wie die in „Romeo und Julie“ war dem Verfasser des novum organon eine Unmöglichkeit. Der geographischen Schnitzer und historischen Anachronismen Shaksperes war der gelehrte Bacon ebenso unfähig, wie seinem nüchternen Geiste der schöpferische Uebermuth fremd war, dem wir einen Mercutio, einen Heißsporn und gar den köstlichen Sir John Fallstaff verdanken. Von den Theatern seiner Zeit endlich redet Bacon mit so großer Geringschätzung, daß man fast glauben könnte, sein größter Zeitgenosse sei ihm völlig unbekannt geblieben, obschon dieser die Achtung der Königin Elisabeth und des Königs Jacob I. sowie die Freundschaft mancher englischen Großen genoß.

A. Th. Brück.

Feuilleton.

— * Das Modell zu dem Doppelstandbilde Goethe-Schiller, das in Weimar stehen soll, ist jetzt im Atelier von Rietschel in Dresden ausgestellt. Es wird als der Entwurf eines großartigen Meisterwerkes geschildert, das seine hohe Aufgabe herrlich lösen werde und schon in der jetzigen Form einen mächtigen Eindruck mache. Auf den ersten Anblick ist es Schiller, der hinreißt, beim längeren ruhigeren Beschauen fesselt den Blick Goethe.

— * Der Roman von Gustav Freytag „Soll und Haben“ hat jetzt auch in Schweden zwei Uebersetzer gefunden.

— * Der Schluß des großen Werkes „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen“ von Friedrich Vischer kommt nun, nachdem ein Jahrzehnt seit dem Beginne der Arbeit verflossen ist, in den Buchhandel. Das vierte und fünfte Heft vom zweiten Abschnitte des dritten Bandes behandeln die Poesie und die Musik und bilden noch einen starken Band.

— * Das alte epische Gedicht „Heliand“, welches vor mehr als 1000 Jahren von einem neubekehrten Sachsen verfaßt ist und als das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum bezeichnet wird, ist von Karl Simrock in einer freien Bearbeitung herausgegeben. (Elberfeld, Friederichs.) Der Dichter dieses altsächsischen Epos hat sich nicht genannt, er tritt zurück hinter seinem Volke, dessen Stimme er ist. Simrock übergiebt seinen Landsleuten dieses „älteste und trauteste deutscher Bücher in der festen Zuversicht, daß es ihnen nicht mit sieben Siegeln verschlossen sein würde.“

— * Berthold Auerbach wurde neulich durch ein anonymes Schreiben aus Wien überrascht, mit welchem er eine Gabe von 50 Thalern erhielt, welche er zur Bekleidung von Dürftigen nach seinem Ermessen verwenden möge. Der Briefsteller war zu dieser Sendung durch die Dorfgeschichte „Barfüßele“ veranlaßt. Auerbach hat die Spende in sein Heimathsdorf geschickt, damit sie dortigen Armen zufließe.

— * In Tübingen starb der Professor der Geschichte Schwegler, in Leipzig der Mathematiker und Astronom Adolf Jahn, in Breslau der auch als Schriftsteller thätige Domdechant Ritter. Schwegler ist plötzlich gestorben, ein Schlagfluß traf ihn, als er aus der Vorlesung nach Hause zurückkehrte; er ist nur 38 Jahre alt geworden und ein Opfer seines Fleißes geworden.

— * In Wien erregt ein neues Bild von Gallait, die „Erwartung“, großes Interesse und ergreifende Wirkung. Eine Fischerin erwartet am Strande, mit dem Säugling im Schooß und einem Knaben zur Seite, sehnsuchtsvoll und in düsterer Ahnung ihren Mann, der bei drohendem Gewitter auf offener See ist.

— * Im fürstlich Collaltoschen Archive zu Pirnitz in Mähren hat sich, wie schon früher einmal mitgetheilt wurde, eine große Anzahl von Briefen Wallensteins vorgefunden. Mehr als 300 derselben hat kürzlich der Archivdirektor von Chlumezky drucken lassen; sie sind meistens an den Grafen Collalto, sodann an Kaiser Ferdinand II., Questenberg, Spinola und Andere gerichtet und umfassen die Zeit von 1624 bis 1630. In einer Kritik über das Chlumezky'sche Buch heißt es: „Allerdings geben diese Briefe keine erhebliche neue Aufklärung über Wallensteins Bestrebungen in dieser ersten Periode seiner Feldherrnthätigkeit, und manche beachtenswerthe Einzelheiten sind bereits von Hurter benutzt, dem zu seiner interessanten Schrift über Wallensteins Stellung von 1625 bis 1630 Copien von einzelnen Briefen vorgelegen haben. Dennoch ist die Herausgabe dieser Briefe, welche durch die Liberalität der mährischen Stände möglich gemacht wurde, von den Historikern dankbar zu würdigen, weil sie in zusammenhängend chronologischer Reihe die ganze erste Periode des Feldherrnlebens des Herzogs heller beleuchten als dieß durch die seither aus den verschiedensten Quellen entlehnten Mittheilungen geschehen konnte. Collalto gehörte zu den am Wiener Hof einflußreichen Männern, welche den Herzog gegen seine schon damals auftretenden Gegner zu unterstützen, und bei den häufig in Wien vorkommenden Differenzen eine ihm erwünschte Entscheidung herbeizuführen bemüht waren. Er war des Herzogs wohlwollender Freund, der, so weit es im Interesse des Kaisers war und unbeschadet anderer Rücksichten geschehen konnte, des Herzogs Wünsche am Hof zu fördern suchte.“

— * Von August Petermanns „geographischen Mittheilungen“ ist ein neues Doppelheft, der Schluß des Jahrgangs 1856, erschienen und zeichnet sich wieder durch reichen Inhalt aus. Der erste Artikel handelt von der Städtebevölkerung der Pyrenäischen Halbinsel. Danach giebt es daselbst jetzt nur 10 Städte mit über 50,000 Einwohnern, wovon Lissabon mit 275,286, Madrid mit 258,965 und Barcelona mit 121,815 Einwohnern. Dann spricht Karl Heller über den von ihm besuchten, wenig gekannten mexikanischen Staat Tabasco, seine üppige Vegetation und tropische Pracht. Von besonderem Interesse ist der Artikel: „Die Verbreitung der hauptsächlichsten Kulturprodukte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Dr. Petermann und Dr. E. Behm (mit 16 Kärtchen).“ Vielleicht in keinem anderen Lande der Erde wird die Agrikultur-Statistik mit solchem Eifer und in so umfangreicher Weise gepflegt, als in den Vereinigten Staaten. Eine besondere Section der Regierung in Washington, die „United States Patent Office“ (der Nacheiferung in Europa werth), überwacht die Agrikultur-Interessen der Union, indem sie aus allen Theilen des weiten Gebietes von zahlreichen Sachverständigen beständig Nachrichten über alle auf Agrikultur bezüglichen Gegenstände einzieht, dieselben theils wörtlich, theils verarbeitet in einem Bericht niederlegt, der, wie im Jahre 1854, in einer Auflage von nicht weniger als 185,000 Exemplaren gedruckt wurde. Dieser in Europa noch wenig bekannte Bericht enthält äußerst schätzbare Angaben über die geographische Verbreitung der wichtigsten Nutzpflanzen und Kulturprodukte Nordamerikas. Es geht aus demselben hervor, daß in den weiten Regionen der Union, wo noch vor 100 Jahren der Indianer in seinem undurchdringlichen Urwald oder in seiner ausgedehnten Prairie unumschränkter Herr war, die Bodenbebauung sich in einem Grade entfaltet hat, daß gegenwärtig der Werth des jährlichen Ertrags derjenigen Pflanzen allein, die Nahrungs- und Kleidungsstoffe liefern, auf mindestens 1000 Millionen Dollars und der Werth des Viehstandes ebenfalls auf mindestens 1000 Millionen Dollars anzuschlagen ist. In der Union gedeihen die Produkte aller Zonen: vom Hafer und der Kartoffel bis zum Mais, Reis, dem Zuckerrohr und der Baumwolle. Mais allein wird jedes Jahr zum Werth von etwa 250 Millionen Doll. geerntet. Die Kartoffel wird am meisten in einem nördlich vom 40sten Breitengrad liegenden Küstenstreifen angebaut, ihre tropische Rivalin dagegen, die Batate, in einem breiten Gürtel südlich vom Alleghany-Gebirge, eben so wie Erbsen und Bohnen, wohingegen der Gemüsebau meist in das Gebiet der Cerealien fällt. Das Weinland Nordamerikas bildet einen höchst interessanten, von Nordost nach Südwest laufenden, im Norden durch die Städte Bangor und Sacramento begrenzten,

vielfach gekrümmten Streifen, aber der erfolgreiche Weinbau beschränkt sich noch auf kleine Gebiete innerhalb dieser Region. Das Tabacksland liegt zwischen dem 40 und 35 Parallelkreise, das Hopfenland zwischen dem Ontario-See und dem atlantischen Meere. Das Zuckerrohrgebiet beschränkt sich auf einen schmalen Gürtel längs des Nordufers des mexikanischen Golfs, während der Zucker-Ahorn längs der canadischen Seen seinen Hauptbezirk hat. Das Centeum des Reis- und Baumwollenlandes, jedes durch eigenthümliche Linien begrenzt, liegt im Südosten, Flachs und Hanf im Innern der Union, die Pflege des Viehstandes meist noch auf der Ostseite des Mississippi. Keine Betrachtung drängt sich beim Anblick dieser Karten so mächtig auf, als diejenige, daß die großen Gebiete der Union nur erst zum kleinen Theil angebaut sind, und daß in dem eigentlichen Kern, dem Mittellande, dem Becken des Mississippi dereinst ein Getreidebau, eine Rinder- und Schafzucht u. dgl. erstehen werden, wie sie sonst nirgends auf der Erde zu finden sind. — Die übrigen Artikel des Doppelhefts beschäftigen sich mit Australien, mit China und dem jetzigen Stande der Revolution, mit den Volkssagen des (afrikanischen) Akwagimlandes, mit dem Amurstrom; es werden darin die Höhen Schlesiens und Mährens genauer bestimmt, und in einem Briefe an Herrn Petermann verwahrt sich Alexander von Humboldt gegen eine Angabe Craveri's, die Höhenmessung des Popocatepetl in Mexiko betreffend."

— * Demetrius, nach Schillers Entwurf. In Leipzig hat man am 1. Januar das Trauerspiel „Demetrius" gegeben, welches Gustav Kühne im Anschluß an Plan und Bruchstück von Schiller gedichtet hat. Der Erfolg des Versuchs scheint bedeutender gewesen zu sein als der, welchen die ähnlichen Versuche von Hermann Grimm und Bodenstedt in Berlin und München gehabt haben. Die Kühnesche Arbeit entbehrt zwar des hohen poetischen Schwunges, ist aber eine sehr fleißige und feine. Der Verfasser äußert sich in der von ihm redigirten „Europa" in folgender Weise über seine Dichtung: „Der erste Schillersche Akt mit dem polnischen Reichstag zu Krakau liegt in des Dichters Werken vor, ebenso von Akt 2 die Scene im Kloster zwischen Marfa und Hiob, nebst Einleitung und Fortsetzung. Als der Dichter starb, lag Marfa's Monolog fertig auf seinem Pulte. Es war die letzte große Arbeit Schillers, und wenn jemand es unternimmt, das Fragment zu ergänzen, so handelt es sich darum, gleichsam ein Vermächtniß anzutreten, oder vielmehr der Nation zum Antritt dieser Erbschaft zu verhelfen. Die Gestalten des Demetrius und der Marfa sind so bedeutsam gewichtig, daß es theils ein Unrecht, theils eine Unverantwortlichkeit ist, sie der deutschen Bühne, die an Dramen im höhern Stil nicht allzu reich ist, für immer vorzuenthalten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Wagniß gerechtfertigt. Etwas Anderes ist dann, ob und wie es sich entschuldigen oder erklären läßt, bei aller Pietät vor dem großen Besitz dieses Nachlasses dennoch vom Entwurfe des Dichters abzuweichen. Die Gewissenhaftigkeit der Pietät darf, dünkt uns, nicht größer sein als die Gewissenhaftigkeit des Arbeitens, das sich auf Nothwendigkeiten stützt. Hier handelt es sich dann um Ueberzeugungen, die den Streit nicht herausfordern wollen, ihn aber auch nicht scheuen. Einen selbständigen Demetrius zu schaffen, wie Bodenstedt und Hermann Grimm, hieße Schillers Bruchstück für lebensunfähig erklären. Angesichts der Größe dieses Bruchstücks treten jedoch die Dramen beider Dichter, wie uns vorkommt, entschieden zurück. War es aber bisher ein mißlungenes Wagniß, Schillers Demetrius zu vollenden, so lag es daran, daß die Nöthigungen des dramatischen Schaffens im Kampf mit der Pietät vor dem Dichter unterlagen. Eine große Erbschaft antreten wollen um jeden Preis, selbst unter Bedingungen die den Segen derselben beeinträchtigen, heißt nicht im Sinne des Erblassers empfinden und handeln. Schillers Entwurf, daß wir's offen sagen, leidet an Ueberladungen. Wenn in einem gothischen Dom die Nebenschiffe dergestalt sich ausweiten, daß sie das Hauptschiff des Gebäudes drücken, so liegt ein Fehler im Plan und Grundriß vor. Wer den Bau weiter und zu Ende führen will, muß die Einsicht in diesen Fehler zur Ermöglichung des Ganzen vorwalten lassen. Schiller macht mit großen idealen Mitteln den Glauben seines Helden an sich selbst und seine Aechtheit zum Glauben des Publikums. Auf der Schwebe dieser Möglichkeit steht das Gerüst zum Bau bis in die Mitte und bis zur Höhe des dritten Aktes, wo die Tücke des Verräthers plötzlich diesen Glauben stört und vernichtet. Trotz der Nothwendigkeit, dem Helden diesen Credit möglichst lange und bis zur Wendung der Dinge zu erhalten, stellt Schiller seinem Demetrius eine Marina zur Seite, nicht bloß eine Liebende dem für Freiheit und für seine Mission begeisterten Jüngling, sondern eine lauernde Intriguantin, die ihm im Polen Odowalsky einen Spion beiordnet, weil der Zweifel an der Aechtheit des Prinzen in ihr aufsteigt. Das heißt den Helden gleich zu Anfang discreditiren, den Glauben an ihn entkräften, ihm die Pulsader unterbinden. Der Zuschauer, dünkt uns, darf nicht aus dieser Schwebe gehoben, nicht auf platte Erde gesetzt werden, bevor Demetrius selbst — und zwar mit der Raserei der Verzweiflung — sich um den Glauben an sich selbst gebracht sieht. Schiller ist schwach in der Genesis des Bösen; mit Ausnahme des Franz Moor, der doch nur aus Abbildern Shakspere'scher Gestalten besteht, sind seine Domingo, Alba, Geßler entweder Schatten oder episodische Beiläufer. Schiller ist schwach in der Intrigue, und im Plan zum Demetrius hat er sich in der Intrigue übernommen, indem er die Seele des liebenden Weibes damit erfüllt. Den eigentlichen Machinator des Bösen dagegen, Denjenigen der durch Intrigue einen falschen Demetrius hinstellt, der Welt diesen ungeheuren Betrug spielt, hat Schiller sehr nebensächlich hingeworfen, im Entwurf nur so angedeutet, als sei diese Schraube, um die sich das Ganze als Thatsache dreht, sehr beiläufig einzufügen. Während dort also Ueberladung, ist hier Schwäche im Schillerschen Entwurfe. Der neue Dichter des Demetrius, der Vollender des Schillerschen Bruchstücks, hat dort weggeräumt und hier geschaffen. Die Pietät vor dem Vorfund durfte nicht größer sein als die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Construktion des Dramas zu ändern. Während auf der einen Seite also der Schwerpunkt anders zu fassen war, erschien die Concentration des allzu weitschichtigen Entwurfs als Bedingung, sollte überhaupt aus dem Fragment ein Ganzes erstehen, der große Torso für das deutsche Theater lebendig werden. Soviel zur vorläufigen Erklärung und Rechtfertigung."

— * Die Museen und Kunstwerke Deutschlands. Unter diesem Titel erscheint zu Ostern ein „Handbuch für Reisende und Heimgekehrte" von Dr. H. A. Müller in Bremen, mit den Grundrissen der bedeutendsten Kirchen und Gemälde-Galerien, im Verlage von Weber in Leipzig. Der Prospekt spricht sich klar und ausführlich über das Unternehmen aus. „Es ist der Zweck dieses Handbuches der „Museen und Kunstwerke Deutschlands", die Kenntniß und das Verständniß der in unserem Vaterlande vorhandenen wichtigeren Werke der Baukunst, Bildnerei und Malerei in viel weiterem Maße zu fördern und zu verbreiten, als es die bisherige Literatur der Reisehandbücher und Reiselektüre beabsichtigte und vermochte. Unter diesen wichtigeren Werken verstehen wir sowohl diejenigen, welche in den Entwickelungsgang der Kunst, und namentlich der deutschen, fördernd oder hemmend eingegriffen haben und die oft sehr verschiedenen Seiten der künstlerischen Eigenthümlichkeit eines schaffenden Individuums am treffendsten charakterisiren, als auch diejenigen, welche durch Inhalt oder Form der Darstellung das allgemeine Interesse bereits auf sich gezogen haben, oder es auf sich zu ziehen verdienen. Was der Forscher über Gegenstände dieser Art aus den Schriften von Waagen, Passavant, Schnaase, Kugler, Ernst Förster, Lübke und anderen Kunstgelehrten erfährt, findet sich eben hier, oder im Cotta'schen und Berliner „deutschen Kunstblatt", in Nagler's Künstlerlexikon, sowie im „Conversations-Lexikon für bildende Kunst", oder auch in größeren, namentlich architektonischen Werken, die sich stets nur auf einzelne Gegenden Deutschlands erstrecken, zerstreut, und ist in der That meist nur für den Forscher von Fach geschrieben. Was dagegen dem nicht eigentlich Forschenden, und doch in Folge vielfacher Wanderungen durch die Museen Deutschlands und Italiens Urtheilsfähigen bisher geboten wurde, ist selbst in den besten Reisehandbüchern über Deutschland nie beschreibenden oder beurtheilenden Inhalts, sondern beschränkt sich entweder auf die bloße Angabe des Künstlers, des Gegenstandes und der Entstehungszeit der Denkmale, oder es findet sich in der Menge der Kataloge, der Monographien über einzelne Landstriche, Städte und Kunstwerke, sowie in den Artikeln der „Illustrirten Zeitung" und anderer Journale zerstreut und zum Theil verborgen; und ist auch dann fast nur beschreibender Art, aber nicht historisch geordnet, und selten vom Standpunkt einer vergleichenden, umfassenderen Kritik beurtheilt. Das vielgereiste Publikum kann und will sich mit jenen kurzen Notizen nicht mehr begnügen; es kann sich aber ebensowenig in den Besitz aller Schriften der genannten deutschen Kunstforscher setzen, um aus der Menge des oft in gelehrter Einkleidung Gebotenen das Hauptsächlichste und Wissenswürdigste herauszunehmen. Es verlangt vielmehr 1) eine genaue Angabe dessen, was unter der Zahl der in den Reisehandbüchern namhaft gemachten Kunstwerke als wirklich wichtiges Denkmal anzusehen ist; 2) eine hervorhebende Beschreibung und Würdigung der die einzelnen Kunstwerke charakterisirenden und sie mit anderen in Vergleich bringenden Eigenthümlichkeiten, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, sich sowohl vor der Besichtigung der Denkmale eine richtige Idee derselben, als nach der Besichtigung eine bleibende, dem Gedächtniß nicht wieder entschwindende Vorstellung zu verschaffen. — Um letzteren Zweck noch besser und sicherer zu erreichen, sind 3) zur Orientirung in den größeren Kirchen von verwickelter Anlage, und in den Gemäldegalerien die Grundrisse derselben, ferner (als Anhang) die nothwendigsten Hinweisungen auf gediegene Abbildungen und ausführliche Erörterungen der Kunstwerke, sowie auf die von den bedeutendsten Gemälden vorhandenen Kupferstiche (neuerer Zeit) oder getreuen Lithographien erforderlich. 4) Selbstverständlich darf es einem solchen Stoffe an Personen- und Ortsregistern nicht fehlen. Wir geben also dem kunstverständigen Reisepublikum einen Führer, welcher den Wanderer von Route zu Route begleiten, ihn aber nur da, wo sich namhafte Kunstwerke der erwähnten Art befinden, zum Stillstehen und Schauen, oder zum Unternehmen kleiner Kunstausflüge veranlassen soll. Diese Kunstwerke werden wir, nach Maßgabe ihrer Bedeutsamkeit, entweder nur erwähnen, oder kurz charakterisiren, oder so beschreiben und beurtheilen, daß der Reisende sich auch nach der Rückkehr zu seinem heimathlichen Heerde in den für ferne Wanderungen nicht geeigneten Jahreszeiten das Gesehene und Verstandene wieder zu vergegenwärtigen vermag. Dabei bleiben, zum Theil in Folge des oben aufgestellten Gesichtspunktes, fast ganz ausgeschlossen die Leistungen der sogenannten Kleinkünste (Stein- und Stempelschneidekunst) und des Kunsthandwerks, sowie die Sammlungen aller reproduktiven Künste, wohin die Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte (natürlich auch die Gypsabgüsse) gehören, weil sie alle nur in wenigen Fällen einen Gegenstand der Aufmerksamkeit des Reisepublikums bilden, und auch die seltensten, oft nur als solche werthvollen, Blätter ihren Aufbewahrungsort manchmal verändern."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 25. Januar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Bilder aus der römischen Revolution.

Von A. Itzenplitz.

I. Eine Verschwörung. 1847.

Wir befinden uns im Sommer des Jahres 1847. Seit der Thronbesteigung Pius IX. und der damit verbundenen großen Amnestie — also seit etwa einem Jahre — waren Rom und der Kirchenstaat fast nicht aus dem Freudentaumel gekommen. Die zahlreichen großen und kleinen Kirchenfeste hatten durch die Anwesenheit des neuen Papstes ihren religiösen Charakter verloren und waren zu Freuden- und Dankfesten für die bewilligten Reformen geworden; dazu waren der Geburts- und Namenstag des Fürsten, die Octoberfeste, der Carneval, die Dankfeste für jede einzelne Reform, Fackelzüge, Demonstrationen gekommen; Pius IX. stand auf dem Gipfel des Ruhms und der Macht über die Herzen der Italiäner, war die verkörperte Idee alles Glückes, das ein ganzes Volk und jeder Einzelne in demselben nur erwarten kann. Vergessen war die vorangegangene politische und religiöse Knechtung; nur das Glück der Gegenwart und der Traum einer großen Zukunft Italiens beschäftigten die Gemüther.

Der erste Jahrestag der Amnestie-Verkündigung nahte heran, und die Römer beschäftigten sich eifrig mit den Vorbereitungen zur würdigen Feier eines Tages, der ihrer damaligen Ueberzeugung nach den Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung für Italien, wenn nicht für die ganze civilisirte Welt bezeichnete. Auf der Piazza del popolo prangte schon ein großartiges Monument mit der kolossalen Statue des Papstes; allegorische Figuren, die Tugenden desselben vorstellend, schmückten das Postament, dessen vier Seiten Tafeln bildeten, auf welchen die Thaten aufgezählt waren, welche den Namen dieses Fürsten schon verherrlicht hatten.

Auch in den übrigen Theilen der Stadt, namentlich am Corso, waren ähnliche Vorbereitungen getroffen, als plötzlich von verschiedenen Seiten her zu gleicher Zeit dunkle Gerüchte auftauchten von Unruhen, die während der beabsichtigten Feier ausbrechen sollten. Mit diesen Gerüchten brachte man sogleich die schon seit mehreren Tagen gemachte Bemerkung in Verbindung, daß sich in Kaffeehäusern, Osterien und an andern öffentlichen Orten auffallend viel fremdes Gesindel gezeigt hatte, namentlich Leute, von denen man erfuhr, daß sie aus gregorianisch (d. h. »reactionär«) gesinnten Orten, wie Imola und Vorstadt-Faenza seien; und zwar wollten Viele bemerkt haben, daß die meisten von ihnen reichlich mit Gelde versehen waren. Ferner erinnerte man sich einer an mehrere Häuser des Corso angehefteten und von Allen gelesenen Ansprache an den Papst, die denselben in den glühendsten Ausdrücken beschwor, nicht den Feinden der Freiheit und des Volkes Gehör zu geben, sondern sich ganz der Liebe und Verehrung desselben für ihn anzuvertrauen. Den Ausschlag jedoch gab ein anonymes Plakat an den Ecken der Hauptstraßen, des Inhalts: daß Cardinal Lambruschini vor seiner Abreise von Rom den weiter unten genannten Personen den Auftrag gegeben hätte, das bevorstehende Freudenfest zu einem großen Volkstrauerspiele zu machen. Die Liste der mit der Ausführung dieses Trauerspiels Beauftragten enthielt zum großen Theile die Namen von Personen, welche sich unter der gregorianischen Regierung bei den politisch-polizeilichen Verfolgungen hervorgethan hatten, an der Spitze die Obersten Nardoni und Frezzi, der bekannte Spion Minardi, und ein andrer Spion, Galanti mit seinen drei Söhnen. — Bald hörte man auch allenthalben den Commentar zu dieser etwas dunkel gehaltenen Anzeige: die reactionäre Partei, an ihrer Spitze der gewesene Staatssecretär Lambruschini, die Seele des früheren Systems und der Schützling Oesterreichs, hatte schon seit langer Zeit alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Pius von seinem in der Geschichte des Papstthums unerhörten Beginnen abzubringen. Hauptsächlich hatte sie ihn zu überzeugen gesucht, daß das Volk, einmal seiner Fesseln entledigt, die neue Freiheit zur Stillung seines Racheburstes an den Anhängern der alten Regiernng mißbrauchen würde. Um dieser Verdächtigung eine thatsächliche Grundlage zu geben, (so lautete der Commentar), sollten die genannten Personen, unterstützt von ihrem Anhange und den gedungenen Fremden, mitten im Volksgedränge bei dem Feste eine Metzelei anrichten, deren Anstiftung man dann, da es schwer gewesen wäre, die Angreifer herauszufinden, der liberalen Partei schuldgegeben hätte.

Der Corso, der das Forum des heutigen Römers ist, füllte sich bald mit Menschenmassen aus allen Ständen, die, in Gruppen versammelt, die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines solchen Unternehmens erörterten, und deren Lebhaftigkeit immer mehr in Aufregung überging, je mehr Gründe für die Wahrscheinlichkeit des Complotts sich herauszustellen schienen.

Auffallend und von einem eigenthümlichen Eindruck begleitet war das plötzliche Verschwinden aller Merkmale von dem Vorhandensein einer Regierung oder auch nur irgend einer Behörde. Kein Militär, kein Polizeisoldat, kein Beamter ließ sich blicken, als ob Alles, was zur Regierung gehörte, sich in die unzugänglichsten Schlupfwinkel geflüchtet hätte. Noch auffallender erschien dieser allgemeine Rückzug an den folgenden Tagen, an welchen alles in der Stadt Vorgehende den Eindruck eines vollständigen Stillstandes der Regierungsmaschine hervorbrachte.

Diese Erscheinung wiederholte sich mehrmals in der folgenden Zeit in Rom, sogar auf längere Zeit als dies erste Mal, und die gute Haltung, welche dabei die Bevölkerung trotz der Aufregung und den Provokationen mancher Art beobachtete, erregte ein höchst günstiges Vorurtheil für die Selbstleitungsfähigkeit dieses seit Jahrhunderten jeder Selbständigkeit entwöhnten Volkes. Die Aufregung steigerte sich; irgend eine Kundgebung von Seiten der Regierung erfolgte nicht, und so war man in kurzer Zeit darüber einig, daß man sich selbst helfen müsse. Die Civica (Bürgerwehr), d. h. die geringen Anfänge, die sich seit dem Erlaß des Gesetzes über die Bildung der-

selben, mehr aus eignem als auf Antrieb der Behörden, zusammengefunden hatten, wurde versammelt und bildete den Kern, um welchen sich alle zur Aufrechterhaltung der Ruhe aufgebotenen Kräfte schaarten; eine Anzahl Vertrauen genießender Männer, gewählt aus den Vorständen der verschiedenen Circoli, (theils politischer, theils berufsgenossenschaftlicher Klubs), wurde mit der Leitung dieser Kräfte beauftragt und behufs ihrer Bewaffnung die Einlieferung von allen in Privatbesitz befindlichen Waffen, namentlich von Jagdgewehren, angeordnet und bereitwillig ausgeführt. Unruhestiftern wurde strenge und sofortige Strafe, Dieben sogar sofortige Erschießung angedroht.

Alles das ging mit einer großen Schnelligkeit, Besonnenheit und dabei mit einer vollständigen Unbefangenheit vor sich; denn so sehr die Regierung den Schein annahm, als glaubte sie die Bewegung gegen sich gerichtet, so sehr fühlte man der ganzen Sache an, daß es sich dabei gerade um Aufrechthaltung der von der Reaction bedrohten und anscheinend schutzlosen Regierung handelte.

Während nun Patrouillen der so schnell improvisirten Civica die Hauptstraßen der Stadt durchzogen, hatten andere Abtheilungen derselben es übernommen, die der Theilnahme an dem Complotte am meisten Verdächtigen einzufangen. Mehrere der Denunciirten hatten sich sogleich in öffentlichen Ansprachen von dem Verdachte zu reinigen gesucht und sich, zum Beweise ihrer Zuversicht, bis zur Aufklärung des Sachverhalts zur Verfügung der provisorischen Behörden gestellt; Andere waren entflohen, Andere hatten sich versteckt. Unter diesen Letzteren war der berüchtigte Nardoni, auf dessen Gefangennehmung auch die meiste Wichtigkeit gelegt wurde, da seine Eigenschaften und seine ganze Vergangenheit zu der Annahme berechtigten, daß ihm die Hauptrolle des Dramas anvertraut war. Seine Spur wurde bald entdeckt, das Häuserviereck, innerhalb dessen man seinen Schlupfwinkel vermuthete, umstellt und nun mit der Durchsuchung der einzelnen Häuser begonnen.

Ein ganzer Tag und eine Nacht vergingen unter vergeblichem Suchen, während welcher Zeit dichte Volksmassen in den angrenzenden Straßen versammelt waren, welche dem Erscheinen des verhaßten Mannes mit Wuth und Erbitterung entgegen sahen. Die anfängliche Erfolglosigkeit der Bemühungen ermüdete den Eifer der Suchenden nicht, denn die Anzeichen für die Anwesenheit des Flüchtlings innerhalb des umstellten Umkreises waren zu stark, als daß man die Hoffnung auf endliche Auffindung desselben so bald aufgegeben hätte.

Endlich wurde er mit bleichem, von der Angst entstelltem Gesichte und in, wahrscheinlich in der Eile mißlungener, Verkleidung aus seinem Verstecke hervorgegangen und zum nächsten Wachtposten gebracht, unter Verwünschungen und Drohungen des nur mit Mühe zurückzuhaltenden Volkes. — Lambruschini wurde in Civita-Vecchia verhaftet und nach Rom gebracht.

Von der Begehung des Festes konnte nun natürlich keine Rede mehr sein; die Regierung selbst hatte gleich Anfangs Befehl gegeben, mit den Vorbereitungen dazu einzuhalten, und es war diese Anordnung das letzte Zeichen ihres Daseins vor dem eingetretenen Interregnum gewesen. Statt dessen beschäftigte jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit die einzuleitende Untersuchung, mit deren Ankündigung die Regierung den Wiederbeginn ihrer Thätigkeit bezeichnete.

Doch sollten diese Vorgänge eine noch weitergreifende Bedeutung erhalten durch das Eintreffen der überraschendsten Nachrichten aus Ferrara. Der Oesterreicher, der Erbfeind Italiens und der Schirmherr des italiänischen Despotismus, hatte sich gerührt. Am 17. Juli, demselben Tage, an welchem das Complott denunciirt wurde, hatte ein bedeutendes Truppencorps, zur Verstärkung der österreichischen Besatzung von Ferrara bestimmt, den Po überschritten und war unter feindlichen Anzeichen in die Stadt eingerückt, worauf der österreichische Commandant die Plätze, Thore und Gefängnisse, unter Vertreibung der päpstlichen Truppen von ihren Posten, mit eignen Soldaten hatte besetzen lassen, während die Verträge von 1815 Oesterreich nur das Besatzungsrecht für die Citadelle einräumen, wenigstens dem bisher beobachteten Brauche und der Auffassung der päpstlichen Regierung gemäß. Ein äußerer Anlaß zu dieser befremdenden Demonstration war durchaus nicht gegeben worden.

Sowohl der Zusammenhang, in welchen dieser Handstreich mit den Ereignissen in Rom gebracht wurde, als die Gewaltthat an und für sich riefen Ausbrüche jener Erbitterung gegen Oesterreich hervor, die gleichsam schon von Natur in dem Blute des Italiäners liegt, und die vielleicht nicht eher verschwinden wird, als bis der letzte österreichische Soldat über die Alpen zurückgejagt ist.

Es wurde nun der Anfang gemacht mit der Einleitung des Riesenprozesses, (diesen Namen konnte man ihm wohl geben in Anbetracht der großen Menge der verhafteten und angeklagten Personen.) Doch das anfängliche Interesse an dem Gange desselben verwandelte sich sehr bald in Gleichgültigkeit und Mißstimmung, als die Art und Weise seiner Führung die Ueberzeugung hervorrief, daß auf sichere Ergebnisse der einen oder anderen Art nicht zu rechnen sei. Und in der That bestand die nach vier Monaten erscheinende Darstellung dieser Ergebnisse in nichts Anderem als einer verworrenen und zweideutigen Herzählung von erwiesenen und unerwiesenen Thatsachen, von Vermuthungen und Meinungen, aus denen sich Alles entnehmen ließ, nur kein bestimmtes Urtheil über den Grund oder Ungrund der gegen eine so große Menge von Personen gerichteten Beschuldigungen. Als beinahe einzige erwiesene, aber nicht erklärte Thatsache stellte sich der massenhafte Zuzug von Fremden heraus, die keinen haltbaren Grund für ihr plötzliches Eintreffen hatten angeben können. Der Polizeiminister Grassellini, der seine Nachlässigkeit und Unwissenheit nicht zu rechtfertigen wußte, bekam deßhalb vorläufig Urlaub, und der Cardinal Feretti, ein Bruder des Papstes, trat an seine Stelle.

Die dargestellte Begebenheit bildet einen Wendepunkt in der Entwicklung der römischen Bewegung. Bis dahin hatte das Volk dankbar und unbefangen jede Gabe aus den Händen des Fürsten empfangen und war blindlings der Leitung dieser Hände gefolgt; von dieser Zeit an trat eine andre Macht hervor, die stärker war als der Wille Pius IX. — und diese Macht war die Revolution. Es machte sich nach und nach die Meinung geltend, daß des Gegebenen zu wenig sei, daß es zu langsam gegeben werde, und dann, daß das Gegebene zu keiner praktischen Wirksamkeit gelange. Wirklich befand sich am Ende der reformatorischen Thätigkeit Pius IX. (ich meine bis zu seiner Flucht nach Gaeta) der römische Staat thatsächlich in nicht viel besserem Zustande, als beim Regierungsantritte des Ersteren; denn wenn in mancher Beziehung die gröbsten Mißbräuche abgestellt waren, so war doch eine rechtliche Sicherstellung vor einer Wiederkehr derselben nicht vorhanden, während andrerseits längst erlassene Gesetze und Verfügungen zur Beseitigung drückender Uebelstände nie zur Ausführung gelangten. Es schien immer, wenigstens dem kälter Beobachtenden, als ob dem heiligen Vater die rechte Energie zur Durchführung seines einmal ausgesprochenen Willens und zur Beseitigung der ihm freilich von vielen Seiten her entgegenstehenden Hindernisse fehle. Indessen dauerte es noch eine geraumere Zeit, ehe solche Wahrnehmungen in das volle Bewußtsein des Volkes übergegangen waren, so daß die Liebe und Verehrung für Pius und das Vertrauen auf seine großartigen Absichten noch lange eine große Rolle in dem Gange der Begebenheiten spielten.

II. Eine Demonstration. 1848.

Die römische Revolution ist, so lange keine fremde Einmischung eintrat, von ihrem Anfange an bis kurz vor dem Untergange der Republick eine der unblutigsten, ja friedfertigsten von allen gewesen. Statt des Kampfes, des Blutvergießens und der Gewaltthätigkeiten, unter denen die Umwälzungen an andern Orten vor sich gingen, weist sie beinahe nichts Anderes auf als Feste und friedliche Demonstrationen. Bedenkt man die vorangegangene lange und bis in die äußersten Consequenzen durchgeführte Niederhaltung der Geister, die

furchtbaren Mißhandlungen, die das italiänische Volk zu erdulden gehabt hat, ferner die Eigenschaften seines Charakters, die es zu leidenschaftlichem Haß und zur Rache für empfangene Beleidigungen treiben, so kann man nicht anders als staunen über den friedfertigen Verlauf dieser Revolution. Die Erzählungen in auswärtigen Blättern von Aufruhr, Blutvergießen und Brandstiftung gaben uns Lesern oft Anlaß zur Heiterkeit, während die Römer darin eine Verläumdung ihrer Sache erblickten, die von der österreichischen Partei unter den Cardinälen ausgehe. Wenige vereinzelte Fälle abgerechnet, erlitt während der ganzen Epoche bis zur Flucht des Papstes die gesellschaftliche Ordnung keine ernstliche Störung, fielen keine Gewaltthätigkeiten vor, weder an Sachen noch Personen; Nichts von Beleidigungen mißliebiger oder gehaßter Männer, (und es fehlte nicht an solchen aus der Zeit der früheren Regierung her) nichts von Fenster- und Laterneneinwerfen, von Aufläufen, Barrikaden, Straßenkampf, nicht einmal von Schlägereien. Statt alles dessen friedliche Volksversammlungen zur Verabredung von Festen, und Volksaufzüge, theils zum Danke für empfangene Gaben, theils zum Vortrage von neuen Wünschen. Der Beobachter fand bei diesen Aufzügen vielfache Gelegenheit, dem natürlich gesunden Menschenverstande des Römers, seiner Mäßigung und verständig höflichen Rücksicht für Umstände und Personen Anerkennung und oft sogar Bewunderung zu zollen; und zwar gilt meine Bemerkung nicht etwa einzelnen höheren oder gebildeteren Klassen der Bevölkerung, sondern allen Ständen bis zum Geringsten hinab. Der Unterschied der Stände ist auch in Italien bei Weitem nicht so weit gediehen wie in den Ländern des nördlichen Europa, und von einem eigentlichen Pöbel findet sich namentlich in Rom keine Spur.

Ich werde nun versuchen, dem Leser das Bild von einem der obenerwähnten Volksaufzüge (dimostrazione), wie es noch lebhaft in der Erinnerung steht, vorzuführen.

Pius hatte dem römischen Volke eine Constitution verliehen, (14. März); eine Gabe, die, wenn sie auch bei Weitem noch nicht Alles in sich faßte, was man erwartet hatte, doch den aufrichtigsten und wärmsten Dank einerntete, zumal da ja der angebetete Pio Nono der Geber war. Am Tage nach ihrer Veröffentlichung bewegte sich ein ungeheurer, nach den verschiedenen Bestandtheilen der Bevölkerung geordneter Zug von der Piazza del popolo, dem gewöhnlichen Versammlungsorte, den Corso hinab der Residenz des Papstes, dem Quirinal-Palaste zu. Die Spitze des Zuges bildete eine Schaar Birbaeioni, (junge Leute aus den unteren Volksklassen), in ihrem National-Kostüm, Arm in Arm gehend, und Brust und Hut mit der italiänischen Farbe, weiß-roth-grünen Bandschleifen und Rosetten, geschmückt. In ihrer Mitte hatten sie zwei Fahnen, die italiänische Tricolore und die weißgelbe (Farben der Familie Mastai und somit für jetzt des römischen Staates). Ihnen folgten die Bataillone der Civica, von denen jedes ein Rione (Quartier) der Stadt repräsentirte, in Paradeanzug (preußischer Pickelhaube mit rothen Helmbüschen und Waffenrock.) Wohl schwerlich möchte je ein ganzer Truppenkörper dem Schönheitssinne einen solchen Genuß geboten haben, als es hier der Fall war bei der fast durchgehends männlich kräftigen Haltung, den edlen Gestalten und Zügen und dem schwarzen, krausen Bart- und Haupthaare jedes Einzelnen. — Zwischen den Bataillonen gingen Arm in Arm und ebenfalls geschmückt die Mitglieder der verschiedenen Circoli; dann folgte Militär, Dragoner und Jäger, jedoch zu Fuß und ohne Waffen. Den Schluß bildete eine weniger geordnete Masse von Theilnehmern aus allen Ständen. Zwischen den einzelnen Abtheilungen des Zuges schritten Musikbanden, welche die auf Pio Nono gedichtete National-Hymne spielten, und eine Menge Fahnen, Standarten und Wahrzeichen aller Art erhöhten das festliche Ansehen der Procession.

Alle Häuser des Corso und der übrigen Straßen, durch die der Zug ging, waren wie immer bei solchen Anläßen mit bunten Teppichen, Laub- und Blumengewinden und Fahnen verziert, und aus den Fenstern und von den Balkonen herab sahen Frauen und Mädchen in ihren besten Festkleidern, winkten mit Taschentüchern und Fahnen herab und stimmten in die stürmischen, sich immer wiederholenden Evviva's der Vorüberziehenden mit ein.

Vor allen Gebäuden am Corso erregte heute eines in besonderem Grade die Aufmerksamkeit und das Interesse der Römer. Es war der prächtige Palazzo Simonetti, in welchem die deutschen Künstler ihr Vereinslocal haben, und aus dessen Fenstern eine kolossale schwarz-roth-goldne Fahne herniederwallte. Für die Römer war dies eine ganz neue und unerwartete Erscheinung. Den Meisten wurde die Landsmannschaft dieser Farben erst aus der Oertlichkeit klar, an der sie dieselben erblickten, und die ihnen als das casino dei Tedeschi bekannt war. Doch auch unerwartet kam es ihnen von den Deutschen diesmal eine öffentliche Kundgebung ihrer politischen Sympathie zu erfahren, da dieselben sich bis dahin einer jeden allgemeinen Betheiligung an den politischen Festlichkeiten enthalten hatten. Von den Römern war diese Zurückhaltung schon bemerkt und für Kälte und Theilnahmlosigkeit gehalten worden, obwohl mit Unrecht, da erstens die noch unter der vorhergehenden Regierung entworfenen Statuten des Vereins jede politische Thätigkeit desselben ausschlossen, und da es zweitens immer etwas Mißliches für den Fremden hat, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen, in welchem er Gastfreund ist; selten wird ihm rechter Dank dafür, wohl aber in der Regel Mißtrauen von der einen Seite und Mißfallen von der andern zu gleicher Zeit. Doch der Wellenschlag der deutschen Bewegung erstreckte sich bis Rom; denn die Nachrichten aus Deutschland von dem Wiederauftauchen der deutschen Farben veranlaßten eine stürmische General-Versammlung der Mitglieder des Vereins, in welcher, nach heftigem Dafür- und Dawiderreden, die Mehrzahl sich endlich für eine Streichung des betreffenden Paragraphen in den Statuten, für Anschaffung einer deutschen Fahne und für öffentliche Betheiligung an dem Feste der Römer durch Aushängen der Fahne entschied. Nach eingetretenem allgemeinen Verständniß, — ich komme auf den Festzug zurück, — wurden die deutschen Farben mit stürmischem Hinaufrufen und Händeklatschen begrüßt, und der Freiheit und Verbrüderung Deutschlands und Italiens zahlreiche Evviva's dargebracht.

Auf dem Quirinal-Platze vor den Fenstern des Papstes angelangt, stellte der Zug seine Ordnung, die durch das Ersteigen des Hügels etwas gelitten hatte, wieder her und machte Front gegen den Balkon des Palastes, von welchem herab der Papst die Benediction zu ertheilen pflegt. Nach einigen Salven von Evviva's, mit denen das Volk seine Ankunft ankündigen zu wollen schien, trat ein Augenblick der Stille ein; die Glasthüren öffneten sich, und Dienerschaft trat heraus, um den Fußboden und die Brüstung des Balkons mit Teppichen zu belegen. Wie es scheint, darf der Papst nie, wenigstens wenn er kirchliche Funktionen hat, den bloßen Fußboden berühren. Fährt er zur Kirche, so ist der ganze Weg, den er nimmt, mit Sand belegt, während in der Kirche selbst, vom Eingange bis zum Hochaltar, ebenfalls aus Sand ein erhöhter Steg gebildet wird, der aber vermittels eingelegter und kunstvoll geordneter Blumen einen oft wunderbar schönen Teppich bildet. So schnell dieses Geschäft von Statten ging, so wenig konnte doch die wartende Menge die Beendigung desselben abwarten, und in immer wieder erneuten Ausrufungen machte sich die Ungeduld Luft. Endlich zogen sich die Diener zurück, und, umgeben von vier Cardinälen und gefolgt von den übrigen Prälaten des Hofstaats, trat Pius heraus und an die Brüstung des Balkons, einen Blick hinunterwerfend über die unten wogende Menge. Es mochte wohl ein schöner Anblick sein, der sich dem Papste darbot, von dieser Höhe hinab auf die bunte Menge, erhebend durch den Gedanken, daß er der von so vielen Tausenden wirklich geliebte, verehrte, ja angebetete Mann sei.

Ein unbeschreibliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft bei dem Erscheinen des Lieblings von Italien, und immer wieder donnerten die Evviva's hinauf und schienen kein Ende nehmen zu wollen. Wer

diese leidenschaftlich bewegte Menge sah, der mußte es für unmöglich halten, daß irgend ein Mensch im Stande sei, ihrem Toben Einhalt zu thun; und doch vermochte es Pius, indem er einfach die Hand zum Segen aufhob. In einem Augenblicke herrscht lautlose Stille; die ganze Versammlung sinkt aufs Knie und singt die Strophen des Kirchengesanges nach, den der Papst anstimmt. So vollkommen war die Stille, daß ich über den ungeheuren Platz hinweg und aus so bedeutender Höhe herab jede Sylbe, ja ich möchte sagen, jeden Buchstaben aus dem Munde des Mannes dort oben deutlich vernahm.

Es lag eine gewaltige Wirkung in der Scene; noch jetzt, nach acht Jahren, steht sie mir, lebendig und erregend, bis in die kleinsten Einzelheiten vor dem innern Auge! Da die Toleranz des Römers dem Fremden und Nichtkatholiken das Niederknieen vor dem Papste und dem Allerheiligsten erläßt und sich mit dem bloßen Kopfentblößen begnügt, so konnte der Blick des Aufstehenden ohne Hinderniß über den ganzen Platz hinwegschweifen.

Mit dem Verklingen des letzten Lautes erhob sich das Volk wieder, und der Sturm brach von Neuem los, die in vorderster Reihe stehende Civica hob ihre Helme auf den Bayonneten in die Höhe, so daß es schien, als erhöben sich ganze Regimenter von Riesen aus der Erde, die Frauen schwenkten ihre Tücher und die Männer die Hüte; einen Augenblick zögerte der Papst noch, als ob er sich nicht von dem Anblicke zu trennen vermöchte, oder als ob er noch etwas reden wollte, dann wendete er sich schnell um und kehrte in seine Zimmer zurück.

III. Das österreichische Wappen. 1848.

Eng verbunden mit den Huldigungen, die dem Papste dargebracht wurden, war die Idee der Unabhängigkeit und weiter hinaus der Einheit Italiens, und es lag in dieser Beziehung in jenem Kultus sogar eine ganz bewußte Demonstration gegen das Ausland. Der Haß gegen Oesterreich steigerte sich in gleichem Maße mit dem Enthusiasmus für den Papst, doch lag vorläufig noch die schwere Hand des ersteren zu sehr auf allen italiänischen Verhältnissen, als daß man sogleich die alte Scheu vor dem nordischen Oberherrn mit einem offenen und thatsächlichen Ausbruche hätte beseitigen mögen.

Die erste Folgerung, welche die Italiäner aus der Pariser Februar-Revolution zogen, war die Erschütterung der Macht Oesterreichs. Es war natürlich, daß sie die Erinnerung an die napoleonischen Kriege auf den Gedanken an einen Angriff des revolutionären Frankreich auf das contrerevolutionäre Oesterreich führte und auf die Vermuthung, daß dieser Angriff in Italien geschehen würde. Am kräftigsten mußten sich diese Hoffnungen auf Befreiung da aussprechen, wo der Druck am unmittelbarsten herrschte, wie denn auch eine allgemeine Gährung unter der Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreichs hervorbrach. Erfüllten die Nachrichten von dieser Gährung die Römer mit neuem Muthe, so riefen die von Radetzky ergriffenen harten Maßregeln einen tiefen Ingrimm hervor, der nur auf einen Anlaß wartete, um sich Luft zu verschaffen. — Zu einem solchen Anlasse wurde die Nachricht von dem nun auch in Wien erfolgten Aufstande, wenn auch der Ausbruch nicht sogleich erfolgte, da die ersten Nachrichten so sehr die kühnsten Erwartungen übertrafen, daß das Gefühl des Glücks und der Sicherheit für den ersten Augenblick den Gedanken an Rache zurückdrängte.

Am 21. März, Morgens um 11 Uhr, brachte die Post die große Kunde, und in einer halben Stunde wußte (oder glaubte wenigstens) ganz Rom, daß die österreichische Regierung gestürzt, Metternich verjagt sei, daß das Militär sich geweigert habe, gegen die Bürger zu handeln, daß der Kaiser gefangen genommen, die Republik ausgerufen sei. Auf der Stelle stand der Corso in gewohntem Festschmucke, und das auf- und niederwogende Volk machte in freudigen Grüßen, jubelnden Zurufen, Händedrücken und Umarmungen seiner Freude Luft. Von Mund zu Mund ging die Verabredung, die wegen der vorangegangenen trüben Nachrichten aus der Lombardei unterlassene Feier des Moccoletti-Abend (so heißt der letzte Abend des Carnevals, an welchem bei dem Spiele mit den Wachslichten, moccoli, die Ausgelassenheit den höchsten Grad erreicht,) nachzufeiern. Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, vor den Palast des österreichischen Gesandten zu ziehen und diesem ein Evviva zu bringen. Die Naivetät des Gedankenganges, welcher die Römer zu diesem letzteren Entschlusse führte, könnte auf den ersten Augenblick befremden, erklärt sich aber in sehr natürlicher Weise, wenn man Rücksicht nimmt erstens auf die übertriebenen, die Wahrheit weit hinter sich lassenden Nachrichten und zweitens auf die vollständige Neuheit des Volkes auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Vom Kaffee „delle belle arti“ am Corso, dem Versammlungsorte der anerkanntesten Volksführer, begab sich eine Deputation und in ihrem Gefolge eine unabsehbare Volksmenge zu der Wohnung des österreichischen Gesandten, dem Palazzo di Venetia, einem großen, unregelmäßigen, zum Theil unbewohnten Gebäude. An jeder der beiden Fronten dieses Gebäudes waren über dem Portale die Wappenschilder einerseits des Papstes, andererseits der österreichischen Regierung angebracht, der Sitte im Kirchenstaate gemäß, daß jeder adlige Besitzer eines Hauses sein und des Landesfürsten Wappen daran aufhängt.

Der Anblick des verhaßten Doppeladlers war es nun, der das Blut der Volksmassen in Wallung brachte und die ursprünglich friedliche Absicht in den Hintergrund drängte, so daß die Deputation veranlaßt wurde, beim Gesandten auf die Herabnahme der Wappenschilder zu dringen. Der Gesandte, Graf Lützow, umgeben von seiner in Angst und Aufregung sich um ihn drängenden Familie und schon unterrichtet von dem Gesuche der Deputation, empfing dieselbe mit gefaßtem und ruhigem Wesen. Sein langjähriger Aufenthalt in Rom, (seine Frau ist sogar eine Römerin), und die während desselben erlangte Kenntniß von dem Volkscharakter gab ihm Sicherheit, daß er weder für sich noch für seine Familie zu fürchten habe, und die lärmenden Zurufe der mit der Deputation zugleich Eingedrungenen: „Evviva il conte Lutzow, evviva il popolo Austriaco“ sowie die wiederholten Betheuerungen, daß ihm und seiner Familie nicht das geringste Leid zugefügt werden solle, konnten ihn nur in seiner Sicherheit bestärken.

Auf die Bitte, die Wappen zu entfernen, antwortete der Gesandte, daß man sich im Irrthume über die Lage der österreichischen Regierung befände; der Kaiser sei nicht gefangen, die Republik nicht proklamirt, und somit könne er auch die Wappen nicht beseitigen lassen. Würde dies gewaltsam von Seiten des Volkes geschehen, so sei das eine schwere Beleidigung einer mit der päpstlichen Regierung befreundeten Macht. Während dieser nutzlosen Verhandlungen war der Tumult auf dem Platze vor dem Palaste immer stärker geworden, und die Ungeduld, die Wappen verschwinden zu sehen, auf den höchsten Grad gestiegen. Einzelne Redner hatten Gruppen um sich versammelt, denen sie auseinandersetzten, daß dieses Gebäude (palazzo di Venetia) ursprünglich der Republik Venedig zugehört habe und erst, als diese unter das österreichische Joch gerathen, mit ihr Oesterreichs Eigenthum geworden sei; jetzt aber, wo Venedig und ganz Italien frei sei, müsse auch dieser Palast an seine ehemaligen Besitzer zurückfallen und zu diesem Zwecke vorläufig vom römischen Volke in Besitz genommen werden; die österreichischen Wappen müßten aber durch das venetianische ersetzt werden. — An andern Stellen wurden Pereats auf den österreichischen Kaiser und auf Metternich ausgebracht und jedesmal mit einer Salve von Pfeifen und Hohngeschrei begleitet.

Unterdessen durchbricht an einer der zum Platze führenden Seitenstraßen eine Reihe junger Leute, die eine lange Feuerleiter tragen, die Menge, welche, den Zweck derselben ahnend, die Träger mit Jubel und Händeklatschen empfängt. An den dem einen Wappen zunächst befindlichen Fenstern erscheinen Männer mit Aexten, Sägen, Hämmern und andern Werkzeugen, ein Seil wird hinuntergelassen, die

Leiter an dem untern Ende desselben befestigt und dann heraufgezogen, und nun beginnt ein wagehalsiges Klettern der Werkleute, die, ihre Werkzeuge zwischen den Zähnen, theils die Leiter hinan, theils von den Fenstern aus auf dem Mauersims zu den Wappen zu gelangen und den eisernen Ketten und Klammern, an denen es befestigt ist, beizukommen suchen. Athemloses Schweigen wechselt mit stürmischem Zurufen und Beifallsklatschen unter den Zuschauern, jenachdem sie eine gefährliche Wendung von einem der Arbeitenden oder einen wirksamen Hieb fallen sehen. Der letzte Haken fängt an zu weichen, die eigne Wucht löst das schwere Brettergerüst immer mehr und mehr von der Mauer ab, und endlich fährt es aus der beträchtlichen Höhe mit einem dumpfen, donnerartigen Krach auf das Pflaster herab.

Die Betäubung, welche dem Schlage folgte, brachte für einen Augenblick eine Stille hervor, die so urplötzlich auf das vorangegangene Toben folgend etwas Grausiges hatte. Doch bald brach auch der Lärm von Neuem los. Die Zunächststehenden fielen bei dem Anblicke des gefallenen Raubvogels in wahrhaft bacchantischer Trunkenheit über denselben her, traten mit den Füßen und schlugen mit Allem, was ihnen zunächst in die Hände fiel, auf ihm herum; aus dem Umkreise ertönte der Ruf: al rogo, al rogo! brucciate la bestia! (zum Scheiterhaufen! Verbrennt die Bestie!) und fand allgemeine Zustimmung. Ein Strick wurde an dem einen Haken des Schildes befestigt, so Viele, als Platz hatten, spannten sich davor, um es fortzuschleifen, und nun begann ein Triumphzug über den Platz hinweg und den Corso entlang, bei dessen Anblick man nicht wußte, ob man dem Gefühle der Lächerlichkeit oder des Grausens über eine so unglaubliche Raserei nachgeben sollte.

Nachdem das Opfer eine Strecke fortgeschleift war, luden Andre, die auch Theil haben wollten an der Ehre der That, es auf ihre Schultern, während ein Wüthender wie besessen darauf herumtanzte. Später, als die Träger ebenfalls ermüdet waren, wurde von einem vorüberfahrenden Kärrner ein Esel requirirt, diesem der Strick am Schwanze befestigt, und auf diese, neuen Jubel hervorrufende Art gelangte der Zug auf der „Piazza del popolo“ an. Hier hatten der Procession Vorausgeeilte schon einen Scheiterhaufen von Reisigbündeln und Holzscheiten errichtet, auf welchem das Schild aufrechtstehend an einen Pfahl gebunden und so den Flammen überantwortet wurde, während die Umstehenden in Spottliedern und Witzen ihre Freude an dem Brandopfer ausließen.

Das Wappen über dem zweiten Portale fiel ebenfalls und gelangte auf dieselbe Weise wie das erste bis zum Kaffee „delle belle arti“, an dessen Thür der Doppeladler, den ein Tischler aus der übrigen Umgebung herausgeschnitten hatte, an den Beinen aufgehängt wurde und den ein und aus Gehenden mehrere Tage lang zur Zielscheibe des Spottes und Lobes diente.

---

* Aus dem Graubündnerland.

Wanderbilder von Hermann Allmers.

Wer die abgelegenen Thäler Graubündens durchwandert und sich vorher nie um deren Land und Leute bekümmert hat, würde hier oder dort sicherlich auf eine eigenthümliche Art und seltsam überrascht werden. Die Namen haben einen fremdartigen seltsamen Klang; man vernimmt wunderliche Wörter wie z. B. Remüs, Tarasp, Katzis, Truns, Filisur, Zutz, Madulein, Riaun, Kanikul, oder andere, die ganz klingen, als ob sie in Spanien oder Italien zu Hause gehörten, wie Ferrera, Surava, Marmorea, Bivio und eine Menge ähnlicher. Soeben warst du in einem Dorfe, das wie alle andern deutschen Schweizerdörfer ist; du gehst eine halbe Stunde weiter und trittst in ein Dorf, wo dich auf einmal eine Menschenwelt umgiebt, so eigen, so verschieden von der eben verlassenen, daß du meinen solltest urplötzlich wie durch einen Zauber hundert Meilen weit versetzt zu sein. — Die Häuser schon blicken dich fremdartig an, denn ihr Aeußeres und Inneres ist weder deutsch noch schweizerisch; es treten dir Menschen entgegen, die zwar nicht eben auffallend anders gekleidet sind, von denen du aber auf den ersten Blick sagst: das sind keine Germanen, keine Allemanen, wie die übrigen Bewohner, die du kennen lerntest. Solche scharfgeprägte Gesichter, solch feine edle Profile, solch dunkle Locken und Augen hat nur der Süden Europas; fremde, nie gehörte Laute treffen dein Ohr — es ist kein deutscher Dialekt, den sie reden, das hörst du gleich, aber auch nicht französisch ist es, auch nicht italiänisch, obwohl es manchmal fast so klingt, oder mitunter auch, als ob es spanisch wäre, jedenfalls eine aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprache. Und es ist so. Du bist unter einem Volke, das dem Süden Europas entstammt ist, und was du hörst, ist wirklich eine rechtmäßige echte Tochtersprache desselben alten Lateinischen, das auch dir vielleicht in deiner Jugend manche saure Stunde mag gebracht haben; nach Rom nennt sich sogar das Volk; du bist bei den Romanen.

Indessen eine Ueberraschung dieser Art mag wohl schwerlich noch oft vorkommen; denn die gebildeten Leute kennen so ziemlich jenen eigenthümlichen Volksrest aus räthselhafter uralter Zeit, der wie versprengt, inselartig, einsam und unberührt vom großen Getreibe und Gewoge der Völker um ihn her, sich da in seinem weltabgelegenen gletscherumstarrten Thälern zu erhalten wußte in jener wundersamen Eigenthümlichkeit an Gestalt, Sitte und Sprache viele Jahrhunderte hindurch bis hinab auf unsre Tage; wer wüßte nicht vom kleinen Völklein der Romanen.

Noch immer steht es da als ein ungelöstes Räthsel. Woher kamen einst die Väter dieser Menschen, wo standen ihre Wohnstätten; warum verließen sie ihre alte Heimath; wann zogen sie in diese Thäler? Solche Fragen sind hundertmal aufgestellt und hundertmal mit keiner andern Antwort als einem unbestimmten Vielleicht erwiedert, obwohl schon die besten und tiefsten Forscher seit Jahren ihre Blicke darauf gerichtet haben. Alle haben nur Meinungen, nichts als Meinungen.

Jene Ansicht, daß wir hier einen Rest, vor einfallenden Cimbern und Teutonen hierher geflüchteter römischer Legionen haben, hatte sich am meisten festgesetzt, vielleicht aus dem Grunde, weil sie die bequemste war. Einige vermuthen einen schon vor den hereindringenden Galliern hieher gedrängten italischen Volksstamm, und endlich noch wieder Andere, und dies namentlich in neuerer Zeit, sehen in diesen Romanen wirklich ein Stück Urbevölkerung des Landes, die echten Epigonen der alten Väter. — Diese aber waren sicherlich Etrusker. Untersuchungen hat vor Jahren auch Ludwig Steub darüber angestellt und diese niedergelegt in einem kleinen Büchlein, das 1843 erschien, betitelt: „Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern.“ — Vor Allem betrachtet er jene seltsamen schön und wunderlich klingenden Ortsnamen mit ihren eigenthümlichen Endungen auf „ans“ und „urns“, auf „asp“ und „ur“, auf „ein“ und „aun“ und führt deren Ursprung, oft freilich mit sehr gewagten Schlüssen zurück auf das Altetruskische. Zwar ist nun Steub keineswegs gelehrter Philologe oder Ethnograph, sondern einfach der liebenswürdige und geistreiche Dilettant, als welchen wir ihn in seinem trefflichen Buche: „Drei Sommer in Tyrol“ kennen gelernt haben, die Anregung aber ist schon von hohem Werthe, und sicherlich wird das Buch nicht das letzte über diesen interessanten Gegenstand sein, sondern vielmehr der Vorgänger einer Reihe werden, durch welche zur Gewißheit erwachsen mag, was bis dahin nur dunkele Vermuthung gewesen ist.

Bekanntlich umfaßte das alte Rätien nicht nur Graubünden, sondern beinahe das ganze heutige Tyrol. Das ist nun seit undenklichen Jahren fast Alles germanisirt. Das eigentlich romanische Element aber nimmt nur einen sehr kleinen Theil des Cantons ein, nur in den Thälern des Vorder- und Hinterrheins, sodann in dem der Albula und endlich im Engadin trifft man noch echtes und un-

vermischtes romanisches Blut, romanische Sitte und Sprache, doch auch hier ist das deutsche Element in sichtlichem Siegen begriffen. In den beiden Rheinthälern herrscht sogar in allen Schulen beim Lehren die deutsche Sprache vor, im Engadin hat sie theilweise eine Gleichberechtigung mit der romanischen; einzig sind es ein paar armselige einsame Hochgebirgsdörfer, wo noch jetzt kein deutscher Laut verstanden und gehört wird.

Das Romanische zerfällt wieder in zwei Hauptmundarten, in die churwelsche, die in den beiden Rheinthälern herrscht, und in die ladinische, welche im Münsterthal und im Engadin gesprochen wird, dem Lateinischen am nächsten stehend. Eine dritte Mundart nämlich, die des Bergell, Misox und Puschlav, kann eigentlich nicht mehr als romanisch gelten, sondern ist vielmehr nur als ein italiänisches Patois anzusehen. Das Churwelsche ist als die Hauptschriftsprache zu betrachten; in ihm sind die meisten Bücher verfaßt, wie es denn auch vorzugsweise romanisch genannt wird. Indeß ist die ganze romanische Literatur sehr arm zu nennen und besteht aus kaum fünfzig Büchern, meistens religiösen Inhalts, Bibel, Gesang- und Gebetbüchern, Liturgie und Katechismus. Sodann sind 1852 in Chur eine romanische Grammatik und ein Wörterbuch gedruckt worden. Endlich noch erscheinen daselbst in den letzten Jahren zwei romanische Zeitungen kleinen Umfangs „Il Grischun“ (der Graubündner) und Il Amito del pievel“ (der Volksfreund). Beide fristen indeß nur ein ziemlich kümmerliches Dasein, deutsche Blätter werden überall gelesen. Ebenso dürftig ist es um den Volksgesang bestellt. Wohl giebt es romanische Volkslieder, auch sogar einige sehr alte Balladen finden sich, aber nichts davon lebt so recht mehr im Munde des Volks. Ueberall fragte und erkundigte ich mich nach heimischen Gesängen, Jeder sagte mir auch, es gebe deren, aber Keiner kannte sie, und in einem stockromanischen Dorfe hörte ich deutsche Lieder, schwäbische Weisen, Tyroler Jodler singen.

Nur sehr wenige Thäler haben ausschließlich romanische Bevölkerung, meistens liegen deutsche Dörfer als kleine Sprachinseln mitten drin, aber oft auch passiren wir auf solch einer Thalwanderung eine Reihe von Dörfern, in denen Nationalität wie Glaubensbekenntniß auf eine fast lächerliche Weise unaufhörlich wechseln. Es ist zum Beispiel so auf der Straße zum Splügen der Fall, die der Leser mit mir neulich durchwandert hat. Hinter Felsberg fängt das an; da folgen die Ortschaften Ems, Reichenau, Bonaduz, Rhäzüns, Kazis, Heinzenberg, Thusis, Zillis, Schams, Andeer, Hinterrhein und Splügen auf einander, und in bunter Reihe ist das eine Dorf deutsch reformirt, das andere romanisch katholisch, das dritte vielleicht katholisch und deutsch, das vierte wieder reformirt und romanisch, und so fort, bis bei dem deutschen Dorfe Splügen und dem romanischen Hinterrhein zugleich die Südgrenze des Protestantismus und der romanischen Sprache ist.

* Gedichte.

Lieder von Adolf Strodtmann *).

1.

Du weißt es nicht, daß ich dich liebe,
Und schweigend berg' ich meine Gluth,
Daß nicht der schöne Traum zerstiebe,
In dem mein Herz und Leben ruht.

Nicht stören will ich dein Entfalten.
Mag über deinem Angesicht
Der stille Gott der Liebe walten —
Ich künde meine Flammen nicht!

Bald geh' ich fort ... du siehst mich scheiden
Und glaubst, ein Bruder ging dir fort;
Du lächelst trüb ... vielleicht uns beiden
Versagt das letzte Abschiedswort.

Und wenn du dann im Abendschimmern
Des Träumers denkst auf ferner See:
Dann magst du ahnen, daß ich zimmern
Für dich und mich die Hütte geh'!

2.

Einer Heimath hab' ich dich entrissen,
Eine Heimath sollst du wiedersehn;
Und die Stätte, Liebchen, sollst du wissen,
Wo verheißend uns die Hütten stehn.

Aus den Wolken tritt der Mond, der klare,
Und das Reh am Waldesrande lauscht,
Tief im Westen, wo der wunderbare
Kolorado seine Lieder rauscht.

Rohr und Binse regen sich und neigen
Ihre Häupter schwer und schlummermüd',
Bunte Vögel schaukeln in den Zweigen,
Und die märchenhafte Tulpe blüht.

Deine Sorgen dämmern nur von ferne,
Wie ein Traum von einer andern Welt,
Wenn im Glanz der abendlichen Sterne
Urwaldsduften um die Hügel schwellt.

Hier in diesem weltvergess'nen Frieden
Weiß Natur Erhörung dem Gebet,
Daß ein armes Menschenherz hienieden
Nicht vergebens um die Heimath fleht.

3.

Ja, diese Welt ist leer und trübe,
Sie stößt die Gluthen kalt zurück
Und gönnt uns kaum das Bißchen Liebe
Und gönnt uns kaum das Bißchen Glück.

Ob dich's in alle Ferne triebe,
Ob du in Wüsten dich verbannst:
Kein Plätzchen, wo das Bißchen Liebe
Du vor dem Haß beschirmen kannst!

Und dennoch glauben wir, es bliebe
Ein unentdecktes Inselland,
Wo dir und mir das Bißchen Liebe,
Das Bißchen Glück den Hafen fand.

4.

Glaubt' ich doch, in goldner Zukunft Tagen
Als ein Kämpfer in der Schlacht zu steh'n,
Und der Freiheit Banner wollt' ich tragen,
Und den Tag des Ruhmes wollt' ich sehn.

Müdes Herz! Dein Hoffen ist entschwunden,
Nicht die Völkersonne wirst du schaun,
Täuschung weckt dich statt der rothen Wunden,
Statt zu kämpfen, wirst du Stämme haun.

Doch getrost! vertrau dem Wanderstabe,
Ueberm Meere finden wir die Ruh;
Bald vielleicht auch winkt ein blonder Knabe
Dir mit hellem Kindesauge zu.

Wo kein Fuß zertrat die dunklen Moose,
Und die Karaibenrose lacht,
Mag er selber, eine wilde Rose,
Träumend aufblühn in der Waldesnacht.

Lanze, Pfeil und Bogen soll er tragen,
Daß er nicht den eignen Stamm verflucht,
Wenn der rothe Mann in künft'gen Tagen
Hier die Rettung vor den Weißen sucht.

5.

O nein, hinweg mit diesem Urwaldsrauschen,
Mit dieser trunknen Schlummerseligkeit!
Ich mag das Schwert um Liebe nicht vertauschen,
Und meine Lenden gürt' ich schon zum Streit.

So lange noch bis spät zum Abendstrahle
Durch alles Land der Haß die Arme reckt;
So lang ein Bettler noch am Freudenmahle
Der reichen Welt umsonst die Hände streckt;

So lang sie heucheln, wenn sie Liebe reden,
So lang die Erde feil und feil das Glück:
So lang verzicht' ich auf den Traum von Eden
Und geb' euch lächelnd eure Gunst zurück!

Mit euch kein Friede! Speere will ich werfen,
Und wenn mich Liebe kurz in Schlummer singt,
Soll auch die Liebe nur die Pfeile schärfen,
Daß tiefer noch mein Lied zum Herzen dringt.

*) Aus einer nächstens bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden Gedichtsammlung des Verfassers.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Herausgegeben von Heinrich von Gagern. Dritter Band. Dieser Schlußband enthält den literarischen Nachlaß des Generals; der zweite Theil des Werkes hat eine unerwartete Verspätung erlitten und kann erst in einigen Wochen ausgegeben werden. — Der Armuth Leid und Glück. Roman von Julie Burow. 3 Thle. — Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman von F. Cacion. 2 Thle. — Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. — Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit. 1840—1850. Von Robert Prutz. Zweiter Band. Die Fortsetzung dieses vor Jahren begonnenen Werkes ist durch des Verfassers anderweitige Thätigkeit bis jetzt verhindert worden; der dritte Band soll nun bald folgen.

— * Das kürzlich in Dresden auf einige Tage ausgestellte Modell der Goethe-Schiller-Gruppe von Rietschel ist in der Erzgießerei zu München eingetroffen. Der Eindruck des Werkes, dessen Guß sogleich beginnen soll, ist nach der Aeußerung eines Berichterstatters der „Allgemeinen Zeitung“ überwältigend. Alle vorgefaßten Meinungen und Wünsche müssen schwinden vor der Schönheit und Lebendigkeit des Werkes, vor dem Ernst und der Gediegenheit der Durchführung. Ernst Förster nennt die Statue nach dem Ausdruck von Künstlern eine wirkliche Eroberung der Plastik, in der eine solche Vereinigung von Idealität und Realität sei, daß man im Zweifel bleibe, ob man mehr die Wahrheit der Darstellung und die Gediegenheit der Ausführung bewundern oder in die Tiefe der geistigen Bedeutsamkeit des Werkes sich versenken soll. — Eine Gesellschaft von Künstlern, Dichtern und Gelehrten in München hat den Gedanken gefaßt, auch für die Errichtung einer Klopstock-Statue thätig zu sein, die in Hamburg stehen solle, und für die man auf lebhafte Betheiligung bei den Reichen der Stadt rechnet. Bisher sind diese Bemühungen um Theilnahme vergeblich gewesen.

— * Der König von Bayern hat wieder eine ansehnliche Summe für wissenschaftliche Zwecke ausgesetzt, und zwar 10,000 Gulden für die Herstellung und Herausgabe einer Beschreibung Bayerns in statistischer, historischer, topographischer und ethnographischer Beziehung durch W. H. Riehl. Das Werk soll den Titel „Bavaria“ führen.

— * Von dem leider früh verstorbenen Historiker Otto Abel, welcher in Bonn kurze Zeit Universitätslehrer war, ist schon oft die Rede gewesen; auch wurde erwähnt, daß aus seinem Nachlasse eine Schrift „Kaiser Otto IV. und König Friedrich II.“, veröffentlicht sei, der Anfang eines unvollendet gebliebenen Werkes über den großen Hohenstaufen. Die Schrift umfaßt nur wenige Bogen, aber sie sind ganz im Geiste seines Werkes über Philipp den Hohenstaufen und noch heller, klarer, einfacher und größer aufgefaßt und durchgeführt. Der Herausgeber, Professor Wegele in Jena, hat Recht, wenn er von dieser letzten Arbeit Abel's sagt: „Wir halten es für überflüssig, das hiermit Gebotene noch besonders anzupreisen. Es wird für sich selber reden und sicher dem Schmerze um den edeln Todten neue Nahrung geben. Es trägt alle die Vorzüge an sich, die bereits dem Werke „König Philipp“ mit Recht nachgerühmt worden sind: gründliche Forschung, Beherrschung des Stoffes, echte historische Auffassung, eine edle, anziehende Form, und jene maßvolle, aber warme Hingabe an den Gegenstand, ohne die eine materielle Geschichtschreibung nicht denkbar ist.“ — Ein Freund des Verstorbenen begleitet die Anzeige der Abhandlung mit den folgenden warmen Worten: „Otto Abel war einer der reinsten und begabtesten jungen Männer, die gewiß seit Langem im öffentlichen Leben hervorgetreten sind. Noch jung hatte er eine reiche Erfahrung von Glück und Unglück hinter sich und stand gereift in seinem Geschicke da, bereit, endlich seine Zukunft — und zwar eine weit über das Grab hinausreichende Zukunft — in seinen Werken zu sichern. Er hatte mitgerungen in Berlin und Frankfurt für eine bessere Zukunft seines Vaterlandes; er hatte die Waffe des Wortes so eindringlich geführt wie Wenige; aber wer, der ihn kannte, darf bezweifeln, daß der geheime Keim des Todes, der in ihm lag, durch das Unglück des Vaterlandes, das für ihn zugleich zu persönlichem Unheil umschlug, in ihm gefördert wurde? Eine Geschichte des Seelenlebens dieses edlen Geistes würde ein Denkmal der Zeit sein. Er selbst hat uns in seinen Werken Andeutungen zur Darstellung dieses inneren Lebens hinterlassen, und seine Freunde kennen seine persönlichen Erlebnisse, die zur Herstellung des vollen Bildes unseres so früh abberufenen Freundes genügen würden.“

— * Die „Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen“ von J. W. Schaefer wird noch in diesem Jahre mit dem dritten Bande vollendet vorliegen. Die treffliche Arbeit, welche der Verfasser, abgesehen von der gründlichen Kenntniß des Gegenstandes, mit Fleiß und Liebe ausgeführt hat, findet überall gerechte Würdigung. So lesen wir noch jetzt im „Literarischen Centralblatt“ die folgenden Bemerkungen über den zweiten Band des Schaeferschen Buches: „Dieser Band enthält die Biographien und Charakteristiken von Lessing, Wieland, Bürger, Hölty, Voß und Friedrich Leopold Stolberg, und eine Uebersicht der „inneren Geschichte der Nationalliteratur“ in der Periode 1770—1805. — Der rühmlich bekannte Verfasser hat auch in diesem Bande mit Erfolg eine Popularisirung — im besten Sinne des Wortes — unserer neuesten Literaturgeschichte angestrebt. Die Unbefangenheit der Betrachtung, die Leichtigkeit, Reinheit und Anspruchslosigkeit des Stils, sowie eine gewisse Wärme für die Interessen der Sittlichkeit und Humanität, machen das Buch selbst für Literaturkenner zu einer angenehmen Lectüre. Namentlich möchten wir dasselbe aber den deutschen Frauen empfehlen, für die gerade das Hervortreten des biographischen Moments eine besondere Anziehung haben wird. Und die Kenntniß der vaterländischen Literaturgeschichte sollte unter ihnen doch verbreiteter sein.“

— * Für die Errichtung des Platendenkmals fehlen jetzt noch 1500 Gulden; man hofft, daß Wien und Berlin, die bisher noch nichts thaten, einen Theil dieser Summe durch Theatervorstellungen oder in anderer Weise aufbringen werden. König Ludwig von Bayern giebt das Erz zur Statue, die Stadt Ansbach das Postament, König Max steuerte 800 Gulden bei, Platens Verwandte in Norddeutschland 1000, Cotta 250 Gulden.

— * Die berühmte Künstlergesellschaft Malkasten in Düsseldorf will ein großartiges Gebäude errichten, das als Ausstellungslokal und für festliche Zusammenkünfte dienen soll. Die Kosten, die auf 40,000 Thaler berechnet sind, will man in der Art aufbringen, daß jedes Mitglied ein Bild malt, dessen Ertrag in die Baukasse fließt.

— * Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten hat einen seiner besten und eifrigsten Vertreter verloren, Hermann E. Ludwig, welcher am 12. December in Newyork starb.

— * In Breslau starb am 14. Januar im hohen Alter der als Zoolog geschätzte Professor J. L. Chr. Gravenhorst.

— * Als Josef Haydn die „Schöpfung“ componirte, stand er in seinem sechsundsechszigsten Lebensjahre. Der Text war ursprünglich in englischer Sprache für Händel aus dem ersten Theile von Milton's „verlornem Paradiese“ zusammengestellt. Nach Händel's Tode (1759) war es unbeachtet geblieben: Haydn bekam erst bei seiner letzten Anwesenheit in London Kenntniß davon, und Gerber sagt in seinem Lexikon der Tonkünstler ausdrücklich, daß man es ihm zur Composition übergeben, er aber seine Zusage noch zurückgehalten habe. Er brachte es im August 1795 mit nach Wien, wo der große Kunstfreund van Swieten es übersetzte und für Haydn bearbeitete. Im April 1798 hatte dieser das Werk fertig und schwankte eine Zeit lang, ob er es zuerst in London oder in Wien aufführen sollte. Da traten aber zehn Männer aus dem kunstsinnigen österreichischen Adel zusammen und sicherten der deutschen Kaiserstadt diese Ehre. Und mit welcher Liberalität! Sie zahlten dem Meister 700 Dukaten für die Original-Partitur, bestritten sämmtliche Kosten der Aufführung, sandten ihm die ganze Einnahme — 4088 Gulden 30 Kr. — als Geschenk und überließen ihm die Partitur zum Verkauf an einen Verleger. Es kann nichts schaden, an derartige glänzende Beispiele zu erinnern, um die übertriebenen Anschuldigungen, daß die Deutschen ihre großen Künstler verhungern ließen, auf das richtige Maß zurückzuführen. Jene erste Aufführung fand am 19. März 1799 Statt. Die Wirkung war über alle Beschreibung. Die Wiederholung brachte sogar über 5000 Gulden ein.

— * Die vom Grafen Escayrac geleitete Expedition zur Auffindung der Nilquellen hat sich nach langem Zögern in Bewegung gesetzt; man hält von ihr und ihren muthmaßlichen Erfolgen in Egypten sehr wenig und meint, es sei viel Schwindel bei der Sache, traut namentlich dem Grafen selbst nicht viel zu. Drei Offiziere, die ihm folgen, sind ganz unvorbereitet, ein Dr. Emil Meier aus Brandenburg zwar ein Mann, der große Reisen gemacht hat, aber auch ohne klares Verständniß der Aufgabe. Auch mehrere andere Leute sind übereilt zu dem Unternehmen herangezogen, und es fehlte im Augenblick, wo es beginnen sollte, an allen Ecken und Enden; ein Mitglied hat sich schon wieder davon losgesagt, ein anderes ist trunkfällig, die angeschafften Wagen sind theilweise schon zerbrochen. Unter solchen Umständen hegt man in Alexandrien und Kairo Mißtrauen und beginnt über die Sache zu spotten.

— * Ein Plan Heinrich Heine's. Die „Hausblätter“ enthalten bisher ungedruckte Briefe von Heinrich Heine, welche er in den Jahren 1835 bis 1842 an einen Freund in Deutschland geschrieben hat. In einem derselben entwickelt Heine unter dem 1. März 1838 den von ihm gehegten Plan, eine deutsche Zeitung in Paris herauszugeben. „Schon seit Jahr und Tag trag ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich mit Würde sie anreden dürfte. Diese Stunde hat geschlagen. Unter diesen Umständen habe ich vor etwa 14 Tagen einen der Höchstgestellten der preußischen Regierung freimüthig angegangen mit

dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußischen Staaten erlauben würde? In etwa 8 Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehn sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen, brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliirten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert. Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Combination ausgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit 10 Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen als ich. Ich kenne das Personal und die Ressurzen der Tagespresse so genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direkt nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger als die Blätter, deren Pariser Correspondenzen dem Verdacht des Daheimfabricirten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Correspondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Correspondenten controliren? Monate vergehen ehe man dort bemerkt, daß der Correspondent in Paris seine Correspondenz sich von der hiesigen Polizei extra bezahlen läßt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitirt, oder auf Reise gegangen und unterdessen die Correspondenz von dem ersten besten Lumpian besorgen läßt, oder gar verrückt geworden ist, wie der ** Correspondent der Allgem. Zeitung. Statt daß diese bei ihrer Pariser Correspondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Correspondenzen täglich, die sicher und sürveillirt sind — so z. B. daß jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgewählten Correspondenzen aus Paris anlangt. Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Correspondenz der Allgem. Zeitung nicht bloß glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer klatschthümlichen Nichtigkeit zu Schande machen. Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redacteur en chef der Pariser Zeitung nenne — jeder versichert mir, daß der Name sie nicht bloß aufs brillanteste und von selbst annonziren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, daß ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

— * **Die Farbe des Meeres.** Bei Meidinger in Frankfurt erscheint in Lieferungen ein naturwissenschaftliches Werk von dem Badearzt Dr. **Georg Hartwig** in Ostende „Das Leben des Meeres; eine Darstellung für Gebildete aller Stände.“ Es ist die Frucht langjähriger Studien und wird, da das Meer, welches der Verfasser schildert, das in weiteren Kreisen am Wenigsten gekannte Element ist, großen Anklang finden. **Hartwig** beginnt in der ersten Lieferung, deren schöne Ausstattung den besten Schluß auf das Ganze gestattet, mit der physischen Geographie des Meeres und wird in dem zweiten Theile seines Buches die Bewohner des Elementes beschreiben, im dritten eine Geschichte der Entdeckungsreisen zur See bis auf die neueste Zeit geben. In der ersten Lieferung wird unt. And. von der Farbe des Meeres gehandelt: „Das klare, reine Seewasser ist nicht farblos; es spiegelt nicht allein den Wiederschein des Himmels und der Wolken ab, sondern besitzt eine eigenthümliche bläuliche Tinte, welche offenbar wird, wenn das Licht durch eine hinlänglich dicke Wasserschicht fällt. Alle tiefen und klaren Meere haben eine mehr oder minder dunkelblaue Farbe, nicht nur in der heißen und gemäßigten Zone, sondern auch jenseits des Polarcirkels. Scoresby schildert mit Entzücken die herrliche Bläue des grönländischen Meeres; und an der großen Eisbarriere, welche unter 77° S. B. in einer Länge von 600 englischen Meilen dem weiteren Vordringen von Sir James Roß nach dem Südpol ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte, war die krystallklare See eben so dunkelblau gefärbt, wie das mittelländische Meer. Die schöne Bläue des Oceans verliert sich bei abnehmender Tiefe in der Nähe der Küsten, theils weil die Reinheit des Wassers geringer ist, theils weil mehr weißes oder gelbes Licht von dem Grunde reflectirt wird. Das Wasser der Nordsee hat einen grünlichen Schein, vermuthlich, weil es nicht so rein ist. In der Bay von Loango ist das Meer stets blutroth gefärbt und Capitän Tuckey entdeckte, daß dieses vom dunkelrothen Boden herrührt, dessen zurückgeworfenes Licht bei geringer Tiefe die natürliche Farbe des Wassers verdrängt. Weit häufiger wird aber das eigenthümliche Colorit des Meeres auf größeren Strecken durch ungeheure Massen von Algen und Schaaren kleiner Seethiere verändert. „Einige Tage nachdem wir Bahia verließen“, sagt Darwin, „nicht weit von den Abrolhos-Inseln, schien die ganze Oberfläche des Wassers, als ob sie mit kleinen Stücken von gehacktem Heu bedeckt wäre. Unter einer schwachen Vergrößerung erkannte man, daß ein jedes Bündelchen aus 20 bis 60 Filamenten bestand, welche in regelmäßigen Abständen durch Querscheidewände von einander getrennt waren. Das Schiff durchfuhr mehrere Gürtel dieser Substanz, welche, der schmutzigen Farbe des Meeres nach zu urtheilen, wenigstens drittehalb Meilen lang waren. Eine ähnliche Erscheinung kam uns häufig in der Nähe von Australien zu Gesicht. Zwei Tage lang, ehe wir bei den Keelings-Inseln ankamen, sah ich an vielen Stellen Massen einer flockigen Substanz auf dem Ocean herumtreiben, die aus zweierlei Arten mikroskopischer Conserven bestanden. Kleine cylinderförmige, kegelartig zugespitzte Körperchen waren in ungeheuren Mengen in einer Masse von feinen Fädchen eingehüllt.“ „An der Küste von Chili, einige Stunden nördlich von Conception“, berichtet derselbe Naturforscher, „fuhren wir durch große Strecken schlammigen Wassers und wiederum einen Grad südlich von Valparaiso zeigte sich dasselbe Phänomen in einem noch größeren Maßstabe. Herr Sullivan untersuchte das Mikroskop und fand darin bewegliche Punkte. Es waren kleine Thierchen von ovaler Form, in der Mitte zusammengeschnürt, welche mit zahlreichen Wimperchen bedeckt waren, vermittelst deren Vibrationen sie sich fortbewegten. Dem bloßen Auge war jedes einzelne Individuum gänzlich unsichtbar, und ihre Anzahl war unendlich, denn der kleinste Wassertropfen enthielt deren sehr viele. An einem Tage kamen wir durch zwei Strecken solchen gefärbten Wassers, wovon eine jede einige englische Quadratmeilen groß war. Die Farbe des Meeres glich der eines Flusses, welcher durch ein rothes Thongebiet fließt. Zwischen dem rothen und dem klarblauen Wasser war eine scharf abgeschnittene Grenze.“ In der Nähe von Callao hat der stille Ocean eine olivengrüne Färbung. Das Wasser ist mit einer grünlichen Materie vermischt, welche auch auf dem Meeresgrunde, in einer Tiefe von 130 Klaftern gefunden wird. Diese Materie ist in ihrem natürlichen Zustande geruchlos, wird sie aber auf Feuer geworfen, so verbreitet sie den Geruch verbrannter animalischer Substanzen. Bei Cap Palmas an der Küste von Guinea schien Capitän Tuckey's Schiff durch Milch zu segeln — eine Erscheinung, die von einer ungeheuren Menge weißer Thierchen herrührte, welche auf der Oberfläche schwammen und die natürliche Farbe des Wassers verbargen. Das Phänomen der Färbung des rothen Meeres, welches zuerst von Professor Ehrenberg im Jahr 1823 im Busen von Tor beobachtet wurde, rührt von einer mikroskopischen Seepflanze her, die zu gewissen Zeiten auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, und durch ihre ungeheure Vermehrung sich eben so sehr auszeichnet, als durch ihre prächtig rothe Farbe. Auch in andern tropischen Gewässern, im atlantischen und stillen Ocean, wird eine ähnliche Erscheinung durch Algen niederer Ordnung, besonders vom Geschlecht Trichodesmium bewirkt. So sah das englische Schiff „Sulphur“ das Meer bei den Abrolhos-Inseln mehrere Tage lang durch erstaunliche Mengen einer mikroskopischen Seepflanze (Trichodesmium Hindsii) blutroth gefärbt. Wo das Meer durchaus klar und durchsichtig ist, erlaubt es dem Auge Gegenstände in großer Tiefe zu erkennen. Bei Mindora im indischen Ocean kann man die gefleckten Korallen in 25 Faden Tiefe unterscheiden. Im Antillen-Meere sieht man nach Horsburgh den Meeresboden noch deutlich in einer Tiefe von 15 bis 20 Faden, wenn er aus vielfarbigen Korallen oder aus Korallen mit Sand gemischt besteht. Die Klarheit des Meerwassers bei den Antillen fand schon Columbus auffallend. „Das Boot, worin man fährt“, sagt Schöpf, „schwebt über einer krystallenen Flüssigkeit und scheint in der Luft zu hangen, so daß dem Ungewohnten leicht schwindelt. Auf dem reinen Sande des Bodens sieht man unter sich tausenderlei Gewürm, Seeigel, Seesterne, Schnecken und vielartige Fische von so schönen Farben, als man bei Thieren in Europa kaum denkbar findet. Brennendes Roth, reinstes Blau, Grün und Gelb wechseln, man schwebt über ganzen Waldungen von Seepflanzen, Georgonien, Korallen, Alcyonien, Flabellen und Schwammgewächsen, die durch ihr Farbenspiel das Auge nicht minder ergötzen und in den Wellen eben so sanft bewegt werden, als die schönste Vegetation einer blumenreichen Landschaft auf der Erde.“ Mit gleichem Entzücken ergießt sich De Quatrefages über die Schönheit der unterseeischen Gefilde an der sicilischen Küste. „Die Oberfläche des Wassers, eben wie ein Spiegel, erlaubte dem Auge in unglaubliche Tiefen einzudringen und die kleinsten Gegenstände zu erkennen. Getäuscht durch diese wunderbare Durchsichtigkeit, begegnete es mir öfter in den ersten Tagen, eine Annelide oder eine Meduse ergreifen zu wollen, die nur einige Zoll von der Oberfläche herumzuschwimmen schien. Alsdann lächelte unser Bootsmann, griff nach einem an einer langen Stange befestigten Netze und tauchte es zu meinem großen Erstaunen tief in's Wasser hinein, ehe es zum Gegenstand gelangte, den ich mit der Hand fassen zu können glaubte. Diese wunderbare Klarheit brachte einen andern Irrthum von lieblicher Wirkung hervor. Ueber den Vordertheil des Bootes gelehnt, sahen wir Ebenen, Thäler und Hügel vorübergleiten, deren Abhänge, bald nackt, bald mit grünen Wiesen bekleidet, oder wie mit bräunlichem Strauchwerk bedeckt, uns an die Ansichten des festen Landes erinnerten. Unser Auge unterschied die geringsten Unebenheiten der aufgehäuften Felsblöcke, tauchte mehr als hundert Fuß tief in senkrechte Abgründe, und überall zeichneten sich die Undulationen des Sandes, die scharfen Kanten des Gesteins, die Büschel von Seegewächsen mit so staunenswerther Deutlichkeit ab, daß wir die Wirklichkeit darüber vergaßen. Zwischen uns und diesen lieblichen Bildern sahen wir nicht mehr die trennende Flüssigkeit, die sie wie eine Atmosphäre umhüllte und uns auf ihrem Rücken trug. Es war, als ob wir im leeren Raume schwebten, oder wie Vögel aus hoher Luft auf eine reizende Landschaft hinab schauten.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

Fünfter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 1. Februar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Herder in Italien.

Ein Bruchstück aus Herder's Leben*).

Von J. W. Schaefer.

An der Grenze eines gehaltreichen Lebensabschnitts, dessen schönste Frucht die ersten Bände der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit waren, das Höchste, was sein Geist hervorzubringen vermochte, wurde Herder die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches gewährt. Im Sommer des Jahres 1788 lud ihn der Freiherr Friedrich von Dalberg, Domherr zu Worms und Speier, ein, auf einer Reise nach Italien sein Begleiter zu werden. Gerade damals bedurfte Herder einer Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten, einer Aufheiterung in seiner gedrückten Gemüthsstimmung, die durch den Schmerz über den Tod eines Kindes noch mehr als sonst getrübt war. Wenn auch trotz Dalberg's Anerbieten einige Geldopfer damit verbunden sein mochten, so hatte er diese um so weniger jetzt zu scheuen, da ihn nicht nur der Ertrag von seinen letzten umfangreichen literarischen Arbeiten, sondern auch ein Geschenk von zweitausend Gulden, das ihm von einem, ihm wie der Nachwelt unbekannt gebliebenen, Verehrer zugesandt war, sowie eine vom Herzoge bewilligte Gehaltszulage über bedenkliche Rücksichten auf seine Familie hinwegsetzten.

Mit der gemüthlichen Langsamkeit damaliger Reisen brachte er, nachdem er im Anfang des Augusts 1788 von Weimar abgereist war, mehrere Wochen auf dem Wege nach Augsburg zu, besah die Merkwürdigkeiten der alterthümlichen Städte Bamberg und Nürnberg und lernte in Ansbach den von ihm sehr geschätzten Dichter Uz kennen. In Augsburg traf er mit Dalberg zusammen, in dessen Gesellschaft sich zu seinem großen Verdrusse eine Dame als Reisebegleiterin befand, deren Eigensinn und Laune den Frieden und Genuß der Reise häufig störte.

Herder hatte Lessing's Schicksal, auf der Reise in Italien sich, wie er es selbst bezeichnet, als Appendix herumschleppen zu müssen und — was eben so schlimm war — nicht sich selbst entfliehen zu können. Goethe ließ, was ihn daheim gehemmt und gedrückt hatte, bei der Fahrt über die Alpen hinter sich und betrat mit Jugendfrische, geistig verjüngt, den Boden Italiens, mit heiterm, freiem Auge in die neue, herrliche Welt blickend, die sich ihm aufthat, immer begierig sie ganz in sich aufzunehmen, sie ganz auf sein Inneres wirken zu lassen, „einen neuen Menschen anzuziehen.“ Auch Herder's Gemüth verschließt sich keineswegs vor der reizvollen Natur, die ihn umgiebt; auch er gesteht, in Italien eine hohe Schule zu finden, in der er seine Urtheile nach einem großen Maßstabe berichtigen lerne. Gleichwohl finden wir dies in dem Geistesleben Herder's nicht bestätigt, und am wenigsten ist Rom eine Bildungsschule für ihn geworden.

„Rom ist kein Ort für mich“ — ist sein offenes Geständniß, ein befremdendes Wort von einem Manne, dessen Geist sich unablässig mit den ehrwürdigen Resten des Alterthums beschäftigt hatte und die geschichtlichen Zustände der Vergangenheit, die Entwickelung der Poesie und Kunst auf italienischem Boden, kurz all das Herrliche, das auf Schritt und Tritt in tausend Denkmälern und Trümmern zu dem Sinn des denkenden Beobachters spricht, in lebendiger Vorstellung in seinem Innern trug. Dabei ist allerdings in Anschlag zu bringen, daß seine Reisebegleitung ihm manche Verdrießlichkeiten bereitete, welche die Folge hatten, daß er sich in Rom von ihr trennte und eine eigene Wohnung bezog. Allein das Urtheil bleibt sich auch zu anderen Zeiten gleich. Der Grund liegt tiefer in Herder's Wesen. Er war mehr der Mann der Ideen, als der Anschauung. Das unendliche Detail zerstreut und verwirrt ihn; es nützt ihm nur, wenn es in einen schon fertigen Ideenkreis paßt. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn er, anstatt die Geschichte des alten und neuen Roms in Ruinen und Statuen zu lesen oder an den Meisterwerken der Kunst seine ästhetischen Begriffe zu berichtigen, sich in die Bücherschätze des Vaticans vergraben hätte, wäre ihm nicht zu seinem großen Leidwesen die Benutzung derselben so sehr erschwert worden, daß er fast auf wissenschaftlichen Gewinn verzichten mußte. Hieraus erklären sich die herben Urtheile, die uns seine Briefe aus Rom aufbewahren. „Rom erschlafft die Geister“, heißt es unter Anderm, „wie man selbst an den meisten hiesigen Künstlern sieht, viel mehr einen bloßen Gelehrten; es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne was gesehen oder mich um etwas bemüht zu haben. Es bleibt indessen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählich herauswünsche. Man fühlet sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebet. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten.“

Mehrere angenehme Bekanntschaften gewährten ihm in Rom frohe Stunden geistvoller Unterhaltung. Es sind größtentheils dieselben, die uns aus Goethe's italienischen Briefen bekannt sind, die Malerin Angelica Kaufmann, von der er mit dem Entzücken eines Liebhabers spricht, Moritz und Meyer, welche ihm die trefflichsten Führer zu Roms Merkwürdigkeiten waren. Um dieselbe Zeit befand sich auch die Herzogin Amalia auf einer Reise in Italien. Herder traf mit ihr in Rom zusammen und hatte seit seiner Trennung von Dalberg bei ihr den Mittagstisch; im Uebrigen bestritt er

*) Aus dem in diesem Jahre erscheinenden dritten Bande der Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts von J. W. Schaefer (Leipzig bei Weigel), der die Biographien von Herder, Goethe und Schiller enthalten wird.

die Reisekosten aus seinen Mitteln. Sein Verhältniß zu der Herzogin gewann seitdem an Wärme und Zutrauen.

Um Neujahr 1789 begleitete er sie auf der Reise nach Neapel, wo er die schönsten Wochen seines Aufenthalts in Italien verlebte. Durch die paradiesische Natur, die ihn umgab, ward er über sich selbst emporgehoben; an sie richtete er dichterische Grüße. Nie hatte er sich so gesund gefühlt, nie hatte man ihn so heiter gesehen. Ausflüge wurden nach Pompeji und Pästum gemacht und der Vesuv erstiegen. Am 19. Februar reiste er wieder ab. Rom erschien ihm jetzt im Vergleich mit Neapel als „eine Mördergrube", und nur ein Frühlingsbesuch in Tivoli weckte wieder die heitere Stimmung der Tage von Neapel.

Herder verließ Rom am 15. Mai und nahm den Rückweg über Florenz, wo ihm das Herz wieder aufging. Mit Entzücken spricht er von den dortigen Schätzen der Kunst und den Erinnerungen an den großen Sinn der Vergangenheit, der sie hervorgerufen hatte. Von dort wandte er sich nach Venedig, um sich durch einen, wenn auch nur kurzen, Aufenthalt das Bild der wunderbaren Inselstadt einzuprägen. In einem seltsamen Zickzack reiste er darauf nach Mailand, doch nicht um von dort die Schweiz zu besuchen; denn — „meine Seele faßt keine neuen Eindrücke für jetzt mehr, und die Schweiz, wenn man sie noch nicht gesehen hat, zum Appendix von Italien zu machen, wäre unverzeihlich." Seine Hoffnung, in Gesellschaft seiner Frau jene Gegenden besuchen zu können, ist ihm nicht erfüllt worden. Ueber Insbruck und München wandte er sich wieder der ersehnten Heimath zu, wo er im August 1789 anlangte.

Wenn uns Herder's Reisebriefe weder durch Ideengehalt noch durch Schilderungen besonders anziehen können, so charakterisiren sie ihn in anderer Hinsicht vortrefflich, nämlich als den zartfühlenden Gatten und liebevollen Familienvater. Der Ton der in früheren Lebensepochen an seine theure Gefährtin gerichteten Briefe ist nur wenig verändert. Noch treffen wir dieselbe begeisterte Sprache grenzenloser Hingebung, wie einst an die Verlobte. Noch ist sie, wie damals — denn der stille Frieden des beglückten Herzens blieb ihm stets versagt — untermischt mit leisen Anklängen der Reue, der Abbitte für jeden trüben Augenblick, den er „dem besten Herzen unter der Sonne" durch üble Laune bereitet hat; noch spricht hier die nämliche Hoffnung auf einen ewig heitern Himmel der Zukunft, den er immer nur geahnt, doch im irdischen Dasein niemals gefunden hat. Eine Stelle, welche diese Worte erläutert, möge sich hier anschließen. „Heute ist der 24. August, Sonntag" — so schreibt er aus Augsburg, wenige Wochen nach seiner Abreise von Weimar — „der Tag unserer Verlobung im Geist, da ich dir den ersten Brief brachte. Ich habe dich tausend, tausendmal lieber, als da ich ihn dir zitternd gab. O glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, du vielgeprüfte, gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenseele! Du hast mich zu Allem gemacht, hast seitdem für Alles gesorgt und dich für mich auf tausendfache Art hingegeben. Und was habe ich dir gethan? und wie kann ich dir vergelten? Sorge für dich und die Deinen, schone deine Gesundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daseins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war; denn wir sind weiser und am Ende doch auch besser geworden." So wenig ahnete er, daß das Glück des Daseins weiter und weiter von ihm, wich und dem Abende seines Lebens kaum noch einige heitere Sonnenblicke vergönnt waren.

* Bilder aus der römischen Revolution.

Von A. Itzenplitz.

IV. Der Krieg. 1848.

Es war nun die Zeit da, wo man über Mangel an Neuigkeiten klagte, wenn die Morgenzeitung nicht von mindestens einer neuen Revolution berichtete. Zwei Tage nach der Wappendemonstration kamen die Nachrichten von dem Aufstande in der Lombardei und von der Verjagung Radetzky's aus Mailand in Rom an, letztere schon mit allen Einzelheiten des Kampfes, da die eingetretene Unterbrechung des Postenlaufs die Neuigkeiten sich hatte aufstauen lassen.

Es bedurfte nicht der großen Bedeutung dieses Ereignisses, um die Bevölkerungen der italiänischen Städte, in denen schon seit längerer Zeit eine gewisse Spannung, das Vorgefühl einer nahen Katastrophe, arbeitete, in Aufregung zu versetzen und sie in die Straßen und an die gewohnten Alarmplätze zu treiben; doch der Aufstand in Mailand war die erste energische Bethätigung des Denkens und Wollens, von dem der ganze Sinn des Volkes erfüllt war: Verjagung der Oesterreicher und Unabhängigkeit Italiens vom Auslande. Das lombardisch-venetianische Königreich hatte den Krieg erklärt, und es handelte sich nun für das übrige Italien darum, seine Beistimmung zu dieser That durch eine allgemeine Betheiligung an dem Kriege abzugeben.

Die gewaltigen Räume des Colosseums wurden diesmal gewählt zu der Versammlung, in welcher alle Männer der Stadt einen gemeinsamen Beschluß fassen oder vielmehr dem einmüthigen Entschlusse, der schon vorhanden war, einen Ausdruck geben sollten. — Der „Kreuzzug gegen die Barbaren" hieß das im Augenblicke entstandene und sogleich durch allgemeinen Gebrauch anerkannte Losungswort des Tages.

Als wollte ganz Rom auswandern, so drängte sich an diesem Tage die Bevölkerung in den Straßen über den capitolinischen Berg und über das alte Forum die via sacra entlang dem Colosseum zu. — Kopf an Kopf bedeckte die Menschenmasse, von den Thierkäfigen zu ebner Erde bis in die höchsten Sitzreihen hinauf, die Mauern des Riesenbaues, das für einen Tag seiner alten Bestimmung wiedergegeben zu sein schien. In der Arena selbst, die ebenfalls ganz angefüllt war, auf einer Tribüne stand der Barnabiten-Mönch, Padre Gavazzi, (schon früher bekannt durch seine in den verschiedenen Kirchen gehaltenen Freiheitspredigten), und feuerte in seiner schwungreichen Redeweise die Zuhörer an zur Theilnahme an dem heiligen Kriege. Am Schlusse seiner Rede forderte er alle zum Auszuge Entschlossenen auf, hervorzutreten, um sich das Kreuz, das Wahrzeichen des heiligen Kampfes, auf die Brust heften zu lassen; die an der unmittelbaren Theilnahme Behinderten wies er an den Opferstock, in den sie ihre Gaben an Geld und Schmucksachen niederlegen möchten. — Auch der Volkstribun Ciceruacchio, (dessen Ansehen jedoch damals schon zu sinken anfing), versuchte sich in einer Anrede, die seinen Entschluß, mit in den Krieg auszuziehen, ausdrücken sollte; doch der Mönch bedeutete ihm, daß seine Anwesenheit und Thätigkeit in Rom von größerem Nutzen für die Sache des Vaterlandes sein würde als im Felde. Nach längerem Widerstreben fügte sich endlich der Volksmann den Gründen des Priesters, stellte jedoch als Ersatz für sich selbst seinen Sohn zur Verfügung des Vaterlandes.

Nicht ganz so wie bei früheren Scenen nationalen Aufschwungs herrschte bei dieser der Charakter der Würde und des Ernstes vor, der sonst sich in den öffentlichen Handlungen des Römers ausdrückt, wiewohl auch wieder einzelne Züge hervortraten, bei denen der fremde Zuschauer sich des Eindrucks der Rührung und Erhebung nicht erwehren mochte. — Die phantastische Idee des Kreuzzuges, welche der sonst ernsten Handlung einen Beigeschmack von Tändelei gab, stand jedoch in jener Zeit keineswegs vereinzelt da, sondern entsprach vollständig der religiösen Färbung, die der Italiener, im Anfang vielleicht unwillkürlich, später jedoch etwas kokettirend, seinem Freiheitsstreben überhaupt gab. Der Katholicismus, in seiner Meinung das Evangelium der Liebe und Freiheit, das von Pius zum zweiten Male in die Welt gebracht war, sollte von Rom aus sich über den ganzen Erdball verbreiten, die Völker unter einander und die Fürsten mit ihren Völkern aussöhnen und dem Protestantismus und allen übrigen abweichenden Glaubensmeinungen ein Ende machen. Wie vollständig man später von diesem Irrthume zurückgekommen war,

als ein Jeder das Netz sah und fühlte, das die Priesterpartei über den Köpfen zusammengezogen hatte, beweist die damals häufig ausgesprochene Drohung eines allgemeinen Uebertritts zum Protestantismus, durch den man sich der staatlichen Reaction entziehen zu können glaubte; abermaliger Irrthum, der die Tragweite der Polizeigewalt verkannte — nicht des eignen Staates, in welchem diese Gewalt gegenüber der Einmüthigkeit im Volke ohnmächtig gewesen wäre, sondern die der europäischen Mächte insgesammt, unter welchen die französische Republik das Geschäft übernahm, die Römer von diesen und ähnlichen Täuschungen zu befreien.

Es stellte sich nun in kurzer Zeit ein Heer auf, (ich bediene mich vorläufig dieser Benennung), welches für die eine Stadt Rom recht zahlreich zu nennen war, und welches später beim Durchmarsch durch die Provinzen bis auf 12000 Mann anwuchs. Ein großer Theil der Soldaten gehörte der Guardia civica an und hatte daher nothdürftig Schritt halten, eine Schwenkung machen, das Gewehr laden und abfeuern gelernt. Aber mit diesen Fertigkeiten waren auch die Eigenschaften zu Ende, welche diese Leute zu Soldaten machen sollten. Doch diese geringe Ausbildung der Mannschaften war nicht der einzige Grund, welcher Anstand nehmen ließ, dieser Anzahl bewaffneter Menschen die Benennung: Heer beizulegen. In unsern Militärstaaten weiß ein Jeder, daß zu einem kriegsfähigen Heere außer den Soldaten noch hundert andre nicht minder nothwendige Dinge erforderlich sind, Pferde, Kanonen, Last- und Zugvieh, Mundvorräthe und Magazine, Feldlazarethe, Feldschmieden, Verwaltungsbeamte, Aerzte und Arzneien ꝛc. Von dem allen war aber bei diesem Heere so gut wie Nichts vorhanden. Von Kanonen fanden sich kaum vier in Rom selbst vor, die im transportabeln und schußfähigen Zustande waren, und geschickte Kanoniere fehlten vielleicht ganz, da die Salutschüsse von der Engelsburg herab (beinahe die einzige Beschäftigung derselben das ganze Jahr hindurch) wenig zur Ausbildung von Artilleristen beitragen konnten. So groß war dagegen im Kirchenstaate die Unwissenheit in militärischen Dingen, daß, ausgenommen die wenigen höheren Offiziere, fast Niemand diese Mängel bemerkte, und daß, wurde ja eine Erinnerung daran laut, diese sogleich mit der zuversichtlich ausgesprochenen Bemerkung beseitigt wurde, daß der Muth, die Vaterlandsliebe und die Begeisterung für die Sache der Freiheit gegenüber den nur für Sold fechtenden Feinden mehr als hinreichend seien, alle jene Mängel zu ersetzen.

Eigenthümlich bei dieser Wendung der Dinge war die Stellung der Behörden, die augenscheinlich nicht ohne höhere Genehmigung in Gemeinschaft mit den Volksführern die Rüstungen betrieben und aus Staatskassen und Staatsmagazinen dazu beisteuerten; noch eigenthümlicher aber die Stellung des Papstes selbst, welcher weder vor Eröffnung des Kampfes eine direkte Billigung oder Mißbilligung des Vorhabens aussprach noch auch später, nachdem seine Truppen über den Po gegangen und den Krieg eröffnet hatten, je eine Kriegserklärung gegen Oesterreich erließ. Bei der Einsegnung der Fahnen und des abziehenden Heeres, einer Ceremonie, der er sich nicht entziehen konnte, half er sich in der öffentlichen Anrede dadurch hinweg über eine Entscheidung nach irgendeiner Seite hin, daß er als den Zweck der Expedition die Deckung der Grenzen gegen den Kriegsschauplatz hin bezeichnete.

Für diese zweideutige Haltung fand sich wenn auch nicht der Grund, so doch eine Beschönigung in der inzwischen eingetretenen Trennung der Regierung in zwei Verwaltungen. Pius hatte, dem fortwährenden Drängen der Presse und der Deputationen von allen Seiten her nachgebend, ein weltliches, quasi-constitutionelles Ministerium eingesetzt, daneben aber das frühere, aus Kardinälen bestehende unter der Präsidentur des Kardinals Soglia beibehalten. Wie sollten aber die Grenzen aufgefunden werden zwischen dem weltlichen und geistlichen Gebiete, da solche gar nicht existirten und unter den gegebenen Umständen nicht existiren konnten, indem von den beiden Verwaltungen eine jede so in das Gebiet der andern eingriff, daß kaum ein Fall denkbar war, in welchem nicht die eine der andern das Recht der Entscheidung streitig machen konnte. Die Betreibung der Rüstungen ging natürlich von dem weltlichen Ministerium aus, das sich jedoch der Schwäche seiner Stellung zu sehr bewußt war, um offen mit seinem Willen hervorzutreten, die Hintertreibung des ganzen Vorhabens aber von dem geistlichen, und Pius hatte nicht die Kraft sich endgültig für das Eine oder das Andere auszusprechen. Wahr ist es, daß wohl selten ein Fürst sich in einer so schwierigen Lage befunden hat wie er. In seiner Eigenschaft als Vater aller Gläubigen verbot ihm Herkommen und Gewissen, Krieg gegen einen Theil seiner Kinder zu führen; ebenso hatte er als italiänischer Fürst keine direkte Veranlassung, an Oesterreich Krieg zu erklären, zumal unter Umständen, die ihn in den Verdacht des Ehrgeizes bringen konnten und des Trachtens, seine politische Macht über die Grenzen seines Staates auszudehnen und sich zum Schutzherrn von Italien aufwerfen zu wollen. — Von der andern Seite galt er in der Meinung der Italiener wirklich für ihren Schutzherrn, der die Sendung überkommen und übernommen hatte, Italien frei und glücklich zu machen, und der also die erste Bedingung dazu, Verjagung der Fremden, nicht unerfüllt lassen konnte.

Der Knoten war so fest geschürzt, daß er nur zu durchhauen war; aber dazu bedurfte es freilich eines jener Männer, die einen großen — gleichviel ob verwerflichen oder edeln — Zweck im Auge, über die Rücksichten, die andere, gewöhnliche Menschenkinder aufhalten, sich hinwegsetzen, ihrem Geiste und ihrem Glücke vertrauen und Alles einsetzen, um Alles zu gewinnen. Pius war nicht dieser Mann.

Es ist Thatsache, daß eine Anzahl von Volksmännern aus den verschiedenen italiänischen Staaten eine geheime Audienz im Quirinale gehabt hat, in welcher, zwar in vorsichtiger, doch nicht mißzuverstehender Weise eine politische Vereinigung von ganz Italien unter dem Protectorate Pius IX. zur Sprache gebracht wurde. Der Papst soll diesen Vorschlag durchaus nicht übel genommen, noch weniger aber seine Meinung darüber klar ausgesprochen haben, so daß die Abgeordneten, zweifelhaft über seine Gesinnung, jedenfalls aber unverrichteter Sache, Rom verließen.

In seiner neutralen Stellung glaubte Pius wahrscheinlich den Ausgang des österreichisch-lombardischen Krieges oder wenigstens eine entscheidende Wendung desselben abwarten und dann, je nach dem Erfolge, seine neue Stellung einnehmen zu können. Wurden die Oesterreicher aus Italien vertrieben, so hatte er durch das Gewährenlassen seiner Armee sich das Vertrauen der Italiener erhalten, denn man war allgemein überzeugt, daß er sich gern den Zwang gefallen ließ, der ihm durch das Vorschreiten der Armee angethan wurde, und erließ ihm deshalb mit Freuden die förmliche Kriegserklärung; behielt dagegen Oesterreich die Oberhand, so durfte dieses ihm keinen Vorwurf machen, da er augenscheinlich nicht im Stande war, der Kriegslust seines Volkes Einhalt zu thun. Doch die österreichische Diplomatie war wenig geneigt, sein Verhalten von der für ihn vortheilhaftesten Seite zu nehmen. Sie wußte nur zu gut, daß die Familie Mastai von je her dem österreichischen Einflusse abgeneigt gewesen war; sie hatte mit einem gewiß sehr verdrießlichen Erstaunen ihren Candidaten bei der Papstwahl, den Cardinal Lambruschini, unterliegen sehen, nachdem seine Wahl schon so gut wie gesichert schien; sie hatte von Anfang der Regierung Pius IX. an jede Reform als eine Feindseligkeit gegen sich und ihr System aufgenommen und diese Auffassung auch bei der Ferrareser Besetzungsstreitigkeit klar an den Tag gelegt.

Der Ausgang des römischen Feldzuges in der Lombardei ist bekannt. Er übte keinen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse aus, und nach einigen Kämpfen bei Cornuda und Treviso gegen das aus Deutschland anrückende Nugentsche Hülfscorps zwang Radetzky durch ein klug ausgeführtes Manöver das ganze römische Heer (bei Vicenza) zu einer Capitulation, in welcher es sich ver-

verpflichten mußte, während des ganzen Krieges sich jeder Thätigkeit gegen Oesterreich zu enthalten.

Rom sah die Schaaren, die es unter so überschwänglichen Hoffnungen hatte ausziehen sehen, besiegt und ohne Erfolge in seine Mauern zurückkehren. Eine wohlthätige Veränderung war an ihnen vorgegangen. Ihre Haltung war ernster und fester, die gemachten Erfahrungen prägten sich in den Zügen jedes Einzelnen aus, und sogar einiges Kriegsmaterial befand sich im Nachtrabe.

In diesem mißlungenen Feldzuge ist das Bild des ganzen italiänischen Aufstandes enthalten. Unerfahrenheit, Uneinigkeit und Unentschlossenheit im rechten Augenblicke bei Führern und Geführten, Durchkreuzung und Hintertreibung der Pläne von oben und falsches Vertrauen von unten, zuletzt ein theilweis ehrenvolles Unterliegen gegenüber der Uebermacht.

Die Zustände sämmtlicher italiänischen Staaten mit Ausnahme Piemonts können nur für provisorische gelten, einzig und allein gehalten durch das Ausland, in Neapel durch die Schweizerregimenter. Was Rom betrifft, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß, abgerechnet die Geistlichen selbst, eine dem jetzigen Systeme anhängende Partei durchaus nicht existirt, sondern daß die Gesammtheit der Bevölkerung überzeugt ist von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der liberalen Sache.

Pius würde ohne fremde Stütze nicht einen Augenblick in Rom bleiben können. Nicht etwa, daß ihm irgend etwas zu Leide geschehen würde. „Warum ist er fortgegangen?“ sagte man allgemein bei der Nachricht von seiner Flucht nach Gaeta. Wir wollen ihn wohl als unsern Vater und als Kirchenoberhaupt, aber in die weltlichen Angelegenheiten soll er sich nicht mehr mischen.

Die Idee der Unabhängigkeit Italiens vom Auslande hat in jenen Jahren hinlänglich Zeit gehabt, um festen Boden und allgemeine Verbreitung zu erlangen. Grimmiger Haß gegen Oesterreich und alles von daher Kommende erfüllt noch immer die Italiener.

---

* Aus dem Graubündnerland.

Wanderbilder von Hermann Allmers.

Nirgends tritt der Romanismus so rein, so charaktervoll und so bedeutsam auf als im Engadin. Dahin begleite mich jetzt der Leser, denn es ist sicher nicht zu kühn, wenn ich glaube, daß kaum eine Gegend in der Schweiz ist, geschweige denn in Graubünden, die es mehr verdiente besucht und durchwandert zu werden, als dies merkwürdige und schöne Thal.

Außer durch den Thaleingang bei Finstermünz in Tyrol kann man noch auf vier Pässen und einigen Saumpfaden hinein gelangen. Bekanntlich ist es eins der ansehnlichsten Langthäler der Alpen, das sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten hinzieht, nordwärts die Ketten des Septimer, Julier, Albula und der Skaletta, gegen Süden aber den ungeheuren Bergriesen des Bernina zur Grenze habend, durch letzteren vom schönen Weinlande Veltlin getrennt. Dieser noch sehr wenig erforschte Bergstock erhebt über 12,000 Fuß hoch seine schnee- und eisbedeckten Massen Granit, Glimmerschiefer und Kalk, und nur ein einziger Paß verbindet an dieser Seite das Thal mit der Nachbargegend, denn die Einsattelungen sind hier überall so gering, daß keine andere Straße sich anlegen ließ. Wohl ist auch die nördliche Alpenmauer des Thals hoch, steil und wild genug, doch kommt sie lange nicht an Großartigkeit gegen jene und hat daher auch die vier andern Päße erhalten, die nach den Spitzen, denen sie am nächsten sind, ihren Namen führen. Gleich dem walliser Rhonethale zerfällt auch das Engadin in ein oberes und unteres; in dieses führt nur der Flüelapaß, während die Päße der Skaletta, Albula, des Julier und Septimer jenem angehören.

Ich wählte den Julier, die Fortsetzung der Straße von Chur durchs Oberhalbsteinthal. Bei dem traurigen Dorfe Stalla (von stabulum) beginnt der Paß. Ebenfalls zweigt sich hier der Saumpfad über den Septimer ab, weßhalb denn auch das Dorf einen zweiten Namen führt, nämlich Bivio (Zweiweg). In fortwährendem Zickzack steigt die Poststraße den Julier empor, unerträglich ermüdend für einen Fußwanderer, weßhalb ich es vorzog, grade aus über die Felsen und Trümmern kletternd, die meisten der Windungen abzuschneiden. Mich umgab fort und fort eine trostlose Oede und Einsamkeit, die weder durch ein lebendes Wesen noch überhaupt durch den geringsten Laut unterbrochen ward. Kein Baum erhob sein grünes Haupt, kein noch so kleines Grasfleckchen gewährte dem Auge einen freundlichen Ruhepunkt. Das Einzige, was die graue Steinwelt unterbrach, waren ein paar tiefbraune Lager von Moorerde und ein unbedeutender todter Wassertümpel, wohl von einer in diese Niederung gefallenen Lawine herrührend. Sonst sah man Nichts als die Linie des Zickzackweges vor sich, dann zu beiden Seiten die steilen kahlen und entsetzlich zerrissenen Wände von grauem Urthonschiefer und endlich droben das einförmige Dunkelblau des Himmels, das Alles umfing. Das Dorf Stalla war längst den Blicken entschwunden.

Droben auf der Paßhöhe, welche 7000 Fuß über dem Meere liegt, stehen ein paar ungefähr 4 Schuh hohe runde räthselhafte Säulen von dichtem Glimmerschiefer. Ob sie keltischen Ursprungs sind und mit dem Juldienst zusammen hängen, wie Einige glauben, oder ob römisch nach Anderer Meinung, wer weiß es? Die erste Hypothese ist doch etwas gar zu weit hergeholt. Als römische Heerstraße war indeß dieser Julierpaß unter Augustus schon angelegt, um von Clavenna (Chiavenna) die Legionen nach der Curia Raetorum senden zu können. Es mögen also jene beiden Säulen nichts Anderes als Meilensteine oder einfach das Zeichen der Paßhöhe sein; eine Inschrift haben sie nicht. Nun geht es eine Stunde lang in sehr schwacher Neigung abwärts, die ersten grünen Gebüsche stellen sich dar, erst wieder Alpenrosen, dann der nadelscharfe Bergwachholder, klumpig und compact zusammengeballt wie Igel, dann kommen liegende Zwergkiefern (Pinus humilis), dann die ersten Lärchen und Arven, und urplötzlich senkt sich steiler der Weg, die Aussicht thut sich auf, und zu unsern Füßen liegt ein weites mächtiges grünes Thal, das Ziel der Wanderung, das Engadin.

Einen unbeschreiblichen Reiz hat das Hinabsteigen in dasselbe, denn hat sich noch eben das Auge überall von ödem pflanzenleeren Gestein trostlos abgewandt, so hängt es jetzt in wahrem Schwelgen an all dem wonnigen warmen Grün, das hier dem Blick, so weit er reicht, entgegen leuchtet, denn das ganze Thal könnte man einen einzigen mächtigen Wiesengrund nennen. Eine halbe Stunde noch, und ich erreichte am Fuße des Julier den Ort Silvaplana, und nun umgab mich eine Gegend von solch harmonisch ruhiger Schönheit, wie ich sie weder vorher noch nachher wieder gesehen habe.

Eine eigentliche Thalsohle ist so gut wie gar nicht vorhanden, namentlich im oberen Theile des Engadin nicht, sondern, eine Mulde bildend, senkt sich hüben sanft die Halde der einen Bergkette, um fast unmerklich in die eben so sanft ansteigende Halde der Berge drüben überzugehen.

Die bedeutend hohe Lage des Thals drückt nun der Landschaft das eigenthümlichste Gepräge auf, denn man muß wissen, daß die durchschnittliche Erhebung des Thalgrundes nahe an sechstausend Fuß über dem Meere ist, also von der Höhe des Rigi. So ist denn das Klima mit seinen kurzen Sommern und langen furchtbaren Wintern durchaus dem Finnlands oder Dalekarliens ähnlich, und ebenso die Pflanzenwelt. — Laubholz kennt man gar nicht mehr im Thale, oder es hat höchstens nur hie und da in dem niedrigen Gebüsch der Alpenerle seinen kümmerlichen Vertreter. Ja selbst unsre Fichte flieht diese rauhe schnee- und sturmvolle Gebirgswelt, der noch empfindlicheren Edeltanne und Kiefer nicht zu gedenken.

Und dennoch bedeckt dichte Waldung fast überall die Bergabhänge, sie steigt hinauf zu den kahlen schneetragenden Felsriesen und

wieder hinab bis auf die Landzungen jener kleinen unsäglich klaren und stillen Seen, welche der Inn aneinander reiht, und umgiebt so in köstlichem Contrast wie ein dunkler Rahmen den hellgrünen Wiesengrund.

Zwei Baumarten sind es, die diese Wälder bilden; die Lärche und die Arve, **Pinus Cembra**, welche Hand in Hand aufsteigen bis zu einer Höhe von 7000 Fuß, wo die Lage des Standorts es zuläßt. Es machen solche Wälder einen eigenthümlichen Eindruck. Weit entfernt davon einförmig zu sein wie unsere massigen Kiefern- und Tannenwälder der Ebene überraschen sie vielmehr durch die merkwürdigste Mannichfaltigkeit, die sie entwickeln. Schon das hellere Grün der weichen und zarten Nadelbüschel an den meistens in schönster Bogenlinie geschwungenen Lärchenästen sticht anmuthig ab gegen die dunkle Färbung der derben Arvennadeln, welche dick, krallenartig aufwärts gekrümmt und in compacten Klumpen, fast wie Bärentatzen anzusehen, an den Ästenden sitzen. Ueberhaupt hat die Lärche, — ein Vischer oder Masius würde mir sicherlich Recht geben, — einen ungleich weicheren, (ich möchte sagen, einen weiblich wehmüthigen) Charakter, als die in ihrem ganzen Ausdruck starre trotzige Arve, die hinanklimmt auf die unzugänglichsten Höhen und hier troß Schnee und Wettersturm ihren Platz behauptet; es koste, was es wolle. — Dann schmückt die Lärche höchst charakteristisch als reizendes Geschmeide eine kleine krause Flechte vom leuchtendsten Goldgelb, nämlich die **Usnea laricea**, während von den Zweigen der Arve in dicken Massen oft ellenlang der graue Bart der **Usnea barbata** herabhängt. Vor Allem ist es aber die mannichfache Gestalt der Stämme, die hier wie in jedem andern Gehölz der höheren Alpen durchaus keine Einförmigkeit aufkommen läßt und jeden aufmerksamen Wandrer tagelang zu unterhalten vermag. Welch eine Fülle von Formen und Gruppen bietet solch ein durchwetterter Wald des Hochgebirgs. — Dort stehen ein paar Stämme, zufällig geschützt, in voller Kraft schönster Entwicklung ihres Geästes; dort wieder jene haben sich unsäglich mühsam in Sturm und Wetter empor gearbeitet, man sieht's ihnen an; sie sind zackig, knorrig und gedrungenen Leibes, aber eisenhart und zäh sind sie durch und durch, denn so wird man in solchem Leben voll Sturm und Ungemach. Andre stehen da — zwar ihr Stamm ist stolz und kerzengrad aufgerichtet, fast keinen Zoll haben sie nachgegeben, aber alle ihre Zweige weisen in spitzem Winkel zum Boden, als ob eine Riesenfaust den Stamm oben am Gipfel umkrallt und herunter fahrend gewaltsam alle Aeste abwärts gerissen und gebogen hätte, wie man die Fahne einer Schreibfeder mit den Fingern abwärts reißt; der Winter hat's gethan mit seinen Eis- und Schneelasten. Wieder andre haben nicht widerstanden und wie die Masten eines Schiffes, wenn's der Orkan auf die Seite geworfen hat, ragen sie in schrägster Linie mit zum Theil herausgerissenen Wurzeln aus dem Moosgrunde, ja einige liegen wohl ganz niedergeschmettert am Boden, leben noch und strecken ihre Zweige wie hülfeflehend zu uns empor; wieder andere sind zu einer so jammervollen oder unheimlichen und cretinartigen Mißgestalt verwachsen und verkrüppelt, daß man kaum erkennen kann, was es eigentlich werden sollte, und endlich erblickt man hier und dort einen längst gestorbenen, aber noch immer ragend mit den gebleichten Gebeinen aus den grünen Reihen der Lebenden; ein Anblick, der in seiner Art etwas wahrhaft Entsetzliches haben kann; ja ich sah einen solchen riesenhaften Stamm, der so von unten bis oben hin in den grauen langwallenden Flechtenzotten gehüllt war, daß man glauben sollte, der Geist der Berge, der Alte stehe leibhaftig in seiner Riesengestalt da.

So sind die Wälder des Hochgebirgs, so sind sie oft gemalt von der Meisterhand eines Achenbach und Calame, so stehen sie auf den Höhen des Montanvert und der Flegère am Montblanc, so bei Zermatt an der Monterosagruppe, so auf der Handeck im Berner Oberlande und so auch im Engadin, in dessen unterem Theile sie aber eine Großartigkeit und Bedeutung haben wie nirgends in der ganzen übrigen Schweiz. Hier haben wir echte meilenweite Urwälder, in deren verkrüpptem und verworrenem Innern noch nie die Axt eines Menschen erklang, so lange die Berge stehen, in denen noch reich an Zahl der braune Bär haust und der Wolf, der Luchs und die Wildkatze.

Aus diesem dunklen Waldmeer aber ragten nun, wohin ich schaute, in unsäglich schönem, tiefem und sanftem Luftblau, aber hoch oben leuchtend und schimmernd von den Schneefeldern zum Theil in den wundervollsten Linien, die man sich denken konnte, die Gipfel der Hochalpen, der Piz Margna, der Tscherschen, der Monte rosso, der Piz Languard, Piz Tschierva und vor Allen der gewaltige Bernina mit seiner großartigen Schnee- und Gletscherwelt.

Kein Gebirge weit und breit umher entsendet so gewaltige Gletschermassen als der Bernina, dessen Hauptstock aus dem härtesten Granit besteht, den man sehen kann. Das getrennte Gletschergebiet dieses Alpenriesen schätzt man 20 Quadratstunden groß, aber der ganze Bernina ist so gut wie unbekannt; droben sein ungeheures Eismeer, die vereisten Gletscher, die wildesten Felsenpartien, die gewaltigsten seiner Zacken und Grate hat noch kein Tourist betreten, manches davon vielleicht kaum ein menschlich Auge geschaut, geschweige denn ein Naturforscher untersucht, und von noch Andrem hat vielleicht keiner Kunde als der riesige Lämmergeier oder der stolze Steinadler, der hoch oben über jener unbekannten Stein- und Gletscherwelt einsam, ruhig in ätherdünner Luft seine Kreise zieht, oder die kecke Gemse, welche in Schaaren wie nirgends anderswo in den Alpen hier sausenden Laufes die stillen Einöden belebt. Nur eine einzige jener Spitzen ward im Sommer 1851 vom Geometer Coaz erstiegen und zu einer absoluten Höhe von 13,506 Pariser Fuß gemessen; sie ist also wenig unter Montblancshöhe, aber wer weiß, ob es die höchste ist, ob Messungen der übrigen nicht ein ganz anderes Resultat liefern werden, denn aufs Augenmaß kann man sich in den Alpen durchaus nicht verlassen.

Von den Gletschern indeß, die von allen Seiten aus dem großen Eismeere da oben herabsinken, gehen nur zwei ins eigentliche Engadinthal; aber es sind ein paar gewaltige, der Mortiratsch- und der Servatschgletscher. Der erste, an dem dicht vorüber die Berninastraße ins Veltlin führt, rückt seit sechs Jahren außerordentlich vorwärts, und seine Umgebung, wo er ins Thal tritt, ist wunderbar wild, einsam und großartig.

Noch bedeutender an Umfang ist aber der Servatschgletscher. Ungefähr eine Stunde von Pontresina schiebt sich seine gewaltige weißschimmernde Krystallmasse mitten in einen Arvenwald hinein und macht hier mit dessen dunklem Grün einen prächtigen Kontrast. Es versäume kein Wandrer, wenigstens einen derselben zu besuchen und auf seinen Rücken zu klimmen.

Auf dem Fußpfade, der von der großen Fahrstraße des Thals abwärts nach Pontresina führt, kam ich ganz nahe an einem Moorlager vorbei, das mit seinem Moos und Binsen in einsamster Waldumgebung gebettet war. Auch Gruben und neben ihnen aufgeschichtete Torfhaufen waren da, und mein norddeutsches Herz ward auf einmal so wundersam wehmüthig davon angeheimelt, daß ich's nicht lassen konnte rechts abzubiegen und ein Stündlein auf dem braunen bebenden Boden zwischen den Torfhaufen, den dunklen Tümpeln und den Binsen- und Haidebüscheln umher zu streifen; war es mir doch doppelt interessant, da ich auch begierig war einmal zu erfahren, in welchen Stücken dies südliche Stück Moor wohl meinem so oft durchstreiften heimathlichen norddeutschen ähnlich oder unähnlich sei.

Es bedurfte eben nicht langes Forschens, um sofort einzusehen, daß der Vergleich, wo es auf Reichthum der Vegetation ankam, unbedingt zu Gunsten unserer Moore ausfallen mußte, ja auch nachher habe ich zum Oefteren gefunden, daß gegen diese die der Alpen fast armselig genannt werden konnten. Das Torfmoos (**Sphagnum**) zwar bildete hier wie bei uns seine großen Polster und war die Grundlage und der Ursprung des Ganzen, bekannte Binsen nickten

mir grüßend entgegen, blühende Haide erhob sich, wie daheim in in dicken Büscheln, das Wollgras zitterte mit silberweißem Flockenhaupt, und auch meine liebe schöne Parnassia fand ich in Menge, aber das war dann auch so ziemlich Alles, und grade die charakteristischen, die feinsten und wundersamsten Gebilde fehlten. Hier duftete keine würzige Myrika (Gagelstrauch), keine zarte Utricularia hob sich aus der stillen braunen Fluth, keine tropfenumblitzte Drosera breitete ihre niedlichen Löffelblättchen am Ufer aus, keine Moosbeere (Oxycoccos) legte ihre rothleuchtenden Kügelchen auf das blaßgrüne Sphagnumpolster; genug noch viele andere vermißte mein suchendes Auge, aber ich weiß nicht, im Grunde freute sich mein heimathstolzes Herz darüber. Ueberhaupt sind die einzelnen Moore der Alpen auch zu unbedeutend an Umfang, um der Gegend ein landschaftliches Gepräge aufzudrücken. Wenn aber irgend etwas die eigenthümlich ruhige Schönheit des Engadins erhöht, so sind es in erster Reihe die drei kleinen stillen Seebecken, in deren oberstem, nämlich dem Silsersee, der Inn geboren wird, um dann sogleich auch die andern beiden, den von Silvaplana und den von St. Moriz zu durchströmen.

Wenn ich davon rede, darf aber der Leser keineswegs an solche Erscheinungen denken, wie wir in jenen felsumragten imposanten Alpenseen, z. B. im Wallensee, im Zuger-, Brienzer- oder gar im herrlichen Vierwaldstädter-See, bewundern und preisen; nein die drei Engadiner sind so wenig umfangreich, daß sie viel eher große Teiche genannt werden könnten; aber dennoch, die Gegend wäre nicht halb so schön, wenn sie fehlten, und ich wüßte Nichts, was so geeignet wäre die ruhige Harmonie dieses Friedensthales zu vollenden als jene stillen Seespiegel. Da springt nirgends ein schroffes Vorgebirg vom Lande, nirgends stürzt eine Felswand jäh in die Fluth, nirgends ist das Ufer zackig und zerrissen, fast nirgends auch ragt nacktes Geklipp hervor; sondern, welchen Standpunkt man auch einnehmen mag, überall liegen diese stillen Spiegel umrahmt von dunklem Wald oder hellem warmen Wiesengrün, überall senken sich rings sanft und in den weichsten schöngeschwungenen Linien die Uferhalden hinab auf die glänzende Fläche, oder vom Ufer ab streckt sich auch wohl hier und da eine schmale grüne Landzunge, oft von mächtiger Länge, als ob sie schwimme; und oft stehen schöne Gruppen von Lärchen drauf, die ihre Zweige dann häufig eben so tief und still trauernd niederhängen lassen auf die Fluth, wie Waiden Babylons an unsern Teichen. Das Allerherrlichste ist und bleibt aber die Fluth selbst, die unsäglich klar ist und die herrliche Wunderwelt ringsum mit allen Wiesen, Wäldern und Bergen, das ganze erhabene Gewirr da oben von Zacken und Graten, Gletscher und Schnee so zauberschön wiederspiegelt, daß man wirklich oft nicht weiß, ob's droben oder drunten herrlicher sei. — Das ist die Natur des Engadins.

*Gedichte.

Gedichte von H. W. Longfellow,

übersetzt von Fr. Ruperti.

1. Offne Fenster.

Es liegt die alte Wohnung
Still in der Linden Nacht,
Und auf dem kiesigen Pfade
Spielt Licht und Schatten sacht.

Der Kinderstube Fenster
Sind offen der Lüfte Wehn,
Doch von den lieben Gesichtern
Ist keines dort zu sehn.

Der Wächter aus Neufundland
Sitzt harrend an dem Thor,
Doch treten die kleinen Gesellen
Nicht aus dem Hause hervor.

Sie spielen nicht in der Halle,
Nicht unter dem Lindenbaum,
Es hüllt sie des Todes Dunkel
Im engen, schweigenden Raum.

Es singen in grünen Zweigen
Die Vögel so süß und traut,
Doch nur in Träumen der Nächte
Vernehm' ich der Kinder Laut.

Der Knab' an meiner Seite
Weiß nicht, warum so fest
An seine Hand sich die meine
Mit leisem Schauer preßt.

2. Ergebung.

Ist eine Heerde, der trotz aller Sorgen
Kein Lamm verloren geht?
Ist wohl ein Haus so sicher und geborgen,
Daß leer kein Sessel steht?

Die Luft ringsum ertönet bang und schauernd
Um sie, die nicht mehr sind,
Und Rahels Herz, um ihre Kinder trauernd,
Ruft Klagen in den Wind.

Sei'n wir geduldig! Diese bittern Schmerzen
Entsteigen nicht dem Grund,
Die Gottheit giebt durch sie sich unserm Herzen
Mit stillem Segen kund.

Wir sehn nur schwach im trüben Erdendunkel,
Und was uns düstrer Schein
Der Grabeskerzen dünkt, mag schon Gefunkel
Von Himmelslichtern sein.

Uns darf vor unserm Ende nimmer grauen,
Und dieses Lebens Noth
Ist nur ein Vorhof zu den sel'gen Auen;
Der Eingang ist der Tod.

Sie ist nicht todt, das Kind, das uns hienieden
Das Herz so tief gerührt,
Sie ist entschwebt zu jener Räume Frieden,
Wo Christus selbst sie führt.

Sie lebt in jenes großen Klosters Zelle,
Das Still' und Schirm ihr bot,
Von Erdenlockung fern, in Himmelshelle;
Wir nennen nur sie todt.

Wir denken Tag für Tag, wie dort sie waltet
Im ewigreinen Licht,
Und schauen, wie die Schönheit sich entfaltet
Auf ihrem Angesicht.

So lebt sie uns, auch an dem fernen Orte,
Als weilte sie noch hier,
Und unser Geist verkehrt, ob ohne Worte,
Doch liebend stets mit ihr.

Und wenn dereinst vom bangen Trennungsharme
Die Zeit für uns verrinnt
Und wir entzückt sie schließen in die Arme,
Ist sie nicht mehr ein Kind;

Nein, eine Jungfrau, in dem Lustgefilde
Des Vaters schön erblüht,
In deren Blick die Hoheit und die Milde
Der reinen Seele glüht.

Und wenn einmal, als ob es überquelle,
Das Herz in uns erbangt
Und klagend anschwillt gleich der Meereswelle,
Die nie zur Ruh' gelangt, —

Wir sind geduldig, bis das Schmerzgewühle
Sich leise wieder schwächt
Und heil'gen uns durchbeben die Gefühle;
Das Leid will auch sein Recht.

Feuilleton.

— * Das Erscheinen des großen Werkes von Heinrich Barth „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1850—1855“ wird durch die Sorgfalt, welche auf die Ausführung der Karten und Holzschnitte zu verwenden ist, verzögert, doch sollen die ersten drei Bände noch im Laufe des Winters fertig werden. Der Preis der fünf Theile wird sich auf gegen 30, in der Prachtausgabe auf gegen 60 Thaler stellen.

— * Das vortreffliche Memoirenwerk „Friedrich Perthes' Leben“ macht in der Uebersetzung in das Englische so viel Glück, daß schon eine zweite Auflage nöthig geworden ist.

— * Von dem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung von Karl Goedeke ist der zweite Theil erschienen; er umfaßt die Zeit von der Entstehung des bürgerlichen Meistergesangs bis auf Fischart, über welchen letzteren namentlich sich höchst dankenswerthe bibliographische Angaben und Zusammenstellungen finden. Das Buch ist wesentlich eine nach historischen Gesichtspunkten geordnete Uebersicht des bibliographischen Materials und gestaltet sich zu einem schätzbaren Compendium. Eine dritte Lieferung soll bald folgen.

— * In Leipzig erschien kürzlich eine biographische Skizze des im Jahre 1855 verstorbenen polnischen Dichters Adam Mickiewicz, von welcher das Weimarer Sonntagsblatt berichtet. Sie trägt die Worte: „Mickiewicz, Sie sind der größte jetzt lebende europäische Dichter —; Goethe geht schon zu Grabe!“ Mit diesen Worten soll nach S. 19 der Schrift im Jahre 1829 Goethe dem polnischen Dichter, von welchem er mehrere Gedichte aus Uebersetzungen kannte und von dem er in Weimar besucht wurde, eine goldene Feder überreicht haben. Noch eine Stelle der Schrift berührt Goethe und zeigt, daß der Verfasser, der ein Pole zu sein scheint, Goethe nur oberflächlich kennt. Er spricht S. 4 von der Vorliebe des slawischen Dichters für die Naturwissenschaften und bemerkt dann: „darin war er dem großen Goethe ähnlich, mit dem Unterschiede, daß er in Augenblicken, wo ihn sein Vaterland um Theilnahme und um Gedanken anrief, nicht wie dieser über die Metapsychose der Pflanzen und über die Farbenlehre schrieb.“

— * In den „Hausblättern“ wird aus verschiedenen Quellen eine Reihe von indischen Humoresken mitgetheilt, unter denen sich folgende findet: „Bei der Hochzeit des indischen Gottes Schiwa und der Göttin Parvati schien noch etwas zu fehlen. Der Gott schuf daher die Dichter, um seine Thaten zu besingen. Als nachher Parvati von den Dichtern verlangte, sie sollten auch ihre Schönheit besingen, weigerten sie sich dessen, als einer ihrer nicht würdigen Schmeichelei. Die beleidigte Göttin verdammte sie dafür zu ewiger Armuth. Sie klagten bei dem Gotte, der sie bedauerte, ihnen aber nicht mehr helfen konnte und ihnen nur den Trost gewährte, daß sie zur Erde hinabsteigen und zuweilen von Fürsten Geschenke erhalten durften, die aber nie bei ihnen haften sollten. Davon nun stammen die Bhauts, d. h. die Kaste der Sänger her, die von der Gnade oder wenigstens vom Almosen der Vornehmen und Reichen leben, indem sie sich unter ihre Diener mischen und gelegentlich Gesänge und Erzählungen vortragen.

— * Friedrich Hebbel soll damit beschäftigt sein, die „Nibelungen“ zu einem Schauspiel zu verarbeiten. Adolf Widmann hat Don Juan wieder zum Helden eines Dramas gemacht. In Dresden bereitet man ein fünfaktiges Trauerspiel „Die Schule des Herzens“ von Feodor Wehl vor. Ferdinand Stolle hat ein Lustspiel „Neue humoristische Studien“, Lederer ein anderes „Die weiblichen Studenten“ verfaßt.

— * Wilhelm Jordan hat sein fünfaktiges Schauspiel „Graf Tronte“ als Manuscript für die Bühnen drucken lassen und es gleichzeitig mit einem neuen Schauspiel in vier Aufzügen „Der falsche Fürst“, dessen Motiv aus Bulwers „Lady of Lyons“ entnommen ist, verschickt. Es spielt zu Lyon im Jahre 1796.

— * Im nächsten Mai wird zu London die sacred harmonic society ein großes Musikfest zu Ehren Händels im Krystallpalast von Sydenham mit 2000 Sängern, 200 Instrumentalisten und einer mächtigen Orgel veranstalten. Die drei Oratorien Messias, Israel in Egypten und Judas Makkabäus sollen in Einer Woche aufgeführt werden vor einer Zuhörerschaft, die bis zu 12,000 steigen könnte. Jene Gesellschaft giebt die Händelschen Werke stets unverkürzt und behandelt unsern großen Landsmann mit hoher Pietät. Indeß möchte doch die Frage aufzuwerfen sein, ob mit den zur Verwendung kommenden Massen und mit dem Riesenraume den Schöpfungen des Componisten in Wahrheit gedient sein wird. Dies Händel-Musikfest wird als Vorbereitung zu seiner hundertjährigen Todtenfeier betrachtet, die in das Jahr 1859 fällt.

— * In der musikalischen Welt macht die heimliche Entweichung des Hofraths Gustav Schilling in Stuttgart Aufsehen. Man wußte zwar, daß der als musikalischer Schriftsteller und Vorstand einer Lehranstalt thätige Schilling, der ein sehr üppiges Leben führte, tief verschuldet sei und sich durch allerlei Kunstgriffe stets neue Geldmittel verschaffte. Zuletzt legte er sich mit der ihm eigenen Industrie auf Wechselfälschung und verkaufte solche Wechsel mit einem Verlust von 40 bis 50 pCt., worauf er, mit etwa 10—12,000 Fl. versehen, das Weite suchte und seinen geprellten Gläubigern das Nachsehen ließ. Bis jetzt sollen an 80—90,000 Fl. Wechsel- und andere Schulden gerichtlich angemeldet sein. Seine Frau, so wie seine Kinder erster Ehe hat er zurückgelassen. Ein Stuttgarter Advokat soll sich für 30,000 Fl. für ihn verbürgt haben, die er nun zur Verfallzeit einlösen muß.

— * Bei Eduard Hallberger in Stuttgart erscheint unter dem Titel „Das Pianoforte“ eine ausgewählte Sammlung älterer und neuerer Orginalcompositionen unter der Redaction von Franz Liszt und Mitwirkung mehrerer Componisten der Gegenwart in Heften.

— * In einem Concerte zu Leipzig führte man ein neues Werk von Julius Rietz: „Lied vom Wein“ von Geibel für Solo, Männerchor und Orchester auf. Die Composition ist eine tüchtige und werthvolle, erreicht aber doch nicht die Bedeutung mancher anderen Werke von Rietz. Das Gedicht ist nicht glücklich gewählt, da es mehr der Tonkunst widerstrebende als günstige Momente enthält.

— * Die Kirchenmusik steht in Paris auf niedriger Stufe und wird unwürdig behandelt. Die Organisten spielen lustige Märsche, zu Weihnachten ließ man eine Chanson von einem Knaben als Agnus dei absingen. Den Franzosen ist das Verständniß für echte Kirchenmusik abhanden gekommen, und auch die Begeisterung für den alten Kammerstil scheint nur Wenigen recht von Herzen zu gehen. Mag Paris die Metropole bleiben für alle Richtungen, worin Eleganz, Reiz und brillante Technik den Ausschlag geben; ihr innerstes Heiligthum wird die Muse nur dem deutschen Geist enthüllen, während der Franzose stets im Vorhof umherflattert, wo der Dilettantismus zu Hause ist.

— * Die Berliner Hoftheater brachten im letzten Theaterjahr, welches vom December zum December gerechnet wird, 10 Neuigkeiten, von denen nur 1, der „Tannhäuser“, auf die Oper kommt. Unter den Novitäten des Schauspiels hatte Brachvogels „Narciß“ den glänzendsten Erfolg und erlebte 26 Vorstellungen; Gutzkow mit „Ella Rose“, Tempeltey mit der „Klytämnestra“ und Laube mit dem „Essex“ konnten sich nicht lange behaupten. Nach der Zahl der Aufführungen stand in Berlin obenan Shakspere mit 43 Abenden; gleich nach ihm kommt — Charlotte Birchpfeiffer mit 35, dann Schiller mit 19, Heinrich von Kleist mit 16, Goethe mit 11, Lessing mit 6 Abenden. Von Goetheschen Stücken wurden neu einstudirt „Götz“, Iphigenie“ und „Tasso.“ Die Münchener Hofbühne brachte 23 Neuigkeiten; Charlotte Birchpfeiffer hatte an der Isar nur 4 Abende gegen 35 an der Spree, Goethe 3 gegen 11, Lessing 1 gegen 6. In München waren unt. And. neu der „Demetrius“ von Bodenstedt und die „Liebesleugner“ von Wilhelm Jordan, verschwanden aber bald wieder. Das meiste Glück machten dort drei neue Volksschauspiele von Schleich, welche 11 Abende für sich in Anspruch nahm; eben so viele hatte der große Brite Shakspere.

— * In Paris starb in diesen Tagen eine vielgenannte und einst einflußreiche Frau, die russische Diplomatin Fürstin von Lieven, nachdem sie lange leidend gewesen. Sie war eine sehr gescheute Frau und galt als eine geschickte Diplomatin; ihr Salon in dem Rothschildschen Hotel, dem früheren Eigenthum Talleyrands, war noch immer der Sammelplatz aller politischen Notabilitäten von Paris.

— * Die deutsche Bühne. In der Geschichte der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts von Julian Schmidt finden sich folgende Betrachtungen über die allmälige Entwickelung und den jetzigen Zustand der deutschen Bühne. „Der Rohheit des naturalistischen Theaters setzten Schiller und Goethe eine ideale Kunstform entgegen, die nicht aus der Natur des deutschen Geistes hervorging, sondern aus ästhetischen Gesetzen, die sie aus der Beobachtung großer ausländischer Dichter geschöpft. Was bei ihnen angestrengtes Streben war, wurde bei ihren Nachfolgern Fertigkeit und Manier, und es bildete sich von den Bühnen aus eine neue ästhetisch-sittliche Convenienz, die zwar dem Bewußtsein des Volks nicht ganz entsprach, die ihm aber doch allmälig geläufig wurde. So entstand zwischen den Dichtern der alten Schule, den Schauspielern und dem Publikum, jene Wechselwirkung die nothwendig ist, wenn die Kunst gedeihen soll. Die Eintracht hörte mit dem Ende der dreißiger Jahre auf. Die Halm'schen Dramen waren die letzten Schöpfungen der alten Schule, und der fortwährend abnehmende Anklang den sie fanden, zeigte deutlich, daß es mit der idealistischen Schule vorbei sei. Die Kritik machte sich geltend, und man gewann allmälig die Ueberzeugung daß, um wirkliche Theaterstücke zu schaffen, eine Umkehr nothwendig sei. Es wurde von neuem der Realismus als das Princip der Dichtkunst aufgestellt. Allein mit dieser an sich ganz richtigen Erkenntniß war noch nicht viel gewonnen, denn, trotz der Anstrengung mit der man nun die Wirklichkeit beobachtete um den Cha-

rakteren ein innerliches, der Natur entsprechendes Leben zu verleihen, hatte man noch immer unbewußt die alte Theaterconvenienz im Sinn. Die eine Vorstellung mischte sich in die andere, und so entstand eine wahrhaft Babylonische Verwirrung aller sittlichen und ästhetischen Begriffe. Die alte Schule hatte so wenig als möglich individualisirt, sie konnte daher von den wunderlichsten Problemen ausgehen, die Unnatur gab sich wenigstens nicht handgreiflich kund. Seitdem man aber ängstlich zu individualisiren anfing, entstand ein solches Raffinement in den Motiven, daß die Dichtung, anstatt uns einen idealen Weg zu zeigen, uns vielmehr die Krankhaftigkeit und Unthätigkeit als den echten Gehalt des Lebens anzupreisen suchte.... Unsere neuern Dramatiker haben dem romantischen und klassischen Idealismus entsagt, und ihre poetischen Ideen auf das Studium der Wirklichkeit begründet. Das Drama gibt fast durchweg eine Kritik der modernen Gesellschaft, und nicht Judith oder Struensee, oder Patkul oder die Makkabäer, sondern Maria Magdalena, die Valentine, der Erbförster, die Schule der Reichen u. s. w. sind Typen unserer Poesie. Ursprünglich hatte man die Darstellung der Wirklichkeit dem Lustspiel überlassen; Diderot, Lessing und Iffland hatten das rührende Moment hinzugefügt; den ersten Versuch die sittlichen Konflikte der Gegenwart zu einer Tragödie zu steigern, machte in der „Macht der Verhältnisse“ (1819) Ludwig Robert, der Bruder der Rahel. Dieses verschollene Stück ist das Vorbild der modernen Tragödie. Daß sich die Dichtung gegen die Wirklichkeit kritisch verhielt, lag in der allgemeinen Richtung der Zeit. Die sittlichen Grundsätze waren zersetzt und unsicher geworden, und die Dichtung konnte sich diesem Auflösungsproceß nicht entziehen. Schlimmer war es, daß die Dichter das Princip des Realismus wohl in der Sehnsucht gegenwärtig haben, aber nicht in der Erfahrung. Sie haben eine starke Anlage den Zusammenhang der Welt realistisch, selbst materialistisch aufzufassen; sie sind nicht mehr resignirt wie früher, sie haben ein ausgesprochenes Bedürfniß nach den irdischen Freuden; aber ihre Lebenskunst ist noch immer von dem specifischen Dichtergefühl der Romantik angekränkelt; sie können die Wirklichkeit nicht schildern, weil sie dieselbe nicht kennen. Die meisten unserer Dichter führen nur ein Scheinleben. Abgesehen von kleinen Liebesintriguen, bei denen die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hôtel de ville bis zum Père la Chaise, die Empfindungen haben die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigen sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpositur. Sie empfangen für die Deklamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das gebührende Lob, und sie ärgern sich über übelwollende Kritiker. Für sie besteht die Menschheit nur aus zwei Klassen: aus denen die ihre Verse bewundern, und denen die sie nicht bewundern. Wenn sie einmal sich weiter in ein Verhältniß einlassen, so geschieht es mit dem bestimmten Vorgefühl daraus ein Gedicht machen zu wollen, und daraus entspringt eine falsche Beobachtung seiner selbst und der andern.... Wenn man das wirkliche Volk nicht kennt, so wird man auch die Wirkung auf dasselbe nicht richtig berechnen. Daher jene Effekthascherei durch Stichwörter und Lieblingswendungen der Zeit die unwissende Menge zu gewinnen. Es ist nicht genug, daß man die äußerliche Technik studiert, wie man eine Begebenheit dramatisch exponieren, wie man das Publikum zum Verständniß bringen und in Spannung erhalten soll; ein bleibender Eindruck wird nur durch einen wirklichen Inhalt hervorgebracht. Die heutigen Dichter halten jede Arbeit für verschwendet die ihnen nicht Gelegenheit zu einem Epigramm, zu einem pathetischen Reim giebt, die sie nicht zu einem augenblicklichen Eindruck verwerthen können. Was haben nicht Goethe und Schiller an sich selbst gearbeitet, ohne daran zu denken an welcher Stelle sie jede einzelne Frucht ihrer Lektüre anbringen sollten! Man hat über Schillers historische Arbeiten und philosophische Studien gespottet; aber durch sie hat er jene Reife erlangt die seine Werke den spätern Jahrhunderten werth machen wird, während die modernen Dichter, welche Philosophie und Geschichte nicht studieren, sondern einige Phrasen daraus auswendig lernen (z. B. „der Mensch ist Gott &c.“), in zehn Jahren vergessen sein werden, weil ihr ganzer Reiz in der Neuheit liegt. Die Dichtkunst wird nicht eher wieder aufblühen bis es unsere jungen Talente machen, wie Goethe und Schiller. Die Formgeschicklichkeit an sich reicht nicht aus, wenn man nicht einen positiven Inhalt zu bieten hat. Es ist mit der Kunst wie mit der Wissenschaft. Wie der Gelehrte nur denjenigen Stoff zur Befriedigung der Kenner bearbeiten wird den er vollkommen beherrscht, so kann der Künstler nur dasjenige darstellen, was er nach allen Seiten hin durchfühlt und durchdacht hat. Wenn sich der Dichter ein Problem setzt von dem er nichts weiß als einige Stichwörter, so wird er vielleicht für den Augenblick die Menge täuschen, aber eine schnelle Vergessenheit wird sein verdienter Lohn sein. Mit dieser Unvollkommenheit der Beobachtung hängt freilich auch die Unsicherheit in der Technik zusammen. Deutlicher noch als bei den Dichtern tritt diese Unsicherheit bei den Schauspielern hervor. Die Verwilderung des deutschen Theaters geht seit den letzten dreißig Jahren in steigenden Progressionen fort. Zu dieser Verwilderung hat die doppelte Einseitigkeit der Weimarer und der Wiener Schule beigetragen — jene mit ihrem farblosen Idealismus, diese mit ihrem ungeschulten Realismus, der in Genremalerei ausartete. Was beide gutes hatten, ist verloren gegangen, sowohl die reine Sprache und die gebildete Haltung Goethe's, als die individuelle Wahrheit Ifflands. Die letztere findet sich noch in den Lokalpossen, die Idealität nirgend mehr. Allein der Hauptgrund dieser Verwilderung ist doch, daß den Schauspielern von den neuern Dichtern nicht die geringste Förderung zu Theil geworden ist. Wir wollen die neufranzösische Komödie in keiner Beziehung rühmen; sie ist nicht, wie die echte Dichtung, von der poetischen Auffassung bestimmter Gestalten, Charaktere und Situationen ausgegangen, sondern von Problemen der Reflexion, die eine lang andauernde Ueberbildung des Verstandes und der Phantasie ihr zugeführt, gerade wie die unsrige; sie hat zur Lösung dieser Probleme Gestalten und Situationen erfunden die bis zur Atrocität unwahr waren; aber sie hat trotzdem eine gewisse Elasticität gezeigt auch das Widersinnige den nationalen Voraussetzungen anzupassen. Bei den Franzosen schreibt jeder Dichter für das Theater; er bestrebt sich also die Unendlichkeit seiner Phantasie und seiner philosophischen Perspektiven auf das bestimmte Maß einzurichten das die Bühne verlangt. Bei uns schreibt sich die Neigung mit den Problemen ins Unbestimmte hinauszugehen, den Himmel und die Erde zu umspannen — eine Neigung die unserm realistischen Trieb so entschieden widerspricht — noch von den Einwirkungen der Romantik her, die wir mehr mit dem Verstand als mit der Einbildungskraft überwunden haben. Daraus allein erklärt sich, daß die „gebildeten“ Dichter sich erst spät einer Kunstgattung zuwandten, welche doch für das realistische Talent die maßgebende ist. Sie hatten das Lustspiel fast ausschließlich den Fabrikarbeitern überlassen, und doch greift das Lustspiel, eben weil seine Wirkung eine unmerkliche ist, tiefer in das sittliche Leben des Volks ein als das Trauerspiel. Der schlechte Ton den Kotzebue in seinen Stücken anwendete, hat den nachtheiligsten Einfluß auf unsere Sitten gehabt, und trotz des Unterschieds in der Sprache können wir nicht sagen, daß bei unsern neuern Lustspieldichtern im ganzen ein viel besserer Ton herrscht.... Wir sind mehr oder minder Kleinstädter, unsere Dichter haben keine Gelegenheit das nationale Leben in einer Concentration zu sehen. Es sondern sich Kreise, welche auf gemeinsamen Voraussetzungen der Politik, der Religion, des Standes beruhen, und in denen man auf gewisse Begriffe nur hinzudeuten braucht um verstanden und gebilligt zu werden. So treiben wir es schon auf der Universität, so treiben wir es später in unserm Beruf, so treiben wir es endlich in der Literatur.... Man glaubt sich entweder zu den hergebrachten Umgangsphrasen herablassen zu müssen, oder man ziert sich und spricht Literatur. Wir sind weder sicher in uns selbst, noch human und empfänglich für fremde Naturen; eine Folge des Grundübels unserer Zustände, des Mangels eines großen Ganzen, als dessen lebendiges Glied wir uns fühlen könnten.“ — Die „Allgemeine Zeitung“, indem sie die obige Betrachtung abdruckt, macht dazu die folgenden Bemerkungen: „Uns erscheint im ganzen diese Schilderung als richtig. Dabei rechne man hinzu daß, wie die heutigen Bühnen Deutschlands eingerichtet sind, der gesammte Umfang der spanischen, italienischen, französischen und englischen dramatischen Poesie gekannt sein muß, und — da auf den meisten Bühnen auch die Oper hinzukommt — das Reich der Töne von Gluck und Händel bis auf Richard Wagner und Verdi. Wer als Theater-Intendant oder artistischer Direktor da nicht straucheln soll, muß dem Publikum Gewähr geben, daß er sich auf dem tausendfach verworrenen Felde leicht und mit Takt orientire. An bedeutenden Schauspielern ist der Stand so arm, daß er in diesem Augenblick auf sämmtlichen Theatern nicht Einen wahrhaften Helden aufzuweisen vermag, so wenig als eine Heldenjungfrau, eine Johanna von Orleans z. B., oder sonst ein hohes, geistig erregtes Mädchen. Erst vor einigen Monaten sprachen wir Laube. Er sagte, er suche Deutschland auf und ab nach jenen zwei Heldenfiguren, gebe was man haben wolle, und könne niemand finden. Es trifft sich da und dort eine edle Frau (wie die Bayer-Bürck), ein naives seelenvolles Mädchen (wie die Seebach), oder Salondamen (wie die Wilhelmi); aber ein Mädchen von höherer Unschuld und einem göttlichen Hauch getragen, nirgends so weit die deutsche Zunge klingt. Auch das Ausland hat sie nicht mehr. Die Rachel vermag Corneille's halb phantastische Pracht, in der sich spanischer Einfluß und großartige französische Auffassung die Hand reichten, oder Racine's wohlbemessene Anmuth und Schicklichkeit, sie vermag den grellen Schrei der Eifersucht der neuern französischen Komödie, in der Adrienne Lecouvreur z. B., vortrefflich auszudrücken; die Ristori weiß das heimliche Glühen der Leidenschaft in der Myrrha, oder den verwundeten Schmerz Maria Stuarts unnachahmlich zur Anschauung zu bringen, aber den zarten, zuchtumgebenen Reiz einer Iphigenie oder den hohen Sinn einer Jeanne d'Arc zu zeichnen, dazu reicht nicht die Rachel noch die Ristori hin. Mit dem männlichen Personal ist es ebenso beschaffen. Talma und Eßlair waren da die letzten Heroen der Bühne; höchstens Seydelmann machte noch Epoche; nach ihnen kamen nur noch schwächliche Versuche, wie Wagner in Wien, der wenigstens einen Faust zu geben zugestutzt wurde. Hendrichs in Berlin ist, wie die Berliner sagen, nur gemacht „den schönen Kerl zu spielen.“ Emil Devrient, Grunert, Dawison und Haase sind Charakterspieler, keine Helden. Eduard Devrient, unter dem das Karlsruher Theater vortrefflich gedeiht, ist aus dieser Reihe der letzte der die Traditionen von Schröder und Iffland erneuert.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 8. Februar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* August Ferdinand Anacker.

Von Eduard Köhler.

Der Componist des Bergmannsgrußes hat bereits vor mehr als 20 Jahren in Dr. Gustav Schilling's Encyklopädie der musikalischen Wissenschaften an dem ihm in Leipzig sehr befreundeten Gottfried Fink einen warmen Lobredner und Biographen gefunden, und das von diesem entworfene Lebens- oder Künstlerbild ist dann auch in Gaßner's Tonkünstler-Lexikon übergegangen. Was wir im Nachstehenden geben, ist theils Wiederhall der Fink'schen Skizze nebst mehreren Berichtigungen, theils geschöpft aus den Mittheilungen andrer Freunde und Freundinnen des Verewigten, sowie eignen Beobachtungen, und bis zu seinem Lebensende fortgeführt.

Freiberg war Anackers Geburts- und Sterbestätte, ein unbemittelter und als braver Mann bekannter Schuhmacher sein Vater, der neun Kinder von dem Ertrage seiner Handarbeit erhalten mußte, sie aber, wie er selbst ein lebensfroher und frommer Mann war, in Gottesfurcht und heiterer Genügsamkeit auferzog. Sein Sohn August Ferdinand wurde am 17. October 1790 geboren. Früh zog die Liebe zur Musik in August's empfängliches Gemüth, obschon keine oder nur dürftige Unterweisung sie pflegte und förderte. Doch erhielt er schon jetzt, als Chorschüler am Gymnasium seiner Vaterstadt, gute Gelegenheit sein klangreiches Organ zu jener Fertigkeit, Fülle und Gemüthstiefe vorzubilden, die noch in seinem spätesten Mannesalter alle Hörer in Bewunderung versetzte. Fünf Jahre mußte er sammeln, bevor er durch Chorgesang soviel erübrigt hatte, als nöthig war ein eigenes Clavier zu erwerben. Damit aber kam auch ungeahnte, fröhliche Bewegung in sein elterliches Haus; die Sprache, die der neue Gast reden lernte, stimmte alle Insassen desselben, Eltern, Geschwister, Gesellen und Lehrburschen, vergnügt und zufrieden, er kürzte die Arbeits- und würzte die Feierstunden; kurz, Augusts Spiel und Gesang war jetzt für sein Vaterhaus, was beide späterhin für seine Vaterstadt geworden sind, eine Quelle frohesten Genusses. Epoche in seinem jungen Künstlerleben, als er kaum erst sechszehn Jahre zählte, machte ein Concert, wozu ihn der Cantor Fischer mit sich nahm. Vorgetragen wurde darin unter anderm von zwei Dilettanten Beethovens große, von Müller vierhändig arrangirte C dur-Polonaise. So sehr August die ungemeine Kunstfertigkeit der Virtuosen bewundern mußte, mehr noch elektrisirte ihn die musikalische Composition, und in jugendlicher Begeisterung rief er laut genug, daß es die Nahestehenden hörten: „Ach, wenn ich doch die Musik hätte!“ Er war so glücklich, alsbaldige Gewährung zu finden. Einer der Anwesenden, der ihn mit Vergnügen hörte, versprach ihm das Gewünschte und hielt sein Wort. Es war die erste gedruckte Musik, die Anacker zu sehen bekam. Freilich schlich sich nun auch der Geist der Unzufriedenheit ein, sein bescheidenes Clavier wollte nicht mehr für seine sich steigernden Bedürfnisse und Ansprüche ausreichen. Seiner Wünsche nächstes Ziel war ein Pianoforte; um aber dieses zu erlangen, mußte von Neuem gespart werden. Schon waren nach einiger Zeit baare zwanzig Thaler gesammelt, als ihn Frau Fortuna der Mühe weitern Sparens mit einem Male überhob. Er und drei seiner Geschwister hatten sich von einem Collecteur ein Viertelloos der Leipziger Lotterie aufschwatzen lassen, und siehe, es war ein Glücksloos, welches die 24,000 Thaler gewann und nach allen Abzügen dem Glücklichen für seinen Theil 1300 Thaler einbrachte. Ohne Zaudern wurde nun ein besseres Instrument, wurden Musikalien von Mozart, Clementi und Cramer angeschafft, von Beethoven aber, der sein Ein und Alles war und immerdar geblieben ist, Alles, was nur irgend angekündigt wurde. Diese seine fast excentrische Vorliebe wollte in jener Zeit noch Niemand begreifen oder billigen, er sah sich also genöthigt etwas geheim damit zu thun. Als aber des hohen Meisters Lob auch in der Leipziger musikalischen Zeitung angestimmt wurde, da triumphirte Anacker, als hätte er einen Sieg erfochten, er hatte für sich eine Bundesgenossin von anerkannter Währung, und Nichts hielt ihn jetzt ab einen Versuch zu wagen, dem Publikum seiner Geburtsstadt an den Puls zu fühlen, ob es spröde bleiben und dem lieben Meister auf die Dauer sein Ohr verschließen würde. Aber die Aufnahme, welche er mit dem Vortrag Beethovenscher Musik fand, fiel über Erwarten günstig aus; das Es-dur-Concert namentlich mußte acht Tage hernach wiederholt werden. Auch da hieß es, wie beim Dichter:

> Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
> Wir hören und wir glauben zu verstehn,
> Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
> Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Beethoven schien schon jetzt in Freiberg eingebürgert.

Es war unmittelbar nach der Völkerschlacht, als Anacker das Gymnasium verließ und die Hochschule Leipzigs bezog, um, wie er dachte und wollte, Theologie zu studiren. Aber auch in Leipzig wurde und war Musik das Element, worin er sich am freisten und liebsten bewegte, und die Hörsäle der Akademie übten lange nicht den Zauber auf sein Gemüth, wie jene Räume, heilige und profane, in welchen die Tonkunst sang. Zwar bei Schicht, der ihm Unterricht ertheilte, fand er seine Rechnung nicht, denn Schicht war kein Verehrer Beethoven's, und darum verließ er ihn bald wieder. Dagegen gestattete ihm der Organist Riem*) wegen seines ausgezeichnet schönen Basses freien Eintritt in seine Singakademie und empfahl ihn in gebildeten Familien zur Ertheilung musikalischen Unterrichts. Zu gleicher Zeit wurde ihm in den Gewandhausconcerten die Stelle als erster Solobassist angetragen, und er verwaltete diese mehrere Jahre mit ehrender Aufmunterung von allen Seiten; sie endlich aufzugeben nöthigte ihn nur der beinahe massenhafte Andrang von Schülern, die Unterricht bei ihm suchten, sowie seine Anstellung als Mitdirektor an der Singakademie, wo es so viele Gelegenheit gab „tapfer vorwärts zu kom-

*) Wilhelm Friedrich Riem verließ bald nachher Leipzig, um als Domorganist und Musikdirektor in Bremen, wo er noch jetzt im rüstigen Alter wirkt, thätig zu sein. D. R.

men«, wie er das nannte. Auch in Leipzig fand er indeß noch genug zu thun, um seinem Beethoven Verehrer zu gewinnen, deren es damals noch nicht zu viele gab. Aber gewiß schied keiner seiner damaligen Schüler und Schülerinnen aus seiner Lehre, ohne eine ähnliche Gluth der Begeisterung mit sich zu nehmen. Auch **Friedrich Schneider** wurde frühzeitig Anacker's Gönner und Freund, er gab ihm manchen trefflichen Wink im Theoretischen, und während der Composition des »Weltgerichts« übertrug er ihm seine Unterrichtsstunden. So stand ihm auch der reiche Schatz musikalischer Werke im Besitz des Buchhändlers Härtel zu beliebiger Benutzung für seine Studien zu Gebote. Diese nicht hoch genug zu veranschlagende Vergünstigung sowie die zahlreichen Musikanstalten Leipzigs und musikalischen Leistungen in Privatzirkeln mußten von größtem Einfluß auf Anacker's Ausbildung sein, und der Eifer, womit er Alles erfaßte, den er auch Andern einzuhauchen wußte, machte ihn eben so beliebt als gesucht. Es mag beiläufig hier bemerkt werden, daß Anacker ein schöner junger Mann mit den ausdrucksvollsten Zügen war, der durch den Reiz der Persönlichkeit einnahm und bestach. Indeß spielte ihm seine jugendlich aufbrausende Hitze manchen üblen Streich und machte ihm nicht wenige bisherige Freunde zu Gegnern. Auch den würdigen Gottfried Fink verscheuchte sein Ungestüm, so daß in den letzten Jahren ihre Freundschaft ziemlich erkaltet war. Anacker hat sich darüber selbst sehr bittere Vorwürfe gemacht und drei Jahre vor seinem Ableben auch dem Verfasser dieser Zeilen brieflich ein offenherziges Bekenntniß abgelegt, ohne zugleich ihn zum Stillschweigen zu verpflichten. So excentrisch er in Allem war und bis an das Ende seiner Tage blieb, war er doch nie verblendet über seine Untugenden und edelherzig genug, um Tadel zu vertragen und, wo er gefehlt, reumüthig zu bekennen. — Noch in Leipzig componirte er eine Anzahl Lieder, wovon zwei Hefte bei Peters erschienen sind. Zumal über das erste gingen ihm, zum Theil aus weiter Ferne, die schmeichelhaftesten Urtheile zu. So vom Hofrath Rochlitz und von Fr. Schneider, deren Anerkennung am meisten dazu beitrug, seinen Muth anzufeuern. Auch der berühmte Dräseke, damals in Bremen, munterte ihn »in sehr erquicklicher Weise« auf, doch ja auf dem betretenen Wege fortzuarbeiten. Zu Dräseke zog ihn eine sympathetische und lebenslängliche Vorliebe.

Nach fast zehnjährigem Aufenthalt in Leipzig, wo er auch seine ihn überlebende Lebensgefährtin fand, wurde er im März 1822 als Cantor und Musikdirektor am Gymnasium seiner Vaterstadt Freiberg, zugleich als erster Musiklehrer am dasigen Schullehrer-Seminar angestellt. Ein umfänglicher Wirkungskreis war ihm damit eröffnet. Schon die jeden Sonntag in den Kirchen der Reihe nach stattfindenden musikalischen Aufführungen nahmen seine Zeit und Kraft stark in Anspruch, zumal da Anacker in den Vorproben, selbst nachdem er sich ein tüchtiges und seinem Befehlshaberstab auf den Wink sich fügendes Musiker- und Sängercorps geschaffen hatte, nur schwer befriedigt wurde. Hier aber, wie in der seit 1823 gestifteten Singakademie wurde nach und nach das Vorzüglichste von Sebastian Bach, Graun, Haydn, Mozart, Beethoven, Zumsteeg, Hasse, Naumann, Fr. Schneider u. s. w. vorgeführt. Zu diesen offiziellen Geschäften trat noch eine Menge Privatstunden, deren Zahl manchmal zehn des Tages betrug; denn sein Unterricht wurde von nah und fern begehrt, und es galt als eine Ehrensache, ihm seine musikalische Durchbildung zu verdanken. Im Jahr 1827 übertrug ihm der Oberberghauptmann von Herder, ein eifriger Beförderer musikalischen Genusses, die Direktion des Bergmusikchors, der bis zu 24 Mann heranwuchs und alle vierzehn Tage ein Concert zu geben hatte. Diesem neuen Amt verdankte nicht nur eine Anzahl trefflicher Bergmärsche, höchst originell gedacht und ausgeführt, und Bergmannslieder, sondern auch Anackers berühmtes Werk, »der Bergmannsgruß«, ihr Entstehen. Da diese, dem Freiherrn von Herder zugeeignete, melodramatische Composition keinem Musikkenner unbekannt geblieben ist, so sind wir einer Charakteristik derselben in diesen Blättern überhoben. Sie erschien im Klavierauszug bei Fr. Hofmeister in Leipzig, wo überhaupt bei weitem das meiste von Anackers Compositionen gedruckt wurde. Das Gedicht hat bekanntlich den am 29. October des vorigen Jahres verstorbenen Conrector Moritz Döring in Freiberg zum Verfasser, der bei den verschiedentlichen Aufführungen, welche das Werk in Sachsen erlebte, in der Regel die Worte sprach. Die erste dieser Aufführungen fand bei Eröffnung der sächsischen Ständeversammlung 1833 im königlichen Hofconcert unter Direction des Componisten statt. König Anton verehrte ihm als Zeichen der Anerkennung eine reiche goldne Dose nebst hundert Thalern, seine Nichte, die Prinzessin Augusta, eine Brillantnadel. Hierauf wurde der Bergmannsgruß in Freiberg, hier zu wiederholten Malen, in Leipzig (unsers Erinnerns mit geringeren Beifall), dann in allen größeren Städten des Landes, besonders des metallreichen Erzgebirgs, in Annaberg und Schneeberg aufgeführt; er war eins der Gespräche des Tages geworden. Die Partitur wurde von allen Enden Deutschlands her verlangt und in zahlreichen Abschriften versendet. Anacker schreibt im Februar 1851, seit dem großen Wernerfeste (25. September 1850) sei sie wiederum nicht weniger als sechs Mal verschickt worden. Sogar bis Vevey brach sich der Bergmannsgruß Bahn, wo er in dem Töchterinstitute des Dr. Drossel, eines geborenen Hamburgers (seit zehn Jahren mit seiner Familie am Cap der guten Hoffnung lebend) unter Zuziehung aller dortigen Musikkräfte mit vielem Beifall ausgeführt wurde, wobei auch dem Verfasser dieser Skizze als Sprecher des Textes eine Rolle zuertheilt war.

Zum Componiren, wozu Anackern schöpferischer Geist, tiefes Gemüth und entzündliches Temperament befähigte wie drängte, blieb ihm fast nur die Winterzeit übrig. Wir stellen im Folgenden zusammen, was, außer dem bereits Erwähnten, von ihm in den Druck gekommen ist, ohne mit dieser Nomenclatur Vollständigkeit und chronologische Genauigkeit in der Reihenfolge der einzelnen Compositionen verbürgen zu können. Nächst den zwei Liederheften erschienen in demselben Verlag (Leipzig Peters) Amusements pour le Pf., deßgleichen bei Breitkopf und Härtel Pièces pour le Pf. Zu seinem Vorzüglichsten aber gehört die in allen Städten des Sachsenlands mit Orchesterbegleitung zur Aufführung gekommene und mit allgemeiner Befriedigung aufgenommene Cantate: »Lebensblume und Lebensunbestand« (nach J. G. Jacobi und Herder, im Clavierauszug bei W. Paul in Dresden), sowie eine zweite, in Gera bis zu drei Auflagen gelangte Cantate: »der Wanderer und die Frühlingslüfte.« Hieran reihte sich eine große Anzahl von Liedern, die in Heften erschienen. Auch eine beträchtliche Anzahl Kirchenstücke seiner Composition lieferte Anacker, wovon jedoch nur eine Kirchen-Cantate für vierstimmigen Chor mit Orchester: »das Licht des Glaubens« gedruckt ist. Von allen den größeren geistlichen Stücken ist besonders eine Hymne für Männerstimmen mit Orchester sehr beliebt, laut Anacker's eigner Versicherung das Beliebteste nach dem Bergmannsgruß geworden; gedruckt ist sie unsers Wissens nicht, aber die Partitur oftmals versandt worden. Aus dieser Gattung erwähnen wir noch sechs geistliche Lieder und zwei Choräle, sowie zwanzig vierstimmige Choralmelodien. In seinen letzten Jahren arrangirte er die herrlichen Beethovenschen Violinquartette (Op. 18) für Pianoforte zu vier Händen.

Schwerlich hätte Anacker irgendwo geachteter, einflußreicher, glücklicher leben können als in seiner Vaterstadt Freiberg. Die Vorsehung hat es daher sehr wohl mit ihm gemeint, daß sie seiner ehrgeizigen Sehnsucht nach einem noch ausgedehnteren Wirkungskreise, sei es in Leipzig oder Berlin, die Befriedigung versagte. In Freiberg lebte und wirkte er in einem Kranze höchst edler und hochgebildeter Menschen, deren Freude und Stolz er war, die ihn erkannten und verstanden, die nächst seiner tonkünstlerischen Bedeutung in ihm auch den durch und durch guten, biedern, edlen, frommen Menschen, den liebevollen Freund, das reiche poetische Gemüth, den frohsinnigen Spender geselliger Freude zu würdigen wußten, die

ihm willig und leicht nachsahen, wenn er aufbraufte und sich im Eifern übernahm — dieses aber geschah nur dann, wenn man da, wo er Vollendung heischte, stümperte oder etwa, wenn das zu weihevoller Stille geladene Publikum ein Plauder-Collegium zu werden drohte.

Ueber seinem Gesang, seinem Spiel lag ein unnachahmlicher, überwältigender Zauber verbreitet. Wer ihn ein Zelter'sches Lied, wer ihn das „Füllest wieder Busch und Thal“ oder mit Instrumentalbegleitung die nächtliche Parade von Zedlitz oder eine seiner eignen Compositionen, z. B. die zu dem Käuffer'schen Liede: „Du hast zu manchen schönen Gaben die des Gesanges mir verliehn“, jemals singen hörte, weiß davon zu reden. Das von ihm Componirte mußte er selbst vortragen und dirigiren, kein anderer that es ihm gleich. Als Dirigent suchte er überhaupt Seinesgleichen. Ueber ihn als Lehrer schreibt eine sinnige Frau: „Ich glaube, daß kein Mensch auf der Welt besser singen noch besser unterrichten kann, als Anacker. Die Stunde, wo er sang, war geheiligt, und eben so jene, wo seine Allgewalt über das Gemüth des Schülers diesen emporhob in jene Sphären, welche dem Menschen nur in geweihten Augenblicken sich erschließen. Die Worte Schiller's: „dem Leben ist sein Inhalt ausgefunden“, könnte man bei Anacker auf die Tonkunst anwenden, deren Zusammenhang mit dem Uebersinnlichen er zum Bewußtsein zu bringen verstand, indem er mit unerbittlich festem Ernst und unbeschreiblicher Milde so lang auf Wiederholung der einzelnen gehaltvollen Stellen drang, bis deren höhere Bedeutung endlich die Ausführung durchdrang, ein jedes Wort seinen Werth, ein jeder Ton seinen Zauber erlangt hatte, und nun wie ein Gemälde mit Licht und Schatten vor den Hörer trat, und der Lernende sich durch das erreichte Gelingen wie durch den dankbaren Blick des Lehrers belohnt sah. So sang er auch, hauchte den Tönen Seele ein, und harmonisch verschmolz Wort und Klang, schwebte die Rede auf den Wellen der Melodie, durch gleichen Werth verbunden; denn nur das Edle suchte und wählte und gab er, auf daß, wenn der Ton verhallt war, in der Seele die veredelnde Macht zurückbliebe, denn für das Gute glühte sein reines Herz, das in Gottesfurcht, in Liebe und Freundschaft und im Genusse der Natur die Quelle suchte, an der sein rastloser Eifer zu wirken, so lang es Tag war, Nahrung und Erquickung fand. Ach, leider kam die Nacht für ihn zu früh.“

Daß Anacker als Concertmeister oder Lehrer vorzugsweise seinen Ludwig van Beethoven zur allgemeinen Geltung zu bringen suchte und wußte, braucht kaum wiederholt gesagt zu werden. Er bildete neben sich feine Kunstkenner und ausgezeichnete Virtuosen, die wie er für Beethoven schwärmten, für Beethoven Propoganda machten. Einen derselben konnte man sagen hören: „Nach Beethoven schmeckt höchstens nur noch Mozart.“ In ähnlicher Weise äußerte sich einmal Robert Schumann, als er noch nicht eigne Wege ging. Wir wissen auch von einer Weimarischen Dame, die nach Freiberg kam und hier, als eine Schülerin Hummel's, dessen Compositionen mit elegantester Fertigkeit vortrug, doch aber die Musik des Bonner Heros über Alles setzte und liebte, mit ihr jedoch, wie sie selbst gestand, nicht recht ins Reine kam und jetzt sich sehr glücklich pries, in Anacker einen Lehrmeister zu finden, wie er ihr bis jetzt gefehlt hätte.

So lebte und wirkte Anacker viele Jahre. Seine Manneskraft war ungebrochen und ließ ihn ein hohes Alter hoffen. Aber da kam ein schmerzlicher Schlag, der ihn aufs tiefste beugte, sein weiches Gemüth erschütterte, fast verwirrend auf seinen Geist wirkte: der plötzliche Tod seines vierzehnjährigen, hoffnungsvollen Sohnes Felix, als er eben seiner Confirmation zuging. Von diesem Schlage hat sich das Vaterherz nie zu erholen vermocht, er folgte seinem Kinde im darauf folgenden Jahre, 21. August 1854, in die Gruft — unerwartet und tief betrübend uns allen, die ein Liebesband an den Heimgegangenen knüpfte.

---

* Aus dem Graubündnerland.

Wanderbilder von Hermann Allmers.

Wenn du viel wanderst, lieber Leser, und bist ein noch so warmer Freund und Bewunderer der Natur, ja wenn du zuerst, Zeit und Welt vergessend, auch ganz aufgehest im Entzücken über ihre Größe und Schönheit; die Gegenwirkung wird nicht ausbleiben, dir werden zuletzt doch wieder die Menschen über Berge und Wälder, über Seen und Thäler gehen; es kann einmal nicht anders sein. — Wie viel eher muß das aber auf einer Wanderung im schönen Engadin eintreten, wo das Volk von einer Eigenthümlichkeit und Liebenswürdigkeit, daß es schon deßhalb der größten Aufmerksamkeit würdig ist.

Auf den ersten Blick schon tritt es hervor, daß man sich in einer Gegend befindet, wo Ordnung und Sitte, Wohlstand und Bildung ihre festen Sitze aufgeschlagen haben. Wenig mehr als 10 Stunden beträgt die Länge des eigentlichen bewohnten Thals, aber dennoch liegen auf dieser Strecke fünfzehn kleinere oder größere Ortschaften, an einander gereiht durch die prächtige, breite Kunststraße, welche das Thal der Länge nach durchzieht, die verschiedenen Seitenpässe aufnimmt und dann durch das Felsenthor der Finstermünzklause ins Land Tyrol tritt. Es ist ein reizender Anblick, wenn man von irgend einem höheren Punkte des oberen Thals abwärts das Auge schweifen läßt und in fast unabsehbarer Länge die Reihe der weißen Häuserhaufen und Kirchthürmchen aus dem schönen Grün der Wiesen leuchtend hervorstechen sieht. Da liegt zuerst als höchster Ort des Thals Sils am See gleiches Namens, durch dessen Ausfluß der Inn gebildet wird, dann kommt in entzückender Umgebung Silvaplana, ebenfalls am See liegend, dann abermals an einem kleinen See St. Moriz mit altberühmter kräftiger Sauerquelle, dann Celerina, dann das reiche stattliche Samaden, Engadins Hauptort, dann etwas seitwärts gegen den Bernina zu Pontresina und weiter unten Ponte und Zutz, während in Unterengadin die Ortschaften Cernez, Süß, Tarasp und Schuols liegen, anderer nicht zu gedenken. In diesen nun wohnt eine Bevölkerung von etwa dreitausend Menschen; alle sind mit wenigen Ausnahmen romanischen Stammes und protestantischen Glaubensbekenntnisses. Als flüchtiger Tourist es zu unternehmen, irgend ein Urtheil über Menschen zu fällen, ist etwas Mißliches. Dem eilenden Wandrer, ist ihm gleich die halbe Welt mit allen ihren Schönheiten und Wundern offen, das Herz des Volks ist und bleibt ihm ein Geheimniß. Seine Natur, sein innerstes Leben und Streben zu belauschen, dazu reichen nicht Wochen und Monden aus, es bedarf der Jahre; ja Auerbach hatte sicherlich Recht, als er einmal zu mir sagte, um die Menschen einer Gegend ganz zu kennen, müsse man Kind unter ihnen gewesen sein. Und doch wieder giebt es so viele kleine Züge, die an der Oberfläche liegen, so viele Eigenthümlichkeiten überall, die sofort ins Auge fallen, daß ein aufmerksamer Beobachter wohl von jenen auf Anderes, tiefer Liegendes seine Schlüsse wagen darf. Wenn irgendwo dies der Fall ist, so ist es in dem Thale, das wir jetzt betrachten.

Das Erste, was in die Augen fällt, ist die höchst eigenthümliche Bauart der Häuser, die von allen andern der Schweiz und selbst von den romanischen Gegenden entschieden abweicht, obwohl sie andrerseits auch wieder sofort das romanische Element ihrer Erfinder erkennen läßt. Nirgends in der ganzen Schweiz sind die Dächer so flach, nirgends die massiven Mauern von so gewaltiger Dicke, nirgends die Fenster so klein und so sparsam angebracht als hier. Reinen Holzbau findet man in diesen Thälern sehr selten, auch die Dächer bestehen fast immer aus schweren Schieferstücken, dem Material der nördlichen Bergketten. Kommen einzelne Schindeldächer vor, so sind aber niemals wie nach bekannter Weise bei andern Schweizerhäusern, z. B. im Berner Oberlande, ihre Brettchen mit Steinen belegt, sondern stets festgenagelt.

Ein ansehnlicher rundgewölbter Thorweg mit zwei Thorflügeln führt von der Straße aus ins Innere, um dem stets einspännigen Heu-

fuder einen Durchgang zur Stallung zu gewähren, die immer unter demselben Dache, aber hinten im Hause sich findet. Immer besteht dieses aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk darüber, einzeln ist auch wohl noch ein zweites Geschoß vorhanden.

Zu ebener Erde sind die Küche und die übrigen Wirthschaftsräume, selten eins der Zimmer, die übrigen befinden sich stets in den Stockwerken, zu denen steinerne Treppen empor führen. Alle Wohnräume sind niedrig, die kleinen wenigen Fenster, oft nur zwei oder vier Scheiben enthaltend, sitzen so tief in den trichterförmig sich verengenden Maueröffnungen, daß es fast dämmrig in den Stuben ist, aber dennoch herrscht die wohlthuendste Behaglichkeit in diesen kleinen warmen wohnlichen Räumen, wozu der mächtige altehrwürdige Ofen, die zierliche hellbraune Täfelung der Wände und Decke aus wohlriechendem und unverwüstlichem Arvenholz, vor Allem aber das kleine Erkerchen nicht wenig beiträgt, welches selten fehlt und in dreieckiger Grundform mit seinen zwei äußeren Fensterflächen keck hierhin und dorthin aus der dicken Mauer hervorlugt. Dieser kleine zweifenstrige Erker ist höchst charakteristisch und findet sich in keiner anderen Alpengegend wieder, aber er ist durchaus naturgemäß entstanden, denn durch die tief innen liegenden Fensterchen war es unmöglich zu sehen, was rechts oder links draußen vorging, diese aber und die dicken Mauern waren wieder nothwendig und naturgemäß hervorgerufen durch das kalte, sturm- und schneevolle Klima. — Den hinteren Theil des Hauses bildet wie gesagt der Vieh- und Heustall, dieser von außen bezeichnet durch ein paar mächtige rundbogig überwölbte Oeffnungen, die ein bunt und zierlich ausgesägtes Bretterwerk zur Füllung haben. Die Giebelränder des Dachs endlich schmücken Holzleisten mit hängenden Zacken oben an der Firft sich kreuzend und dann in einem Paar fabelhafter Thiergestalten endigend. Meistens stellen diese Drachen und Greife vor, aber ich fand auch einzeln zu meiner Ueberraschung, genau wie an den Windfedern unsrer niedersächsischen Bauerhäuser, zwei Roßköpfe als Giebelschmuck. Alle Häuser sind von außen mit einem Mörtelanwurf versehen, schneeweiß getüncht und verrathen in allen Theilen eine Ordnungsliebe und Reinlichkeit ihrer Bewohner, daß man fast an Holland erinnert wird.

Von einer Volkstracht sieht man auch fast keine Spur mehr; selbst die schwarze lang herabhängende Zipfelmütze, die man häufig noch bei den Männern der übrigen romanischen Ortschaften sieht, wo sie selbst unter andern Kopfbedeckungen hervorhängt, ist im Engadin längst verschwunden. Dagegen läßt Ausdruck und Form des Gesichtes sofort den Romanenstamm erkennen, und zwar in schönster Weise, denn ich muß gestehen, daß mir in keinem anderen Alpenthale eine solche Menge schöner edelgebildeter Menschen entgegen getreten ist als zwischen diesen Bergen.

Aber auch in andrer Beziehung verdient dieses Volk unsre volle Zuneigung. Kein anderes weit und breit hat sich von jeher in solcher Sittenreinheit zu erhalten gewußt, keines sich ausgezeichnet durch solch geordnetes Wesen, solche Heimathsliebe, solchen Ernst in der Ausübung seiner Religion als dieses. Unkeuschheit und liederliches unstätes Leben ist so gut wie unerhört und wird, wo es nur sich zeigt, mit tiefster Verachtung gebrandmarkt, und ebenso selten hört man von Diebstahl oder Betrug; eine Mäßigkeit in allen Genüssen und eine Ordnungsliebe findet sich, daß man fast versucht wäre sie für die entschiedensten Philister zu halten, wenn nicht zahlreiche Beispiele es lehrten, welch mächtige Leidenschaften, sei es im glühenden Lieben oder im glühenden Hassen, diesen stillen Naturen innewohnt, sie doch als echte ebenbürtige Kinder des Südens erscheinen läßt.

Es müssen sicher ganz besondere Umstände gewesen sein, welche bei diesem Volk so schnell die Einführung der Reformation zuließen, denn ein Volk, das zäher an seinem Glauben und den Gebräuchen seiner Kirche hält, kann es kaum geben. Man muß einmal einen Sonntag im Engadin verleben um das zu begreifen. Puritanisch streng, als wäre man mitten in Alt-England, tritt auch hier die ganze Sabbathfeier auf. Alle Dörfer dieses sonst schon wundersam stillen Thals sind nun von früh bis spät lautlos, wie ausgestorben, ja man sieht viele Wohnungen gänzlich leer und verschlossen stehen, denn Alles ist zweimal des Tags in den Kirchen, die dann gedrängt voll sind. Man sieht, das sind Menschen, denen es um ihren Sonntag Ernst ist. In wenigen Kirchen findet sich eine Orgel, aber gesungen wird um so vortrefflicher; und etwa nicht der Lehrer oder Küster, sondern beliebig einige mit den besten Stimmen und dem größten Gesangstalente begabte Männer der Gemeinde haben dabei das Vorsängeramt. Die Kirchen selbst sind fast immer von außen stattlich und wohlgehalten, im Innern dagegen von einer wahrhaft entsetzlichen Kahlheit und Nüchternheit. Ebenso eifrig und streng ist der Engadiner in seinen häuslichen Andachtsübungen, und hoch in Ehren wird des Hauses Kleinod, die alte romanische Bibel, gehalten, deren letztes Blatt oft genug als ernste Mahnung vergangener Zeiten die Namen derer trägt, — vielleicht waren es Vorfahren des Hauses —, die um des lauteren Evangeliums willen standhaft Schmach und Tod erlitten; denn in diesen Thälern hat die Reformation manche Blutzeugen gehabt, als dieselbe im 16. Jahrhundert von Mailand aus mit Feuer und Schwert wieder vertilgt werden sollte. Im Veltlin gelang das blutige Werk, hier scheiterte es, denn zu tief hatte die neue reinere Lehre in den Herzen ihre Wurzeln getrieben, und man ließ lieber das Herz verbluten, als daß man sie herausgerissen hätte.

Daß unter diesem rauhen Klima die Bewohner keine Lust zum Ackerbau bekommen konnten, war natürlich. Wie im höchsten Norden Europas vermag auch hier der kurze Sommer höchstens etwas Hafer oder einige Gerstenfelder zu zeitigen, die auch noch kümmerlich und verkrüppelt genug aussehen; in dem etwas milderen Unterengadin wird ein wenig Roggen gebaut, indem man ihn früh im Frühling aussäet, dann wenn er in der Sommerwärme aufschießen will, ziemlich kurz abmähet und ihn endlich im anderen Jahre Aehren treiben läßt. Das ist aber auch Alles. Gemüsezucht ist ebenfalls höchst unbedeutend und an heimisches Obst erst vollends nicht zu denken; es sei denn, daß man die eßbaren Nüsse der Arven dazu rechnet, welche durch ihren mit leisem Harzgeschmack gewürzten mandelartigen Kern eine Lieblingsnäscherei bei Groß und Klein sind.

So sind denn die Engadiner, ähnlich den Bewohnern der schwersten Marschen, durch die unvergleichlichen Wiesen und Weiden ihres Landes von selbst auf Viehzucht und ein Hirtenleben hingewiesen. Aber sonderbar, es ist, als ob grade dies den Engadinern am allerwenigsten zusagte. Bei diesem sonst in allen Stücken so vernünftigen und wahrhaft praktischen Volke muß diese Erscheinung sicherlich eine in tieferer Natur begründete Ursache haben. Wie mir verständige Landwirthe versicherten, könnten sie das Drei- und Vierfache an Viehstand halten, wenn sie nur wollten, aber echter Trieb und wahre Lust dazu, wie er bei den Bernern, Simmen- und Emmenthalern sich zeigt, ist nicht im Mindesten vorhanden, so rein und sauber auch jeder Viehstall gehalten wird. Die Arbeit der Heuernte vollends überlassen sie ganz den Tyrolern, als ob sie damit auf keinen Fall ihre Hände und Arme anstrengen wollten. Alljährlich kommen zur Zeit der Heumad über zweitausend lustige Tyroler ins Thal, erfüllen die sonst so stille Gegend auf kurze Zeit mit fröhlichem Gejodel und gehen, wenn die Arbeit gethan, das duftige Heu unter Dach gebracht ist, mit gutem Verdienst in ihre nahe Heimath zurück.

Endlich noch überlassen die Engadiner einen großen Theil ihrer herrlichsten Alpentriften gegen geringe Pacht den Bergamasken, die ihre ungeheuren Schafheerden Jahraus Jahrein, wenn's Frühling wird, über den Bernina führen, um sie im Herbste fett und dick bewollt wieder nach Italiens Märkten zurückzuführen. Man rechnet, daß alljährlich zwischen 40 bis 50,000 Stück dieser Bergamasken-Schafe im Thale weiden.

Man weiß recht gut, daß der Viehstand ungleich mehr gehoben werden könnte, aber es fehlt einmal ganz und gar die Lust es zu

thun. So oft ich auch fragte, warum haltet Ihr denn nicht mehr Vieh, warum benutzt Ihr nicht selbst Eure schönen Almen statt sie den Bergamasken zu überlassen, — ich erhielt fast immer die gleiche Antwort. „Ja freilich", sagte man, es ist Unrecht, wir sollten's anders machen, aber — es geschieht einmal nicht, wir kommen nicht dazu."

So wäre es also Nichts als die Macht der Gewohnheit, die sie daran hindert, und ich fand diese eigenthümliche Macht auch in andern Dingen vielfach in ihnen wirksam. So herrscht im ganzen Thal eine merkwürdige Abneigung gegen die gewöhnlichen Handwerke und Dienste; nicht bloß jene mähenden und heuenden Tyroler und die bergamaskischen Hirten sind die einzigen Fremden im Thale; fragen wir die Schuhmacher und Schneider des Orts, sicherlich sind es ehrliche Schwaben, Franken oder lustige Rheinländer, oder dort im Walde die Holzhauer sind fast alle von Heinzenberg im Domleschgthale, die Maurer, die Steinhauer, die Straßenarbeiter sind Tessiner oder Lombarden, die Senner auf den Alpen sind Züricher oder Berner oder Walliser; die Knechte und Mägde des Hauses reden zwar romanisch, aber es ist nicht die Mundart des Engadin, denn nur selten sind sie heimisch, sondern fast immer aus den übrigen romanischen Thälern gekommen.

Zu größerer Fabrikindustrie fehlt vollends aller Trieb. Im ganzen Thale, die herrliche Kunststraße vielleicht ausgenommen, mag es noch ganz sein wie von den Zeiten des Mittelalters an; da erhebt sich noch kein thurmhoher Fabrikschornstein, kein Hammergepoch unterbricht die wundersame Stille; kein Glasofen leuchtet in die Nacht hinein; keine Baumwollspindel schnurrt — Alles das vermißt man hier, obwohl zu Allem die reichste Gelegenheit sich bietet. Aber dafür findet sich auch Gottlob nicht die leiseste Spur jener geistig, sittlich und körperlich verwahrlosten und heruntergekommenen Proletarierbevölkerung, deren trauriges und widerwärtiges Bild uns nur zu oft in unsern hochgepriesenen blühenden und fortschrittsvollen Städten entgegen tritt. — In diesem glückseligen Thale, es thut einem unsäglich wohl, kann man noch auf- und abziehen ohne einem einzigen zerlumpten Bettler zu begegnen, es giebt hier und da Armenanstalten, aber ohne Arme, im Engadin braucht Niemand zu hungern und zu frieren. Beneidenswerthes Thal!

Aber, — hör' ich dich, lieber Leser, schon fragen — woher rührt denn der allgemeine Wohlstand, der dem Engadiner gestattet so manche Erwerbsquelle, die sich ihm darbietet, unbenutzt zu lassen?

Sonderbar, es ist, als ob im Engadiner ein seltsamer Dualismus läge, als ob zwei verschiedene Naturen ihm inne wohnten; einmal das stille ruheliebende beschauliche Wesen, wie es in seiner Heimath sich entfaltet, und dann wieder ein frisches, angespanntes, erwerblustiges, das ihn überall in der Fremde beseelt und eben als die Hauptursache seiner außerordentlichen Wohlhabenheit, ja seines Reichthums anzusehen ist. Der Engadiner nämlich holt all sein Geld aus fremden Landen.

Die Erscheinung zeitweiliger Auswanderung finden wir auch in andern Alpenthälern, man denke nur an die Grödener und Zillerthaler in Tyrol; nirgends aber tritt sie so bedeutsam auf, nirgends besteht diese Sitte seit so vielen Jahren als im Engadin. Wann aber und wodurch die erste Veranlassung dazu gegeben wurde, ist wohl schwerlich jetzt noch zu erforschen. Wir wissen, daß schon in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts eine Menge Engadiner sich in Venedig, Genua, Livorno und andern Handelsplätzen aufhielten, sei es als Spediteure, Agenten, Kaufleute oder auf irgend eine andre Weise ihren Erwerb suchend, und in diesen Städten ist es noch heutiges Tags der Fall. Vor allem aber ist es ein Zweig des Gewerbes, welcher mächtiger als alle andere in diesem Thale seine Wurzeln hat, um von hier aus über ganz Europa, ja selbst noch weiter, wo nur Luxus und Wohlleben ihre Stätten errichtet haben, sein Netz zu spannen, und zwar ein Netz voll Süßigkeiten. Das Engadin ist die Heimath fast aller Schweizer Conditoren, Kaffeehausbesitzer und Chocoladenverfertiger.

Wir alle haben sie ja gesehen und sehen sie vielleicht noch alltäglich, die stillen, freundlichen und höflichen Männer und Jünglinge, die in ihrer stereotypen hellgrauen Kleidung, mit sauberer weißer oder grüner Schürze angethan, oft überraschend durch Schönheit und edle Bildung des feingeschnittenen und ausdrucksvollen Gesichtes, wie sie da Posto gefaßt haben hinter der Fülle ihrer süßen, farbenbunten, vanilleduftenden Waaren, welche zierlich vor ihnen liegen, ausgekramt auf dem weißen Marmortisch. Wir finden sie wieder im Osten und Westen, im Süden und Norden, in London und Paris, in Berlin und Hamburg, in Neapel wie in Stockholm und Kopenhagen, in Moskau und Petersburg wie in Neuyork und Philadelphia, ja selbst in Rio treten sie uns entgegen, und im deutschen Norden kennen wir ja die Spargnapani, Josty, Stehely, Giovanoli und Sala Tarone. Ihr liebes Heimathshaus aber steht hier zwischen diesen Schneebergen, diesen stillen Arvenwäldern, diesen klaren Seen und grünen Triften, deren Bilder ihnen wohl oft mitten in der gasbestrahlten glanzvollen Umgebung still durch die Seele ziehen mögen.

Diese merkwürdige Art von Auswanderung hat sich nun nach und nach zu einer echten und sorgfältigen Organisation erhoben. So haben alle bedeutenden Conditoren und Kaffeeinhaber des Auslandes hier ihre Agenten, um sich wenn nöthig Rekruten für ihr Geschäft ausheben zu lassen, an denen es nie fehlt. Fast immer ziehen dann mehrere junge Burschen gemeinsam fort, genau werden ihnen die zu nehmenden Reiserouten vorgeschrieben, ja selbst die Herbergen bezeichnet, und genau haben sie über das ihnen mitgegebene Reisegeld, wenn sie am Ort ihrer Bestimmung angekommen sind, Rechnung abzulegen. Aber auch hier sind sie stets unter strengster Aufsicht und Obhut. Zwar nicht unbedeutend ist schon gleich der Lohn, den sie von ihren Herren erhalten, aber nur das Allernothwendigste bekommen sie davon in die Hände, und mit dem Sparen und Zurücklegen wird sofort begonnen. In den ersten Zeiten existiren die Vergnügungen und Genüsse der Stadt für sie so gut wie gar nicht. Ich kannte in Berlin einen jungen Engadiner, der nach drei vollen Jahren seines Dortseins noch nicht einmal in ein Theater gegangen war. Und was machen Sie denn an ihren freien Tagen, fragte ich. Morgens gehe ich zur Kirche, dann etwas spazieren und Abends schreibe ich nach Haus, war die einfache Antwort des freundlichen Jungen. Kirche, Naturgenuß, Heimath, da hatte ich den echten Engadiner. Ist so nach längerer Zeit etwas Gehöriges erworben und erspart, so wird wieder das liebe Heimathsthal besucht und Alles, was nur verwandt oder bekannt ist, reich beschenkt, meistens mit den Erzeugnissen des Luxus und der Mode; manch köstlich Stück Seidenzeug, mancher farbenglühende Teppich, manch schönes Bronzegeräth, und vor Allem mancher Schmuck edlen Goldes wandert so ins einsame Thal und in liebe Hände. — Das mag eine selige Zeit sein. Aber nur selten länger als einen Monat wird im Heimathsdorfe verweilt, und wieder hinaus in die große Welt geht's, um noch mehr zu erwerben, das Glück weiter zu versuchen.

Er durchzieht bald Europa, lernt mit Leichtigkeit dessen Sprachen, erwirbt sich von Jahr zu Jahr eine größere Summe und tritt bald vielleicht als Theilhaber in ein blühendes Geschäft ein oder errichtet ein neues. — Und wieder treibt's ihn zurück nach seinen Bergen; diesmal um sich ein Weib dort zu nehmen, denn auswärts heirathet ein echter Engadiner nie. Seine erste Sorge ist jetzt für die liebe Gattin ein schönes Haus zu bauen, in dem sie behaglich und wohl eingerichtet wohnen kann, während er wieder fern ist in der glänzenden Hauptstadt, um abermals mehr und mehr zu erwerben. So macht er es und jeder andere; auf diese Weise entsteht nach und nach im Thale ein stattliches Haus neben dem andren, von außen und auch größtentheils im Innern durchaus getreu in Landesbauart gehalten, ausgestattet dagegen häufig mit einer Behaglichkeit, einer Schönheit, einem Geschmack und modernen Luxus, daß man ganz überrascht wird. In sehr seltenen Fällen nur zieht die Frau mit ihm nach der Stadt, er aber besucht lieber regelmäßig alle Sommer

sein liebes Heimathsthal, bringt nun Geschenke und neuen Schmuck für das Innere seines Hauses, lebt ein paar glückliche Monden bei Weib und Kindern, um abermals zu scheiden. — Indeß fort und fort steht er mit seinen Lieben daheim in innigster Verbindung, und so strömen durch die Post alltäglich Briefe aus allen Gegenden Europas in diese stillen Fluren.

Das dauert manches Jahr so. — Endlich ist er, was man so nennt, ein gemachter Mann. Unbemerkt vom Publikum, geht nun sein Geschäft in die Hände des Nachfolgers über, meistens ist es sein Sohn oder ein jüngerer Bruder oder Verwandter, dem er es übergiebt. Nun ein fröhliches Valet der großen Welt, und zum letztenmal eilt er jetzt seinem heißgeliebten Thale zu, um es von nun an nicht wieder zu verlassen, sondern in behaglichster Ruhe sein Leben hier zu beschließen.

Daß auf solche Weise mancherlei Kenntnisse, Bildung und Aufklärung, ebenso wie manch fremde Sitten ins Thal getragen werden, ist leicht einzusehen. So fand ich dort in Samaden ein Kaffeehaus mit einer überraschend reichen Zeitungs- und Journalliteratur, auch ein Billard fehlte nicht, man veranstaltet häufig Bälle und selbst Maskeraden in modernster Weise, und man sollte versucht sein fast zu glauben, daß mit solchem auch schlimme oder bedenkliche Erscheinungen städtischen Lebens auftreten müßten. Aber selbst ein deutscher Prediger, seit Jahren im Engadin angestellt, versicherte mir, daß eine so merkwürdige Reinheit der Sitten herrsche, wie er nirgends weit und breit umher, selbst nicht in den einsamsten Hirtendörfern gefunden habe. — Vor Allem rührend ist der Ausdruck echter Gemeinsamkeit, den die Bewohner eines Dorfes bei einigen Gelegenheiten an den Tag legen. Da wird jede Hochzeit vom ganzen Dorfe mitgefeiert. Alles hat ein festliches Ansehen, und aus jedem Hause hängen bunte Teppiche, flattern Tücher, wallen Fahnen, winken Kränze und Guirlanden; ist aber Jemand gestorben im Dorfe, und sei's auch der Aermste und Niedrigste, beim nächsten Gottesdienste, wo dann die Gedächtnißrede des Todten gehalten wird, erscheint Alles schwarz gekleidet oder wenigstens doch mit einem Zeichen der Trauer versehen in der Kirche.

Endlich bleibt mir noch Eins zu berühren. Wie so manche Graubündner Gegend hat auch dieses Thal seinen uralten heimischen Adel; es sind dies die Juvaltas, die Salis und vor Allen die von Planta, deren Wappenzeichen, die Bärentatze, uns am meisten entgegen tritt. Aufs innigste verwebt mit der Geschichte des Thals in Leid und Lust, in Noth und Gefahr seit grauen Jahren, keinerlei Herrschaft, keinerlei Vorrecht vor ihren Mitbürgern beanspruchend, aber immer die Ersten, wo es je galt die Freiheit des Landes zu schirmen, das Gemeinwohl zu erhöhen, die echte Bildung zu verbreiten, ein Rath und eine starke Stütze aller Bedrängten und Bedürftigen durch ihre Macht und ihren Reichthum, ein Vorbild hoher Sittenreinheit und Seelenadels, so stehen ihre Mitglieder da, gleichviel ob Krieger oder Richter, Geistliche, Aerzte, Gelehrte, Landwirthe und Handelsherren, erhaben über erbärmliche Standesvorurtheile, aber geliebt, verehrt und mit Stolz genannt von allen, die zwischen den Bergen wohnen. Welch ein Gegensatz zu den traurigen Erscheinungen unseres so vielfach sittlich und geistig verkommenen Krautjunkerthums. Das ist noch echter Adel im ganzen und wahren Sinne des Worts.

Nur einige Tage war ich im Engadin, dann mußte ich fort. Ich wäre gern länger dort geblieben, denn es war mir unsäglich wohl in diesem schönen stillen Thale, bei diesen lieben stillen Menschen. — Um hinaus zu kommen, wählte ich den Albulapaß, der beim Dorfe Ponte beginnt und noch mehrere Stunden über die romanischen, doch nicht mehr zum Engadin gehörenden, Dörfer Bergüne, Surava, Bellaluna u. s. w. wieder auf die große Landstraße nach Chur zuführt. Erst geht's eine Weile durch Wiesen, dann durch kleine Lärchengehölze, dann weiter oben über ansehnliche Almflächen. — Hier weidete eine mächtige Bergamasker Heerde, behütet von zwei langzottigen Hunden, die mir schon von fern entgegen sprangen, mich umschnoperten und begleiteten, so lange ich in der Nähe der Heerde war. Die Schafe waren auffallend groß und umfangreich wie unsre friesischen, ja noch stärker an Knochenbau als diese, aber mit langem behaarten Schwanze versehen und äußerst grober harter Wolle bedeckt. Das seltsamste und fremdartigste Ansehen gab ihnen der kahle eigenthümliche Kopf, auf dessen mächtig gebogener Stirn vom Scheitel bis halb zur Nase herab ein wunderlicher schmaler Kamm von krauser Wolle lief.

Inmitten seiner Heerde stand der junge Hirt am langen, ihn weit überragendem Stabe, eine schlanke hochgewachsene Gestalt von herrlichstem Ebenmaß der Glieder. Ein breitkrempiger Spitzhut saß auf den vollen Locken, die schwarz und prächtig zu beiden Seiten des dunkeln Antlitzes sich hernieder ringelten. Ein weißliches Stück Zeug groben Wollgewebes hing mantelartig von den Schultern, die breite braune Brust war ganz frei, auf ihr ein kleines metallenes Kreuz, wohl ein geweihtes Amulett, das in einer Schnur um den Hals hing; das Bein war abwärts vom Knie ganz nackt und nur der Fuß mit Sandalen bekleidet. War schon diese ganze Erscheinung malerisch in hohem Grade, so wurde ich erst wahrhaft überrascht und gefesselt durch die Schönheit des sonngebräunten Antlitzes, durch dies große edelgeschnittene dunkele Auge, überwölbt von herrlich geschwungenen Brauen und mit so tiefem wundersam träumerischen Ausdrucke. Der Goldschein der Spätnachmittagssonne umglänzte mit vollem warmen Lichte das schöne dunkle Haupt; es war, als ob ein antikes edles Bronzebild vor mir stände.

Weiterhin waren andere Theile der Heerde und andere Hirten, auch eine Hütte sah ich, die sie aufgerichtet hatten. Als ich grüßend mein „Buona sera a voi pastori" zu ihnen hinüber rief, neigten sie sich alle tief, ihr Haupt entblößend, und ihr freundliches „Grazie Signore, buon viaggio" tönte als Gegengruß zu mir zurück. — Dann rief der eine Hirt den Hunden, die mich umschnoperten, etwas zu, das ich nicht verstand, aber Beide ließen sofort ab von mir und sprangen mit lautem Gebell voran, die Schafe rechts und links vom Wege treibend. Ich konnte nun ungehindert durch die Heerde schreiten, während hinter mir die Hirten einen Gesang anstimmten. Es mußte sicherlich ein geistlich Lied sein, was sie sangen, die Töne klangen eigenthümlich weich und feierlich mir nach. Ich wanderte still weiter, seltsam bewegt von diesen Klängen, und es wollte mich fast gemahnen, als hätte ich in diesem Stück Hirtenleben eins jener Bilder der Weiden Kanaans oder Mesopotamiens, wie wir sie geschildert finden einfach und rührend in den Büchern des alten Bundes.

War schon der Julier einsam und öde, so war er noch fast freundlich zu nennen gegen die wirklich grauenhafte Steinwüste, die mich nun bald im Albulapaß von allen Seiten umstarrte. Das seltsamste Gesteinwechsel trat mir entgegen auf der kurzen Strecke von kaum einer Stunde. Erst gings über Glimmer-, dann über Talkschiefer, nun kam schwarzer Kalkstein mit weißen Spathadern durchzogen; aus diesem ragten zur Rechten, wild zerrissen und zerklüftet, eine Reihe grotesker Felsgestalten ebenfalls von einer Kalkmasse, aber durch und durch porös wie Tuffstein, nur ungleich schwerer; noch weiter war schöner grauröthlicher Granit emporgedrungen, auf diesem endlich sah ich hin und wieder Hügel von fester Nagelflue gelagert. Nirgends indeß ein Sträuchlein, nirgends ein grünes Fleckchen, Nichts als das graue Chaos von Felsen und Blöcken und Schutt. Es dämmerte mehr und mehr, hoch oben wehte mir ein eisigkalter Windhauch von den Gletschern des Mortells entgegen, dessen gewaltige Riesengestalt sich vor mir tief dunkel gegen den falben Luftton des westlichen Himmels absetzte. Es war kein lebend Wesen weit und breit zu schauen, auch kein Laut zu hören als dann und wann ein eigenthümlich scharfes Seufzen des Windes zwischen den Felsklüften, und da ich also Nichts zu hören und Nichts zu sehen hatte, was meine Aufmerksamkeit fesseln konnte, so schritt ich einsam mit allerlei Gedanken und Phantasien meine Straße, und aus der Trostlosigkeit dieser grauen unwirthbaren Steinwüste floh meine Seele wieder zurück ins schöne, grüne Engadin, dann hierhin und dorthin und endlich sogar in die liebe Heimath und zum äußersten Norden des deutschen Vaterlandes, zum fernen Friesenland. Welch ein Gegensatz und doch wieder welch wundersame Verwandtschaft mit diesen Landen. — Hier weltabgelegene Thäler, umringt von ihren Schneehäuptern, dort einsame wogenumbrandete Inseln und Halligen; hier Bergsturz, Wildwasser und Lawinendonner, dort das großartige und furchtbare Schauspiel der Sturmfluth, hier die Ruine einer Sprache aus uralt räthselvoller Zeit, verwandt so nahe mit der des Nachbarlandes, aber dem Untergange geweiht, unrettbar verloren und wohl verschwunden schon von der Erde in hundert Jahren; — und dort im Norden Frieslands ganz das Gleiche, vor Allem aber hier wie dort ein Volk protestantischen Bekenntnisses, frisch und frei, und kräftig und gesund an Leib und Seele und seiner rauhen Heimath anhängend in unwandelbarer rührender Liebe.

In solche Gedanken versenkt, schritt ich dahin durch die zunehmende Dunkelheit, rasch senkte sich der steinige Pfad, als der Hochpunkt des Passes überschritten war. Schwarz und unheimlich standen zu beiden Seiten die seltsamen Felsgestalten, auch der Abendwind hatte sich gelegt, so daß nun ein wahres Grabesschweigen mich umgab. Da plötzlich blitzte vor mir in einiger Tiefe ein Licht auf, und das einsame Wirthshaus da unten, der „Weißenstein", aus dem es hervorschien, war bald erreicht, sein Lager bald aufgesucht.

* Gedicht.

Der Rhein.

Aus dem Holländischen übersetzt von Engelbert Sögelken.

Auf ew'gen Alpen, dicht mit Schnee und Eis umringt,
Aus hartem Felsenbett der schöne Rhein entspringt;
Mit ungewissem Gang schleicht matt er an der Erden
Wie ein verschmähter Bach, kaum werth benannt zu werden.
Allmählich groß und stark schießt er längs breiterm Bord
Mit Jünglings-Feuerkraft in stolzen Wellen fort
Und stürzt bei Laufen sich mit Donnerkrachen nieder
Zur Tiefe, schäumt und braust und wühlt und ringt dann wieder
Aus Klippen sich hervor; gereizt durch Widerstand
Zerbricht, zerschmettert er die Felsen an dem Strand.
Mit Brausen tobt er fort, von Wassern eine Hölle,
Und alles Land umher erdröhnt vom Sturz der Welle.
Dann stürmt er Deutschland durch in stolzer Majestät
An fruchtbarn Ufern hin, mit Dörfern reich besä't,
Längs Bergen, die erfreut des Bacchus Segen bringen,
Und Städten, stolz gebaut, die seinen Ruhm besingen.
Man sieht den Schlangenlauf von Ehrenbreitsteins Spitze,
Europas Flußaar, ihn grüßt man vom hohen Sitze. —

O sieh den schönen Strom hernach an Katwyks Strande.
Was schaust du? Trüben Sumpf, erstickt im Schlamm und Sande;
Unedel und verschmäht kriecht schändlich er gebückt,
Bis er sein schlamm'ges Naß im Dünensand erstickt.

Ach, wer ihn wogen sah so kühn bei Coblenz' Mauern,
Muß unter Disteln hier und Moos sein Grab betrauern.
Wie schleicht er schwanken Schritts, wie trüb, er, einst so heiter!
Denkt an Carthago's Fall und geht mit Wehmuth weiter!

Gleichst ihm du, Niederland? Muß aus dem Gang der Schnecken
Mein Herz, das für dich glüht, dein nahend Loos entdecken?
Klein warst du wie der Rhein, als dich das Licht erschaute,
Kaum würdig, daß ein Volk den schwanken Grund bebaute.
Allmählich groß und stark, sahst du, wie aus Morästen
Erwuchsen Zucht und Glück in steinerbauten Vesten;
Du rangst vom Spanier dich frei voll Jugendgluth
Und blitztest auf dem Meer mit ächtem Mannesmuth.
Auf dich, der Völker Haupt, einst Aller Auge blickte,
Dein Glanz wie der des Rheins den Fremdling selbst entzückte;
O solltest du im Lauf ersterben wie der Rhein?
Sollst du Europas Schmach, der Erde Auswurf sein?
Nein, nein, der Väter Ruhm und Glanz zu herrlich blinken;
Der Nachwuchs solchen Volks kann nie in Nacht versinken.

Helmers. Die holländische Nation

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Oliver Cromwell. Ein Drama von Eduard Palleske. — Villa Carlotta. Poetische Reisebilder vom Comersee und aus den Lombardisch-Venetianischen Landen. Von Ludwig Bechstein. — Ueber den Aetna und seine Ausbrüche. Ein Vortrag von Sartorius von Waltershausen. — Balders Tod. Episches Gedicht in drei Gesängen von A. Schütt. — Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. Von Friedrich Zarncke.

— * Die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig begründet nach Beendigung des in Heften erschienenen Werkes „Die Gegenwart" schon wieder ein neues Unternehmen, welches gleich jenem und dem Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur sowie dem der Gegenwart sich dem in zehnter Auflage abgeschlossenen großen Conversations-Lexikon anschließt und ihm zur Ergänzung dient. Dies neue Unternehmen wird als Jahrbuch zu jenem großen bezeichnet und führt den Titel „Unsere Zeit"; es soll das Zeitleben, wie es sich entwickelt in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft, Kunst und Literatur, in einem geschlossenen Gesammtgemälde und im Interesse der populären Bildung zur Anschauung bringen. Es wird monatlich ein Heft von 4 bis 5 Bogen zum Preise von 5 Silbergroschen erscheinen; das erste ist ausgegeben und enthält den Hauptartikel „Die Kanalisirung des Isthmus von Suez." Weiter finden sich Abhandlungen über die Handelspolitik Preußens und die Gußstahlfabrikation, endlich biographisch-kritische Aufsätze über Adelaide Ristori, Bogumil Dawison, den französischen Gesandten Morny und den künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Buchanan. Den Schluß des Heftes machen kleine Mittheilungen, in denen verzeichnet ist, was in der jüngsten Zeit im Bereiche der Wissenschaft sich ereignete.

— * Die Leitung der Münchener Hofbühne, mit welcher seit fast sechs Jahren Franz Dingelstedt betraut war, ist demselben kürzlich vom Könige von Bayern wieder abgenommen und dem Freiherrn von Frays, der früher schon Intendant war, übertragen worden. Dingelstedts Stellung war seit Langem eine unsichere und wurde eigentlich von Anfang an durch eine geschäftige Partei, die in den Reihen des hohen Adels und der Ultramontanen ihre Mitglieder hatte, unterwühlt; die Ernennung des Bürgerlichen zu einem Amte, das nach ihrer Meinung nur einem der Ihrigen gebührte, war ihnen schon einen Gegenstand des Grolls. Daher hieß es auch unzählige Male, daß Dingelstedt sich nicht länger halten könne, und allerlei Geschichten wurden erzählt, aus denen hervorgehen sollte, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen oder ihrer unwürdig sei. Zu solchen Anfeindungen kamen nun zwei Dinge, die wohl hauptsächlich seinen Sturz herbeigeführt haben, nämlich ein Deficit von 20,000 Gulden und fortdauernde Zerwürfnisse mit den Bühnenmitgliedern, deren Liebe Dingelstedt sich nicht erwerben konnte. Er verstand es nicht, sich mit ihnen auf einen guten Fuß zu stellen, behandelte sie herrisch und willkürlich, so daß sie sich vielfach gegen ihn auflehnten. Der König, bei dem Dingelstedt in Gunst stand, hat ihn denn nun mit einer Pension von 1000 Gulden entlassen. Das Gerücht, daß Friedrich Bodenstedt dem neuen Intendanten als Dramaturg beigegeben sei, ist unbegründet.

— * In Berlin giebt man auf der Hofbühne ein fünfaktiges Trauerspiel „König Saul" von Hermann Kette, einem in Berlin lebenden Dichter, der sich nach so manchen Vorgängern noch einmal an diesen biblischen Stoff gewagt hat. Das ist mit poetischem Sinn und dramatischer Begabung, auch mit ziemlich treuem Festhalten an der Darstellung der Bibel geschehen, doch scheint bei alledem ein werthvolles Drama, das sich auf der Bühne zu halten verspräche, nicht geschaffen worden zu sein, so daß „König Saul" die übliche Anstandszahl von Darstellungen wohl nicht überleben wird. Die ersten zwei Akte sind trefflich gearbeitet, von da an aber ist es dem Dichter nicht mehr recht gelungen, einen lebhaften Fortgang und einen befriedigenden Schluß zu Stande zu bringen.

— * Neulich hat ein Anhänger der neuromantischen musikalischen Schule von Weimar wieder einen charakteristischen Beweis von dem Hochmuth gegeben, welchen diese Richtung dem heutigen Geschmack und der Kritik entgegenzustellen pflegt. Der ausgezeichnete Pianist Hans von Bülow spielte öffentlich eine neue Sonate seines Lehrers und Beschützers Franz Liszt, machte aber damit kein Glück. Das Werk wurde vom Publikum und der Kritik als verworren, unerquicklich und langweilig bezeichnet, und ein Recensent der Spenerschen Zeitung sprach sich in diesem Sinne, aber in sehr gemäßigten Worten, aus. Herr von Bülow war darüber höchlich entrüstet und verlieh seinem Zorn in einem Briefe Worte, worin er den Kritiker wegen seines angeblich maßlosen und frechen Angriffs auf eine solche Notabilität wie Liszt zur Rede stellte. Der Kritiker that das Beste, was in diesem Falle zu thun war; er druckte den Brief in der Zeitung ab, und man ergötzte sich in musikalischen Kreisen an diesem Zornesausbruch.

— * Ein Künstlerleben. Von dem Buche, welches Agnese Schebest, die einstige Sängerin und spätere Gattin des Doctors David Friedrich Strauß, herausgegeben hat, ist die Rede gewesen. Das „Deutsche Museum" enthält folgende Besprechung desselben: „Ein sehr empfehlenswerthes Buch, nicht bloß für den Kunstfreund, sondern überhaupt für Jeden, der seine Freude hat an der gesunden Entwickelung einer einfachen tüchtigen Natur — einer „Natur" im Goethe'schen Sinne — und der ungeschminkten, kunstlosen Darstellung dieser Entwickelung, sind die kürzlich erschienenen „Erinnerungen aus dem Leben einer Künstlerin von Agnese Schebest" (Stuttgart, Ebner und Seubert). Agnese Schebest gehörte bekanntlich im Laufe der dreißiger Jahre zu den gefeiertsten Sängerinnen der deutschen Bühne, der sie jedoch nach kurzen Triumphen untreu ward, um als Gattin des berühmten Dr. Strauß, des Verfassers des „Leben Jesu", ins Privatleben zurückzutreten. Allein ebenso bekannt ist es auch, daß diese Ehe keine glückliche war und schon nach wenigen Jahren durch gegenseitige Uebereinkunft wieder aufgelöst wurde. Wer unter diesen Umständen etwa erwarten möchte, in den vorliegenden Bekenntnissen, mit denen die ehemalige Künstlerin nun auch als Schriftstellerin auftritt, irgendwelche pikante Enthüllungen über den berühmten Theologen und sein eheliches Leben zu finden — und wie die Welt nun einmal ist, werden gewiß nicht Wenige das Buch mit dieser Erwartung in die Hand nehmen —, der wird sich freilich sehr enttäuscht fühlen. Rechnen wir das Widmungsblatt ab, mit welchem die Verfasserin das Buch „ihren geliebten Kindern Georgine und Friedrich Strauß" zuschreibt, so wird der für sie verhängnißvoll gewordene Name in dem ganzen Werke nicht einmal genannt; dasselbe reicht überhaupt nur bis zum Schluß

ihrer künstlerischen Laufbahn und selbst auf das Ereigniß, durch welches die Verfasserin veranlaßt ward, von derselben zurückzutreten, wird nur in den allgemeinsten Ausdrücken hingedeutet. Für die Skandalsucht also bietet das Buch nichts, desto mehr dagegen für das Verständniß des menschlichen Herzens, von dem uns hier einzelne Regionen mit bewundernswerther Klarheit aufgedeckt werden, sowie zur Kenntniß der deutschen, französischen und italiänischen Theaterzustände vor 20 und 30 Jahren. Agnese Schebest oder wie sie ursprünglich hieß, Schebesta, wurde 1813 zu Wien geboren, von einem böhmischen Vater und einer Mutter, die zwar ebenfalls aus Böhmen gebürtig, aber von deutscher Abkunft war. Agnese war ein Soldatenkind; der Vater, der nicht zwei Worte Deutsch sprechen konnte, stand als Oberminenführer in dem österreichischen Minenrcorps. Zu einer großartigen Sprengung nach Oberitalien commandirt, verunglückte er dabei, als Agnese kaum drei Jahre alt war. Die Wittwe kehrte in ihre böhmische Heimath zurück und hier, unter der Aufsicht der Mutter und einer prächtigen alten Großmama verlebte Agnese eine entbehrungsreiche, ja ärmliche, aber dennoch glückliche Jugend. Die Schilderungen, welche die Verfasserin uns von diesem einfach-idyllischen Jugendleben entwirft, sind wahrhaft entzückend; wir kennen wenig in unserer Literatur, was sich dieser so ganz wahren und dabei doch so tief poetischen Dorfgeschichte vergleichen läßt. Böhmen ist bekanntlich ein liederreiches Land und auch Agnese verspürte bald den Einfluß der musikalischen Luft, in der sie emporwuchs: ihre Stimme entwickelte sich frühzeitig zu solcher Kraft und Schönheit, daß sie schon als neunjähriges Kind an den musikalischen Aufführungen in der Kirche zu Theresienstadt theilnahm und zwar unter dem lebhaftesten Beifall der Zuhörer. Auf das Zureden einflußreicher Gönner, die an dem aufgeweckten muntern Kinde Gefallen fanden, entschloß die Mutter sich, Agnesen zur Sängerin ausbilden zu lassen. Die Schulmeisterin des Orts war eine Schwester des zu seiner Zeit als Componist wie namentlich als Musiklehrer hochberühmten Chordirektors Mikisch in Dresden, gewöhnlich „der alte Mikisch“ oder „Papa Mikisch“ genannt: ein Original, von einigermaßen rauhem polterigen Wesen, aber eine echte Künstlernatur, enthusiastisch und aufopfernd, besonders wo es die Ausbildung junger mittelloser Talente galt. „Papa Mikisch“ selbst war in Italien gebildet; seine Schule war ebenso streng wie gediegen und da die Dresdener Oper damals auch übrigens reich an bedeutenden und nachahmenswerthen Talenten war (wir erinnern nur an die Schröder-Devrient, die gerade zu jener Zeit im Aufblühen ihres Ruhms stand), so konnte Agnese ihre künstlerische Laufbahn gewiß unter keinen glücklicheren Auspicien antreten als an diesem Ort und unter dieser Leitung. Auch studirte sie mit unermüdlichem Fleiß; von allem Umgang mit der Welt abgeschieden, lediglich dem Studium ihrer Kunst hingegeben, verlebte sie eine Reihe einsamer und mühevoller, dennoch köstlicher Jahre. Auch dieser Abschnitt des Buchs ist von außerordentlicher Schönheit; es ist eine Kunstidylle, fast in der Art der „Consuelo“, nur daß hier jener heiße Strahl sinnlicher Leidenschaft fehlt, der für Consuelo so verhängnißvoll wurde. Nachdem Agnese mehre Jahre im Chor gesungen, wurde ihr endlich eine größere Rolle zutheil; es war der Benjamin in Mehul's „Josef und seine Brüder.“ Der Erfolg war über Erwarten günstig, andere Rollen folgten und bald gehörte Agnese zu den beliebtesten und beschäftigtesten Mitgliedern der Dresdener Bühne; selbst als Schauspielerin war sie neben ihrem eigentlichen Beruf als Sängerin einige Zeit thätig. Auch die äußern Verhältnisse der jungen Künstlerin hatten sich mittlerweile recht günstig gestaltet; das Publikum liebte sie, der Hof zeichnete sie aus und gewiß, wenn sie auf die Dauer hätte in Dresden bleiben wollen, würde sich ihr Leben hier aufs angenehmste gestaltet haben. Allein als im Jahre 1832 ihr bisheriger Contract mit dem Dresdener Hoftheater ablief, fühlte Agnese sich unwiderstehlich von jenem Wandertrieb ergriffen, der überhaupt das Erbtheil aller Künstlernaturen ist; sie ging zunächst nach Pesth, dann nach Wien, später nach Paris, wo sie jedoch durch ein heftiges und langwieriges Brustleiden an dem beabsichtigten Auftreten verhindert ward. Mit diesen Künstlerfahrten, welche sie von einem Ende Deutschlands zum andern führten, tief bis nach Rußland hinein, beginnt ein zweiter Abschnitt des Buchs. Derselbe ist für die Theatergeschichte nicht uninteressant, steht jedoch an künstlerischer Abrundung sowie an poetischer Tiefe der eigentlichen Jugendgeschichte bei weitem nach. Das Ganze macht einen höchst liebenswürdigen Eindruck; es ist mit großer Offenherzigkeit geschrieben, die doch nirgends die zarte Grenzlinie echter Weiblichkeit verletzt. Wir lernen die Verfasserin kennen und schätzen als eine Frau von ungewöhnlichem Geist, von stark ausgeprägtem Unabhängigkeitssinn und dabei doch von kindlicher Unbefangenheit, ein reines, klares, tüchtiges Gemüth. Auch von ihrer theoretischen Einsicht in das Wesen der Kunst giebt sie einzelne sehr anerkennenswerthe Proben; ihre Excurse über einige ihrer frühern Lieblingsrollen, wie namentlich über den Bellini'schen „Romeo“, durch den sie ihren Ruf hauptsächlich begründete, ferner über Cherubini's „Medea“ 2c., gehören zu dem Besten, was wir in der Art besitzen und verdienen von angehenden Künstlern und Künstlerinnen eifrig studirt zu werden. Dem Buche ist das Porträt der Verfasserin beigegeben; der classisch geformte Kopf mit den stark ausgeprägten Zügen und dem schwärmerisch tiefen Auge entspricht dem Bilde, welches das Buch selbst in der Seele des Lesers hervorruft.“

—* **Heine in Paris.** Von den Briefen Heinrich Heine's, welche von den Stuttgarter „Hausblättern“ abgedruckt werden, ist neulich einer mitgetheilt. Der Einsender derselben begleitet die Briefe mit Bemerkungen, denen wir Einiges entnehmen: „Nachdem Heine als ein Epigone der romantischen Periode, in poetische Träumereien versenkt, eine zeitlang durch die Gassen Hamburgs geschlendert und dabei ein gewiß harmloses Leben hindämmerte, über Entwürfen zu Tragödien brütete, auf neue Lieder sann, über die Gründer der Romantik Witze losließ und neben der Verherrlichung Napoleons I. allerlei alte Karrikaturen aus der jüdischen Rumpelkammer, einen Sami Ascher, die dicke Gudel vom Dreckwall, den großen Gumpelino und ähnliche Ideale durch die Kraft seines Talents à la Hoffmann zu verewigen gesucht, — rissen ihn mit einemmale die Zeitbewegungen im Jahr 1830, fast wider Willen, in die allgemeine Strömung. Sein Herz war nicht dabei, wie man es im Leben nennt. Was er wollte, war: als deutscher Dichter hohen, ja höchsten Ruhm erlangen, daneben durch die Allmacht seines Witzes, den er ungezügelt und rücksichtslos spielen ließ, sich eine gefürchtete und unangreifbare Position erringen und endlich ein in Sinnlichkeiten aller Art gewiegtes, äußerst bequemes Leben führen. Diese Pläne sah er plötzlich durchkreuzt und durch seine Theilnahme an den ernstgemeinten Bestrebungen der erregten Jugend bedenklich in Frage gestellt. Bis zum Frühjahr 1831 dauerte der Kampf, der endlich mit dem Entschlusse endete, von Hamburg zu scheiden und nach Paris zu reisen. Die Anforderungen waren zu mächtig geworden, man verlangte Erklärungen von ihm, die Gährung in den jugendlichen Köpfen, die den seinigen durchaus nicht ergriffen hatte, machte ihm Angst, und seine Reise nach Paris war damals mehr eine Flucht, um den in Deutschland sich vorbereitenden Ereignissen zu entgehen, als ein Drang von dort aus auf Deutschlands Zukunft im revolutionären Sinn zu wirken. Seine letzten Augenblicke in Hamburg waren daher von den finstersten Sorgen getrübt. Er fürchtete nicht nur seinen Namen kompromittirt zu sehen und traf deßhalb die peinlichste Vorsorge, sondern die Besorgniß um seine Existenz auf dem fremden Boden trat mit ernster Mahnung hinzu und erschwerte ihm das Scheiden von dem liebgewonnenen „Dasein des Wirkens“ in Hamburg. Erst in Frankfurt sammelte er sich und gelangte wieder zu einem erhöhten Selbstgefühle, als ihm dort Beweise einer Achtung zu theil wurden, die seinem großen Talente galten. Ein Brief von dort enthält eine Stelle, die unverhohlen seine Freude darüber ausdrückt. „Sie glauben nicht“, schreibt er, „wie man mich hier verehrt! Als ich Mittags nach Hause kam, fand ich meinen Tisch ganz mit Visitenkarten bedeckt.“ In der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes trieb er sich unbekümmert und unbemerkt umher und ging schriftstellerischem Erwerb nach. Es öffneten sich ihm mannichfache Aussichten, aber ängstlich streckte er überall seine Fühlhörner aus und sondirte den Boden und lüftete, so gut er konnte, jede Umhüllung, um zu sehen, was sich dahinter versteckte. Haranguirte Börne deutsche Arbeiter, so mischte er sich geheimnißvoll in den Haufen, um über Börne seine Witze machen zu können; allein alsbald entfernte er sich, wenn er vernahm, daß man die gefürchteten Sergeans de Ville in der Versammlung erwarte. Die mit Inschriften versehenen Dolche, die ein bekannter, in einem deutschen Irrenhause seitdem verstorbener Unglücklicher als étrennes am 1. Januar 1832 in Paris an seine Freunde vertheilte, von denen auch Heine einen erhielt, jagten ihm einen unbeschreiblichen Schreck ein. Bei den Versammlungen der St. Simonisten in der Rue Taitbout, wo auch schöne Frauen, wie z. B. die Malibran, erschienen, unterhielt er sich sehr gut, allein er besuchte sie nicht mehr, sobald die Polizei ihr Auge auf sie richtete. Die „Französischen Zustände“, die er an die Allgemeine Zeitung sandte, erregten in ihm eine fieberhafte Angst, und er glaubte sich der gräßlichsten Verfolgung durch sie preisgegeben. Im Jahre 1835 hatte sich sein Zustand schon mehr aufgehellt. Es fehlte ihm nicht an vielfältigen Beziehungen, und es war ihm gelungen als Schriftsteller Aufsehen zu erregen. Der Verleger Renduel und die Revue des deux mondes, die ihm bis auf diesen Augenblick, in der Person ihres Directeurs, des Herrn Buloz, treu blieb, hatten dafür gesorgt. Heine war mit Hugo, Janin, der Sand, kurz mit allen Berühmtheiten der neuesten französischen Literatur damaliger Zeit in freundschaftlichen Verkehr getreten und wurde von ihnen wie einer der Ihrigen betrachtet. Seine Formen hatten sich ganz den dort üblichen anbequemt; die Pariser fanden seinen Witz verführerisch, seine Spöttereien, von denen sie nicht getroffen wurden, ergötzlich und proklamirten ihn als den einzigen Deutschen, der Esprit besitze. Die kleinern Geister, mit denen er lebte, jauchzten ihm zu und viele deutsche Flüchtlinge, denen er sich hülfreich zeigte, dienten ihm auf mannichfache Weise. Dies war die Zeit seiner Pläne zu großen, weit aussehenden Unternehmungen. Als er sich vielfach mißbraucht gesehen und die Angriffe gegen ihn in Deutschland immer rücksichtsloser wurden, zog er sich betrübt zurück und umgab sich mit einer wirklichen Clausur. Seine Pforte öffnete sich nur mehr denen, die das „Sesam thu' dich auf!“ kannten. Seine Bedrängnisse wurden ernster. Der Tod seines Oheims in Hamburg und die fürchterliche Krankheit, deren Vorboten immer bemerkbarer wurden, drückten ihn nieder. Das unglückliche Duell, wenn man es so nennen will, das aber in der That ihm nur in der Presse verhängnißvoll wurde, kam dazu und der langsam heranschleichende Tod, der ihn so viele Jahre lang umlauerte, fand eine kranke Seele in einem siechen Körper, mit denen er geschwinder fertig geworden wäre, hätte nicht eine titanische Kraft des Hirns in diesem von Qualen aller Art gefolterten Kopfe einen unerhörten Widerstand leisten dürfen. Dieser Widerstand brach endlich zusammen, als nach unserer menschlichen Wahrnehmung ein reiner Zufall eintrat. Den ihn seit Jahren behandelnden Arzt hatte eine schwere, tödtliche Krankheit selbst auf das Lager geworfen, und der für ihn Eintretende, der Heines bis dahin bloß medicinisch, künstlich erhaltenes Leben mit gewöhnlichen Heilmitteln angriff, führte seine Erlösung herbei.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 7. Bremen, 15. Februar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Ueber Zweck und Wirkung der schönen Kunst.

Von Wilhelm Meyer.

Die schöne Kunst ist und bleibt immer eine brodlose Kunst, und zwar in doppelter Beziehung: Einmal, insofern sie nicht unmittelbar aufs praktische Leben zu wirken berufen ist, und sodann, weil ihre Erzeugnisse keinen laufenden Marktpreis haben, wie die Naturprodukte und die Fabrikate des menschlichen Gewerbfleißes. Wozu denn aber die Kunst? könnte man fragen; und warum giebt es noch immer so viele Künstler auf Erden, ungeachtet des Künstlers Erdenwallen, auch des ächten und wahren, oft genug ein so dornenvolles ist? Und werden die schönen Künste, die offenbar mehr bedeuten, als daß sie bloß für den äußeren Schmuck des Lebens zu sorgen hätten, werden sie nicht am Ende von den materiellen Interessen der Zeit ganz verschlungen werden? Wird das Feld der schönen Kunst immer angebaut werden? Und wird es immer Menschen geben, die statt des Nützlichen lieber das Schöne zu ihrem Streben und zu ihrem Zielpunkte zu machen geneigt sind? Schon Anastasius Grün hat in seinem bekannten Gedichte »der letzte Dichter« darauf die Antwort gegeben; denn was hier von dem letzten Dichter gesagt ist, gilt mehr oder minder auch von jedem anderen Künstler auf Erden. Die Kunst und die Künstler werden nur mit dem Untergange des Menschengeschlechts selbst ein Ende nehmen.

Wenn aber das der Fall ist, so muß ein mit einer Art Naturnothwendigkeit wirkender Trieb im Menschen liegen, der ihn zur Kunst und zur Ausübung derselben hintreibt. Wozu aber ist dieser Trieb in die menschliche Natur gelegt? Was soll die Kunst und was will die Kunst? oder was ist der eigentliche Zweck der Kunst? Die Beantwortung dieser Frage fällt im Grunde zusammen mit der Frage nach dem Wesen der Kunst; denn der Zweck der Kunst kann kein äußerer, außer ihr liegender sein, die Kunst hat vielmehr, wie das Wahre und Schöne, das sie darstellt, ihren Zweck in sich selber; der Zweck der Kunst fällt sonach mit ihrem Wesen oder genauer mit ihrer Wirkung zusammen.

Wir haben uns also an die Wirkung der Kunst auf das menschliche Gemüth, das heißt an die Erfahrungen zu halten, die mehr oder minder ein Jeder von den Wirkungen der schönen Kunst in seiner Erinnerung aufbewahrt, wenn wir über den Zweck der Kunst ins Klare kommen wollen. Allein die bloße Erfahrung reicht auch wieder nicht aus, wir müssen auch die Erfahrungen der Einzelnen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen. Da gerathen wir denn wieder auf die Fährte des Begriffs, wir können nun einmal das Denken, das heißt *hier*, die Philosophie, zum Erkennen nicht entbehren.

Sollte etwa dem geneigten Leser sogleich bange werden, wenn von der Philosophie die Rede ist? Die *Kunstphilosophie* ist nur ein andrer Name für Aesthetik, und die Aesthetik hat es mit der Theorie der Kunst zu thun. Insofern wir als Kunstkenner oder Kunstfreunde Aesthetiker sind, können wir der Theorie nicht entbehren. Freilich, wenn Goethe den Mephistopheles sagen läßt, daß alle Theorie grau ist, dem grünen Baum des Lebens gegenüber, so hat er ganz Recht. Der der Göttin der Weisheit geweihete Vogel, die Eule, hat bekanntlich auch ein graues, farbloses Gefieder; aber sie hat große und kluge Augen, deren Scharfblick selbst im Finstern, ja gerade im Finstern bewundernswürdig ist. Ich weiß nicht, ob diesem Vogel der Nacht vielleicht auch malerische Schönheiten abzugewinnen wären; gewiß aber ist, die Theorie oder vielmehr die speculirende Vernunft, die nach der Theorie sucht, hat Etwas von der Eule an sich: sie späht im Helldunkel menschlicher Erfahrungen, Gefühle und Vorstellungen umher und sucht, wie die Eule, ihren Gegenstand zu fassen und zu ergreifen. Die Eule scheint mir daher ein treffendes Symbol des Begriffs und der dadurch begründeten Theorie zu sein. Wenn nun die speculirende Vernunft auf diese Weise umherspäht, so gelingt es ihr auch nicht selten, die Gegenstände da genau zu erkennen und zu unterscheiden, wo das gewöhnliche Auge Nichts als Nebel und Dämmerung wahrnimmt. Zwar ist sie um dieser ihrer Eulennatur willen bei vielen Menschen nichts weniger als beliebt; man liebt die Nacht- und Dämmerungsvögel nicht, man hat die buntfarbigen Sommervögel, die im Sonnenstrahle auf den Zweigen der Bäume sich schaukelnden gefiederten Sänger lieber. Aber es muß auch solche Käuze geben, sagt Faust bei Goethe, solche Käuze, mein' ich, wie die Philosophen sind.

Die große Masse, ich meine, selbst die größere Zahl der Gebildeten hat, wie gesagt, ein gewisses Vorurtheil, ja ein Mißtrauen gegen Alles, was Philosophie heißt. Man denkt sich die Philosophie als Etwas, das vom Leben und von der Wirklichkeit weit entfernt liegt; und doch ist Nichts weniger als das der Fall. Die wahre Philosophie sucht den Dingen gleichsam ins Herz zu blicken, sie will nichts Anderes als das Leben und die Wirklichkeit selber verstehen. Darum lehnt sie sich, wie schon vorher bemerkt wurde, an die Erfahrung an, ja sie ist die Summe und das Produkt der Erfahrung im höchsten, im edelsten Sinne des Wortes.

Was nun die Kunst und die Künstler betrifft, so bedürfen sie zwar als solche keineswegs der Philosophie, ja der Künstler thut wohl, sich beim Schaffen von philosophischen Betrachtungen fern zu halten; sie könnten die Schwungkraft seiner Flügel lähmen. Aber der Künstler hat am Ende, wie jeder denkende Mensch in unsern Tagen, das Bedürfniß, sich über das Wesen der Kunst, über Zweck und Wirkung derselben klar zu werden, er ist in Bezug auf diejenigen Gebiete der Kunst, die nicht sein besonderes Fach und seine Sphäre sind, Kunstfreund, so gut wie wir Anderen, die wir nicht ausübende Künstler sind; da kann er denn nicht anders, als bei der Philosophie sich Raths erholen. Wenn aber die künstlerische Phantasie bei ihm eine überwiegende, eine wirklich zwingende Macht in seinem Inneren ist, dann ist am Ende die Gefahr auch nicht so groß,

daß die philosophische Betrachtung dem künstlerischen Schaffen und Wirken Eintrag thun werde. Die Gefahr? Ist denn das Denken dem Künstler so fremd? Ist es nicht immer ein besonderes Lob und ein großer Vorzug, ein denkender Künstler zu sein und zu heißen? Allerdings denkt auch der Künstler beim Bilden und Schaffen, und um so tiefer, je mächtiger der Genius in ihm waltet. Der ächte Künstler ist immer auch ein denkender Künstler. Aber das Denken des Künstlers ist doch ein ganz anderes, als das des Philosophen.

Der Künstler denkt Tonverbindungen, Formen, lebendige Gestalten, jeder in seiner Sphäre; aber der Philosoph denkt Begriffe und Ideen. Ueberdies ist das Denken des Künstlers Mittel zum Zweck der künstlerischen Composition, in der Philosophie ist das Denken selber Zweck. So gehen allerdings des Künstlers und des Philosophen Wege weit aus einander; der Künstler kann vom Philosophen in Bezug auf die Ausübung seiner Kunst Nichts lernen, das Können und Schaffen ist und bleibt Sache des Künstlers. Aber der Künstler hat ja auch Momente genug in seinem Leben, wo er ausruht von seiner Thätigkeit, er kann nicht immer in der erhöhten Stimmung sein, welche ihn zum Dichten und Bilden befähigt: in solchen Stunden mag auch der denkende Künstler wohl empfänglich sein für philosophische Erörterungen, für allgemeine Betrachtungen, die in die Idee und das Wesen der Kunst einzuführen geeignet sind.

Vielleicht habe ich die Leser des Sonntagsblattes um Entschuldigung zu bitten wegen dieser langen Einleitung. Allein es schien mir nothwendig, ehe ich an die Erörterung meines Thema's gehe, zuvor über das Verhältniß der Theorie zur Praxis, d. h. hier der philosophischen Theorie zur Kunstpraxis einige Worte zu sagen. Jetzt aber denn ohne Weiteres zur Sache!

Schiller sagt bekanntlich: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Halten wir uns an dieses Wort, so scheint es, als ob Erheiterung der eigentliche Zweck der Kunst sei. Aber ein Spaziergang in anmuthiger Umgebung, eine fröhliche Gesellschaft, eine Whistpartie kann auch erheitern. Die Erheiterung demnach, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß sie auch eine Wirkung der Kunst sein kann, ist doch ein viel zu weiter Begriff, als daß wir darin den eigentlichen und besonderen Zweck der Kunst erkennen könnten. Es erscheint jedenfalls als ungehörig zu sagen, daß der Kölner Dom und der Straßburger Münster oder auch, daß eine Tragödie, ein von schmerzlicher Wehmuth durchdrungenes musikalisches Adagio erheitern wolle und nichts Anderes, als Erheiterung zum Zwecke habe. Dessenungeachtet hat das Schillersche Wort seine tiefe Bedeutung. Das Leben ist ernst, das gilt sowohl in Bezug auf die Ansprüche, die in moralischer und allgemein menschlicher Hinsicht mit unerbittlicher Strenge an uns gemacht werden, als auch in Betreff der mancherlei Plagen und Heimsuchungen, von denen unser Leben betroffen werden kann, und wovon kein menschliches Leben ganz frei bleibt. Das menschliche Leben ist wahrlich kein Scherz und kein Spiel; der bittere Ernst des Lebens tritt uns oft genug nahe. Man braucht eben kein Melancholiker zu sein, um die Wahrheit dieses Wortes von dem Ernste des Lebens zu erkennen. Aber die Kunst ist allerdings heiter in dem Sinne, als sie dem Spieltriebe des Menschen dient. Die Kunst spielt selbst mit dem Schmerze des Lebens, die Kunst lächelt selbst noch in Thränen; ist sie nicht das Leben selber, sondern nur der ideale Schein und das Gegenbild des Lebens, so ist sie im Gegensatz gegen das ernste Leben heiter zu nennen. Auch ihr Ernst ist nicht der Ernst der Prosa des Lebens, sondern heiteres Spiel und lieblicher Schein. Ueber den bald trocknen, bald bitteren Ernst des wirklichen Lebens will uns die Kunst erheben, und wollen wir dies Erheiterung nennen, so ist in dieser Beziehung Erheiterung als der Zweck der Kunst anzusehen. Da aber dieser Begriff, wie gesagt, noch viel zu allgemein und weit ist, so ist die aufgeworfene Frage damit noch keineswegs erledigt.

Die Kunst hat es mit dem idealen Scheine, nicht mit der Wirkkeit zu thun, und doch geht ihr Streben nach Wahrheit. Das Kunstwerk will Wahrheit sein und Wahrheit geben. Wenn wir nun sagten: gerade diese Illusion, diese wundersame Selbsttäuschung, die wir beim Anblick oder Genuß eines Kunstwerkes empfinden, sei der eigentliche Zweck der Kunst. Allerdings, diese Illusion liegt im Wesen der Kunst. Nicht bloß der Maler, nicht bloß der epische und dramatische Dichter geht auf Illusion aus. In einem gewissen Sinne gilt dies selbst von der Sculptur, ja selbst von der Architektur und von der Musik. Der alte Grieche glaubte in seinen Götterbildern wirklich die Götter und Göttinnen vor Augen zu haben, wie seine Phantasie sie sich gebildet und gestaltet hatte. Eine christliche Kirche, deren architektonische Schönheiten dem Zwecke der Andacht und Erbauung vollkommen entsprechen, erweckt in uns die Empfindung, als seien wir wirklich in einem Gotteshause. Der erhabene Prachtbau eines gothischen Doms ist in Wahrheit eine Wohnung des Ewigen. Und nun die Musik. Ist es uns nicht, wenn wir die heiteren Melodien hören, welche z. B. in Haydns Symphonien erklingen, als erwachten in uns die süßen Träume der Kindheit, als würden wir in das Paradies der Kindheit wie durch einen Zauberschlag zurückversetzt? Und wiederum, wenn wir Beethoven in seinen Tonschöpfungen hören, tritt uns nicht der Mensch der Gegenwart vor die Seele mit seiner ungestillten Sehnsucht, seiner inneren Zerrissenheit, seiner Resignation und seiner im tiefsten Innern erklingenden Versöhnung? Ist es uns nicht in einigen seiner Symphonien, als sähen wir Titanen den Himmel stürmen, als sähen wir Prometheus im Kampfe mit den Göttern und mit dem Schicksal, als gewahrten wir den Geist des Menschen, der zum zweiten Mal, in seinem Mannesalter, die Frucht vom Baume der Erkenntniß genossen, wie er ringt und kämpft, wie er, vom Zweifel zernagt, in Zerknirschung zusammensinkt, und dann wieder in siegestrunkenem Muthe sich erhebt und aufjubelt, aufjauchzt in seliger Selbstgewißheit? Sind nicht Himmel und Hölle, wie sie der Mensch der Erde in seinem Busen trägt, in diesen Symphonien dargestellt, so daß wir in Wahrheit glauben, die Weltgeschichte und das Weltgericht vor Augen zu sehen, so weit nur irgend die Welt der Töne dies darzustellen vermag; wie denn in der That uns die Kunst aus uns selber heraus in eine andere und zweite Welt versetzt, in welcher wir zu athmen und zu leben glauben, ungeachtet sie nur das Spiegelbild unsers eigenen Lebens ist.

Aber die Illusion kann darum doch nicht der eigentliche Zweck der Kunst sein, wenngleich sie von dem Wesen und der Wirkung der Kunst nicht zu trennen ist. Sie ist nur Mittel zum Zwecke; denn wo die Künstler die Illusion zu ihrem Hauptaugenmerk und zum Ziele ihres Strebens machen, da gerathen sie nothwendig auf Abwege. Das sehen wir z. B. an der Musik, wenn sie mit der Malerei wetteifern will, wir sehen es aber auch an der Malerei selber, wenn sie, die Gränzen der Kunst verkennend, mit der Natur selber wetteifern zu können meint.

Man hat auch wohl der schönen Kunst einen moralischen Zweck untergelegt. Man meinte, sie sei dazu bestimmt, die Leidenschaften zu reinigen, zu sänftigen, die Menschen sittlich zu bessern und zu veredeln. Es ist aber wie gesagt, schon verkehrt, den Zweck der Kunst außer ihr selbst zu suchen oder sie zum Mittel für einen äußeren Zweck, sei dieser selbst die Sittlichkeit, herabzusetzen. Daß die Künste im Allgemeinen, wie die Religion, viel dazu beigetragen haben, die Menschen im Ganzen und Großen zu kultiviren und ihre Sitten menschlicher zu machen, das kann nicht geleugnet werden. Schon ein alter lateinischer Dichter sagt:

— — — — Ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros;

was zu deutsch ungefähr heißt: die eifrige Erlernung und Ausübung der freien Künste bändigt den wilden Sinn des Menschen und macht ihn sanft und menschlich. Doch sind hier freilich unter den Künsten die Wissenschaft und die Literatur mit zu verstehen. Es ist gewiß, das uneigennützige Wohlgefallen an dem Schönen in der Kunst setzt schon ein gewisses Maß von menschlicher Kultur voraus. Der rohen

Begierde, der sinnlichen Genußsucht wird durch die Künste Nichts geboten: was der Dichter schafft und der Maler malt, hat Realität nur in der Einbildungskraft, an einen materiellen Genuß ist dabei nicht zu denken. Wir stehen zu den Objekten der Kunst nicht in einem realen, sondern in einem idealen Verhältniß. So können die Künste allerdings wiederum rückwirkend auf die Gesittung, auf die Vermenschlichung der Menschen einen fördernden und wohlthätigen Einfluß ausüben, ohne daß man doch diese Wirkung, die sie mit den Wissenschaften, mit der Literatur gemein haben, als eine ausdrücklich beabsichtigte ansehen darf. Darum kann man denn auch den Künsten nicht geradezu einen moralischen Zweck unterschieben. Denn so wenig man berechtigt wäre, darum, weil die Künste auch wohl einen verweichlichenden Einfluß ausüben, weil Gemälde und dichterische Schilderungen vermittelst der Einbildungskraft auch wohl die Begierden aufregen können, oder weil Dichter und Maler bisweilen geflissentlich lüsterne Scenen zur Darstellung wählen, — so wenig man berechtigt wäre, sage ich, der Kunst als solcher darum verführerische Beweggründe unterzuschieben: eben so wenig kann man die Moral oder die Förderung der Sittlichkeit als den Zweck der Kunst ansehen.

Wie aber die Malerei nnd die Dichtkunst durch ihre Darstellungen allerdings auch wohl eine sittlich erhebende Wirkung auf das Gemüth ausüben, so vermag dies insbesondere auch die Musik. Sie vermag uns nicht bloß feierlich und andächtig zu stimmen, sondern auch den Muth und die Thatkraft zu entflammen und zu beleben, wie dies z. B. in der kriegerischen Musik der Fall ist. Aber es giebt auch Tonarten und Tonverbindungen in der Musik, welche ebenfalls geeignet sind, die Sinnlichkeit aufzuregen und die Leidenschaften zu entzünden. Der Componist, der doch in Tönen die Welt und das menschliche Leben darzustellen berufen ist, kann die süß sich einschmeichelnden, lockenden Melodien, wie wir sie z. B. in den Mozartschen Opern vernehmen, nicht umgehen, da doch die Natur und das Leben selber auch des Reizenden und Verführerischen genug bietet? Die Musik, wie die Kunst überhaupt, kann dafür so wenig verantwortlich gemacht werden, wie wir über das Leben und die Natur wegen der mannichfaltigen Versuchungen, die sie uns bieten, Klage erheben werden. Indessen müssen wir es doch in Betreff der Musik als eine Verirrung des Geschmacks, als einen Verfall der Kunst bezeichnen, wenn die neuere italienisch-französische Musik der Süßigkeiten Allzuviel bietet, wenn ihr ganzer Charakter ein weichlicher, schlaffer, der Sinnlichkeit schmeichelnder ist.

Eben so wenig, wie die sittliche Besserung und Veredlung, hat nun die Kunst die Belehrung zum Zweck, obwohl sie allerdings auch eine Lehrerin der Völker gewesen ist, obwohl — das wollen wir nicht bestreiten — ein Kunstwerk, sei es nun eine Dichtung, ein Musikstück oder ein Werk der bildenden Kunst, oft eindringlicher uns belehren kann, als »Redner und Buch.« Weil aber die Kunst die Belehrung nicht zu ihrem ausgesprochenen Zwecke machen kann und machen darf, eben darum ist auch das Lehrgedicht in der Poesie, dessen relativen Werth ich keineswegs herabsetzen will, kein reines Kunsterzeugniß mehr, sondern vielmehr im Gewande der Poesie einherschreitende Prosa. Wenn die Kunst belehrt, so lehrt sie, wie das Leben lehrt; denn sie ist die Darstellung des menschlichen Lebens. Selbst die anspruchslose Thierfabel belehrt nur in dem Sinne, als sie uns unter dem Bilde der Thiere das menschliche Leben darstellt. Die sogenannte Moral der Fabel ist in nichts Anderem, als eben darin zu suchen; weßhalb denn auch das haec fabula docet ein ganz Ueberflüssiges ist.

Wenn nun aber die Belehrung so wenig als die moralische Besserung, als äußere Zwecke, die wohl zufällig, aber nicht nothwendig durch die Kunst erreicht werden, im Wesen der Kunst als solcher liegen, so fragt sich, ob nicht, tiefer gefaßt, doch ein intellektueller Zweck den Schöpfungen der Kunst zum Grunde liegt, nämlich so: der Mensch, könnten wir sagen, hat den Trieb, auch auf dem Wege der Kunst, sich den Begriff und das Wesen der Dinge zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen. Betrachten wir die Wahrheit als die andere Seite der Schönheit, ja nur als einen anderen Ausdruck für das Schöne in der Kunst, so scheint es, als sei damit in der That der wahre Zweck der Kunst ausgesprochen. Allein wir wollen uns nicht übereilen und die Sache einer näheren Prüfung unterwerfen. Wäre der ausgesprochene Gedanke das innerste Wesen der Kunst, dann müßte die Kunst also einen theoretischen Zweck haben. Hegel, der zuerst eine vollständige Kunstphilosophie ins Leben gerufen hat und der in seinen Vorlesungen über die Aesthetik die tiefsten Blicke in das Wesen der Kunst uns eröffnet, Hegel scheint mir doch darin das Wahre verfehlt zu haben, daß er die Kunst, wie die Religion, allzusehr von der theoretischen oder ideellen Seite betrachtet, weßhalb er denn auch Beide, die Kunst wie die Religion, gegen die Philosophie als untergeordnete Stufen ansieht, die in der Philosophie erst ihr Endziel und ihre Vollendung erreichen. Hegels eigene Worte in Betreff der Kunst lauten: die Kunst, weit entfernt, die höchste Form des Geistes zu sein, erhält in der Wissenschaft erst ihre ächte Bewährung. Und wie er hier von der Kunst spricht, eben so denkt er auch von der Religion. Beide Gebiete, die Kunst sowohl als die Religion, haben nun, meiner Ansicht nach, allerdings eine theoretische oder ideelle, aber sie haben auch eben so gut eine praktische Seite. Hegel sieht den Begriff oder das Ideelle in der Kunst und in der Religion als die Hauptsache an. Dann aber haben Beide, als Vorstufen und untergeordnete Formen der Erkenntniß, ihren Zweck, wie ihr Ziel nicht in sich selber, sondern in der Philosophie, der höchsten Stufe der Erkenntniß. Dagegen nun muß ich im Interesse der Kunst sowohl als der Religion entschiedene Einrede erheben. In beiden Gebieten ist nicht die Theorie, sondern gerade die Praxis die Hauptsache; und so wenig, wie die Religion je untergehen wird in der Philosophie, eben so wenig wird die Kunst je aufgehen im Begriff. Vielmehr ist das Schöne der Kunst ein Ewiges und die Kunst wird den Menschen, auch wenn er auf der höchsten Stufe intellektueller Bildung steht, nicht verlassen, sie wird ihn begleiten bis ans Ende der Tage. So lange die menschliche Kehle zum Gesange sich stimmt, und die menschliche Hand zum Nachbilden des Geschaffenen sich in Bewegung setzt, und das menschliche Herz Freude hat am Spiele der Einbildungskraft — so lange wird es Künstler und Kunstfreunde auf Erden geben.

Darum muß ich denn die Kunst für eine ebenbürtige Schwester der Philosophie halten und für eine eben so nothwendige Form des Geistes, wie jene. Will uns Hegel, der tiefsinnige Philosoph, überreden, die Philosophie könne je die Kunst ersetzen oder überflüssig machen, so wenden wir uns, bei aller sonstigen Achtung vor ihm, unwillig von ihm hinweg und sehen uns genöthigt, auf eigene Hand die Wahrheit zu suchen.

Die Kunst gehört zum Wesen des Menschen, sie ist ein Theil seiner selbst. Der Zweck und die Bestimmung der Kunst läßt sich nur aus der Bestimmung des Menschen ableiten. Sagen wir nun, die Bestimmung des Menschen ist die Menschlichkeit oder Humanität und fragen: Wie erreicht der Mensch seine Bestimmung? so wird die nächste Antwort sein: durch Kultur und Civilisation, oder durch Gesittung, so wie durch moralische und intellektuelle Bildung. Aber seit Jahrtausenden ist der Mensch auf der Bahn der Bildung und Gesittung im Fortschreiten begriffen; und nun frage Jeder sich selbst, ob er bei aller Bildung und Gesittnng, die er selber und das Volk, dem er angehört, besitzen mag, nicht doch oft genug ein Gefühl des Unbefriedigtseins empfinde, ob nicht bei aller moralischen und intellektuellen Bildung die tiefste Sehnsucht des Herzens vielleicht ungestillt bleibt.

Der Mensch gehört zweien Welten an, der sichtbaren und der unsichtbaren. Der unendliche Geist ist in die Schranken der Endlichkeit gebannt. Wir sind Leibeigene der Natur, wie alle anderen Geschöpfe der Erde; aber die anderen Geschöpfe alle fühlen ihre

Schranke nicht, wir allein fühlen sie, und wohl uns, daß wir sie fühlen! Wenngleich es in der Bibel von der Kreatur im Allgemeinen heißt, daß sie nach Erlösung seufzt, im Grunde ist doch nur der Mensch diese seufzende Kreatur; denn der Mensch allein ist es, der sich seiner Schranken bewußt ist, und darum ist auch der Mensch allein der Erlösungsbedürftige.

Fragen wir nun noch ein Mal: was ist die Bestimmung des Menschen? so können wir nun ganz einfach sagen: die Freiheit oder die Befreiung ist die Bestimmung des Menschen. Der Mensch ist von Natur nicht frei, er soll es erst durch sich selber und durch eigene Anstrengung werden. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß Bildung und Gesittung, wie die Menschheit im Ganzen und Großen, so auch den Einzelnen frei macht oder befreit, nicht nur vom Wahn und Aberglauben, sondern auch mehr oder minder von den Fesseln des Eigennutzes, der Begierden und Leidenschaften. Allein eine absolute Befreiung kann weder die intellektuelle Bildung, noch die Moral und das Sittengebot bewirken. Die intellektuelle Bildung, selbst wenn sie auf Wissenschaft und erfahrungsmäßige Erkenntniß aller Art begründet ist, bleibt sich selber immer noch ihrer Schranken bewußt; und das Sittengebot, die Moral? Ach, wir wissen es ja, wie schwach der Mensch ist und wie unendlich schwer es ihm wird, seine fehlerhaften Neigungen und Gewohnheiten zu besiegen. Und doch hat der Mensch die Sehnsucht und das Verlangen nach vollkommener Befreiung, er will, wenigstens im Gedanken oder in der Vorstellung, sich vollkommen frei und gleichsam entledigt fühlen der Bande der Endlichkeit. Da kommt denn die Himmelstochter, die Religion zu ihm und bietet ihm diese Erlösung, die Erlösung von den Banden der Endlichkeit, bietet ihm im Glauben den Genuß des ewigen Lebens an. Durch Selbstverleugnung und Glauben kann der Mensch dieses Gnadengeschenkes der Religion sich versichern und sich seiner theilhaftig machen. Aber die Religion hat noch eine Schwester, welche wir, wenn die Religion die ernste Freundin des Menschen ist, seine heitre Gespielin nennen können. Es ist die schöne Kunst. Auch sie gewährt, wenn auch nur auf Stunden und Augenblicke, dem Menschen dieses Gefühl der Befreiung von den Banden der Endlichkeit. Diese Befreiung — das dürfen wir uns nicht verhehlen — ist zwar eine ganz andere, als die Erlösung durch die Religion; allein sie bleibt dessenungeachtet eine Befreiung des Gemüths, die wir auch als eine Gabe, als ein Geschenk des Himmels ansehen können. Oder wäre es nicht so, daß wir im Kunstgenuß, im wahren, ächten und tiefen, — denn die Oberflächlichkeit gelangt weder in der Religion, noch in der Kunst zur wahren Selbstbefreiung — wäre es denn nicht so, daß wir bei der Betrachtung einer ächten und wahren Kunstschöpfung aus uns selber herausversetzt werden, daß wir im Genusse des Schönen in der Kunst uns selber mit Allem, was uns drückt und drängt, vergessen? Ja, vergessen! Diese süße Selbstvergessenheit ist in der That das Ziel und der Zweck aller und jeder schönen Kunst. Wollen wir das Gefühl der Befreiung haben von den Banden der Endlichkeit, von den Fesseln des irdischen, alltäglichen Lebens, so müssen wir in gewisser Weise von unserm eigenen Selbst befreit werden; denn unser eigenstes Selbst ist es ja, welches sich gefesselt fühlt und verstrickt in die Ketten und Bande der Endlichkeit und des irdischen Lebens. Aber dies selige Selbstvergessen, diese Befreiung von uns selber ist kein Verlust unser selbst, vielmehr gewinnen wir so, auch in der Kunst, erst unser wahres Selbst. Der Geist des Menschen fühlt nur dann wahre Befriedigung, wenn er in seinem Elemente ist, wenn er, seiner Schranken entledigt, im Guten, Wahren und Schönen lebt. Das ist der Sinn und die Bedeutung Dessen, was man von der Begeisterung des schaffenden Künstlers, vom Enthusiasmus wahrer Kunstfreunde erzählt. Das Gespötte der Verstandesmenschen soll uns nicht irre machen. Ein Künstler, der nie von trunkener Begeisterung, ein Kunstfreund, der nie von Enthusiasmus Etwas in seiner Seele verspürt hat, der mag wohl ein höchst verständiger, scharfsinniger, vielleicht auch ein sehr gelehrter Mann sein, ein Künstler, ein wahrer Kunstfreund ist er nicht. Zwar, das will ich nicht in Abrede stellen, zwar giebt es auch einen falschen Enthusiasmus, ein albernes Außer-sich-gerathen — dennoch bleibe ich dabei: die Entzückung und das Entzücktsein ist die Probe eines ächten Kunstwerks, ist das Ziel und der eigentliche Zweck der Kunst. Der Geschmack der Kunstfreunde mag immerhin verschieden sein, der eine wird ergriffen, wo der andere vielleicht kalt bleibt; auch ist die Stimmung zum Kunstgenuß nicht immer in unsrer Gewalt, heute will uns Nichts zum Herzen ein, und ein ander Mal werden wir hingerissen. Ueberdies fühlt der Eine sich mehr zu dieser, der Andre zu jener Kunst hingezogen, je nachdem Anlage, Bildungselemente und äußere Gelegenheit ihm dabei die Handhabe reichen. Das wahrhaft Gediegene jedoch, auf welchem Gebiete der Kunst es immer sein mag, wird und muß sich Bahn brechen, muß zur allgemeinen Anerkennung gelangen, und dann wird es auch immer die Wirkung haben, wie sie, als dem Wesen der Kunst gemäß, von mir bezeichnet worden.

Der geneigte Leser erlaube mir, um, was ich über die Wirkung der Kunst gesagt habe, noch deutlicher zu machen, mich eines Bildes zu bedienen, eines Bildes, welches auf den ersten Blick vielleicht unpassend und ungehörig erscheinen wird. Die äußere Natur und das menschliche Leben, woraus die Kunst ihren Stoff entlehnt, verhält sich zur schönen Kunst, wie der trübe, noch gährende Most zum abgeklärten Wein. Aechter, guter Wein soll und muß das Kunsterzeugniß sein; ob es nun Rheinwein, Ungarwein oder französisches Gewächs, ob derselbe auch an Gehalt und Geschmack, an Feuer und Blume unendlich verschieden sei, und ob der Eine diesem, der Andre jenem Gewächse den Vorzug gebe, das verschlägt hier nichts und kommt nicht weiter in Frage; — nur keinen noch gährenden Most, nur keinen Grünberger Wein oder Essig verkaufe uns der Künstler für Wein! Ist es aber ächter Wein, den er spendet, dann hat er auch die Eigenschaft, des Menschen Herz zu erfreuen, ja zu begeistern und trunken zu machen; dann ist es jener Lethetrank, welcher uns, wenn auch nur auf Augenblicke, die Plagen des irdischen Lebens vergessen läßt. Und so schenke uns denn der Dichter, der Künstler allezeit klaren, geistvollen Wein ein, und erfreue unser Herz und mache uns trunken von Wonne, daß wir der Erde Leid und der Menschen Wehe, wenn auch nur auf kurze Zeit, vergessen! So verkläre uns der Künstler das wirkliche Leben zur Wahrheit und Schönheit! So erhebe er uns über die Schranken der Endlichkeit zur Anschauung des Ewigen und Unvergänglichen, daß wir frei werden von uns selber, frei von Allem, was uns drückt und drängt!

Wenn die Befreiung des Menschengeistes in diesem Sinne der Zweck und das Ziel der schönen Kunst ist, so muß auch beim Künstler selber der Trieb der Befreiung, der Drang nach Freiheit die innerste Triebfeder seiner Schöpfungen sein. In der That ist dem so. Goethe, in den Erinnerungen aus seinem Leben, berichtet uns, daß, wenn irgend Etwas im Leben ihn bedrückt und bedrängt und sein Gemüth ganz besonders ergriffen habe, dann habe er nicht anders können, er habe in einem größeren oder kleineren Dichtwerke seine Seele von dem drückenden Gefühle befreien müssen, oder vielmehr, es habe sich unwillkürlich aus diesem Drange, sich des peinigenden Gefühles zu entäußern, von selber ein dichterisches Gebilde bei ihm erzeugt. So mag es denn auch bei allen wahren Dichtern und Künstlern sein. Das wahre Kunstwerk wird unter Schmerzen zur Welt geboren; und doch empfindet der Künstler unter diesen Geburtsschmerzen, beim Schaffen selber die größte Seligkeit. Denn indem er sich seiner selbst entäußert, gewinnt er damit erst sein wahres Selbst. Das Kunstwerk, welches er geschaffen hat, ist selber sein anderes Ich, sein besseres Selbst.

Wir wollen nicht fragen, bei wem denn wohl der Genuß größer sein dürfte, bei dem schaffenden Künstler oder bei dem empfangenden Kunstfreunde; aber über den Grund des Wohlgefallens an der Kunst und ihren Erzeugnissen, und wie oder auf welche Weise uns denn im Kunstgenuß das Gefühl der absoluten Befreiung von allen Bürden

des irdischen Lebens zu Theil werde oder doch zu Theil werden könne, darüber will ich noch ein Wort sagen.

Ich sagte, die Bestimmung des Menschen sei die Freiheit, ich meinte damit die Befreiung von den Fesseln des irdischen Daseins, von dem drückenden Gefühle der Endlichkeit. Dies können wir nun auch so ausdrücken: der Mensch ist dazu bestimmt, Organ des Geistes zu sein; denn im Geiste allein kann er frei, als Organ des Geistes allein, im höheren und höchsten Sinne des Wortes, kann er sich seiner Ewigkeit und Unvergänglichkeit bewußt werden.

Auch der Künstler, wenn er schafft, wenn er das Gebilde seiner Phantasie fertig und vollendet aus seinem Inneren entläßt, macht sich zum Organ des Geistes, und zwar des Geistes der Wahrheit und Schönheit, der in der Kunst zu Tage kommt. Die schöne Kunst selber ist Organ dieses Geistes; als Versinnlichung und Verkörperung der Gedanken und Empfindungen des Menschen ist sie gewissermaßen ein Bild oder Abbild des Menschen, der ja auch Geist ist oder sein soll in körperlicher Hülle, in leiblicher Erscheinung. Der Künstler, wie ich sagte, entäußert sich im Kunstwerke seiner selbst, er legt seine Seele in das Werk, und in diesem Akte der Selbstentäußerung gelangt er erst zum wahren Gefühle, zum Genusse seiner selbst. Das Kunstwerk als solches hat nun aber für den Künstler, der es geschaffen hat, damit seinen Zweck erfüllt. Der Künstler gelangt in jeder besonderen Kunstschöpfung gewissermaßen zum Abschluß, zu einem neuen Abschluß mit sich selber; daher verweilt er nicht länger bei ihr, sondern eilt, da einmal der Trieb des Schaffens in seiner Seele lebt und ihm keine Ruhe läßt, zu neuen Kunstschöpfungen fort. So überläßt denn der Künstler das fertige Kunstwerk seinen Mitmenschen, d. h. der Gemeinde der Kunstfreunde und Liebhaber der Kunst. Der Geist des Künstlers lebt allerdings in dem Kunstwerke fort, aber nur für Denjenigen, der empfänglich ist für das Schöne in der Kunst; für den Unempfänglichen ist das Kunstwerk todt oder scheint doch ein Lebloses zu sein. Daß das Kunstwerk wirke und in seiner Wirkung seinen Zweck erfülle, dazu gehört Zweierlei: es muß Einmal vollendet sein in sich selber, sodann aber bedarf es eines Organs, um den in dem Kunstwerk gleichsam schlafenden Geist wieder zu erwecken. Der Eindruck, den eine Kunstschöpfung macht, ist abhängig theils von seinem innern Werthe, theils aber auch von der Empfänglichkeit des Beschauenden und Genießenden. Ich setze Beides voraus, ich setze voraus, daß wir selber diese Empfänglichkeit besitzen. Und nun vergegenwärtigen wir uns die Wirkung, die ein ächtes Kunstwerk auf das Gemüth des Betrachtenden macht. Wir hören z. B. den Vortrag einer gediegenen musikalischen Composition, wir genießen ein Meisterwerk der Dichtkunst, wir versenken uns anschauend und betrachtend in den Wunderbau eines gothischen Münsters, in die auf die Leinwand hingehauchte zauberhafte Farbenschöpfung eines Malers — und siehe, die Phantasie des Künstlers reißt uns mit sich fort, wir können nicht widerstehen, wir müssen uns hingeben; und indem wir uns dem Eindruck einer bis ins Kleinste vollendeten Kunstschöpfung überlassen, indem wir unsre Seele zum Organe machen, durch welches der in dem Kunstwerk verborgene und doch auch offenbare Geist der Wahrheit und Schönheit zum Leben wieder erweckt wird, erfüllen wir nicht nur unsere Bestimmung, im edelsten Sinne des Wortes Organ des Geistes zu sein, sondern wir befreien auch dadurch unsere Seele vom Druck des alltäglichen Lebens; denn wir werden ja durch den Genius des Künstlers in eine Region emporgehoben, wohin das laute Geräusch des Tages nicht dringt, in eine Region, wo der irdische Jammer schweigt, wo der Kampf ruht, wo jeder Streit beigelegt ist, und wo wir, entledigt aller Bürden des Lebens, einmal ganz frei aufathmen können, ja zum Gefühl einer absoluten Freiheit gelangen.

Wie nun aber in der großen Schöpfung Gottes ein unendlicher Reichthum der Erfindung ausgebreitet vor uns liegt, wie alles Das ins Dasein gerufen ist, dessen Dasein durch die in der Natur selber gegebenen Bedingungen nur irgend möglich ist, so haben wir auch in der Welt der Kunst diese unendliche Mannichfaltigkeit von Gebilden vor Augen, ja wir sehen in den Werken eines einzelnen Künstlers selber nicht selten die erfindende und dichtende Phantasie in den verschiedenartigsten Schöpfungen sich bewegen. Das Ursprüngliche, Naturwüchsige, Neue und doch wieder wie ein altbekanntes, liebes Gesicht, wie eine Erinnerung aus ferner Zeit uns Ansprechende eines jeden ächten Kunstwerks frappirt uns, wir werden ergriffen, wissen oft nicht wie; das aber fühlen wir, daß eine dem Geiste des Kunstwerks entsprechende und gleichsam mit ihm zusammenklingende Saite in unserem Innern dadurch in Schwingungen versetzt wird, und daß der Eindruck von jeder ächten Kunstschöpfung noch lange, wie Musik, in unsrer Seele fortklingt. So wird unsre Seele Organ und Wiederhall zugleich des Geistes, der in dem Kunstwerk lebt, und so erklärt sich denn das unendliche Wohlgefallen, welches durch die Betrachtung und den Genuß einer Kunstschöpfung in uns rege wird.

Und wenn der Künstler, in seiner Sphäre, gewissermaßen dem großen Schöpfer des Weltalls nachahmt und nacheifert: so erhebt er auch, als Schöpfer im Kleinen, sich selber, wie die ihm huldigenden und durch ihn begeisterten Kunstfreunde auf diese Weise zum Ebenbilde Gottes. Ich schließe mit den Worten unsers tiefsinnigen Dichters Klopstock:

> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
> Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
> Das den großen Gedanken
> Deiner Schöpfung noch ein Mal denkt!

Noch ein Mal denkt! Ja gewiß, der Mensch, der das vermag, ja noch mehr als das vermag, der auch dem Schöpfer nachdichtet und eigene Schöpfungen frei und selbständig aus seinem Geiste hervorruft, hervorzaubert, — der Mensch ist die größte und vollendetste Schöpfung Gottes.

---

* Zum Conversations-Lexikon.

Soeben ist das erste Heft eines neuen populär-encyklopädischen Unternehmens der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen, das sich den früheren von derselben Firma herausgegebenen Werken ähnlicher Art anreiht, und von dem schon im letzten Feuilleton die Rede war. Es führt den Doppeltitel: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon", der den Zweck und Charakter des Werks schon deutlich bezeichnet. Dasselbe soll nämlich „unsere Zeit" schildern, das Leben der Gegenwart, wie es sich entwickelt in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft, Kunst und Literatur, in ein encyklopädisches Gesammtgemälde zusammenfassen. Ferner soll es aber gleichzeitig und unbeschadet seines selbständigen Charakters, als ein „Jahrbuch zum Conversations-Lexikon", diesem letztern Werke und insbesondere der letzten, vollständig vorliegenden zehnten Auflage desselben, sowie der bekannten, jetzt abgeschlossenen „Gegenwart", die Dienste eines fortwährenden Ergänzungswerks leisten. Somit gehört „Unsere Zeit" in den Kreis der Werke, die sich um das „Conversations-Lexikon" gruppiren. Es waren dies das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" (1832—34), das „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (1838 — 41) und „Die Gegenwart" (1848—57), drei Werke, die sich des größten Beifalls wie der weitesten Verbreitung zu erfreuen hatten und die sämmtlich anerkanntermaßen von hohem Werthe für die Zeitgeschichte sind. Jedes dieser Werke suchte die gemeinsame Aufgabe in etwas veränderter Weise zu lösen, und so thut dies auch das neue Werk, indem es einmal zeitgeschichtliche Stoffe von größerer Bedeutung in ausführlichern Artikeln, ungefähr wie die Aufsätze der „Gegenwart", darstellen will, daneben aber auch Artikel wie das „Conversations-Lexikon" zu bringen beabsichtigt und außerdem noch in einer besondern Rubrik am Schlusse Artikel und Notizen zur direkten Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage dieses Werks bestimmt. Dadurch gewinnt „Unsere Zeit" jedenfalls eine größere Beweglichkeit als die

früheren Werke, zumal sie sich auch nicht an die lexikalische Reihenfolge der Artikel binden und nicht nur als Nachschlagebuch, sondern auch als interessantes Lesebuch dienen will.

Als ein Unternehmen, das der populären Belehrung und Aufklärung gewidmet ist, wird das jetzt beginnende Werk die größte Aufmerksamkeit auf lebendige und anregende Darstellung, Klarheit und Gewandheit des Stils richten und mit gründlicher Behandlung Faßlichkeit in der Form zu vereinigen suchen. Ebenso liegt es in der Tendenz des Ganzen, daß nur der freie wissenschaftliche, vom Vorurtheil der Partei nicht befangene Geist, welcher Fortschritt und Entwickelung in den Resultaten des modernen Lebens anerkennt, hier seine Vertretung finden kann. Während die politische Tagesgeschichte fortwährend reichen Stoff zu geschichtlicher Darstellung bietet, tritt zugleich auf allen Gebieten des Kulturlebens eine so wunderbare Thätigkeit der Zeitgenossen hervor, wie sie das Leben der Menschheit bisher kaum gesehen hat. In den Wissenschaften sind es besonders die historische Forschung, die Erd- und Völkerkunde, die Statistik, die politische Oekonomie, die Naturwissenschaft in allen Zweigen, welche in unsern Tagen einen unermeßlichen Reichthum von Resultaten und Entdeckungen an das Licht fördern und hiermit nicht nur dem wirthschaftlichen Leben der Gesellschaft, der Technik, der Güterproduktion, dem Weltverkehr, den häuslichen Verhältnissen, den größten Umschwung verleihen, sondern auch den tiefsten Einfluß auf Weltanschauung, Bildung, Unterricht, Erziehung üben. Nach dieser Seite hin eröffnet sich dem angekündigten Unternehmen das reichste und fruchtbarste Feld für gemeinnützige Anregung und Belehrung, dem es sich auch mit größter Sorgfalt zuwenden wird. Die Herausgeber werden keine Anstrengung scheuen, um das Werk in einer würdigen, dem Plane entsprechenden Weise, sowohl nach der innern wie der technischen Seite hin, zur Ausführung zu bringen. Es ist bereits ein Kreis von Mitarbeitern in den verschiedensten Theilen Deutschlands und Oesterreichs sowie im Auslande gewonnen, die als tüchtige Fachmänner einen Namen haben und sich zugleich durch die Gabe eleganter und populärer Darstellung auszeichnen. Außerdem ward für die Sammlung eines großen Schatzes von statistischen, historischen, namentlich biographischen Materialien gesorgt, dessen Verwendung zur Förderung des Werks nicht wenig beitragen wird. Die Verlagshandlung giebt sich demnach der Hoffnung hin, daß, ungeachtet der zahlreichen Nachbildungen und Ausbeutungen, die ihre Unternehmungen mehr oder weniger direkt erleiden, auch „Unsere Zeit“ im Publikum die lebhafte Theilnahme finden wird, welche für ein solches Unternehmen nöthig ist, und deren sich das Conservations-Lexikon mit seinen Nebenwerken bisher in so hohem Grade zu erfreuen gehabt hat. „Unsere Zeit“ erscheint in monatlichen Heften von 4—5 Bogen zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft, so daß im Laufe eines Jahres zwölf Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band von ungefähr 50 Bogen zu dem Preise von 2 Thalern bilden. In Schrift und Format wie in der ganzen äußern Ausstattung schließt sich das Werk genau an die zehnte Auflage des Conversations-Lexikons an.

* Gedichte.

Stille Liebe.

Du allein nur sollst es wissen,
Keinem, Keinem sag' ich's an,
Daß ich dich hinfort nicht missen,
Nimmer dich entbehren kann!

Nicht mit Armen dich umfangen,
Nicht an deinem Busen ruhn,
Nicht an deinen Lippen hangen —:
Kein's von Allem darf ich thun.

Doch, in deiner Seele lesen,
Doch im Geiste nah' dir sein
Darf ich — und im tiefsten Wesen
Bist du dennoch, dennoch mein!

Du allein nur sollst es wissen,
Keinem, Keinem sag' ich's an,
Daß ich dich hinfort nicht missen,
Nimmer dich entbehren kann!

Adolf Schults.

Meinen Freunden.

Jetzt da wir eins, — in einem Zeichen
Verbunden sind zu Ernst und Scherz,
Jetzt will mich nächtig oft beschleichen
Ein brennend Weh, ein dumpfer Schmerz!

Nicht daß ich bange oder klage,
Weil sich die Zeit des Glückes schließt,
Und alle Fülle dieser Tage
Zum Strome des Vergang'nen fließt.

Nicht, daß ich darob Weh empfände,
Daß Gott dem Tode Macht verlieh, —
Mich schreckte niemals noch das Ende,
Mich schrecket nur des Endes Wie!

Mich faßt nur das mit tiefem Grauen,
Daß sich des Todes Macht zertheilt,
Und daß mein Aug' soll lebend schauen,
Wie der Geliebten Sein enteilt!

O, wenn ich sinnend dies erwäge,
Wenn solche Stunde mir erscheint,
Dann fleh' ich: Herr, laß unsre Wege
Zu Ende gehen, — doch vereint!

Laß uns von deinem Blitz erfassen
Auf deiner Berge Opferstein,
Laß uns vor deinem Hauch erblassen,
Doch nicht vereinzelt, nicht allein!

Laß uns, die wir im Herzensgrunde
Nur eine Seele in uns sehn,
Am selben Ort, zur selben Stunde
Als eine Seele auch vergehn!

Adolf Stern.

Sommerlied.

Wenn im weichen Moos versteckt die Erdbeer' glüht,
Wenn die wilde Ros' am dunkeln Strauche blüht,
Wird so weit und groß und still dir das Gemüth,
Weißt nicht wie und weißt auch nicht warum.

Wenn die Nachtigall so tief und klagend schlägt,
Wenn den süßen Schall weithin der Abend trägt,
Kommt das Wünschen all, das dir in's Herz gelegt —
Weißt nicht wie und weißt auch nicht warum.

Erwin Wester.

Feuilleton.

— * In den nächsten Tagen erscheint bei dem Verleger dieser Zeitschrift der in der dritten Nummer des Sonntagsblattes von diesem Jahre abgedruckte Vortrag, welchen am 2. December 1856 Dr. Otto Weber in Bonn über den „Ursprung, die Verbreitung und Geschichte der Pflanzenwelt“ gehalten hat, in einem besonderen Abdrucke, wie das früher mit dem „hansischen Stahlhof in London“ von Reinhold Pauli und dem „altdeutschen Studentenspiegel“ von Karl Seifart geschehen ist.

— * Der Roman „Welt und Wahrheit“ von Mathilde Raven ist in neuer Auflage erschienen. Derselbe behandelt die Geschichte der religiösen confessionellen Verfolgungen in den letzten Jahren vor bis zur Revolution (1845 bis 1848) und enthält eine ausführliche Schilderung des gesammten religiösen und politischen Lebens jener Zeit. Da jetzt die Bewegungen auf kirchlichem Gebiete ganz ähnliche Erscheinungen darbieten, so hofft der Verleger, daß der Roman von Neuem Leser finden wird.

— ** Das Werk unsers Landsmannes August Boden von Varel, „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands“ (Frankfurt a. M. 1856), findet auch im Auslande Beachtung. Die italiänische Zeitschrift civilta cattolica widmet der Schrift eine gründliche Beurtheilung und nennt sie ein höchst anziehendes, reichhaltiges und lehrreiches Buch, das auch in einer katholischen Zeitschrift empfohlen zu werden verdiene.

— * Im Verlage von Hugo Scheube in Gotha erscheint zu Ostern ein „Gothaisches geschichtliches Jahrbuch für 1856“, als neue Folge der europäischen Chronik, welche im Verein mit mehreren Publicisten Dr. Aurelio Buddeus im Jahre 1855 herausgab. Das „Gothaische geschichtliche Jahrbuch“ bietet eine historische Uebersicht aller irgend bedeutsamen Vorgänge, welche die Jahresgeschichte nicht nur der europäischen, sondern auch der außereuropäischen Länder bezeichnen und gestalten. Vollständigkeit, Unparteilichkeit, Uebersichtlichkeit sind die Grundzüge des Jahrbuches. Es beruht auf dem Grundgedanken einer organischen Anordnung der Jahresgeschichte, hält sich also unmittelbar und überall an die Thatsachen und stellt durch diese mosaikartig das Gesammtbild der jüngsten Vergangenheit zusammen. Damit aber das Gesammtbild dem Leser deutlich in die Augen springe, zerfällt das „Gothaische geschichtliche Jahrbuch“ in zwei Hauptabschnitte: 1) Darstellung der Geschichte. 2) Aktenstücke und Belege. Die Darstellung der Geschichte bietet sich wieder in 6 Hauptabschnitten, nämlich: Allgemeine europäische Angelegenheiten, Westeuropa, Südeuropa, Mitteleuropa, Nord- und Osteuropa, außereuropäische Länder. Die Aktenstücke und Belege zerfallen, obgleich fortlaufend numerirt, in besondere Gruppen, je nach den Ländern und Begebenheiten, denen sie angehören. Der Umfang des Werkes wird 60 Bogen, der Preis für geheftete Exemplare 3 Thaler nicht übersteigen. Ein sorgfältig in Kupferstich ausgeführtes Porträt des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha wird diesen ersten Jahrgang des „Gothaischen geschichtlichen Jahrbuchs“ zieren.

— * Am 11. Februar begingen in Stuttgart, wie es seit 1828 üblich ist, die noch lebenden Schüler der berühmten Karlsschule den Geburtstag des Herzogs Karl von Würtemberg; es stellten sich noch drei wirkliche Schüler der vor 63 Jahren geschlossenen Akademie ein.

— * Das diesjährige niederrheinische Musikfest wird zu Aachen gehalten, und zwar wahrscheinlich unter der musikalischen Leitung von Franz Liszt. Als Hauptwerk für das Fest ist der „Messias“ von Händel bestimmt; von den großen Werken Bachs und Beethovens werden sich einige beigesellen.

— * Die Entlassung Dingelstedts von seinem Posten als Theaterintendant wird in München und in bayrischen Blättern auf das Lebhafteste erörtert. Die eifrigsten seiner Freunde halten diese Entlassung für gleichbedeutend mit dem Ruin der Bühne, die er einst aus ihrem verkommenen Zustande gerettet und zu einer wahren Kunstanstalt gemacht habe. Dagegen nehmen sich auch Viele des neuen Intendanten an und wollen von Verdiensten Dingelstedts nicht viel wissen. Herr von Frays ist jedenfalls ein erfahrener, gebildeter und zugleich energischer Mann, gerecht nach allen Seiten hin und dabei ein Mann von feinen Formen. Dingelstedt hat sich durch seine Neigung zum Sarkasmus viele Feinde gemacht.

— * Eine vor Jahren in München gegebene, aber nicht weiter bekannt gewordene Oper „Loreley“ von Ignaz Lachner, dem Kapellmeister des Stadttheaters in Hamburg, wird dort jetzt mit Erfolg gegeben. Sie ist in Stil und Umfang eine „große“ Oper und das Werk eines tüchtigen Musikers, glänzend und wirksam instrumentirt. Der Text, von Molitor und Wendling verfaßt, ist aber wieder ein Mißgriff und schon in der Anlage darin verfehlt, daß aus der die Schiffer verlockenden Rheinfee ein tückischer Kobold gemacht ist; Loreley sucht einen Ritter und dessen Nachenführer zu bestimmen, ihre Bräute zu ermorden. Der Ritter erdolcht auch die seinige und verfällt der Fee, während der Schiffer durch seine Braut gerettet wird.

— * In der Werkstatt des Bildhauers Drake in Berlin ist soeben die kolossale Portraitstatue des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen fertig geworden, welche 1858 zu Jena bei Gelegenheit des Jubelfestes dieser Universität aufgestellt werden soll. Man dachte Anfangs an eine kolossale Reiterstatue, die indeß aufgegeben wurde, da nicht ein Kriegsheld, sondern ein Beförderer der Wissenschaft gefeiert werden sollte. Aus demselben Grunde wird der Gedanke, den Herzog Karl August von Weimar, Goethe's Freund, zu Pferde darzustellen bekämpft. Adolf Stahr erklärt in der Nationalzeitung das Werk Drake's für das beste des Meisters. — In München sind zwei Modelle zu einem Denkmal für König Ludwig fertig geworden.

— * In der Kölnischen Zeitung giebt Levin Schücking eine Geschichte der Universität Köln, der Gegnerin Wittenbergs zur Zeit der Religionskämpfe. Die Hochschule ging 1794 ein, als die Franzosen den Rhein überschritten, war aber längst verwahrlost und zerfahren. Die innere Geschichte dieser Schule liefert manche Beiträge zu der kulturgeschichtlichen Skizze, welche Seifart in seinem „altdeutschen Studentenspiegel“ (Bremen, 1856) gezeichnet hat. Die Studenten mit ihrer Rohheit und Rauflust beförderten die Auflösung der Universität, welche darauf verzichten mußte, die Ordnung zu erhalten. Sie erlaubte den städtischen Gewaltrichtern, alle bewaffnet tumultuirenden Studenten einzuziehen; die Gastmähler bei den Magister-Promotionen mußte die Fakultät der Künste 1723 abschaffen, weil dabei so viel Händel und Raufereien entstanden, daß es jährlich mehrere Schwerverwundete oder Todte gab. Die schlimmsten Gäste waren die Wälschen (Wallonen) aus dem Luxemburgischen und Limburgischen. Man mußte 1695 dazu übergehen, alle Wälschen sammt und sonders aus der Stadt zu verweisen; das half wenig — sie gingen eben nicht. Die Rathsmandate wurden verhöhnt, die Schüler des Montaner-Gymnasiums gingen so weit, daß sie aus ihrem Kollegium auf die vom Rathe abgesandten Patrouillen schossen (1697). Großes Aufsehen machten insbesondere die Studenten-Tumulte von 1708, wo die Studirenden dem preußischen Residenten von Dieft, der in seiner Behausung einen reformirten Privat-Gottesdienst halten ließ, das Haus demolirten. Im November 1715 schlugen sie sich mit den Werbe-Offizieren der Republik Venedig herum; im Jahre 1716 rotteten sie sich zusammen und demolirten eine im Bau befindliche protestantische Kirche in dem Dorfe Frechen, unzähliger anderer Tumulte und Friedensbrüche, Mißhandlungen der Bürger u. s. w. nicht zu gedenken. Ein Mandat des Rectors Antonius Wormbs eifert 1681 gegen die Trunkenbolde, Nachtschwärmer, Raufbolde, Diebe, Würfel- und Kartenspieler, und besonders die Quälgeister der Bürger unter den Studenten.

— * Uhland und Rückert. Der amerikanische Schriftsteller Taylor reist jetzt in Deutschland und schickt einem Neuyorker Blatte Briefe, in denen er seinen Lesern jenseits des großen Wassers von deutschen Dichtern und Schriftstellern erzählt, und zwar etwas oberflächlich und unter Begehung von allerlei kleinen Ungenauigkeiten, aber doch ganz treffend und anmuthig in der Charakteristik. Was Herr Taylor über die Dichtergreise Rückert und Uhland sagt, mag hier mitgetheilt werden. „Ich besuchte Koburg vorzüglich deshalb, um den edeln alten Dichter Rückert wiederzusehen, den ich vor vier Jahren kennen gelernt hatte, und der mich freundlich eingeladen, ihn zu besuchen, ehe ich Deutschland verließe. Ich fand, daß er in dem kleinen Dorfe Neuseß dasselbe zurückgezogene Leben wie früher führt, wo er unter seinen arabischen Manuscripten begraben und selten Menschen sehend, seinen Studien obliegt. Seine Gattin (die Luise in seinen früheren Gedichten) hieß mich mit Herzlichkeit willkommen, und zwei blühende Töchter führten bis zur Ankunft des Dichters die Unterhaltung lebhaft fort. Wie gut erinnerte ich mich der Gestalt Rückerts, schlank und hager wie die Schillers, doch in die Höhe gerichtet wie die eines arabischen Häuptlings; dieses stattlichen Hauptes, dessen graues Haar auf der Stirn gescheitelt war und in silbernen Locken auf seine Schultern herabfiel; der kräftig geformten Augenbrauen, unter denen sanfte und doch feurige Augen wie die eines Sehers hervorblickten; der geraden, starken Nase; der festen Lippen; des hervorstechenden Kinns. Rückert ist noch immer so produktiv wie je, obschon er in den letzten Jahren wenig veröffentlicht hat. Seine Gewohnheit, sich anhaltend mit Studien zu beschäftigen, hat ihn schüchtern und zurückhaltend gemacht; doch dieselbe Gewohnheit verleiht seiner Unterhaltung eine Kraft des Gedankens, einen Reichthum der Erläuterung und eine Gluth der Einbildung, die nach meiner Ansicht kaum durch die Monologe Coleridge's übertroffen worden ist. Mit seinen milden, glänzenden Augen gerade vor sich hinsehend, als sähe er den Horizont der Wüste, sprach er von den Arabern, welche vor Mohamed lebten, ebenso einsichtsvoll und vertraut, als wenn sie seine Zeitgenossen wären. Wenn er im Laufe der Rede von Zeit zu Zeit seinen Blick einmal auf mich richtete, so war das gleich dem Sonnenaufgange im Morgenlande. Der Orient lebt in seiner Seele und erwärmt mit seinem ewigen Sommer sein hohes Alter. — Uhland allein macht Rückert den Titel des ersten unter den jetzt lebenden deutschen Dichtern streitig. Er ist einfacher und gehaltener, und seine Verse sprechen direkter zu dem Herzen des Deutschen. Rückert ist ein halber Orientale;

er wird in seiner feurigen Einbildungskraft, sowie in der wundervollen Herrschaft über seine Muttersprache kaum von El Hariri selbst übertroffen. Zwischen Beiden läßt sich kein Vergleich ziehen; sie stehen auf einem zu verschiedenen Piedestal. Auch persönlich als Männer haben sie keine Aehnlichkeit mit einander. — Ich war vor vier Jahren in Tübingen — der Heimath Uhlands — und konnte es nicht über mich gewinnen, abzureisen, ohne den Mann zu sprechen, dessen „Sängers Fluch“ und „der kleine Roland“ seit so vielen Jahren meinem Gedächtniß eingeprägt blieben. Auf einige an ihn gerichtete Zeilen, worin ich meinen Wunsch aussprach, empfing ich sofort die Einladung, ihn zu besuchen. Ich fand ihn in einem Hause, aus dem man das Neckarthal überblicken konnte, in einem kleinen, finstern, ärmlich ausgestatteten Studirzimmer. Ein kleiner, runzlichter, hogerer Greis von siebenzig Jahren mit kahlem Haupte und eigenthümlichen Runzeln in den Mund- und Augenwinkeln trat mir entgegen. Seine Augen sind aber so sanft, blau und klar wie die eines Kindes; in seinem Benehmen liegt trotz einer gewissen Befangenheit und Kälte, die sich Anfangs bemerkbar macht, eine gewinnende kindliche Einfachheit. Wir setzen uns auf das kleine, mit Leder beschlagene Sopha hinter seinem Arbeitstisch und er plauderte eine Stunde lang recht heiter. Ich fragte ihn, ob er in der neuern Zeit irgend etwas geschrieben habe, oder ob er „des Vergnügens der dichterischen Sorgen, welche der Dichter allein kennt“, vielleicht überdrüssig geworden sei. „Ich möchte nicht beschwören“, lautete seine Antwort, „daß ich keine Lieder mehr dichten werde. Ich finde noch ebenso viel Vergnügen in dem, was ich gethan habe wie je; es ist aber für mich nicht mehr dieselbe Nothwendigkeit des Ausdrucks vorhanden und ich schreibe nie ohne eine entschiedene Nothwendigkeit. In meinem Gehirn vernehme ich dieselbe Musik, doch ich begnüge mich damit, sie zu hören, ohne sie zu singen.“ Das ist die ganze Antwort, wie ich sie von einem wahren Dichter erwartete.

— * Ein Pariser Haus vor sechshundert Jahren. Der Kunsthistoriker Springer in Bonn hat ein Buch „Paris im dreizehnten Jahrhundert“ herausgegeben, welches eine fleißige Arbeit und ein dankenswerther Beitrag zur Kulturgeschichte ist. Darin giebt er die folgende Schilderung eines Pariser Bürgerhauses jener Zeit: „Das Bild eines Pariser Bürgerhauses im dreizehnten Jahrhundert unterscheidet sich von jenem eines Herrenhauses in mannichfachen und wesentlichen Dingen, darin stimmten sie jedoch stets überein, daß die Familienräume von den übrigen, zu welchen auch Fremde Zutritt hatten, streng geschieden blieben. Wir denken uns als den Bewohner einen Handwerker, der gleichzeitig auch den Verkauf der von ihm erzeugten Waaren besorgt, dessen Haus also nebst der Wohnung noch die Werkstätte und das Kaufgewölbe in sich schließt. Das letztere war frei gegen die Gasse gelegen und so eingerichtet, daß sein Verschluß gleichzeitig als Schirmdach und Verkaufstisch diente. Von den beiden Holzladen nämlich, welche die Krambuden zur Nachtzeit und an Festtagen sperrten, öffnete sich der obere und untere in entgegengesetzter Richtung. Der erstere wurde halb aufgezogen, so daß er ein schräges Dach bildete und Sonne und Regen abhielt, der andere auf die Fußbank niedergelassen und auf ihm sodann die Waare vor dem Kunden, der stets außen auf der Straße blieb, ausgebreitet. Im Hintergrunde der Krambude befand sich die Werkstätte, das ouvroir, von welchem zuweilen eine Treppe in das obere Geschoß, so wie in den Keller führte. Unmittelbar von der Straße gelangte man über Flur und Treppe zu den Wohnungsräumen, und zwar zunächst zum Saale, welcher die Familie bei dem Schmause vereinigte und zur Begrüßung der Gäste diente. Nur in vornehmeren Häusern gab es eine besondere Küche; sie lag in einem Hofbaue und besaß gleichfalls eine abgesonderte Treppe. Hier zählte man überhaupt mehr Räumlichkeiten. Zum Umkreise des Palastes gehörten Garten und Hof mit den Stallungen und den Wohnungen für Fremde und Diener. Vom Hauptthore führte der Weg unmittelbar in den großen Saal, wo sich die Vasallen versammelten, die Gelage abgehalten und das Recht gesprochen wurde. Versteckt angebrachte Wendeltreppen vermittelten den Zugang zu den Familiengemächern, die unregelmäßig, aber dem Bedürfniß angemessen hier und dort bald vorspringend, bald in der Tiefe der Mauer angebracht waren und von den Fremden nicht betreten wurden. Die minder reichen Klassen begnügten sich mit einer einzigen Bettkammer, an den Saal anstoßend und zuweilen nur durch schmale Gucklöcher (pertuis) beleuchtet. Ueber der Kammer befand sich häufig der Söller (solier), bloß durch eine Außentreppe zugänglich, der Ehrenplatz im Hause und gleichzeitig der sicherste Raum, wo der Hausherr seine Habe barg und im Falle der Gefahr die Familie flüchtete. Nach modernen Begriffen mag freilich einem so bunt gegliederten Hause eine Grundbedingung der Schönheit, die Symmetrie fehlen; das kleine Thürchen z. B. zum nächtlichen Gebrauche und für die Fußgänger neben dem großen Einfahrtsthore, die Gucklöcher neben den Hallenfenstern beleidigen den Sinn für Regelmäßigkeit, und geht man vollends von dem Satze aus, der heutzutage die bürgerliche Architektur regiert: das Haus sei der Facade wegen da, so wird man an dem mittelalterlichen Baue keine guten Eigenschaften erkennen. Anders wird freilich das Urtheil lauten, wenn man die innere Einrichtung des Hauses mit den Lebensgewohnheiten des Mittelalters vergleicht. Man vermißt dann weder die Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Einwohner, noch den lebendigen Sinn für die zierliche Ausschmückung der Räume. Betreten wir für einen Augenblick die Bettkammer oder chambre. Das mit Federbett und Kissen versehene Lager ist so aufgestellt, daß zwischen ihm und der Wand noch ein Gäßchen, der gewöhnliche Zufluchtsort überraschter Liebhaber, übrig bleibt; in seiner Nähe steht die Kleiderlade oder als Ersatz dafür die „pertica“, eine an der Wand befestigte Stange, über welche die Kleider geworfen wurden; dem Bette gegenüber ist der breite Kamin angelegt, unter dessen Mantel ein Fensterchen angebracht war, so daß man sich gleichzeitig wärmen und die außen Vorübergehenden betrachten konnte. Die Wände waren mit bunten Teppichen verhängt, oder mit Holzgetäfel verkleidet, die Deckbalken zierlich geschnitzt, in die Fenstervertiefung der reich gearbeitete Vogelbauer gestellt, falls nicht, wie es in den meisten Palästen üblich war, eine eigene Stube, die chambre aux oiseaux, für diesen Zweck eingerichtet wurde, und der Boden mit Tüchern bedeckt, deren Stelle in ärmern Häusern die Binsenstreue vertrat. Manches Auffallende und der reifen Kultur Entgegengesetzte finden wir freilich auch vor. Der Gebrauch der Stühle ist im dreizehnten Jahrhundert seltener als in frühern Zeitaltern. Infolge der Kreuzzüge reißt die Sitte ein, auf Kissen und Teppichen zu ruhn, in deren Ermangelung wohl auch das Bett als Sitz diente. Gabeln bilden ebensowenig einen nothwendigen Theil des Hausrathes, sie kommen im Besitze von Fürsten nur in einzelnen Exemplaren vor, während die silbernen Löffel schon nach Dutzenden gezählt werden. Auch die Einförmigkeit der Möbel erregt unsere Aufmerksamkeit. Wir können mit dem Reichthum und der Kunstschönheit der überaus mannichfachen Metallgeräthe die ewig wiederkehrenden Koffer und Laden in den Inventarien schwer vereinigen, und unter allen Ordonnanzen der französischen Könige befremdet uns jene vielleicht am meisten, welche den Hofleuten verbietet, den Parisern die Kissen und Matratzen für den Gebrauch des königlichen Gefolges wegzunehmen. Es fehlte also ein wichtiger Theil des bürgerlichen Hausrathes selbst in der gewöhnlichen seit Menschengedenken bewohnten königlichen Residenz. Unser Staunen verliert sich, wenn wir die Wanderlust des Mittelalters, die Gewohnheit des stetigen Wohnwechsels bei den französischen Großen erwägen. Bloß die nothwendigsten Einrichtungsstücke, wie die hölzernen Bettladen, die Gestelle, auf welche das Tafel- und Küchengeschirr gereiht wurde, blieben in den Palästen und Schlössern dauernd bewahrt, alles Uebrige zog im Gefolge der Herrschaft bald hierhin, bald dorthin, es wurde ausgepackt, wenn diese ihre Wohnung bezog, und eingepackt, wenn sie nach einem andern Aufenthalte sich begab. Natürlich daß Gestalt und Form der Möbel auf den leichten Transport und zwar auf den Transport durch Saumthiere berechnet waren, daß man z. B. Tischplatte und Tischgestell trennte, letzteres beweglich einrichtete, daß man namentlich mit zahlreichen Koffern und Laden sich versah, die auch als Bänke und Tische benutzt werden konnten und beinahe allen übrigen Hausrath ersetzten. Wir möchten den Nachrichten über das alte Pariser Haus eine größere Vollständigkeit wünschen, aber auch in ihrer gegenwärtigen lückenhaften Form liefern sie einzelne wichtige Züge zum richtigen Verständniß des mittelalterlichen Lebens. Sie entfernen die Meinung: weil wir die Zahl der Holzmöbel gering, ihre Gestalt einförmig vorfanden, so müssen wir jenem Zeitalter überhaupt eine idyllisch einfache Lebensweise zuschreiben. Die Prachtliebe, der Sinn für Luxus lebten damals ebenso kräftig, als heutzutage, nur daß sie sich in anderen Dingen äußerten und in anderer Weise befriedigt wurden. Versetzen wir uns in ein Prunkgemach jener Zeit, so werden im ersten Augenblicke die vielen Koffer und Laden demselben ein armseliges Aussehen verleihen. Denken wir uns aber die letzteren geöffnet, ihren reichen und mannichfachen Inhalt in zierlicher Ordnung aufgestellt und dem Auge des Besuchers vorgerückt. Auf den Tischen und dressoirs prangen dann die zahllosen Prachtgefäße, in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen sucht, die in den verschiedenartigsten Formen aus Gold, Silber, Krystall gebildeten und mit Edelsteinen besetzten oder emaillirten Fontänen, Wärmpfannen, Wasserkannen, Salzgefäße, die Dreifüße, die Waschbecken, deren Wichtigkeit und Nutzen bei Tische und der Sitte zu zweien aus einer Schüssel und ohne Gabel zu essen, gar wohl einleuchtet, die mannichfachen Trinkbecher und Schalen, die unter dem Namen hanap, coupe, quarte, gobelet u. s. w. vorkommen, ferner die reichgefaßten Probirzungen, mit welchen die Speisen berührt und ob sie nicht mit Gift versetzt seien, geprüft wurden; die gleichfalls von der Furcht, vergiftet zu werden, erfundenen Besteckkasten, in der Form eines Schiffes gearbeitet und nef genannt, endlich die Fruchtschüsseln, die Schalen für Confitüren oder dragoners und gar viele andere im Namen wie in der Bestimmung unkenntlich gewordene Geräthe. Wer sie schaute, gewann eine bessere Meinung von der Lebensweise des dreizehnten Jahrhunderts. Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelsteinen angelegt, der Reichthum nach den Summen und dem Werthe der Juwelen und Goldgefäße, die man besaß, gemessen. Die Masse des Goldes und der Edelsteine, die König Philipp August hinterließ, würde nach modernen Verhältnissen einem Goldwerthe von 284 Millionen Franken gleichkommen. Der König glänzte aber nicht etwa ausnahmsweise durch diesen reichen Schatz; die Fürsten und Grafen des Reiches eifern ihm nach und häufen, wie die zahlreichen Inventare lehren, Goldmassen auf, die oft an die angestaunten orientalischen Reichthümer erinnern.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 3.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

Fünfter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 22. Februar. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Neapolitanisches Straßenleben.

Von Emma Niendorf.

I.

Beim ersten Blick in die Straßen von Neapel müßt Ihr gestehen, daß es in wimmelnder Lebendigkeit sich nur mit London vergleichen läßt, wenn schon die dortige eine mechanische ist, zum Gegensatze mit der hiesigen ganz phantastischen. Es giebt wohl keine Weltstadt, die in ihrer Buntheit so viele Typen der andern in sich faßt und doch höchst originell bleibt für sich. Man könnte Neapel das Paris, aber noch mehr, weil die Leute hier vorzugsweise den Geschäften und materiellen Genüssen leben, das London, und am meisten: das Hamburg des Südens heißen. Vergebens sucht Ihr jetzt noch sowohl in der britischen als in der französischen Hauptstadt die früheren Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, das Ihr nirgends mehr in seiner Ursprünglichkeit so voll und frisch wieder findet, wie verhältnißmäßig in jener deutschen Seestadt und hier.

Es ist gar nicht möglich in Neapel traurig zu sein. Neapel ist zu hell und lustig. Ueberall das Lichteste von Farben. Betrachtet selbst! wo sie nur alle diese vergnügten feinen Nuancirungen in ihren Anstrichen u. d. m. herbringen? so heiter und bunt und doch nicht unzart. Die Bezeichnung »Largo« gilt sehr richtig von den ausgedehnten Plätzen. Ihr findet hier alles breit, weit, groß; aber anders groß als zu Rom; materiell, nicht geistig groß. Die Paläste gleichen Gebirgen. Es herrschen ungeheure Proportionen; sie sind dem Meere, den Uferhöhen entlehnt und harmoniren damit vortrefflich. Das Pflaster von großen Lavaplatten gestaltet die Straßen wie zu einem Saale. Zu festlichen Triumphbogen wölben sich die hohen Einfahrten der flachgedeckten Häuser, die stolzen Portale mit ihren Durchblicken nach von Loggien umringten Höfen; und sämmtliche Fenster, jedes auf einen Balkon sich öffnend, dienen gleichsam als Logen in dieser allgemeinen riesigen Ballhalle, durch welche sich das ganze Jahr ein brausender Karneval drängt, und die bunt genug, beinahe Türkisch leuchtet, vor Altanen und Gewölben da und dort voll blauer und weißer oder rother Gezelte, die sich oft zu einem ganzen Lager schaaren.

Was bedeuten jene zierlichen Brücken von Gußeisen, wie zum Spielen mitten im Largo delle Pigne und in der Strada Foria hingestellt? Wenn zur Regenzeit die Fluthen aus den Wolken brechen, dann strömt das Wasser vom Berge so stark in die Gassen herab, daß es in der Mitte einen Bach bildet, und diesen zu überschreiten bedarf man der kleinen Nothbrücken. Wie liebe ich, z. B. vom Toledo aus, die Doppelperspektiven der Querstraßen: von einer Seite auf den nahen grünen Gipfel, von der Feste St. Elmo und der Karthause gekrönt, von der andern nach dem blauen Meere und dem rauchenden Vesuv! Die längste dieser schmalen Gassen, eigentlich Vicolo dei Tribunali genannt, heißt beim Volke „Spacca Napoli“, weil sie die ganze Stadt durchschneidet. Denn neben den breiten, unabsehbar langen Plätzen ähnlichen Straßen trifft man besonders im alten Neapel zwischen himmelhohen Häusern Vicoli, noch enger als die Grotte von Posilippo, Spalten in Felsenbergen gleichend. Sie mochten, diese Klüfte von Gäßlein, in der Anlage auch ihr Gutes, ihre Nothwendigkeit haben, kellerartig die Sonnenpfeile besser abwehrend und ebenfalls gegen sonstigen Angriff im Mittelalter die Stadt noch mehr befestigend. Zuweilen bemerkt man bei den verschiedenen Stockwerken von außen eiserne Platten, hinter welchen dicke Ketten zwischen dem Gebälke durchgezogen sind, mit denen man dem Baue mehr Halt zu geben meint, hauptsächlich gegen Erdbeben. In abgelegenen Stadttheilen sieht man öfters aus dem Gemäuer einer ärmlichen Wohnung einen Weinstock wachsen und seine Aeste über dasselbe breiten.

Die Fluth der Stimmen übertäubt hier alles Meerrauschen. In den gewerbsamen Vierteln hört man nichts als Hämmern und Klingen, wie in einem Steinbruche, und beständiges lautes Ziegengeschelle; selbst die Kirchen läuten so scharf und hart, als wären es eben auch nur Ziegenglocken. Die allgemeine Thätigkeit, so verschieden von dem Hindämmern in Rom, das Gewimmel, der Glanz der Magazine, ja der Fleiß in denselben, mahnen an Paris. Alles arbeitet, näht; in den Buden gewahren wir Gruppen von schneidernden Frauenzimmern bis auf die kleinsten Mädchen herab. Ueberall jedoch sind sämmtliche Laden und Gewölbe sperrangelweit nach der Straße offen, gleichsam wie ein Theil von ihr; vor den Schwellen stehen Bettler und starren hinein und machen Pantomimen, wenn ein Käufer den Beutel zieht. Im Toledo stößt man wie im Palais royal auf Bottegen voll Puppen und funkelnder Kunstjuwelen. In der Mitte von der Decke herunter hängt ein mannsgroßer Hanswurst aus Pappendeckel zum Ziehen, und rings um ihn bummelt es noch mit einer ganzen Familie von Hanswursten, während aus den Glasschränken rosige »Bébis« lächeln. Das Geschmeide ist gewöhnlich sehr farbig, meist Email, alles massenhaft, ganze Schlösser in den Ohren und vor der Brust. Häufig sitzen die Goldarbeiter, jeder mit seinem Ladentischlein, seinem Schmelzöfchen in der Strada San Giacomo selbst, die sich überhaupt durch ihre Juwelenhandlungen charakterisirt. Da findet Ihr als Schutz im Aberglauben der Ghettatura die bewußten Korallenfingerlein und Hörnchen in Legionen; auch ausgestreckte kleine Hände von Agat, die kolossalen Ohrgehänge der Neapolitanerinen, gleich Wagenrädern. Daneben, als weitere Eigenthümlichkeit, eine Menge von silbernen Sternenkränzen, groß und klein, in allen Dimensionen; an einem langen Stift oder Nagel befestigt. Sind es Armspangen oder wohl gar astronomische Instrumente? Nein, auf Befragen erfahrt Ihr: „È per la Vergine.“ — Die Sternenglorie der Madonna, welche man der größern oder kleinern Altanpuppe in den Kopf bohrt.

„Salone“ liest man über den zahlreichen Friseurbuden zum Haarscheiden, vor denen nicht selten die Handtücher zum Trocknen aufgehängt werden. Im Toledo und der Chiaja fällt uns hin und

wieder Abends eine blendend erleuchtete Loggia mit einem Bilde auf. Wir nehmen es auf Treu und Glauben für eine Muttergottes und entdecken erst nachträglich, daß es eine Modejournalpuppe sei, mit Tropäen von Mantillen u. s. w. umringt, eines der elegantesten Magazine ankündigend. Dagegen trifft man auch wiederum in vielen Bottegen Maria und die Heiligen zu Puppen reich aufgeputzt. Z. B. in der Strada S. Brigida Madonnen unter Glas, auf das Allerzierlichste in spanischer Tracht,. Sammet und Seide, Hofmantel, weiß und roth, goldgestickt, aufgeschlitzte Aermel ꝛc. Die Mutter und der Bambino tragen jedes in der Hand kleine, goldverzierte Sammetridikuls — ich denke weniger zu Batisttüchern, als zu frommen Spenden — und an der Seite Rosenkränzlein eingesteckt mit Miniatur-Silbermünzen. Ferner der heilige Franziskus u. a. in seiner Kutte, ein elfenbeinernes Crucifix im Arme: Nürnberger Waare ins Neapolitanische übersetzt, vollendet in der Gattung.

Charakteristisch erscheint auch hier, wie überall, die Bude mit Kinderspielzeug. Ist nicht diese dort flimmernd und lustig genug? Da hast du die niedlichen Cabriolets in Reihe und Glied zur Auswahl, leibhaftig, wie sie zu Tausenden umherrollen. Da findest du viele artig gefertigte Eselchen, den unerläßlichen „Somaro." Nicht minder Massen von Kanonen und Grenadierbärenmützen; hübsche Nönnchen nicht zu vergessen. Einige Nester mit Pulcinellen — da habt Ihr ganz Neapel. Aber sogar ein Omnibus hat sich eingeschlichen, und zwar mit der deutschen Inschrift: „Omnibus zur Eisenbahn!" — Conditoreien brüsten sich mit Ordenssternen, und was noch bezeichnender ist, mit Dolchen zwischen Rosenkränzen und Kreuzen von Zucker. Dabei eine ganze Bevölkerung von Tragant-Figürlein: Pudel, welche ein Kind im Körbchen mit der Schnauze tragen, Eleganten mit Brief und Blumenstrauß in der Hand an ihrem Toilettenspiegel, Offiziere, welche Damen küssen; Seiltänzer, Kunstreiter u. s. w.; eine Hauptrolle spielt, nächst den Pulcinellen, der „avocato (Aufschneider) chiachierone", der nicht wenig deklamirt. Kleine Dinge sind häufig die sprechendsten für die Kulturgeschichte.

Das beweisen auch die von allen Seiten farbig lachenden Lotteriebuden, deren riesige Zahlen, nicht nur blau, roth ꝛc. gemalt und mit Goldstreifchen und mannichfachen Schleiflein von buntem Papiere verziert, und wäre es nur ein kleines rosa und gelbes Mäschchen rechts und links; uns fast wie morgenländisch-cabalistisch anschauen, denn es ist Manches schon halb afrikanisch in Neapel. Oefters malt man auch an solchen Bottegen Männer und Frauen mit mächtigen Nummern in der Hand, bei denen „primo" geschrieben steht, und über deren Haupte gleich einem Heiligenscheine von Blättern Lorbeerkränze schweben, dort wandern Bursche, welche ganze Stöße von regenbogenfarbigen Halstüchern, Turbanen ähnlich, zum Verkaufen auf dem Kopfe tragen. In der Strada Medina weht über der andern Einwohnerschaft noch eine hexenartig in der Luft: neugefertigte Weiber- und Männerröcke, Gewänder aller Art; die der Frauen vom grell schreienden Mousseline mit barockem Muster, beinahe wie ein Spott auf die Pariser Toiletten. Auf dem Largo del Castel blicken auf der Lava ausgebreitete Blechwaaren. An den Straßenecken sind Kaffeeschälchen und kleine gelbe Schüsseln von Töpfererde feil; vor und an den Bottegen die Thonpfeifen, wie wir sie im Munde von Hunderten der an der Marina sitzenden Matrosen sehen; gleich Blumen in Sträußen auf Gestelle nicht ohne Koketterie gesteckt. Als wären die Neapolitaner die schreibseligsten aller Völker, stößt man überall auf dem Trottoir, zumeist im Toledo, an Säckchen voll rosa Sand, in welchen gleich, bereits auch schon angefüllt, lange spitze Düten der Hand warten, die sich nach ihnen ausstreckt. Wie zu Paris die Läden der Corsetmacher und der Dentisten, so sind hier die Handschuhmagazine ein Merkmal mit ihren flammendrothen Riesen-Handschuhen oder Händen an den Scheiben.

Besonders spricht sich in den Buden der Aquarolen, die auf allen Straßen umhergestreut sind, etwas Sarazenisches aus. Nicht selten erinnern sie an goldne Thürmlein oder Erker, die einen maurisch-gothischen Charakter zeigen, in ihren hellgemalten Arabesken, ihrem Heiligenbilde an der Stirne, den beiden an der Spitze zum Diadem über einander gesteckten frischen Limonienzweigen. Zwischen den zwei Fäßchen zu beiden Seiten mit doppeltem Boden, fortwährend geschwungen gleich einem Rade, in denen man das Eiswasser bereitet, schaaren sich auf dem Ladentische im Vordertreffen leere Gläser, Orangen und Citronen. Jede dieser Bottegen, in denen oft der einzelne Eigenthümer, oft ein Pärlein agiren, däucht uns eigentlich als eine Art von Marionettentheater, nimmt sich aber Abends am festlichsten aus mit den Gewinden und Sträußen von kleinen Laternen, in denen oft gar lustig Doppelflämmchen blitzen, die flimmernden Gold- und Silberschnörkel oder die angestrichnen unvermeidlichen Lilien beleuchtend.

Den Guckkasten, den gleichsam eine kleine Bühne mit Karikaturgestalten krönt, und an welchem über ein Halbdutzend gaffender Buben hängen, begegnet Ihr meistens in der Molostraße. Eine Menge von Ladentischen stehen auf Rädern und werden, wenn der Abend kommt, heerdenweise heimgerollt. Bei Tage, im Sonnenbrande, läßt man nicht bloß vor Magazinen, an letzteren mit dem Ausschnitte eines Pförtchens, sondern vor allen Loggien und Fenstern weiche, halbtransparente Rohrmatten herab, gleich feinen und ganz geschmeidigen Jalousien. In Montoliveto vorzugsweise schaaren sich in Reihen auf beidert Seiten dieser Straße zu einem ganzen Lager Bettstellen in Menge für den Verkauf, mächtig groß, von Eisen oder Bronze, zum Theil sehr prangend verziert und häufig mit hochragender Kopfwand nach mittelalterlicher Sitte, in reicher Arbeit voll Arabesken, Blumen, Vögeln u. s. w. Seht dort Vasen von „terra cotta" auf dem Brette tragen; tiefblau, feurig blau wie das Meer um Mittag; so schlank und edel, daß man sich in den Tagen von Pompeji wähnt. An der Marinella findet sich eine in Nachahmung antiker Geschirre berühmte Fabrik. Daneben spricht sich dort in den Töpferläden eine Barbarei und das neben dem Klassischen herrschende Barocke aus in einer Reihe neben einander vor dem Hause, gleich Wächtern, sitzenden Bullenbeißern, einem halben Dutzend lebensgroßer irdener Bullenbeißer; und zum Contraste an ihrer Seite wiederum graziöse Blumennäpfe. Weiter her im Hafen, in der Strada del Piliero, findest du zuweilen auf dem Lavatrottoir, welches nur ein Eisengitter vom Meere und den Schiffen trennt, ein Heer von kleinen und großen Tambourins hingebreitet, gleich schreiend bunter Mosaik; darunter einige an Steckchen, auch Kindertrommeln u. d. m. In der Chiaja läuft man uns mit Riesensträußen nach, ja steigt auf die Wagentritte um die Blumen den Vorüberfahrenden anzubieten, und an den Ecken vom Toledo harren ganze Volièren, von kleinen Käfigen voll bunter Vögel auf einander gethürmt, des Käufers.

Neben den kolossalen Ringen, zu welchen man das gewöhnliche Brot modelt, werden an festlicheren Tagen Körbe voll äußerst primitiver Skulptur, gebackene Weiblein, umhergeschleppt. Am originellsten erscheinen, besonders Abends bei der Illumination, in S. Lucia die Buden mit „frutti di mare", denen das graue, an zwei Stangen befestigte Segeltuch, welches die schmale und hohe Rückwand gegen das Ufer bildet, eine gewisse Verwandtschaft mit der Barke verleiht. Der pultartig aufsteigende Tisch zeigt, in verschiedenen Fächern mannichfach geordnet, alle nur erdenklichen eßbaren Muscheln und Seegeschöpfe, meist sehr schmuck und selbst phantastisch geordnet, fast einem kleinen Naturalienkabinet ähnlich. Welche verschwenderische Fülle von Lebensmitteln überhaupt! In Neapel ist eine Hungersnoth gar nicht denkbar. In Haufen liegen auf der Erde die gelben Erdmelonen und die Wassermelonen umher. Wer möchte die Bottegen zählen, wo die letztere Frucht, in der Mitte verschnitten, außen grün, innen rosig, das Volk anlockt? Die schwarzen Kerne in dem saftigen Fleisch gemahnen wie eine Schaar von Fliegen; aber ganz einladend trägt man die einzelnen Schnitte umher, welche ich zuerst für Eis oder Blumen hielt mit dem lachenden zarten Farbenspiel von hellgrün, weiß und rosa. Jedes Kind hat eine Wassermelone in der

Hand oder im Munde, die Erdmelone wird an Bast vor den Häusern und Balkonen aufgehängt, daß sie sich gut halte, und formt nicht selten förmlich Arabesken um sämmtliche Stockwerke. Man muß nämlich um Weihnachten Melonen haben; so will es der Brauch. Vormals, ehe die traurige Rebenepidemie hereinbrach, hatte man frische Trauben bis in den Januar. Im Herbste zahlte man sonst ein Paar Grani und durfte im Weinberge essen, so viel nur das Herz begehrte. Schon früh im Sommer bemerken wir einzelne Körbe voll Muskateller als Erstlinge auf das Trottoir gestellt. Es erfreuten mich oft, mitten auf der Lava vom Toledo im Korbe die großen Trauben mit durchsichtigen Beeren, welche der Bauer in seinem Schönheitsinstinkte mit Rosen bestreut und mit Myrtenzweiglein umsteckt. Auch die Feigenkörbe schmücken sie so sinnig mit Rosen und andern reizenden Blumen, säen auch wohl nur Rosenblätter darauf.

Nicht zu vergessen die riesigen Haselnüsse. Es giebt im August hier eine solche Masse von saftigsüßen, rothsammetnen Pfirsichen, daß einige Tage lang die Straßen buchstäblich danach duften. Eine härtere Gattung, zum Einmachen beliebt, heißt, statt „persiche" wie jene, „persicoche". In anderer Weise einladend riechen die weißen Bohnenkerne, welche wie Kastanien gebraten und von den Lazzaroni so gelb frisch aus der Gluth auf der Gasse verzehrt werden. Auch an Körben mit Aepfelchen hat man außen zu beiden Seiten des Randes noch einige an kleinere Stäbe gefädelt, denn alles soll hier festlich erscheinen. Ebenso die „pomi d'oro", die brennenden Paradiesäpfel. Der Ueberfluß von Früchten Morgens in den Straßen ist unglaublich, mährchenhaft: Karren voll Melonen, kleine Thürme von „pomi d'oro", Tausende von Körben voll Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen, Birnen, letztere mit rosa Nelken verziert und dicht besteckt.

Häufig trabt uns ein Eselein entgegen, das in seinen offenen Körben auf dem Rücken Aprikosen neben Kirschen trägt. Malerisch bewegen sich längs der Marina die Züge von schwerbeladenen Eseln, in den zu breiten Körben ausgedehnten Strohmatten auf einer Seite die flammendrothen Paradiesäpfel, auf der andern die violetten „molignani", welche man als Gemüse ißt. Zur Seite ganze Schaaren von Männern, in leichtem Schritte mit Körben von „pomi d'oro" auf dem Kopfe, pyramidisch hoch gethürmt und mit weißen Blumen, an den Henkeln noch mit einzelnen Paradiesäpfeln verziert. Wenn ich morgens von meinem Balkon in die Straße hinabschaute, gemahnte es mich in der Vogelperspektive gleich Korallenschnüren oder Gewinden von Vogelbeeren; diese lange Caravane von Grauchen, einer immer dicht in des andern Fußtapfen und rechts und links mit grüngeschmückten „pomi d'oro" belastet. Andere bringen neben den Goldorangen die Molignani. In diesen unabsehbaren Früchteguirlanden, die zum Markte ziehen, begegnet uns eine Grazie, ein Farbensinn, welche Staunen erregen.

Rastlos kommen und gehen die Eselein mit hochrothen Troddeln und an jeder Seite drei Fäßchen, welche meistens Meerwasser enthalten zu Bädern. Doch bedarf man einer Erlaubniß es zu holen, denn die Leute könnten es ja an der Sonne trocknen und Salz daraus machen. Es giebt auch leiterartige lange Karren mit Stufen, zwischen welchen solche Fäßlein ruhen. Wie gefallen Euch die schlauchartigen Strohmatten — sie sind an beiden Enden zusammengenäht — welche vom Rücken des „somaro" fast bis zum Boden hängen, besonders wenn ein Reiter darauf sitzt und sie somit gleichsam die riesigen Steigbügel dieses Sancho Pansa bilden? Tausende von solchen Strohmatten werden ausgeladen, während man über die geschäftsthätige Marinella wandelt. Dort sogar kommt ein Eselchen neben einem der riesigen weißen Ochsen eingespannt. Hier reiten Weiber zwischen den Körben auf dem geduldigen Thiere. Wie possierlich jener Bauer, der so weit hinten reitet auf dem Rücken, beinahe auf dem Schweife! Daneben trabt wieder ein Grauchen gar lustig und leicht vor einem vierräderigen Wäglein her. Stolzer geberdet sich ein anderer, vorzugsweise weihnachtlich geputzt, scharlachroth und kornblau und gelb, und voll Goldflitter auf dem Kopfe. Schon wieder läutet eine der zahllosen Ziegenheerden durch das Gedränge, in welche sich bald Schafe, bald die kleinen schwarzen, wie rasirten Schweine mischen; und ihr folgt ein schneeweißes Rindergespann mit den minder edelgehörnten Thieren als zu Rom, so wie auch die Gais nicht so vornehm und feingehaart ist als dort. Man sieht hier nur schneeweiße Ochsen. Zuweilen begegnet man auch einer Schafheerde aus Apulien, von ihren originellen Jungen begleitet. Sie stecken wie auf einen Knäul alle ihre Köpfe zusammen. Wenn du stehen bleibst um diese Mohren unter den „pecore" — Gesicht und Beine sind rabenschwarz, die Wolle kastanienbraun — zu betrachten, so trägt man dir gleich eines zum Verkaufe an. Lustig trabt indessen eine ganze Pferdeheerde vorbei, der Bauer beritten und bewaffnet hinten drein. Maulthiere sind hier theurer als Pferde.

Was schwankt da für eine Masse? Es ist ein Roß, das förmlich in einem Berge von Welschkornstroh marschirt. Nicht minder charakteristisch jenes Fuhrwerk: ein Wagen voll Kalk von einem weißen Ochsen und einem nicht weniger schneeigen Schimmel gezogen. Zum Ueberflusse läuft neben her mit der Peitsche ein Bursche in weißen Pumphosen an den ägyptisch braunen Beinen, und hinten ist ein Büschel „cane", langes, grünes Rohr, querüber geladen. Oder zum Gegensatze der große zweiräderige Wagen, mit drei Rappen neben einander bespannt, deren einen der sarazenische Messingsattel schmückt, und worauf der junge Campagnuolo steht — wirklich triumphatorisch. Auf dem Fahrzeuge des nächsten Bauern ragt eine mastartige Stange, bunt und glitzernd geputzt, gleich einer ungeheueren Kopfnadel; und wenn wir sie genau betrachten, ist sie eigentlich nicht mehr und nicht weniger als ein Thyrsusstab.

Ein ganzer Carneval rollt schon in der Menge der Corricoli, der zweiräderigen, meist buntbemalten Fahrzeuge, deren Besitz wenigstens für Neapel eigentlich verboten ist, wegen der Gefahr des Umwerfens, durch die Straßen. Jedes Corricolo bildet eine kleine Maskenscene für sich an Buntheit der Figuren. Das Volk, die Mönche, die Soldaten durcheinander, hinten, zu beiden Seiten auf dem Tritte, alles ist plastisch, gruppirt sich monumental. Pyramidenartig baut sich die Gruppe auf; sie fängt schon mit der Deichsel an, wo Weiber und Männer zu Füßen des Fährmanns kauern, und endigt rückwärts mit denen, welche sich stehend hinten hochoben aufgeschwungen haben — es hat auch darin eine Familienähnlichkeit mit dem Triumphwagen — und diese Letzten tragen auch überdies noch oft schwer auf dem Haupte, z. B. selbst lange Bretter. Auf manchen Corricoli gewahrt man zum Schutze vor der Sonne pyramidenhaft ausgespannte Tücher, welche eine Schiffsverwandtschaft andeuten.

Entschieden wieder in die Modernheit bringen die zahllosen Cabriolets zurück, welche oft allerliebst und zierlich, wie Weihnachtspiel anzusehen, über die Lava rasseln; ungerechnet die Liliput-Ponyequipagen, denen man nicht selten auf dem Corso in der Riviera di Chiaja begegnet. Diese Kabrioletchen sind meist in kornblauer Uniform mit rothen Rädern. Häufig stürzt das Pferd auf den Steinplatten zusammen, aber um sich augenblicklich wieder aufzuraffen und weiter zu fahren mit den klappernden, hier allgemein lockern Hufen; es wird schon so jung eingespannt und von früh Morgens bis in die späte Nacht abgehetzt; bei jedem dieser Chaischen sitzt neben dem Kutscher ein obligater Lazzaronibub auf, welcher den Pagen oder Groom macht. Zuweilen fährt sich im Toledo u. s. w. ordentlich ein Knäul fest, aber das windet sich mit der größten Sicherheit auseinander; es giebt vielleicht keine bessern Kutscher als die neapolitanischen. In Neapel und London wird wohl am schnellsten und gewandtesten gefahren. Das elegante Wagengewühl des Corso im Toledo ist völlig wie ein Strom, Wagen an Wagen, darunter Hunderte der stolzesten, fürstlichen Equipagen, in dreifachen Reihen. Man könnte oft stundenlang an dem einen Ufer der Straße stehen, vergebens harrend sie durchkreuzen zu dürfen; noch ganz anders als in London und Paris. Wenn man Abends Vorreiter in Livree mit Flambeaus gewahrt, so sind es meist die von Mitgliedern der könig-

lichen Familie, welche nach Capodimonte zurückkehren. Oft läuft aber auch zwischen den prächtigsten Equipagen hindurch plötzlich eine Ziegenheerde mit ihren Glöcklein, oder eine einzelne braune Kuh.

Halbidyllisch erscheint uns jener schwarze Geistliche, der auf einem ländlichen Fahrzeuge kutschiert, zwei kleine Knaben zu seinen Füßen. Seht hier eine Hochzeit: zwei Wagen voll schöner geschmückter Mädchen, jedesmal sechs in einem; sie tragen rückwärts in den üppigen Flechten farbige Bandschleifen, sammt lang herabflatternden Enden, mit Gold und Silber verziert; die Männer in ihrem Wagen, wie das überhaupt beim hiesigen Volke üblich, folgen. Jetzt kommt ein Omnibus — aber vorne im Coupé beim Kutscher sitzt ein Priester, und Lichter brennen in der festverschlossenen Arche auch bei Tage; oben auf dem Dache ist ein kleines schwarzes Kreuzlein. Das rollt so geschwind durch die Straße, als könnten die Passagiere da innen nicht rasch genug zum letzten Ziele gelangen, als entführte man sie aus dem Leben hinaus. Und hinten auf dem Tritt hat sich ein Lazzarone aufgehockt — um von der guten Gelegenheit zu profitiren — der ein blaues Bündelchen in der Hand hält. Oefters, mitten im Toledo, rasselt ein goldner Leichenwagen mit angezündeten Laternen durch alle die genießenden, lärmenden, geschmückten Leute, so schnell als die andern, als fahre der Tod eben auch mit Corso. Es ist ein Seitenstück zum alten Todtentanze. Zuweilen begegnet Ihr Nachts einem hellfunkelnden Leichenwagen, den vorne weiße, vom Kerzenschein gespenstig grell erleuchtete Gypsfiguren verzieren; und auf Befragen bedeutet man Euch: „È un mistero che hanno falto." — Dieses Myster bleibt bei der Leiche auf dem Sarge und kommt dann auf das Grab. Am Hafen andererseits bilden die Züge der Brüderschaften in ihren weißen geisterhaften Vermummungen, mit Kaputzen, aus deren Höhlen nur die Augen starren, wenn sie den rothsammetnen goldstrotzenden Sarg vorerst in die Kirchen tragen, aus denen er zum Campo santo gefahren wird; eine barocke Staffage zu den Nachen und ragenden Masten, den rosige Wolken spiegelnden Wellen, den verklärten Bergspitzen, welche hoch emporsteigen in den klaren, golddurchflossenen Aether.

---

* Zur Altspanischen Romanzenpoesie.

Von Adolf Laun.

Seit der Zeit, wo Herder durch seinen Cid zuerst auf die eigenthümliche Poesie hinwies, die den altspanischen Romanzen innewohnt, wo es seiner tactvollen Vermittelung gelang, die Deutschen für diese fremdartigen Erzeugnisse empfänglich zu machen, hat man bei uns eine gewisse Gesinnungs- und Gemüthsverwandtschaft beider Nationen lebhaft empfunden. Eine Folge jener Sympathie sind die mannichfachen Leistungen auf dem Felde der älteren spanischen Literatur in Forschung, Kritik und Nachbildung, durch die Deutschland sich noch immer auszeichnet, wenn auch zum Glück aus unseren Gedichtsammlungen jene früher beliebten hispanisirenden Romanzen verschwunden sind, in denen Aeußerlichkeiten, Trochäen, tönende Namen, Antithesen und stereotype Wiederholungen das Beste thun mußten. Eine der letzten und wichtigsten jener Leistungen ist unbedingt die Sammlung der ältesten und volksthümlichsten castilianischen Romanzen, die **Ferdinand Wolf** und **Konrad Hofmann** unter dem Namen Primavera flor de romances mit spanisch geschriebenem Commentar und Einleitung (2 Bände, Berlin, Ascher und Comp. 1856) herausgegeben haben. — Durch sie werden wir zum ersten Mal ganz in den Stand gesetzt, die frühsten Blüthen jener der Iberischen Halbinsel eigenthümlichen Dichtungsart, die später daselbst eine fast unübersehbare Menge immer gekünstelter werdender Erzeugnisse hervorrief, in ihrer ursprünglichen Naturwüchsigkeit und Frische kennen zu lernen. Der Gelehrsamkeit, dem Scharfsinn und kritischen Takt dieser beiden Männer gelang es, von den ältesten Romanzen die ältesten Texte herzustellen und dieselben von den Zusätzen und Umänderungen der späteren Kunstdichter zu säubern. — Wir gerathen hier also an die erste Quelle ursprünglicher, lange Zeit nur traditionell erhaltener Volksdichtungen, von denen noch heute manche im Munde der Andalusier leben, und Spanien selbst, das deutsches Verdienst um seine Geschichte und Literatur schon öfters anerkannt hat, wird nicht wenig über die ihm hier gebotene Gabe erfreut sein, die alles bis jetzt dort Geleistete überbietet und überbieten konnte, weil die nachweislich ältesten Sammlungen, von denen Spanien kein Exemplar besitzt, sich in Wolfenbüttel und München fanden und von den Herausgebern, deren wissenschaftliches Verdienst der Würdigung einer wissenschaftlichen Zeitschrift anheimfällt, benutzt worden sind. Wäre die Ursprünglichkeit dieser Gedichte und ihr Alter nicht durch historische Beweise, auf die hier nicht eingegangen werden kann, festgestellt, so würde ihr eigenthümlicher Charakter ihn hinreichend bekunden.

Sie tragen alle Spuren einfacher Volksdichtung an sich und unterscheiden sich bei aller Aehnlichkeit der Form und des Tons von den spätern Romanzen einer schreibenden und mit Kunstberechnung dichtenden Zeit in einer Weise, die sich selbst dem weniger Eingeweihten aufdrängt. Sie sind im höchsten Grade naiv, kunstlos und objektiv. — Aeußere Dinge, wie Waffen und Kleider, werden ausführlich geschildert, dagegen wird die Haupthandlung nur angedeutet, und die Katastrophe wird ohne alle Vorbereitung und ohne allen Nachklang mit ergreifender Energie an den kurzabbrechenden Schluß hingestellt. Eine subjektive Betheiligung von Seiten des Erzählers zeigt sich nur selten; der musikalische Empfindungsausdruck tritt fast ganz zurück gegen den Trieb, die Dinge so zu malen, wie sie in die Erscheinung treten. Alles steht auf festem Boden, tritt in bestimmt gegebener Scenerie auf und wird mit knappen, scharfen Zügen in stereotypen Bildern und Beiwörtern vorgeführt. Man sieht, daß das Erzählte und Dargestellte der nächsten räumlichen und zeitlichen Wirklichkeit entnommen ist, daß ihm trotz aller Uebertreibung und phantastischen Ausschmückung ein wirkliches Faktum, eine erlebte oder angeschaute Situation zum Grunde liegt. Das Ahnungsvolle, Mystische, Nebelhafte, die Dämmerung der Sagen- und Märchenwelt, das Hereinragen der Geister, wie es anderen alten Volkspoesien eigen ist, zeigt sich hier nur selten.

Dagegen ist die Erzählung in hohem Grade dramatisch lebendig, zugleich sprunghaft und müssig verweilend, springt oft mit Auslassung wesentlicher Mittelglieder in's Zwiegespräch über, geht beim Beginn gleich mitten in die Sache hinein und führt den Helden handelnd oder redend, oder die Heldin anschaulich unter anschaulicher Umgebung vor Augen. Manche Eigenthümlichkeit des spätern Dramas ist hier schon vorgebildet.

Die Fehler dieser Dichtungen sind leicht zu erkennen, aber die wunderbare Treue, mit der sie die Nation und die Zeit abspiegeln, die einzelnen ergreifenden Züge einer tiefen Charakteristik, welche, weil unbewußt, um so gewaltiger wirken, die eigenthümliche, über alle Berechnung erhabene Plastik und dramatische Durchführung sind einer Produktionskraft entsprungen, nach der sich ein bewußteres, und gebildeteres, aber poetisch ärmeres Zeitalter vergeblich sehnt.

Indeß genug der Reflexion über Erzeugnisse, die in ihrer Mannichfaltigkeit und Seltsamkeit schwer zu analysiren sind, und von denen die Mittheilung charakteristischer Proben vielleicht am ersten einen deutlichen Begriff giebt *).

Ich habe die meinigen aus der Abtheilung des Werkes genommen, die vereinzelte novellenartige Ritterromanzen enthält, weil sie keinem größeren Ganzen angehörend, in sich selbstständig sind und einen geringeren Raum einnehmen, andererseits aber auch weil sie kulturhistorisch und ästhetisch zu den interessantesten der Sammlung gehören und der Keim sind, aus dem sich die episch-lyrische Poesie Spaniens mit so unermeßlicher Fülle und Fruchtbarkeit entwickelte.

*) Einige Proben gab der Verfasser schon in diesen Blättern.

Sie verhalten sich zu den eigentlich historischen Romanzen der größeren einheimischen und fremden Sagenkreise, die einen Cyklus bildend auf umfassenderer geschichtlicher Grundlage ruhen und den Hauptbestandtheil des vorliegenden Werkes ausmachen, etwa wie das fabliau zum Epos, sie sind Erzählungen einzelner Ereignisse, Thaten und Abenteuer und oft nur ein Situationsgemälde und Stimmungsausdruck, wie die Klagen Gefangener und Verbannter, lassen aber einen tiefen Blick thun in das Innere des thatkräftigen Volkes und der bewegten Zeit, in der es einen Jahrhunderte langen Kampf mit feindlichen Nachbaren, besonders mit den Mauren zu bestehen hatte, und in der sich zugleich mit dem religiösen der ritterliche Geist so weit verbreitete und so glänzend entfaltete. Hat man, wie die Herausgeber sagen, die historischen Romanzen die spanische Ilias genannt, so kann man diese Gedichte als die spanische Odysse bezeichnen. — Sie malen die inneren Zustände der Gesellschaft und der Familie, die eigenthümlichen Sitten und Gesetze, die Rechte des Herrschers und Vaters, die Stellung der Frauen und Sclavinnen, die Reibungen mit den Nachbarn und Feinden und geben ein Bild der verschiedenen Klassen des Volkes vom stolzen Kastilianer bis zum verachteten Juden und Zigeuner; in ihnen zeichnen sich der Glaube und die Ansichten, die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, vor allen die der Liebe in ihren verschiedenen Phasen bei jenem eben so eigenthümlichen als interessanten Volke.

Unter den zur Mittheilung gewählten Romanzen sind mehrere, die Bezug haben auf Maurische Verhältnisse, auf Kämpfe, Fehden, Entführungen und Liebesabenteuer zwischen Mauren und Christen, sie sind jedoch, wenn auch durch sie, wie durch alle spanische Poesie, ein orientalischer Hauch hindurchweht, rein spanischen Ursprungs, während der Maurischen Occupation entstanden und traditionell verbreitet worden, müssen aber nicht verwechselt werden mit den sogenannten romances moriscos, die erst später nach dem Fall Granadas bei der Vermischung beider Völker, von Kunstdichtern verfaßt, einen immer manierirter werdenden Charakter bekamen und einer Mode entsprachen, die für Liebesabenteuer und Zärtlichkeitsergüsse Maurische Färbung und Maurisches Kostüm wählte, wie bei anderen Völkern das Hirten- und Schäferwesen dazu benutzt wurde.

Ueber die Art und Weise der Nachbildung sei noch bemerkt, daß ich, zwischen Worttreue und freier Nachdichtung die Mitte haltend, dahin strebte, den spanischen Charakter möglichst ohne Beeinträchtigung des deutschen Sprachgeistes wieder zu geben und die zum Theil noch sehr formlosen Originale dem deutschen Ohre zugänglich zu machen; ich glaubte deßhalb auch die denselben meist entschlüpfende Assonanz durch den männlichen Reim ersetzen zu dürfen, zumal jene dort noch nicht immer streng eingehalten ist.

Erscheinen diese frühesten Blüthen eines fernen Landes, in denen sich volksthümliche Derbheit mit pomphafter Grandezza, Naivetät mit beginnender Eleganz auf eigenthümliche Weise vermischt, dem Leser gar zu exotisch, so wird er doch nicht verkennen, daß in ihnen trotz mancher Wunderlichkeit und Barbarei ein frischer Hauch ursprünglicher Poesie webt, nach dem man sich bei der Nerv- und Charakterlosigkeit unserer neusten, äußerlich oft so vollendeten Kunstpoesie mitunter sehnt.

Romanze von Rico Franco.

Um zu jagen, um zu jagen,
Zog des Königs Jagdvolk aus,
Doch es brachte keine Beute,
Keine Beute mit nach Haus.
Selbst die Falken sind verloren,
D'rob des Königs Zorn entbrennt,
Und sie nahn sich einem Schlosse,
Welches Schloß man Maynes nennt;
D'rin befindet sich ein Fräulein,
Das gar hold und lieblich war;
Um sie warben sieben Grafen
Und drei Könige sogar. —

Rico Franco, Rico Franco,
Der aus Aragonien kam,
War es, der sie dort entführte,
Der sie heimlich mit sich nahm.
Wie sie fortziehn, hüllt in Thränen
Sich ihr schönes Angesicht,
Rico suchet sie zu trösten,
Naht sich zärtlich ihr und spricht:

Weinst um Vater du und Mutter?
Wiedersehn wirst du sie nie,
Weinest du um deine Brüder?
Selbst erschlagen hab' ich sie. —

Wein' um Vater nicht und Mutter,
Wein' um meine Brüder nicht,
Wein' um meine eig'ne Zukunft;
Weiß nicht, was sie mir verspricht.

Rico Franco, Euer Messer
Reicht mir, das so spitz und scharf,
Will vom Schlei'r die Borden trennen,
Die ich nicht mehr tragen darf.

Rico Franco bot gar höflich
Ihr den Dolch am Handgriff an,
Sie ergriff ihn und vollführte,
Was mit Listen sie ersann,
Stieß ihn tief sich in den Busen,
Den sie seiner Spitze bot,
Rächte Vater so und Mutter,
Rächte dreier Brüder Tod. —

Romanze vom Mohrenkönig.

O Valencia, o Valencia,
O Valencia, schönes Land,
Maurisch bist du einst gewesen,
Bist nun in der Christen Hand.

Doch nicht lange wird es dauern,
Bist du Maurisch, bist du mein,
Und dem stolzen Christenkönig
Wird sein Bart beschnitten sein,
Und die Kön'gin, seine Gattin,
Zieht als Sclavin in mein Haus,
Und des Königs schöne Tochter
Wähl' ich mir zur Buhlin aus. —

Aber durch des Himmels Fügung
Hat der König dies gehört,
Geht zum Schlosse der Infantin,
Die er aus dem Schlummer stört.

Tochter meines Herzens, die Ihr
Lieb mir wie das Leben seid,
Stehet eilig auf vom Lager,
Hüllt Euch in ein festlich Kleid.
Geht zum Mohrenkönig, lockt ihn
In's Gespräch mit kluger List. —

Schönes Mädchen, sag, warum du
So verlassen, einsam bist? —

Fern im Kampfe weilt mein Vater,
Meine Mutter ruht im Schlaf,
Auf dem Felde ruht mein Bruder,
Wo des Feindes Dolch ihn traf. —

Schönes Mädchen sag, was drüben
Für Getön herüberklingt? —

Ist des Vaters Page, welcher
Seinen Pferden Futter bringt. —

Schönes Mädchen, wohin gehen
All die reis'gen Männer dort? —

Sind die Pagen meines Vaters,
Ziehen aus dem Felde fort. —
Keine Stund', und enge Bande
Schließen schon den Mohren ein.

Schönes Mädchen, kannst du sagen,
Was wird meine Strafe sein? —

Auf dem Scheiterhaufen wirst du
Deinen Uebermuth bereun,
Und die Asche, die du machest,
Wird man in den Wind verstreun. —

Romanze von der Rache des Infanten.

Hola, Hola, wohin eilet
Racheschnaubend der Infant
Auf dem windesschnellen Rosse,
Fliegend über Feld und Land?
Um die Schulter wallt der Mantel,
Wüthend schweift sein Blick umher,
Hoch im Sattel sitzend schwingt er
In der Rechten seinen Speer;
Eine Milbe zu durchstechen
Wär' des Speeres Spitze gut,
Denn er wurde sieben Male
Eingetaucht in Drachenblut,
Wurde sieben Mal geschliffen,
Zu erhöh'n der Schärfe Kraft,
Frankreich bot dazu das Eisen,
Aragonien den Schaft;
Er durchbohrt des Falken Flügel,
Wirft ihn eine sich're Hand.

Ritter Quadros, den Verräther,
Quadros suchet der Infant,
Und er trifft ihn, wie er grade
Sich beim Kaiser hingestellt,
Der als oberster der Richter
Seinen Stab in Händen hält.
Soll er werfen, soll er's lassen?
Sieben Mal erwägt's sein Sinn,
Nicht zum achten Mal erwägt er's,
Denn schon fliegt der Speer dahin,
Aber nicht Quadros, der Kaiser
War es, der den Wurf empfing,
Dem der Speer durch seinen Mantel,
Durch den farb'gen Leibrock ging
Und dann einer Spanne Tiefe
In des Estrichs Steine brach. -
Zum Infanten sprach der Kaiser, —
Hört die Worte, die er sprach:
Warum trafst du mich, Verräther,
Warum zieltest du auf mich?

Hoheit, wolle mir verzeihen,
Denn ich zielte nicht auf dich,
Hin nach Quadros, dem Verräther,
Hin nach ihm sandt' ich den Spieß,
Der allein von sieben Brüdern,
Mich allein am Leben ließ.
D'rum heraus zum Zweikampf fordr' ich
Ihn vor deinem Angesicht.

Doch dem Quadros trauen Alle,
Aber dem Infanten nicht,
Nur des Kaisers junge Tochter
Horchte gläubig seinem Wort,
Sie ergriff die Hand der beiden,
Führte sie zum Kampfplatz fort,
Aber hin zum Boden sinket
Quadros schon beim ersten Streich,
Der Infant steigt ab und trennet
Ihm das Haupt vom Rumpf sogleich,
Steckt es auf den Spieß und senkt ihn
Vor des guten Königs Thron,
Dieser, da er solches siehet,
Giebt die Tochter ihm zum Lohn. —

* Künstlerfest in München.

Die Münchener Künstler haben ihr diesjähriges Maskenfest am 14. Februar im Odeon in prachtvoller und gelungener Weise unter Betheiligung von vielleicht 2000 Menschen gehalten. Der wahrhaft künstlerische Schmuck des Festsaals hatte seinen glänzenden Hintergrund in einer meisterhaft gemalten Ansicht der Stadt Antwerpen. Dem Balle, welchem auch König Ludwig beiwohnte, lag nämlich die Idee eines Festes zum Grunde, das die Stadt Antwerpen ihrem großen Landsmann Peter Paul Rubens nach seiner zweiten Vermählung mit der schönen und reichen Helena Forman (1630) gab. Rubens, dessen Ruhm als Künstler damals die höchste Stufe erreicht hatte, nimmt die Glückwünsche seiner Freunde und der Bürgerschaft der Stadt entgegen. Namentlich sind es jene Gewerke, auf welche die Kunst einen veredelnden Einfluß ausübt, deren Vertreter dem gefeierten Meister ihre Huldigung darbringen und ihm Hochzeitsgeschenke überreichen. Es mag — bemerkt das Festprogramm weiter — als eine Anspielung auf den unglaublichen Ruf gelten, welchen der Künstler zu jener Zeit genoß, wenn neben der Gewerkschaft auch dem Kaufherrn, und insbesondere der ostindischen Gesellschaft, erst wenige Jahre vorher (1602) gegründet, eine Rolle bei diesem Huldigungsakt zugetheilt wurde.

Demzufolge bewegte sich der Festzug zuerst durch den Saal. Stadthellebardiere mit Fähndrich und Hauptmann voran, dann die Festordner mit dem Herold, der Bürgermeister mit Senatoren und dem Stadtschreiber, der Staatssekretär Ph. Rubens, der Bruder des gefeierten Meisters, Prangerinnen, dann Rubens mit seiner jungen Frau, von Pagen geleitet, hierauf die geladenen Festgäste, und zwar vorerst die Freunde des Gefeierten unter der Künstlerschaft: van Dyck, Cornelius de Vos, Gerard Honthorst, W. Sandrard, Adrian van Ostade, Höllen-Breughel, Rubens' erster Lehrer Adam van Ort, und andere mehr im Geleite ihrer Frauen. Dann kam Pjeter Hooft, der Dichter und Geschichtschreiber, als Abgesandter der „Kammer der Rhetoriker“ zu Amsterdam, schließlich Edle und Bürger, Abgesandte der Nachbarstädte und des Hofes der Erzherzogin Isabella. Sobald dieser Festzug seinen Umzug gehalten und in der erwähnten offenen Halle Platz genommen hatte, erschien „der Bürgerzug.“ Trompeter und Pauker und der Standartenträger mit der Fahne der Gewerkschaften voran, dann die verschiedenen Gilden und Zünfte, Meister, Frauen, Gesellen und Lehrjungen mit Festgeschenken, dann die Jäger- und Schützengilde, die Kaufherren mit ihren Frauen, und schließlich die ostindische Compagnie, repräsentirt durch Schiffscapitäne, Rheder, Schiffsmäkler, Matrosen mit Schiffsmodell und Emblemen, dann Vertreter jeder Nation, mit der die Niederlande damals in Handelsverbindung standen, und schließlich Pflanzer mit Handelsgewächsen 2c. Diesen folgte alsbald „der Bauernzug;“ Deputationen der Landleute aus der Gegend von Stein bei Mecheln, wo Rubens viele Jahre hindurch seine Sommerfrische hielt, Geiger, Pfeifer und Dudelsackbläser an der Spitze. Diese Züge waren im einzelnen wie im ganzen vortrefflich ausgestattet, große Mühe und Sorgfalt war darauf und insbesondere auf die historische Treue der Costüme verwendet.

Den Festzügen folgte das Festspiel. Der Meister der Silberschmiede, als Sprecher der Gilden, trat vor Rubens, um ihn zu beglückwünschen und ihm einen silbernen Pocal zu überreichen. Rubens dankt und bringt den ersten Trunk aus dem Pocal „der Kunst und dem Gewerke!“ Meister und Gesellen bringen hierauf die Hochzeitsgeschenke herbei, während ein Bauernbursche den Gefeierten anspricht, und durch sein Mädchen der jungen Gattin Rubens einen Blumenkranz überreichen läßt. Nun folgte Pjeter Hooft, der Dichter, welcher Rubens den Lorbeerkranz überreicht, im Namen und Auftrag der Amsterdamer Dichterschule. Rubens dankt, und während sich dann alles zum Tanz rüstete, ertönte der Festchor, dem ein nochmaliger Umzug der nun vereinten drei Züge folgte.

Feuilleton.

— * Im Verlage von Brockhaus in Leipzig erscheint demnächst vom alten Arndt eine „Blüthenlese aus Altem und Neuem“; ferner eine Erzählung von Friedrich Gerstäcker: „Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer“, eine historische Studie von Ferdinand Gregorovius: „Die Grabmäler der römischen Päpste“, von K. F. Neumann eine Geschichte des englischen Reiches in Asien, ohne Zweifel ein sehr werthvolles Buch, da der Verfasser zu den gründlichsten Kennern Asiens gehört, von Eduard Schmidt-Weißenfels eine literarhistorische Studie „Rachel und ihre Zeit.“ Karl Gutzkow übergiebt sein neuestes Drama „Lorbeer und Myrte“, das auf der Bühne kein Glück machte, dem Druck.

— * Das vor einiger Zeit von uns vorläufig angekündigte Buch von dem Russen Oulibischeff, dem Biographen Mozarts, über Beethoven ist nun erschienen, und zwar in russischer Sprache. Es hat den Titel: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs“ und kostet 3 Thaler.

— * Der dänische Schriftsteller Edmund Lobedanz fährt fort, die Dramen der alten griechischen Dichter und die Shakspere's in das Deutsche zu übersetzen. Kürzlich erschienen die „Iphigenie in Tauris“ des Euripides und Shakspere's „Hamlet.“

— * Der bekannte Wolfgang Menzel hat eine Geschichte der letzten 40 Jahre, 1816—1856, geschrieben, welche im Laufe dieses Jahres in 12 Lieferungen, die 2 starke Bände bilden, herauskommen soll.

— * Von den mit vielem Beifall aufgenommenen „botanischen Unterhaltungen“ von Roßmäßler und Auerswald ist das vierte Heft ausgegeben.

— * Das von der Buchhandlung des österreichischen Lloyd herausgegebene illustrirte Werk „Die Kunstschätze Wiens in Stahlstich mit erläuterndem Texte“ liegt nun in 36 Lieferungen vollständig vor.

— Δ Schweizerische Touristenblätter von Alfred Müller und Naturbilder aus dem Schweizerlande von J. Meyer von Wiedikon sind zwei neue Erscheinungen der fleißigen Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig. Das erste Werk wird den Lesern der „Illustrirten Zeitung“ größtentheils bekannt sein, denn es enthält alle Artikel einer Reise durch dieses Wunderland, welche dieses Blatt im vorigen Jahre brachte, nur sind dieselben hier zu einem Rundgemälde erweitert und umfassen nun das ganze Volk und Land in allgemein darstellenden Zügen. Der Titel ist fast zu bescheiden, denn es sind keineswegs bloß Bemerkungen eines flüchtigen Touristen, sondern dieselben bilden in 19 Kapiteln eine fast die ganze Schweiz umfassende Beschreibung, die sich durch warme, lebendige Auffassung und einfache treue Darstellung auszeichnet. Namentlich wissen wir es dem Verfasser Dank, daß er die weniger gekannten Kantone Glarus, Wallis und Graubünden ausführlicher beschrieben hat, welch letzteres Land kürzlich in diesen Blättern aus einer anderen Feder eine gleichfalls anziehende Schilderung erhielt. Wenn wir einen Tadel auszusprechen haben, so ist derselbe gegen die Verlagshandlung gerichtet; dieselbe hat die sehr getreuen Holzschnitte, welche seiner Zeit diese Aufsätze in der Illustrirten Zeitung schmückten, in dem vorliegenden Werkchen, wir wissen nicht warum, weggelassen. Sie würden demselben sehr zur Zierde und Empfehlung gereicht haben. — Das zweite oben angeführte Buch behandelt in allgemeinen, großen Umrissen das Land an und für sich, die Alpen, den Jura, das Hügelland, die Gewässer, das Klima und das organische Leben. Wir lernen daraus auf anschauliche Weise den äußeren und inneren Bau der Alpen und des Jura und die geognostischen Verhältnisse einzelner Berggruppen wie z. B. des Gotthard und Montblanc kennen, ferner die Gestaltungen der Flüsse und Seen, die Verhältnisse der Lufttemperatur, der Winde, der Niederschläge, Gewitter und übrigen Naturerscheinungen, die Pflanzen- und Thierwelt, das Leben auf den Alpen, und endlich folgen noch allgemeine Bemerkungen über Volk und Staat, Gewerbe, Handel, Kirchen und Unterrichtswesen und die Gesetzgebung. Dieses mit 40 Abbildungen versehene Büchlein ist namentlich allen Denen, welche eine Schweizerreise beabsichtigen, als eine gute Vorbereitungslektüre anzurathen.

— Δ Sechszig Kreuz- und Trostlieder, mit einem Anhange von Liedern auf des Kindes Tod. Weihnachtsgabe für die Trauernden der Vaterstadt (Basel) von Friedrich Oser. Es wird in diesen Liedern der Kampf des Glaubens mit dem Leide und seinem bittern Stachel dargestellt; Anfangs ist der Dichter vom Leide überwältigt und durch das frische Gefühl des Schmerzes in Nacht gehüllt, aber in dieser Nacht beginnt es durch den Glauben an eine höhere Hülfe von oben zu tagen, und insofern wenden sich diese Lieder nicht bloß an „die Trauernden der Vaterstadt“, unter denen wir, wenn wir nicht irren, die von der Cholera im vorigen Jahre schwer heimgesuchten Bewohner Basels zu verstehen haben, auch nicht bloß an die Trauernden überhaupt, sondern an Alle, welche einen empfänglichen Sinn für die ernste Seite des menschlichen Lebens haben. Sie zeichnen sich aus durch Wahrheit und Tiefe der Empfindung, was wohl daher rührt, daß der Verfasser durch die Schule harter Schicksalsschläge gegangen zu sein scheint; darauf deuten wenigstens die 40 Lieder „auf des Kindes Tod“, welche den Anhang der Sammlung bilden, und welche eine große, innige Wärme des trauernden und doch des Trostes sich bewußten Gemüthes durchdringt. — In derselben Verlagsbuchhandlung, der Schweighauser'schen, welche den Ruhm der alten Baseler Drucke auch in ihren neueren Erscheinungen mit Erfolg aufrecht zu erhalten bemüht ist, traten ferner Anfangs des Jahres an's Licht: Baslerische Kinder- und Volksreime aus der mündlichen Ueberlieferung. Die alturspüngliche, naturwüchsigen Poesie, die keinen Verfasser hat, sondern Gemeingut Aller ist und sich nur auf organisch lebendigem Wege durch mündliche Ueberlieferung, nicht durch todte Buchstaben in der Erinnerung erhält: sie ist nur noch bei denen zu finden, die auch allein noch, wie früher das ganze Volk, unmittelbar und objektiv im Ganzen leben, — bei den Kindern und auch hier ist leider die Ueberlieferung schon im Absterben begriffen. Der einst so üppige Blüthenwald der Kinder- und Volksreime ist bereits am Verwelken, und es gilt, es ist hohe Zeit seine letzten Reste, die nur noch am Boden kriechenden, grünen Moose wenigstens getrocknet und gepreßt zwischen dem Löschpapier unserer gedruckten Geistesherbarien zu erhalten. Möge diese ernste Mahnung, welche der geehrte Herausgeber im Vorwort noch weiter ausführt, in allen Theilen von Deutschland gehört werden; möchte dieses Feld, welches Simrock für die deutschen Kinderlieder und Kinderspiele im allgemeinen, Ernst Meier in Tübingen für den schwäbischen und Rochholz in Aarau noch kürzlich für den allemanischen Theil angebahnt haben, auch in den übrigen deutschen Gauen mehr und mehr angebaut werden. Die Reime des vorliegenden Büchleins, die Räthsel und Spiele werden allgemein und namentlich von denen leicht verstanden werden, welche an die Lektüre unseres unübertroffenen Volksdichters Hebel gewöhnt sind, der seine lieblichen Lieder in der Mundart des der Stadt Basel benachbarten Wiesenthales sang; übrigens ist eine Erklärung der Spiele und einiger Wörter hinzugefügt. Manches endlich was „dumm“ und „abgeschmackt“ erscheinen mag, war bei dem Zweck des Büchleins nicht zu umgehen, ist dasselbe doch keine ästhetische Blumenlese, sondern eine Sammlung von Kinderreimen und Gassenhauern, von denen aber viele in ihren kecken Sprüngen ganz das unverkennbare Gepräge des echten Volksliedes tragen, das nicht eine innere Gedankenfolge entwickelt, sondern objektiv die Dinge der Außenwelt giebt, wie sie oft sehr heterogen in der Wirklichkeit neben einander liegen.

— * Am 9. Februar las Emanuel Geibel im Cyclus öffentlicher Vorlesungen zu München die beiden Schlußakte seiner nun vollendeten Tragödie „Brunhilde“ vor, indem er den Eingang der Dichtung skizzirte. In einer Münchener Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ wird folgendes Urtheil über das Trauerspiel abgegeben: „Ob der lyrische Dichter die Heldensage der Nibelungen dramatisch so zu bemeistern fähig, wie es der gewaltige Stoff erfordert, darüber waren so manche Zweifel laut geworden, obwohl man wußte, daß Geibel zu diesem Werke seit fünf Jahren seine besten Stunden verwendet hatte. Geibel hat die schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Er hat das „eisern wilde Kämpenlied“ zu einer Tragödie voll einfacher ernster Würde und Wahrheit, zu einem Werk von großartiger dramatischer Wirkung und Schönheit gestaltet. Trotz der theilweise sehr übertriebenen pathetischen Wärme des Vortrags war der Erfolg ein glänzender, und der Beifall, wie mir scheint, ein so einmüthiger, als dergleichen hier überhaupt möglich ist. Erst etwas zweifelhaft, dann angeregt und gespannt, zuletzt bis zum Innersten bewegt und ergriffen, folgte das Publikum in athemloser Aufmerksamkeit dem Dichter durch die verschiedenen Scenen bis zum Schluß. Das Trauerspiel endigt mit Siegfrieds und Brunhilde's Tod und mit jener Klage Chrimhilde's, in welcher Schmerz und Rache sich vereinen. Das blutige Ende, das die Schicksalsnornen für die Helden und Mörder weben, wird vor Siegfrieds Leiche weissagend angedeutet.“

— * Das Denkmal des Lukas Kranach in Weimar soll eine kunstreiche Umfriedung erhalten. Zu dem Zwecke hat man in der kleinen literarisch so regsamen Residenz eine Reihe von Vorlesungen veranstaltet, die stark besucht werden. Die bisherigen Vorträge behandelten: der erste vom Staatsrath Bergfeld die Gralssage und den Lohengrin, der zweite vom Sekretär Schuchardt die vervielfältigenden Künste und ihre Geschichte, der dritte und vierte von Professor Biedermann das deutsche Familienleben im vorigen Jahrhundert. Von dem letztgenannten ist der erste Theil auch gedruckt in dem Weimarer Sonntagsblatt erschienen.

— * Die Akademie der Künste in München, welche 1808 vom Könige Max Josef gegründet, dann von Ludwig zu glänzender Entwickelung gebracht wurde, deren Zierden Cornelius, Kaulbach, Schnorr, Heß, Schwanthaler, Gärtner, Ziebland und viele andere Künstler waren, begeht im nächsten Jahre in feierlicher Weise ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Die Akademie bereitet eine historisch geordnete Ausstellung von Bildern, Zeichnungen, Statuen u. s. w. aller Künstler vor,

die als Lehrer oder Ehrenmitglieder der Akademie angehörten; die auf das laufende Jahr fallende Kunstausstellung wird dagegen nicht stattfinden.

— * Im Verlaufe seiner Arbeiten für die Shakspere-Galerie ist **Wilhelm von Kaulbach** nun zum „Julius Cäsar" übergegangen und hat die Todesscene des großen Römers vollendet. Von Verschwornen umdrängt, bricht der Held zusammen, das Auge auf Brutus gerichtet, der das Schwert gezückt hat; zur Rechten erschreckte Senatoren.

— * Der in Rom lebende deutsche Maler **Overbeck** hat ein vom Papste bestelltes Bild zur höchsten Zufriedenheit des heiligen Vaters vollendet. Es ist ein Tempera-Gemälde auf Goldgrund nach Lukas 4, 29, 30. Der Heiland steht auf einer Höhe, Pharisäer und Sadduzäer mit anderen Schriftgelehrten und Volk trachten ihn zu greifen und hinunter zu stürzen; doch er verschwindet hinter Gewölk, denn Engel entziehen ihn ihren Blicken. Es ist eine Parallele mit Pius IX. und der Revolution von 1848.

— * In Jena will man aus Anlaß des „Fichte-Büchleins" vom Kirchenrath **Hase** eine neue Straße zu Ehren des großen Philosophen Fichte-Straße nennen.

— * **Nornengruppe von Ernst Müller.** Die „Allgemeine Zeitung" enthält folgenden Bericht über ein soeben fertig gewordenes Werk des Bildhauers **Ernst Müller** in München: „Es gewährt mir das innigste Genügen in diesen Blättern über die Vollendung eines Kunstwerks berichten zu können, dessen langsames Heranwachsen unter der liebevollen Hand des Künstlers, von allen die durch den Reiz des Gegenstandes angezogen seine Werkstätte aufsuchten, mit steigendem Antheil beobachtet wurde. In einer Zeit, welche gerade nur dem Bildner (das Schaffen des Architekten lehnt sich schon von Haus aus naturgemäß an gegebene Bedingungen) die Pflege freier, aus eigenstem inneren Drang entsprungener Schöpfungen aufs härteste zu versagen scheint, hat Ernst Müller seit Jahren mit seltenem Opfermuth die Dornenbahn der wenigen verfolgt, denen um den Preis jedes äußern Lebensgenusses, ja selbst der Sicherung einer noch so bescheidenen materiellen Existenz, die unabhängige Hingabe an ihre eigenthümliche künstlerische Ideenwelt nicht zu theuer erkauft ist. Angenehme Verhältnisse, die ihn an Rom fesseln konnten, gab er auf, um deutsche Gestalten, fern von jedem ablenkenden Einfluß, auf deutschem Boden zu schaffen. Wie die ersten Versuche in denen einst sein Talent sich geäußert hatte, gehört, was bis heute von seinen Arbeiten öffentlich bekannt wurde, fast ausschließend dem Porträtfach an: ich nenne nur die Büsten von Geibel und Bodenstedt, deren verkleinerte Nachbildungen man vielfach verbreitet findet; die zur Zeit des schleswig-holsteinischen Kriegs entworfene, höchst charakteristisch gedachte Statuette des Generals von der Tann; die des Kapellmeisters Spohr, und das überlebensgroße Standbild Mozarts, aufgestellt in dem Kranze von Sandstein-Sculpturen, welcher den Vorbau des Hoftheaters zu Hannover schmückt. Eine anmuthige Psyche in carrarischem Marmor sehen wir seit verflossenem Herbst als Grabdenkmal der Freifrau von Korff, gebornen Gräfin Keyserlingk, unter den schönsten Zierden des hiesigen Gottesackers. Die beste Kraft seines Geistes jedoch widmete unser Künstler fort und fort mit beharrlicher Liebe dem Studium des altgermanischen Göttermythus; beseelt von dem Gedanken die Welt großartiger Gestalten, deren Ideale seine Phantasie, klar in persönlichem Leben geschaut, versammelte, der vaterländischen Kunst zu erobern, mied er jede Einwirkung die das mühevolle, durch keinen äußern Zuspruch ermuthigte Streben hätte zu irren vermocht. Ihn durchglühte gleichsam ein edles nationales Schamgefühl, daß das herrliche Reich germanischer Urpoesie, während die wissenschaftliche Forschung nach allen Richtungen Besitz davon ergriff, doch der allgemeinen Vorstellung in Nebel gehüllt blieb, aus welchem seltsam fremd nur todte Namen, kaum mit dämmernden Umrissen verbunden, hervorblickten. Es schien die abgemachteste Sache, daß nichts mehr einer plastischen Verkörperung widerstreite als diese Wesen, deren gewaltige Leibhaftigkeit doch in so scharf bestimmten Zügen, die ungebrochenen Urbilder unserer eigenen Stammesjugend und Größe spiegelnd, seinem innern Auge sich vertraut hatte. Hier galt es Hand anzulegen, und in einer Fülle bedeutender Entwürfe wurden die Anschauungen festgehalten, die, strahlend von göttlicher Jugendfrische, aus Sagen und Gesängen des nordischen Alterthums dem formenkundigen Sinn zuströmten. Von allen in diesen Skizzen und Planen erfaßten Stoffen hat nun Müller zuerst denjenigen zur Bearbeitung gewählt, welche man gewissermaßen als Centrum der ganzen Sphäre betrachten darf. Die Nornen der Völuspa, wie sie ihm bei dieser seiner Schöpfung vorschwebten, sind die eigentlichen Schicksalsgöttinnen der nordischen Mythologie; ihre Namen: Urd (Vergangenheit), Verdand (Gegenwart) und Skuld (Zukunft), künden eine selbst über den Göttern waltende Macht, unendlich weitergreifend als die der Parzen im hellenischen Glauben, und, wenn man einmal der Analogie nachgehen will, der in genauer Gliederung ausgebildeten Idee des antiken Fatums zu vergleichen, aber mehr auch als dieses in den Vordergrund des gesammten religiösen Lebens gestellt. In den Nornen, die im Mittelpunkt der Welt an der Wurzel des Lebens wohnen, liegt alle Weisheit und Prophezeiung, von ihnen geht Sein und Werden, Glück und Verderben aus. Von der „Edda" werden ihnen so viele verschiedene Eigenschaften und Handlungen zugetheilt, daß es für den Künstler ein Ding der Unmöglichkeit war, den Inbegriff derselben in seinen drei Figuren zur Erscheinung zu bringen. Er mußte sich auf die Hauptmomente beschränken, welche die hervorstechendste Seite ihres Wesens kennzeichnen. Diese alsdann in ihrem Verhältniß gegen einander durch lichtvolle Anordnung dem Beschauer nahe zu rücken, jedes einzelne in der ganzen Stärke seiner Bedeutung auszuprägen, und doch dabei das Gefühl eines ewigen Zusammengehörens in seiner ganzen Tiefe wirken zu lassen, ohne gewaltsam-äußerliche Hülfsmittel das unlösbare Verschwisterungsband geistig fest um die wunderbare Dreieinheit zu schlingen — das war eine Aufgabe, deren Schwierigkeit der Schein der einfachsten und leichtesten Ueberwindung, worin das schöne Werk uns entgegenleuchtet, den denkenden Freund der Kunst doppelt empfinden macht. Den Sitz, welcher, auf geringer Stufenerhöhung in ganz sanftem Halbrund laufend, den gemeinsamen Anhalt der drei Gestalten bildet, mögen wir als Einfassung des Urdar-Brunnens, jenes heiligen Quelles, denken, aus welchem die Nornen schöpfen, täglich den Baum des Lebens — die Welt-Esche — zu begießen. In Müllers Darstellung ist es Urd, die Norn der Vergangenheit, der diese Beziehung zum geheimnißvollen Urborn des Schaffens vorzugsweise mit zur Charakteristik dient. Am Ausgangspunkt der natürlichen Folge von rechts nach links sitzt sie, mit einfachem Gewande bekleidet, sinnend vorgebeugt, und den rechten Ellenbogen auf ein von ihrem herabwallenden Schleier halb bedecktes vasenförmiges Gefäß gestützt, das, in Runenschrift den Namen Odrörir zeigend, den Zaubertrank der Poesie mit allem Göttern und Menschen Wünschenswerthen in sich birgt. Die tief-ernste Ruhe und Abgeschlossenheit dieser vom Schatten herbstlicher Jahre überdämmerten Gestalt durchzieht nur ein leiser Nachhall der letzten Bewegung, mit der sie aus dem geschäftigen Kreis der Verdand (Gegenwart) sich hinweggewendet hat, welche ihrerseits eben vom Sitz aufgestanden und, im Vorschreiten begriffen, den sprechenden Zug zur abgekehrten Nachbarin nicht verkennen läßt. Gleich der Urd, vom Schleier und faltigen Gewand ohne Gürtel noch andern Zierrath umflossen und mit Eschenlaub bekränzt, hält sie als Spinnerin der Schicksalsfäden den Rocken zum Wahrzeichen ihres Amtes. Der volle breite Mittag der Lebensblüthe gießt seinen stillen Glanz über die hehre Erscheinung, deren Verhältnisse auch schon in dem Maßstab des vor uns stehenden, ungefähr vier Fuß hohen Gypsmodells ein Uebermenschlich-Gewaltiges ausdrücken. Ein Hauch der Befriedigung entfernt jede Spur der Härte von der festen Gelassenheit des erhabenen Antlitzes, und umgiebt den stattlichen Gliederbau in einer Weise wie wir es in den feineren Zügen der knospenhaft jugendlich behandelten Skuld (Norn der Zukunft) nicht wiederfinden, welche, gleichfalls sitzend zur Linken der Verdand, einen der Urd entsprechenden Abschluß der Gruppe bildet. Skuld ist als Walkyrie, die dem brechenden Auge des Helden in Lenkung der Schlachtenloose sichtbar wird, kriegerisch angethan. Das Haupt bedeckt ein Helm mit Geierfittigen, an den schlanken Oberleib schmiegt sich eng gleich einer Schlangenhaut der leichte Schuppenpanzer, und die Linke hält gegen den Schooß gelehnt einen runden nordischen Schild, in dessen Fläche der mit der Rechten geführte Griffel das Schicksalswort Ragnarökr, die Weissagung künftiger Todesverhängnisse denen selbst die Götter nicht entrinnen werden, eingräbt. Unter dem Helm hervor fließt das reiche Haupthaar in welligen Massen den Nacken bis zum Sitz hinab, und fällt durch eine kleine Beugung des Körpers hinter dem zum Schreiben gekrümmten Arm auf die dem Beschauer offene rechte Seite herüber, so daß hier für das Auge eine angenehme Verbindung zwischen den Gestalten der Skuld und Verdand gewonnen, und die geheime Beziehung beider zur Norn der Vergangenheit als inneres Princip des Ganzen kenntlich ist. Ich habe das Kunstwerk in den verschiedensten Beleuchtungen gesehen, ohne jemals eine ungünstige Wirkung der Schatten wahrzunehmen, von welcher eine der drei Gestalten verwirrend durchschnitten worden wäre. Tritt in einem gewissen Licht die aufrechtstehende Mittelfigur ganz besonders vortheilhaft aus der Gruppe hervor, so leiden doch die beiden andern, sanft ins Helldunkel zurückweichend, niemals Eintrag, und das Auge erfreut sich der wohlthuendsten Abwechslung, obschon der Künstler nach malerischen Effekten zu streben mit bescheidener Würde sich völlig enthalten hat. Die Gewandungen, aus zartem schleierartigen Stoff gedacht, sind so einfach gelegt, alle kleineren Faltenbrüche und andern unruhigeren Partien mit so glücklicher Oekonomie angebracht, daß alle Körpertheile zu reiner ungetrübter Geltung gelangen, ja bei denen, welche ihrer Natur nach größere Lichtmassen sammeln, in einiger Entfernung der Eindruck der Draperien bis zu gewissem Grad zu verschwinden, und die Lebensfülle der mächtigen Formen noch freier zu wirken anfängt. Möge dieß genügen um ein Werk, das der bildenden Kunst in eine neue großartige Stoffwelt Bahn bricht, der öffentlichen Aufmerksamkeit und vor allem den originellen Künstler dem Interesse deutscher Mäcene zu empfehlen, welche ihm zunächst diese schöne Gruppe der Nornen im edelsten Material auszuführen, und sofort den ganzen Reichthum seiner Ideen vor der Nation zu entfalten Gelegenheit geben können."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 9. Bremen, 1. März. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Jodute.

Von Hermann Krause.

Lesen Sie den alten Bremer Waffenschrei über diesem Aufsatze, so mögen Sie ihn als Feldruf nehmen gegen ein Ungethüm, das der Wahn der letzten Jahrhunderte den alten Sachsen unserer Gaue aufgedichtet hat, und das, obwohl von der Wissenschaft schon vernichtet, doch immer noch im Glauben des Volkes spukt oder vielmehr in der Literatur, welche, für größere Kreise bestimmt, ihre Entstehung meistens nicht den Forschern verdankt. In dieser populären Geschichte fristen Wesen ihr Dasein, die niemals existirten; hier werden Anekdoten erzählt, Erklärungen gegeben, die obwohl als urfalsch längst anerkannt, doch immer wieder aufgewärmt werden, weil die Schriftsteller dieser Art einer dem andern ohne Prüfung nacherzählen, ohne jemals von ähnlichen Forschungen sich träumen zu lassen. Haben nicht sogar auf diese Weise zwei Legenden sich seit dem 17. Jahrhundert noch an zwei protestantische Kirchenlieder gehängt und sind weiter geschleppt in Geschichte und Gedicht, obwohl sie keine historische Wahrheit haben? Die Sagen von der Entstehung des „Befiehl du deine Wege“ von Paul Gerhardt und des „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ von Neumark mit seiner „Gambe“ sind gemeint.

Aber von Jodute soll hier die Rede sein, das aus dem Wehgeschrei zu einer Göttin zurecht gemacht ist, als man im letzten und vorletzten Jahrhundert in jedem fremdartig klingenden Worte unserer Altvordern ein heidnisches Wesen witterte und jeden beliebigen Orts-, Wasser- und Bergnamen sofort durch einen Gott erklärte, und als in alle Oertlichkeiten, die der östlichen Lage ihre Benennung dankten, die Ostara, ja gar die biblische Astaroth ihren Einzug hielt, — die unkeusche Astaroth mit ihrem prostituirenden Kulte in das sittenreine Germanien des Tacitus.

Die Stadt Bremen hat noch im vorigen Jahrhunderte das Jodute erklingen hören; das Bremer niedersächsische Wörterbuch sucht es zu deuten, und doch konnte noch 1817 in einer Besprechung der Bremer Noth- und Blutgerichte von einer „Göttin Joduta, in welcher die alten Deutschen die gerechte Rache verehrten“, die Rede sein und 1824 wieder eine heidnische Jodute erwähnt werden, die auch Hülpe genannt und gar mit Holda (Frau Holle) identisch sein und am Ende gar auf die rheinische Jungfrau Velleda zurückgeführt werden sollte. Dann wieder mußte Jodute eine christliche Heilige sein, wie ja die Hülpe auch wirklich dafür galt, bald weiblich, bald männlich, und im St. Adjutorium gar sächlich: die portugiesische Prinzessin Wilgefortis nämlich, der ein männlicher Bart wuchs, und die ans Kreuz von ihrem eignen Vater geschlagen sein soll. Ein Crucifix in der alten Kirche zu Steinkirchen im alten Lande und ein Bild desselben auf dem dortigen Abendmahlskelche, jenes Sünte Hülpe früher genannt, dieses mit der Umschrift „Sancte Holpe bidde vor vus“, gelten wenigstens als Christusbilder.

Nach dieser bald heidnischen, bald heiligen Jedute sollen denn die drei Jedutenberge im Bremischen benannt sein, Hünengräber der Geest, der bekannteste bei Lehe, worin das Volk „die Jedute begraben“ sein läßt. Von dem sogenannten Jodutenbild auf dem Schlachtfelde am Welfesholze braucht hier keine Rede zu sein.

Wollen Sie nun, daß ich Ihnen von jenem bremischen Gerichte noch sage, dem altdeutschen „Verschreien“, das sich vielleicht am längsten in Deutschland gerade in Bremen erhalten hat, jene Mordklage unter „blickendem Schein?“

Es war die gewöhnliche alte Mordklage, wie sie Grimm in seinen Rechtsalterthümern schildert, sie fand aber nicht mehr Statt bei „gichtigem Mund“ und „handhafter That“, d. h. wenn de Thäter eingestanden hatte oder auf frischer That ergriffen war, sondern nur noch gegen den des vorsätzlichen Mordes bezüchtigten Unbekannten oder Flüchtigen. Drum mußte der Leib des Ermordeten zum „blickenden Schein“ dem Gerichte vorgelegt werden, denn die Formalität nur einen Theil des Leichnams, die abgeschnittene Hand, dem Gerichte vorzuzeigen, scheint in Bremen nicht aufgekommen zu sein.

Das Blutgericht in der Stadt hielt der oberste Richter, also der Stadtvogt im Namen dessen, der den Blutbann hatte, also des Erzbischofs (als kaiserlichen Sendgrafen) zuletzt im Namen des Kaisers, des Königs von Großbritannien, als Herzogs von Bremen, und neben jenen des Senats. Seine Beisitzer und Schöffen waren die zwei vom Senate verordneten Blutherren, die Stätte des Gerichts war unter dem zweiten Bogen des Rathhauses am Markte.

In ältesten Zeiten ist Kläger der, dem die Blutrache oblag; „er erschien, sagt Grimm, bewaffnet mit bloßem Schwert vor dem Richter, und den erschlagenen Leichnam mit sich führend. Die Klage war auf Mordbuße, oder wenn sich der Thäter weigerte, auf Kampf und Fehde gegen ihn gestellt. Die Verwandten des Getödteten, d. h. alle zu Wehrgeld berechtigten, traten streitgerüstet auf, dreimaliges Wehgeschrei erhebend, zogen sie dreimal die Schwerter aus; das hieß den Mörder verschreien.“

Natürlich konnte in Bremen nicht mehr auf Mordbuße oder Wehrgeld die Klage gerichtet sein, und ebenso wenig die Vorladung auf Kampf und Fehde. Es traten daher auch die Blutsverwandten zurück, und statt ihrer verschrie der Rathsdiener, und der Actuar brachte auf Geheiß des präsidirenden Bürgermeisters in streng vorgeschriebenen Formeln, wie denn das ganze Verfahren sich aufs strengste in dem alten Formulare *) bewegen mußte, die Klage ein. Der Rathsdiener zog den Degen, berührte damit die Leiche und rief dreimal laut: Jodute.

*) Das niederdeutsche Formular steht in der: Assertio libertatis reip. Brem. S. Dr. Deneken (in Bremen) im hannov. Magazin 1817.

Das ist also das Weh- oder Waffengeschrei; anderer Orten lautete es: Mord io!, im Mittelalter wafen (wehe!) oder Wafeno! auch Heil! Heilal! Heilawê!, wo Heil nach Grimm auch Unglück bedeutet, endlich Zeter! im Niederdeutschen aber to iodute! t'iodute! iodut!; ein Ruf, der auch im Schwedischen im Mittelalter vorkommt: jadut!

Der Ruf iodute ist ebenso wenig sicher zu erklären als jenes Zeter, Grimm meint sogar, daß beide ziemlich eins seien, da t'iodute auf hochdeutsch „ze iotuze oder z'ietuze lauten müßte. Nach Kobbe hätten die Landleute noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Worte: O de Jedute, o de Weh, o de Woag, die wohl richtiger: o to iodute, o to weh, o to wrog lauten, als Ausruf der Verwunderung gebraucht. Das ist eben der alte Weh- und Waffenruf bei Vergewaltigung, der im Bremischen bei manchen Gerichten noch einbezeugt ist, und der in Urzeiten den Freien sofort in wehrhafter Rüstung zur Hülfe eilen ließ.

Nach dem Wehgeschrei hatte der Richter, in Bremen der Vogt, den Mörder vorzurufen, und falls er nicht erschien, ihn »ehr- und friedelos zu legen« oder für vogelfrei zu erklären. Nach diesem Ausspruche besichtigten Vogt und Blutherren die Wunde, und die letzteren wurden ermahnt, ihrer zu gedenken, d. h. wohl im Alterthum auch für die Vollstreckung der Friedeloslegung im eintretenden Falle zu sorgen, wodurch wir an die Uebung der heiligen Fehme erinnert werden. Dem Flüchtigen standen nur 3 Tage Freistatt im Dome zu; stellte sich aber der Thäter, so ist in alten Zeiten sicher sofort über ihn gerichtet, später aber rief er jedesmal »die Güdinge« an, sich zu rechtfertigen, d. h. er provozirte auf den Senat, der dann das Urtheil fällte. Diese »Güdinge« wurde als eine Erlaubniß gedeutet, sie war aber das alte Göding, Gauding, das Gaugericht. Eine Güdinge hieß daher auch das Halsgericht, welches nach gefälltem Spruche des Rathes wieder der Vogt an derselben Stätte hegte, um über den Verurtheilten den Stab zu brechen.

Kehren wir zum Jodute-Ruf zurück und betrachten uns nun die Jeduteberge, in denen Jedute begraben liegt, was sind sie dann anders als alte Stätten von Güdingen, an denen die Mordklage angebracht wurde, aus denen daher vor gehegtem Gerichte gewissermaßen der schlummernde Waffenruf hervorstieg; man wird dabei fast unwillkürlich an das Begraben der indianischen Kriegsbeile erinnert, so wenig sie mit der vorliegenden Sache zu thun haben.

Hat auch der Jodenberg vor Bremen, die alte Richtstätte vor dem Doventhore, den Namen von jenem Rufe? Deneken erklärt wenigstens Jode durch Jodute, und nahe genug liegt die Erklärung; im Alterthum war die Stätte des Gerichts zugleich die der Vollstreckung.

Ich habe hoffentlich nun wirklich die »Göttin« Jodute oder Jedute begraben zum Nimmeraufstehn; doch will ich ihr ohne lange Besprechung noch zwei männliche Gesellen nachsenden, die auch auf Nimmerwiedersehn aus der niedersächsischen Geschichte, wie aus der bremischen insbesondere, in der sie lange genug gespukt, verschwinden mögen. Einen heidnischen Deichgott „Stavo" zunächst, der auch friesisch genannt wird, und der seltsamer Weise zu Zeiten verehrt sein soll, als man weder Deiche baute noch kannte. Ein Begleiter aber soll der Bramstedter Tür Lür oder Türlür sein, sammt den Fabeln vom Uebersetzen über die Weser auf »Gasseln«, die nur zu einer abgeschmackten Erklärung des Namens Driftsethe erfunden sind.

Die Mythologie hat diese spukhaften Götterwesen, die nie existirten, wieder erschlagen; wer wird die Mordklage darüber erheben: O to iodute, o to weh, o to wrog?

---

* Neapolitanisches Straßenleben.

Von Emma Niendorf.

II.

Den Fremden, der von Rom kommt, überrascht im Vergleiche die Gewerbthätigkeit Neapels, der rastlose Betrieb, die Emsigkeit früh und spät; das arbeitet noch bis in die Nacht vor allen Thüren. Selbst wenn die Abende bereits anfangen länger zu werden, setzt Jeder sein Handwerk bei Licht fort vor den Häusern. Jeder, Schuhmacher, Schneider u. s. w. hat seine Lampe oder Papierlaterne vor sich auf dem Bänklein oder Tischchen, und diese zahllose Flämmchen machen noch eine Illumination für sich mitten unter dem täglichen Festschimmer der Straßen. Neben den elegantesten Magazinen, welche die letzte Mode von Paris aufweisen, wird den ganzen Tag unter den Haus- und Gewölbethüren Schafwolle gezupft. Und wie mit dem Geschäfte verhält es sich mit Speise und Trank, mit der Erholung, dem Vergnügen. Wenn man z. B. Abends, besonders Sonntags, über den Largo delle Pigne fährt, vorbei an der neuen, castellartig auf alte Stadtthürme gepflanzten Kaserne und dem ungeheuern Ospedale degl' incurabiti, sitzt alles auf dem Platze und macht sich lustig bei den Garküchen, bei den auf der Lava flammenden Feuern. Ueberall brodelt es, überall Lichter, Tische, Bänke, schmausende, lachende Menschen, gleich einem Jahrmarkte; die Straße eine Osteria. Neapel ist eigentlich nicht nur das Paris, sondern auch das Wien Italiens. Ebenso im Gewoge und Gefunkel vom Toledo, wo die übervollen Kaffeehäuser gleichsam blendende Logen bilden, im Meere von Gasflammen und Fußgängern, unter den Wagenreihen, mitten in dem Leben des Luxus; überall auf dem Pflaster die Feuer, auf denen „gran turco" (Welschkorn) gekocht wird vom Volke — wie ein Zigeunerlager.

Ueber Mittag, in den heißen Monaten, im tödtlichen Sonnenbrande freilich stockt das gesammte Uhrwerk. Diese nußbraunen, halb oder ganz nackten Kinder, diese Lazzaroni kauern wie Statuen auf jedem Steine, schlafen wie abgeschlachtetes Wild regungslos, man möchte sagen, ohne Athemzug, auf Brettern, Bänken ꝛc. In Schaaren schlummern sie auf der Lava wie in einem Feldlager; und an den Tischen, in den Buden sitzen die Leute ohne zu nicken, tiefschlafend, als blase man jenes Zauberhorn. Jede Fläche, welche sich darbietet, wird eine Bettstelle; auf, unter der Tafel, auf den Bottegen, die sich somit fast zum Baldachin leihen.

Jeder pflegt, nächst dem Fleiße, seiner Gemächlichkeit. Wie viele Weiber, die sich vor ihren Wohnungen kämmen lassen! Andere säubern sich und die Ihrigen oder ihre Hunde von Ungeziefer. Oft ruht der Lazzarone wie in einer Wiege oder auf einem Schilde mit dem Rücken in seinem länglich flachen Korbe, wenn dieser auf dem Markte leer geworden ist. Indessen ertönt dort an der Ecke ein ganzes burleskes Drama, ein Quartett, mimischer Gesang; ich kann es nicht anders nennen, denn man hört nicht bloß, man sieht auch alles, ohne auf die Sänger zu blicken. Wohin man sich wendet, originelle Figuren; z. B. die greise Händlerin, die mit aufgestemmtem Arme wie versteinert an ihrem Tischchen schläft; in der amaranth gewürfelten Jacke, welche gut zu dem weißen Haare läßt, und in derben Holzschuhen — man dürfte nur die Palette nehmen. Oder mein alter Aquarol, der mir mit seinem rothen, lustigen, gutmüthigen Gesicht zunickt, so oft ich vorbeigehe — ich habe nur einmal eine Gelata bei ihm getrunken; eine Gestalt wie Dow oder Mieris, ins Südliche übersetzt. Das ist überhaupt charakteristisch; in Rom fallen einem niemals die Niederländer ein, wohl aber hier.

Da liegt ein rußiger Lazzaronebub auf dem Bauche, wie eine Kröte, und streckt hinten die Beine in die Luft hinaus, in den himmlisch blauen Himmel. Die Bettler, bei allem Schmutz und Ekel und Wimmern und Aufdecken ihrer Wunden, bei allem zudringlichen Un-

gestüm, sind doch nicht diese mahnenden, düstern, verzweiflungsvollen Elendgestalten Londons, hinter denen eine sociale Revolution steht. Jetzt marschirt ein Dudelsackpfeifer umher und läßt seine harten grellen Melodien erschallen. Nebenher schreitet, im scharfen Gegensatze des Zufalls, ein Zug Galeerensclaven in ihren rothen Jacken. Hinter ihnen drängen sich mehrere Bettelbrüder durch mit ihren braunen Kutten, den weißen Freischärlern auf dem Kahlkopfe, und ausgerüstet mit Stab und Sack. Malerisch schwebt dort an dem einsameren Strande jene hohe Nonne im weißen Habit, vorne mit einem kornblauen Skapulir, einen schwarzen Schleier über dem Gesichte. Hier nahen andere Klosterschwestern mit weißem Rocke, braunem Mantel, schwarzem Schleier. Dieser Geistliche mit schwarzem Gewande, amaranth Strümpfen, amaranth Weste und eben solcher Schleife auf dem schwarzen Hute ist „un prete della provincia." Nicht weit von ihm wandelt der blinde Lazzarone auf dem Trottoir vom Toledo, die braune schmutzige Hand vor sich hingestreckt. Ein grauhaariges Weib, mit den nackten Füßen in den Holzschuhen so auswärts gehend, spinnt im Wandern, in der einen Hand den Rocken haltend, mit der andern die Spindel drehend. Durch die offnen Fenster jener Trattoria gewahren wir einen Priester, mit seinem schwarzen großen Hute herabgebeugt dicht auf das weiße, auch hutförmige Rund einer Schüssel voll Maccaroni, und nun mit dem Munde spinnend — denn sie spinnen wirklich die langen Nudeln hinein mit eigenthümlichem Geschick in Massen. Einige Schritte weiter begegnet uns ein silberlockiges Weiblein mit einem sonderbaren Wünschhütchen, mitten im Toledo strickend, am vollen Mittag. Und die Neapolitaner sollen nicht fleißig sein! —

Unter den Bäumen vor dem Castel nuovo sitzen riesige Bäuerinnen aus den Provinzen bei Campobasso und schwatzen mit Soldaten, vermuthlich ihren Anverwandten. Sie tragen grüne Schürzen mit rothem Saume ringsum, und ihre Mieder sind fast wie türkische Borden gewirkt; Einige haben auch ähnliche Einfassung unten am Schurz; es sind noch ganz primitive, urkräftige Gestalten, kernhaft. Jene Weiber vom Lande, die sich dort bei den Puppentheatern durch das Getümmel schieben, gleichen beinahe Nonnen, die Röcke von schwarzem Wollenzeuge, der Kopfschleier eben so, aber mit weißem, sehr reichen Dessin von Spitzen oder Stickerei unten am Rande. Ueberall funkelt es von prächtigen, ja oft überschwänglichen Uniformen. Aber welcher Unterschied, die hiesigen Soldatengesichter und die von der Tiber, die römischen wie die französischen. Man findet nicht leicht unter den neapolitanischen Truppen edel kriegerische Züge; sie verrathen meist etwas Brutales oder gar Gemeines; die zuckerpapierblaue Montirung der Mannschaft gehört auch mit hinein in die Scala der hiesigen Farben. Eben zieht mit Trommeln und der durchdringenden Pfeife ein Garderegiment vorbei, stolze Leute, mit Bärenmützen so hoch wie der Mann selbst, von denen, als Blume dieses Pelzkübels, ein weißer Federbusch flattert. Hinter den Gittern des Palazzo reale pflegen sie gewöhnlich vorzuschauen wie eingesperrte reissende Menageriethiere.

Häufig gewahrt man in der schönen Jahreszeit Priester in ihrem geistlichen Gewande unter dem großen Nankin-Sonnenschirme, dessen sich hier alle Herren bedienen, und der an jeder Straßenecke nicht nur feilgeboten, sondern auch zum Verkaufe herumgetragen wird, wie Stöcke in andern großen Städten. Unser Blick folgt jenem langen schwarzen Cleriker; im Momente hat ihm ein gut gekleideter Herr, ein Paar Schritte weiter eine Dame, die Hand geküßt, und jetzt legt er einem andern Cavalier beide Arme um die Schultern wie zum Friedenskusse. Dort eilt eine Dirne mit ziegelrother Bombasinschürze vorüber, und man muß ja nicht glauben, daß diese hohen lauten Farben etwa das Auge beleidigen. Diese Wäscherinnen tragen weiße Linnen und bunte Bettdecken auf einander gelegt auf dem Kopfe, so daß es fast eine orientalische Hauptbedeckung bildet, neben den Bäuerinnen in ihren ebenfalls ziegelrothen, mit goldnen Borten und Fransen besetzten Jacken. Hier formen stattliche Gensdarmes eine Gruppe, dort steigt gravitätisch der Orientale mit seinem Feß, und ihm zur Seite kauft ein Bruder Kapuziner mit seinem Henkelkorbe am Arme für seine Klosterküche Fische ein.

An den Ecken der Gassen sitzen die Geldwechsler mit den Kupfersäulen von aufgethürmtem Grain vor sich auf dem Tische. Der Soldat da läßt sich von dem Wichser die Schuhe poliren und verzehrt zugleich, auf einem Fuße stehend, Süßigkeiten, welche ihm der Händler hinbietet auf seiner Wunderbude — ein Brett mit Rand, an welches jene dicke, kurze, von Bändern und Federn bedeckte Signora kaum mit der bedeutenden Nasenspitze hinanreicht; es kommen hier auffallend oft Zwerge zum Vorscheine. Flink schlüpfen Lakaien mit kurzen Nankinbeinkleidern und rosa Strümpfen durch die Menge. Horch! das kannibalische Trommeln, Pfeifen, die ganze infernalische Kriegsmusik des Königs beider Sizilien, besonders die nervenzerreißenden Hörner der cacciatori; am ärgsten ist der Spektakel los am Molo. Ein Stiefelwichser auf dem Trottoir preist sich an, indem er sich selbst mit lautem Geschrei die Stiefel glänzend bürstet.

Man begegnet vielen Nonnen, die mit ihren schwarzen Kopftüchern von Crêpe oder Seide etwas ärmlich und kümmerlich hinschleichen, und neben ihnen gehen Frauen oder Mädchen vom Volke, welche ihnen ihre Angelegenheiten vorbringen — eine Art von Straßenbeichte. Die Physiognomien der hiesigen Weiber sind zuweilen lieblicher, jedoch niemals so edel und würdig als die der Römerinnen. Man trifft nicht selten negerhafte Züge. Hast du vorhin die Dame bemerkt, in tiefer Trauer, welche dazu einen Fächer trug so feuerroth wie die Paradiesäpfel? In den stolzesten Equipagen schwanken nicht selten schmutzige weiße Federn auf den Hüten alter Prinzessinnen. Den Kultus der Federn theilt Neapel mit London. Wie viele Mädchen in weißen Gewändern. Dort kommen drei Schwestern neben einander auf uns zu, wie Salat und Eier, mit hellgrauen Schürzen, gelben Halstüchern; die Frauen bevorzugen überhaupt die grellsten Farben, und das Orange spielt eine Hauptrolle, die Alten zumal winden ihre Tücher turbanartig um den Kopf. An den höchsten Festtagen zeigt sich alles meist in Rosenroth gekleidet; wohin man schaut, Rosenroth. Besonders aber herrscht in Kleidern wie in Häuseranstrichen das Nankinartige vor — selbst die Camerieris in den Gasthöfen sind wie die Sonnenschirme in Jedermanns Hand kostümirt. Allein nicht bloß die Farbe, sogar das Weiß ist hier wunderschön, ganz anders als unter anderm Himmel. Es fällt mir immer ganz besonders auf; nicht nur an den sonnigen kleinen Segeln fern auf der Azurfluth, die einen unbegreiflichen Schmelz haben; selbst die an der Mergellina das Gestade umhängende Wäsche sieht hier hübsch aus.

Eigentlich läßt sich keine Dame zu Fuß sehen, d. h. keine elegante oder vornehme. Nur hin und wieder eine Fremde, welche auf ihr Incognito sündigt, eine lange schmale Brittin mit eckigen Armen, eine artistische Deutsche mit sentimentalen blauen Augen. Sonntags Vormittags im Toledo wie voll, wie geputzt, welcher Luxus, welcher Genuß! Alle die prangenden Toiletten zu Fuße, die Damen der feinen oder hohen Gesellschaft in blendenden Equipagen, unbekümmert um das Elend ringsum, die Lazzaroni, die Masse von Jammer und Lumpen und Gebrechen; das bewegt sich neben einander her und doch wie zwei ferne Welten von einander geschieden. Nirgend Sabbathstille, alle Bottegen offen. Hin und wieder erkennt man zwar, irgend einer Prozession zu Ehren, dekorirte Straßenecken, Weiß, Gold, Purpur, Lichter, Blumen, Madonnen, kurz wandernde Altäre, so lustig als möglich ausstaffirt.

Mit dem Abende wächst der Tumult. Auf dem Largo delle Pigne eilen viele Schweizer in ihrer schmucken rothen Uniform mit weißen Pantalons von allen Seiten, mit Corricoli, auf Eseln galoppirend, ihrem Quartiere zu. Einzelne Barfüßer schreiten durch das Gewühl; mitten unter den Anstalten zum Mittagsgottesfest ragt

der Pulcinelkasten. Während wir vorbeifahren, wird der Pulcinel abgeprügelt und abgeschlachtet. Eine Schaar schwarzer Priester gruppirt sich unfern davon, gleich Elstern, auf der Lava, im Strom des bunten Volks. Ueberall erleuchtete Tische zum Schmausen, Buden mit Lebensmitteln. Ein Todtenwagen mit angezündeten Laternen rollt lustig rasch durch das Getümmel, als gehöre auch er mitten hinein in das Vergnügen. Dort ergießt sich ein Strom von Andächtigen aus der hellschimmernden Kirche. Hier spielen Knaben die Handharmonika, welche nach den harten Tönen fast einer Triangel ähnelt. Daneben mündet wieder eine „dottrina" ein, der Zug von Priestern und Laien, Greisen und Kindern ꝛc., der mit seinem frommen Plärren die allgemeine Lust zu überschreien sucht. Dann kommt wieder eine Ziegenheerde mit ihren lauten Glöcklein. In Toledos langen Lichterperspektiven wogt es von Wagen und Fußgängern. Vor den strahlend illuminirten Kaffees halten die Equipagen, und schöne Damen essen, in ihre Kissen gelehnt, Eis, während unter den Füßen der stolzen Karossiers die Maisfeuer zigeunerhaft flammen. Das ist der Sonntag in Neapel, und jeder Tag ist Sonntag in Neapel.

Der Neuling, auch abgesehen von den jüngsten Pulverexplosionen zu Land und zu Wasser, wähnt sich nicht selten, sowohl Morgens als spät in der Nacht, von einem Ausbruche des Vesuvs erschreckt. Denn ohne Höllenspektakel kann es nun einmal, selbst bei den frommsten Gelegenheiten, nicht abgehen. Von allen Seiten knallen und krachen die „mortetti". Man legt sie, sobald ein Fest in einer Kirche stattfindet, und das geschieht in den Monaten Juli und August täglich, vor derselben auf die Straße; wenn der Priester innen am Altare den Segen ertheilt, dann gehen außen, unter den Laubgängen und Pforten von Millionen bunter Lämpchen, die „Mordschläge" donnernd los. Man sollte meinen, die Neapolitaner hätten ihr Blitzen und Knallen von dem Vesuv gelernt. Hütet Euch! Da haben selbst Knaben für sich ein kleines Feuerwerk, ein tragbares Gestell, das sie etwa wie einen fliegenden Drachen heben und schwingen und jetzt in unserem Rücken losknallen lassen. Der Neapolitaner kann ohne Raketen und farbige Aemplein nicht existiren. In die allabendliche Beleuchtung hinein gehört ebenfalls die Uhr in dem Glasgehäuse auf der mit goldenem Kreuz verzierten Säule vor dem kolossalen Finanzministerium am Largo del Castello; diese Uhr auf dem weiten Platze ist mit ihren vier Zifferblättern nach allen vier Winden Nachts illuminirt — elegant wie eines der Nippes, welche man in einen Salon stellt.

Es giebt aber auch einsame Laternchen von buntem Papiere. Sie leuchten zu Geheimnissen — auf den Tischen der öffentlichen Schreiber. Du mußt einmal des Morgens mit mir durch den Portikus von San Carlo gehen. An die Pfeiler dieser Vorhalle lehnen sich viele Tischlein und Buden solcher Sekretäre der Straße. Hinter ihnen steht, wie ein einflüsternder guter oder böser Geist, das Individuum, dem sie ihre Feder leihen. Welche bedeutsame Gruppen, welche innere concentrirte Aufregung beobachtet man da, ganz dramatisch, gegenüber der Impassibilität der Schreiber, die wie das Schicksal da sitzen! Daß wir uns aber nicht verspäten und in Mittagsgluth heimkehren, wenn Neapel, wie schon erwähnt, die Siesta hält. Da schläft alles fest wie in einem Zauberberge, wie von Oberon eingewiegt; der fruttiere — man könnte ihm alle seine Goldorangen wegnehmen, der Portier im Vestibul — eine ganze Truppe Briganti könnte aus- und eingehen.

Eine drollige Art haben sie hier mit dem Hausbau zu verfahren. Es fehlt ihnen nicht das trefflichste Material, der Tuff und die Lava. Wenn sie den ersten Stock eines „palazzo" aufgeführt haben, dann vermiethen sie ihn flugs, und mit der Miethe setzen sie das Werk fort. Fast in jeder Straße trifft man, gleichsam als Aushängschilde von Festen, Heiligenbilder, die wie Fahnen in der Mitte schweben an einem ausgespannten Stricke; oft auch bloß riesige Wappen, alles sehr lachend bunt gemalt. Ueber den Altanen in der Altstadt, z. B. in der Strada della Lavandaja, hängen oft Haus für Haus rothseidene Decken zum Lüften. Das ist nämlich ihr höchster Staat, die seidenen Bettdecken. Humoristisch sieht der Bottege oder Kellner aus, der vor und in jedem Kaffee beständig an allen Tischen umherläuft mit dem rastlosen Fliegenwedel. Im Sonnenbrande fahren häufig auf dem Kutschersitze eines Stadtwagens Kutscher und Lakai neben einander mit aufgespanntem seidenen Regenschirme — wozu wäre sonst im August ein Regenschirm gut in Neapel? Ei, wie gar lustig klappern heute die Weiblein mit ihren Holzschuhen auf der Lava. Das sind ja allerliebste Gesichter unter den kleinen Hauben mit schwarzen Schleiern. Wir erkannten neulich noch aus der Zeit der österreichischen Herrschaft auf einem Rücken, an einer Jacke mit Sammet deutlich die Reste der Doppeladler; in Italien ist alles stabiler, und man stößt auf gar vielerlei Reliquien. An allen Ecken nimmt das Volk gesottenes oder geröstetes Welschkorn aus den dampfenden Kesseln um es zu verzehren. Jeder schmaust an offener Tafel. Die Natur ist hier, allen Systemen zum Trotze, durchaus demokratisch.

Sind sie nicht auch ächt neapolitanisch, die himmelblau und rosa gestreiften Kähne mit weißem Zeltdache, die fortwährend unter meinem Balkon im Hafen ab und zu schwimmen? Eigentlich just wie die Wassermelonen; außen grün, dann weiß, innen roth; oder außen blau, innen roth, und ebenso umgekehrt. Aus den Fenstern eines Bekannten, der auf dem Pizzo Falcone wohnt, beobachteten wir es oft, daß die Barken im Golf sich wie auf Commando bewegen. Die Fischer haben unter sich Zeichen, denen sie folgen. Schöne Effekte erzeugen die wilden großen Feuer hochlodernd, in den sanften Wellen sich spiegelnd, an oder auf Schiffen, wenn sie verpicht werden u. s. w. Besonders wenn der Tag oder der Abend herandämmert. Nachts spät hört man noch oft eine einsame Stimme in den Straßen unheimlich jammern und weinen und flehen. Weniger zerreißend, jedoch auch schwermüthig, ist die monotone Gesangsweise, die noch häufiger erklingt, auch vereinzelt, da oder dort, als hätte die Nacht immer nur Eine Stimme. Die Neapolitaner, um sich zu rufen, lassen ein gewisses schlangenartiges Zischen vernehmen. Ihre Sprache ist eine für sich. So heißt z. B. das langgedehnte „mo" hier: „gleich" „jetzt." Sie haben aber auch noch ihre Zeichensprache. In ihr begegnen sich die südliche Lebhaftigkeit und Indolenz dieses anlagevollen, intelligenten Volkes. Die Kutscher u. a. verstehen sich durch ihre Zeichen und reden mit einander auf vierzig Schritte. Es ist dies bei ihnen eine wahre Fingersprache — in einiger Verwandtschaft freilich mit der der Spitzbuben. Der Fremde findet sich dabei verkauft und verrathen.

Was nun die Sicherheit der Straßen in Neapel betrifft, so werden Euch erfahrene und umsichtige Personen gar ängstlich verwarnen, des Abends, selbst in der prima sera, nicht mehr allein auszugehen. Sogar Männer unter den Einheimischen suchen dies zu vermeiden nach Ave Maria und schütteln das Haupt über die naive Verwegenheit der Forestieri (Fremden). Doch darf ich wenigstens versichern, daß die meinige im Laufe mehrerer Monate niemals bestraft wurde und mir auch nicht das Geringste begegnete. Allerdings trägt man sich mit kleinen Schreckensgeschichten, von welcher z. B. die eine, wie glaubwürdige Menschen verbürgen wollen, erst in den jüngsten Tagen sich ereignet haben soll: Es geschah nämlich einem wohlhabenden Schneider am Largo del Castello, bei den Finanzen! — sprechende Ironie — um acht Uhr Abends, daß zwei Männer an ihn herantraten mit Messern und ihm sagten, er möge ihnen geben, was er mit sich führe. In der Angst macht er eine Bewegung, welche sie für Widerstand halten; da ritzen sie ihn am Munde; er reicht seine Börse, seine Uhr, und sie gehen weiter. Man rechnet bei solchen Anfällen darauf, daß die Leute zu entsetzt sind um zu schreien, und plündert dreist mitten unter der sich hin und herbewegenden Bevölkerung. Der Hunger treibt zu diesem verzweiflungsvollen Straßenraube. Vielleicht mischte sich aber doch in den

letzteren Fall etwas Persönliches. Man kann nicht mißtrauisch genug sein gegen die täglich verbreiteten Abenteuer von Briganti sowohl in Ober- als Unteritalien.

Zum Schlusse muß ich noch hinzufügen, daß es mich beim Durchwandern Neapels vielfach ergötzt, die in dem hiesigen Stamme zu starken Gegensätzen verstreuten hellenischen und sarazenischen Elemente auszuscheiden. Im Allgemeinen möchte ich die heutigen Italiäner von der liebenswürdigen Seite ihrer glücklichen Organisation Blumenmenschen heißen. Die feineren Klassen sind gleich künstlichen Blumen und dadurch so uninteressant; das Volk hingegen dürfte als die natürlichen Blumen bezeichnet werden.

Das Altgriechische mindestens, der Tempelstil, zeigt unläugbar den orientalisch jüdischen Typus, wie uns die Studj — so nennt man hier ausschließend das bourbonische Museum — in ihrem pompejanischen Erz und Marmor täglich lehren. Noch heute haben die Italiäner, und zweimal die Neapolitaner, viel Hebräisches im Wesen. Pariser des Südens nannte ich sie aber mit Recht auch darum, weil sie durch und dramatisch sind, geborene Mimen. Wenn Zwei mit einander reden, da blitzt, da wetterleuchtet es ordentlich in Augen und Mienen und mit den Händen. Eine weitere Verwandtschaft ist ihr entschiedenes Talent, wie für das Theater, zunächst das Lustspiel, für die Dekoration; wie wir uns im engsten Gäßchen und vor der kleinsten Kirchenfaçade stündlich überzeugen mögen aus Anlaß der Hunderte von frommen Festen, deren ich vorhin gedachte, bei welchen die geringsten Mittel sogar Ueberraschendes leisten; nichts als arme bunte Lämpchen, etwas Goldbörtchen und Fransen, Flor in duftigen Wölklein, blau, weiß, roth — und alles so fertig und rund, so graziös und eigenthümlich; ja man dürfte es fast feenhaft nennen, dieser Boden hat ein uraltes Erbe der Schönheit, das unter den barocksten Zuthaten sich doch immer wieder verräth.

Alles Leben, Thätigkeit, Gegenwart. Neapel macht in Vielem einen unglaublich lachenden Eindruck nach Rom, wenn es auch auf die Länge, im Vergleiche mit der ewigen Stadt, eine Leere zurückläßt. Denn allmälig tritt Romas stille geistige Macht, seine Harmonie, die klassische Vollendung wieder beruhigend und erhebend in ihr Recht. Wenn dort alles schön, ist hier alles bizarr, phantastisch. Es hat mich erquickt, mich an der Tiber in die Vergangenheit hineinzufühlen. Am Golf thut es wohl, von der wogenden Strömung einer Gegenwart getragen zu werden. Titanenhaft im Malerischen erscheint Neapel. Wenn Rom die Legende, so ist Parthenope das Märchen. Nach Rom muß man gehen zur Betrachtung, zur Extase, nach Neapel zum Leben und Genießen.

In alle Straßen glänzt sie herein, diese hinreißende Natur von Neapel, die beseligen und tödten kann — vulkanische Leidenschaft. Diese Natur mit allen den Blüthen der Gegenwart, welche sie auf der Erde wach küßt; mit all denen der Vergangenheit, die sie unter der Erde wieder aus dem Zauberschlafe erweckt und zu einem Kranze des Daseins um sich windet. Alle ihre Kinder; das bunte Heute und das bleichere, aber doch noch lebendigere, weil geistigere, das unsterbliche Einst! Oft aber dünkt es uns, daß die jetzige Bevölkerung von Neapel, Pompei gegenüber, im Angesichte von Todesgefahr und Vernichtungsgrauen, noch allen Gewinn und allen Genuß in den einen Moment zusammenfassen möchte wie in einem Rausche.

---

* Das neueste Werk von Bunsen.

Gott in der Geschichte, oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung, von Christian Karl Josias Bunsen. 1857. Leipzig, Brockhaus.

Der gelehrte Verfasser, welcher den ersten und zweiten Theil dieses Werkes, das aus sechs Büchern bestehen soll, herausgegeben hat, rechnet auf große Theilnahme bei den Fürsten und Völkern, denen es zugeeignet ist. Sein Motto ist der Ruf des Phlegyas in der Unterwelt, unter dem immerfort Zerschmetterung drohenden Felsen aus Virgils Aeneide VI. 620:

Lasset euch warnen, Gerechtigkeit übt, nicht geachtet, die Gottheit.

Die Zueignung ist mit großer Begeisterung geschrieben, und der Verfasser sagt unter anderm: „Die Menschheit ist nicht allein das Gedicht, welches die Gottheit in ihren ewigen Gedanken gedichtet und in der Zeit auseinandergefaltet hat; sie ist noch selbst der Dichter der Entfaltung dieser göttlichen Idee in der Zeit. Die Menschheit steht da als ein fortgehendes Opfer der göttlichen Weltordnung, aber auch als deren ewiges Priesterthum; ihre Priester und zugleich ihre Könige sind die erleuchteten Männer, die ihre Mitbrüder durch ihre Reden und ihre Lehren begeistern; strahlende Gipfel, zeugend vom göttlichen Schaffen; Bergeshöhen, die vom Jubel erschallen; sie schaffen göttliches Leben, indem sie sich für Wahrheit und Recht opfern. Sie führen den Reigen, mit welchem der Opferzug der Menschheit über die Erde eilt. Dieser Opferzug und dieser Lobgesang sind das Epos der Weltgeschichte."

Der Verfasser steht fest auf biblischem Grunde, wenn er sagt: „Das Bekenntniß des Evangeliums weihet dem Untergange jedes selbstsüchtige Leben des Einzelnen, aber auch das der Regierungen und Staaten; keine Religion kann bestehen ohne den Glauben an eine sittliche Weltordnung. Dieser Glaube wird zu Gift, wenn die Wirklichkeit im Staate und im Leben mit diesem Bewußtsein im grellen Widerspruche steht; wenn Unrecht sich auf den Stuhl des Rechtes setzt und Lüge auf den Thron der Wahrheit....." „Zwei Dämonen: Absolutismus und Anarchie, drohen jetzt der Menschheit und der Bildung von Jahrtausenden den Untergang. Dort übt man rohe Gewaltthätigkeit im Lande der Freiheit und predigt Sklaverei mit der Bibel in einer Hand, mit dem Mordmesser in der andern. Hier verkündet man Aberglauben und Priestergewalt im Namen des Evangeliums; er mahnt zum alten Glauben mit der Polizei zur Unterstützung und mit Kerker im Hintergrunde. Innere Schäden sollen geheilt werden durch verstärkte Aeußerlichkeit des Kirchlichen. — Unduldsamkeit, Verfolgung nennt der christliche Staat Zeugniß protestantischer Gesinnung. Die große Masse der denkenden Menschen sieht dem Allen zu, gebannt durch den Zauber der Lust als des Lebens Ziel und Preis; durch die Sucht nach Genuß ohne Arbeit, oder niedergedrückt durch Verzweiflung."

Der Schluß dieser Zueignung lautet: „Es ist möglich, daß alles Bestehende untergeht, aber kommt die Zerstörung wirklich über uns, so kommt auch neues Leben mit, aus ihr. Der Menschheit Ende ist die Vollendung des Gottesreiches, und diese dunkle Erde muß erst in allen bewohnbaren Himmelsstrichen erhellt, die ganze Menschheit zur Ebenbildlichkeit Gottes zurückgeführt werden. Sie ist zur Freiheit berufen, aber der Weg dahin geht nur durch Beschränkung und Verläugnung des Selbst; durch Wahrung des Maßes und durch Achtung vor dem Rechte der Brüder; dadurch bewahrt sich der Glaube an die göttliche Weltordnung, an Gott und an das Gottesreich auf der Erde. Dieser Glaube macht selig; wer aber unbedingtes Recht ausspricht gegenüber Andern oder der Gesammtheit, der setzt sich wider Gott; er kommt nicht ins Gottesreich, sondern ins Gericht; er ist dem Verhängniß verfallen, Fürst oder Volk."

In der Vorrede widerlegt der Verfasser den allgemein verbreiteten Irrthum, daß die spekulative Philosophie von Hegel und Schelling zum Nihilismus und Atheismus geführt und ihr Bestreben, die geschichtliche Wirklichkeit mit der Spekulation in Verbindung zu bringen, völlig gescheitert sei. Er behauptet, daß jene beiden Heroen im Verein mit Schleiermacher die deutsche Philosophie in ein neues Stadium geführt und die Verbindung des Idealen und Realen durch sie erklärt haben. „Die Philosophie ist die Wissenschaft des begreiflichen Denkens, und niemand kann einen Gegenstand erforschen, ohne seinen Begriff erfaßt zu haben. Die neuere Philosophie wird eine Philo-

sophie der Weltgeschichte werden; eine Darstellung des Entwickelungsganges des menschlichen Geistes, geschichtlich in der Form, philosophisch in der Ausführung. Das auf solche Weise zur Darstellung kommende Gegenständliche ist der geistige Kosmos, so heißt die sittliche Ordnung des Weltalls, gegründet auf die ewige Natur des Guten, Wahren und Schönen und die göttlichen Bedingungen ihrer Entwicklung im Endlosen. Dem forschenden philosophischen Geiste wird es bald klar werden, wie alle Erscheinungen des Gottesbewußtseins eine organische Entwicklungsreihe bilden und es darum nicht ein Phänomen der Endlichkeit ist, sondern eine gegenständliche Wahrheit. Es offenbart sich ihm alsdann auch die Gottheit in der Weltgeschichte.«

Das ist im Wesentlichen der Inhalt der Zueignung und der Vorrede. Das Buch selbst zerfällt in viele Abtheilungen, Abschnitte und Hauptstücke. In der ersten Abtheilung: Die Methode der weltgeschichtlichen Beleuchtung des Gottesbewußtseins, sagt Bunsen: »Alles, was sich im Gebiete des Gedankens zu weltgeschichtlicher Bedeutung ausgebildet hat, seit dem Wiederaufleben der europäischen Menschheit aus dem Morde und Jammer, aus dem Truge und dem Unrecht des 17. Jahrhunderts, gehört einzig jener großen und tugendhaften Anstrengung der Vernunft, deren Anfänge die Bayle und Voltaire verneinten und verspotteten, und deren Fortgang im protestantischen Deutschland die Götze und Wöllner des vorigen Jahrhunderts eben so heftig verketzerten und verfolgten als die Stahl und Hengstenberg unserer Tage.«

Weiterhin sagt der Verfasser: »Die einzige Persönlichkeit, welche dem Glauben bleibt, und die einzige Urkunde des Gottesbewußtseins, welche Gott und Menschheit gleichmäßig ihr Recht widerfahren läßt: Jesus und die Bibel, sollen mit der Wissenschaft des Positiven in der Natur und Geschichte in Harmonie gebracht werden.«

Die Abtheilung: Bibel, Leben und Weltgeschichte zeigt den dunkeln Pfad, den jeder Forschende wandeln muß, und wobei Mancher unterliegt. Er sieht zuerst

Geburt und Grab
Ein ewiges Meer. —

Er fragt sich: Liegt nicht Finsterniß über den Jahrtausenden der Weltgeschichte? Wird nicht am Ende alles Nacht werden, Freiheit und Liebe untergehen, kluge Selbstsucht als einsame Gewalt stehen über den Trümmern gesetzloser Staaten, über den Gräbern seiner gemordeten Propheten. So stand der kalte römische Feldherr über den Trümmern von Athen und Korinth, so Nero über den rauchenden Schutthaufen der Stadt und den Freiheiten der Welt......« »Diese Anschauung ist gegen die Vernunft, aber auch das Bestreben im Erkennen des Unendlichen Trost zu erlangen ist umsonst. Das Unendliche an sich ist dem Menschen nicht erkennbar; so steht er einsam und verzweifelnd am Abgrunde im Widerspruche mit sich selbst, der Welt und Gott. Er sucht nach etwas außer ihm, welches sein Ich und die Welt abspiegeln könnte, nach etwas Gegenständlichem, was ihn und den Nächsten nicht trennte, aber zwischen solchem und ihm selbst stände, was über Beiden schwebte, ohne Beide zu drücken, was ihn leiten könnte, da er sich selbst nicht leiten kann. So ist er nahe daran, dem Aberglauben zu verfallen, dem geisttödtenden und geistlosen Wahrsagerthum unsers Jahrhunderts. Mormonenthum und Sklaventhum, Todtenbeschwörung, Sternebefragen, Tischrücken sind Zeichen zum tiefsten Verfall des Geistes und Herzens..... Wohin der Mensch sich auch wenden mag, es bleibt ihm nichts als die sittliche Vernunft und die Weltgeschichte. Er will aber seines eigenen Geistes und seines Urgedankens Geschichte in den Jahrtausenden schauen, in einem Buche, das ihm meldet, welches Gottesbewußtsein die Weltgeschichte wirklich beherrscht hat. Das Buch mußte einen geschichtlichen Kern haben und wahres, persönliches und menschliches Bewußtsein abspiegeln, eine Einheit in sich, einen lichten Mittelpunkt für das Dunkle, ein Innerliches für das Aeußerliche. Es mußte das Zeitliche als Ewiges, das Ewige als Zeitliches zeigen und Antwort geben auf die Fragen: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Was soll ich?«

Dies Buch ist die Bibel, und der Verfasser offenbart nun eine Anschauung, welche die Polemik sehr hervorrufen wird, da mancher orthodox Gläubige darin »Rationalismus« sehen wird. »Er, der das göttliche Recht der Freiheit und Liebe unbedingt gepredigt hat und immerfort predigt, den Unmündigen verständlich, den Weisen unerforschlich, der durch ein heiliges Leben der Gottes- und Bruderliebe und ein freiwilliges Streben es thatsächlich gepredigt hat und immerfort predigt im Geiste, der war ein Mensch — er war der Mensch, weil er eben nur ein Mensch war. Er war nicht Jude noch Grieche, nicht Fürst noch Priester, nicht ein Reicher und Mächtiger, sondern ihnen Allen gegenüber ganz ein Mensch; er lebte und starb für die Menschheit. Aber eben deßhalb heißt und war und ist er Gottes Abbild und Sohn, wie Niemand anders vor und nach ihm, und das Ebenbild Gottes auf Erden: sein sterbliches endloses Wesen war göttliche Natur geworden.«

Eine andere Stelle S. 179 im Abschnitt »Moses der Gesetzgeber und Prophet« bekundet dieselbe Anschauungsweise: »Von Gott entfremden kann den Menschen nur die Sünde des ungöttlichen Eigenwillens, die Selbstsucht. Die Sünde ist nicht wie im Koran, ein vorweltliches Verhängniß, in Folge eines frühern Abfalles der Seele, sondern freie That des irdischen Menschen.«

Hiermit wäre das Dogma von der Erbsünde vernichtet, was an dem glühenden Verehrer der Bibel befremdet, aber mit seinen folgenden Ansichten über die Persönlichkeit übereinstimmt. Er sagt: »Die sittliche Persönlichkeit ist das Mysterium der Weltgeschichte, auf ihr ruht der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der untergeht, so wie der Glaube an die Persönlichkeit sich verdunkelt. Die lebenerzeugenden Persönlichkeiten bilden eine fortschreitende Reihe. Es muß also nothwendig einmal eine Persönlichkeit erscheinen, welche nicht diese oder jene göttliche Eigenschaft, sondern den ewigen Gedanken und liebenden Willen Gottes selbst in sich darstellt, innerhalb der in ihr gesteckten Schranken der Endlichkeit, nicht für Stamm und Volk, sondern für die Menschheit, Gottes tiefsten Gedanken. Eine solche Persönlichkeit kann dann nicht wieder auf eine höhere hinweisen, sondern nur auf die Gesammtheit. Sie kann also auch nicht auf sich selbst als Erscheinung verweisen, sondern auf den Geist Gottes, der in ihr gewirkt, und der lebenzeugend von ihr ausstrahlt. So allein will sie verstanden sein.«

In der sechsten Ausführung des Buches: »Das Hohelied und Hengstenberg« äußert sich Bunsen mit großer Bitterkeit: »Nach Vorgängern wie Herder und Ewald hätte man hoffen dürfen, Deutschland würde nicht den Schimpf erleben und die gebildete Welt nicht das Aergerniß, daß ein namhafter Gelehrter und akademischer Lehrer sich so weit verirren würde, eine zuerst nur wegen ihrer Ungeschicklichkeit bedauerliche, jetzt aber durch Unverschämtheit verächtliche Ansicht wieder vorzubringen. Es ist aber dennoch geschehen. Salomo, der wollüstige König, soll wieder zum Vorbilde des Erlösers gestempelt, und sein üppiger Harem als Spiegel des von Christus verkündigten Gottesreiches aufgestellt werden; das führt eine der neuesten Schriften Hengstenbergs durch.«

Gleich den »Zeichen der Zeit« wird dies neue Werk von Bunsen großes Aufsehen und starke Polemik erregen.

* * *

Feuilleton.

— * Mit seiner Ausgabe der Deamen Ehakspeer's ist Nicolaus Delius nun bis zu den geschichtlichen Stücken vorgerückt und eröffnet den dritten Band mit dem „König Johann.“

— * Der Geschichtsforscher Professor Voigt in Königsberg hat wieder ein neues historisches Werk, eine werthvolle Frucht seines Fleißes, herausgegeben, eine Geschichte des deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland.

— * In Kurzem erscheint ein neuer Roman von Hackländer in zwei Bänden: „Der Augenblick des Glücks.“

— Δ Ausflug durch das Salzkammergut und die Gastein nach Venedig im Sommer 1856 von Dr. H. K. Brandes. Mit einer Karte. Lemgo und Detmold, Meyer. — Des Verfassers, Rektors des Gymnasiums zu Lemgo, früher veröffentlichte „Ausflüge nach den Pyrenäen mit einer Ersteigung des Mont Perdu, nach Schottland und nach England“ haben wir seiner Zeit mit Vergnügen gelesen; denselben reiht sich hier die Beschreibung einer Reise an, die von Regensburg anfangend durch das Donauthal nach Linz geht, sodann vom schönen Salzkammergut des Weitläuftigeren berichtet, und von Gastein sich über den steilen Malnitzertauern wendend, Klagenfurt, Laibach und die Adelsberger Grotte berührt. In Triest und namentlich Venedig hält sich der Reisende längere Zeit auf und macht endlich die Rückreise über Wien und Prag. Das Ganze ist in anspruchslosem, natürlichen Ton erzählt; die anschauliche Weise, wie z. B. die merkwürdige Adelsberger Höhle beschrieben wird, giebt auch dem Leser, der nicht dort war, ein deutliches Bild davon. — Das beigegebene Kärtchen ist wohl nur zur Orientirung für den Leser bestimmt, welchem die schönen und für den Reisenden unentbehrlichen Karten oben genannter Gegenden von Meyer und namentlich die des k. k. Generalstabs nicht bei der Hand sind.

— * Das kürzlich erwähnte neue Schauspiel in 4 Aufzügen „Der falsche Fürst“ von Wilhelm Jordan, nach Bulwer's „Lady of Lyons“ bearbeitet, ist in Frankfurt gegeben worden, hat aber nicht recht Glück machen wollen.

— * In Berlin wird ein kleines Lustspiel von Feodor Wehl „Eine glühende Kohle“ mit Erfolg gegeben und als eine allerliebste dramatische Kleinigkeit bezeichnet.

— * Für die neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Händel, welche zum Jubiläum von 1859 erscheinen soll, sind gute Aussichten da, indem die Zeichnung nach einer Mittheilung der „Hamburger Nachrichten“ einen erfreulichen Fortgang nimmt. Doch sind manche Gegenden und einige der größten deutschen Städte bis jetzt mit ihrer Theilnahme zurückgeblieben. So z. B. sind in Berlin nur 4 Exemplare gezeichnet, während München und Frankfurt a. M. je 7 Subscribenten geliefert haben, und neben Leipzig mit 12 Exemplaren steht Hamburg mit 1. Offenbar ist an vielen Orten die Sammlung der Subscribenten noch im Gange, an andern mag die Sache noch unbekannt sein. Alle solche Unternehmungen bedürfen einer gewissen Zeit, um die weit zerstreute Schaar der Freunde zu sammeln. Die Ausgabe der deutschen Händelgesellschaft wird ohne Zweifel eine bedeutsame Förderung dadurch erhalten, daß in der nächsten Zeit mehrere literarische Werke über Händel in Aussicht stehen. In Deutschland arbeitet Herr Dr. Chrysander, ein gründlicher Musikhistoriker, an einem Leben Händel's; in London soll eine ausführliche Darstellung von Herrn Victor Schölcher, welcher eine reiche Sammlung von seltenen Manuscripten Händel's besitzt, dem Erscheinen nahe sein. Außerdem erwartet man, daß Gervinus diesen musikalischen Behandlungen eine Würdigung Händel's vom allgemeinen ästhetischen und menschlichen Standpunkte hinzufügen wird.

— * Der ausgezeichnete Violinspieler Jean Bott, welcher seiner Stelle als zweiter Kapellmeister in Kassel neben Spohr enthoben wurde und auf einer Kunstreise befindlich ist, hat eine Stellung als Musikdirektor in Meiningen, wo Grund nach vieljähreigem Wirken zurückgetreten ist, angenommen.

— * Die beiden Concurrenzmodelle zum Denkmal für König Ludwig von Bayern stellen den Monarchen im reichen Krönungsornate zu Pferde dar, umgeben von zwei Pagen, welche Tafeln mit der Aufschrift „Gerecht und beharrlich“ tragen.

— * In Wien, welches bisher in der bildenden Kunst eine etwas untergeordnete Stelle spielte, wird für dieselbe eine neue Aera beginnen. Das Arsenal soll in den Fresken des Waffensaales einen Bilderschmuck von monumentalem Werthe erhalten. Für das Hoftheater soll endlich ein der Kaiserstadt würdiger Musentempel errichtet werden; neben der Votivkirche wird das kolossale und, wie man beabsichtigt, auch architektonisch werthvolle Universitätsgebäude sich erheben; am Burgplatze wird binnen zwei Jahren die Reiter-Statue des Siegers von Aspern aufgestellt werden; die Pfeiler-Postamente der Elisabeth-Brücke sollen mit den bronzenen Standbildern der beiden Vertheidiger Wiens gegen die Türken, Rüdiger's von Starhemberg und des Grafen von Salm, geschmückt werden.

— * Von dem Naturforscher Professor Burmeister aus Halle, welcher auf seiner zweiten amerikanischen Reise begriffen ist, sind Nachrichten da und werden von Lichtenstein in Berlin mitgetheilt. Burmeister ist im December in Montevideo eingetroffen und hat um Weihnachten die Reise nach dem Rio Negro angetreten. Er wird sich zunächst eine Zeit lang in dem an diesem Flusse gelegenen Städtchen Mercedes aufhalten, in welchem ein ausgezeichneter Geologe lebt, welcher das Plata-Gebiet in naturwissenschaftlicher Beziehung genau kennt.

— * Auber und Roger. Der Componist der Oper „Die Stumme von Portici“, Auber, Direktor des Conservatoriums der Musik in Paris, ist noch immer ein beweglicher, lebhafter und freundlicher Mann. Ein deutscher Schriftsteller, der ihn kürzlich besuchte, schreibt in der „Allgemeinen Zeitung“: Auber ist ein kleiner untersetzter Greis. Unser Gespräch drehte sich natürlich um die musikalischen Zustände Deutschlands und Frankreichs; er kennt die neuesten Erscheinungen bei uns, prophezeit jedoch der Richtung eines Liszt und Wagner in Frankreich keinen, oder doch erst sehr späten Anklang; sie müßten denn Mode werden, obwohl diese Tyrannin öfter von Frankreich heraus als von uns aus hinein ihren Siegeszug hielt, was er mir lächelnd zugab. Auber spricht noch schneller als die übrigen Franzosen; sein klares lebhaftes Auge wirkt animirend, und seine herzliche Weise hat etwas unwiderstehlich Gewinnendes. Er entließ mich unter der freundlichen Bedingung recht bald wieder zu kommen, und ich schied mit inniger Hochachtung von dem Manne, den weder das Glück stolz, noch das Alter kraftlos, noch die Thätigkeit ungesellig zu machen im Stande war, und fuhr zu Roger, dem weltbekannten Tenor. Dieser wohnt nicht, wie die meisten Pariser Künstler, auf dem Boulevard, um etwa der großen Oper oder sonst einem Theater nahe zu sein, sondern er nennt eine reizende Villa in der rue Turgot sein eigen, wo die dicke Luft der Pariser Gassen bereits dem frischeren Hauche weicht, der über die Ringmauer hereinweht. Hier wehren keine fünf- und sechsstöckigen Bewohnungskästen dem wärmenden Sonnenstrahle, sondern ein duftiger Garten, mit Treibhäusern und Laubgewinden, umkreist die anmuthige Wohnung des Künstlers, welche zum Theil in chinesischem Geschmack eingerichtet ist. Roger verläugnet in keinem Worte den ächten Sohn Apollo's, der nichts von Bitterkeit weiß, wenn sich auch bereits andere weniger Würdige in die wankelmüthige Gunst der Masse eingeschlichen haben; mit Duprez, seinem Nachbar, steht er seit Jahren auf dem vertraulichsten Fuß.

— * Ueber den Beginn der Expedition zur Erforschung der Quellen des Nil liegen Nachrichten vor. Die Schiffe sind im December glücklich, obwohl unter ungeheuren Anstrengungen, über die Katarakte des Stromes hinübergekommen. Am 18. October hatte ein Detachement unter Leitung des englischen Marine-Offiziers Twyford sich von Kairo aus in Bewegung gesetzt. Dasselbe bestand aus zwei Dampfern und acht Barken und war von einer kleinen Abtheilung Soldaten unter Leitung zweier türkischen Offiziere begleitet. Auch der Naturforscher Pouchet und der Zeichner Clague waren am Bord. Twyford hatte vom Grafen d'Escayrac die Weisung, alles Mögliche aufzubieten, um über die Katarakte hinauszufahren, was allerdings bei der so späten Jahreszeit und dem schon niedrigen Wasserstande seine großen Schwierigkeiten gehabt hat. Aber er wagte das Unternehmen, kam über die Katarakte von Wadi-Halfa hinweg, bot bei den zweiten Wasserfällen nicht weniger als 4000 Menschen auf, um auch diese zu forciren, und war beim dritten Katarakt, welchen er am 18. December passirte, nicht minder glücklich. Die Fahrzeuge haben allerdings einige Beschädigungen erlitten, werden aber gegenwärtig bei Dongola ausgebessert. Weiter stromaufwärts werden sie keine Hindernisse im Nil mehr finden, doch sollen sie bei dem genannten Orte vorerst liegen bleiben. Graf d'Escayrac rühmt die Fähigkeiten und den Charakter Twyford's, der sich eben so gewandt als unerschrocken seiner Aufgabe entledigt habe. Die eigentliche Expedition wird in Folge der Mißhelligkeiten zwischen den Mitgliedern aus Wien und Herrn von Escayrac und wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht vor dem Sommer sich in Bewegung setzen.

— * Erinnerungen an Bojeldieu. Die von Senff in Leipzig herausgegebenen „Signale für die musikalische Welt“ geben nach einem französischen Werk anziehende Notizen zur Charakteristik Adrian Bojeldieus, des Componisten der „weißen Frau.“ Der Tondichter trat zum ersten Male 1797 mit seiner „Schweizerfamilie“ hervor und behauptete sich glücklich neben der „Medea“ von Cherubini. In demselben Jahre noch componirte er die Gelegenheitsoper „La borne nouvelle;“ bis dahin kannte man nur Romanzen von ihm. Später folgten jenen ersten Versuchen die Opern „Khalif von Bagdad“, „Benjowsky“, „ma tante Aurore“, „la femme colère“, „Johann von Paris“, „Der neue Gutsherr“ und um 1826 „Die weiße Frau“, sein Hauptwerk. Das war zu der Zeit, als Rossini die musikalische Welt beherrschte und schwer gegen ihn aufzukommen war. — Selten war Bojeldieu mit seiner Musik im ersten Augenblicke der Composition zufrieden. Sie gefiel ihm sogar oft lange Zeit später nicht. So wollte er die Romanze aus Rothkäppchen: „le noble éclat du diadème“ durch zwei oder drei andre ersetzen. Ein unter seinem Piano befindlicher Korb nahm

jeden Augenblick Stücke auf, die schon gleich bei ihrer Geburt verdammt worden waren. Wenn er bei andern Gelegenheiten auf diese verschmähten Stücke zurückkam, sagte er: „Sehen Sie diesen Koch an, es ist genug darin, um ziemlich gute Sachen daraus zu machen.“ Dann aber folgte er wieder seiner natürlichen Bescheidenheit und warf Alles ins Feuer. — Verschiedene Stücke aus der „weißen Dame“, namentlich die Ballade, das Lied der Alten und das Finale des zweiten Aktes wurden zu Cormeilles-en-Parisis, einem vier Stunden von Paris auf der Straße von Rouen gelegenen Dorfe, componirt. Bojeldieu besuchte dort seinen Bruder, der Verleger seiner Werke in der Rue Richelieu gewesen war. Da er das Motiv für das Lied am Eingange des zweiten Aktes suchte, kam ihm der Gedanke, die Gärtnerin seines Bruders holen zu lassen und sie vor sich an das Spinnrad zu setzen. Dies entschied über die Abfassung dieser Nummer, die von Frau Margarethe an dem Spinnrad gesungen wird. Die ganze Persönlichkeit seines Modells, das Schnurren des Rades brachten Bojeldieu die Inspiration, nach welcher er suchte. Als man ihn fragte, wie er diese in so natürlichem Tone geschriebene Weise aufgefunden habe, antwortete er: „Wir waren zwei, ich und Frau Gillette.“ — In dem ganz kleinen Zimmer, welches Bojeldieu sechs Wochen lang bei seinem Bruder in Cormeilles en Parisis bewohnte, um einige Stücke seiner „weißen Dame“ zu componiren, war die Wandbekleidung einigermaßen curios. Die Wände waren nämlich provisorisch mit Fragmenten aus der Partitur von „Othello“ überklebt, welche seinem Bruder aus seinem früheren Verlage übrig geblieben waren. Der enge Raum machte es Bojeldieu möglich, von seinem Bette aus die Noten zu lesen, was er auch sehr eifrig that. Seinem Bruder, der befürchtete, es möchte dies seine eigenen Inspirationen stören und deßhalb die Wände anders überziehen wollte, antwortete Bojeldieu: „Nein, im Gegentheil, das regt mich an.“ — In einem Brief an einen Freund sagt er einmal über den Beginn seiner Laufbahn: „Ich gehörte keiner Schule oder Coterie an. Aber dafür wußte ich Gluck, Mozart, Cherubini, Mehul auswendig; ich las ihre Werke und hörte die von Gretry an. Die von Paesiello und Cimarosa lagen auch stets auf meinem Piano. In dieser Umgebung habe ich mein Talent ausgebildet.“ — An einer anderen Stelle sagt Bojeldieu in einem Brief an einen Freund: „Ich bin ein ebenso guter Rossinist, als alle seine fanatischen Nachbeller (aboyeurs), und gerade weil ich Rossini aufrichtig liebe, betrübt es mich zu sehen, daß man sein Genre durch schlechte Copien abnutzt. Ich glaube, daß es Mangel an Mitteln ist, wenn man nur ein Genre auf einmal liebt; ich bin sehr froh deren so viel zu besitzen, daß ich außer mir bin, wenn ich Don Juan, ganz berauscht, wenn ich Othello und entzückt bin, wenn ich Nina höre. Ich glaube, daß man sehr gute Musik machen kann, wenn man Mozart, Haydn, Cimarosa rc. nachahmt; daß man aber ewig ein Affe bleibt, will man Rossini nachahmen. Warum? Weil Mozart, Haydn, Cimarosa rc. immer zum Herzen, zur Seele sprechen. Sie sprechen die Sprache des Gefühles und des Verstandes. Dagegen ist Rossini voller Witze und bons mots in seiner Musik. Man kann dies Genre nicht copiren; man muß es ganz stehlen, oder muß ganz schweigen, wenn man keine andern bons mots erfinden kann, und dies wäre dann eine ganz neue Schöpfung. Ich finde es ungeschickt, wenn man sich der Gefahr aussetzt, weniger Effekt als Rossini hervorzubringen, wenn man seine nämlichen Orchestrationen rc. in Anwendung bringt. Das heißt sich von ihm auf seinem eigenen Terrain schlagen lassen, und dies ist doch immer ein demüthigendes Gefühl. Man ist der angreifende Theil und demnach ist alle Ehre auf seiner Seite.“

— * **Das deutsche Familienleben.** In der vorigen Nummer war von einem Vortrage die Rede, welchen **Karl Biedermann** in Weimar über das deutsche Familienleben im vorigen Jahrhundert gehalten und im dortigen Sonntagsblatt hat abdrucken lassen. Er widerlegt darin den jetzt von Vielen und an vielen Orten aufgestellten Satz, unser Familienleben sei jetzt im Gegensatze zur „guten alten Zeit“ entartet und verfallen. Der Vortrag wird mit den folgenden Betrachtungen eröffnet: „Es ist eine alte Wahrheit, die aber nicht oft genug wiederholt werden kann, daß für das ganze sittliche, ja auch das öffentliche Leben eines Volkes es keine andere sichere Grundlage giebt, als ein gesundes, wohlgeordnetes, kräftig entwickeltes Familienleben. Den Völkern germanischer Abkunft ist von jeher ein besonders lebendiger und inniger Familiensinn nachgerühmt worden. Unsere Urväter, die alten Germanen, wurden von römischen Schriftstellern, also von Schriftstellern der Nation, deren gefährlichste Feinde sie waren, sowohl deren eignen Landsleuten, den Römern, als ihren Nachbarn jenseits des Rheins, den Galliern, als Muster reinerer Sitten überhaupt, namentlich aber in Bezug auf das Familienleben, gegenübergestellt. Und bis auf die neueste Zeit hat die allgemeine Ansicht den germanischen Völkerschaften — Deutschen, Holländern, Engländern — im Punkte des Familienlebens den Vorzug vor andern, insbesondere vor den romanischen Völkern eingeräumt, welche letztere wieder auf dem Parkette des Salons, im leichten geselligen Verkehr eine unbestrittene Meisterschaft behaupten. Um so bedenklicher und bedauerlicher wäre es, wenn Diejenigen Recht hätten, welche dem deutschen Familienleben der Gegenwart den Vorwurf machen, daß es gegen frühere Zeiten entartet, ja wohl gar, daß es in völliger Auflösung begriffen sei. Und solcher Stimmen hört man heutzutage nur zu viele. Nicht bloß jene gewohnheitsmäßigen Lobredner der Gegenwart, von denen schon Horaz zu erzählen weiß und an denen es keinem Zeitalter gebricht, stimmen, meist gedankenlos und ins Blaue hinein, Klagen an über den Verfall des heutigen Familienlebens und wie doch sonst Alles ganz anders gewesen sei; nicht bloß eine organisirte Partei, welche überall, in Staat, Kirche und Gesellschaft, planmäßig das Alte zurückführen und das Neue verdrängen möchte, rühmt die viel größere Innigkeit des Familienlebens, die viel größere Reinheit der Sitten, die viel größere Strenge und Wirksamkeit der häuslichen Zucht in früherer Zeit, und erblickt in der Gegenwart allerwärts die Symptome eines beginnenden furchtbaren Sittenverfalls und einer gänzlichen moralischen Auflösung der Gesellschaft — sondern auch Schriftsteller, welche sich für gründliche Forscher und Kenner des Volkslebens ausgeben, wie der Verfasser des, mit ebenso viel Talent und Geist, als, leider, wenig geschichtlichem Sinn geschriebenen Buches: „Die Familie“, H. W. Riehl, und andere, denen es wenigstens sonst an Unbefangenheit und offenem Blick für die Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Kulturperioden nicht fehlt, wie Immermann (in seinen „Memorabilien“), haben jener Meinung von einer Verschlechterung unseres Familienlebens durch ihre bekräftigende Zustimmung größere Geltung und Ausbreitung verschafft. Vorwürfe solcher Art sind viel zu ernst und gewichtig, als daß wir ihnen entweder leichtsinnig vorüber-, oder scheu aus dem Wege gehen dürften; vielmehr ziemt es, sie ruhig und fest ins Auge zu fassen und ihren Grund oder Ungrund zu erforschen.“ — Biedermann geht dann zu einer Vergleichung des vorigen Jahrhunderts mit dem jetzigen über und führt die Behauptung durch, daß unsere Zeit in Heilighaltung der Ehe selbst, im wohlgeordneten Haushalt, in der Familienzucht und in der Geselligkeit ernster und reiner sei als die gepriesene alte Zeit. „Fragen wir also: wie stand es im vorigen Jahrhundert mit jener Reinheit des Familienlebens, mit jener gegenseitigen Treue und jener sittlichen Strenge, welche an unsern Uraltvordern — Männern und Frauen — Tacitus so sehr rühmt, so ist die Antwort, die wir darauf erhalten, eine für unser sittliches und unser Nationalgefühl tiefbeschämende und niederschlagende. Statt jenes deutschen Ernstes in der Behandlung des höchsten aller Lebensverhältnisse, der Ehe und der Familie, den, nach mancher Trübung, die er im Lauf der Jahrhunderte bereits erfahren, Luther mit der Kraft seiner großen sittlichen Persönlichkeit noch einmal wieder zu vollen Ehren gebracht hatte, sehen wir im vorigen Jahrhundert ausländische Frivolität der unerhörtesten Art beinahe alle Klassen beherrschen und ebenso in den Ansichten, wie in den Handlungen eines großen Theils der Gesellschaft zu Tage treten. Und statt des für Alle gültigen Moralgesetzes, dem in jener bessern Zeit ebenso gut die Fürsten und der Adel, wie das Bürgerthum, sich bereitwillig unterworfen hatten, sehen wir die Verachtung dieses Gesetzes, gleichsam als eines nur für den untersten Pöbel bestehenden und passenden, von den höheren Ständen und, in blinder Nacheiferung dieser, selber von einem Theil der Mittelklassen als ein Privilegium ihrer bevorrechteten gesellschaftlichen Stellung betrachtet. Nicht die bloße Sittenlosigkeit an sich — in wie erschreckender Gestalt dieselbe auch vieler Orten auftritt —, sondern das ist das Furchtbare und von tiefster Verderbniß Zeugende an jener Zeit, daß Frivolität in der Behandlung der ernstesten Lebensverhältnisse als ein Zeichen feinen Geschmackes und nobler Lebensart, bürgerliche Ehrbarkeit und treues Festhalten an den Pflichten des Hauses und der Familie als altfränkisch, kleinbürgerlich, als ridicüle galt.“ — Der Verfasser schildert nun im Einzelnen das Familienleben, den früheren schlechten und späteren guten Einfluß der Literatur auf die Gestaltung desselben, entwickelt die Wendung zum Besseren, welche die Zeit der Freiheitskriege herbeiführte, und kommt zu folgenden Resultaten: „Das deutsche Familienleben ist seit den letzten 25 Jahren in einem sichtlichen und stetigen Fortschritt begriffen. Nicht bloß die Heiligkeit der Ehe ist im Allgemeinen, namentlich in den gebildetern und den höhern Klassen, ganz unzweifelhaft höher geachtet als früher, sondern, wo auch Fälle vom Gegentheil vorkommen, da verbergen sie sich sorgsam und ängstlich vor der Strenge des öffentlichen Urtheils, statt, wie ehemals, sich schamlos keck hervorzuwagen und auf die Nachsicht der öffentlichen Meinung zu pochen. Auch unsere Literatur ist reiner, edler geworden. Man kann einen deutschen Roman der Gegenwart, wenn auch nicht ganz so ausnahmelos, wie einen englischen, doch weit eher, als einen aus der früheren Zeit, Frauen und Mädchen empfehlen oder vorlesen, ohne erröthen zu müssen, und, wenn sich ja noch einmal eine Poetasterei hervorwagt, die ihre Effekte im Frivolisiren sucht, so trägt sie die Schuld vor einer Verurtheilung durch die öffentliche Meinung gewöhnlich schon an der Stirn. Es ist unmöglich, zu verkennen, daß diese sittliche Verbesserung auf das Innigste mit einem allgemeinen Fortschritte unsres öffentlichen und nationalen Lebens zusammenhängt. Wir sind zu ernst geworden und haben es in der Gegenwart mit zu großen, uns ganz ausfüllenden Interessen zu thun, als daß ein bloßes Spiel der Leidenschaft, wenn auch ein noch so anmuthiges, uns als würdiges Ziel des Strebens einer Person, wohl gar als Aufgabe eines ganzen Lebens erscheinen könnte. Und ferner hat die im öffentlichen Leben zwischen allen Ständen hergestellte Gleichheit der Rechte und der Pflichten auch jener Ueberhebung über die allgemein gültige Moral, welche früher ein Hauptreiz leichtfertiger Lebensauffassung war, die Spitze abgebrochen, und die erstarkte öffentliche Meinung läßt in ihrem sittlichen Urtheil über die Handlungen des Menschen, so gut wie über die des Bürgers und des öffentlichen Charakters, keinen Unterschied der Stände und kein Privilegium der Vornehmheit oder des Reichthums mehr gelten.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 8. März. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Skizzen aus der Südsee.

Von Hermann Brahe.

Honolulu.

Wollen Sie mich auf einer Wanderung durch die Straßen von Honolulu begleiten? Springen Sie mit in das Boot, das eben von Bord des gestern hier eingekommenen Walfischfängers stößt, um die halbe Mannschaft desselben zum Genuß einer kurzen Freiheit an Land zu bringen.

Werfen Sie zuerst einen Blick auf den Hafen. Es ist Herbst und die nordische Flotte von ihrem Sommerzuge zurückgekehrt. Dicht gedrängt Schiff an Schiff, meist Walfischfänger, alte, nicht gerade schöne und schlanke Fahrzeuge, deren zerrissener Kupferbeschlag, abgebleichtes Tauwerk und vielfach beschädigter Rumpf von manchem harten Stoß, manchem stürmischen Wetter in Eis und Nebel der arktischen Meere erzählen. — Dicke Schichten geronnenen Oels, theils beim Löschen verloren gegangen, theils aus dem Pumpwasser der Schiffe kommend, bedecken in langen Streifen die Oberfläche des Wassers und geben derselben ein schmutziges, trübes Aussehen, und die Schiffe selbst zeigen an vielen Stellen die Spuren ihres schmierigen Handwerks. — Aber lassen Sie sich nicht durch die wenig einladende Außenseite täuschen! Die Silbergaleonen Spaniens, die schwimmenden Kolosse der ostindischen Kompanie, bildeten kaum eine stolzere Flotte, als diese unansehnlichen Walfischfänger in den Händen unternehmender Rheder und Seeleute es sind. Zwischen den Fischern liegen Kauffahrer, bald Oel ladend, bald Stückgüter, Provisionen und Manufakturwaaren löschend; weiter nach den Riffen zu ist der Ankerplatz der Kriegsschiffe und näher dem Lande, längs den Werften hin liegen Packetschiffe, Schuner, Kutter, überhaupt kleinere Fahrzeuge, meist unter hawaiischer Flagge, die von Maui, Hawaii und Okuai kommend, Kartoffeln, Gemüse, Früchte, Vieh sowie große Mengen eingeborener Passagiere bringen. Die drei Dampfer, die Sie dort sehen, besorgen die Packetfahrt zwischen den einzelnen Inseln und sind das beste Zeichen für das Aufblühen des Hafens. — Zwischen den größeren Fahrzeugen spielen Böte und Schaluppen jeder Art und jeder Größe. Dort bringen beflaggte Schaluppen eine Anzahl betreßter Marineoffiziere an's Land, die sich in glänzender Galauniform zu einer Vorstellung bei Hofe begeben; dort fliegt ein schlankes Walboot mit langsamen kräftigen Schlägen, welche die Mannschaft bei der Verfolgung des Fisches lernte, der schmucken Barkasse vorbei. Nach allen Richtungen eilen kleine, niedliche Hafenböte, deren Inhaber, 10 bis 15jährige Kanakaknaben, durch ihre lärmende Fröhlichkeit einem die Ohren gellen machen. Mühsam winden sich Schaluppen hier einen mit Proviant oder Stückgut schwer beladenen Prahm, dort eine lange Reihe gefüllter Wasserfässer hinter sich herschleppend, durch das wirre Gedränge, während bescheidene Kanus der Eingeborenen, die bald zur Netzfischerei an den Riffen ausziehen, bald kleinere Handelsartikel, wie Milch, Früchte, Fische, Matten, Besen u. s. w. an Bord der Schiffe bringen, das einheimische Element in dem bunten Gemälde vertreten.

Doch wir sind an den Werften angelangt. Hier kostet es nicht geringe Mühe, ehe wir unser Boot soweit durch die Menge der andern durchgezwängt haben, daß wir das feste Land erreichen können. Ueberdieß unterläßt das übermüthige, kleine Volk der Bootsjungen gewiß nichts, um unsere Landung so schwierig wie möglich zu machen, und wir könnten ihnen keinen größeren Gefallen thun, als wenn einer von uns dabei über Bord fiele. Es ist eine kecke, fröhliche Nation, diese Bootsjungen, echte Kanaka, stets aufgelegt zu Späßen aller Art, lärmend, singend und ihre kleinen Streitigkeiten im ehrlichen Faustkampf ausfechtend. Ihr Leben an den Werften läßt sie die Eigenthümlichkeiten der ankommenden Fremden schnell durchschauen, und sie wissen ebenso gut, ob sie es mit einem Grünen zu thun haben, als der beste Runner auf den Straßen Neuyorks. Die Nationalität erkennen sie augenblicklich; der Deutsche ist sicher mit dem lauten Rufe „ja! ja! ne! ne!“ empfangen zu werden; den Franzosen begrüßen sie mit einem quiekenden „ui, ui, ui;“ für Portugiesen, gegen die sie als Neger eine gründliche Verachtung empfinden, haben sie ebenfalls dem entsprechende Grüße, überhaupt ungeschoren kommt selten jemand durch, der einmal ihre Aufmerksamkeit erregt hat. In die umliegenden Straßen zerstreut, drängen sie sich an jeden nach den Werften zugehenden Fremden mit dem fortwährenden Anerbieten boat, Sir? — boat, Sir? — heran und verfolgen ihn schaarenweise bis an die Werfte, wo dann wo möglich noch ein Kampf stattfindet, wer die Ehre haben soll, ihn an Bord zu bringen. Sie halten übrigens zusammen wie die Kletten, einen von ihnen angreifen oder beleidigen heißt in ein Wespennest stechen. Im Augenblick sind alle ihre Privatstreitigkeiten vergessen, und die ganze Bande, dem lauten Ruf: Hol in! hol in! ihrem Signale, folgend, wendet sich gegen den Angreifer, der froh sein kann, wenn er nicht von der kecken Menge überwältigt, ins Fort geschleppt und den Händen der Polizei übergeben wird. — So zudringlich und unverschämt diese Knaben sind, man muß sich doch an ihrem tollen Treiben erfreuen, wenn man auch fabelhaft oft Gegenstand ihres Spottes und ihrer Späße wird.

Die Werfte sind unbedingt der belebteste Theil der Stadt; besonders in der Season d. h. in den Monaten October, November, December, Februar, März, April herrscht hier ein überaus reger Verkehr, und es ist nicht uninteressant um diese Zeit sich ein paar Stunden auf dem Strand herumzutreiben und dem geschäftigen Treiben mit zuzusehen. Doch ich muß Sie erst mit der Oertlichkeit bekannt machen. Rechts erhebt sich das sogenannte Fort, d. h. ein viereckiger einfach umwallter Platz ohne Graben, Curtinen und vorspringende Ecken, auf dessen von Korallenquadern erbauter, ungefähr 20 Fuß hoher Mauer einige braune Posten, Gewehr auf der Schulter, in voller Uniform, aber natürlich barfuß einhermarschiren. Das Fort wurde von Young, einem auf den Eilanden zurückgelassenen Matrosen,

der sich zu hohem Ansehen und Wohlstand emporschwang, aber natürlich keine Idee von Befestigungen hatte, angelegt und kann deßhalb einem Angriff europäischer Marinesoldaten und Matrosen nicht widerstehen. Seit die Franzosen bei ihrem letzten Sturm im Jahre 1850 sämmtliche darin befindliche Kanonen vernagelten, ist es ganz unschädlich geworden und dient jetzt nur noch als eine Art Staatsgefängniß. Die Masse der zur Zeit der Season von ihren Schiffen weglaufenden und wieder eingefangenen Matrosen sorgt auch für die gehörige Frequenz desselben. Links liegen die Kielhol- und Zimmerplätze, auf denen eine Menge fleißiger Handwerker mit der Ausbesserung und dem Neubau von Schiffen beschäftigt ist und in der Mitte, näher nach den Werften zu: das Customhaus, die Office des Hafenmeisters und der das Wasserfüllen beaufsichtigenden Beamten, das Markthaus, das Schlächterhaus und die im Jahre 1854 angelegte Dampfmühle, welche die Bäcker und Haushaltungen Honolulus schon mit einheimischem Weizen- und Maismehl versorgt. Die nächsten, die Werfte frontirenden Häuser nach der Stadt zu werden von Leuten bewohnt, deren Geschäft im Zusammenhange mit den Schiffen steht, also ship-chandler, Segelmacher, Kneipwirthe, Heuerbaase u. s. w. — Zwischen diesen Gebäuden liegen die Märkte der Eingeborenen und der Fischmarkt. — Das hiesige Marktleben kann sich allerdings nicht im entferntesten mit dem ostindischen messen, dazu fehlt schon die Mannichfaltigkeit der Verkaufsgegenstände, dazu fehlt die Menge der Menschen, dazu fehlt die Buntheit, die nationale Eigenthümlichkeit — überhaupt die Großartigkeit des Verkehrs, und wenn wir noch eins hinzusetzen sollen, was unserer Ansicht nach viel zu oft übersehen wird, die Eigenthümlichkeit des Geruchs. Die hiesigen Märkte haben einen eigenthümlichen Geruch, durch den man, wenn man plötzlich mit verbundenen Augen hierher versetzt würde, gleich erkennen könnte, daß man sich auf einem Kanakamarkt befindet, aber wie hier das ganze Leben schon mehr durch den Einfluß der Weißen zersetzt ist, so gewöhnt sich auch unsere Nase viel leichter an die Eindrücke, die sie empfängt, und die Umgebung erscheint einem auch gerade dadurch viel heimischer und lange nicht so fremd, neu und absonderlich als auf den indischen Märkten. Die Auswahl der Früchte ist im Ganzen gering. Bananen, Feigen, Apfelsinen, Nüsse und Zuckermelonen sind die am häufigsten vorkommenden, das ausgebotene Backwerk ist nicht halb so unappetitlich, die Höferinnen selbst nicht halb so schmutzig und häßlich, überhaupt Alles nicht halb so originell, als in Ostindien. Der Einkauf der Eingebornen beschränkt sich meistens auf ihre beiden Hauptnahrungsmittel: Fische, die man in großer Auswahl findet, und Pöe, einen von gestampften Kalowurzeln gemachten, gegohrenen Brei, der in großen Kalabassen überall ausgeboten wird.

Aber kann sich der hiesige Markt auch an Belebtheit und Reichhaltigkeit des eingeborenen Elements nicht mit den ostindischen vergleichen, so hat er doch manche Eigenthümlichkeiten, die das Leben des ersten Fischerhafens der Südsee mit sich bringt, und die jenen abgehen. — Vor allen sind es die Strandstreicher, auf die unser Auge fällt. Da sehen wir sie bald in Gruppen zusammengedrängt die Ereignisse des Tages besprechen oder der Philippika eines hoffnungsvollen jungen Amerikaners, der in gesticktem Hemd und Beinkleidern, die um einen halben Fuß zu kurz sind, gegen Tyrannei der Kapitäne, Betrügerei der Rheder, Bestechlichkeit der Consuln, Erbärmlichkeit der Westmächte, die 3 gegen 1 über Rußland herfielen und allem fair play Hohn sprächen, überhaupt gegen die immer zunehmende Verderbtheit dieser elenden Welt zuhören; bald sehen wir sie rottenweis nach vorhergegangener Berathung von dannen ziehen, um irgend einen Ulk oder irgend eine Demonstration auszuführen; bald einzeln, die halb aufgekaute Cigarre im Munde, die Hände in den Hosentaschen, den Ausdruck unbeschreiblichen Wohlbehagens, den ihnen eine gefüllte Tasche und das Bewußtsein, nichts, absolut nichts thun zu dürfen giebt, in allen ihren Mienen und Bewegungen verrathend, auf den Kaien herumschlendern. Vielleicht ist auch schon das Geld aus ihrer Tasche, und morgen müssen sie wieder an Bord der alten Sclavenkasten, aber heute wenigstens wollen sie ihr dolce far niente noch recht nach Herzenslust genießen. Zuweilen werden sie solch' einen auch plötzlich den Rest seiner Cigarre fortwerfen, die Hände aus den Taschen ziehen und mit einer so anständigen Haltung, als möglich, davon gehen sehen. Sie könnten glauben er wäre plötzlich ein vernünftiger Mensch geworden, wenn nicht der Schalk, der bei der sonst ernsten, ja demüthigen Physiognomie aus dem Auge blitzt, ihn verriethe. Soll ich Ihnen sagen, was er vorhat? Ich wette, er geht nun, da sein letzter Cent in die Hände der „Landhaie“ d. h. gieriger Kneipwirthe und Schlafbaase gewandert ist, zum Seemannskaplan, unterzeichnet das Gelübde der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, läßt sich eine Bibel und einen Arm voll geistlicher Tractätchen geben und empfängt die Glückwünsche und Segnungen des würdigen Geistlichen, der wieder eine Seele aus den Krallen König Alkohols gerettet glaubt, um schon an der nächsten Ecke seinen Collegen den Hauptspaß zu erzählen, wie er dem „old hypocrite“ eine Nase gedreht hätte.

Aber es ist Zeit, daß wir die Werfte verlassen und in die Stadt selbst wandern. Die Anlage derselben wird Ihnen beim ersten Blick klar. Honolulu war früher ein kleines Fischerdorf. Als der Platz bedeutender wurde, legte man ein Netz von graden, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen durch denselben und umzog die zerstreuten Hütten, die innerhalb der Vierecke liegen blieben, mit Mauern von Korallensteinen. Die Bauplätze an den Straßen selbst füllten sich bald mit Häusern der Weißen. So erhält Honolulu ein behäbiges, städtisches Ansehen; die elenderen Hütten sind dem Auge durch die sie umgebenden Mauern verdeckt oder befinden sich in den abgelegeneren Theilen, und der durch die Straßen Wandernde erblickt meist nur freundliche Häuser der Weißen und Kanakawohnungen ersten Ranges, die von Laubwerk umgeben den behaglichen Eindruck der Reinlichkeit, Sauberkeit und eines gewissen Comforts machen. — Es ist vielleicht am Ort hier etwas über die Bauart in Honolulu zu sagen, wo wir denn am Besten thun die Häuser nach der Art ihres Materials in vier Klassen zu theilen. Sie sind nämlich erstens von Stein, meist aus den Riffen gebrochenen Korallen, seltener Backsteinen; zu dieser Klasse gehören die Kirchen, Regierungsgebäude, einige Hotels und die Wohnungen der angesehensten Kaufleute, zweitens von Holz, Plankenhäuser nach amerikanischer Manier, leicht, mit lebhaftem Anstrich von freundlichen, belaubten Verandahs umgeben, dem Klima angemessen und doch den Comfort der Heimath gewährend. Die weiße Bevölkerung wohnt mit wenigen Ausnahmen in solchen Häusern. Drittens von Adobia; dies ist eine Mischung des gewöhnlichen Erdbodens mit trockenem Gras, die angefeuchtet, in Ziegel geformt und an der Sonne getrocknet wird. Die vornehmsten Kanakawohnungen sind von Adobia. Endlich die Hütten der ärmeren Kanaka, einfache Pfahlgerüste mit Schilf und getrockneten Gräsern bedeckt und im Innern nur durch Matten oder Vorhänge in verschiedene Gemächer geschieden.

Die östliche Hälfte der Stadt sowie die Vorstädte sind meist von Eingeborenen bewohnt und machen mit ihren weniger markirten, offenen Straßen, mit ihren Baumreihen und vielen Gärten den Eindruck einer freundlichen Landstadt; die westliche dem Hafen näher liegende Hälfte, besonders die Gegend, wo sich die Königs-, Hotel- und Beretania- mit der Nuuanu- und Fortstraße schneiden, ist das Geschäftsviertel, also auch Sitz der weißen Bevölkerung, die übrigens in den entlegeneren Theilen eine Menge freundlicher Landhäuser besitzt. Hier erheben sich schon ganz stattliche Gebäude: Kirchen, Regierungshäuser, Hotels, Waarenlager und eine Menge mehrstöckiger Privatwohnungen; hier befinden sich aber auch alle die kleineren Wirthschaften und Kneipen, deren Zahl Legion ist. Besonders die große Anzahl der Läden ist auffallend; sie finden allerdings ihre Erklärung in der Frequenz des Hafens, man begreift aber auch zugleich, wie die Inhaber derselben mit Recht über schlechte Geschäfte klagen

müssen, wenn die Flotte den Hafen verlassen hat. Dann ist der Abstand zwischen dem jetzt herrschenden regen Leben und den dann todten Straßen und flauen Geschäften bedeutend, dann fehlt der Walfischfänger, der Seemann, der sonst gewöhnlich sein Geld nicht schnell genug los werden kann, dann lebt auch die einheimische Bevölkerung eingezogener und stiller, und nur wenige braune Schönen kehren in die mit Luxusartikeln beladenen Läden ein, um sich nach pake-na-hou, den neuesten Moden, zu erkundigen. Der Kaufmann, besonders der kleinere Kaufmann, der Hotelbesitzer und der Kneipwirth sind lediglich auf die Jahreszeit angewiesen, in der der Hafen gefüllt ist.

Die Straßen sind ungepflastert und staubig, in einzelnen Stadttheilen mit Baumreihen eingefaßt. Anklänge von Trottoirs — Pavements von Backsteinen nach amerikanischer Manier — finden sich nur erst an wenigen Stellen. Die Bevölkerung zeigt sich meist in europäischer Tracht. Die Weißen und vornehmeren Kanaka entweder in leichtem, hellem Sommeranzuge oder in schwarzem Frack, Hut, Vatermördern u. s. w. Die Frauen in französischer Kleidung und trotz der Hitze mit eben so eng geschnürter Taille, wie bei uns. Die geringeren Klassen haben die bequeme Matrosentracht angenommen, farbige Hemden, weite Beinkleider und Strohhut, wozu der Kanaka noch gern eine bunte, wo möglich rothe oder gelbe, seidene Schärpe um die Hüften schlägt; sie ist gleichsam die letzte Erinnerung an den Malo der Ureinwohner. Extravaganzen, wie eine Vereinigung von Frack, Cylinderhut und Lendentuch, ohne Hemd oder Beinkleid kommen nur noch selten vor, und gewöhnlich sind es unkultivirte, von den Honoluluanern gründlich verachtete Bergbewohner, die sich solche Verstöße gegen den guten Geschmack erlauben. Uebrigens hegt die ganze eingeborene Bevölkerung den allen farbigen Stämmen eigenen Widerwillen gegen jede Fußbekleidung, und deßhalb sind es auch nur die höchsten Stände oder einzelne Ausnahmen der andern, bei denen die Eitelkeit jede körperliche Unbequemlichkeit besiegt, — die Schuhe tragen. — Chinesen, die hier fast nur Kaufleute sind, sieht man sowohl in ihrer eigenen als auch in europäischer Tracht, wo sie dann stets einen überaus komischen Eindruck machen, trotzdem daß sie sich ganz gut in derselben zu bewegen wissen. — Das non plus ultra aller Geschmacklosigkeit ist aber die Tracht der gewöhnlichen Kanakaweiber, ein vom Halse bis auf die Füße herabfallendes Gewand, an dem gerade genug Püffe, Litzen und Falten angebracht sind, um sowohl die Umrisse des Körpers total zu entstellen, als auch jede Idee eines Faltenwurfs zu vertilgen. Gott verzeihe den Missionären diese Tracht, die wahrscheinlich von ihnen erfunden ist, und die nicht einmal Bequemlichkeit als Ersatz für die vernichtete Schönheit bietet. Das scheinen die Kanakafrauen auch recht gut zu fühlen; sie verlieren in den schrecklichen Gewändern allen ihren natürlichen Anstand und gehen so hölzern und gezwungen einher, als wenn kein Kanakablut in ihren Adern flöße.

Aber zu Pferde müssen Sie diese Weiber sehen in ihrem Reiterkostüm, das gewiß eins der malerischesten der Welt ist. Sie sitzen nicht seitwärts auf den Pferden, wie unsere Damen, sondern rittlings; um Hüften und Oberschenkel schlagen sie ein weites, gewöhnlich schwarz, roth oder gelbes Tuch, das die Beine vollständig bedeckend, bis auf den Boden herabhängt und nur die kleinen Füße in den Steigbügeln sehen läßt, und dann sprengen sie daher auf den munteren Rennern, den runden, kleinen Glanzhut keck auf die rabenschwarzen Locken gedrückt, das bunte Tuch weit im Winde flatternd, das dunkele Auge sprühend vor Lust, in Miene und Haltung die ungezwungenste Fröhlichkeit, das innerste Vergnügen verrathend. Reiter sind die Kanaka alle mit Leib und Seele, und das für Fußgänger so gefährliche Rennen hat die Regierung zu strengen Verboten gegen das zu schnelle Reiten in der Stadt veranlaßt. Nur an einem Tage, dem Geburtstage des Königs, sind die Straßen freigegeben, und dann ist es auch, als ob sich die ganze Bevölkerung zu Pferde gesetzt hätte. Wetten werden gemacht, Rennen werden gehalten, Männer, Weiber, Kinder jagen schaarenweise, lärmend und jubelnd im wilden Galopp durch die Straßen, und der unglückliche Fußgänger ist kaum dicht an den Häusern seines Lebens sicher. Es ist ein echtes Nationalvergnügen, und tiefer fühlt ein Kanaka gewiß nie seine Armuth, als wenn er sich am Geburtstage seines Monarchen nicht auf ein Pferd setzen kann. — Viel weniger ist das Fahren gebräuchlich. Equipagen der Weißen und des Hofes sieht man wohl öfters, den mittleren Klassen aber ist, wie dies bei dem geringen Umfang der Stadt nicht anders sein kann, diese Art der Fortbewegung noch fremd. Selten nur sieht man einen Ochsenkarren durch die Straßen ziehen, und noch seltener erinnert einen ein von Kanaka gezogener Wagen, in dem sich eine braune Schöne von ungeheueren Dimensionen oder auch manchmal eine Weiße befindet, an die gute alte Zeit.

Die Straßenecken sehen Sie besetzt von Blumenmädchen, die Kränze, Sträuße und jene geschmackvollen roth und gelben Kopfbinden — auch noch Erinnerungen der alten Zeit und Nachahmungen der früheren Federkronen — verkaufen, und von Kanaka, die zu jeder Tageszeit ihre Miethpferde ausbieten. Sie finden hier auch einen alten Bekannten aus den Vereinigten Staaten, den Rowdy, der in der Südsee allerdings eine etwas andere Gestalt angenommen hat, sonst aber genau so an die Wand lehnt und den Tabacksaft in weiten Bogen über die Straßen schleudert, wie an den Ecken Neuyorks oder Philadelphia's. Außerdem werden ihnen die Kaikas ins Auge fallen, welche die Straßenpolizei Honolulus bilden; ihre Offiziere sind Weiße, sie selbst aber Eingeborene und besonders Leute, die früher auf Walfischfängern gefahren und mit den wilden Besatzungen derselben persönliche Bekanntschaft gemacht haben. Sie sind leicht kenntlich an ihrem Knittel, ihrem blau- oder rothwollenen Hemd, blankem Gürtel und blanker Mütze, auf der sich die Inschrift „Police" befindet. Die Polizei ist in Honolulu sehr zahlreich, und wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, mit denen sie zu kämpfen hat, recht gut zu nennen. Stärkeren Zusammenrottungen kann sie allerdings nicht widerstehen, aber für gewöhnlich herrscht eben so gute Ordnung und Ruhe auf den Straßen als in unsern Hafenstädten nnd eine bei weitem bessere als in den meisten andern Plätzen der Südseeländer.

Ueberhaupt fällt die Corruption in Honolulu, selbst zur Abendzeit, viel weniger in die Augen, als man erwarten sollte. Betrunkene sieht man wohl häufig, aber sie verhalten sich meist ruhig, und einzelne Lärmmacher sowie kleinere Krawalle sind durch die auf ihre Signale sich schnell sammelnden Kaikas bald beseitigt. Die Prostitution ist allerdings sehr groß und wird noch scheußlicher dadurch, daß sie sich auf den größten Theil der Bewohner erstreckt und selbst inmitten der Familie, deren Bande sie ganz löst, ihren Sitz aufschlägt. Die Stadt hat etwa 10.000 Einwohner, die durch ihre Hinneigung zu geschlechtlichen Ausschweifungen fast sprüchwörtlich geworden sind; sie wird von mehr als 3000 Seeleuten überschwemmt, die nach langen und harten Entbehrungen, von der andern Menschheit abgeschlossen, ihre kurze Ruhezeit auf diese Weise genießen wollen; dennoch zieht sich diese Prostitution fast ganz in das Innere der Gehöfte und in die allerentlegensten Stadttheile zurück, auf den Straßen zeigt sie uns nur ihre geschminkte Außenseite, und dem oberflächlichen Beobachter wird zwar die Menge festlich gekleideter, mit Blumen geschmückter Mädchen auffallen, er wird aber nichts finden, was sein Auge beleidigen könnte. Nur die versteckteren Viertel, die der Walfischfänger mit eigenthümlichen Namen, wie „schwarzes Meer", „japanische See", „Cap Horn", „Bullbai", „Kuhbai" u. s. w. bezeichnet, muß man vermeiden.

Ich will Sie nicht in die Hütten der Eingeborenen führen, wo wir allerdings überall eine freundliche Aufnahme finden würden; um die Kanaka selbst kennen zu lernen, ist Honolulu ein schlechter Platz. Hier ist das weiße Element schon viel zu sehr vorherrschend, hier treten sie mit den fremden Seeleuten in viel zu nahe Berührung, hier sind ihre Eigenthümlichkeiten durch den Verkehr schon viel zu sehr abgeschliffen, um uns ein Bild des alten Kanakastammes geben zu können. Die hier lebenden Eingeborenen haben viel zu civilisirte

Begriffe vom Gelde und verstehen ihren materiellen Vortheil recht wohl, wie sie das im Verkehr mit den Fremden nicht anders lernen konnten. Verdunkelt nun dieses Streben nach Erwerb in dem Umfange, wie es hier stattfindet, auch manche gute Eigenschaften der Kanaka, artet es auch oft in recht schmutzige Habgier aus, so zeigt es doch auch andererseits, welcher Entwickelung das Volk fähig ist, und wie es an geistigen Anlagen und Regsamkeit unserer kaukasischen Race nur wenig nachsteht. Der größere Theil der Bewohner ist allerdings noch in Indolenz versunken und besitzt nicht jenen inneren Trieb zur Thätigkeit, der den Europäer auszeichnet; er arbeitet nur, wenn ihm eine besondere Verlockung vor Augen steht; aber besonders in der jungen Bevölkerung hat verfeinerte Eitelkeit und Genußsucht schon eine stetigere Thätigkeit hervorgerufen, und Viele sehen nicht mehr im süßen Nichtsthun das schönste Lebensloos, sondern streben wacker vorwärts. Man braucht nur einen Blick auf die Bootsjungen zu werfen, um sich davon zu überzeugen, und die Wohlhabenheit der hiesigen Einwohner zeugt immer von ihrer Geschicklichkeit und Industrie, wenn sie auch theilweise die Folge ganz anderer Verhältnisse ist.

Doch wie gesagt, das Leben der Eingeborenen bietet nur ein geringeres Interesse, und Sie werden in Honolulu überhaupt viel weniger einen Ort der alten Südsee — wenn ich mich so ausdrücken darf — finden, als Sie erwarten. Häuptlinge im Federschmuck, kriegerische Tänze, ungetrübtes Glück von reinen, unverdorbenen Menschen in friedlichen Hütten unter Kokospalmen, — dergleichen finden Sie hier nicht; die alten Häuptlinge haben den Frack angezogen, die Kriegstänze dem Walzer und der Polonaise Platz gemacht, und das friedliche Glück des Volkes, das frühere Besucher der Inseln wahrzunehmen glaubten, ist lange mit der blutigen Hierarchie, dem Kindermord und den Menschenopfern begraben. Von sogenannten Naturzuständen ist überhaupt in Honolulu mit zweimeiligem Umkreis, d. h. soweit der Walfischfänger seine Streifzüge macht, nichts zu finden; dasselbe giebt Ihnen nur in allen seinen Verhältnissen, großen wie kleinen, ein treues Bild des Uebergangsstadiums, in dem die Staaten der Südsee stehen, und das einzige, was ihnen auffallen möchte, ist, daß dieser Uebergang hier schon so weit gediehen ist. Weniger die Menge von Billardzimmern, Kegelbahnen und Kneipen, die Circuskünste und zwei bis drei verschiedenen Theater, die doch mehr auf die augenblicklich anwesende seemännische Bevölkerung berechnet sind, geben Ihnen diese Ueberzeugung als die Menge von Erscheinungen, die an ein verfeinertes, sociales Leben erinnern und der weißen Einwohnerschaft Honolulus alle Ehre machen. — Der Kaufmann, der sich in fremden Welttheilen niederläßt, will natürlich Geld machen, und dieses Bestreben wird um so intensiver, tritt um so schärfer hervor, je weniger ihn seine Umgebung anspricht, je mehr es ihn drängt seinen Aufenthalt außer Landes abzukürzen und in die alte Heimath zurückzukehren. So ist es natürlich, daß das sociale Leben in vielen solchen Handelsplätzen ein ungemüthliches, einen gebildeten, nicht lediglich materielle Zwecke verfolgenden Menschen wenig ansprechendes ist. Honolulu steht aber schon auf einer höheren Stufe. Hier kann sich der Fremde schon eher heimisch fühlen; das herrliche gesunde Klima, so verschieden von der drückenden Hitze Ost- und Westindiens, sagt dem Weißen entschieden zu und ist auch wohl ein Hauptgrund für die gegen andere Plätze hier sehr stark vertretene, weibliche Bevölkerung gewesen, ihren Männern und Verlobten in die neue Heimath zu folgen. Die Ladies Amerikas und Englands bringen den Comfort und die socialen Formen des Vaterlandes mit sich und lassen den Fremden, der sich hier niederläßt, seine Entfernung von der civilisirten Welt, die ihn an vielen andern Stellen Verbannung dünken würde, weniger empfinden. Auch die Frequenz des Hafens läßt manches Element in die geselligen Cirkel treten, wie die vielen Marineoffiziere, die fast fortwährend anwesend sind, und die Menge der Kapitäne, von denen mehrere ihre Frauen mit sich um Cap Horn nehmen und dieselben während der langen beschwerlichen Sommerkreuze in Honolulu zurücklassen. Das Leben des Hofes, der trotz seiner Kleinheit doch die Beobachtung einer gewissen Etikette erfordert, die wohlhabende und gebildete, hawaiische Aristokratie, die Minister, Militärs, Consuln, Beamten geben der Sache einen noch glänzenderen Anstrich. So finden wir in Honolulu Klubs, Bälle, Ausflüge zu Land und zu Wasser, Hoffeste und Paraden, Daguerreotypateliers, Panaromen, Privat- und öffentliche Concerte, — da finden wir ferner mehrere Druckereien, die eine rege Thätigkeit entwickeln — wir finden Freimaurerlogen und Feuercompagnien — die Hawaiiguard, eine Art Nationalgarde, welche die weißen Einwohner zum Schutz ihres Eigenthums bei außergewöhnlichen Fällen gebildet haben, und welche ebenso, wie bei uns, gern jede Gelegenheit ergreift, um in glänzendem Aufzuge die Straßen zu durchziehen; wir finden Vorlesungen und Meetings, Gesellschaften und Ausstellungen zu nützlichen oder wohlthätigen Zwecken. Die Schulen sind sehr gut, und immer neue, größeren Ansprüchen genügende werden eingerichtet, und die Unterstützungen, welche die Errichtung solcher Anstalten, wie das College, das Hospital, das Seemannsheim und die Sparkasse findet, weisen am Besten von der weißen Bevölkerung Honolulus den Verdacht ab, daß sie nur materielle Zwecke verfolge und gegen höhere Interessen gleichgiltig sei. Der hierherkommende Fremde kann auch nicht umhin, gerade in diesen Verhältnissen eine große Bürgschaft für Honolulus künftiges selbständiges Fortblühen zu sehen.

Daß übrigens die hiesige Gesellschaft ein vorwiegend amerikanisches Gepräge trägt, ist nicht zu verwundern. Seine Blüthe, seinen Wohlstand verdankt Honolulu dem Walfischfang, der fast gänzlich in den Händen der Amerikaner ist, seine nächsten Handelsbeziehungen hat es mit Californien; die Mission ist eine amerikanische, der größte Theil der angesiedelten Weißen sind Yankees, und neunzehntel der im Hafen liegenden Schiffe lassen die Flagge der Union von ihren Gaffeln wehen. Neben einer großen Menge von Vortheilen, welche die Hawaiiinseln diesem unmittelbaren Einfluß der Vereinigten Staaten verdankten, haben die Verbindungen mit Californien und die Menge unnützer Subjekte, die sich auf den Walfischfängern herumtreibt, denn auch dazu gedient, das Humbugwesen in seinem ganzen Umfange hierher zu verpflanzen, wovon die kolossalen Zettel und Ankündigungen an den Straßenecken mit den ellenlangen Buchstaben den augenscheinlichsten Beweis liefern. — Uebrigens ist das deutsche Element ebenfalls recht stark vertreten, und wir finden unter den Aerzten, Beamten, Kaufleuten und Handwerkern viele deutsche Namen, die in großem Ansehen stehen. Was uns aber zuerst in die Augen fällt und heimathliche Erinnerungen in unserer Brust weckt, sind die vielen deutschen Inschriften vor den Kneipen, unter denen das Lagerbier — der treue Begleiter des deutschen Auswanderers, obwohl hier ein durch Missionseifer entwürdigtes Getränk aus Hopfen und Syrup — die erste Stelle einnimmt. — Anderer Art sind wohl die Gefühle, mit denen wir die über dem deutschen Klubhause lustig in der Seebrise flatternde schwarz-roth-goldene Flagge begrüßen; die deutsche Tricolore auf den Hawaiiinseln — während sie im Vaterlande selbst kaum eine Stelle findet.

Werfen wir noch einen Blick auf die nächste Umgebung der Stadt. Honolulu liegt, wie ich schon oben bemerkt habe, im Thal Nuuanu, da, wo dasselbe von der See geschlossen wird. — Nuuanu ist ein Muster der Kalokultur und der künstlichen Bewässerung. Der Kalo erfordert nämlich in noch viel höherem Grade, als der nasse Reis, mit dessen Kultur in Ostindien er viel Aehnlichkeit hat, einen feuchten, schlammigen Boden; ja er gedeiht unfehlbar am besten, wenn er die ganze Zeit seines Wachsthums hindurch in Wasser, besonders in fließendem steht. Gleich hinter der Stadt sehen wir die kleinen, durch hohe Raine eingeschlossenen Kalofelder von meist viereckiger Gestalt sich terrassenförmig bis zum Fuß der Berge übereinander erheben. Die am höchsten gelegenen Felder empfangen ihr Wasser unmittelbar aus den Bergen und geben es wieder an die nächst niedrigen ab. So gelangt dasselbe von Feld zu Feld, an

vielen Stellen ordentliche Teiche und Weiher bildend, bis in die Ebene und das Meer. Kein Tropfen wird, so zu sagen, unbenutzt durchgelassen, von den Bächen, die das Thal durchfließen, werden überall Kanäle abgeleitet und, wie die Bäche selbst, mit Reihen von Kalopflanzen bedeckt. Auf den Rainen und längs den Feldern hin stehen förmliche Hecken von Zuckerrohr, das vortrefflich gedeiht, und auf den mehr trockenen Stellen werden Bananen, Kartoffeln, Bataten, Cayennepfeffer, Kohl und andere Gartenpflanzen gebaut.

Aus dem lieblichen Grün der Kalofelder erheben sich die anspruchlosen, grauen Grashütten der Kanaka, bald einzeln, bald zerstreut, bald sich in kleinere Gruppen zusammendrängend. Von stolzerem Aussehen besäumen die der Länge nach das Thal durchschneidende Straße die Landhäuser der Weißen, welche mit ihrer leichten, geschmackvollen Bauart, ihrem lebhaften Anstrich, ihren von Epheu und Wein umrankten Verandas und niedlichen Gärten einen höchst angenehmen Eindruck machen. Es ist die Reinlichkeit, die Sauberkeit, der Comfort des amerikanischen und englischen Farmerlebens in tropischer Einfassung. An einzelnen Stellen erhebt die Kokospalme ihre hehre Krone, und Gruppen von Nuß- und Manglebäumen stehen gesellig bei einander, im Ganzen aber sind höhere und ältere Bäume und Baumgruppen selten, wie überhaupt der Mangel an Schatten das ist, was der Schönheit Nuuanus den meisten Eintrag thut. In wenigen Jahren kann sich dies ändern, aber jetzt sind die Pflanzungen und Gärten der Weißen noch zu sehr in der Kindheit, um schon einen bedeutenden Einfluß auf den landschaftlichen Charakter der Gegend zu haben.

Dem Laufe der großen Straße, die von Süden nach Norden führt, folgend, tritt man zwei englische Meilen von der Stadt in das Gebirge, das auf der östlichen Seite einen Ausläufer, einen alten ausgebrannten Krater — von den Weißen Punchbowlhügel genannt — bis dicht an die Stadt sendet. Seine Zinnen krönt eine Batterie von 11 schweren Geschützen, die Papu Pua waina, die unter guter Leitung Vortreffliches leisten könnte, da nicht nur die Stadt, sondern auch der Hafen, der Eingang zu demselben und ein großer Theil der äußeren Rhede in dem Bereich ihrer Kugeln liegen. Dabei sind die Abhänge des Kraters steil, mit spärlichem, schlüpfrigen Gras bewachsen und überaus schwer zu ersteigen. — Auch auf der anderen Seite bieten die Vorhügel des Gebirges, die aber nicht soweit in die Ebene hineintreten als die Puawaina, dem Auge nur nackte Felsmassen dar, die aber gerade durch den Gegensatz ihrer düsteren Kahlheit den Eindruck des lieblich grünen Thals, das sie einschließen, erhöhen. Das Thal selbst wird hier bedeutend enger, die Kalopflanzungen hören auf, und Gemüse, Früchte u. s. w. nehmen ihre Stelle ein. Gießbäche stürzen sich zu beiden Seiten der Straße, oft dicht an sie herantretend, schäumend und tobend, prächtige Wasserfälle und Becken bildend, in die Ebene hinab. Die Hütten der Kanaka, die Landhäuser der Weißen werden spärlicher, die Gebirgswände zu beiden Seiten erheben sich höher und kühner; Schluchten, von Walnußwäldern bedeckt, senken sich in die Wiesen, die jetzt statt der Gärten und Fruchtfelder die Straße einfassen. Immer höher steigt man, immer enger treten die schroffen Klippen zusammen; Häuser und Hütten haben ganz aufgehört, der Mensch scheint verschwunden zu sein. Kaum ein Vogel, ein Schmetterling, eine Amphibie wird sichtbar, höchstens erblickt man eine Bergziege auf den steilen Felswänden klimmend. Dichtes Buschwerk mit seinen undurchdringlichen Schlingpflanzen, die großartigen Wildnisse der Tropen nachahmend, umgiebt den einsamen Wanderer, der, wenn er sich umwendet und in geringer Ferne unter sich das gesegnete Nuuanu mit seinen Hunderten von Hütten erblickt, dem Pikanten des Gegensatzes seine Bewunderung nicht versagen kann. Aber noch eine herrlichere Ueberraschung wartet seiner. — Während er sich ganz dem Eindruck der ihn umgebenden, feierlichen, kaum durch das Rauschen der Blätter, das leise Murmeln der Gebirgsquellen unterbrochenen Stille hingebend, in dem jetzt nur wenige hundert Schritte breiten Passe dahin wandert, steht er plötzlich an dem Rande eines tiefen jähen Abhangs, der sich eben erst vor seinen Füßen geöffnet zu haben scheint, und erblickt unter sich die von der See begrenzte Nordebene Oahu's. — Dieser Uebergang ist wahrhaft zauberisch zu nennen. Da steht man in schwindelnder Höhe am Rande der fast senkrechten Felswand, an der sich die Straße im Zickzack und in weiten Umwegen hinaufwindet, zu unsern Füßen breitet sich eine mehrere Quadratmeilen weite, mit Dörfern und Farmen bedeckte, lieblich grüne und fruchtbare Ebene aus; in weitem Halbkreise begrenzen sie die steilen Abstürze des Gebirges, das hier an der Nordseite mit seinen zerklüfteten, dicht bewaldeten Wänden und seinen kühnen Umrissen den Charakter romantischer Wildheit und Erhabenheit trägt. Die andere Hälfte der Fläche fassen Korallenriffe ein, auf denen kleine grüne Inseln zerstreut umhergeworfen sind, und über diese Riffe wallen die langen weißen Linien der schäumenden Brandung. Und hinter den grünen Inseln, hinter den weißen, rollenden Brechern die tiefblaue unendliche Wassermasse, die Südsee. Fast trunken schweift das Auge über die vor ihm ausgebreitete Herrlichkeit hin und wendet sich dann wieder zurück auf die Wildniß des Gebirgspasses, auf die schroffen himmelanstrebenden Klippen, die ihn wie Mauern überhängen, auf den Frieden, die heimliche Ruhe, die in dem dunkelen Laub seiner Büsche zu liegen scheint. Kaum traut man seinen Augen, kaum begreift man, wie ein so kleiner Raum die Grenze zwischen zwei solchen Gegensätzen bilden kann. Aber es ist so; oben wo man steht, tobt und saust der wilde, frische Seelüfte mit sich führende Passat über die weite Wasserfläche her; und mit einem halben Dutzend Schritte zurück steht man wieder in den dichten, nur von leichten Lüftchen bewegten Büschen; Waldgerüche und die trauliche begrenzte Stille des Forstes umgeben uns statt der unabsehbaren Ferne, in die wir eben geschaut haben. Ka pali nennen die Eingeborenen den Paß; hier war es, wo der alte Kamehameha I. seinen letzten Gegner, den König von Oahu, durch einen nächtlichen Ueberfall vernichtete und fast das ganze Heer desselben in den schauerlichen Abgrund hinunterstürzte.

Die sonstige Umgegend von Honolulu bietet weniger Ansprechendes dar. Nach Osten zu ist das Land im Ganzen kahl; von wenigen Landhäusern und Hütten bedeckt. Die Kultur des Bodens ist gering. Drei Meilen von der Stadt springt ein anderer ausgebrannter Krater, die Diamantenspitze, höher und schroffer noch als die Puawaina, als südöstliches Vorgebirge der Insel in die See und begrenzt die Aussicht nach dieser Seite hin. An seinem Fuße liegt unter Kokuspalmen Waikike, ein kleines aus ärmlichen im Gehölz zerstreuten Hütten bestehendes Dorf. Gärten und Fruchtfelder sieht man hier wenige, dagegen ziehen sich mit dichten Binsen bewachsene Weiher und salzige Laken, die mit der See in unterirdischer Verbindung zu stehen scheinen, längs dem Strande hin.

Gegen Westen zu senkt sich das östliche Gebirge in die dürre, trockene Ebene, welche die beiden Bergmassen trennend, die Mitte der Insel bildet. Eine breite, ziemlich gute Straße ist hier ebenso, wie nach dem Norden und Osten hinaus, bis auf mehrere Meilen von der Stadt angelegt. Am Strande hin ziehen sich Fischerdörfer, und einzelne Bäche bilden recht hübsche und gut bebaute Thäler. Sonst, besonders höher hinauf, ist Alles dürr und kahl, nur der Kaktus wuchert auf dem steinbesäten, kaum mit dem dürftigsten Gras bedeckten Boden und bildet seine undurchdringlichen, mauerähnlichen Waldungen und Hecken. Ein Salzsee ist das einzige Bemerkenswerthe in dieser Wüste. Erst zwölf bis fünfzehn Meilen von der Stadt beginnt im Wassergebiet des westlichen Gebirges wieder eine bessere Bebauung, und die Gegend gewinnt ein freundlicheres Aussehen. Kalo- und Maisfelder zeigen sich, dichte Holzungen bedecken die Abhänge des Gebirges, eine üppige Vegetation wuchert in seinen Schluchten; überhaupt hat der Charakter der Gegend viel Aehnlichkeit mit dem östlichen Theile, nur ist die Hand des Menschen weniger sichtbar.

---

* Ein süddeutscher Roman.

Schiller's Heimathjahre, von Hermann Kurz. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Zweite durchgesehene Auflage. 2 Bände. 1857.

Wie die Mainlinie in strategischer Hinsicht als die Grenzscheide zwischen Nord- und Süddeutschland angenommen wird, so scheint sie es auch noch häufig genug in literarischer zu sein; denn gewisse Bücher, die sich in Norddeutschland schnell einer großen Verbreitung erfreuen, gewinnen im Süden nur schwer ein kleines Publikum, während andererseits solche Bücher, die in Süddeutschland ungetheilten Beifall finden, in Norddeutschland oft kaum dem Namen nach gekannt sind. Läßt sich nun auch letzteres nicht geradezu von dem vorliegenden Jugendroman eines unserer vorzüglichsten süddeutschen Erzählertalente behaupten, so ist doch so viel gewiß, daß „Schiller's Heimathjahre" von Hermann Kurz bis zur Stunde in norddeutschen Leserkreisen eine verhältnißmäßig ungleich geringere Theilnahme gefunden haben als in Süddeutschland, ganz von Schwaben abgesehen, wo das treffliche Buch längst selbst in solchen Kreisen Eingang fand, die sonst wenig oder keine Notiz von neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der schönen Literatur nehmen.

Und doch will es uns bedünken, als müsse gerade dieser Roman um seines ausgeprägten süddeutschen oder vielmehr schwäbischen Colorits willen norddeutschen Lesern ein doppeltes Interesse einflößen, ganz abgesehen von der Empfehlung des großen unsterblichen Namens, der auf seinem Titel prangt. Denn so viel auch schon über Schiller und sein Jugendleben von Berufenen und Unberufenen veröffentlicht wurde, das wahre Verständniß und die rechte Einsicht in die heimathlichen Verhältnisse und Schicksale, aus denen dieser seltene Genius erwuchs, wird man erst durch die Lectüre des Kurz'schen Romans erhalten, obwohl es bei Weitem nicht Schiller allein ist, der unsere Theilnahme fesselt. Wir erkennen vielmehr den sichern Takt unseres Autors auch darin, daß er sich keineswegs auf die innere psychologische Entwicklung des jungen Dichtergeistes beschränkte, sondern es vorzog, uns in treuen historischen Zügen die ganze Jugend Schiller's in einem lebensvollen Gesammtbild vorzuführen, reich und mannichfaltig genug, um uns zugleich neben Schiller's Persönlichkeit und Schicksalen auch noch durch andere gleich bedeutsame Erscheinungen und Schilderungen zu fesseln.

Schiller und seine Jugend bilden in diesem Roman mehr den geistigen Hintergrund, obwohl uns auch die eigentliche Handlung, in welche Schiller's Jugendschicksale nur episodenartig eingeflochten sind, beständig daran erinnert, daß wir uns in den nämlichen Umgebungen, unter den nämlichen Einflüssen und den nämlichen Persönlichkeiten gegenüber befinden, wie einst der große Dichterjüngling selber. Selbst die romantischen Schilderungen des Zigeunerlebens geben diesem unmittelbaren Totaleindruck jener Zeit einen erhöhten historischen Reiz; und daß mit der Entstehung der „Räuber" die Schilderungen des wirklichen Räuberlebens im Schwarzwald parallel laufen, gleichsam die Paraphrase zu jenen bilden, erscheint uns als eine ungemein glückliche Idee, die noch dadurch an Wirkung gewinnt, daß uns der Gegensatz eines freien Naturlebens zu der nüchternen Geistesdressur in der Karlsschule um so lebendiger entgegentritt.

Hermann Kurz hat seinem Roman einige treffende Bemerkungen über die Bedeutung und das Wesen des historischen Romans vorangeschickt und dadurch den Lesern von vornherein den Standpunkt angegeben, von dem aus er sein Buch beurtheilt sehen möchte. „Die Zeit des historischen Romans", sagt er unt. And., „ist keineswegs vorüber; vielmehr hoffe ich, daß derselbe in Deutschland, wo er von Anfang an das beste Verständniß fand, erst noch seine rechte Höhe erreichen und sogar von der Historiographie als ihr nothwendiger Genosse anerkannt werden soll. Er hat ihre Lücken auszufüllen: man prangt so viel mit Befriedigung von „längst gefühlten Bedürfnissen der Zeit;" dies ist eins der tiefsten. Nicht um romantische Verwicklungen handelt es sich, sondern das Leben soll dargestellt werden, das mit seinen kleinen Zügen oft einen überraschenden Commentar zu den größten, politischen Ereignissen giebt; und die Verwandtschaft lang hingeschwundener Generationen in ihrem Fühlen und Streben mit dem Geschlecht von heute soll hervortreten, auf daß unsere Zeit, die bestimmt zu sein scheint das Wollen und die Bewegungen so vieler Jahrhunderte noch einmal zusammenzufassen und stürmisch oder friedlich, aber jedenfalls kräftig zu Ende zu führen, von dem Gipfel, wo sie angelangt, die Vergangenheit klar überschauen und in ihrem Spiegel die Zukunft erkennen möge. Durch diese Aufgabe wird der Dichter zum hellsehenden Geschichtschreiber u. s. w."

Wir freuen uns, dem begabten Dichter von „Schiller's Heimathjahren" das Zeugniß geben zu können, daß er diesen Andeutungen über das Wesen des historischen Romans in seinem Buche fast durchgehends getreulich nachgekommen ist; nur wollte es uns zuweilen bedünken, als hätte er bei größerer Freiheit in der Behandlung der Geschichtspartien seinem Roman mehr Abrundung verleihen und ihm selbst eine größere poetische Selbständigkeit zu Grunde legen können. Dies gilt jedoch weniger von den Menschen, die er uns vorführt, als von den Orten und Naturschilderungen, sowie von einzelnen Nebenepisoden, die vielleicht eben darum zu vermeiden gewesen wären, als ja der Autor sich selber in seinem Vorwort den romantischen Verwicklungen im historischen Roman für abhold erklärt. So reizend uns auch einzelne Naturschilderungen erscheinen, in dieser Ueberfülle von wechselnden Scenerien verschwindet selbst das Interesse an der eigentlichen Geschichtserzählung, und wir haben zuweilen das Gefühl, als lauschten wir dem Erzähler interessanter und bedeutsamer Begebenheiten nur mit halbem Ohr, weil wir unter dem beständigen Wechsel äußerer Eindrücke oft zu keiner ruhigen Anschauung seiner inneren Welt gelangen können. Die Scenerie tritt zu häufig vor der eigentlichen Handlung in den Vordergrund, und die Entwicklung des Dramas leidet unter dem Nebenapparat von Coulissen. — Wir betonen diesen Tadel um deßwillen schärfer, als es gerade die vortreffliche und prägnante Charakteristik der historischen Persönlichkeiten ist, die uns in voller lebendiger Plastik entgegentritt; als es gerade die tiefen und ergreifenden Züge des Menschenlebens sind, in deren Zeichnung sich der Verfasser allseitig als Meister bewährt. Einzelne Gestalten dieses Romans, wie der Herzog Karl und seine schöne geistvolle Freundin Franziska von Hohenheim, ferner der unglückliche Dichter Schubart, der bekannte Oberst Rieger u. A. könnten von keinem Historiker treuer und lebendiger geschildert werden, als es hier geschieht; wie es denn eine ganz besonders glückliche Gabe unseres talentvollen Dichters ist, die tieferen Eigenthümlichkeiten seiner historischen Figuren mit sicher treffenden Zügen zu schildern und so das „schwankende Charakterbild der Geschichte" klar und bestimmt zu fixiren.

Wir schließen mit diesen kurzen Andeutungen über ein Buch, das neben seinem reichen historischen Material ebenso sehr um seines poetischen Gehaltes wie um seiner anziehenden fesselnden Darstellung willen die Aufmerksamkeit der gebildeten norddeutschen Leserwelt verdient, die gewiß unserem Urtheil beistimmen wird, daß „Schiller's Heimathjahre" zu dem Besten gehören, was die deutsche Dichterjugend der letzten Decennien an frischen, anmuthigen und lebensvollen Erzeugnissen geliefert hat. † †

Bach und Händel.

* Die in Leipzig bestehende Bachgesellschaft erläßt folgenden Aufruf in Betreff der Ausgabe der Werke von Johann Sebastian Bach: Es ist mehrfach der Wunsch geäußert worden, die Anschaffung der Ausgabe von Bachs Werken erleichtert zu sehen, indem der Eintritt in die Bachgesellschaft mit jedem hinzugekommenen Jahrgange für den Augenblick kostspieliger wird. Um diesem Verlangen zu entsprechen, so weit die Statuten der Bachgesellschaft es gestatten, bringen wir Nachstehendes zur Kenntniß der Verehrer Bach'scher Musik. I. Es sind bis jetzt sechs Jahrgänge von Bachs Werken erschienen, welche folgende Werke enthalten: 1) zehn Kirchencantaten. 2) Zehn Kirchencantaten. 3) Die Inventionen und Symphonien. 4) Die große Passion nach Matthäus. 5) Zehn Kirchencantaten und das Weihnachtsoratorium. 6) Die Messe in H moll. II. Der Eintritt in die Bachgesellschaft steht jederzeit offen. Der Jahresbeitrag beträgt unverändert fünf Thaler. III. Dem Neueintretenden wird die Wahl geboten, entweder (wie bisher geschehen mußte) den Betrag der erschienenen, also jetzt sechs Jahrgänge von Bachs Werken, mit fünf Thaler für jeden, also mit Thaler dreißig — sofort zu erlegen und dagegen die oben näher bezeichneten sechs Jahrgänge in Empfang zu nehmen, oder, zur Erleichterung der Anschaffung, beim Eintritt nur zwei Jahresbeiträge mit zehn Thaler zu entrichten und dafür die ersten beiden Jahrgänge zu empfangen, mit gleichen Zahlungen aber in höchstens einjährigen, nach Belieben aber kürzeren Terminen fortzufahren, um damit je zwei der folgenden Jahre abzunehmen. Auf diese Weise würde der Neueintretende, welcher jetzt die ersten zehn Thaler zahlte, in spätestens vier Jahren in den Besitz der ersten zehn Jahrgänge gelangen und von da an mit den übrigen Mitgliedern nur gleichen Schritt zu halten haben. Ohne Zweifel wird der wichtige sechste Jahrgang (die Messe in H moll) zu neuer Theilnahme an der Bachgesellschaft anregen, und die angebotene Erleichterung der Zahlungen wird diese Theilnahme auch in weiterem Kreise möglich machen. Anmeldungen und Zahlungen sind wie bisher an die Kassirer der Bachgesellschaft, Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig, franco zu richten; die Lieferung der betreffenden Jahrgänge von Bachs Werken erfolgt darauf umgehend, und zwar, wenn nicht ein Anderes gewünscht wird, durch direkte Postsendung. Leipzig, am 1. Februar 1857. Das Direktorium der Bachgesellschaft.

Von der Gesellschaft zur Herausgabe der Werke von Georg Friedrich Händel ist folgender Aufruf ausgegangen: Auf Anlaß der in

Aussicht stehenden Säcularfeier von Händels Todestage (14. April 1859) haben sich, auf Anregung und unter der Protection Sr. kgl. Hoheit des Herzogs von Koburg und Gotha, Tonkünstler und Musikfreunde aus allen Theilen Deutschlands zur Bildung einer deutschen Händelgesellschaft vereinigt, die sich vorgesetzt hat, die vollständigen Werke des großen Tonkünstlers in einer historisch geordneten und kritisch geläuterten Partiturausgabe mit den Originaltexten und deutscher Uebersetzung, unter Beifügung eines Klavierauszuges zu allen Gesangwerken, zu sammeln und zu veröffentlichen. Es sollen jährlich drei Bände erscheinen, einer aus jeder der drei Abtheilungen, in welche die Händel'schen Werke zerfallen, unter denen die Oratorien auf 28, die Opern auf 20, die Instrumentalwerke und übrigen Gesangstücke auf zwölf Bände überschlagen sind. Das unterzeichnete Direktorium der deutschen Händelgesellschaft ladet hiermit zur Subscription auf diese Ausgabe ein, über welche das Nähere in einer Ankündigung des Ausschusses vom 15. August d. J. zu ersehen ist, die nebst Subscriptionsformular durch alle Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen unentgeltlich bezogen werden kann. Die Unterzeichner verpflichten sich zu dem Jahresbeitrag von zehn Thalern, der in halbjährigen Raten zu fünf Thalern entrichtet werden soll. Anmeldungen sind bei den mitunterzeichneten Kassirern der Gesellschaft, Breitkopf und Härtel in Leipzig, zu machen. Bereits sind über hundert Subscriptionen eingegangen. Sobald dieselben eine Zahl erreicht haben, die eine begründete Aussicht auf Erfolg giebt, soll dies bekannt gemacht, die erste Publikation angekündigt und die erste Einzahlung erhoben werden. Leipzig, 12. Februar 1857. Breitkopf und Härtel. Fr. Chrysander. S. W. Dehn. G. G. Gervinus. M. Hauptmann.

Feuilleton.

— * Von dem großen Quellenwerke zur deutschen Geschichte, das auf Veranlassung des Königs von Bayern erscheint, werden in diesem Jahre mehrere Bände ausgegeben. König Max begünstigt besonders die speciell bayrische Geschichtschreibung, ertheilt direkte Aufträge und setzt Preise aus.

— * Der Historiker Reinhold Pauli, welcher den Winter in München zubringt und um Ostern seine neue Stellung als Professor der Geschichte in Rostock antritt, hat die „Confessio Amantis“ von Gower, das einstige Lieblingsbuch des Hofes und der Ritterschaft im fröhlichen Altengland, in neuer sorgfältiger Ausgabe erscheinen lassen, die in England mit Interesse aufgenommen wird.

— * Der Erfolg des Werkes von Lewes über Goethe in der Uebersetzung von Frese ist so bedeutend, daß die erste Auflage schon jetzt fast vergriffen ist. Der Verleger bereitet eine zweite Ausgabe vor, welche sich im Format an die im Erscheinen begriffene Ausgabe der deutschen Klassiker anschließt, während die größere, deren zweiter Band zu erwarten ist, nebenher geht.

— * Bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheint eine Geschichte des deutschen Hofes von dem bekannten E. M. Oettinger.

— * Man erwartet von Franz Dingelstedt eine Schrift, in welcher er seine Thätigkeit an der Münchener Bühne beschreibt und rechtfertigt. Sodann will er eine Reise nach Italien machen und Berichte für die „Allgemeine Zeitung“ abfassen.

— * Ein bekannter Romandichter, welcher zu mehreren Malen und längere Zeit in Bremen war und die alte Hansestadt genau kennen lernte, arbeitet nach einer Mittheilung aus Süddeutschland an einem Romane „Dies- und jenseits der Weser“, welcher in der Gegenwart spielt und sociale Verhältnisse behandelt.

— * In der Einleitung zu seiner neuen Ausgabe des Schauspiels „König Johann“ von Shakspere theilt Nicolaus Delius größere Bruchstücke aus einem 1591 gedruckten älteren Drama gleichen Namens mit, dem Shakspere fast Scene für Scene gefolgt ist. Man hat daraus schließen wollen, daß dieses ältere Drama ein Jugendwerk von Shakspere sei, welches in der Folge von ihm überarbeitet worden. Allein dagegen spricht die Vergleichung beider Stücke, wie wir sie nach jenen Bruchstücken anzustellen im Stande sind. Namentlich zeigt sich Shakspere's Ueberlegenheit in der herrlichen Scene, wo der junge Arthur geblendet werden soll. Hier ist kein Unterschied des Grades, sondern der Art.

— * Seit Kurzem ist Alexander von Humboldt leidend; man hält die Sache nicht für bedenklich, ist aber doch bei dem hohen Alter des Gefeierten, der nahe an 90 Jahre alt ist, etwas besorgt. Humboldt kehrte spät in der Nacht von einem Hofballe zurück, ging statt nach gewohnter Weise noch zu arbeiten zur Ruhe, erhob sich aber später wieder und stürzte in seinem Arbeitszimmer besinnungslos nieder.

— * Der bekannte Reisende und Naturforscher Moritz Wagner sollte die Reise um die Welt auf der österreichischen Fregatte „Novara“ mitmachen und hatte schon mit seinem Begleiter 13,000 Gulden aus der Cabinetskasse des Königs Max von Bayern angewiesen erhalten. Die Regierung in Wien hat aber das Gesuch, dem Dr. Wagner die Erlaubniß zur Mitreise zu geben, abgeschlagen, da die Novara nur österreichische Naturforscher aufnehmen soll.

— * Von dem in Afrika reisenden Gelehrten Dr. Eduard Vogel sind neue Nachrichten da; er ist glücklich in Wadai östlich vom Tsadsee in Mittelafrika angekommen, der erste Europäer, der bis dahin vordrang.

— * In den Ruinen von Karthago finden Ausgrabungen Statt, bei denen man einen alten Tempel, der wohl der Dido geweiht war, entdeckt hat. Wunderschöne Mosaikböden haben sich gefunden.

— * In München raffte kürzlich das Nervenfieber ein reichbegabtes Mädchen hin, Marie Scheffel, die Schwester des Dichters des Romans „Ekkehard.“ Marie Scheffel war eine schöne und fesselnde, um ihrer seltenen geistigen Eigenschaften willen in weiten Kreisen gefeierte Erscheinung, deren frühes Hinscheiden Alle, welche sie kannten, schmerzlich berührt. Sie glänzte besonders als talentvolle Malerin und war künstlerischer Zwecke wegen für den Winter zum Besuch in München bei dem Bruder, welcher vor einigen Tagen die Leiche nach Karlsruhe, dem Wohnorte der Familie, geleitete.

— * Im Irrenhause zu Wien starb kürzlich nach langem Wahnsinn die Sängerin Clara Stöckl-Heinefetter, früher eine der glänzendsten Zierden der deutschen Bühne. Um die Kosten der Beerdigung herbeizuschaffen, mußte eine Collecte unter der Wiener Bühnenwelt unternommen werden.

— * Die Leidensgeschichte des ehemaligen Staatsraths Fischer, welcher einst die deutsche Flotte versteigerte und dann das Fürstenthum Lippe-Detmold maßregelte, in Coburg verhaftet wurde und darauf seine Biographie schrieb, ist noch nicht zu Ende. Der jetzt zu Freiburg im Breisgau lebende Abenteurer, der sich bisher dort ruhig verhielt, ist auf Verlangen der oldenburgischen Gerichte mit Hausarrest belegt und würde wahrscheinlich ausgeliefert sein, wenn er noch oldenburgischer Bürger wäre. Er soll bei der großherzoglichen Regierung einen Erpressungsversuch gemacht und im Fall der Zurückweisung seiner Forderung mit allerlei unangenehmen Enthüllungen, die er machen würde, gedroht haben.

— * Die in Mannheim bestehende „deutsche Tonhalle“ hatte einen Preis für die beste Musik zu Schillers „Jungfrau von Orleans“ ausgesetzt. Unter den eingegangenen Compositionen ist die des badischen Musikdirektors Hetsch in Karlsruhe des Preises würdig befunden worden.

— * In Leipzig hat neulich Franz Liszt einen bedeutenden Schritt zur weiteren Verbreitung seiner neuen Werke gethan. Man räumte ihm die eine Hälfte eines Concertabends ein, er dirigirte seine symphonischen Dichtungen „Préludes“ und „Mazeppa“ und ließ durch Herrn von Bülow das Clavierconcert in Es dur spielen, welche derselbe neulich auch in Bremen vortrug. Das Urtheil ist den Compositionen theilweise günstig und hebt namentlich hervor, daß in ihnen das melodische Element unerwartet stark vertreten sei. „Mazeppa“ machte freilich durch die stürmischen Rhythmen und das äußerst scharfe nationale Gepräge zuerst einen befremdenden Eindruck.

— * Heinrich Marschner arbeitet an einer großen Oper, deren Titel „Sangkönig Hiarne“ ist.

— * Der Componist der „Martha“, Herr von Flotow, hat sich durch das Mißgeschick seiner letzten Opern nicht abschrecken lassen, eine neue zu componiren. Sie ist der mecklenburgischen Geschichte entlehnt, und Herr von Flotow hat ihr dadurch einen besonderen Reiz verleihen zu müssen geglaubt, daß er einige Nummern einlegte, die in plattdeutscher Sprache gesungen werden. Auch nicht übel!

— * Herr Bogumil Dawison hat am 4. März als Richard III. zum ersten Male die Bremer Bühne betreten und seinen Gastrollencyclus in einer bedeutenden und ergreifenden Weise begonnen. Derselbe ist auf zehn Rollen berechnet, wird aber ohne Zweifel erweitert werden müssen, wenn es die Zeit gestattet. Der Künstler wird auch den König Philipp im „Don Carlos“ spielen; seine neueste Schöpfung, welche in Dresden hohes Interesse erregte.

— * Die einst auch in Deutschland gefeierte englische Sängerin Clara Novello ist wieder auf einer Kunstreise in unserm Vaterlande begriffen, nachdem sie Jahre lang nur in England als erste Concertsängerin gewirkt hatte. Ihre Concerte in Berlin gehören zu den besuchtesten der Saison. Man bewundert

ihre noch immer schöne, kräftige Stimme und den künstlerisch vollendeten Gesang; die Berliner Kritik ist — ein seltener Fall — einstimmig in der Bewunderung der Sängerin. Besonders ausgezeichnet singt sie Händelsche Arien.

— * Durch die Blätter geht folgende Geschichte von einem Oheim des alten Arndt in Bonn: „Im bayerischen Erbfolgekriege hatte Friedrich der Große, die Vorposten durchreitend, von den österreichischen Plänklern, der Kundschaftung wegen, irgend einen Gefangenen gewünscht, aber man hatte keinen der österreichischen Husaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußische Oberst, der die Vorposten befehligte, eine Büchse holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohlzielenden Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieser sprang vom Pferde, lud die Büchse, sah den König an und sprach: „Aber nur das Pferd, Ew. Majestät!“ und mit den Worten stürzte ein Husarenschimmel. Der Arndt geschwind auf sein Roß, holt den laufenden Husaren und bringt ihn zum König. Der drückt ihm zwei Goldfritze in die Hand mit den Worten: „Brav, mein Sohn, nicht unnütz einen Menschen erschießen.“ Dieser Dragoner war der Oheim des jetzt noch in Bonn lebenden Professors Moriz Arndt, der in seiner Jugend als ein wilder Gesell davongegangen und von dem berühmten preußischen Dragoner-Regiment „Anspach und Baireuth“ angeworben wurde, in welchem er es bis zum Wachtmeister brachte.“

— * In Rom ist ein Seitenstück zur Tannhäusersage oder eine Variation derselben aufgetaucht. Das Volk der heiligen Stadt fabelt von einem Berge bei Rom, in welchem Frau Venus mit Gefolge ein lustig Leben führe. Unter den leichtfertigen Gesellen ist ein edler Schwabe Danhuser, gebürtig aus der Nähe von Dünkelspüchel. Er wollte einmal Buße thun, aber da der Papst ihn nicht absolvirte, so kehrte er in den Berg der Venus zurück und lebt dort in Freuden bis zum jüngsten Tage. Das erzählt ein Lied, welches in Rom vom Volke gesungen wird.

— * Die deutschen Mundarten. Die „Grenzboten“ leiten eine Besprechung der Monatschrift für deutsche Mundarten mit folgenden Bemerkungen ein: „Aus jeder Neigung quillt eine Fülle von Genuß. Welch Entzücken fühlt ein Verliebter beim Glanze des Fensters der Geliebten; ein Thierforscher beim Anblick einer seltenen Spinne; ein Pflanzensammler, der hinter alter Mauer ein Kraut für die Flora seines Kreises entdeckt; der Münzenkundige, dem das Hökerweib einen Wallensteiner in die Hand drückt, mit dem sie ihn zu betrügen wähnt? So jauchzt auch die Seele des Sprachforschers beim Fange eines bäurischen Wortes, das ihm sonst nur auf braungelbem Pergament begegnete und seit Jahrhunderten aus den stolzen Reihen des stehenden Wörterheeres in den verachteten Landsturm ausgeschieden ward. Wer Ohren und Hände für die Mundarten hat, und von Frau Saelde, der deutschen Fortuna, einigermaßen begünstigt wird, durchlebt genußreiche Stunden, welche durch keinen Liebesschmerz, kein Todeskrümmen eines Thiers, kein Welken einer Blume, keinen Münzbetrug verdüstert werden. Wer in Mundarten sammelt, liegt am Fenster, während draußen die Marktweiber plaudern, und schreibt gleich einem heimlichen Polizisten verfängliche Worte auf. Er nimmt an schönen Sommertagen seinen Stab und wandert kreuz und quer durch das Land; schwatzt mit Mündigen und Unmündigen, ist entzückt über die furchtbarsten Mundstellungen und die unhöflichsten Ausdrücke, und kehrt beuteschwer zurück. Im Winter trägt er sorgsam in die Sammelbände ein, schlägt Quartanten und Folianten auf und lebt dabei den schönen Sommer noch einmal durch. Hinter den Worten tauchen freundliche Landschaften, hübsche Köpfe und derbe Gesichter hervor und grüßen den fröhlichen Arbeiter. Denn ein Mundartensammler ist kein grämlicher vertrockneter Geselle; aus der heiteren Kraft der Volksrede dringt ihm unvermerkt Tropfen auf Tropfen in die Adern und macht das dicke gelehrte Blut lustig.“

— * Afrikanische Zustände. Aus den Berichten des Engländers Livingstone über seine langjährigen Reisen in Afrika giebt die „Times“ Mittheilungen. „Die Regierung der meisten afrikanischen Volksstämme ist patriarchalisch. Jeder Mann wird Haupt oder Häuptling seiner eigenen Familie und ihrer Angehörigen. Die Kinder bauen ihre Hütten um einen den Namen Kotla führenden Platz, der dem „Thor“ in den frühern Zeiten entspricht. Ueber diesen väterlichen Häuptlingen stehen einflußreiche Männer, die entweder durch Blutsverwandtschaft oder Heirath an den Häuptling der Stadt oder des Stammes geknüpft sind. Sie haben eine Anzahl Kotlas unter sich, und führen öfters den Titel Barenana, d. h. kleine Herren, oder, mit einem andern Wort, „kleine große Alte.“ Der Häuptling (Morena oder Kosi — Herr oder König), mit seinem Viehpferch und seiner Kotla im Mittelpunkt der Stadt, ist das Oberhaupt über alle. Wenn ein Mann seinen Sohn nicht zum Gehorsam bringen kann, ruft er seinen „kleinen Herrn“ zum Beistand herbei, und wenn ein Mann der einen Kotla eine Klage gegen einen aus einer andern Kotla hat, so wird die Sache von diesen „kleinen Herren“ vor den Häuptling gebracht. Ist der Fall von geringer Erheblichkeit, dann entscheidet der Häuptling auf Zeugenaussagen hin, die mündlich abgegeben werden, und wobei der Zeuge steht. Betrifft aber die Sache einen wichtigern Gegenstand oder eine öffentliche Frage, so beruft der Häuptling alle seine Herren, in deren Gegenwart die Sache verhandelt wird. Sie äußern ihre Ansichten frei, der Häuptling faßt sie zusammen und stimmt, je nach dem Fall, derselben Ansicht bei, oder nicht. Ist er ein Mann von Charakterentschiedenheit, so geht er seinen eigenen Weg; wo nicht, so wissen sie ihn gewöhnlich zu ihrer Ansicht herbeizuführen. Der Häuptling trifft selten eine mit der öffentlichen Meinung in unmittelbarem Widerspruch stehende Maßregel. Einer oder zwei entschiedene Widersacher werden ihn schwankend und zaghaft machen, aber vielleicht veranlassen zum Würfel oder zur Wahrsagerei Zuflucht zu nehmen. Die Aeltesten oder Herren nehmen eine Anzahl Sinnsprüche oder Sprüchwörter, die sie durch Ueberlieferung überkommen zu haben scheinen, zur Richtschnur. Diese Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf die Stämme südlich vom 18° südlicher Breite. Im Lande des wahren Negers, das nördlich von diesem Punkte liegt, sind die politischen Verhältnisse, obgleich im ganzen genommen dieselben, doch durch weiblichen Einfluß einigermaßen andere geworden; die allgemeine Beziehung des einen Stammes zu einem andern ist aber dieselbe bei allen, welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die einzelnen Stämme sind zwar vollkommen unabhängig von einander, dennoch aber besteht unter ihnen eine Art herkömmlichen Bandes zu Schutz und Trutz eines feindlichen Einfalls oder einer gemeinschaftlichen Gefahr. Unter den Betschuanas giebt es keinen obersten Häuptling, obgleich sie sich auf einen gemeinschaftlichen Ursprung berufen. Sie sind verweichlichter als die Kaffern, und diejenigen von ihnen welche von Moschkatze unterjocht wurden, beunruhigten die Boeren nicht, die sich klugerweise von den Kaffern, vor denen sie durchaus eine sehr heilsame Furcht hegen, fern hielten. Wenn die Boeren tapfer sein wollen, geben sie den Betschuanas den Namen „Kaffern“, und können dann, ohne große Gefahr, „glänzende Dienste vor dem Feinde verrichten;“ wissen sie doch daß unsere Regierung am Cap den Betschuanas — obgleich sie uns nie im geringsten behelligten — den Besitz von Schießpulver untersagt, den Boeren aber jeden beliebigen Vorrath gestattet. Unter den Negern jenseits des 18° herrscht das System oberster Häuptlinge in etwas größerer Stärke vor als im Kafferland. Matiamvo ist der oberste Häuptling eines sehr weit verbreiteten Stammes, mit Namen Balonda, oder Balunda; allein die verschiedenen unter seiner anerkannten Botmäßigkeit stehenden Häuptlinge sind dessenungeachtet vollkommen unabhängig, benützen aber nur seinen Namen als eine Art Popanz für die andern, und senden ihm alle paar Jahre ein Geschenk. Cazembe nennt sich ebenfalls einen Vasallen Matiamvo's, und besitzt einen erbrechtlichen Anspruch auf die Oberfeldherrnstelle bei ihm, ungefähr so wie einer unserer schottischen Peers auf die Führerschaft seines Clans. Monomotapa (Herr Motapa), von den Portugiesen oft „der Kaiser“ genannt, ist ebenfalls einer der Oberhäuptlinge; allein obgleich er früher von den Portugiesen mit Hülfsgeldern unterstützt und mit einer Wache europäischer Truppen beehrt wurde, ist er doch gewiß nicht so mächtig wie Sandilla im Kaffernlande. Diese verschiedenen Häuptlinge nun sind, wenn schon fast unabhängig von einander, keineswegs unabhängig von ihrem Volke. Ist z. B. jemand mit seinem Häuptling unzufrieden, ist es ihm ein leichtes sich unter die Botmäßigkeit eines andern zu begeben, und da die Bedeutung eines Häuptlings wächst mit der Anzahl seiner Anhänger, so werden die Flüchtlinge stets mit offenen Armen aufgenommen. Der Häuptling der Bolabale, welche westlich von den Balonda wohnen (12—13° südl. Br., 23° östl. Länge), verkaufte vor ein paar Jahren einige seiner Leute an Mambari. Die Folge war, daß ganze Dorfschaften zu den Balonda übergingen, und wir sahen sie als einen wichtigen Theil der unter Shinte stehenden Bevölkerungen. An der Fruchtbarkeit des Bodens zweifle ich kaum: Baumwolle wird bereits angebaut, obgleich sie von geringerer Qualität ist. Sie ist kurz im Haar. In Cazenga, einem Bezirk von Angola, sind 1200 Stück Baumwollzeuge, jedes sechs Fuß lang und drei Fuß breit, der Jahrestribut der freien Bevölkerung an die Regierung. Bienenwachs giebt es in großer Menge im Innern, allein die Leute essen den Honig und werfen das Wachs weg. Kaffee, Weizen, Zucker und Indigo wurden früher von Tete ausgeführt. In manchen Theilen ist das Land ganz mit wilden Reben überdeckt, die Trauben aber sind schlecht. An Spiegeleisenerz und schwarz oxydirtem Eisen herrscht Ueberfluß. Der Weizen wächst in den vom Zambeze überflutheten Landstrichen, und dieser Fluß überschwemmt alljährlich, gerade wie der Nil, große Gebietstheile. In der That entspringt er in einem, massenhafte Wasseransammlungen nebst Inseln enthaltenden großen Thale. Und da die Ansicht Sir R. Murchisons in Betreff der Formation Afrika's durch meine Beobachtungen, ohne daß ich im geringsten daran gedacht hätte, daß sie schon drei Jahre klar ausgesprochen worden, auf eine merkwürdige Weise bestätigt wurde, so halte ich es für höchst wahrscheinlich, daß der Zambeze und der Nil in Einem großen Thal entspringen. Das Thal des Nils zwischen Kairo und Alexandria ist das genaue Conterfei vom Thale des Barotse, zwischen 16° und 14½° südl. Breite und 23° östl. Länge.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 11. Bremen, 15. März. 1857.

Inhalts-Anzeige:

*Das Aversthal in Graubünden.

Von Hermann Allmers.

In der Schweiz giebt es bekanntlich eine Menge herkömmlicher Touristenrouten, die einen Sommer wie den andern innegehalten werden, so lange es nur in der fashionablen Welt Mode gewesen ist, das langweilige Einerlei des Lebens durch eine Alpenreise einmal zu unterbrechen. Solche Routen nennt Karl Vogt in seinen geologischen Alpenwanderungen „Gänsestriche“, und wie bezeichnend und treffend diese Benennung ist, wird Jeder finden, der je das ergötzliche Schauspiel beobachtet hat, wie auf ihnen die Touristen während der Reisesaison in modernstem Gebirgskostüme und ausgestattet mit Alpstock und Baedeker, Einer in die Fußstapfen des Andern tretend, vorwärts streben, nur dann und nur dahin pflichtmäßig mit bewundernden O! und Ah! ihre Hälse drehen, wenn Baedeker sagt: Nun ist's Zeit, Dies oder Jenes muß bewundert werden. Einer dieser Gänsestriche z. B. führt von Altorf das Reußthal bis Andermatt hinauf, dann über die Furka, den Rhonegletscher, die Grimsel nach dem Haslithal; ein anderer von Meiringen über die Scheideck nach Grindelwald und weiter über die Wengernalp nach Lauterbrunn und Interlaken; noch ein anderer vom Rhonethal über den Col de Balme nach Chamouny.

Graubünden ist bis jetzt noch ziemlich frei von solchen Gänsestrichen. Nur auf der Splügenstraße durch die Via mala zieht alljährlich ein bedeutender Touristenstrom. In die Seitenthäler dringt er hier noch nicht; auch im schönen Engadin sieht man bis jetzt noch verhältnißmäßig wenig Fremde, und wenn man deren trifft, so sind es fast immer solche, denen es wirklicher Ernst ist um Land und Leute, die wahre Freude an der Natur haben und nicht bloß so mitmachen, weil's eben Mode ist. — Darum ist hier noch Alles frisch, unberührt und erquicklich; aber ob das noch lange so bleiben wird, ist die Frage. Schon in den letzten beiden Jahren mehrte sich die Zahl der Fremden in diesem Thale in auffallender Weise, schon jetzt merkt man allerlei damit stets verbundene Kulturzeichen. Ueberreichten mir doch schon einige Führer in Samaden und Pontresina ihre elegant lithographirten Empfehlungskarten, und nun ist vollends im vorigen Jahre die großartige Aussicht auf dem Piz Languard entdeckt, und damit ist denn wohl sicher anzunehmen, daß auch bald hierher der große Touristenschwarm seine Richtung nehmen und auch die einsamen stillen Päſſe des Julier, der Skaletta und Albula in beliebte Gänsestriche verwandeln wird. Nur ein Thal weiß ich, in welchem man noch lange Zeit sicher nicht das geringste Merkmal irgend moderner Kultur finden wird, und sei es auch nur die einfachste armseligste Schenke am Wege; ich meine das Aversthal, das allerhöchste bewohnte Thal in ganz Europa. In Chur hatte ich zu viel von dieser eigenthümlichen Gegend gehört, als daß nicht in mir der Wunsch auf's Mächtigste rege werden sollte, einmal auf meinen Kreuz- und Querzügen hinanzuklettern zu dieser wundersamen Weltabgeschiedenheit, sobald nur mein Weg mich in die Nähe führen würde.

Im romanischen Orte Anderer jenseits der Via mala hörte ich, daß es nicht mehr gar weit dahin und wohl ein kundiger Führer zu bekommen sei, und so war ich rasch entschlossen, den ersten besten Tag zu dieser Wanderung zu wählen und ließ mich nicht abschrecken durch den „unvernünftig bösen“ Weg, der, wie mir mein Wirth mit bedenklichem Gesichte sagte, hinanführen sollte.

In aller Frühe ging es mit dem Führer, der Manzono hieß, fort, und kaum waren wir ein paar Minuten aus dem Orte, so umgab uns schon eine Gebirgsseenerie, so großartig wild und einsam, daß man meinen sollte, meilenfern den Wohnungen der Menschen zu sein. Gleich hat man dicht am Wege ein wundervolles Schauspiel. Grade an einer Stelle, wo der Hinterrhein über einen Klippenhang von Granit fällt, stürzt aus einem Seitenthale der wilde Aversbach hervor, so daß Beide sich hier in einen prächtigen gemeinsamen Fall vereinen. Es ist ein Toben und Brausen, ein Wirbeln und Schäumen, daß ich ganz den Eindruck hatte, als ob ein Paar wilde wuthschäumende Bestien brüllend auf einander sprängen. — Hier trennte sich der Weg von der Splügenstraße und führte nun steil aufwärts immer zur Seite des wildbrausenden Aversbachs hin. Es ist eine einzige Reihe der herrlichsten Wasserfälle, der nächste immer von anderm Charakter als der vorige und manche darunter so großartig, daß sie, in einer andern Gegend gelegen, sicherlich weit und breit berühmt wären. Hier aber sind sie so gut wie unbekannt; dazu nun eine Umgebung, unsäglich wild und seltsam; wohin man schaut, überall das dunkle, starrende Lanzenheer sturmzerzauster Wettertannen, nur unterbrochen von der Menge durcheinander geworfener Granit- und Gneisblöcke. Ganz einzeln schaute auch wohl ein kleines hellgrünes Almfleckchen hervor, und hoch oben endlich, dunkelblau von grauem Gewölk sich absetzend, gewaltige schneetragende Berggestalten.

Laubholz sah man so gut wie gar nicht, doch am Rande der Bachschlucht wuchs ziemlich üppig noch allerlei Gebüsch, umwallt vom ewigen Wasserstaube und oft höchst malerisch tief über die Felsen in die Schlucht hineinhangend. Namentlich wuchs der Traubenhollunder, Sambucus racemosa, der bekanntlich eine Hauptzierde unserer Parks ist, sehr häufig, und das volle kräftige Grün seines Laubes, das leuchtende Korallroth seiner Beerentrauben machte gegen die dunklen Felsen und die blendenden Schaummassen des Bergwassers eine so entzückende Farbenwirkung, daß man sich oft kaum davon losreißen konnte.

Bald bei höherem Steigen ward auch dies Gebüsch erst kümmerlicher und immer kümmerlicher, dann verschwand es ganz, und nur die starre Nadelwaldung begrünte dunkel die Felsenlandschaft. — Auf einmal lichtete sich der Wald, und von ungeheuren steilen Bergwänden überragt, lagen auf einer grünen Weidefläche ein paar Dutzend rohe Blockhütten, die das kleine romanische Dorf Ferrera ausmachten. — „Die Menschen hier leben gerade wie das Vieh und sind auch nicht viel anders“, sagte mein Führer. Wir hörten Gekeife und Gekreisch. Ein alter dürrer Kerl, dem überall die nackten braunen

Glieder zwischen Lumpen hervorschauten, schalt sich mit zwei Weibern, die beide zerlumpt waren und von Schmutz starrten wie er. Es klang wie Hundgekläff und Katzengemäule und war ein widerwärtiger Anblick.

Gern hätten wir unsern Durst mit etwas Milch gelöscht, aber auch nicht das Allergeringste an Eß- oder Trinkbarem war in diesem armseligen Neste zu bekommen, diese drei Alten nur die einzigen Bewohner darin, alle andern waren mit ihrem Vieh hinten im Gebirge und sollten vor dem Abend nicht wiederkehren. Wir schauten in einige verlassene Hütten. Sie standen offen; und warum das auch nicht, es war doch Nichts draus zu holen, und ich glaube fast, in denen der Lappen und Eskimos sieht es wohnlicher und reiner aus als in diesen leeren unheimlichen Menschenställen. Ein roher Tisch, von einigen ebenso primitiven Bänken und Schemeln umgeben, ein paar schmutzige Holznäpfe und endlich in einer Ecke das mit Lumpen bedeckte Heulager, das war der Inhalt.

Wir verließen das unwirthliche Nest und trösteten uns mit der Hoffnung, nach einer Stunde Kanikul, das zweite romanische Dorf auf diesem Wege, zu erreichen, wo doch ein Pfarrer sein sollte, der Reisende bewirthe. Der Weg ward steiler und beschwerlicher, je höher wir kamen, auch die Tannen verschwanden und machten Lärchen und einzelnen Arven Platz, doch der wilde Aversbach schäumte und brauste nach wie vor uns zur Seite. Wir mochten jetzt eine absolute Höhe von ungefähr sechstehalb tausend Fuß erreicht haben, als das Dorf Kanikul oder Hinterferrera vor uns lag, in dessen eine Hütte, die Manzono, der Führer, mir als das Pfarrhaus bezeichnete, wir einbogen.

Eine ziemlich corpulente Frau mit derben Gliedern und Händen, denen man die unverwüstliche Arbeitslust ihrer Besitzerin nicht erst abzufühlen brauchte, kam uns entgegen, unter dem Arm ein ziemlich unsauberes Melkgefäß tragend. Es war die Frau Pfarrerin selbst, aber ich erfuhr nicht mit Bestimmtheit, ob sie soeben die Kuh gemolken oder das Schwein gefüttert hatte, da ich ihre auf romanisch vorgebrachte Entschuldigung, warum sie so und nicht anders aussehe, nicht verstand. Mit einer wahren Fülle von Beredtsamkeit wies sie uns zu ihrem Manne in die Wohnstube, die indeß doch schon besser aussah als das Innere der Hütten in Ferrera; denn sie hatte sogar Glasfenster und einen Ofen, und auch am Pfarrer selbst bemerkte ich Zeichen einer bis zu dieser Gebirgseinsamkeit emporgedrungenen Kultur. So trug er eine Brille, las ein Zeitungsblatt, über seine Weste lief in verticaler Richtung eine breite Straße von Schnupftaback, und er machte mit seiner langen starkknochigen Sechszigergestalt, seinem grauen Haar und derben eckigen Gebahren durchaus den Eindruck eines jener Dorfschulmeister oder Küster alten Schlages, wie wir sie jetzt nur noch in seltenen Exemplaren finden. Es war indeß auch viel Kräftiges und Gesundes in ihm.

Ohne Complimente und Umstände lud er uns ein niederzusitzen, und während die Frau Pfarrerin fortging die bestellten Eier zu kochen, mußte ich ein tüchtiges Examen bestehen über die Fragen: wer und was, wohin und woher. — Aber die letzte bot die meisten Schwierigkeiten. Mich als Hannoveraner vorzustellen war, wie ich bald einsah, durchaus vergebliche Mühe. Das Wort Hannover war hierher noch nicht geklungen, ein dunkler Begriff oder vielmehr eine Ahnung von Bremen war indeß vorhanden und noch mehr von Hamburg, weil das ja einmal „so traurig abgebrannt sei.“ — Endlich kamen wir überein, daß er sich meine Heimath als gerade zwischen Holland und Schleswig-Holstein liegend denken solle, womit er denn vorläufig zufrieden gestellt schien.

Ich war denn doch sehr begierig zu erfahren, auf welcher Universität diese romanischen Pfarrer ihre Studien absolviren, aber sichtlich schien meine Frage darnach ihn unangenehm zu berühren.

„Ah was Universität, nix Universität“, antwortete er in etwas gereiztem Tone. „Ich hab's Predigen gelernt bei einem andern Pfarrer und der wieder beim andern, und so machen wir's Alle. Wozu Universität, wozu das viele alte Griechisch und Hebräisch, was die dütschen Pfarrer lernen? Predigen kann man's ja doch nit; verstehn's die Leut? — Und die dütschen Pfarrer, die lernen's auch nur, weil's müßen, und daß sie nit durch's Examen fallen; hernach da vergessens auch all den alten Kram wieder. Was braucht man denn viel, so a Pfarrer zu sein. E bisle g'sunde Menschenverstand; na, den hent mer schon, und dann a bisle G'müth, na, das hent mer auch schon, und dann daß man predigen kann, na, und das kann i auch. — Aber die dütsche Pfarrer, die thun immer so gelehrt und so wichtig — das kenn i schon.“

Es war köstlich den derben originellen Alten reden zu hören, und gern wäre ich länger geblieben, wenn wir nicht noch ein tüchtiges Stück Wegs vor uns gehabt hätten. So wurde denn, als die Eier verzehrt, das saure Bier geschmeckt und die Zeche bezahlt war, nur noch flüchtig die Bibliothek des Pfarrers gemustert, welche nahe an 10 Bände stark war und eine kleine Kommode beinahe ganz bedeckte. Dann wurde Abschied genommen, und fort ging's wieder in einsam klippenumragter Gegend.

Es kam nun die allerwildeste, gefährlichste Strecke des Pfades, auf dem bald steil aufwärts, bald in entsetzlicher Schroffheit abwärts geklettert werden mußte, ja einmal, wo eine ungeheure Felswand sich ganz grade in den schäumenden Bach senkte, hörte der Pfad ganz auf; und nur ein langer Fichtenstamm, längs der steilen Wand befestigt, diente jetzt die Verbindung über diese grauenvolle Stelle zu vermitteln. Dazu war das Gestein so glatt, daß nirgends ein Anhaltspunkt zu finden war, und auch den Fichtenstamm hatte der nächtliche Regen äußerst schlüpfrig gemacht. Auf das Allerlangsamste und Vorsichtigste Fuß vor Fuß setzend, passirten wir diese Stelle; der geringste Fehltritt, und man wäre unrettbar hinabgesaust von der jähen grausigen Höhe auf das Geklipp des tobenden Bergstroms da unten; doch es ging gut, und bald stiegen wir rasch und rüstig auf breiterem Wege durch das letzte Gehölz unserer Wanderung, ein Häuflein dickbemooster krüppelhafter Lärchen, die uralt und halberstorben trostlos dastanden. Endlich ging es noch eine Strecke durch niederes und verworrenes Gestrüpp graugrüner Zwergföhren, und damit war die Grenze alles Baumwuchses überschritten, das grüne Gebiet der blumenreichen Alpenweiden lag vor mir, Europa's höchstes bewohntes Thal war erreicht.

Es war eine sanfte muldenartige Einsenkung, deren Halden zu beiden Seiten empor gingen zu den kahlen vielfach zerrissenen und zerklüfteten Schneehäuptern, die rings den wildgrünen Thalkessel umgaben, in dessen Mitte sich der ganzen Länge nach die enge und jäh zur Tiefe hinabstürzende Spalte des Aversbachs hinzog, die Berge hüben von denen drüben scheidend. Wie hoch diese Alpenhäupter sind, weiß keine Seele. Ihre Schneefelder und Gletscher sind noch von keinem Forscher betreten; unentweiht und namenlos thronen sie da, mit ihren ewigen Diamantkronen in einsamer Majestät herabschauend auf das Treiben des wimmelnden Menschengeziefers, das in den tiefen Thälern am Rande ihres Fußes herumkriecht. Von diesem Thale aber weiß man die Höhe; sein höchster Weiler Juf erhebt sich 6730 Fuß über dem Meere, und die andern Häusergruppen liegen nicht viel tiefer, während man seine Längenausdehnung von einem Ende zum anderen auf fünf Stunden rechnet. Wohin man sah, war eine Menge kleiner sennhüttenartiger Wohnungen ringsum verstreut, bald sehr einzeln, bald in Häuflein traulich zusammengerückt, und in der Mitte lag der Hauptort Cresta, dessen kleines weißes Kirchlein schon von fern uns freundlich entgegen winkte.

Das also war das Ziel meiner Wanderung, die einsame weltabgelegene deutsche Sprachinsel, die kleine arme Hirtencolonie, bestehend aus viertehalbhundert Menschen protestantischen Bekenntnisses, die ringsum von romanischem Element umgeben, eine volle Tagereise machen müssen, um das erste stammverwandte Dorf zu erreichen. Einen Tag und zwei Nächte habe ich hier zugebracht, und ich muß

gestehen, daß diese Zeit zu den merkwürdigsten Stunden meines Wanderlebens gehört.

Wie in allen entlegenen Dörfern Graubündens, wo es keine Wirthshäuser giebt, die Pfarrer angewiesen und darauf eingerichtet sind, etwaige Reisende zu beherbergen, so war es auch hier, und im Pfarrhause zu Cresta, dem einzigen des ganzen Thals, fand ich eine so gastfreundliche Aufnahme, ein so behagliches Unterkommen, daß ich ganz überrascht war, weil ich's nicht in solcher Höhe und in solcher Umgebung erwartet hatte.

Das Pfarrhaus war um ein Weniges größer als die übrigen, aufgeführt vom schiefrigen Gestein der nächsten Felsen und mit schweren Tafeln desselben Thonschiefers gedeckt. Drinnen aber war es bei aller Einfachheit, und obwohl die Zimmer keine andre als eine glattbehobelte Bretterbekleidung hatten, doch außerordentlich freundlich, sauber und behaglich. Große Familie hatte der Pfarrer nicht; nur seine Gattin und eine erwachsene Tochter lebten bei ihm, und er selbst mochte wie sein Nachbar in Ferrera in den Sechsziger Jahren sein. Aber welch ein Unterschied von jenem und überhaupt von dem ganzen Hauswesen drüben; denn in diesen Räumen heimelte es mich an von deutschem Gemüthe, deutscher Bildung, Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Diese Zeichen der Gesittung, dieser Schmuck der Bilder an den Wänden, der schönfarbigen Alpenblumen, die zierlich geordnet in flacher Schale auf dem Tische standen, der sauberen Fenstervorhänge, Alles that hier unendlich wohl. Und auch meine Ankunft schien lebhafte Freude bei den Hausbewohnern hervorzurufen; war ich doch der erste fremde Wanderer, der diesen Sommer zu ihrer Einsamkeit emporgeklettert war; jede derartige Unterbrechung ihres einförmigen abgeschiedenen Lebens mußte, wie ich mir denken konnte, für sie von großem Werthe sein. Ich ward denn aufgenommen so herzlich und warm, als ob ich ein lieber langerwarteter Freund oder Verwandter des Hauses wäre, und in merkwürdig kurzer Zeit war alles förmliche Ceremoniell verschwunden und ich bekannt im Hause, wie wenn ich Tage lang hier gelebt hätte.

„Hören Sie jetzt, mein lieber Norddeutscher“, sagte der Pfarrer, nachdem mich der heiße kräftige Kaffee gehörig erfrischt und gestärkt hatte, „wenn Sie nicht zu müde sind, so möchte ich Ihnen, so lange es noch Tag ist, eine kleine Wanderung ins Thal vorschlagen. Sie sollen sehen, daß ich Ihnen viel Schönes und Merkwürdiges zeigen kann, und wenn wir heimkommen, wird uns das Abendessen doppelt gut schmecken nach dem kleinen Marsche.“ — Daß ich sein Anerbieten mit Freuden annahm, kannst du denken, lieber Leser.

Wir gingen über die grünen Matten und Triften, die Halde hinan, bis wo das letzte Gras aufhörte und die Region der Moose und Flechten begann; wir kletterten hie und da empor, wo nacktes Gestein zu Tage trat, besuchten Senkungen und Gruben voll alten Schnees, dessen Reste schmutzig und in großen Klumpen zusammengeballt aus der Tiefe schaueten; wir besuchten eine enge Bergspalte, in die schäumend und dumpf tosend ein Bach sich stürzte. Fast alles Gestein bestand rings um uns her aus dunkelfarbigem Urthonschiefer, an einer Stelle aber war ein schöner Serpentin von lebhaft hellgrüner Färbung hervorgebrochen, und an einer andern hatte sich zu meiner großen Ueberraschung der prächtigste Marmor gelagert, so reinweiß, hart und feinkörnig, daß man ihn hätte für edlen Carrara halten können; auch sagte der Pfarrer mir, daß reiche Eisen- und andere Metallgänge vorhanden seien und eben nicht schwer zu erreichen. — Das niedere Rhododendrongebüsch war und blieb indeß der einzige Vertreter der Holzgewächse, doch fand ich zu meiner großen Freude eine Menge schöner und seltener Alpenpflanzen. Der Pfarrer war trotz seines grauen Haares frisch und kräftig und ein tüchtiger Bergkletterer. Als wir so fern waren, daß das Tosen des Bachsturzes nicht mehr unser Ohr zu erreichen vermochte, umgab uns die wundersamste Stille, eine Lautlosigkeit, wie ich sie selten in einer Gegend empfunden habe. Denn wo keine Wälder rauschen, keine Saaten wallen, keine Rohrfelder flüstern, keine Wogen an die Ufer branden, da flieht auch das laute fröhlich lärmende Thierleben und namentlich das munter schreiende und singende Heer der Vögel. Schaaren derselben wie in der Ebene kommen in dieser einsamen Steinwelt gar nicht vor, und nur ganz vereinzelt lebt hie und da wohl ein Paar Schneefinken, Flürvögel oder Steinhühner, nur sehr selten ihre unbedeutende Stimme ertönen lassend, als ob sie mit angesteckt wären vom allgemeinen Schweigen der Natur ringsum. In den Regionen dieser ätherdünnen Luft hat das Reich der Töne seine größte Bedeutung verloren. Nur eine Zeit des Jahres, wenn der Frühling kommt, dann hat die Stille aufgehört, und alle Wände des Hochthals dröhnen dann und hallen wieder vom mächtigen Tosen der wilden Bergwasser und von fort und fort rollendem großartigen Gedonner der Lawinen, die Stunde auf Stunde rings von allen Bergabhängen sinken.

„Es ist entsetzlich dann hier oben“ sagte der Pfarrer, „und wer's zum Erstenmal erlebt, der mag glauben, kein Mensch im Thal wird lebendig bleiben. Nun, es geht auch manches liebe Leben dann verloren; solch ein Frühling kostet uns oft traurige Opfer.“

Nun stiegen wir wieder tiefer, zu den weidenden Heerden, dann zu den Wohnungen der Menschen, und in einige derselben traten wir ein. Ueberall bei größter Einfachheit, bei wahrhaft primitiven Einrichtungen im Innern trat mir eine Ordnung und Sauberkeit, ja oft selbst ein so behagliches Element entgegen, daß man wohl merken konnte wieder unter deutscher Bevölkerung zu sein. Der gänzliche Mangel an Holz, das erst mühsam aus tieferen Gegenden heraufgeschafft werden muß, so wie das nahe äußerst zweckmäßige Material des derben Thonschiefers hatten fast alle größeren Häuser aus diesem erbauen lassen, mit dickem massiven Mauerwerk, kleinen Fensteröffnungen und schwerem wenig geneigten Dache. Dann sah ich fast bei jedem Hause eine seltsame mir anfangs räthselhafte Erhöhung aus Steinen aufgeführt und mit Rasenstücken bekleidet. Die Grundfläche hatte die Form eines langgezogenen Dreiecks, dessen Hauptspitze abwärts vom Hause und gegen die Berghalde gerichtet war, während der scharfzulaufende Rücken schräg aufstieg bis zur Höhe des Hausdaches, hier aber stumpf und grade abgeschnitten war; genug, er hatte durchaus die Gestalt der sogenannten Eisböcke, die im Strome zum Schutze der Brückenpfeiler aufgeführt werden. Und diese Steinhügel hatten auch durchaus ähnliche Bestimmung. Es waren nämlich Lawinenbrecher, ihr scharfer Rücken sollte die rollende und rutschende Schneemasse etwas zertheilen und so unschädlich über das Dach des Hauses hinweggehen lassen. Oft genug aber ist dieser Schutz leider ganz nutzlos. Manche Laui ist schon gekommen, und als sie hinüber war, sah man weder Haus noch Hügel mehr, Alles war wie fort rasirt, verschlungen im Nu von den sausenden und hochaufstäubenden Schneewogen.

Auch nicht das kleinste Fleckchen Gemüseland entdeckte ich bei den Häusern, denn in dieser Höhe wäre dessen Bau doch nur verlorene Mühe. Am Nordcap reift noch etwas Gerste, noch in Grönland kommen in seinem südlichen Theile Kartoffeln fort, wenn auch der kürze Sommer ihre Knollen höchstens bis zu Haselnußgröße gedeihen läßt, hier aber erfriert das Laub schon und die Pflanze stirbt ab, ehe die geringste Knollenbildung zu merken ist. In hochnordischen Gegenden befördern die langen Sommertage noch merkwürdig die Vegetation, hier aber hüllt manche Julinacht weit und breit Alles in Schnee und Reif und läßt die Thermometersäule bis zu 5, ja bis zu 8 Graden herabsinken wie bei uns in frostklirrenden Januarnächten. Nur am Pfarrhause sah man ein kleines von hoher schützender Bretterplanke umgebenes Krautgärtchen. Es war wirklich gelungen, in diesem Sommer etwas frühen Kohl, Salat und einige weiße Rüben zu ziehen, was mir die gute Frau Pfarrerin mit wahrhaft kindlicher Freude zeigte.

So sind denn hier die Bewohner, da ihnen das Pflanzenreich so gut wie gar Nichts zu ihrer Nahrung zu bieten vermag, gänzlich auf den Ertrag ihrer Heerden angewiesen, deren Fleisch, deren Milch,

Butter und Käse ihnen allein ihre Existenz in dieser rauhen unwirthbaren Höhe sichert. Es sind über 2000 Stück Hornvieh ohne die Ziegen im Thale, und über 3000 Stück Bergamasker Schafe werden alljährlich von ihren braunen Hirten hierher geführt und werfen reiches Weidegeld ab. Sodann geben die rüstigen Männer des Thals von Zeit zu Zeit hinab, mühsam auf ihren Rücken, was sie an Butter und Käse gewonnen haben, an den Markt bringend, entweder nach der Splügenstraße zu, nach Andeer und Thusis, oder auf etwas besserem und weniger gefährlichem Wege nach Stalla (Bivio), und herauf tragen sie dann wieder ihre Bedürfnisse, das Linnen und Wollengewebe zu ihrer Kleidung und etwas Mehl, meistens um das stehende Gericht Milchbrei damit zu bereiten, denn Brot ist hier nicht die tägliche Speise; es wäre ein zu theures Essen. Ebenso dürftig ist es um das Brennmaterial bestellt. Meistens brennt man zubereiteten getrockneten Mist, doch würde der geringe Vorrath von diesem nicht bei den langen Wintern genügen, wenn nicht eine gütige Natur hier weiter gesorgt hätte. Die reiche Moosvegetation dieses Hochthals hat nämlich hier und dort in den Senkungen der Felsen wirklichen Torf gebildet, hier Turben genannt, der fast ebenso wie bei uns gegraben und getrocknet wird. Zwar sind die Lager desselben nicht sehr bedeutend, indeß doch hinreichend, um neben dem trocknen Mist das fehlende Brennholz einigermaßen entbehrlich zu machen. So ist denn auch Alles und Jedes kärglich und dürftig hier oben, nur allein nicht die Triften und Matten, sondern diese prangen vielmehr mit dem dichtesten und üppigsten Graswuchs und einer Menge der kräftigsten und würzigsten Alpenkräuter, wie z. B. mit den Arten des **Meum mutellina**, des **Polygonum bistorta**, **Plantago alpina** und vor allen der aromatischen **Achillea moschata**, hier „Iva“ genannt, und der buttererzeugenden **Alchemilla**.

Sollte man es denken; es giebt hier Manche, namentlich unter den Frauen, die noch nie über die Berge dieses Thals hinausgekommen sind, die also Nichts von der schönen großen weiten Welt, Nichts von den Menschen und ihren Wohnsitzen gesehen haben, als was diese Einsamkeit bietet, ja die also nicht wissen, wie ein Schiff oder ein Wagen, ein Pferd oder ein Baum aussieht. Keineswegs aber darf man glauben, diese Hirten wären ein verwahrlostes, geistig, sittlich und körperlich verkommenes oder zurückgebliebenes Volk. Ich fand Menschen, zwar von einer Einfachheit und Formlosigkeit, die wahrhaft kindlich war, aber so frisch, so gesund und wohl gebildet an Leib und Seele, die Männer fest und sicher, treuherzig und bieder, voll Arbeitslust, Manche selbst nicht ohne jenes ernste würdevolle Wesen, was so oft sich beim freien vollkommen unabhängigen Bauern ausbildet; dann machten die Frauen in ihrer Sauberkeit und stillen emsigen Beschäftigung, und vor Allem die blauäugigen freundlichen Kinder, welche neugierig schüchtern den fremden Reisenden anschauten, den wohlthuendsten Eindruck. Diese Menschen konnten sich ruhig mit jedem andern deutschen Volksstamm vergleichen lassen.

Man sagt, es seien ursprünglich Schwaben, doch weiß keiner, wann und warum sie in diesem einsamen Hochthale sich ansiedelten; man vermuthet indeß, daß es vielleicht geschehen sei, als Graubünden Hohenstaufisch Land war und daher wohl mit Schwaben oft in Verbindung stehen mochte. Eins war mir höchst merkwürdig und überraschend. In der ganzen übrigen Schweiz, ja in ganz Süd- und Mitteldeutschland habe ich im Volke nirgends so reines, wohlklingendes Deutsch gehört, als diese Hirten redeten, und mir, wie Vielen, ist diese Erscheinung völlig unerklärlich.

Von diesem zu jenem Hause führte mich mein wackerer alter Pfarrer, und es war herzerfreuend zu sehen, welchen grundherzlichen Ton er anschlug mit Allen, die wir trafen. Hier waren es sorgfältige Erkundigungen im Bereiche häuslicher Angelegenheiten, dort theilnehmende Fragen nach diesem oder jenem Familienmitgliede, das vielleicht krank sein mochte, und oft auch war's eine schalkhafte Neckerei, die er mit dem einen oder dem anderen der Burschen und Mädchen begann, während er mit den Kindern ein fröhliches Hätscheln und Schäkern trieb. Nicht das Geringste hatte er von jenem unausstehlich verhimmelten Wesen und von dem feierlichen salbungsvollen Tone, den leider so Viele seines Standes affectiren. Und überall erzählte der Pfarrer, wie auch ich ein freier Bauer sei und Viehweiden habe nahe am fernen Meeresstrande, und wie weit ich hergewandert sei, um Land und Leute kennen zu lernen, und Alle schlugen dann verwundert die Hände zusammen und sagten: So weit! Dann aber reichte mir Jeder freundlich und treuherzig die eine Hand zum Willkommsgruße. Das that mir unsäglich wohl.

„Ja“, sagte der Pfarrer, als wir wieder auf dem Heimgange waren, „es ist ein liebes Volk hier oben. Die Verdorbenheit, der Lug und Trug der Welt ist Gottlob noch nicht bis in diese einsame Höhe gedrungen. Sie glauben gar nicht, wie gut und brav, wie treu und wahr diese Menschen sind; ich fühle mich sehr, sehr glücklich unter ihnen, so gering auch die Einnahme ist, die ich von meiner Stelle habe, ich werde doch mit keiner andern tauschen; erst wenn ich so alt bin, daß ich gar nicht mehr klettern kann, dann vielleicht steige ich in Ebene hinab. Jetzt fühle ich meine ganze volle innere Befriedigung in dieser reinen Luft, in diesem reinen Volksgemüth. — Sechs Jahre bin ich nun hier oben, und mir ist's, als ob ich von jeher im Aversthale gelebt hätte, so heimisch ist mir Alles ringsum. Auch meine Tochter ist gern hier. Nur meine gute Frau sehnt sich noch immer hinab zu ihren Verwandten. Nun ja, sie wird auch noch einmal hinkommen, wenn ich's Leben behalt.“

Es kam uns jetzt ein Trupp heimkehrender Wildheuer entgegen, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen; in der Mitte ging, die blanke Sense auf dem Rücken, ein hochgewachsener stattlicher Mann mit einem außerordentlich freundlichen und intelligenten Gesichte.

„Ah guten Abend, lieben Leute!“ rief der Pfarrer ihnen entgegen, „guten Abend, Herr Landammann; habet Ihr geheuet?“

Der stattliche Mann trat aus dem Haufen und reichte uns die Hand. „Freilich, Herr Pfarrer“, sprach er, „immer geheuet, schon die ganze Woch.“

„Wo seid Ihr denn aber gewesen?“

„Droben, Herr Pfarrer, droben auf der Platte.“

„Auf der Platte! und Alles ist gut gangen, Herr Landammann?“

„Alles gut und wohl, Gott sei Dank, 's ist aber ein bös Stück Arbeit, das möget Ihr glauben.“

Noch wurden einige Worte gewechselt, dann schied man, und der Landammann folgte seinen Leuten.

„Sehen Sie, das ist der Erste im ganzen Aversthal und ein prächtiger Mann“, sprach der Pfarrer im Weitergehen zu mir. „Er hat die ganze Oberaufsicht und Verwaltung. Er ist auch Präsident beim Gericht. Sechs Einwohner des Thals werden dafür zu Richtern gewählt; diese richten und schlichten Alles, Kleines und Großes, über Hab und Gut — ja über Leben und Tod sprechen sie Urtheil, und unappellabel. Nur das Recht der Begnadigung hat sich der Bundesrath in Bern vorbehalten. Noch vor sechszig Jahren haben sie hier Einen mit dem Tode bestraft. Sehen Sie, dort auf jener Höhe steht das Hochgericht. — Nun, was sagen Sie, lieber Norddeutscher, so frei sind Ihre freien Friesen doch nicht?“

Es begegneten uns noch andere Wildheuer. Jedesmal erkundigte sich der Pfarrer darnach, ob auch Alles gut gegangen, ob kein Unglück geschehen sei, und erklärte mir dann, daß das Wildheuen, dieses Mähen und Sammeln des kräuterreichen Grases an den schroffen Abhängen oder auf hohen Felsplatten, wohin man das Vieh nicht treiben kann, sicherlich die gefährlichste und grauenvollste Arbeit der Thalbewohner sei, die fast alljährlich ihre blutigen Opfer fordere.

Wir hatten unter diesen Gesprächen die kleine Kirche erreicht, die einen tüchtigen Büchsenschuß vom Pfarrhause entfernt mit ihrem niedern weißgetünchten Mauerwerk und den Glockenthürmchen da lag, umgeben vom kleinen gänzlich schmucklosen Begräbnißplatz. — Kein

einziges Grab war bezeichnet, nicht einen Stein sah man, nicht das einfachste Kreuz, ja kaum ein Hügel erhob sich auf dem stillen einsamen Plätzchen, das Nichts als der schlichte einförmige Rasen deckte. Dicht daran lag das kleine Schulhaus, mit dem Kirchlein eine Gruppe bildend. In diesem herrschte eine trostlos puritanische Oede und Kahlheit, nur seine Glocken klangen wunderschön und tief. Ein niederer Steinwall umgab Kirchlein und Gräberfeld. Da liegen Viele mit zerschmetterten Gliedern, Andere, die von Lawinen begraben wurden, erstickten, ja sogar traurig verhungerten. „Die Natur hier oben ist oft furchtbar und menschenfeindlich“, sagte ernst der Pfarrer. „Dort ist das Schulhaus, aber nur im Winter ist ein Lehrer hier, meine Tochter hält indeß einmal in der Woche Schule, damit die Kinder doch nicht so verwildern. Sie wollte auch gern für die Mädchen eine Arbeitsschule gründen und Stricken, Nähen und Spinnen lehren, aber sonderbar, es war hier gar kein Boden dafür, gar keine Lust und kein Trieb dazu vorhanden. Die Leute sind eben nur Hirten, und zu keiner Art von Industrie haben sie Neigung.“

Es ward schnell dunkel und eisig kalt. Wir erreichten das gastliche Haus, und bald vereinte uns in behaglich warmer Stube und am sauber gedeckten Tische der zarte Braten eines jungen Gizle, (Ziegenlamms). Auch eine Flasche rothen und sehr milden Thalweins ward aus dem Keller geholt, und mit jedem Glase wurde das Gespräch traulicher. Hier erfuhr ich denn ein Stück Menschenleben und Menschenloos, das mich tief und schmerzlich berührte.

„Mag der Wein Ihnen munden, lieber Wandersmann“, sagte der Pfarrer, als er auf meine fernere glückliche Reise mit mir angestoßen hatte. „Er stammt aus meiner lieben fruchtbaren Heimath da unten im Toggenburgischen, ich habe es mir nie träumen lassen, daß ich ihn noch einmal in dieser weltabgelegenen Höhe trinken sollte; wie es doch kommen kann!“

„Mußten Sie denn hierher?“ fragte ich.

„Ach, das ist eine traurige Geschichte, was mich antrieb mit meiner Familie in diese Einsamkeit zu ziehen“, antwortete er. „Wenn irgend Jemand schwarzen Undank und Wankelmuth der Menschen erfahren hat, so sind wir's, das kann ich Ihnen sagen. — Sie wissen vielleicht nicht, daß wir Pfarrer fast überall in der Schweiz von den Gemeinden auf gewisse Zeit und für gewisses Geld, über das man gegenseitig übereingekommen ist, so zu sagen gemiethet werden. Ich war gegen mäßigen Lohn von der Gemeinde D. gemiethet, da unten im Rheinthal nahe an der österreichischen Grenze. Es war wie fast alle jene Grenzdörfer ein rechter Schmugglerort, das Paschen brachte zwar mehr Geld als alle anderen Gewerbe, aber leider auch eine Verderbtheit der Sitte, die sehr, sehr traurig war. Das alte Sprichwort hat Recht: „leicht gewonnen, leicht zerronnen.“ Die Bevölkerung war und blieb arm; arm, sag' ich, zum Theil bis zur wahren Bettelhaftigkeit. Nur ganz Einzelne waren davon ausgenommen, diese aber waren außerordentlich wohlhabend, so rechte Magnaten und Potentaten des Dorfs und hatten allen Einfluß. Sie können nun nicht glauben, wie sehr wir durch all die Armen jenes Dorfs in Anspruch genommen wurden. Indeß wir haben stets gern und mit Freuden gegeben und behalfen uns mit unserm geringen Einkommen, so kärglich wir nur konnten. Es brach ein Typhus aus, das halbe Dorf lag darnieder. Wie haben wir gesorgt und gepflegt. Wie viele Portionen kräftiger Suppe gingen tagtäglich aus unserm Hause für die Genesenden. Der Hungerwinter von 1846 auf 1847 kam. Ich bin im Lande herumgewandert weit und breit und habe gebettelt für mein armes Dorf, und wir selbst haben uns kümmerlich durchgeholfen. O, was könnte ich Ihnen Alles davon erzählen. Aber sei's genug schon mit diesem. — Da auf einmal hatten wir durch Zufall das Unglück, uns den Haß einer jener einflußreichen Magnatenfamilien zuzuziehen; die Zeit meines Contracts war abgelaufen, und denken Sie, lieber Herr, man brachte es dahin, daß ich — entlassen ward. Und was sagte man mir, warum wollte man mich nicht länger? — Ich würde ihnen zu alt! — Abgesetzt ward ich von der Gemeinde, wie man einen armen Gaul absetzt, wenn er steif und abgenutzt ist; ach und doch nur in ihrem Dienste war ich so alt und steif geworden. — Da stand ich nun gänzlich ohne Rath und ohne Mittel mit meiner weinenden Familie und konnte es gar nicht fassen, was mir geschehen sei. War ich mir doch auch nicht der geringsten Schuld gegen meine Gemeinde bewußt, hatte ich sie vielmehr geliebt und für ihr Wohl gestrebt, wo und wie ich nur konnte. — Wie war mir zu Muthe, wie zerrissen mein ganzes Herz ob solches Undanks; ich kann's nicht aussprechen, ich hatte den Glauben an die Menschheit verloren. Wenn ich nicht für die Meinen hätte sorgen müssen, wenn ich ganz allein gestanden, ich weiß nicht, was ich gethan hätte. — Da kam diese Stelle offen. Ich meldete mich und erhielt sie, denn diesen lieben Leuten war ich noch nicht zu alt und zu steif.“

„Sonderbar, in schwärmerischer Jugendzeit, da ich zuerst den Plan faßte Prediger zu werden, waren es immer meine liebsten Träume und Wünsche, daß es mir zu Theil würde einst im fernsten einsamsten Alpenthal und bei den einfältigsten Hirten Pfarrer zu werden. In späterer Zeit habe ich oft über jene Jugendschwärmerei gelächelt, und nun ist es doch so gekommen; im einsamsten Thale, im höchsten von Europa mußte ich wiederfinden, was ich da unten verloren hatte, Frieden, Glück und Glauben.“

„Das ist ein Stück meines Lebens, was Sie Ihren Landsleuten daheim erzählen können, wenn von Undank der Welt die Rede ist.“

Hier hielt der Pfarrer inne, und es war nun im kleinen Zimmer ganz still; eine tiefe Bewegung hatte Aller Herzen ergriffen. Es konnte wohl nicht anders sein nach solchen Dingen.

Ich aber nahm mir im Stillen vor, noch Manches näher zu erkunden, wenn ich wieder unten ins Rheinthal käme, und ich habe es gethan. Seine trübe Geschichte war bekannt in der halben Schweiz. Ueberall war man empört über jenes Dorf, und wie ich hörte, hatten sich alle Prediger des Kantons damals das Versprechen gegeben, keiner solle bei dieser undankbaren Gemeinde je um die erledigte Pfarrstelle anhalten. — Doch was half's, es kam ein fremder Candidat und erhielt sie.

Es war mir durch einen glücklichen Zufall vergönnt dem guten Pfarrer noch an dem Abende eine rechte Freude bereiten zu können. In Tübingen nämlich hatte er seine Studien gemacht, glückselige Tage hatte er in diesem lieben Schwabenstädtle verlebt und seitdem kaum Etwas davon vernommen, obwohl noch sein ganzes Herz daran hing. Kaum einige Wochen waren erst vergangen, seitdem ich Tübingen verlassen; viel konnte ich ihm davon erzählen, er ward nicht müde mir zuzuhören, aber erst recht glückselig ward er, als ich aus meinem Tornister eine sauber in Stahl gestochene Ansicht der Stadt zog und ihn bat, daß er zur freundlichen Erinnerung an den fremden Wandersmann sein Stübchen mit diesem Bilde schmücken möge. — Er konnte schier nicht müde werden, die lieben wohlbekannten Gassen, die kleinen Häuser, die Kirchen, den Neckar und die alte Burg zu betrachten. „Sieh, Frau, hier hab' ich gewohnt, da wohnte der und der, dort, richtig da steht ja noch das Haus, dort war unsre alte Kneipe, ach und da oben auf der Burg, welche Aussicht nach jener Seite hin!“ So ging es schwelgend in tausend schönen Erinnerungen in Einem fort. Aber wer weiß, wer von uns in dem Augenblicke der Glückseligste war. — Genug davon.

Noch manches tief herzliche Gespräch ward zwischen uns geführt, und mit wahrer Wehmuth bin ich von diesen lieben Menschen geschieden. — Der Pfarrer aber ließ es nicht mich von Cresta bis Juf zu begleiten.

Und nun laß mich auch deiner gedenken, guter Lukas, du treuherziger Bursche, der du mich so gut durch die öde Steinwelt des hohen Jochs führtest, damit ich wieder aus dem Thale käme und unten die breite Straße bei Stalla erreichte. Sehe ich sie doch noch

vor mir, deine kräftige Gestalt, das freundliche Gesicht, das treue blaue Auge, das leichtgelockte blonde Haar; mit deinem runden Gebirgshut, der grauen Jope und deinem Gemsenstutzen stehst du vor mir, daß ich dich so malen könnte. — Den halben Tag kletterten wir umher in dem steinernen Meere und wollten Murmelthiere schießen, aber wir konnten das Plaudern nicht lassen, und die Thiere merkten uns stets schon von Weitem. Alle Augenblicke hörten wir dann ihr helles warnendes Pfeifen, und ehe zu schießen war, sahen wir sie schon zu vieren oder fünfen eilig in ihre Steinhöhlen schlüpfen. Doch was lag daran! War es mir doch hundertmal lieber den guten Lukas schwatzen zu hören als so ein arm Thierle sterben zu sehen.

„Hast denn auch schon a Maidle", fragte ich.

„A Maidle! — erwiederte er, — i hab schon a Weible, und 's schönst in ganz Averšthal, juhu!" und lautaufjauchzend drehte er sich herum auf dem Absatze.

Fordern wollte er für seine Führung durchaus Nichts, immer sagte er, wenn ich drauf drang: „Was Sie mir geben, das ist mir genug."

Ich gab ihm, als wir Stalla erreichten, drei Franken, nach meiner Meinung eine mäßige Vergütung, denn die unverschämten Führer des Berner Oberlands wären sicherlich nicht mit dem Doppelten zufrieden gewesen. — Lukas aber schaute mich betroffen an, dann wieder auf das Geld, dann wieder auf mich; endlich sagte er mit einem unnachahmlich treuherzigen Tone: „Nein, lieber Herr, das ist zu Viel, das hab ich nit verdient, den einen Franken müsset Ihr wieder nehmen."

„Nein, mein Junge, ich nehme ihn auf keinen Fall wieder, du hast ihn wohl verdient, hast mich so gut geführt wie kein Anderer vor Dir, — da", hier steckte ich ihm den Franken in seine Westentasche.

Er sah mich wieder ein paar Augenblicke stumm an. — „Nun geh ich aber noch ein Stündle mit Ihnen" — und fröhlich schwang er wieder meinen Tornister auf den Rücken und wanderte frisch mit mir weiter. — — —

In Chur ging ich gleich nach meiner Ankunft zum Doktor S. — „Nun, rief er mir mit frohem Gesicht entgegen, wieder zurück aus unsern Bergen, lieber Norddeutscher? Und was sagen Sie denn von Land und Leuten dahinten, that ich nicht Recht, daß ich Sie hinschickte?" —

„Ja, Doktor, sagte ich, Sie redeten damals wahre Worte. Ein wundersam lieb und schön Stück Welt ist Ihr Graubündnerland."

Mirza-Schaffy und Bodenstedt.

* In diesen Tagen erscheint wieder eine neue Auflage der Lieder des Mirza-Schaffy von Friedrich Bodenstedt; gleichzeitig bringt das neue encyclopädische Unternehmen von Brockhaus „Unsere Zeit" eine kurze Biographie des deutschen Schülers, der die Lehren des Weisen von Tiflis uns zugänglich machte. Diese Lebensskizze giebt einige Andeutungen über das Verhältniß des Meisters zum Schüler. Anfangs lachte Bodenstedt über die Sonderbarkeiten seines tatarischen Lehrers; bald aber lernte er einsehen, daß Mirza-Schaffy in seiner beschränkten Weisheit und in seinen mäßigen Ansprüchen ans Leben der glücklichste Mensch sei, den er jemals gesehen. Er dachte nach über die Bedingungen dieses Glücks, dessen er selbst gern theilhaftig geworden wäre, und er kam zu der Ueberzeugung, daß, was er für beschränkte Weisheit gehalten, nur eine weise Beschränkung sei, durch welche es Mirza-Schaffy gelungen war, ein harmonisch abgeschlossener Charakter, ein ganzer Mensch zu werden. Durch seine Sprüche und Lieder wurde Bodenstedt Vieles wieder ins Gedächtniß gerufen, was er in Horaz und Goethe gelesen, die Mirza-Schaffy natürlich Beide selbst nicht dem Namen nach kannte. Mirza-Schaffy war ein Mensch, der an ein gutes Wesen in sich und an ein gutes Wesen über sich glaubte, der im Glück nicht übermüthig und im Unglück nicht kleinmüthig war, der in sich die Harmonie gefunden und sich dadurch der ganzen Welt harmonisch verbunden fühlte. Dabei steckte er, der lebensfrohe Opponent gegen die düstere Weisheit der Muftis, voll Schelmerei und Witz, ward frischerhalten durch Begeisterung für das Schöne und ein rastloses Streben nach Wahrheit, liebte seine Freunde und haßte seine Feinde. So lernte Bodenstedt ihn kennen, größer in seinem Leben und Handeln als in seinen Liedern und Sprüchen. Und so hat er ihn zu schildern versucht, wie sich im Laufe der Jahre das Bild dieses Weisen in seinem Herzen und Kopfe festsetzte. Bei dieser in seinem Reisewerke „Tausend und ein Tag im Orient" enthaltenen Schilderung ging Bodenstedt von einer bestimmten künstlerischen Intention aus: er wollte einen ganzen, in sich abgeschlossenen Menschen zeichnen, gegenüber den verschwommenen, überbildeten, charakterlosen Gestalten der Gegenwart. So wurde Mirza-Schaffy in seinem Bilde zu einer freien poetischen Schöpfung, die aber, da Bodenstedt viele Züge aus dem Leben eingeflochten, doch eine treuere Charakteristik seines Lehrers giebt, als eine Biographie im gewöhnlichen Sinne gethan haben würde. Was die sogenannten Lieder des Mirza-Schaffy anbelangt, so sind etwa nur ein halbes Dutzend derselben wirkliche Uebersetzungen; alle übrigen sind freie Schöpfungen Bodenstedt's.

* Gedicht.

Das Agnus Dei.

Zur Ehgenossin nahm, schon altergrau,
Der Kaiser Rudolf eine junge Frau.

Die Agnes zählte kaum erst vierzehn Jahre,
Da sie Herr Rudolf führt zum Brautaltare.

Doch Keiner je die Krone schöner stund,
Als ihr, der schönsten Gräfin aus Burgund.

Die Kaiserkrone, welcher jetzt die Wellen
Des goldnen Haars in reicher Füll' entquellen,

Derweil im Aug der minniglichen Braut
Der ersten Liebe Frühlingshimmel blaut.

Die edelsten Barone, Herrn und Grafen
Beim Hochzeitfest, dem glänzenden, sich trafen.

Und Jeder ringt, beim Mahl und beim Turnier,
Nach einem Blick, nach einem Gruß von ihr,

Denn ihre Schönheit, unbewußter Weise,
Bannt jedes Herz in ihre Zauberkreise.

Den Bischof selbst, der sie zum Wagen führt,
Hat solch ein Zauberschlag das Herz berührt.

Tief, tief im Innern fühlt er's glüh'n und thauen,
Wie Frühlingsschein auf winterlichen Auen,

Und unverweilt, in brünstigem Erguß,
Drückt er auf ihre Lippen einen Kuß.

Die Agnes senkt den Blick, verschämt und züchtig.
Jedoch der Kaiser ward schier eifersüchtig.

„Hochwürden, ruft er, überlaßt der Welt,
Was, zeitlich selbst, sich Zeitlichem gesellt,

„Und wollet nicht mit den geweihten Lippen
Vom Sündenborne der Versuchung nippen.

„Merkt's Euch, und wenn sich Euer Mund alsdann
Des Küssens dennoch nicht erwehren kann,

„So küßt das Agnus, wenn die Lippen müssen,
Doch seine Agnes laßt den Kaiser küssen!"

Mülhausen (Elsaß). Fr. Otte

Feuilleton.

— * Die sämmtlichen Schriften von **Wilhelm Heinse**, dem Verfasser von „Ardinghello“ und „Hildegard von Hohenthal“, sollen eine neue Ausgabe erleben, durch deren Veranstaltung sich der Verleger ein Verdienst zu erwerben glaubt. Dieselbe erscheint in 5 Bänden zum Preise von 3 bis 4 Thalern.

— * Das „Album deutscher Schriftsteller“, welches **Karl von Holtei** aus den ihm zugegangenen zahlreichen Beiträgen zusammengestellt hat, soll in Kurzem bei Vieweg in Braunschweig herauskommen.

— * Die in Rudolstadt lebende Tochter Schillers, Frau von Gleichen-Rußwurm, ist mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses ihrer Mutter beschäftigt. Nächst dem Briefwechsel liegen auch noch bisher nicht gedruckte Dichtungen vor.

— △ **Album aus Italien von Adolf Doerr.** Leipzig, Brockhaus. — Das in Poesie und Prosa vielbesungene Land wird hier auf's Neue in einer Anzahl von Liedern, Balladen, Romanzen u. s. w. gefeiert, welche mehr oder minder vollkommen und abgerundet, jedenfalls eine große Begeisterung des Dichters für seinen Stoff sowie ein tiefes und inniges Verständniß für das so oft mißverstandene und hart beurtheilte Land und Volk an sich tragen. Am gelungensten scheinen uns die Gedichte „Florenz, Römische Schönheit, die Romanze aus Capri, die zwei Sonette an Platen, und die zehn Terzinen der Römischen Vesper.“ — Wer Italien kennt, wird das Büchlein gewiß mit Vergnügen lesen, und wer es nicht gesehen, einige seiner unzähligen Schönheiten durch diese Sammlung kennen lernen oder wenigstens eine Ahnung seines Zaubers erhalten.

— ⁘ **Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.** Zweites Heft. — Auf das Ende Januar erschienene erste Heft des neuen populär-encyklopädischen Unternehmens der Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“, von dem monatlich ein Heft ausgegeben werden soll, ist das zweite Heft gefolgt. Es bietet dem Leser eine ganze Reihe gehaltvoller, gut geschriebener und überdies das Zeitinteresse innig berührender Artikel, die wir kurz aufführen wollen. Zuvörderst begegnen wir einer umfassenderen Mittheilung über die maritime Entwickelung Preußens. Der Verfasser beginnt mit den Seebestrebungen des großen Kurfürsten, der 1675 im Kampfe gegen Schweden zum ersten Male die Brandenburgische Kriegsflagge mit ruhmreichem aber vorübergehendem Erfolg aufhißte, und endet mit der Darstellung des preußischen Marineorganismus und des Flottenbestandes am Schluß des Jahres 1856. Ein zweiter größerer Artikel, aus der Feder von Karl Vogt, behandelt die künstliche Fischzucht unter dem Gesichtspunkte eines ökonomischen Industriezweigs. Der Verfasser setzt zuerst mit charakteristischer Klarheit und Sicherheit die natürlichen Gesetze und Verhältnisse der Fortpflanzung der Fische auseinander und entwickelt sodann das Verfahren, welches zu den praktischen Resultaten führt. Wiewohl Vogt alle Ueberschwänglichkeiten zurückweist, die sich neuerdings in dieser Sache kundgaben, auch die Erfindung selbst auf deutschen Boden und ins vorige Jahrhundert zurückverlegt, weist er doch, auf statistische Thatsachen gestützt, die nationalökonomischen Vortheile nach, welche die künstliche Fischzucht unter zweckmäßigem Betriebe gewähren kann. Jedermann wird die kleine gediegene Abhandlung mit Interesse und der Fachmann auch mit praktischem Nutzen lesen. Ein dritter Aufsatz beschäftigt sich mit der Charakteristik von Lord Palmerston. Ein seit längerer Zeit in England lebender Deutscher, wenig erbaut von den Zuständen Altenglands und eingeweiht in das Getriebe der Leidenschaften und Schwächen der britischen Aristokratie, zeichnet hier das Bild des proteusartigen Staatsmanns mit so bitterm Humor und beißender Satire, daß sich die Redaktion des Werks am Ende des Artikels gedrungen fühlt, neben den Schatten auch die Lichter, d. h. die unleugbaren Verdienste Palmerston's anzudeuten. Als Gegenbild schließt sich der Schilderung Palmerston's die ruhiggehaltene, aber doch scharfe Zeichnung des Hauptes der russischen Diplomatie, des Grafen Nesselrode, an. Sodann liefert uns das Heft die Lebensskizzen von Friedrich Bodenstedt und von der russischen Fürstin Lieven, die sich durch ihre Betheiligung an den diplomatischen und politischen Vorgängen ihrer Zeit, sowie durch Pflege einer kosmopolitischen Geselligkeit einen Namen erworben hat. Die „Kleinern Mittheilungen“ des zweiten Hefts bewegen sich diesmal ausschließlich auf dem biographischen Gebiete, dessen Reichthum natürlich in zwingender Weise sich geltend macht. Den Beschluß bildet der Anfang eines „Nekrologs zum „Conversations-Lexikon“ bis Ende 1856“, der die betreffenden Artikel jenes Werks bis zum Schlusse des Jahres 1856, also bis zu dem Punkte, wo „Unsere Zeit“ als direkte Ergänzung eintritt, fortführen soll. Auch für die nächsten Hefte liegt der Redaktion, wie wir hören, bereits eine Fülle der verschiedenartigsten und interessantesten Stoffe vor. So werden die folgenden Hefte unter Anderm behandeln: die österreichischen Geld- und Creditverhältnisse; die österreichischen Eisenbahnen; das Heerwesen der Schweiz; den nordamerikanischen Staat Kansas; die Sklavenfrage in Amerika; die Memoiren des Herzogs von Ragusa; die Günther'sche Religionsphilosophie; die Revolution und die Zustände in China; die geheime Gesellschaft Marianne in Frankreich; den Volksdichter Klaus Groth; die Fürsten Gortschakow; den angloamerikanischen Abenteurer William Walker; außerdem mehrere naturwissenschaftliche und technologische Gegenstände, z. B. die Weinveredelung, das Mineralöl, das Aluminium, das Wasserglas, die rauchverzehrenden Feuerungen rc. So wird denn das Unternehmen die günstige Meinung, die ihm von allen Seiten entgegenkommt, gewiß mit jedem Hefte mehr rechtfertigen.

— * An vielen Orten beginnt jetzt die Theilnahme für das in zwei Jahren zu feiernde Jubiläum **Händels** sich in der Veranstaltung von Concerten zu äußern. Bekanntlich hat England dem großen Deutschen, dem man nun zu Halle ein Standbild errichten will, längst im Poetenwinkel der Westminster-Abtei eine Ehrenstelle gegeben. Das Denkmal Händels ist im Relief von dem berühmten Bildhauer Roubiliac gearbeitet und stellt den Componisten in Lebensgröße und sehr ähnlich dar. Die linke Hand ruht auf einem Haufen sinnig gruppirter musikalischer Instrumente; der Zeigefinger der rechten zeigt in dem vor ihm aufgeschlagen liegenden „Messias“ auf die bekannte Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Das Auge ist emporgerichtet zu dem zur Seite über ihm schwebenden Gewölk, aus dem ein Engel, die Harfe spielend, auf ihn herabschwebt, als wolle er Musik aus himmlischen Sphären auf diesen Genius herabschütteln. Am Fuße liest man die Worte: „George Frederick Händel, Esq., born Febr. 23., 1684. Died April 14. 1759.“

— * **Franz Dingelstedt** hat kürzlich in München einen Triumph gefeiert. Im Cyclus von Vorträgen bei Liebig las der entlassene Intendant über Tartüffe im dichtbesetzten Saale, schleuderte mit Geschick und Eleganz Geschosse auf Nahe und Ferne und erntete stürmischen Beifall.

— * Die Dichter Mery und Alexander Dumas haben neulich in einer Pariser Gesellschaft die Anwesenden durch eine Probe ihrer Federfertigkeit ergötzt. Die jetzige Frau des bekannten Girardin äußerte in ihren Salons, sie möchte gern für eine zu gebende große Gesellschaft zwei neue einaktige Stücke haben. Flugs setzten sich die Herren hin und waren, der eine nach einer Stunde und acht, der andere nach einer Stunde und 12 Minuten mit den Dingern fertig.

— * In Frankfurt und Wien giebt man ein neues Trauerspiel in 5 Akten: „Sophonisbe“ von **Hermann Hersch** mit zweifelhaftem Erfolge, der in Wien sich sogar in Hohn äußerte, welchen man übrigens der Carnevalslaune des Publikums zuschreibt, da das Drama in Frankfurt sehr gefallen hat. Der schwankende Charakter des Masinissa ist die Achillesferse des Stückes.

— * In Hamburg auf dem Stadttheater wird eine Oper „Bianca Siffredi“ von **Dupont**, zweitem Kapellmeister jener Bühne, mit Erfolg gegeben. Es ist ein lebendiges, melodiöses und geschickt nach gangbaren Mustern gearbeitetes Werk, das auch mitunter einen Anlauf zum Dramatischen nimmt. Das Textbuch aber gestattet dergleichen nicht oft; es ist ein sehr mageres Libretto, angeblich nach einer Novelle von Le Sage gearbeitet. Enrico, ein Neffe des Königs von Sicilien, vom Kanzler Siffredi erzogen, gelangt auf den Thron der Insel und soll sich, dem Testamente seines Vorfahren gemäß, mit der Prinzessin Constanze vermählen. Aber Enrico liebt Bianca, die Tochter seines Erziehers. Da verheirathet der aufopfernde Staatsmann Siffredi sein Kind an Manfred, und in demselben Augenblick, wo der neue König von dieser Vermählung hört, wird ihm auch hinterbracht, daß die verschmähte Constanze mit dem eifersüchtigen Manfred eine Verschwörung gegen ihn anstifte. Enrico überrascht die Versammlung seiner Feinde in Person. Anstatt ihnen aber vor Allem die Waffen abzunehmen, läßt er sich mit ihnen auf unzweckmäßige Gesänge über die unausbleibliche Vergeltung ein. Manfred benutzt diese Frist, sich der Treue seines Weibes durch einen Todesstoß zu versichern.

— * Die dramatische Dichterin **Elise Schmidt** hält seit einiger Zeit Vorlesungen antiker Dramen und hat wie in Berlin so jetzt auch in Hamburg Trauerspiele der griechischen Tragiker mit großer Wirkung vorgetragen.

— * Das mit Richard III. eröffnete Gastspiel des Herrn **Dawison** auf der Bremer Bühne wird unter lebhafter Theilnahme fortgesetzt und im vollsten Maß in seiner hohen Bedeutung gewürdigt. Der Künstler hat an den ersten fünf Abenden nächst dem Meisterbilde Shakspere's den Franz Moor, Carlos im „Clavigo“, Narciß, Thorane im „Königsleutnant“ und den Bonjour in der Posse „Die Wiener in Paris“ dargestellt und somit bereits einen Beweis seiner Vielseitigkeit gegeben, indem er in diesen Rollen gleichsam die Bahn vom historischen Gemälde bis zum Genrebilde durchmaß. Zu den bisherigen Charakteren sollen sich noch Hamlet, Philipp II., Benedict, Mephistopheles, drei kleine Lustspielfiguren und vielleicht der Marinelli gesellen. Der Zudrang zu den Darstellungen des Herrn **Dawison** ist ein so gleichmäßiger und anhaltender, wie er hier in ähnlichen Fällen noch nicht erlebt wurde. Am Schlusse des Gastspiels werden wir ausführlich über dasselbe berichten.

— * Zu den Zeichen der Zeit gehört, daß der General-Superintendent von Pommern den Befehl erlassen hat, das bekannte Oratorium von **Graun** „Der Tod Jesu“ solle nicht mehr in Stettin, wo man es alljährlich um Ostern zu hören pflegte, zur Aufführung kommen. Die Composition ist als zu weltlich mit dem Banne belegt. Der Mann heißt Jaspis.

— * Eine Trauernachricht aus Afrika geht durch die Blätter. Der kühne Reisende **Eduard Vogel**, von dem kürzlich erst gemeldet wurde, daß er in Wadai östlich vom Tsadsee angekommen sei, soll gestorben sein. Man hofft, daß diese als zuverlässig auftretende Nachricht ebenso unbegründet sei wie diejenige, welche einst Heinrich Barths Tod meldete. — Einen schweren Verlust hat aber die Entdeckungsthätigkeit wirklich erlitten; der Nordpolreisende Dr. **Kane** ist in Havannah, wo er Heilung von dem Rheumatismus suchte, den er sich auf seiner Reise in das Eismeer zugezogen hatte, gestorben.

— * **August Petermann**, der Herausgeber der bei Perthes in Gotha erscheinenden „Geographischen Mittheilungen“ ist einer der wenigen Kartographen Deutschlands, welche mit der Meisterschaft in der Praxis des Kartenzeichnens zugleich auch eine tiefere, wahrhaft wissenschaftliche Kenntniß der Geographie verbinden. Geboren zu Bleicherode bei Nordhausen am 18. April 1822, erhielt er seine Bildung auf dem Gymnasium zu Nordhausen. Er war von seinen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt; allein seine entschiedene Neigung für die Erdkunde führte ihn im Jahre 1839 in die eben von Berghaus begründete geographische Kunstschule zu Potsdam. Er besuchte hier nicht bloß die letztere Anstalt, sondern er lebte sechs Jahre lang als Privatsekretär und Bibliothekar im Hause des Dirigenten, wodurch er die Gelegenheit erhielt, für seine Bestrebungen den gediegensten Grund zu legen. Gleichzeitig wurde es ihm möglich, mit den berühmtesten Namen auf seinem Gebiet in Berührung zu treten, wie unter Anderm mit Alexander von Humboldt, für welchen er 1841 die Karte zu dessen Werke über Centralasien entwarf. Während seines Aufenthalts in Potsdam war seine Thätigkeit hauptsächlich Berghaus' „Physikalischem Atlas“ zugewendet; von dort ging er 1845 nach Edinburg, um sich hier an Johnston's englischer Bearbeitung dieses Kartenwerks zu betheiligen. Er zeichnete nicht nur eine beträchtliche Anzahl Karten für dasselbe, sondern er bearbeitete auch die dazu gehörigen erläuternden Texte. Im Jahre 1847 siedelte er nach London über, wo er als Mitglied in die Geographische Gesellschaft eintrat und für das „Athenäum“ die Berichterstattung über geographische Gegenstände übernahm. Einen europäischen Ruf erwarb er sich durch das entschiedene Interesse, mit welchem er die Forschungsreisen von Barth, Overweg und Vogel verfolgte, sowie durch den tiefen Blick, mit dem er die hohe Wichtigkeit, welche die Ergebnisse jener Forschungen für den britischen Unternehmungsgeist haben müssen, in das wahre Licht zu setzen suchte. Ebenso boten ihm die wiederholten und kostspieligen arktischen Reisen, die zur Aufsuchung Franklin's und seiner Gefährten veranstaltet wurden, vielfach Veranlassung, seine Vermuthungen über die Geographie und Hydrographie der arktischen Welt auszusprechen, die seitdem durch Kane's Nordpolfahrt zum größten Theile ihre volle Bestätigung erhalten haben. Außer zahlreichen Karten, die er in London entwarf, veröffentlichte er hier im Verein mit Thomas Milner einen „Atlas of physical geography“ und einen „Account of the expedition to Central Africa“ (London 1855). Die neue Ausgabe der „Encyclopedia Britannica“ enthält viele treffliche geographische Artikel von ihm. Seit 1854 lebt Petermann zu Gotha, wo er für die rühmlichst bekannte geographische Anstalt von Justus Perthes arbeitet. Seit Anfang 1855 redigirt er hier die „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt“, eine geographische Monatsschrift, die durch Reichthum und Frische ihres Inhalts sich neben ihren übrigen Schwestern in Europa, Asien und Amerika bereits eine ehrenwerthe und sichere Stellung errungen hat. Während des Jahres 1856 war Petermann vorzugsweise mit der Entwerfung der Karten zu dem großen Reisewerke Barth's beschäftigt. Nachdem Petermann 1854 vom Herzog von Sachsen-Gotha zum Professor der Geographie ernannt worden war, verlieh ihm 1855 die Universität zu Göttingen die philosophische Doctorwürde.

— * **Napoleon in Moskau.** Im vierzehnten Bande seiner Geschichte des Consulats und Kaiserreichs schildert **Thiers** den Feldzug Napoleons in Rußland und tritt der so oft aufgestellten und ebenso oft bestrittenen Behauptung bei, daß der Brand Moskaus vom Gouverneur Rostoptschin ohne Vorwissen des Kaisers planmäßig angelegt sei. Die Schilderung von Thiers ist lebendig und farbenreich. „Die französische Armee rückte beschleunigten Schrittes nach den Höhen vorwärts, von wo sie endlich die große Stadt Moskau zu erblicken erwartete. Während auf Seiten der Russen nur Schmerz und Jammer waltete, herrschten auf Seiten der Franzosen nur Freude, Stolz und glänzende Illusionen. Die französische Armee, von 420,000 Mann, die sie beim Niemenübergange gezählt hatte, auf 100,000 reducirt (doch deckten allerdings auch noch 100,000 ihren Rücken), durch Strapazen abgemattet, viele verwundete Soldaten mit sich schleppend, die nicht hatten zurückbleiben wollen, da sie noch zu marschiren vermochten; die französische Armee begann alle ihre Leiden zu vergessen, als sie sich der glänzenden Hauptstadt des Moskowiterlandes näherte. Es befanden sich in ihren Reihen eine Menge Soldaten und Offiziere, die bei den Pyramiden, an den Ufern des Jordans, in Rom, Mailand, Madrid, Wien, Berlin gewesen waren und jetzt vor Bewegung zitterten bei dem Gedanken, daß sie auch Moskau, die mächtigste Stadt des Orients, besuchen sollten. Die Hoffnung, dort endlich Erholung, Ueberfluß und wahrscheinlich den Frieden zu finden, mochte allerdings wohl zu ihrer Freude beitragen; aber die Einbildungskraft, diese Beherrscherin der Menschen und namentlich der Soldaten, die Einbildungskraft war aufs lebhafteste erregt bei der Vorstellung, daß man in Moskau einziehen sollte, nachdem man in alle anderen Hauptstädte Europa's, mit alleiniger Ausnahme des durch das Meer beschützten Londons, eingedrungen war. Napoleon, am frühen Morgen zu Pferde, befand sich in der Mitte seiner Soldaten, die bei seinem Anblick und bei der Nähe Moskau's manchen Tag der Unzufriedenheit vergaßen und laute Beifallsrufe erschallen ließen, um seinen und ihren Ruhm zu verherrlichen. Das Wetter war schön; man beschleunigte trotz der Wärme den Schritt, um die Höhen zu ersteigen, von denen man endlich des Anblicks dieser so lange in Aussicht gestellten, so lange verheißenen Hauptstadt genießen sollte. Auf dem Gipfel einer Anhöhe angelangt, entdeckte endlich die Armee plötzlich unter sich und in ziemlicher Nähe eine in tausend Farben schimmernde, von einer Menge vergoldeter und von blendendem Glanze strahlender Kuppeln überragte ungeheure Stadt, ein eigenthümliches Gemisch von Gehölzen, Seen, Hütten, Palästen, Kirchen, Thürmen, eine zugleich gothische und byzantinische Stadt, die Alles verwirklicht zeigte, was die morgenländischen Märchen von den Wundern Asiens erzählen. Während mit Thürmen flankirte Klöster den Gürtel dieser großen Stadt bildeten, erhob sich im Centrum auf einer Anhöhe eine starke Citadelle, eine Art Capitol, wo sich zugleich die Tempel der Gottheit und die Paläste der Kaiser zeigten, wo über crenelirten Mauern majestätische Kuppeln emporstiegen, die das Emblem trugen, welches die ganze Geschichte Rußlands und dessen ganzen Ehrgeiz ausdrückt, nämlich das Kreuz über dem umgekehrten Halbmonde. Diese Citadelle war der Kreml, der alte Wohnsitz der Zaren. Bei diesem magischen Anblick, der zugleich ihre Phantasie erhitzte und ihre Begeisterung für den Ruhm höher steigerte, riefen die Soldaten aus einem Munde: Moskau! Moskau! — Die am Fuße des Hügels Gebliebenen beeilten sich, den Gipfel zu erreichen; auf einen Augenblick drängte sich Alles in Unordnung durcheinander und Jedermann wollte die große Hauptstadt betrachten, zu welcher ein so abenteuerlicher Marsch die Franzosen geführt hatte. Man konnte sich nicht sättigen an diesem blendenden Schauspiel, das geeignet war, so mannichfache Empfindungen zu erwecken. Als Napoleon anlangte, fühlte auch er sich ergriffen von dem, was sich seinen Blicken darbot, und er vermochte einer tiefen Bewegung sich nicht zu erwehren, obwohl er, wie die ältesten Soldaten der Armee, Kairo, Memphis, den Jordan, Mailand, Wien, Berlin, Madrid gesehen hatte. Auf diesem Gipfel seiner Größe angelangt, jenseit dessen er so raschen Schrittes dem Abgrunde zueilen sollte, empfand er eine Art Rausch, vergaß alle Vorwürfe, die sein gesunder Verstand, dieses einzige Gewissen der Eroberer, seit zwei Monaten an ihn richtete, und glaubte auf einen Augenblick wieder, sein Unternehmen sei groß und bewundernswerth und es sei eine erhabene, glückliche und durch den Erfolg gerechtfertigte Verwegenheit, den Zug von Paris nach Smolensk, von Smolensk nach Moskau gewagt zu haben! Seines Ruhmes gewiß, glaubte er auch noch an sein Glück, und seine Generale, gleich ihm von Bewunderung erfüllt und ihres auf diesem Feldzuge so häufigen Mißvergnügens nicht mehr eingedenk, fanden für ihn jene vom Siege angeregten Herzensergießungen wieder, denen sie sich am Schlusse des blutigen Tages von Borodino nicht überlassen hatten. Dieser ebenso lebhafte als kurze Moment der Freude war einer der tiefgefühltesten seines Lebens! Ach, es sollte der letzte sein!..... Im Kreml angekommen, beeilte sich Napoleon, den hohen Thurm des großen Iwan zu besteigen und von dieser Höhe seine prachtvolle Eroberung zu betrachten, durch welche die Moskwa langsam und in zahlreichen Krümmungen hinfloß. Schwarze Vögel, Raben und Krähen, die in diesen Gegenden so häufig sind wie in Venedig die Tauben, umflatterten zu Tausenden die Dächer der Paläste und Kirchen und gaben dieser Stadt ein eigenthümliches Ansehen, das mit dem Glanze ihrer lebhaften Farben stark contrastirte. Ein nur durch die Bewegung der Cavalerie unterbrochenes düsteres Schweigen war an die Stelle des Lebens dieser Stadt getreten, die noch Tags vorher eine der belebtesten der Welt gewesen war. Trotz dieser traurigen Oede schätzte sich Napoleon, als er Moskau wie die andern russischen Städte verlassen fand, immer noch glücklich, es nicht in Brand gesteckt zu finden, und verzweifelte nicht daran, nach und nach den Haß zu beschwichtigen, mit dem sich seit Witebsk seine Fahnen überall empfangen sahen. — Die Häuser strotzten von Lebensmitteln aller Art. Bei einiger Sorgfalt konnte man den ersten Bedürfnissen der Soldaten genügen. Die höhern Offiziere wurden an den Thüren der Paläste von zahlreichen Dienern in Livree empfangen, die sich beeiferten, ihnen eine glänzende Gastfreundschaft zu bieten. Die Herren dieser Paläste hatten es sich, nicht ahnend, daß Moskau dem Untergange geweiht war und obwohl sie den Nationalhaß theilten, sehr angelegen sein lassen, durch die Aufnahme französischer Offiziere in ihren reichen Wohnungen sich Beschützer für letztere zu verschaffen. Mit lebhaftem Vergnügen ließ man sich daher in diesem Luxus nieder, der so wenig Dauer haben sollte.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 12. Bremen, 22. März. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Bilder aus Algier.

Von E. Langer.

Algier, 25. Februar 1857.

Nach einem sehr regnerischen Januar halte der Februar einen heiteren schönen Himmel über Algier ausgespannt. Prachtvolle Abende forderten uns auf, den in dieser Zeit häufigen religiösen Festlichkeiten der Khuan des Sidi Mohammet Ben-Aissa beizuwohnen. Vom Bureau Arabe hatte man uns einen Tschautsch, eine Art arabischer Gerichtsdiener, welche zwischen den Eingebornen und der französischen Regierung vermitteln, zu schicken versprochen. Unser Tschautsch erschien kurz vor 8 Uhr; der weißbestrumpfte Maure mit seinen Pumphosen, seiner breiten rothen Schärpe um den Leib, dem knappen, mit breiten Litzen bordirten Jäckchen und dem kleinen Haarbüschel, mußte sich zwischen die deutsche Gesellschaft setzen und europäische Cigarren rauchen. Dann, als sich die Gesellschaft versammelt hatte, ging's über die, die Bai von Algier beherrschende place du gouvernement durch die französischen Bazars in die engen Gäßchen der Maurenstadt hinauf. Mittlerweile waren noch etliche Engländer und Franzosen zu uns gestoßen, die mit uns nicht genug den nach der Regenzeit unbeschreiblich herrlichen afrikanischen Nachthimmel bewundern konnten. In dem engen, oft kaum zwei Schritte breiten, steil den Berg hinansteigenden Gäßchen, dessen maurische Häuschen uns vielfach den Himmel ganz verschlossen, war's sehr lebendig. An den Winkeln des Gäßchens und in den überall geöffneten Thüren saßen noch eine Menge Mauren und Neger mit Früchten und Gemüsen, von denen vielleicht ein großer Theil hier zugleich sein Nachtquartier hielt. Graubärtige Mauren lagen mit untergeschlagenen Beinen im Café Maure und spielten Karten, Andere saßen mit langen Pfeifen in den Thüren und erzählten oder starrten sich einander an. Hie und da hörte man aus dem Innern der Häuser Tamburin und Gesang. Unser Tschautsch ließ uns lange steigen, ehe wir die Wohnung erreichten, auf welche der Besitzer, indem er sie heute den Khuan des Sidi Mohammet Ben-Aissa öffnete, zugleich die Segnungen des Himmels herabrief. Als wir durch eine Art Vorhof dem Tschautsch in den Hofraum des Hauses folgten, tönten uns die Töne des Tamtam, einer kurzen, nur an einer Seite überzogenen Trommel, und ein melancholischer eintöniger Gesang entgegen. Der Hof schien mäßig erhellt; dazu war der Raum unter der ersten Galerie schon völlig besetzt, so daß uns der Anblick des Schauspiels gänzlich entgangen wäre, wenn nicht unser Tschautsch den Beschützer vermocht hätte, die eigentlich für die Frauen des Hauses bestimmte, höchstens den europäischen Damen geöffnete erste Galerie für die ganze Gesellschaft ohne Unterschied einzuräumen. Diese maurischen Häuser haben das, wohl aller orientalischen Bauart gemeinsam, daß sie ihr Antlitz gleichsam nach innen kehren, wie unsere europäischen Wohnungen nach außen. Das Klima wie die Sitte des Familienlebens scheinen sich hier in ihren Forderungen zu unterstützen. So giebt es denn nach außen sehr wenige und kleine Fenster; Licht und Luft kommen aus dem inneren Hofe, welcher mit seinen, ihn rings umgebenden mehrstöckigen, durch maurische Säulen und Bogen gestützten Galerien den größten Raum der Wohnungen einnimmt. Von den Galerien aus führen Thüren in die einzelnen Gemächer. Häufig giebt es einen Wasserstrahl in diesen Hofräumen, oder eine Banane, eine Rebe rankt sich an den Säulen bis zur Terrasse des Hauses hinauf. Unser maurisches Häuschen gehörte zu den einfacheren. Auf das Geländer einer der oberen Galerien gestützt, schauten wir auf die wunderbare Abendgesellschaft hinunter. Zum allgemeinen Verständniß sei bemerkt — was wir hernach weiter ausführen werden — daß diese letztere aus den Khuan (Brüdern) einer muhamedanischen Ordnung oder Secte (des Sidi Mohammet Ben-Aissa) bestand, welche in der Ausübung ihrer, in unseren Augen nur als Jonglerien geltenden Künste eine besondere Verherrlichung Allah's und des heiligen Stifters ihrer Ordnung, des Marabut (geistlichen Religionslehrers) Sidi Mohammet Ben-Aissa erblicken.

An der linken Ecksäule im Hintergrunde des Häuschens saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Taburet der Mokaddem, der Vorsteher der Khuan. Neben ihm stand rechts ein Tischchen, mit gebrannten glasirten Ziegeln belegt, eine Art Altar. Auf demselben befand sich links ein großes Kohlenbecken, in das man von Zeit zu Zeit Rauchwerk that, rechts ein alter metallener Leuchter mit sehr großem Fuße; eine Wachskerze darin stellte die ganze Beleuchtung her. Unser Tschautsch verschaffte uns auf der Galerie einige Stümpfchen Wachslicht, von oben schienen die Sterne herein. Um das Tischchen herum saßen noch verschiedene Mauren; die vor demselben lagernden hatten sich in ihre Burnusse eingehüllt und trugen im Gegensatz zu den übrigen Turbanträgern nur rothe Kappen. Hinter dem Tischchen unter der Galerie saßen auf den Taburets die musicirenden Khuan, theils Mauren, theils Neger. Unter der Galerie, rings herum drängte sich bis an die Säule die aus Arabern und Europäern bestehende Zuschauermasse. Ganz im Hintergrunde öffnete sich eine Thür nach einem der Gemächer des Hauses, in welchem sich die männlichen Glieder der Familie aufhielten. Die weiblichen waren durch unsere Ankunft auf der Galerie vertrieben worden; die entschleierten Frauen und Mädchen blickten scheu durch die Fensterchen auf die Galerie, rasch die Laden schließend, wenn der Blick eines neugierigen Europäers ihnen begegnete.

Als wir eintraten, hatte man die heiligen Gesänge schon begonnen; die kräftigen Hände der Mauren und Neger schlugen taktfest den Tamtam dazu, zuerst im $4/4$, hernach im $3/8$ und $6/8$ Takte, doch umfaßte die Melodie nicht mehr als den Raum von vier ganzen Tönen. Die ganze Musik hatte einen düstern, aufregenden und zugleich betäubenden Charakter. Es wurde Einem ganz wunderlich dabei zu Sinne, und man verfiel unwillkürlich auf antike Erinnerungen, Kybele, Bacchus ꝛc. Während der Tamtam und die schreienden Ge-

sänge eine Zeit lang schwiegen, schien einer der Khuan nach den allgemeinen Anrufungen Allahs sich an den heiligen Marabut, Sidi Mohammet-Ben-Aïssa, selbst zu wenden. Die Melodie ähnelte der vorhergehenden, doch glich der Gesang mehr demjenigen einer alten Frau in der Spinnstube, welche den Ton nicht mehr festhalten kann. Alsdann begann der Chor aufs Neue, indem er mit bewunderungswürdiger Art das Tempo sowie die Kraft des Gesanges zu steigern wußte. Man wurde fast selbst in den Strudel mit hineingezogen und staunte gar nicht, als sich plötzlich die rothbekappten Mauren vor dem geheimnißvollen Tischchen erhoben, ihre Kappen und Burnusse abwarfen, Einer, alsdann Zwei, sich die Nacken umschlingend, eine Art von pas de basque begannen, dessen bloßer Anblick schon hätte wahnsinnig machen können. Rechts und links tanzten sie vor dem Tischchen hin und her, mit völlig gelöstem Muskelsystem des Oberkörpers, so daß Kopf, Nacken und Arme wie willenlos durch die Bewegungen des Unterkörpers in der heftigsten Weise auf und nieder und zur Seite geschleudert wurden. Als das eine Zeit lang gedauert hatte, warf man ihnen die weißen Burnusse wieder über, worauf ihre Bewegungen sich immer noch steigerten; die Musik wurde schneller und schneller, das Geschrei wilder, die tanzenden oder vielmehr rasenden Männer, denen das Wasser am Körper niedertroff und die ihrer selbst immer weniger mächtig mit ihren Haarbüscheln oder zottigen Mähnen mitunter das Licht auslöschten und über das rauchende Kohlenbecken hinzustürzen drohten, fingen an, kreischende Töne auszustoßen; dann fielen sie fast ohnmächtig in die Arme des Mokaddem oder eines der Khuan, krochen auf dem Boden umher, brüllten und gnurrten gegen einander an wie wilde Thiere. In diesem Zustande gab man ihnen Eisenstangen in die Hand, welche in eine rothglühende breite Fläche ausliefen. Der Jongleur röchelte tief im Schlunde; dann schlug er herzhaft, gewissermaßen wüthend, mit der flachen Hand auf das Eisen, zog langsam die Fingerspitzen über die Fläche, daß sie rauchte, beleckte sie mit der Zunge, ließ sie an den Lippen hinfahren und schlug sich heftig damit an die Stirne. Die Ausführung wurde stets mit einem Zischen oder Brüllen begleitet. Zuletzt gab er das Eisen weg, wickelte sich in den Burnus, kroch brüllend am Boden hin und hielt das Haupt über das Kohlenbecken, in welches man häufig allerlei Rauchwerk streute. Dann packte er wieder seinen Gefährten, und der berauschende Tanz begann von Neuem. Diese Experimente wurden während des ganzen Abends wiederholt; ein Neger übertraf darin noch die Mauren, er schien mit wahrer Wollust die glühenden Flächen an den Backen hinzustreichen, und man ließ sich nur mit Mühe überreden, daß sein thierisches Gebrüll eine Anrufung Allahs sei. — Schon ehe man die Eisen brachte, und als stetes Intermezzo gab der Mokaddem den Jongleurs von den großen Blättern der Stachelfeige (cactus opuntia) im wahren Sinne des Wortes zu „fressen:“ denn wie wilde ausgehungerte Thiere krochen sie heran und bissen gierig in die mit zollhohen, festen Stacheln auf beiden Seiten bedeckten Blätter hinein. War das eine oder andere dieser Dinge ausgeführt, so erhob sich die Musik von Neuem, der Tanz wurde toller und toller, bis die Jongleurs unter Brüllen und Kreischen wieder so weit besinnungslos waren, um Neues zu beginnen. Sie stellten sich auf eine scharfgeschliffene Schwertspitze, rannten sich diese in den Leib und ließen die blutige Wunde untersuchen; sie drehten Eisenstangen ins Auge und stemmten sich mit denselben gegen die Säulen, so daß das Auge völlig aus seiner natürlichen Stätte herausgedrängt wurde, sie spielten mit glühenden Kohlen in der Hand, setzten sich auf das Kohlenbecken, nahmen es auf den Schooß und beugten die Oberkörper darüber, indem sie sich in ihre Burnusse hüllten. Alsdann spielten sie mit Vipern und aßen Scorpione, die man sie, so zu sagen, Glied für Glied verzehren sah. Waren sie zum Tode erschöpft, so stürzten sie dem Mokaddem und den übrigen sie umgebenden Khuan in die Arme, worauf sie völlig in sich zusammengesunken, mit ihren weißen Mänteln bedeckt, an den Wänden niederkauerten.

Zwei Stunden lang, während welcher uns zur Erfrischung Kaffee in kleinen Täßchen gereicht wurde, hielten wir den Anblick dieses Treibens aus; dann aber verlangte der herabgedrückte, durch das Zuschauen gleichsam zu einem leidenden Mithandeln verurtheilte Geist, sich draußen im Freien, fern von dem wüsten, thierischen Treiben wieder seiner Würde bewußt zu werden. Unser Tschautsch stieg mit seiner Laterne voran, und bald athmeten wir wieder auf. Man redete nicht viel; es gab in der ganzen Gesellschaft nur einzelne Ausrufe des Unwillens. Von den Festlichkeiten selbst sagte man uns, daß sie bis 4 Uhr Morgens zu dauern pflegen. — —

Die Khuan (Brüder) des Sidi Mohammet-Ben-Aïssa *) (des Herrn Mohammet, des Sohnes des Jesus) gehören zu den religiösen Secten oder Ordnungen, deren man in Nordafrika gemeiniglich sieben zählt. Das Gemeinsame dieser Ordnungen ist, daß sie sämmtlich auf dem orthodoxen Muhamedanismus ruhen, also nicht mit Spaltungen, wie Sunniten und Schiiten, noch viel weniger mit unseren Secten zu verwechseln sind. Am besten vergleicht man sie den geistlichen Orden des Katholicismus. Dem Ursprunge nach weisen sie stets auf einen sehr frommen Marabut zurück, der durch sein fleißiges Beten in der Moschee besondere Gnadenerhörungen des Himmels herabfleht und alsdann mit der als kräftig erprobten, durch eine Offenbarung im Traume beglaubigten Gebetsformel auszing, Schüler zu werben. Den Letztern ist im Wesentlichen treue Anhänglichkeit an ihren Lehrer, Ueberlieferung wunderbarer, ihren Marabut betreffender Dinge und jene Gebetsformel gemeinsam, die täglich am Rosenkranze abgebetet werden muß.

Als ein solcher frommer Marabut lebte vor 300 Jahren in der Stadt Mekinez in Marokko Sidi Mohammet-Ben-Aïssa. Er entriß durch frommes Beten seine Familie dem Hungertode und warb nun mit der, alsbald im Traume von Allah beglaubigten Gebetsformel Schüler. Der Sultan von Mekinez, einer andern Ordnung, den Mulei Taieb angehörig, wurde eifersüchtig und suchte den Mohammet-Ben-Aïssa aus seinem Gebiete zu verdrängen. Ein Anerbieten des Sidi Mohammet, dem Sultan für eine ungeheure Summe seinen ganzen Besitz abzukaufen, war für diesen die erwünschteste Gelegenheit, den armen Marabut seiner Ohnmacht zu überführen und ihn zu demüthigen. Allein in Gegenwart des Sultans und der Großen von Mekinez regnete der dreifache Betrag der festgesetzten Summe vom Himmel hernieder, und Sultan und Hof waren überwunden. Der großmüthige und kluge Marabut aber, dem es darum zu thun war seinen Anhang zu vergrößern, gab dem Sultan Land und Leute unter der Bedingung zurück, daß ein für allemal nach dem 12. des Monats Mauled (März) sämmtliche Einwohner von Mekinez gehalten sein sollten, sieben Tage in ihren Häusern zu bleiben, indem allein den Aïssaua das Recht gewährt wurde, während dieser Zeit ihren Geschäften und Neigungen nachzugehen. Diese Bedingung ist bis auf den heutigen Tag gehalten worden, d. h. ganz Mekinez hat sich seit jenem Tage rasch zu Khuan des Sidi Mohammet-Ben-Aïssa weihen lassen. — Unter allen den wunderbaren Historien, die von dem heiligen Marabut erzählt werden, ist für uns die wichtigste, daß er eines Tages mit seinen Schülern durch eine weite unwirthbare Gegend schritt, in welcher alle Nahrungsmittel ausgegangen waren. Man wendete sich an ihn: „Ei, so eßt Gift!“ antwortete er, und alsbald stürzten sich die Schüler auf Giftpflanzen, Schlangen, Scorpione u. s. w., um sich damit zu sättigen. An dem Ziele der Wanderung angekommen, wollte der Marabut den Khuan zu essen geben; allein sie hatten keinen Appetit mehr und erwiederten ihm, daß sie seinen Worten gefolgt wären. Da erhob sich Sidi Mohammet-Ben-Aïssa begeistert und gab seinen Anhängern die Zusage, daß von nun an keine von den zerstörenden Mächten der Natur ihnen mehr schaden würde, ja daß sie als Heilkünstler die Wirkungen derselben an Anderen aufzuheben die Macht haben sollten. — Seitdem hat sich die Ord-

*) oder Aïssaua, welches Wort man allenfalls „Jesuiten“ übersetzen könnte.

nung der Aissaua durch die oben geschilderten Künste hervorgethan und besonders die Zeit vor dem Geburtstage ihres heiligen Gründers (den 12. März) durch Ausübung derselben gefeiert. Bei weitem die größte Anzahl der Khuan befindet sich in Marokko, woselbst auch ihr „Khalifa“ (im katholischen Sinne etwa Ordensgeneral) residirt, welcher in den einzelnen Provinzen und Städten durch die Mokaddem vertreten wird. In Algerien zählt die Provinz Oran die meisten Anhänger, weniger Algier und Constantine. In der Stadt Algier selbst wohnen sie in dem höchsten Theile der Maurenstadt in der Nähe der Casbah, des alten Dey-Schlosses, auf welchem die berühmte Ohrfeige ertheilt wurde. Die französische Regierung hat in der ersten Zeit ihrer Herrschaft ein wachsames Auge auf sämmtliche religiöse Ordnungen geworfen, da sie in denselben Heerde politischer Umtriebe vermuthete. Indeß begnügt sie sich gegenwärtig damit, die früher z. B. streng verbotene Ausübung jener Jonglerien sorgfältig zu überwachen.

---

* Aus „Hannibals Tod“ *).

Von P. J. Willatzen.

I.

Bithyniens König giebt ein Fest,
Das jeden Wunsch verstummen läßt.
Zum Garten ward der Säulensaal,
Denn Rosen schmücken allzumal
Die leichtgeschürzten Tänzerinnen,
Die lächelnd schon den Reihn beginnen.
Der goldnen Saiten süßer Klang,
Der holden Lippen Lustgesang —
O reicher Wohllaut, wie du kirrst
Und jedem Herzen Wonne wirst!
Nur an der Wand die Marmorbilder
Der Götterheiden sehn nicht milder
Bei diesen vollen Jubelklängen.
Da stehn sie noch mit jenen strengen
Zornblicken, die vernichtend trafen:
Nun sind die eignen Enkel Sklaven
Entnervender Lüste! — Zürnen, zürnen
Wohl mögen diese reinen Stirnen!

Der König dort auf seidnen Kissen
War ernster Thaten nie beflissen;
Verbuhlt, verweichlicht und erschlafft,
Ward er sich nie bewußt der Kraft,
Und mehr gilt ihm ein schöner Busen
Als alle Kunst der hohen Musen.
Von feilen Sängern ist's erdungen,
Wird ihm ein schmeichelnd Lob gesungen,
Jedoch genügt schon solcher Lug
Des matten Geistes niederm Flug.
Das kennt er nur: Die süßen Kelche
Der Wollust auszuschlürfen, welche
Ein knechtisch Volk ihm willig beut.
Und so giebt Prusias sich heut'
Ein Fest und sieht in heitrer Ruh
Den schwebenden Tänzerinnen zu.

II.

Die Harfe klingt, Gesang erschallt
Und lauter Jubel mischt sich drein —
Sieh da, welch' eherne Gestalt
Tritt langsam, feierlich herein?
Der Alte trägt ein fremd Gewand,
Noch nie gesehn in diesem Land;
Gebräunt und streng ist sein Gesicht
Und paßt in diesen Festsaal nicht,
Doch zeigt den Herrscher sein Gebahren.
Und durch die scheuen Mädchenschaaren
Tritt er zum Sitz des Königs hin:

„Vernimm, o Herr, mit mildem Sinn,
Wer heut' sich nahet deinem Herd
Und seiner Götter Schutz begehrt.
Ein seltsam Schicksal fiel mir zu;
Einst, König, war ich mehr denn du,
Und ewig wird mein Name sein.
Zahllose Schätze nannt' ich mein
Und führte Heere kühner Krieger
Und war in hundert Schlachten Sieger;
Die jetzt die Herre der Erde sind —
Da stoben sie wie Spreu im Wind.
Doch Unglück kam, es kam Verrath!
Kein Zweiter leistet, was ich that,
Allein wer kann das Schicksal wenden?
Sieh diesen Stab in meinen Händen,
Sonst nichts auf Erden nenn' ich mein!
Verfolgt und flüchtig kehr' ich ein,
Laß diese Hallen gastlich sein!
Zehn Jahre irr' ich schon umher
Von Land zu Land, von Meer zu Meer,
Doch Rom verfolgt mich überall;
Es sucht mich schmachvoll zu verderben,
Es gönnt nicht einmal Ruh zu sterben
Dem müden Greise Hannibal.“

III.

Kaum trifft dies Wort des Königs Ohr,
Da schnellet er vom Sitz empor.
„Du Hannibal, der Punier Held,
Deß Ruhm bewegt die weite Welt?
Sei mir willkommen, sei mein Gast
Und wirf von dir der Sorgen Last!
Du bist am Ziel der Wandrung hier:
Ich biete eine Heimath dir!“
Der Punier aber lächelt bitter:
„Bedenk', mir folgt ein Ungewitter,
Und Romas Blitze fehlen nie;
Laß mich von dannen, scheust du die.
Dann, König, will ich fürder ziehn,
In ferne Oedeneien fliehn,
Und zu dem wilden Volk der Steppen
Die alten morschen Glieder schleppen,
Daß frei im Zelte der Barbaren
Mein Geist mag zu den Göttern fahren;
Denn nie — ich schwur's in wilden Nächten —
Nie soll das stolze Rom mich knechten,
Und müßt' ich auch bis zu den Enden
Der Welt die schwanken Schritte wenden!“
Als übe gleich ihr Zauberwalten
Die Näh des wunderbaren Alten,
Der stolz, ob flüchtig und verbannt,
Hat Prusias sich schnell ermannt:
„Mißtraust du meinem Fürstenwort?
Fluch diesem Haus, laß' ich dich fort —
Du bleibst! Die Blitze Roms verhöhn' ich!
Bei meinem Haupt! bin ich nicht König?“

IV.

Was ist den Sklaven und Eunuchen,
Daß Welt und Götter sie verfluchen?
Die Tänzerinnen sind verschwunden,
Die sonst sich täglich eingefunden,
Und die Schmarotzer schleichen stumm
Und trüb wie abgedankt herum.
Auf Einen wirft sich Aller Zorn
Und Jeglichem ist Der ein Dorn;
Doch demuthsvoll sich Alles neigt,
Wo nur der hohe Greis sich zeigt.
Daß alle Lust ein Ende nahm,
Er trägt die Schuld; denn seit er kam,
Ist wie verwandelt Prusias.
Er streut nicht mehr mit vollen Händen
Sein Gold, wie sonst. Wie soll nun das —
So rechnet jeder Höfling — enden?
Nachdenklich findet oft die Dirne
Des Königs sonst so heitre Stirne;
Der sonst nur schnöde Wollust sann,

---

*) Anfang eines erzählenden Gedichtes

Der Wüstling, wird er nun zum Mann?
Kalt bleibt er bei Timandras Reizen,
Mag die Hetäre auch mit Locken
Und Kosen noch so wenig geizen,
Und zagend ahnt sie und erschrocken,
Daß aus dem Taumel er der Sinne
Sich zu erheben nun beginne.

V.

Unfern vom Schlosse lugt ein Haus
Aus Palmengärten still heraus.
Dort wallet, von dem lauten Schwall
Der Welt geschieden, Hannibal;
Doch heimlich wirkt er, nimmer thatlos,
Des Königs Rath, wenn dieser rathlos,
Und Stütze ihm, wenn feig und schwach
Zurück er bebt vor Ungemach. — —

Das Abendroth verstreut sich mild
Von fernen Bergen auf's Gefild
Und hüllt die Welt in Dämmerschein,
Da sitzt der Alte noch allein
Und sinnt im blühenden Laubengang.
Er weilt nicht in der Gegenwart;
Versunken wie in Träumen starrt
Er in die dunkeln Zweige lang'
Und finstrer werden seine Mienen.
Er sieht ein Thal der Apenninen,
Rings eingeengt von Felsenwänden.
Die Römer drohen aller Enden,
Die jeden Ausgang nah und fern
Mit ihren Legionen sperrn. —
Verzweiflung herrschte in dem Lager
Der todgeweiheten Karthager,
Wirre Verzweiflung, denn es waren
Bei Hannibal nicht mehr die Schaaren,
Die kühn der Alpen Wolkenhöhn
In seinem Heerzug überklettert,
Wo unter ihnen mit Gedröhn
Lawinen wild zu Thal gewettert;
Nicht jene Starken, Narbenreichen,
Die nie ein Feind gebracht zum Weichen,
Die Rom zehnmal vernichtend schlugen
Und triumphirend zu den Thoren
Der stolzen Stadt die Waffen trugen,
Daß sie fast glaubte sich verloren —
Gestorben Alle und verdorben!
Nur junges Volk, neu angeworben,
Sah er geschaart um sich noch stehn,
Das, als es siegreich ihn gesehn,
Ihm folgte um der Beute willen.
Nun murrten in der Noth die Knaben
Und wollten ihren Hunger stillen
Und Kleider statt der Fetzen haben,
Und rings der Feind, schon siegsgewiß.
Regnicht und stürmisch war die Nacht
Und graufig lag die Finsterniß,
Da ward dem Feldherrn hinterbracht,
Verräther wollten ihn in Banden
Den Römern, die sie nah umstanden,
In's Lager bringen, um die Noth
Zu enden vor dem Morgenroth. —
Götter! Er in der Römer Ketten!
Unmöglich! Das galt noch ein Wetten!
Schnell mischte er — die Zeit war karg
Gemessen nur — beim Schein der Flammen
Aus Kräutern einen Trunk zusammen,
Den er an seinem Herzen barg,
Daß, wenn ihn schnöde Fessel zwänge,
Die Fessel er der Seele sprenge.

Dann ließ er plötzlich durch die Nacht
Zum Angriff rufen und zur Schlacht.
Graunvoll! Von Leichen Wall bei Wall;
Doch endlich siegte Hannibal,
Als stünden bei dem Schlachtenmeister
Der todten Siegesgenossen Geister.
Nahrung und Beute war der Lohn
Und schnell verstummte Murrn und Drohn ......

Seit jener Nacht floh manches Jahr,
Doch trägt der Greis noch immerdar
Den Gifttrunk bei sich wohlverborgen.
Wozu denn noch? Wozu noch sorgen?
Darf er nach langer Irrfahrt nun
Nicht hier im Hafen sicher ruhn?
Wie könnte hier Verrath ihm drohn?
Dies nur zu wähnen, wär's nicht Hohn
Der Gastlichkeit, die ihm in diesen
Friedvollen Räumen wird erwiesen?

Bei Seite hat er schnell geschoben
Das faltige Gewand und faßt
Ein dunkles Fläschchen dann in Hast.
Doch kaum hat er's emporgehoben,
Kaum sieht er, wie's unheimlich blinkt,
Als seine Hand mit Schaudern sinkt.

VI.

O bittre Lust! o süße Pein!
O Leben, räthselvolles Sein!
Die Jugend kennt nicht deinen Werth,
Die der Gefahr, des Kampfes begehrt
Und erst sich mühsam Pfade bahnt
Und kaum das Lustgestade ahnt,
Das spät nur taucht empor im Geist:
Die Küste, die Erinnrung heißt;
Doch wer oft mit dem Tod gespielt,
Zu tausend Malen Stand ihm hielt,
So oft derselbe überwunden
Des Daseins Wonne neu empfunden:
Den bindest du mit Zauberfäden
An dich durch liebe bunte Reden,
Der zählt die Stunden, die zu hoffen,
Bevor des Grabes Abgrund offen —
Das Grab! — Da herrschet Finsterniß,
Da ist nicht Raum genug zu handeln,
Nur Schatten sind's, die ungewiß,
Stumm und gestaltlos drunten wandeln!
O bittre Lust! o süße Pein!
O Leben, räthselvolles Sein!

Otto Jahn über Mozart.

Von F. Pletzer.

* Von dem Meisterwerke Otto Jahn's über Mozart (W. A. Mozart, von Otto Jahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, erster und zweiter Band) ist mehrmals in diesen Blättern die Rede gewesen. Da nun in Kurzem die Biographie des Meisters mit dem dritten Bande beendigt sein wird, wenn es dem Verfasser gelingt, den gewaltigen Stoff, welcher ihm noch vorliegt, in einem Bande zu bewältigen, so wollen wir noch einen Blick in die zwei ersten Theile werfen. Sie begleiten den Componisten von seiner Geburt 1756 bis zur Entstehung seiner ersten großen Oper, mit welcher die Reihe der vollendeten Bühnenwerke eröffnet wurde, dem „Idomeneo", der in München 1781 die Hauptoper des Carnevals war. Die Jahnsche Biographie läßt nicht bloß Alles, was bisher über Mozart geschrieben wurde, weit hinter sich, sie ist auch ein Muster von Geschichtschreibung, indem sie den Componisten als den musikalischen Herrscher seiner Zeit und diese ganze Zeit in ihrer Entwickelung schildert. Die bis zu Mozart heran allein geltende italiänische Oper, die großen Reformen Glucks und die musikalischen Schöpfungen, welche auf solchem Grunde stehend Mozart der Welt gab, werden so umfassend und klar geschildert, daß aus der Biographie des großen Meisters eine Geschichte der Musik in einer ihrer großartigsten Epochen geworden ist, ohne daß dieselbe eine flüchtige Skizze geworden wäre oder die eigentliche Aufgabe erdrückt hätte. Allerdings ist dem Verfasser die Arbeit unter den Händen zu einem Umfang angewachsen, von dem er im Anfange keine Ahnung hatte, aber er ist Herr über seinen Stoff geblieben und hat ihn gebändigt. — Der Laie hat beim

ersten Anblick des Werkes die Empfindung des Schreckens, indem er kaum eine Seite findet, die nicht Anmerkungen enthielte; aber der in ihnen aufgespeicherte erläuternde Theil der Biographie ist so sehr selbständig und so wenig ein schwerfälliges Anhängsel, daß eine Ausgabe des Buches ohne die Anmerkungen ganz wohl denkbar wäre. Vielleicht wird einst eine solche erscheinen und damit den nicht musikalisch Gebildeten ein treffliches Werk geschenkt werden. Der große, bei solchem Umfange fast unerhörte Erfolg des Jahnschen Buches ist, ebenso wie die stets häufigere Wiederbelebung der Mozartschen und andern Opern jener Zeit, ein charakteristisches Anzeichen der Reaction gegen die heutzutage sich breit machende Richtung.

Statt den Verfasser durch die sorgsame und liebevolle Schilderung der Mozartischen Familie, der Kunstreisen der Wunderkinder, der musikalischen Entwickelung Mozarts, der Erläuterung seiner Werke und der Abschnitte über die Musik jener Zeit im Allgemeinen zu begleiten, greifen wir in das Ganze hinein und nehmen uns einen Theil heraus. Die wenig bekannten älteren Opern, welche Mozart als Kind in Wien, dann in Italien und zu München schrieb, bevor er mit dem »Idomeneo« in seine letzte Periode trat, welche die Entführung, den Figaro, Don Juan und die übrigen Meisterwerke entstehen ließ, mögen der Gegenstand einer Skizze sein, welche wir der Schilderung Jahns entlehnen und zum großen Theil aus seinen eignen Worten zusammensetzen.

Wir stehen im Anfange des Jahres 1768 und befinden uns in der lustigen Kaiserstadt an der Donau. Die Familie Mozart ist nach Wien gekommen, weil die für den Herbst 1767 angesetzte Vermählung einer Erzherzogin mit dem Könige Ferdinand von Neapel das Zusammenströmen eines glänzenden Publikums und somit gute Concerternten verhieß. Aber die Sachen gingen schlecht; die Blattern wütheten in Wien, die kaiserliche Familie hatte von ihnen zu leiden, die Kinder Mozarts wurden so arg befallen, daß Wolfgang neun Tage blind dalag in Olmütz, wohin man geflüchtet war. Nach der Genesung werden sie am Wiener Hofe zwar sehr freundlich aufgenommen, Maria Theresia unterhält sich auf das Vertraulichste mit der Frau Mozart, Josef II. mit dem Vater und den Kindern, indem er der Schwester Wolfgangs sehr oft die Röthe in's Gesicht treibt. Mit den Concerten aber war es nicht viel, denn der Kaiser hatte den Luxus des Hofes beschränkt, und der hohe Adel mußte dem Beispiel folgen; das Publikum im Allgemeinen aber war noch ziemlich roh und hat erst später durch Gluck, Mozart und Haydn seineren Schliff erhalten. »Damals waren die Wiener«, wie der alte Mozart schreibt, »noch nicht begierig Ernsthaftes und Vernünftiges zu sehen, hatten auch wenig oder gar keinen Begriff davon und liebten nichts als närrisches Zeug: Tanzen, Teufel, Gespenster, Zaubereien, Hanswurste, Lipperl, Hexen und Erscheinungen. Ein Herr, auch mit einem Ordensbande, wird wegen einer hanswurstlichen Zote oder einfältigen Spaßes mit den Händen klatschen, lachen, daß er fast aus dem Athem kommt, hingegen bei der ernsthaftesten Scene, bei der rührendsten und schönsten Action und bei den sinnreichsten Redensarten mit einer Dame so laut schwatzen, daß andere ehrliche Leute kein Wort verstehen.« — Für das Wunderkind Wolfgang hatten diese Wiener einst geschwärmt, für die Entwickelung des Künstlers hatten sie keine Theilnahme.

Kaiser Josef zeigte aber doch großes Interesse für den Wunderknaben und wünschte, eine Oper von ihm zu sehen. Vater und Sohn gingen lebhaft darauf ein, die kaiserliche Operndirection versprach 100 Dukaten, ein Text war nach leichtfertiger Manier der Zeit bald da, und der Componist von 12 Jahren arbeitete an der komischen Oper „La finta semplice“ (etwa: »Die verstellte Einfältige«), die zu Ostern fertig sein sollte. Die 25 Nummern ließen denn auch nicht lange auf sich warten, wohl aber die Aufführung. Eine ganze Meute von bissigen und giftigen Neidern fällt über das junge Edelwild her, Direktor, Sänger und Musiker werden gegen den Knaben aufgehetzt, der an Glucks Pult dirigiren sollte, die Einen sagen, die Musik sei keinen blauen Teufel werth, Andere, die sie in den Proben gehört, behaupten, sie sei untergeschoben. Nun wurde die Aufführung erst hinausgerückt, dann ganz aufgegeben, da der Vater befürchten mußte, daß sie ausgepfiffen werde. Fast ein Jahr war der Familie durch die Blattern und diese Operngeschichte geraubt.

Die dreiaktige Oper La finta semplice liegt in Mozarts Handschrift vor und ist, obwohl eines Knaben Werk, unter den komischen Opern jener Zeit eine der besten. Sie zeigt schon die ersten Anfänge seiner später so großartigen musikalischen Charakteristik, ist in den ernsteren Sachen einfach schön, in den burlesken sehr lebendig, hat eine fließende, reizende Melodik und ist musikalisch nicht bloß anziehend, sondern von wirklichem Werth, ihr Text aber sehr schlecht und plump. Die Oper besteht vorzüglich aus Arien, deren etwa 20 da sind, meistens nach damaligem steifen Zuschnitt aus zwei Theilen, die im Charakter und Tempo verschieden sind und wiederholt werden, bestehend; einige sprengen aber auch diese Formschranken und bewegen sich freier. Die Finales zeigen schon viel Geschicklichkeit, überhaupt verräth sich nirgends der Knabe, überall ist Festigkeit und Gewandtheit in der Technik, überall Einsicht und Ebenmaß, kurz künstlerische Gestaltung, wenn auch das Alles nur in Ansätzen.

Neben dieser größeren schrieb der junge Maestro noch eine kleine komische Oper für einen Privatkreis. Sie war nach dem Französischen bearbeitet, hieß »Bastien und Bastienne« und ist eine Liebesgeschichte vom Dorfe. Die Musik ist leicht hingeworfen, doch von allerliebster Naivetät, echt deutsch, während die größere Oper im italiänischen Stil gehalten ist; der Text aber ein böses Stück Arbeit. Als eine Probe von der Poesie mag Folgendes dienen:

Bastienne: Ganz allein
Voller Pein
Stets zu sein
Ist kein Spaß
Im grünen Gras.

Bastien: Geh, du sagst mir eine Fabel,
Bastienne trüget nicht.
Nein, sie ist kein falscher Schnabel,
Welcher anders denkt als spricht.

Der Text eines Schlußterzettes lautet:

Lustig, preist die Zaubereien
Von Colas, dem weisen Mann.
Uns vom Kummer zu befreien
Hat er Wunder heut gethan.
Auf, stimmt sein Lob an!
Er stift't diese Hochzeitfeier.
O zum Geier
Welch trefflicher Mann!

Das Unglück des ersten Opernversuches schreckte den Vater nicht ab, vielmehr stand der Entschluß bei ihm fest, den Sohn nach Italien zu führen, dem gelobten Lande der dramatischen Musik. Dieser Gedanke wird wieder mit der Ruhe und Umsicht betrieben, die dem musterhaften Mann eigenthümlich sind. Er eilt nicht flugs mit dem Wunderknaben über die Alpen, er will nicht im Handumdrehen einen großen Mann aus ihm machen; Wolfgang muß sich vielmehr, als er nach der Rückkehr in die Vaterstadt Concertmeister wird, den ernstesten Studien hingeben, um durch die strengste Schule Leichtigkeit und Gewandtheit zu erlangen. So wird der Aufenthalt in Wien die Einleitung zu dem in Italien, und vollkommen schulmäßig gebildet, betritt Wolfgang dieses Land, damit er seine künstlerischen Erfahrungen bereichere, aus der Provinz in die Welt trete, auf dem Gebiete seiner Kunst ein durchgebildeter Weltmann werde.

Die Reise wurde im December 1769 angetreten und war eine Reihe von Triumphen. In Roveredo schon ist man so entzückt, daß es zweier handfester Männer bedarf, die dem Knaben den Weg zur Orgel durch die Massen bahnen müssen; noch größer war der Enthusiasmus in Verona, in Mantua ist die Bewunderung ohne Grenzen, zu Mailand spricht sie sich am Deutlichsten darin aus, daß man ihm die Hauptoper für die nächste Saison überträgt. Sie soll um Weih-

nachten 1770 gegeben werden und ihm 100 Dukaten nebst freier Wohnung unter der Arbeit bringen. — Während nach einem Texte gesucht wurde, setzten Vater und Sohn die Reise fort. Wolfgang ward überall gefeiert, machte zu Ostern in Rom das Kunststück mit Allegri's Miserere, welche berühmte Composition er aus dem Gedächtniß niederschreibt, nachdem er sie nur ein einziges Mal am Mittwochen der Charwoche gehört, war in Neapel von der herrlichen Natur mehr entzückt als von den eignen Triumphen und kam im October nach Mailand, um die schon unterwegs begonnene dreiactige Oper zu vollenden.

Sie heißt „Mithridates, König von Pontus." Fast wäre es der ersten ernsten Oper ergangen wie der komischen; denn schon begann die Virtuosen-Canaille ihre Intriguen, und Wolfgang war leidend, aber die Kabalen wurden besiegt, und am zweiten Weihnachtstage ging der Mithridates mit glänzendem Erfolg über die Bühne. 60 Musiker, darunter 28 Violinisten, führten die Musik des mit lautem Jubel begrüßten jungen Meisters aus. Am 27. December wurde die Oper wiederholt, mehrere Nummern Dacapo verlangt, bei anderen unterblieb es aus praktischen Rücksichten. Da es nämlich ein Donnerstag war, so wollte man noch Abends vor Eintritt des Fastenfreitags essen, die Oper mußte also vor Mitternacht zu Ende sein. Sie dauerte aber mit den eingelegten Balleten über 6 Stunden; man sieht, wir haben Unrecht, wenn wir uns über die Länge der Hugenotten oder des Propheten beklagen. In zwanzig Vorstellungen hatte das Werk volle Häuser und immer gleich großen Beifall.

Mozarts Mithridates, der auch handschriftlich erhalten ist, besteht fast nur aus Arien und ist in dem damals hergebrachten Stile gearbeitet. Die Forderungen der Virtuosität standen in erster Reihe, der Componist mußte sich den Sängern anschmiegen und für sie schreiben, jedem eine bestimmte Anzahl Arien mit Bravourstellen geben. Zeigt nun zwar die Oper, daß die Mailänder Künstler wirkliche Gesangsvirtuosen waren, so mußte doch der musikalische Genius des solchen Gesetzen und Mißbräuchen unterworfenen Componisten sich selbst zum Nachtheil des Werkes Gewalt anthun. Das ist die Stelle, wo der Mithridates so gut wie alle andern ernsten Opern vor Glucks Reformen sterblich, und woran sie wirklich gestorben sind. Die schöpferische Kraft des jungen Tondichters verräth sich nicht im Ganzen, das steif und gezwungen ist, sondern nur in einzelnen Zügen von tiefer Bedeutung, hohem Adel und ergreifender Wahrheit, die denn auch von dem an die schulgerechte Form gewöhnten Mailänder Publikum erkannt und gewürdigt sein werden.

Nach den ersten Aufführungen der Oper besuchten die Reisenden Turin und kehrten über Venedig nach Salzburg zurück. Der großartige Erfolg der italiänischen Reise machte den jungen Meister nicht hochmüthig, er blieb derselbe bescheidene, offene und liebenswürdige Knabe. Nach einigen Monaten muß er schon wieder nach Mailand und componirt zu einer erzherzoglichen Hochzeit das zweiactige Festspiel „Ascanio in Alba." Er verdunkelt mit der rasch hingeworfenen Composition, die recht geschickt nach den geltenden Mustern gemacht, aber nicht von bedeutendem Werth ist, den berühmten Tondichter Hasse, der indeß neidlos über den jungen Achill sich freut und ausruft: „Der Jüngling wird Alle vergessen machen!" Reich an Beifall, Honorar und Geschenken kommt Wolfgang noch im December 1771 wieder nach der Vaterstadt.

Hier traf ihn Ungemach aller Art, eine schwere Krankheit und der Tod seines bisherigen Gönners, des Erzbischofs Sigismund, dessen Nachfolger Hieronymus die Familie Mozart so unwürdig behandelte, daß sie nach einigen Jahren Salzburg verließ. Wiewohl nun dies Jahr 1772 so manches Widrige brachte, componirte doch der 16jährige Wolfgang im Laufe desselben, abgesehen von kleinen Arbeiten, nicht weniger als 2 Opern, 7 Symphonieen, eine Litanei, ein Regina coeli, ein Quartett und ein großes Divertimento. Von den beiden Opern ist die erste, „Der Traum des Scipio", ein Gelegenheitsstück, nach einem Texte, der 1735 zum Geburtstage der Kaiserin Elisabeth gedichtet war und nun ganz naiv mit kleinen Abänderungen dem neuen Erzbischof auf den Leib zugeschnitten wurde. Dem jüngeren Scipio erscheinen im Traum das Glück, die Standhaftigkeit, der ältere Scipio und sein eigner Vater; sie singen Arien, zu denen noch eine Ouverture und zwei Chöre kommen. Das Ganze ist auf Bravourgesang berechnet, der Besieger des Hannibal muß bis zum hohen C hinauf; man merkt der Oper an, daß sie auf Bestellung, nicht mit dem Herzen gemacht ist.

Die zweite Oper, Lucio Silla, ist im großen Stil, ihr Held jener furchtbare römische Dictator Lucius Cornelius Sulla, dessen Name mit blutigen Zügen im Buche der Geschichte geschrieben steht. Das Werk ist für Mailand componirt, wohin Mozart im Spätherbst reiste, und dort um Weihnachten, also ein Jahr nach dem Mithridates, mit dem gleichen Erfolge zur Aufführung gekommen. Am ersten Abend wäre die Oper fast mißglückt, da gleich zu Anfang der Tenorist während einer Arie der Primadonna im stummen Spiel solche Gesichter schnitt, daß die Zuhörer in Lachen ausbrachen und die Sängerin um ihre Fassung brachten. Der Text des „Silla" ist wieder ganz elend, er selbst ein schwankender Tyrann, der zuletzt von Milde überfließt. Mozart hat fast nur für die Sänger geschrieben und ihnen zum Theil sehr schwere Bravourarien gegeben, die aber auch ganz vorzügliche dramatische Stellen aufzuweisen haben. Der erste Akt enthält vor dem Finale eine großartige Scene; sie besteht aus schönen Recitativen und herrlichen Chören, die durch ein reizendes Sopransolo unterbrochen werden. Der Chor spielt hier überhaupt eine bedeutendere Rolle als in den früheren Opern.

Der Sulla ist das letzte große Werk, das Mozart für Italien componirte. An neuen Anträgen wird es dort nicht gefehlt haben, aber der Salzburger Erzbischof verweigerte den Urlaub. Diese Mißgunst hat wenigstens den guten Erfolg gehabt, daß die ferneren Schöpfungen des Mozartschen Geistes in Deutschland entstanden und blieben. — Im Jahre 1773 ward ein Versuch gemacht, in Wien eine sichere und bessere Stellung zu erlangen, aber man verbrauchte dort viel Geld und erreichte nichts, so daß nun Vater und Sohn länger als ein Jahr ruhig in Salzburg lebten, bis Wolfgang von München den Auftrag erhielt, für die Carnevalsaison 1775 eine komische Oper zu schreiben. Hier betreten wir ein bekannteres Gebiet; die Oper ist „La finta giardiniera, die schöne Gärtnerin oder die Gärtnerin aus Liebe", und sie bezeichnet in Mozarts Entwickelung einen sehr bedeutenden Fortschritt. Er nahm es mit allen Sachen ernster als früher und erreichte nicht bloß bei dem gewöhnlichen Publikum glänzenden Erfolg, sondern von Kennern das Urtheil, man habe noch nicht eine so schöne Musik gehört, die so gleichmäßig und gewissenhaft componirt sei. Sie überbietet in der That die besten komischen Opern der Zeit durch Reichthum und Schönheit eigenthümlicher Melodien, durch Feinheit der Charakteristik, durch glänzendere Benutzung des Orchesters und sorgfältigere Ausführung des Einzelnen, so daß man zu großer Verwunderung alle Arien schön, keine als Lückenbüßer behandelt fand. Trotz unvergleichlichen Schönheiten ist die Oper nicht wieder neu belebt worden, weil sie von den noch größeren Reizen und der kunstvolleren Form der Entführung oder des Figaro verdunkelt ist, weil aber ferner auch der Text unverzeihlich albern und voll von Karikatur ist, so daß wieder einmal eine Fülle von Geist an eine Dummheit verschwendet wurde. Den ursprünglich italiänischen Text hat später, wie man annimmt, der Vater Mozart oder ein Freund deutsch bearbeitet und noch mehr verschlechtert.

An musikalischem Werth steht die Oper höher als irgend eine der früheren und bildet den Uebergang zu den großen Schöpfungen des Meisters. Es ist eine schöne und lebendige Charakteristik da, die ganze Erfindung und Behandlung ist originell und sicher, nicht bloß die Arien, sondern auch die größeren zusammengesetzten Musikstücke sind mit leichter und glücklicher Hand gearbeitet, haben Wahrheit der Empfindung und des Ausdrucks, die Finales sind Meisterstücke. Der junge Meister hat das Arbeiten nach hergebrachten Formen abgestreift und giebt sich nun frei seinem Genius hin, der in einer frischen und anmuthigen Schöpfung der Welt verräth, was er später bei reiferer Ausbildung Großes und Herrliches schaffen werde.

Noch in demselben Jahre mit der Gärtnerin, 1775, entstand die in Salzburg aufgeführte Festoper „Il re pastore, der König als Schäfer oder der königliche Schäfer", ein kleineres Gelegenheitswerk, das vor einigen Jahren im Druck erschienen ist, bearbeitet nach einem Zug aus der Geschichte Alexanders des Großen. Die Oper steht hinter ihrer Vorgängerin zurück, ist nicht mit demselben Fleiße gearbeitet und mehr concertmäßig nach dem alten Zuschnitt der ernsten Oper, welchen grade in jenen Jahren erst Gluck änderte, gehalten, offenbar auch nicht für Sänger vom ersten Range berechnet; sie hat aber reizende Musikstücke und ist durch feine und anmuthige Behandlung des Orchesters besonders interessant.

Die nächste Zeit verlebte Mozart wieder in Salzburg, wo die Verhältnisse immer unangenehmer wurden. Bei Hofe standen Vater und Sohn nicht in Gnaden und mußten manches unangenehme Wort über die häufigen Reisen vernehmen; Wolfgang hatte keinen Gehalt als Concertmeister, bei seinen Collegen fand er mehr Neid als Freundschaft und Anerkennung, der Hof zog die italiänische Musik der seinigen vor, der Adel hatte denselben Geschmack. Unter solchen Umständen verlebten Leopold und Wolfgang Mozart zwei Jahre in Salzburg. Da ertrugen sie es nicht länger; auswärtige Aufträge waren nicht gekommen, der Vater meinte, der Sohn werde wohl gar vergessen werden, wenn er nicht eine neue Kunstreise unternehme. Durch Studien auf dem Clavier und der Violine sowie mit neuen Compositionen für eine solche Reise vorbereitet, hielt man um Urlaub an, und als der Erzbischof ihn verweigerte, gab Wolfgang seine weder einträgliche noch angenehme Stellung auf und ging mit der

Mutter nach Paris. Dort starb die wackere Frau, und der Sohn, der viel bewundert wurde, aber nicht nach Wunsch Beschäftigung fand, kam im Januar 1779 wieder bei dem Vater an.

Hier wandte sich Mozart, der die Bekanntschaft des 1780 mit einer wandernden Truppe nach Salzburg kommenden Direktors Schikaneder machte, wieder der Oper zu, schrieb die Musik zum Drama „Thamos, König in Egypten“ von Gebler, componirte die auch im Druck erschienene Operette „Zaide“, welche er später fallen ließ, und erhielt den Auftrag, für München die Hauptoper des Carnevals von 1781 zu schreiben. So entstand der „Idomeneo.“ Damit sind wir am Schluß unserer kurzen Wanderung angelangt und verlassen den mittlerweile zur völligen Selbständigkeit gereiften und in frischer Jugendkraft stehenden Meister, der bei dem „Idomeneo“ schon die Gesetze des großen Reformators Gluck befolgte.

Feuilleton.

— * Soeben erscheint die Schlußlieferung der „Aesthetik“ von Vischer. Sie behandelt die Dichtkunst.

— * Professor Erdmann in Halle hat eine Schrift erscheinen lassen. „Ueber Schelling, namentlich seine negative Philosophie.“

— * Eins der jüngsten Werke über Spanien, dessen Zustände seit einigen Jahren in einer ganzen Reihe von Büchern besprochen werden, die „Reisebilder aus Spanien“ von Hans Wachenhusen, zerfällt in die beiden Abschnitte Castilien und Andalusien. Der Verfasser reiste im April 1856 von Straßburg nach Paris, von da über Bordeaux nach Spanien, besuchte die Baskischen Provinzen und betrat Castilien, wo nun Burgos und sodann Madrid mit seinen gesellschaftlichen und politischen Zuständen, der Wirthschaft bei Hofe, den Revolutionen von 1854 und 1856 beschrieben werden. Im zweiten Bande geht's aus Castilien nach Andalusien. Granada mit Alhambra, Malaga, Gibraltar und die gegenüberliegende afrikanische Küste bilden da die Hauptgegenstände.

— * Der Maler und Dichter Robert Waldmüller, dem auch unser Blatt manchen trefflichen Beitrag, besonders an Reisebildern aus der Schweiz und Italien, verdankt, hat gleichzeitig zwei hübsch ausgestattete Bändchen Gedichte herausgegeben, deren eines den Titel „Lascia passare“ (Laßt sie vorübergehen) führt und ein poetisches Spiegelbild seiner Reisen in Italien ist. Von beiden Sammlungen wird noch die Rede sein.

— * Romane mit den religiösen Fragen als Hintergrund liegen jetzt gleichsam in der Luft, besonders seit dem berüchtigten Eritis sicut deus, mit welchem das rauhe Haus in Hamburg ein so schönes Geschäft gemacht hat. Wieder ist ein solcher Roman von kleinem Umfang unter dem Titel Deus ignotus (Der unbekannte Gott) erschienen. Der Geist, in welchem er geschrieben ist, tritt in den folgenden Schlußzeilen zu Tage: „Deus ignotus“ ist der Titel dieses Buches. Die Heiden verlangten den Namen des Götzen zu wissen, welchem Paulus, der Christ, in Athen einen Altar erbaute. „Deo ignoto!“ setzte der Apostel darauf —: „dem Gott, den Ihr nicht kennt und der unerforschlich ist“ war der Doppelsinn dieser Devise. Ist Gott, dieser Deus ignotus des Apostels, bis heute erkannt worden? Viele glauben es — Jeder erklärt ihn anders — wie Jeder seinen eigenen Glauben, seine eigene Religion hat. Viele giebt es, die wollen Proselyten machen; sie verdammen den Glauben Anderer und halten ihn für Lüge, für Trug. Wie aber, wenn der Deus ignotus diesem Menschen anders begegnet ist, als ihnen — wenn diese Leute ihn von Angesicht — aus seinen Blitzen oder seinem Frühlingslächeln kennen und sie — die Weisen — nur aus dem hohlen Kram pedantischer Schulweisheit? Denn wer wirklich glaubt, weiß, daß er den Glauben nicht durch Lesen, Hören — nicht als Erbtheil einer guten Mutter oder als ein Weihnachtsgeschenk des Himmels erhalten hat —: er hat erfahren, gelitten, wurde gebrochen und dann hat er daran geglaubt. Solche Leute aber schweigen, wenn man Gott erklären will und ihr Blick sagt dem Zweifler oder Spötter: „die Zeit wird kommen, wo du selbst sehen, hören und erfahren wirst, was uns wer Gott ist.“ Deus ignotus ist der Gott aller Welt, auch derer, die an keinen Gott glauben und denen nur der Zweifel in der Brust sagt — es müsse etwas Höheres geben!

— * Dem Spottgedichte „Heinrich Heine's Höllenfahrt“, einer Satire auf die literarischen und künstlerischen Zustände unserer Tage, ist jetzt „Heinrich Heine's Himmelfahrt“ gefolgt.

— * Vor einigen Tagen beging in Berlin der gefeierte Philologe Professor Böckh das fünfzigjährige Jubiläum der 1807 in Heidelberg erlangten Doktorwürde. Mehrere Universitäten hatten dem Jubilar Deputationen geschickt, alle Notabilitäten der Hauptstadt erschienen zur Gratulation, die Studenten brachten einen Fackelzug; Alexander Humboldt erfreute Böckh durch ein Schreiben.

— * In München hielt kürzlich Paul Heyse einen Vortrag über den italiänischen Dichter Vittorio Alfieri. Der Vorlesende hat uns — heißt es in einem Münchener Briefe — von dieser eigenthümlichen literarischen Stellung Alfieri's das anschaulichste Bild, und durch die in den engen Raum einer Stunde zusammengedrängte Fülle lehrreicher Bezüge auf das Wesen der dramatischen Dichtkunst überhaupt den Beweis geliefert, welch lebendiger Zusammenhang das ernste Studium jenes edlen Geistes, so mancher Härten einer spröden Sonderlingsnatur ungeachtet, mit dem Streben der Gegenwart aufs gedeihlichste verbinden kann. So war es hier nicht der flüchtige Reiz der Curiosität, der an charakteristischen, ja zum Theil abenteuerlichen psychologischen Einzelheiten sich befriedigt hätte, sondern die ganz in ihrem großartigen Kern erfaßte Persönlichkeit wurde den Hörern dergestalt vor die Seele gerückt, daß ein reges Gefühl all der gewichtigen sittlich-ästhetischen Fragen, welche sich an die Lebensarbeit eines solchen Mannes knüpfen, im Genuß der neuen Bekanntschaft mitwirkte.

— * Das in Halle zu errichtende Denkmal des Componisten Händel soll nach dem mit großem Beifall aufgenommenen Modelle des Bildhauers Heidel in Berlin ausgeführt werden; die „Illustrirte Zeitung“ giebt eine Abbildung des Modells. Die Kosten für die Ausführung in Erz sind noch nicht ganz gedeckt.

— * In Wien soll nun demnächst ein Denkmal für Mozart auf dem St. Marxer Friedhof errichtet werden, wo er begraben liegt. So wird ein Beschluß ausgeführt, der im vorigen Jahre bei der Mozartfeier nach erfolgter Ermittelung des Begräbnißplatzes gefaßt wurde. Ein von dem Bildhauer Gaser gemachtes Modell ist vom Gemeinderath der Stadt Wien angenommen worden.

— * Die musikalische Reise, welche neulich Franz Liszt von Weimar nach Leipzig unternommen hat, um einigen seiner symphonischen und sonstigen Compositionen in der musikalischen Hauptstadt Deutschlands Eingang zu verschaffen, ist nicht so gut ausgefallen, als wir neulich nach einigen uns vorliegenden Kritiken mitgetheilt haben. Zuverlässige und gewichtige Stimmen bezeichnen den Versuch als mißlungen, da aller Lärm klatschender Verehrer die im Grunde erlittene Niederlage nicht habe verdecken können. Liszt macht gelegentlich förmliche Expeditionen zum Zwecke der größeren Verbreitung seiner sogenannten Zukunftsmusik und war wie jetzt in Leipzig so im vorigen Winter in Berlin, fand aber auch dort mehr Achselzucken und Opposition als herzliche Theilnahme. Gegen solche Expeditionen ist nun nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Manier, in der sie ausgeführt werden. Liszt bringt nämlich bei solchen Gelegenheiten eine Schaar von Getreuen, größtentheils noch ganz grünen Nachbetern mit, welche in den Concerten angemessen vertheilt werden und die Beifallssignale geben. So wacker nun auch in Leipzig diese kühne Schaar kämpfte, es wollte nicht rechte Früchte tragen. Aus solchen Niederlagen macht sich aber Neu-Weimar nichts; es lächelt mitleidig über die musikalische Welt, welche noch nicht „reif“ ist für solche Musik.

— * Der Gastrollencyclus des Herrn Dawison hat, wie vorauszusehen war, erweitert werden müssen, so daß die Zahl der Darstellungen von 10 auf 13 gestiegen ist. Zu Wiederholungen einzelner derselben war leider bei der beschränkten Zeit, da der Künstler nach Hamburg zu kommen sich verpflichtet hatte, so wenig Raum, daß von den größeren Rollen nur der Narciß mit einer solchen Wiederholung bedacht werden konnte, während der Wunsch, Herrn Dawison als Hamlet, Mephistopheles und Philipp II. zum zweiten Male zu sehen, nicht in Erfüllung gehen konnte. Sollen wir schon jetzt dieser kurzen übersichtlichen Notiz eine specielle Bemerkung beifügen, so sei es die, daß die Darstellung des finsteren spanischen Königs in Schillers Trauerspiele zu dem Großartigsten gehörte, was die Schauspielkunst aufzuweisen hat. Diese Rolle ist die jüngste des Herrn Dawison, welcher sie erst ganz kürzlich zu Dresden in sein Repertoir aufgenommen hat.

— * Der Dichter des Trauerspiels „Narciß“, das seit einem Jahre auf fast allen Bühnen aufgeführt wird, Albert Emil Brachvogel, steht im vierunddreißigsten Jahr eines bewegten Lebens. Er ist 1824 zu Breslau geboren und war der Sohn wohlhabender Eltern; seine Jugend wurde durch den frühen Tod des Vaters und durch Krankheiten getrübt. Lange schwankte der Knabe, welchem Beruf er sich zuwenden solle, unterdrückte der Mutter zu Liebe seine Neigung zum Schauspielerstande, ging zu einem Buchhändler, der ihn aber entließ, da er lieber las als arbeitete, und war eine Zeitlang Graveur. Durch den Tod der Mutter Herr seiner selbst und eines ansehnlichen Vermögens geworden, folgte er seiner Neigung für die Bühne, ging nach Wien und wollte auf einem kleinen Theater als Kosinsky in den „Räubern“ auftreten, zeigte aber auf der Probe so wenig Geschick, daß ihn der Direktor gar nicht auftreten ließ. Verstimmt und aus allen Träumen herausgeworfen, kehrte er nach Breslau zurück und ward wieder Graveur, hatte aber keine Ruhe, dichtete viel und begab sich nach Berlin, wo er heirathete. Hier hatte er auch die Freude, daß sein Drama „Jean Favard“ auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne zur Aufführung kam, ohne aber nachhaltigen Erfolg zu haben. Er hat es nebst mehreren anderen Stücken, zu denen sich

keine Bühne entschließen wollte, fallen lassen. Eine langwierige Krankheit zwang ihn zu einer Veränderung des Klimas, und er lebte nun einige Zeit auf einer Besitzung im Riesengebirge. Der unerwartete Verlust seines Vermögens nöthigte ihn sein Besitzthum aufzugeben und führte ihn 1853 wieder nach Berlin, wo er aber erst 1856 im März nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen mit dem „Narciß“ sein Glück begründete. Dies Drama soll ihm allein in Berlin in 10 Monaten an Tantiemen über 1700 Thaler eingebracht haben. Im December folgte „Adelbert von Babenberg“, der nicht so ergiebige Erfolge verspricht, aber in poetischer Hinsicht ein Fortschritt ist. Jetzt arbeitet Brachvogel an einem Roman.

— * Die deutsche Schauspielkunst hat durch Marie Seebach kürzlich in Amsterdam große Triumphe gefeiert; sie gastirte im dortigen deutschen Theater und hatte die glänzendsten Erfolge, die sich außerhalb des Theaters auch in Fackelzug und dergl. mehr äußerten. Die deutsche Dichtung hatte freilich nicht das Glück schön vertreten zu werden; denn die aufgeführten Dramen waren Griseldis, die Waise von Lowood und Dorf und Stadt.

— * Elisha Kent Kane. Leider bestätigt sich die Nachricht von dem aus Havannah gemeldeten Tode des berühmten Nordpolfahrers Dr. Kane, der zwei Male den Spuren des verschollenen John Franklin folgte und nun im Alter von 35 Jahren den Folgen seiner Anstrengungen erlegen ist. Die „Europa“ giebt den folgenden kurzen Lebensabriß des Verstorbenen. „Kane, obgleich noch ein junger Mann, — er war 1822 in Philadelphia geboren — hat im Dienste der Wissenschaft ein ereignißreiches Leben geführt und außer Australien alle Welttheile bereist. Auf den Universitäten Virginia und Pennsylvania gebildet, wurde er 1843 Doctor der Medicin und sofort zum Arzt bei der ersten amerikanischen Gesandtschaft nach China ernannt. Er benutzte die ihm dadurch gebotene Gelegenheit um die Philippinen zu durchforschen, die er meistens zu Fuße durchwanderte. Sein Begleiter während eines Theils dieser Reise war der junge preußische Baron von Loe, der aber in Java starb. Dr. Kane wurde zwar auch krank, erholte sich aber wieder, Dank seiner kräftigen Constitution. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er der vulkanischen Region Albay. Er war der Erste, welcher in den Krater des Tael hinabstieg und das Innere dieses großen Vulkans zeichnete. Er ließ sich zu diesem Zwecke mehr als 100 Fuß an einem Bambusseil von einer vorspringenden Klippe herunter und stieg dann noch fast 700 Fuß tiefer über Schlacken bis auf den Grund des Kraters, von wo er besinnungslos mit den Mineralien, die er gesammelt hatte, heraufgezogen wurde. Nach diesen Expeditionen durchreiste Dr. Kane Ostindien, blieb längere Zeit in Ceylon und begab sich von dort nach Afrika, um verschiedene klassische Ruinen und den obern Nil zu durchforschen. Auf dieser Reise begegnete er Dr. Lepsius; auf der Rückreise gingen aber leider alle seine Journale und Papiere verloren und er selbst erkrankte gefährlich an der Pest. Kane's nächstes Reiseziel war Afrika wo er die Sklavenfactoreien von Cap Mount bis zum Bonnyfluß besuchte und in den Baracuns von Dahomey Zutritt fand. Eine Expedition nach Abomey mußte unterbleiben, weil den Reisenden ein Fieber befiel, an dessen Folgen er sein ganzes Leben zu leiden hatte. Der Ausbruch des mexikanischen Krieges gab ihm Gelegenheit, Erfahrungen anderer Art zu machen. Er wurde in der Schlacht von Nopalucca gefährlich verwundet und unterzog sich später der schwierigen und gefährlichen Pflicht, Präsident Polks Depeschen dem General Scott zu überbringen. Das kriegerische Leben entfremdete ihn jedoch nicht der Wissenschaft; im Gegentheil gelang es ihm, während des Feldzugs barometrische Messungen des Popocatepetl vorzunehmen. Nach dem Frieden war er bei der Aufnahme der Küsten der Vereinigten Staaten im Golf von Mexiko beschäftigt, als er von der Expedition hörte, welche der Rheder Grinnell mit Unterstützung der Vereinigten Staaten Regierung zur Aufsuchung Sir John Franklins ausrüstete. Kane bot sich als Freiwilliger an, und machte die Expedition als Arzt mit. Diese Expedition sah die letzte Spur von Sir John Franklin am Cap Riley, welche Capitän Perry wenige Wochen vorher zum ersten Mal entdeckt hatte. Noch hatte Dr. Kane die Beschreibung dieser ersten Nordpolreise nicht druckfertig, als er, theils aus eigenen Mitteln, theils durch Unterstützungen Mr. Grinnells und Mr. Peabody's, eines Amerikaners und eines Engländers, eine neue Expedition ausrüstete, welche das nördliche Ende der Baffinsbai durchforschte und die letzte des kühnen Reisenden sein sollte. Sein Tagebuch dieser Expedition veröffentlichte er in einem interessanten Werke, welches, wie wir vernehmen, binnen Kurzem in einer deutschen Bearbeitung erscheinen wird. Damit dürfte die Geschichte der Nordpolfahrten vorläufig abgeschlossen sein, denn wenigstens die englische Regierung hat auf das bestimmteste erklärt, keine neue Expedition ausrüsten zu wollen, da über Franklin und seiner Gefährten unglückliches Ende kein Zweifel mehr obwalten kann.“

— * Zur Geschichte des Don Carlos. Durch das Buch des Amerikaners Prescott über König Philipp II. von Spanien ist die Geschichte des Infanten Don Carlos mit ihren dunklen Stellen wieder ein Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden. In der „Allgemeinen Zeitung“ wurde neulich die Ansicht aufgestellt, die von Philipp II. ängstlich überwachten Papiere, welche die bezüglichen Aktenstücke enthielten und während des Halbinselkrieges in die Hände der Franzosen geriethen, möchten sich irgendwo auf einem deutschen Schlosse befinden, wohin sie eine Kette von Umständen geführt habe; doch ist nichts Sicheres darüber aufzustellen. In derselben Zeitung werden aus Brüssel noch einige Winke über jene Papiere und die Kiste, in der sie sich befanden, gegeben, auf Grund von Forschungen belgischer Gelehrter. Dieselben, — sagt der Verfasser des in Rede stehenden Artikels —, stützen sich besonders auf die zahlreichen und wichtigen Documente, welche Gachard während seines wiederholten Aufenthalts in Simancas gesammelt hat, und auf die in den Bülletins der königlichen Geschichtscommission, sowie in den bis jetzt erschienenen Bänden der Correspondenz Philipps II. hingewiesen ist. Soviel ich übersehen kann, sind die in diesen Sammlungen enthaltenen Notizen für die Geschichte des Don Carlos vielleicht nicht in dem Grad wie sie es verdienen in Deutschland beachtet und verwerthet worden. Da größere Veröffentlichungen von Seiten der Brüsseler Akademie und der Geschichtscommission in nächster Zeit in Aussicht stehen, so werde ich mich für den Augenblick auf die Frage in Betreff des Vorhandenseins der Prozeßakten beschränken. Trotz der vorhandenen Tradition kann zuerst zweifelhaft erscheinen, ob überhaupt ein Prozeßverfahren gegen den Infanten im eigentlichen Sinne des Worts stattgefunden habe. Gachard stellt dasselbe entschieden in Abrede. Die Meinung, daß die Inquisition damit beauftragt gewesen sei, ist durch Llorente's Erhebungen vollkommen beseitigt, es bleibt nur noch als gleichzeitige, an sich jedenfalls wichtige Quelle: die Erzählung Cabrera's, der jedoch das völlige Stillschweigen des trefflich unterrichteten Herrera als sehr berechtigter Zweifelsgrund entgegentritt. Daß im ersten Augenblick nach der Verhaftung des Prinzen Philipp beabsichtigt habe ein Verfahren gegen ihn einzuleiten, darf als gewiß angenommen werden; es war dieß eine Nothwendigkeit, welcher der König sich nicht entziehen konnte, wenn er dem Sohn, dem die Cortes von Castilien als muthmaßlichem Thronfolger schon geschworen hatten, sein Erbrecht auf die Krone entziehen wollte. Es liegen außerdem Thatsachen vor, welche auf die Einleitung eines solchen Verfahrens hindeuten. Bei der verhältnißmäßig kurzen Zeit aber, die zwischen der Verhaftung des Infanten und seinem Tode verfloß, scheint es nur zu einer Art Voruntersuchung gekommen zu sein, die in Folge des, schneller als man erwarten durfte, eintretenden Ausgangs der Katastrophe zu einem eigentlichen regelmäßigen Prozeßverfahren nicht fortgeführt werden konnte. Wenn also von Proceßacten die Rede ist, so könnte es sich immer nur um die Acten dieser Voruntersuchung handeln. Daß man in Spanien selbst an das Vorhandensein dieser Akten glaubte, liegt außer allem Zweifel; Cabrera erzählt, Don Christoval de Mora habe sie im Jahr 1592 in den Archiven zu Simancas, mit den Acten des Processes den König Johann II. von Aragonien und Navarra gegen seinen Sohn führen, und die Philipp II. nach der Verhaftung des Don Carlos aus Barcelona hatte nach Madrid kommen lassen, in einem Koffer verschlossen, niedergelegt. Was ist aus diesem Koffer geworden? Wir kommen hier an Thatsachen durchaus sicherer und beglaubigter Natur, die eine sehr unerwartete Lösung der Frage bringen. Im August 1809 erhielt der General Kellermann in Valladolid von Napoleon den Befehl die sämmtlichen zu Simancas befindlichen Archive nach Paris bringen zu lassen. In Folge davon theilte er am 24. desselben Monats dem Fürsten Neuchâtel, Berthier, die Maßregeln mit welche er zur Ausführung des kaiserlichen Befehls genommen. Am Ende seines Schreibens sagt er folgendes: „Die hiesigen (spanischen) Gelehrten glauben (augurent), daß der Prozeß des Don Carlos, Sohns Philipps II. sich im Depot zu Simancas befinde. Es ist dort eine Kiste mit Papieren vorhanden, an die zu gehen dem Archivisten unter Todesstrafe verboten war; Philipp II. hatte den Schlüssel davon.“ Noch ehe die Archive nach Paris gesandt wurden, ließ General Kellermann diese Kiste öffnen und ihren Inhalt untersuchen. Es geschah dieß durch einen Spanier, der später in Paris bei dem französischen Reichsarchiv angestellt wurde, den Canonicus von Valladolid, Don Manuel Mogrovejo. Das Resultat dieser Untersuchung ist in dem Bericht eines höhern Archivbeamten, Guitier, der mit dem Auftrag die Uebersiedelung der Archive von Simancas nach Paris zu leiten nach Simancas gesandt war, enthalten. Dieser Bericht enthält wörtlich folgendes: „Im Zimmer Nr. 1 war ein Koffer zu drei Schlüsseln, den der Sekretär der Archive nie hatte öffnen können. Man glaubte allgemein, daß er Dokumente über die Verhaftung und den Tod des Don Carlos enthielte. Auf Befehl des Generals Kellermann ließ Don Manuel Mogrovejo den Koffer öffnen, und erfuhr so zuerst, daß darin die Procedur gegen den Minister Calderon (dem unter Philipp III. der Prozeß gemacht worden war) enthalten war.“ Die Dokumente aus denen diese Notizen entlehnt sind, befinden sich im Original im französischen Reichsarchiv, und sind leicht zugänglich. Ohne den Nachsuchungen in einem Isenburg'schen Schloß, zu denen in Ihren Spalten neulich aufgefordert wurde, vorgreifen zu wollen, hielt ich es für Pflicht auf das Resultat derjenigen die vor 46 Jahren an Ort und Stelle gemacht wurden, hinzuweisen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 29. März. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Zur Kultur- und Literaturgeschichte des Mittelalters.

Von Karl Seifart.

Es ist in diesen Blättern schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß das Studium der Kultur- und Sittengeschichte wie kein anderes geeignet sei, jene Schwärmerei für die Vergangenheit zu zerstreuen, durch welche die Vertreter der reactionären Romantik sich selbst und Unkundigen den Blick verdüstern für die dem Begriffe und der Bestimmung der Menschheit entsprechenderen Zustände der Neuzeit. Je gründlicher und kritischer aber das Studium der Kulturgeschichte betrieben wird, desto mehr müssen die gewonnenen Resultate für die philosophische Ueberzeugung den Erfahrungsbeweis geben, daß die Menschenwelt, besonders nach ihrer sittlichen und geistigen Seite hin, dem Gesetze unterliegt: durch historische Entwicklung das wirklich zu werden, was sie am Ausgangspunkte der Geschichte nur der bloßen Anlage nach oder keimartig war, oder mit andern Worten, daß sie den ihr immanenten Begriff der Menschlichkeit in immer höherer Vervollkommnung zu verwirklichen hat. In diesem großen Prozeß der Geschichte, welcher die Menschheit zur **Reife** zu bringen hat, gelten einzelne Völker und Völkerstämme nicht viel mehr als einzelne, mächtig eingreifende Individuen, sie tauchen mit ihrer welthistorischen Bestimmung auf und gehen wieder zu Grunde zum Besten des Ganzen, und es kann als kein Rückschritt in der Geschichte angesehen werden, wenn selbst ein einzelnes Kulturvolk gänzlich dahinstirbt, denn die wirkliche, werthvolle Kulturfrucht, die es durch seine Entwicklung zu erzeugen bestimmt war, geht nicht zu Grunde, sondern wird genossen und in Fleisch und Blut aufgenommen von den neu auf die Schaubühne der Welt tretenden Völkern, welche dazu bestimmt sind, mit reichern Mitteln und unter günstigern Bedingungen als das zu Grunde gegangene Volk die Idee der Menschlichkeit über einen weitern Raum der Erde zu verbreiten und intensiver in den Gemüthern der Menschen zum Durchbruch zu bringen.

Die reactionär-romantischen Richtungen in Literatur, Religion und Politik haben freilich alle Ursache, sich gegen eine solche Ansicht zu wehren; da sie indeß den vorgehaltenen, sprechenden Thatsachen nur die Behauptungen und Betheuerungen ihres zufälligen, subjectiven Gefühls (d. h. wenn sie ehrliche Romantiker sind und nicht durch gewisse andere und unlautere Motive geleitet werden) entgegensetzen können, so bedienen sie sich nicht selten des impertinenten Kunstgriffs, die ganze „Fortschrittstheorie“ in Bausch und Bogen als „**oberflächlich**“, mindestens als „**einseitig**“ zu verdächtigen. — Mit derselben Unverschämtheit machten gewisse Theologen auch in den dreißiger und vierziger Jahren, als die kritische Theologie sich Bahn brach, den Repräsentanten derselben wohl den Vorwurf der Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit. Mancher Professor stand nicht an, seinen armen Schülern vom Katheder herab, wir wollen hoffen in gutem Glauben, solche bemitleidenswerthe Behauptungen vorzutragen; allen Ernstes hat mich einmal ein für die moderne Frömmigkeit präparirter Candidat der Theologie, der mit Fallen und Aufstehen das erste Staatsexamen bestanden hatte, gefragt: Ob **Ludwig Feuerbach** denn wohl wirklich ein **wissenschaftlich gebildeter Mann** sei?! Der junge Gottesgelehrte hatte weder jemals etwas von Feuerbach gelesen noch sonst wohl überhaupt einen selbständigen Gedanken gehabt, es war ihm eben von einem seiner Meister gesagt, jener Philosoph habe keine wissenschaftliche Bildung, und er hatte es als ein Judäus Apella gläubig hingenommen.

Ganz ähnlich hat man von romantischer Seite gegen Gelehrte, welche in dem Zeitalter Gregors VII. oder in dem Innocenz' III. nicht den erreichten Höhepunkt der menschlichen Kultur sehen wollen, mit naivster Dreistigkeit eingewandt, daß sie für die Zustände und den sittlichen Werth jener Zeiten kein Verständniß hätten, und daß ihre Ansicht von Barbarei und Unsittlichkeit des Mittelalters nur der Rotteck'schen Weltgeschichte und andern allgemeinen, parteiischen Geschichtswerken nachdeklamirt sei. — So dreist wie vor einem Menschenalter und früher wagt sich freilich diese romantische Verdächtigung nicht mehr vor, weil sie den durch das Studium der deutschen Philologie, der deutschen Alterthumskunde und Kulturgeschichte gewonnenen Resultaten gegenüber doch wohl fühlt, daß sie allzu absurd erscheinen würde. Gegen ältere, eine richtigere Ansicht vom Mittelalter verbreitende Werke, wie gegen die von Meiners, Fischer, Hüllmann, Roth u. s. w., konnte man noch einwenden, daß sie dem „flachen Geiste“ der Aufklärung entsprungen seien; wenn aber in unserer Zeit Barthold, Weinhold und Andere in ihren, durch den ganzen Apparat der jetzigen deutschen Geschichts- und Alterthumswissenschaft gestützten Werken jene Ansicht von der sittlichen Vorzüglichkeit des Mittelalters entschieden zurückweisen, wenn selbst ein **Hurter**, der sich alle Mühe giebt, die Zeit, für welche er schwärmt, zu beschönigen, sich doch soviel historische Unparteilichkeit bewahrt, daß er mit den vermeintlich guten Seiten der Zeit immer die reichlich vorhandenen Gegensätze der Rohheit und Sittenlosigkeit in Parallele stellt (besonders Bd. IV., S. 486 ff. von „Innocenz III.“), so werden wir der romantischen Behauptung gegenüber mit der Gegenbehauptung in weit größerm Rechte sein, daß je vorurtheilsloser, gewissenhafter und gründlicher das Studium der Sittengeschichte des Mittelalters betrieben wird, es sich desto mehr herausstellen muß, daß die Zustände jener romantischen Zeiten in jeder Beziehung der menschlichen Würde und Bestimmung weit weniger entsprechend waren, als die der Neuzeit.

Wir wollen es aber nicht bei dieser Behauptung lassen, sondern dem Leser mit einem vortrefflichen Werke beweisen, daß sich diese Behauptung zur wissenschaftlichen Ueberzeugung erheben läßt. Dies Werk, aus welchem wir den Leser einige auf unsern Zweck bezügliche Auszüge und Darstellungen vorführen wollen, ist die „**Geschichte Heinrichs des Erlauchten und die Darstellung der Zustände in seinen Landen**“, von Friedrich Wilhelm Titt-

mann, königlich sächsischem geheimen Archivar. Leipzig *). 1845. 2 Bde. — Der zweite Titel dieses Buchs sollte als der Haupttitel vorangestellt sein, denn die eigentliche politische Geschichte des erlauchten Markgrafen (geb. 1218, gest. 1288) beginnt sehr gedrängt und in annalistischer Form erst mit S. 147 des zweiten Bandes und umfaßt ungefähr nur ein Sechstel des ganzen Werks, die übrigen Partieen dagegen geben nach den besten Quellen, und besonders nach einer großen Menge von Originalurkunden, die dem Verfasser vermöge seiner Stellung zugänglich waren, eine deutsche Sitten- und Kulturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts und zweifellos die vollständigste und beste, welche bis jetzt erschienen ist. Die erste Abtheilung des ersten Bandes beschäftigt sich mit dem Verhältniß der Landgrafschaft Thüringen zu Kaiser und Reich, so wie mit den Verhältnissen der Fürsten zu den kleinern Dynasten, Stiftern und Klöstern, geht dann auf Hofhaltung, Hofbeamte und Verwaltungsbeamte über und widmet einen bedeutenden Abschnitt der damaligen Rechtspflege und dem Gerichtswesen. Als Resultat der zahlreichen urkundlichen Forschungen des Verfassers über die Beschaffenheit der Rechtspflege und der damaligen Rechtsinstitute ergiebt sich: „Eine Unsicherheit (S. 182) in der Handhabung des Rechts, welche an eine Rechtlosigkeit grenzt, die zuletzt ihre Zuflucht zu den Fehden nehmen muß. Verworrenheit, (S. 146) Mangel an Abrundung und Abgeschlossenheit, an Regel und an Princip, ja an Bestimmtheit, war vielfach im Gerichtswesen; verschiedenartige Gerichte neben einander ohne Scheidung der Competenz; einzelne Gattungen der Gerichtsfälle verschiedenen Gerichtsherren zuständig; das Recht der Gerichtsbarkeit von der Herrschaft über das Gut oder den Bezirk getrennt, über einzelne Grundstücke zuständig; Ungewißheit und Vermischung überall.“

Der Verfasser geht dann zu der Darstellung des Finanz-, Münz- und Zollwesens über, betrachtet die Ritter und die Schlösser, giebt sehr wichtige und einleuchtende Aufschlüsse über das noch immer so dunkle und streitige Kapitel der Vassalität und kommt auch hier wieder zu Resultaten, welche manches Vorurtheil zerstreuen und berichtigen. Von besonderer Wichtigkeit sind Tittmann's scharfe und klare Auffassungen der damaligen Standesverhältnisse. Es möchte den unberechtigten Ahnenstolz manches kleinen Junkers beugen, wenn er hier S. 255 ff. so schlagend auseinandergesetzt und bewiesen findet, daß er eigentlich von Hörigen abstammt und sich bei Weitem nicht der vornehmen Geburt etwa eines friesischen Bauern rühmen darf, dessen Ahnen nie in einem Dienstverhältniß standen und nie, wie Ministerialen, hätten verkauft werden können. Ritter und Ministerialen, heißt es S. 255 im vorliegenden Werke, waren damals noch weit entfernt Adliche zu sein. Die, welche im 13. Jahrhunderte Edle oder Adliche, nobiles, genannt wurden, oder auch Herren, waren das, was man nachher den hohen Adel genannt hat, damals sie allein Adel, den Fürsten ebenbürtig......“ „Es sollte gar nicht der Geschichte bedürfen, um die Ansicht zu beseitigen, daß unser jetziger Adel ein germanisches Institut sei, eine Umbildung des alten germanischen Adels. Von diesem, der auf Geschlecht und Grundbesitz ruhte, ist der spätere niedere Adel vielmehr ein Gegensatz, nicht auf die Voraussetzung alter Abstammung, nicht auf freies Eigenthum, nur auf ein Verhältniß der nächsten Vorfahren, und dieses im Dienstverhältniß, oder auf willkürliche Verleihung der Könige sich gründend...... Seit lange liegen die Thatsachen zu Tage, aus denen unwidersprechlich hervorgeht, daß im 13. Jahrhundert Ritter und Ministerialen keinen adlichen Stand bildeten; aber so fest sind alte Irrthümer, daß man noch immer fortfährt und vielleicht noch lange fortfahren wird, sie für Adel zu nehmen.“

Vom Adel geht der Verfasser zu den Kirchen und Klöstern, zu den Städteverfassungen und dem Bürger- und Bauernleben über; auch auf diesem Gebiete muß manche, der Unkenntniß entsprungene schöne Phantasie vom Mittelalter vor der geschichtlichen und kritischen Forschung in haltlosen Nebel zerfließen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, den mit dem Tittmannschen Werke noch nicht bekannten Leser auf die betreffenden Abschnitte zu verweisen und wollen nur eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit dieses sittengeschichtlichen Buches geben, wenn wir fortfahren auch eine kurze Uebersicht des zweiten Bandes und einige wichtige Urtheile und Auseinandersetzungen desselben vorzulegen. Dieser zweite Band beschäftigt sich zunächst mit weitern Untersuchungen über das damalige materielle Leben, beschreibt die Festlichkeiten, Turniere, Gastereien, das Leben auf den Hofburgen der Fürsten und Grafen, sowie auch die Wohnung des Bürgers und die Hütte des Armen, schildert Lebensweise, Geräthschaften, Gewerbe, Handel, Spiele, Schenkstätten, Badstuben und kommt endlich auf das geistige Leben, auf den religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Charakter der Zeit. — Wir heben auf diesen Gebieten wieder solche Resultate unsers Forschers hervor, welche geeignet sind, unwahre, romantische Auffassungen von jener Zeit zu berichtigen: „Jener „fromme Sinn“ des Mittelalters, heißt es S. 101 ff., scheint keineswegs allgemeiner Zeitgeist gewesen zu sein. Jedenfalls aber muß Klarheit und Tiefe religiösen Sinnes, es muß Herrschaft ächter Religiösität über das Leben in jener Zeit gemangelt haben, welche in die mißlungensten Glaubenslehren sich verlor und die Religion der Liebe in Fanatismus mörderischer Verfolgung verkehrte, in welcher die Religion sich mit den gröbsten Lastern vertrug, in welcher die Priester in Unsittlichkeit vorausgingen...... Ueber den Werth dessen, was jener Zeit den schönsten Glanz zu leihen scheint, über die Züge freigebiger Mildthätigkeit gegen Arme und gegen Kirchen, sowie über den Werth der Aeußerungen hoher Demuth und Selbstverläugnung, erhebt sich ein schwerer Zweifel aus der Frage nach den Beweggründen. Irdisches Gut für andere hingeben, sich demüthigen und seinen Sinn beugen, ist Selbstverläugnung, und diese ist vorzugsweise Tugend. Aber sein Gut hingeben und äußerliche Handlungen der Demuth oder auch der Selbstzüchtigung zu begehen, um dadurch Vergebung der Sünden und ewige Vortheile einzutauschen, — wohl gar um Straflosigkeit künftiger Vergebungen zu erlangen, — dies ist nicht Selbstverläugnung, sondern ein Handel, bei welchem eigner Gewinn beabsichtigt wird, die Gesinnung ist ohne Werth, die Vorstellung eher zur Sünde lockend als davon abhaltend. Alle Sittlichkeit wird dadurch aufgehoben, denn die gute Handlung ist nicht Tugend. Von dieser Verkümmerung der Sittlichkeit ist keine Zeit wohl ganz frei gewesen, aber vor andern war das Mittelalter davon ergriffen, die Kreuzzüge waren der Höhepunkt, das 13. Jahrhundert vielleicht weniger, aber doch nur zu sehr davon erfüllt.“

Wir haben wohl kaum zu wiederholen nöthig, daß wir hier und überall in dem Werke keine zufälligen Meinungen, sondern immer eine, durch zahlreiche Hinweise auf Quellen und Urkunden vermittelte gelehrte Ueberzeugung des Verfassers vor uns haben; man vergleiche für das zuletzt Angeführte die Belegstellen S. 102, 103 ff. — Ein Beispiel damaliger Art von Gottseligkeit (S. 105) geben die Töchter des Markgrafen Dietrich von Landsberg, Sophie und Gertraud im Kloster zu Weißenfels, insbesondere Sophie: „Wenn man das Kloster kehren sollte, erzählt die Chronik, das gunnte sie niemand bas, dann ihr selber, da sie vor Krankheit aber nicht mehr kehren konnte, da legte sie sich auf die Erde, da mußten die Jungfrauen gegen ihr Antlitz kehren, den Mist und den Staub nahm sie alles selber auf mit ihren Händen. Sie ging auch unter das heimliche Gemach und machte es reine mit ihren Händen, und wusch's auch oben. Sie wollte nicht dulden, daß andere diese Dinge thäten. Wer anders sich übte an den demüthigen Werken, das war ihr unleidlich. Davon kam Frau Sophie in großen Zorn, wenn man es ihr gern hätte zuvorgethan.“ — Diese Eifersucht auf Anderer Verdienst, bemerkt Tittmann, ist entscheidend über den Charakter der

*) Mir liegt die erste Ausgabe vor, eine zweite Auflage ist jedoch bereits vor einigen Jahren erschienen.

Handlung und bezeichnend für das, was man für gute Werke hielt. Es kam also nicht darauf an, daß das Gute geschehe, sondern daß man sich ein Verdienst bei Gott oder auch bei den Menschen erwerbe. Das Streben nach Verdienst war selbstsüchtig bis zum Neide. — Es versteht sich von selbst, daß bei solch unsittlicher Religiösität auch der allgemeine sittliche Charakter der Zeit ein höchst unwürdiger und barbarischer gewesen sein muß, denn das Gebot des Sittengesetzes ging eben ganz in jenem rohen, unmenschlichen Aberglauben auf. Treffend bemerkt daher Tittmann S. 114 ff.: „Des Mittelalters Fehler war, daß das Gebot des Sittengesetzes in dem Glauben ganz aufging, daß das Gesetz nicht als ein in einer innern Nothwendigkeit gegründetes, sondern als eine, gleichsam willkürliche, Vorschrift erschien, die, wenn auch als Wort Gottes, doch von menschlichen Verkündigern und Auslegern angenommen wurde. Daß ein wesentlicher Theil der damaligen Sittlichkeit in dem Abschnitte von der Religion ruht, ist bezeichnend für die Zeit, umsomehr da die Lehre nicht bloß die Rücksicht auf ewige Strafe oder Belohnung an das Sittengesetz, sondern vielmehr das Sittengesetz an die Erwartung ewiger Strafe oder Belohnung knüpfte.“ Mit Wärme fährt unser Gewährsmann fort: „Der sittliche Sinn hängt an der Gesammtbildung des Geistes. Eine Zeit der Verworrenheit und Verschrobenheit kann nicht das Rechte in der Sitte finden. Wo die Thorheit hinkömmt mit der Raserei zu morden, da ist keine Liebe, da ist keine Frömmigkeit, keine Demuth, da ist Barbarei. Hoher edler Kriegersinn ist nicht in einer Zeit, wo der Kampf fast immer nur Interessen des Besitzes, oft Thorheiten gilt; reine, zarte Verehrung der Frauen nicht in einer von Rohheit durchdrungenen Zeit; Tugendhaftigkeit nicht, wo das Wesen der Sittlichkeit wie der Religion so wenig erkannt ist, daß der Stand, welchem die Pflege der Religion anvertraut ist, am meisten Beispiele wilder Zügellosigkeit und grober Verbrechen darbietet.“ — Nun folgt als Beleg für diese Ansicht ein sehr reiches Verzeichniß von Grausamkeiten, Mord- und Raubthaten, Vergiftungen und Verbrechen aller Art, welche sich auf einen sehr kurzen Zeitraum vertheilen.

Tittmanns Bemerkung, daß von einer zarten Verehrung der Frauen eigentlich auch keine Rede gewesen sein könne, veranlaßt mich an das viele, leere und übertriebene Gerede zu erinnern, welches grade in diesem Punkte so häufig vom Mittelalter und von germanischer Eigenthümlichkeit gemacht wird. Bei dem unten folgenden Urtheil Tittmanns über die Minnepoesie wird sich die Richtigkeit der Ansicht von großer Frauenverehrung im Mittelalter dann noch weiter herausstellen; hier wollen wir uns für unsern Zweck zunächst auf das vollständigste und beste Buch, welches über die deutschen Frauen im Mittelalter geschrieben ist, nämlich auf das von Weinhold, berufen. Die für uns sprechende Stelle ist gleichfalls das Resultat von Weinholds gründlicher Forschung und findet sich auf S. 470 seines Werks: „Die gewöhnlichen Ansichten über die Stellung des germanischen Weibes, heißt es hier, haben bekanntlich eine große Einförmigkeit, denn Tacitus Worte von der Heilighaltung und der hohen Verehrung des Weibes unter den Germanen werden fast von allen gläubig nachgesprochen. Der Minnedienst der ritterlichen Zeit wird dieser Ansicht zu Hülfe gerufen und das Volk der Germanen von Uranfang bis wenigstens in das 13. Jahrhundert als ein frauendienerisches, schmachtendes Geschlecht dargestellt. — Wir haben dagegen gefunden, daß die Germanen wie alle andern Völker mit der rohen und starksinnlichen Auffassung des Weibes als einer bloßen Sache und eines Werkzeuges zu sinnlicher Befriedigung begannen. Die Forderung, daß sich das Weib mit dem todten Mann verbrennen lasse, das Recht des Mannes seine Frau zu vermachen, zu verschenken und zu verkaufen oder seinem Gaste anzubieten, bewiesen diese Bildungsstufe und zeigten sich vereinzelt noch in den Zeiten des Minnedienstes. Wir konnten das Mitsterben des Weibes mit dem Manne durch einen innern Grund beschönen, wir konnten dies auch mit der Rechtlosigkeit versuchen, welche auf den Frauen lastete; indeß war beides nur ein gesuchter Versuch und darf die eigentlichen Zustände nicht verhüllen wollen.“ — Soweit Weinhold; wir knüpfen nun an diese Berichtigung der landläufigen, falschen Ansicht über die mittelalterliche Frauenverehrung das interessante und höchst nützliche Urtheil unsers Historikers Tittmann über den Minnedienst und die Poesie jener Zeit. Dieses Urtheil kann dazu dienen, hie und da jene überschwängliche Meinung von der Vollendung und Vorzüglichkeit der mittelalterlichen Poesie, welche namentlich durch Bücher wie Vilmar's Literaturgeschichte besonders in der Frauenwelt verbreitet ist, auf ihr Maß zurückzuführen. Vilmar hat Recht, wenn er sich darüber beklagt, daß Friedrich der Große zu Müller (Herausgeber des Nibelungenlieds im vorigen Jahrhundert) gesagt habe: „Ihr habt eine viel zu vortheilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver werth, und würde ich sie in meiner Bibliothek nicht dulden, sondern herausschmeißen;“ ein solches Urtheil konnte allerdings nur der Unkenntniß und dem, wenn man will, undeutschen Sinne des großen Königs entspringen, heute würde er, nachdem deutsche Philologie und Kritik das Nibelungenlied und die Gudrun genießbarer und klarer gemacht haben, sicher anders urtheilen. Hat man aber dem Besten, was jene Zeit in der Poesie leistete, die verdiente Anerkennung gezollt, so sollte man sich Unbefangenheit und historischen Sinn genug bewahren, um die Sachen so anzusehen, wie sie wirklich sind, und nicht wie Vilmar den ganzen Bombast und das oft ganz leere, an Erfindung und Gedanken baare Reimgeklingel der mittelalterlichen Poesie als etwas Unübertreffliches und Classisches anpreisen. Es ist grade über mittelalterliche Poesie romantischerseits so viel Unwahres behauptet und verbreitet, daß es gewiß recht an der Zeit erscheinen muß, wenn wir das Urtheil, welches unser unparteiisch und gründlich forschender Historiker in dieser Angelegenheit fällt, dem gelehrten und Wenigen zugänglichem Buche entziehen und durch unsere Zeitschrift weiter verbreiten: „Die Poesie, sagt Tittmann Bd. II. S. 86, ist immer ein entscheidender Zug in der Physiognomie einer Zeit oder eines Volkes. Sie ist besonders aufmerksam zu beachten für die Geschichte des 13. Jahrhunderts, welches ein lebhafteres Interesse an der Poesie nahm, insonderheit für die Geschichte Thüringens und Meißens, weil diese Länder hierin nicht zurückstanden, und noch näher für die Geschichte des Markgrafen Heinrich, der selbst dichtete. — Gern wird jeder die dunkle, einst vielleicht wohl zu dunkel erschienene Zeit durch irgend ein Moment des Strebens und der Leistung erhellt sehen. Und niemand wird gern andern und sich selbst die Befriedigung entziehen, Werthvolles und Schönes zu finden, um eine vergangene Zeit höher stellen zu können. Darum widerspreche ich nicht gern einem Urtheile, welches unter die Lieblingsirrthümer der Zeit gehört. Aber die Geschichte, welche in der Poesie jener Zeit die Art der Bildung des Jahrhunderts erkennen will, kann nicht umhin, bei den Minneliedern zu fragen, welcher Werth, welche Kunst, welche Schönheit zurückbleibt, wenn der Eindruck des Reims, des Verses und eines uns fremden Ausdrucks abgezogen wird. Der unbefangene Blick wird diesen unbeholfenen, durchaus prosaischen, in Bildern wie in Gedanken sich nicht erhebenden, obwohl bombastischen Ausdruck nicht für ein Werk ächter Kunst nehmen. Er kann die Unwahrheit nicht übersehen in dem Preisen der Frauen, nicht bloß, wie wir es bei den Troubadours finden, der Einen Verehrten, sondern auch, was die Leerheit noch mehr verräth, des Geschlechts der Frauen, welche alle schön und liebenswürdig und tugendhaft waren, — nicht übersehen die Unwahrheit in der Liebeständelei, in den eintönigen, kein Gepräge von Tiefe und Innigkeit tragenden Klängen von Leid und Freud der Liebe. Denn es ist eben das Schlimmste auszusprechen, was von lyrischer Poesie gesagt werden kann: der Inhalt dieser Gedichte ist kein gefühlter, sondern ein erdachter, und die Erfindung ist ein wunderliche. Für Liebe können wir den Inhalt dieser Gedichte nicht nehmen, höchstens für Verliebtheit, wenn nicht bloß für ein verliebtes Thun. Nach hat uns ja wohl niemand erklärt, was diese

vorgegebene Liebe eigentlich habe sein sollen. Wir wollen ganz absehen von der gemeinen und niedrigen Art, die doch auch nicht fehlt. Keineswegs die einzigen Beispiele sind Gottfrieds von Neifen anstößige Verse zum Preis der Schönen aus dem Bauernstande, welche ihre letzte Gunst unumwunden von Geschenken abhängig macht...... In Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst ist überall ein sinnliches Ziel der Liebe sichtbar. Ebenso ist in vielen Liedern der Troubadours grobe Unkeuschheit. (So auch in den deutschen Gedichten, welche von der Hagen unter dem Titel „Gesammtabenteuer“ herausgegeben hat.) Wenn die damaligen Dichter die Keuschheit feiern, so hat man sich zu erinnern, wie grundlos ihr Gesang von ihrer zarten und mächtigen Liebe und von der Schönheit und Trefflichkeit ihrer Gegenstände war. Dies also bei Seite gesetzt, sieht man nicht, was sonst jene viel besungene Minne bedeutet. Der Sänger will gar nicht mit seinem Gegenstande enger verbunden werden, er begehrt nicht nähern Umgang; er will nur einen Gegenstand, für welchen er Verehrung aussprechen kann, nicht fühlen, denn er scheint oft die Verehrte nicht viel besser zu kennen als wir. Er singt nicht, weil ihm die Brust von Gefühl und Liebe überströmte, sondern er geht davon aus, einen Gegenstand zu suchen, von dem er singen kann als von einem Gegenstande der Liebe und der Verehrung. So wird das Lied ebenso unwahr und affektirt, als die Liebesbewerbung eines Ulrich von Lichtenstein albern. Wenn auch nicht die Lieder selbst die Unächtheit und Seichtheit der ausgesprochenen Gefühle und Urtheile kund gäben, so könnte man doch an die Wahrheit der Dichter nicht glauben, welche ihre Begehrlichkeit zu Tage legen und selbst gestehen, daß sie um der Gaben willen loben. Schon aus der Natur der Sache folgt, daß diese Dichtungsart im Laufe der Zeit ihren Gehalt nur verringert hat. Denn Rohes, doch Tüchtiges ist zu veredeln, aber aus Unächtem, Unwahrem und Leerem kann nie Gediegeneres sich erzeugen; der Keim des Falschen muß zu immer Falscherm sich entwickeln.“

Dies das harte, aber sehr beachtenswerthe Urtheil unsers Historikers über die Minnepoesie; es wäre freilich zu wünschen, daß der Verfasser einige Ausnahmen gestattet und nicht die ganze Minnepoesie jener Zeit in Bausch und Bogen verurtheilt hätte, wenigstens konnte der beste jener Sänger, Walther von der Vogelweide, als solcher hervorgehoben werden, denn ihm kann man doch wahrlich keinen Mangel an wahrer Begeisterung, an sittlichem Ernst und an wahrer poetischer Kraft vorwerfen! Auch hätte Walther von der Vogelweide schon deßwegen passend erwähnt werden können, weil grade dieser Dichter die Ergebnisse von Tittmanns Forschungen, insofern sich dieselben auf eine Berichtigung der Vorstellung von der Sittlichkeit, Keuschheit und edlen Ritterlichkeit des dreizehnten Jahrhunderts beziehen, durch seine Rügen des Zeitalters sehr unterstützt, zumal wenn auch Freidank angezogen wäre, der ja wohl mit unserm Walther eine und dieselbe Person sein wird. Wenn einer der besten Dichter von seiner Zeit sagen kann:

„Untreu auf Lauer lieget (ist in der säze),
Gewalt auf Straßen sieget,
Und Fried und Recht sind todeswund;“

oder:

„Der Vater bei dem Kinde Treubruch findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Der Mönch in seiner Kutten trüget,
Statt uns zu führen himmelwärts;
Gewalt siegt ob, Recht vorm Gerichte schwindet.
Wohl auf! Jetzt ist nicht Zeit zum Scherz.“

so wollen wir es auch ohne Tittmanns Urkunden und Quellen glauben, daß er Recht hat, wenn er Bd. II. S. 129 sagt: „Von jenen Zügen eines edlern Ritterthums, womit man jetzt das Mittelalter ausschmücken will, von Hochsinn, von Beschirmung der Frauen, der Waisen, der Bedrängten, von Vertheidigung alles Rechts, bieten unsere Quellen keine Spur. Im Gegentheile erscheint das Ritterthum jener Zeit so erfüllt von rohem Sinn, Gewaltthätigkeit, Raub und jedem Unrecht, daß an solche Züge edelmüthiger Gesinnung nicht zu denken ist.“

Wir schließen damit unser Referat über Tittmanns Werk, dessen näheres Studium wir Jedem, welcher sich über die eigentliche Beschaffenheit jener von Unwissenden und Romantikern so hochgestellten Zeit belehren will, dringend empfehlen. Wir erinnern nochmals daran, daß solchen Werken gegenüber die Romantik mit der mehr als dreisten Behauptung, daß nur eine oberflächliche Kenntniß vom Mittelalter die Vorzüglichkeit dieses Zeitalters verkennen könne, eben so nichtig und bemitleidenswerth dasteht wie mein im Eingange erwähnter Candidat der Theologie, welcher seine bescheidenen Zweifel darüber hatte, ob Strauß und Feuerbach wirklich wissenschaftlich gebildete Männer seien.

Die schönste und vollkommenste Frucht der Erde, der Gesammtorganismus der Menschheit, hat ein ganz anderes und erhabeneres Ziel, als es in irgendeiner der bisherigen geschichtlichen Entwicklungen erreicht ist; am allerwenigsten aber konnte eine Zeit des Aberglaubens und der Rohheit, am allerwenigsten konnte die Zeit der Ritter und Mönche der Bestimmung des Menschen entsprechen. Die Mönchskutte und der Harnisch waren die Raupenhüllen, welche abgeworfen werden mußten, damit das wahrhaft Menschliche sich freier und schöner entfalte. Nur in der Fabel liegt ein goldenes Zeitalter hinter uns, das wahre durch die historische Entwicklung des Menschlichen sich begründende goldene Zeitalter liegt vielmehr vor uns und wird kaum nach entschwundenen Jahrtausenden erreicht sein, denn es wird noch manches heiße Bad der Geschichte nöthig werden, um uns gänzlich von dem Wuste des Aberglaubens, der Vorurtheile, der Rohheit und Unmenschlichkeit, welchen die Romantik bewußt und unbewußt sorgsam und fanatisch conservirt, gänzlich zu reinigen.

* Bogumil Dawison.

Von F. Pletzer.

Die Wahrheit jener goldnen Regeln, welche Hamlet den Schauspielern giebt, ist uns selten so klar vor die Seele getreten, wie es bei dem Gastspiel des Herrn Bogumil Dawison auf der Bremer Bühne geschehen ist. Die Schauspielkunst von heute beherzigt die Worte, welche Shakspere dem Prinzen von Dänemark in den Mund legt, sehr schlecht. Die Jünger der Thalia verstehen in der Regel unter dem Spiegel, den sie der Natur vorhalten sollen, jenen Spiegel, in welchem sie sich selbst wohlgefällig beschauen und mit unendlichem Behagen ihr ganzes Bild von der tadellosen Perrücke bis herunter zu der kunstreichen Wade überblicken. Klein, unendlich klein ist die Zahl der Künstler, die mit hohem, heiligem Eifer der Poesie dienen, denen der Inhalt höher steht als die Form, und welche diese nur deßhalb zur höchsten Vollendung ausbilden, damit sie jenem gehorsam sei. Unter so vielen geputzten Puppen, neben so vielem hohlen Tand der schönen Figur und der auf Stelzen gehenden Declamation erblicken wir in Dawison doch endlich einmal einen ganzen Menschen, einen ganzen Mann. — Wir haben den Künstler bisher nur mit kurzen Bemerkungen begleitet und uns die Freude bis zuletzt aufgehoben, ihn in seinem ganzen Wirken, als einen künstlerischen Charakter aufzufassen, was wir jetzt versuchen wollen.

Herr Dawison erschien vor uns zuerst und überhaupt zum ersten Male, da ihn seine bisherigen Reisen nie nach Bremen geführt hatten, als Richard III.; er ließ diesem den Carlos im „Clavigo“, den Thorane im „Königsleutnant“, Franz Moor, Narciß, Benedict, Hamlet, Mephistopheles, Philipp II., Marinelli folgen und fügte diesen meist auf dem tragischen Kothurn einherschreitenden Figuren einige leichte Gestalten hinzu, welche Plänklern gleich sie umkreisten, den Sergeanten Gautier im „goldnen Kreuz“, den Bonjour in den „Wienern in Paris“, den Arthur von Norden in einer dramatischen Kleinigkeit „Plauderstunden“ und eine Drillingsrolle in Kotzebue's „Unglücklichen.“ Einen Gastrollencyclus kann man in unserer Zeit

nicht würdiger gestalten; das Beiwerk des Virtuosenthums diente lediglich nebenher zur Erholung und blieb bescheiden in untergeordneter Stellung. Wir rechnen das dem Künstler hoch an, eben weil solche Mäßigung so selten erfunden wird. Er verschmäht es, wohlfeile Lorbeeren aus fabrikmäßig arbeitender Hand zu empfangen. Sein Gastspiel machte einen künstlerischen, harmonischen und schönen Eindruck; das Gezücht der Rubens in Madrid, der Waisen von Lowood, der Landwirthe und Majoratserben drängte sich nicht mit der hochmüthigen Miene gleicher Berechtigung in die Reihe der vollgültigen poetischen Gestalten. Herr Dawison bewies eben, daß er ein Künstler im vollen Sinne des Wortes, nicht ein Virtuos, daß er vielmehr dies nur nebenher auch ist, während es so manche Andere zunächst und fast nur sind. Auch darin zeigt er sich ihnen überlegen, wie wir schon einleitend andeuteten, daß er das Wesen über den Schein, den Inhalt über die Form setzt, daß er nicht im Aeußeren stecken bleibt, sondern es überwunden und sich dienstbar gemacht hat, so daß er es leicht und unbemerkt mit voller Meisterschaft verwendet, ohne uns jemals fühlen zu lassen, daß dergleichen irgendwie sich einfallen lassen könne, die Hauptsache sein zu wollen. Der Typus unserer Schauspielkunst wie der Kunst überhaupt ist aber gerade das Ueberwiegen des Scheins und der Form; überall, in der Poesie, der Musik, der Malerei, der dramatischen Kunst, tritt uns das entgegen. Wir haben reine und wohlklingende Reime, wir hören kunstgerecht gebaute, glänzend instrumentirte Compositionen, unser Auge wird geblendet durch die Farbenpracht der Gemälde, wir sehen auf den Brettern kostbare Gewänder, schön bemalte Gesichter und schwimmen auf dem glatten Meeresspiegel einer klangvollen, kunstreichen Declamation, aber Geist und große Gedanken werden in dem allen selten erfunden. Die Kunst gepriesener Schauspieler blickt mit vollem, verliebtem Auge auf einen Mantel, der schöne Falten wirft, auf eine goldne Kette oder ein tadelloses Tricot, aber sie wirft höchstens ein halbes Auge, von dem ohnehin noch der Souffleur ein gut Theil bekommt, auf das Werk des Dichters, welches sie vorführen soll.

Alle diese Dinge, von denen keineswegs behauptet werden soll, daß sie vom Uebel seien, stehen auch unserem Künstler zu Gebote; seine Garderobe ist glänzend, wenn es die Rolle erfordert, seine Bewegungen sind tadellos und schön, sein Vortrag von einer Leichtigkeit in den Uebergängen, von einer Deutlichkeit, Kraft oder Innigkeit, die bewundernswerth sind, aber niemals tritt er vor uns mit jener Miene, welche uns zuruft: „Seht her, welch schönes Gewand, welche herrliche Stellung, welches Profil, welche Kunst der Diction!“ Es ist in ihm keine Ader von jenem gespreizten, geleckten Wesen, mit dem gefeierte Helden sich auf den Brettern bewegen, von dem Haschen nach Pointen und Abgängen, vom absichtlichen Hinabsteigen zum Geflüster und Hinaufklimmen zu den höchsten Spitzen feuriger Declamation. Was Anderen die Hauptsache, das ist ihm Nebenwerk; es ist alles da, aber es drängt sich niemals vor. Und diese unsäglich vielen Bedingungen künstlerischer Größe, an denen sie fast ohne Ausnahme alle allabendlich vor unseren Augen sich abarbeiten, handhabt er mit einer staunenswerthen Leichtigkeit. Weder Schönheit der Gestalt noch Elasticität und Beweglichkeit der Gesichtszüge, weder köstliche Fülle des Organs noch angeborne Beherrschung der Sprache standen ihm zu Gebote, als er vor zehn Jahren sich aus einem polnischen Schauspieler in einen deutschen verwandelte. Und was ist in diesem Jahrzehnt Alles errungen worden! Man kann sich nicht ungezwungener und natürlicher bewegen, die Mimik hat die vollendete Kunst des Virtuosen, ohne jemals dem Effekte zu Liebe die Grenzen des Schönen zu überschreiten, das Organ, obwohl von Natur beschränkt und spröde, zieht alle Register leicht und ungezwungen, der Vortrag des gesprochenen Wortes ist in Prosa und Poesie so wohllautend und kunstvoll, daß selbst die Klippen des Shakspereschen Verses nie zum Vorschein kommen. Vom heftigsten Ausbruch der Leidenschaft geht er ohne irgend eine Härte zu weichen Tönen über, für jedes Wort steht ihm der Ausdruck zu Gebote. Derselbe Künstler, der als Richard oder Franz Moor durch die grauenvoll wahre Darstellung menschlicher Verirrung uns im Tiefsten erschüttert, läßt als Narciß in der Erzählung von seiner Liebe im Bereiche weniger Sätze mehr tiefes und wahres Gefühl zu Tage treten, ergreift mehr das Herz im Innersten, als es bewunderte Liebhaber und Helden im Laufe von Jahrzehnten und in zahllosen Rollen jemals vermocht haben.

Das eben ist das wahre Wesen von Dawisons künstlerischer Natur, daß sie vom Herzen kommt und darum auch zum Herzen dringt. Wir haben in manchen Kritiken gelesen, er sei ein Schauspieler, der den Verstand anrege und beschäftige, dem aber der ideale Hauch des Schönen abgehe. Nun, der Künstler muß sich vollständig geändert haben, wenn das wahr sein soll, was über ihn geschrieben wurde. Denn seitdem wir die Schauspielkunst und die Schauspieler in ihrer Entwickelung begleiten, — und das ist eine ganze Reihe von Jahren —, hat uns keiner in diesem Maße nicht etwa bloß den Verstand beschäftigt, sondern das innerste Gefühl erregt. Es ist wahr, über den Darstellungen der wenigen großen Mimen unserer Tage liegt bisweilen ein Hauch des Idealen, eine schöne, geschickt hingeworfene Hülle, die ihnen Reiz verleiht; aber sehr selten haben sie natürliche Kraft und gesundes Mark. Es fehlt ihnen die Unbefangenheit und Frische des in die üppige Fülle des Lebens hineingreifenden und es mit kühnen Zügen wiedergebenden Realismus, ihre ganze Auffassung ist eine an die Aufgabe herangebrachte, künstliche, wir möchten sagen: geschminkte. Durch Dawisons Darstellung aber geht ein köstlicher, belebender Geist natürlicher, kraftvoller, realistischer Auffassung; er giebt zunächst den Menschen und steigt in die rein menschlichen Tiefen des Charakters hinab, er zeichnet nach der Natur und idealisirt sie nie weiter, als die Gesetze der Schönheit es erfordern. Daher tritt er auch dem Zuschauer so nahe, seine Figuren sind faßlich und greifbar, bewegen sich mit einer Naturwahrheit und Ungezwungenheit, daß wir gar nicht erst das Gefühl haben, daß zwischen dem Charakter und uns der Schauspieler steht, der jenen verkörpert. Es ist in der Bewegung und Sprache so gar nichts Angenommenes und Erkünsteltes, der vor uns Redende oder Handelnde will nichts als Mensch unter Menschen sein. Diese Naturwahrheit, welche ein richtiges Gefühl und ein angestrengtes Charakterstudium in gleich hohem und seltenem Grade voraussetzt, erreicht Dawison nebenher dadurch, daß er seine Rollen mit einer Fülle von kleinen Zügen nach dem Leben ausstattet. Man hat ihm wohl zu weit gehenden Realismus vorgeworfen, hat gesagt, er greife zu alltäglichen, groben, unerlaubten Strichen, um seinen Gemälden derbe Wirkungen zu geben. Es ist wahr, Dawison thut Manches, was Keiner vor ihm gewagt hat, aber er thut es mit solcher Kunst, so natürlich und ungenirt, daß man vollkommen damit einverstanden ist. Er hat nach dieser Seite hin wie überhaupt in Vielem Verwandtschaft mit Marie Seebach, beherrscht aber die Formen weit mehr, und während sie in tragischen und leichteren Rollen viel zu viel kleine Züge anbringt, die nicht in das Ganze zwanglos verwebt sind, ist Dawison auch hier vollendeter Meister. Manches zwar macht uns im ersten Augenblicke stutzig, z. B. wenn Mephistopheles in der Hexenküche sich's behaglich macht oder beim Spaziergang den Arm reibt, an dem die süße Last Marthens gehangen hat, allein man gesteht doch, daß dergleichen weder verwerflich ist noch sich vordrängt. Denn niemals überhaupt giebt er sich dem Gelüste hin, seine Rollen dem Beifall zu Liebe mit jenen raffinirten Pointen, mit jenen lächerlichen Zügen in niederländischer Manier auszustatten, wie solche in leider stets sich steigernder Neigung einer der begabtesten Vertreter seines Faches verwendet. Lieber verzichtet er auf die Wonne erschütternden Beifalls, als daß er zu irgend einer Concession sich herbeiließe, welche das geschlossene Ganze seiner Charakterschilderung zerrisse.

Bei vollendeter Ausbildung alles Technischen läßt er uns weder fühlen, wie viele Mühe aufgewendet werden mußte, um das Alles sicher zu beherrschen, noch bleibt er daran haften. Auch sind wir

nicht gezwungen, Gedächtnißübungen mit durchzumachen oder die Sprünge des declamatorischen Paradepferdes zu bewundern. Die Mühsamkeit des Lernens, der sich Mancher überhoben hält, gehört bei ihm zu den Dingen, welche beseitigt sind, ehe die Rolle vorgetragen wird; die Ausdauer des Gedächtnisses, die Sicherheit der Declamation sind staunenswerth und gehören zu den heutzutage so seltenen Tugenden. Daß jeder Dialektanklang fehlt, ist ein Vorzug, der eher erklärlich ist, da der Künstler an die Sprache als solche herantrat, ohne mit Befangenheit von einer besonderen Stelle derselben auszugehen.

Alle diese Züge — und wir mögen noch manche vergessen haben — vereinigen sich nun zu dem abgerundeten Künstlerbilde, welches wir wiederzugeben bemüht waren. Gehen wir nach den obigen allgemeinen Bemerkungen zu besonderen über, folgen wir dem Künstler in einzelne Charaktere, so müssen wir von vornherein bemerken, daß eine Vollständigkeit und erschöpfende Besprechung nicht beabsichtigt wird, weil sie eben ganz unmöglich ist. Abgesehen von der großen Zahl der Rollen und der Verschiedenheit der Charaktere, bietet auch jeder einzelne eine solche Fülle von Anregungen, daß wir uns hier auf zerstreute Bemerkungen beschränken müssen. Es wird daher nur von einigen Rollen die Rede sein.

Sprechen wir zunächst vom Hamlet, derjenigen unter Dawisons Rollen, die vielleicht von allen am meisten sowohl Bewunderung als Bedenken hervorgerufen hat. Man könnte die Schöpfung des Künstlers eine völlig neue nennen, so sehr weicht er von anderen Darstellern des Hamlet ab, im Grundton sowohl wie in der Wiedergabe des Einzelnen. Es ist hergebracht, daß der „erste Held und Liebhaber“ den Prinzen von Dänemark als Monopolrolle betrachtet und ihn zumeist im Aeußerlichen hält, auf schöne Erscheinung und Bewegungen, auf Spiel und Declamation das Hauptgewicht legt. Dawison geht als Charakterdarsteller zu Werke und giebt dem Hamlet eine viel tiefere, großartigere Bedeutung, als wir bei irgend einem der Darsteller dieser Figur, die wir nach Dutzenden zählen können, gefunden haben. Mit dem scharf eindringenden Verstande und dem tiefen Gefühle, die ihm gleich sehr zu Gebote stehen, verleiht er manchen sonst nach der Schablone vorgeführten Stellen erst ihr volles Recht und stellt Vieles in das hellste Licht. Sein Hamlet ist gleichsam älter, das Grübeln und Kämpfen tritt schärfer hervor, aber ebenso werden auf der anderen Seite das Verhältniß zur Mutter und die Liebe zu Ophelia klarer und nachdrücklicher in das Licht gestellt und auf eine ergreifende Weise zur Anschauung gebracht. Die Scene mit Ophelia ist ein Meisterstück der Darstellung, gleich die Auftritte des ersten Aktes aber nicht minder großartig, der Monolog „O schmölze doch“, den Dawison nicht, wie es gewöhnlich geschieht, im heftig ausbrechenden, sondern im inneren Kampfe spricht, das Entsetzen bei dem Berichte der Freunde vom Geiste des Vaters unübertrefflich und von erschütternder Wahrheit. Man könnte sagen, und auch wir haben das bemerken hören, daß seinem Hamlet der romantische Hauch der Trauer, das Weiche fehle; wir sind eben gewohnt, dies Element mehr vertreten zu sehen, richtiger jedoch, tiefer und erschöpfender ist nach unserer Meinung unbedingt dieser Hamlet.

Der Mephistopheles, den wir dicht daneben sahen, ist eine köstliche Figur. Seit Seydelmann heben fast alle Darsteller das Satirische und Satanische am Stärksten hervor, Dawison dagegen nimmt die Aeußerungen vom leichten Leben, vom Cavalier und der beleckenden Kultur zum Motto seiner Darstellung. Und ganz gewiß mit Recht, der Absicht des Dichters und dem Geiste der Dichtung entsprechend. Die menschliche Seite des Charakters, wenn von einem solchen die Rede sein kann, tritt nun prächtig hervor und wird mit leichter, genialer Hand höchst ergötzlich gezeichnet, das Satanische aber lediglich in die Scenen verlegt, wo der Teufel seinem menschlichen Bundesgenossen gegenübersteht. So sind Licht und Schatten trefflich vertheilt und immer auf der richtigen Stelle, die Scenen mit dem Schüler, der Martha, in der Hexenküche haben einen vollständig anderen Charakter als die Dialoge mit Faust, die Behandlung Gretchens und Marthas ist ganz verschieden gefärbt, der sarkastische und der teuflische Ton werden mit gleicher Meisterschaft gehandhabt.

Fast möchten wir dem König Philipp im „Don Carlos“ den Preis zusprechen. Die Darstellung, durch welche Dawison beweist, daß er im steten Fortschreiten begriffen ist, da er sie erst vor einigen Wochen sich aneignete, ist unübertrefflich, und noch nie erschien uns der finstere spanische Despot so sehr in seiner vollen Bedeutung. Schon die Erscheinung ist fest und ehern, sie beugt sich nur vor Gott und den Pfaffen, ist unbeweglich starr in den Audienzscenen, voll tyrannischer Verachtung in der Behandlung Alba's und Domingo's. Ausgezeichnet wieder werden die Stellen vorgetragen, in denen die Eisrinde des Herzens schmilzt, wenn Philipp sich als gnädiger König dem Lerma zuwendet oder erstaunt dem Posa zuhört, der ihn immer mehr bändigt und gewinnt. In jeder Lage und in jeder Stimmung trifft der Künstler in so überraschender Weise und mit einer Kunst, die so sehr natürlich ist, das Richtige, daß man diese Darstellung hinfort zu dem Vollendetsten rechnen wird, was je die Schauspielkunst geleistet hat.

Um auf ein ganz anderes Feld überzugehen, so ist der Thorane im Gutzkow'schen „Königsleutnant“ eine nicht minder vorzügliche Charakterschilderung, deren sämmtliche Elemente, die Schwermuth über den Verlust der Geliebten, die Zuneigung zum jungen Wolfgang, die Erbitterung des Franzosen über deutsche Störrigkeit gleich sehr zur Geltung kommen. Wohl dem Poeten, der für eine mittelmäßige Leistung einen so geschickten Dolmetscher findet, denn das schier unerträgliche Lustspiel Gutzkow's wurde fast erträglich, Herr Dawison half uns über die unzähligen Thorheiten hinweg, die man wirklich nicht mit mehr Kunst und Liebenswürdigkeit vertuschen kann. Schon die äußere Erscheinung ist in Kleidung und Haltung, in Sprache und Vortrag, namentlich auch in der Behandlung jener Zwittersprache, welche Thorane und den Zuhörern zugemuthet wird, ein glänzender Beweis für die hohe Begabung des Künstlers, in dessen Munde die unnatürlichen Dinge natürlich, die albernen verständig klingen.

Wie sehr Herr Dawison es sich zum Gesetze macht und es versteht, Maß zu halten und in den Grenzen der Kunst zu bleiben, davon legen ganz besonders der Carlos im „Clavigo“ und der Marinelli in der „Emilia Galotti“ Zeugniß ab. In dem Goethe-schen Jugendstücke kommt der Darsteller gar leicht dazu, nach Erweiterung und Ausbeutung des beschränkten Gebietes zu streben, welches dem Carlos angewiesen ist, aus dem Freunde des Archivars, dem dieser Alles ist, und für den er Alles thut, einen raffinirten Ränkeschmied und Verbrecher zu machen; einerlei ob dadurch der Geist des Schauspiels gefälscht wird. Aehnliche Neigungen treten dem Marinelli nahe und verzerren das Gesicht des glatten, dienstbereiten Hofmanns zur Teufelslarve des Bösewichtes. Dawison entsagt allen solchen Gelüsten, ihm steht die künstlerische Aufgabe in ihrer Reinheit, mag sie auch schwer wiederzugeben sein, über dem Eindruck, der sich mit wohlfeilen Mitteln erringen ließe, und nie weicht er auch nur um einen Zoll von der rechten Bahn ab. Diese Rollen werden ihm daher nicht die Gunst des großen Haufens gewinnen, denn sie sind Caviar für das Volk, aber sie stehen unter seinen Leistungen in erster Reihe.

Unter den Lustspielrollen war die des Benedict in „Viel Lärm um nichts“ die umfangreichste, aber nicht gerade die stärkste; wir möchten sie vielmehr von allen, welche Herr Dawison vorführte, die schwächste oder doch die am wenigsten eindrucksvolle nennen. Allerdings war die Figur des eingefleischten Junggesellen mit prächtigem Humor ausgestattet, die witzigen Pointen des Dialogs wurden mit reizender Leichtigkeit und Eleganz vorgetragen, aber es könnte doch mehr Reiz der Jugend da sein und die oft wiederkehrende abwehrende Bewegung der Hände weniger oft angewendet werden. Dasselbe fiel uns bei der übrigens mit köstlicher Beherrschung feiner Formen ausgeführten Rolle des Norden in den „Plauderstunden“ auf. Es ist dies der einzige Punkt, wo sich ein Ansatz zur Manier zeigt, während im Allgemeinen der Künstler eine überraschende Vielseitigkeit besitzt und die Typen ungemein charakteristisch trifft und auseinander hält.

Da sind wir schon bei der Komödie angekommen, und noch war kaum mit einem Worte von zwei Hauptrollen der Tragödie die Rede, von Franz Moor und von Richard III. Sie waren die am Stärksten erschütternden und nach der Seite hin vielleicht die größesten, daß auch hier von der so sehr nahe liegenden Uebertreibung nichts zu finden war. Auf eine Besprechung dieser Darstellungen müssen wir verzichten, da mit wenigen Bemerkungen hier doch nichts zu erreichen wäre. Es trete daher lieber an die Stelle einer Erörterung ein herzlicher Dank für die hohen Genüsse, die uns der verehrte Künstler bereitete, und der Wunsch, daß er bald wiederkehren und dann auch den Macbeth, Othello und Marc Anton darstellen möge, welche dies Mal ausgeschlossen bleiben mußten.

* G e d i c h t.

Der alte Zecher.

Es war ein alter Zecher
Am rebengrünen Rhein,
Der trank aus gold'nem Becher
Täglich den gold'nen Wein.

Er zählte nach Schoppen die Stunden,
Nach Flaschen der Tage Reih'n,
Die Lenze, so ihm entschwunden,
Die theilt' er nach Fässern ein.

So war er alt geworden,
Sein Scheitel kahl und licht,
Doch rosige Weinesborten
Verklärten sein Gesicht.

Und saß er vor dem Becher
Am harten Schenkentisch,
Dann war der alte Zecher
Ein Jüngling roth und frisch;

Dann zog es mit hundert Kerzen
Durch seiner Träume Ring,
Was je an Lust und Schmerzen
Ein Menschenherz umfing.

Da kamen böse Jahre,
Die Trauben wurden krank,
Und spärlich floß der klare,
Der edle Feuertrank.

Und als man wieder laden
Und füllen die Bütten ging,
Da war er ganz mißrathen,
Da war er ganz gering.

Zur Neige ging der Segen,
Der in den Kellern lag,
Der edle Durst dingegen
Nahm zu mit jedem Tag.

Da weinte der alte Zecher
Bei manchem tiefen Zug,
Bis ihm der gold'ne Becher
Leer an die Lippen schlug.

Noch einmal rief er sehnend:
„Wirth, schenk mir wieder ein!“
Doch der sprach schläfrig gähnend:
„Zu Ende ist der Wein.“

„Und Euern Durst zu stillen
Weiß ich nichts Bess'res schier,
Als Euch den Becher zu füllen
Fortan mit braunem Bier.“

Er that's. Doch weh, der Alte
Sprang auf und hielt Gericht
Und goß das Bier, das kalte,
Dem Wirth in's Angesicht:

„Ich hab' mein ganzes Leben
Nichts andres trinken gekonnt,
Als wie das Blut der Reben,
Das sich am Rheine sonnt;

„Geht's mir auch an den Kragen,
Bleibt auch die Kehle leer,
In meinen alten Tagen
Lern' ich nichts neues mehr!“

Der leere goldne Becher,
Der glühte blutig roth,
Der alte durstige Zecher,
Der grämte sich zu Tod! —

Und der in einer Schenken
Gesungen dieses Lied,
Dem war vom Gurgelschwenken
Der Kopf so schwer und müd';

Er senkte nach der Erden
Den Blick und seufzete still:
„Was soll aus der Menschheit werden,
Wenn kein Wein mehr gerathen will!“

Erwin Wester.

F e u i l l e t o n.

— * Das große Reisewerk über die Vereinigten Staaten von Moritz Wagner und Karl Scherzer erscheint in zweiter Auflage.

— * Der in Dresden lebende Schriftsteller Wilhelm Wolfsohn hat seine auf der dortigen Hofbühne aufgeführten Schauspiele „Zar und Bürger“ und „Nur eine Seele“ als ersten Band seiner dramatischen Werke herausgegeben. Gutzkow arbeitet unausgesetzt an einem großen Roman, der ähnlich den „Rittern vom Geist“ angelegt, aber noch umfangreicher ist; die Leitung der „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ hat für einige Zeit Karl Frenzel übernommen.

— * Franz Dingelstedt wird nach Erledigung seiner Amtsübergabe an den neuen Intendanten sich auf einige Zeit nach Gotha begeben, wohin ihn der Herzog freundlich eingeladen hat, dann aber seinen Wohnsitz wieder dauernd in München nehmen.

— * Der bekannte Musikalienhändler Hofmeister in Leipzig beging am 19. März das fünfzigjährige Jubiläum seiner Verlagshandlung; er erhielt dabei von vielen Seiten Beweise der herzlichsten Theilnahme. Eine große Anzahl der namhaftesten musikalischen Werke ist aus seinem Verlage hervorgegangen.

— * Die in Dresden bestehende Tiedge-Stiftung zur Beförderung poetischer Zwecke und Unterstützung bedürftiger Schriftsteller und Künstler oder ihrer Angehörigen hat ihre Mittel in erfreulicher Weise erweitert. Der vorhandene Fonds, dessen Zinsenhälfte zum Kapital geschlagen wird, ist zu einem nicht unbeträchtlichen Theil aus musikalischen Kräften und Unternehmungen erwachsen. Somit lag der Wunsch nahe, die seit dem Ableben der bisherigen Pensionärin Frau Helmina von Chezy fällig gewordene kleine Dotation einer dem musikalischen Gebiet angehörigen Persönlichkeit, zunächst auf zwei Jahre zuzuwenden. Die Wahl fiel auf die in Leipzig lebende, als Sängerin und Gesangslehrerin bewährte Wittwe des ehedem eben so verdienten wie beliebten Liedercomponisten Pohlenz. Von den in Folge des Preisausschreibens eingegangenen Dichtungen hat keine unbedingt gekrönt werden können, und der Preis von 200 Thalern ist für das beste epische Gedicht bis zum 30. Sept. d. J. abermals ausgesetzt. Laut Statuten der Tiedge-Stiftung sind jedoch bei dieser Concurrenz nur Dichter der preußischen und (incl. Thüringens) sächsischen Nationalität zu berücksichtigen.

— * Mit dem Bau eines neuen kaiserlichen Schauspielhauses in Wien zur Ablösung für das Hofburgtheater wird es nun Ernst. Dasselbe soll zunächst der kaiserlichen Hofburg auf dem Michaelerplatze zu stehen kommen, zu welchem Ende die daselbst stehenden fünf Häuser demolirt werden sollen. Die Verhandlungen wegen Ankaufs derselben von Seiten der Stadt haben in zwei Fällen zu einem günstigen Ergebnisse bereits geführt, und dieselben werden zu dem Preise von 300,000 Gulden der Stadt überlassen.

— * Alexander von Humboldt ist von dem Schlaganfall, der ihn neulich betroffen hat, so ziemlich hergestellt und hat seine gewohnte Thätigkeit wieder aufgenommen. Das „Frankfurter Museum“ spricht ein gutes Wort zur rechten Zeit, indem es gegen den unerhörten Mißbrauch protestirt, welcher mit der unerschöpflichen Güte Humboldts getrieben wird. Man entlockt ihm Sendschreiben, die zu eigennützigen Zwecken verwendet werden, schreibt ihm Briefe, um eine Antwort zu erhalten, mit welcher geprahlt wird, läßt seine Zuschriften Büchern vordrucken, für die dadurch Käufer gewonnen werden sollen. Mit vollem Rechte sagt das Museum: Ihr jungen Schriftsteller, ihr Vereine, ihr Buchhändler könntet Euch wohl vor Euresgleichen auf eine passendere Weise auszeichnen, als indem ihr eure Leistungen mit seinem unsterblichen Namen verbrämt. Schlaget Euch doch durch wie Andere, oder wenn ihr durchaus Betriebsamkeit üben müßt, so wählt euch das Feld dazu mit etwas mehr Anstand und Takt! Deutschland hat nur noch einen Genossen seiner ersten Größen, seines Goethe, Kant, Herder und Schiller; lasset ihn in Ruhe sein neuntes Jahrzehend beschließen und seinen Kosmos vollenden! Suchet den Glanz dieses Gestirns nicht kleinlich zur Aufhellung Eurer Fabrik oder Studirstube zu verwenden; nein, lasset es ruhig ausstrahlen, bis ihm die Gottheit winkt, daß es ruhig untergehe.

— * Der Cyclus der Privatconcerte in Bremen ist am 24. März mit dem elften zu Ende gegangen. Die zwei letzten wurden durch die Beethovenschen Symphonien in C moll und A dur sowie durch das Spiel der Frau Schumann und des Herrn Joachim zu den vorzüglichsten der Saison. Ein kurzer Rückblick auf die Leistungen des verflossenen Winters ergiebt folgende Resultate: Das Orchester führte 10 Symphonien aus, und zwar je eine von Haydn (D dur), Mozart (die kleinere in C dur), Mendelssohn (A moll), Franz Schubert (C dur), Gade (Nr. 4 B dur), 5 von Beethoven (Es dur eroica, B dur, C moll, F dur pastorale und A dur), endlich Allegro, Scherzo und Finale von Robert Schumann und Adagio religioso vom Kapellmeister Ernst Sobolewski. Die beiden letzten Werke waren neu; ebenso unter den Ouverturen die den Namen des Faust tragende von Richard Wagner, die zu Calderons „Dame Kobold“ von Karl Reinecke und die zu „Manfred“ von Robert Schumann. Weiter wurden aufgeführt 1 Ouverture von Gluck (Iphigenie), 4 von Beethoven (Egmont, Namensfeier, Leonore Nr. 3, Fidelio), 3 von Mendelssohn (Melusine, Ruy Blas, Meeresstille und glückliche Fahrt), 2 von Cherubini (Abenceragen und Wasserträger), 4 von Weber (Freischütz, Euryanthe,

Oberon, Jubel-Ouverture), 2 von **Richard Wagner** (außer dem Faust die zum Tannhäuser), 2 von **Robert Schumann** (nächst der zum „Manfred“ die zur Oper „Genoveva“), 1 von **Hector Berlioz** (Vehmrichter); außerdem Scherzo und Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum.“ In Solovorträgen hörten wir auf der Violine die Herren **Joachim, Lauterbach, Laub, Alexander de la Raucheraye** und die Geschwister **Raczek**, auf dem Pianoforte die Damen **Clara Schumann** und **Emma von Staudach**, die Herren **von Bülow** und **Ernst Pauer**, auf dem Violoncell die Herren **Grützmacher** und **Krollmann**, der Metallflöte Herrn **Syvarth**. Von Sängern und Sängerinnen ließen sich hören die Damen **Geisthardt, Jenny Meyer, Auguste Brenken, Henriette Nissen-Saloman, Bianchi, Förster, Koch, Krüger** und **de Villar**, die Herren **Widemann** und **Borchers**.

—* **Elisabeth und Don Carlos.** Im letzten Feuilleton war von dem Verfahren Philipps II. von Spanien gegen seinen Sohn Don Carlos die Rede. Das Verhältniß desselben zu seiner Stiefmutter Elisabeth von Frankreich, Philipps dritter Gemahlin, ist der Gegenstand verwirrender und entstellender Schilderungen geworden. Es war nach Prescott's Geschichte König Philipps das folgende. Elisabeth war dem Prinzen Don Carlos bestimmt nach dem Friedensvertrage zwischen Spanien und Frankreich von 1559, woher ihr Name Isabel de la Paz. Statt des Infanten heirathete Philipp sie selbst. Elisabeth von Valois war nach den Chroniken der Zeit so schön, daß kein Cavalier sie lange anzuschauen wagte, aus Angst sein Herz zu verlieren, oder die Eifersucht des Königs zu erregen. Sie war so beliebt, daß die Menge sich um ihre Person drängte. Das Eheverlöbniß wurde durch einen Bevollmächtigten im Namen Philipps gefeiert. Dieser empfing seine junge Gattin aus den Händen des Herzogs von Infantado in Guadalajara, wo Don Carlos sie zum erstenmal erblickte. Dieser Augenblick reichte hin um sein Herz mit Kummer und Rachegedanken gegen seinen Vater zu erfüllen, der ihm einen solchen Schatz geraubt hatte. Wie Don Carlos mit Entzücken und Schmerz in den Anblick seiner Stiefmutter versunken stand, so blickte sie mit jugendlicher Neugier auf ihren königlichen Herrn und Gebieter. Sie starrte ihn so auffallend an, daß er sie mit der Frage außer Fassung brachte: ob sie etwa sehen wolle, ob er graue Haare habe? Philipp war damals 34 Jahre alt, sie fünfzehn, und zwischen ihm und ihr bestand dieselbe Ungleichheit des Alters wie zwischen dem Vater und seinem Sohn. Was Aufmerksamkeit, Prunk und königlicher Luxus ihr bieten konnte, hatte sie vollauf. Aber ihr Leben war eine glänzende Leere. Prescott beschreibt ihr Mittagsmahl nach einem alten Manuscript: Sie war von dreißig Frauen bedient oder vielmehr umgeben. Zwei schnitten das Fleisch vor, eine versah das Amt des Mundschenks und hielt sich neben dem Sessel der Königin. Die übrigen waren im Gemach vertheilt in Unterhaltung mit ihren Anbetern (their gallants) die, im Gegensatz mit französischer Sitte, bedeckten Hauptes einhergingen. „Sie seien nicht da, sagten sie, um der Königin, sondern um ihren Damen aufzuwarten.“ Nach ihrem einsamen Mahl zog Elisabeth sich in ihr Zimmer zurück und brachte den Abend mit Musikern und Possenreißern hin, . . . eine königliche Puppe. Ein goldstrotzendes Gewand über einem öden Herzen. . . . . . . Don Carlos klagte bitterlich über die Feindschaft seines Vaters. So sehr er es wünschte, es war ihm kein Antheil an den öffentlichen Geschäften gegönnt, und dieß scheint der Hauptgrund seines zornigen Angriffes gegen Alba gewesen zu sein. Der Herzog war zum Führer des Heers in den Niederlanden ernannt, was die Leidenschaft des jungen Fürsten zum Ausbruch brachte, als jener kam um Abschied von ihm zu nehmen. Eine andere Ursache seines Grolls war das Verfahren seines Vaters in der Angelegenheit seiner Verheirathung. Nicht allein hatte Philipp die für ihn erwählte anbetungswürdige Braut weggenommen, sondern er wollte ihm auch nicht erlauben Elisabeths jüngere Schwester, von ihrer Mutter Katharina von Medicis angetragen, zu ehelichen. Selbst das war nicht alles: Philipp vereitelte eine fernere Verbindung seines Sohns, zu der er förmlich seine Einwilligung gegeben hatte, die Verbindung mit seiner Cousine Anna von Oesterreich, wiewohl dieselbe ganz den Wünschen ihrer kaiserlichen Eltern entsprach. Don Carlos brütete über diesen Unbilden, und Vater und Sohn gingen lange Zeit in demselben Palast schweigend aneinander vorüber. Wie sollte das enden? Es gab eine Epoche, wo Carlos sich mit dem vorherrschenden Gedanken trug seinen Vater zu ermorden. Er bekannte seinem Beichtvater, daß er die Absicht habe einen Mann zu tödten, und als jener ihn ins Verhör nahm, gestand er, daß sein Vater das gemeinte Opfer sei. Dann schien es, als ob er seinen Entschluß geändert. Er wollte seine Umgebung und die verhaßte Gegenwart des Königs fliehen; er gedachte nach Oesterreich zu flüchten, wo Anna und ihre Eltern ihn mit offenen Armen empfangen würden. Während er über diesen Entweichungsplan nachsann, wurde er ergriffen. Er lag im Bett, ein Schwert und einen Dolch neben sich, und eine mit zwei Kugeln geladene Flinte in unmittelbarer Nähe; seine Thüre war sorgfältig verschlossen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln trat der König in später Nacht in sein Zimmer und überraschte den Prinzen im Schlaf. Er behandelte ihn als einen Verrückten. „Nein, Ew. Majestät, ich bin nicht verrückt, aber Sie bringen mich zur Verzweiflung.“ Während der Unglückliche schluchzte und flehte, bemächtigte Philipp sich der Waffen und alles Geräths, womit der junge Mann sich etwa verletzen könnte, und ließ eine Wache bei ihm zurück. Von nun an war sein Zimmer ein Kerker, und Philipp schrieb auf der Stelle an den Kaiser von Oesterreich, um das Eheverlöbniß mit Anna aufzulösen, mit der Anzeige, daß sein Sohn für die Dauer seines Lebens ein Gefangener sei. Vergeblich war alles Verwenden bei dem König: die Bitten seiner Frau, seiner Schwester, seiner Tante, seines Oheims bestärkten ihn bloß in seinem Entschluß. Sein Halbbruder, Don Juan von Oesterreich, kam zu ihm in Trauerkleidern: er befahl ihm es aufzugeben. Elisabeth brachte Tage in Thränen zu; er gebot ihr ihre Thränen zu trocknen. Keine Thränen, keine Trauer für die Aufwallungen eines Jünglings, der in der Blüthe seiner Jahre geknickt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt war. Dieses Leben indessen sollte nicht von langer Dauer sein. Philipp war thatsächlich der Mörder seines Sohnes. Um das zu beurkunden, ist es selbst nicht nöthig die Versicherungen derer anzurufen, die sich auf die Aeußerungen des Königs stützen. Einst erwiderte er einem Ketzer, der zum Scheiterhaufen geschleppt wurde: „Wäre mein Sohn ein solcher Elender wie du, ich würde mit eigenen Händen das Holz herbeitragen, um ihn zu verbrennen.“ Mit diesen Worten ist der Brief zu vergleichen, den er in Betreff von Carlos an seine Muhme, die Königin von Portugal, richtete, und wo er sich bereit erklärte: „Gott sein eignes Fleisch und Blut zu opfern, und den Dienst des Allerhöchsten und die allgemeine Wohlfahrt jeder andern menschlichen Rücksicht vorzuziehen.“ Auf diese und andere Beweise ähnlicher Art fußend, fühlten manche sich bewogen dem Schluß der ältern Historiker beizutreten, daß Philipp Befehl gegeben habe seinen Sohn mit einem Tuch zu erdrosseln, oder seine Fleischbrühe zu vergiften. Diese Annahme mag gegründet, sie mag falsch sein. In Philipps Charakter liegt kein Grund ihn einer solchen Gräuelthat für unfähig zu halten. Aber ein klarer Beweis liegt darüber bis jetzt nicht vor. Alles was wir wissen, ist, daß er die größte Abneigung gegen Don Carlos hegte, daß er ihn höchst grausam behandelte, und daß die Strenge seiner Haft an sich selbst vollkommen hinreichte, ein Leben auszulöschen, das gleich einer Flamme brannte und sich von Aufregung nährte. Die Unmöglichkeit selbst durch seine vergitterten Fenster zu blicken, die Bewachung durch zwölf Hellebardiere, die beständig in den Gängen zu seinem Zimmer weilten, die Gegenwart einer finstern Schildwache, Tag und Nacht, und sprachlos, in seiner unmittelbaren Nähe, zu keiner Botschaft von außen oder nach außen sich herleihend, wohl aber mit stummem, spähendem Blicke nach ihm starrend, war vielleicht die grausamste aller gegen ihn verhängten Prüfungen; das waren unaushaltsame Martern für ein so leidenschaftliches Gemüth, und stürzten Don Carlos zuletzt in die unnatürlichsten Verirrungen. Er machte den Versuch sich mit einem Diamant zu erwürgen: umsonst. Er setzte sich dem kalten Zugwind aus; er füllte sein Bett mit Eis; er überfluthete sein Zimmer mit Wasser und watete stundenlang, halb nackt und mit bloßen Füßen auf den kalten Steinen. Auch das blieb wirkungslos. Waffen besaß er keine mehr; sein Vater hatte sie beseitigt. Keine Möglichkeit sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Er wollte sich zu Tode hungern und verweigerte elf Tage alle Nahrung; selbst das hatte nicht den gewünschten Ausgang. Jetzt sprang er zu dem entgegengesetzten Extrem über. Von langem Fasten geschwächt, verschlang er eine ungeheure Pastete von vier Rebhühnern sammt allem Teig und spülte das Ganze mit drei Gallons Eiswasser hinunter (ein Gallon circa vier rheinische Schoppen). Endlich kam der Tod, der erflehte, im Gefolge einer heftigen Dysenterie, und setzte seinen Leiden eine Schranke. . . . Er starb in Frieden, aber ohne einen Freund an seiner Seite, und ward im Grabgewölbe der königlichen Linie von Oesterreich beigesetzt. Philipp verweigerte seinem Begräbniß beizuwohnen, und verbat sich jede Beileidsbezeigung. Don Carlos besaß einen einzigen ergebenen Freund, der um ihn weinte, Elisabeth. Unter den bei seiner Verhaftung ergriffenen Papieren fand sich eine Liste aller Personen, die der Prinz für seine Freunde oder für seine Feinde hielt. Als seinen Hauptfeind hatte er seinen Vater bezeichnet, als seinen besten Freund seine Stiefmutter. Carlos liebte ihre Gesellschaft und brachte manchen Abend mit ihr zu, während sie ihrerseits alles aufbot ihn zu besänftigen und ihm die Hand ihrer Schwester zu sichern. Nunmehr blieb ihr nichts übrig als seinen Verlust zu betrauern und für sein Seelenheil zu beten. Mitten in dieser weiblichen Betrübniß überraschte sie der Tod. Drei Monate waren kaum verflossen seit dem Erlöschen des Prinzen, und auch sie war eine Leiche. Sie hatte dem König bereits zwei Töchter geboren, und er hoffte eben, daß sie ihm einen Sohn und Erben geben würde um die Lücke des Hingeschiedenen auszufüllen. Die spanischen Aerzte jener Zeit gehörten zu der Schule Sangrado's; sie täuschten sich über die Natur ihres Uebels, reichten ihr unpassende und übermäßig heftige Mittel, die ihre Gesundheit zu Grunde richteten. Ihre Kräfte waren vernichtet; das Fieber stellte sich ein, bald war alle Hoffnung einer Wiedergenesung dahin, und in diesem Zustand von Verzweiflung brachte sie eine dritte Tochter zur Welt, die kaum getauft alsbald verschied. Der Tod der holden Mutter eilte rasch heran. Sie küßte das Crucifix, das sie fest umschlungen in ihren Händen hielt. Ein Abschiedsgruß an alle, die ihr Bett umstanden, und der Schleier des Todes senkte sich auf ihre Augenlider. Ein letztesmal erhob sie den Blick und ließ ihn auf den Botschafter von Frankreich, ihrem geliebten, theuren Frankreich ruhen, und alles war vorüber. . . . Es verdient erwähnt zu werden, daß eine Elegie auf dieses edle Geschöpf, die in ihrem dreiundzwanzigsten Jahr starb und manches Herz in Spanien mit Jammer erfüllte, der erste poetische Versuch eines Mannes war, der später zu europäischem Ruhm gelangte, des Verfassers des Don Quixote.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. · Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Oelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 5. April. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Das deutsche Geld- und Münzwesen im Mittelalter.

Eine historische Studie. Von C. G. Rehlen.

Wir geben im Nachfolgenden einen Versuch, den wir mit großer Mühe angestellt haben, einen der schwierigsten und bedeutendsten Punkte unserer Geschichte uns und Anderen deutlich und klar zu machen, nämlich das Verhältniß des Geldes zu den Dingen und der Dinge zu dem Gelde im Mittelalter; denn das Geld war auch in jenen dunklen Zeiten, wie heutzutage, die Alles in Bewegung setzende Macht des Lebens, und zwar deßwegen, weil Geld und Besitz dasselbe ist, und der Besitz auch damals die Allem vorangehende Bedingung war, um leben zu können. Darum haben auch in jenen Jahrhunderten die Menschen vom Kaiser bis zum Taglöhner, vom Papste bis zum niedrigsten Mönche herunter nach Geld und Besitz gestrebt, und aus diesem Bestreben sind alle Geschichten hervorgegangen, alle die unermeßlichen Kämpfe und wilden Mordungen, die unser schönes deutsches Land verwüstet und mehr als einmal an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Man wolle uns doch nicht immer wieder aufs Neue betrügen und täuschen und etwa da erhabene und heilige Motive unterstellen, wo ganz irdische und materielle Ursachen so augenscheinlich und handgreiflich vorliegen. Was war denn jener große Kampf der Kirche mit den deutschen Kaisern, der der deutschen Kaiser mit den Fürsten, der Kampf des Adels mit den Städtern, der der Handwerker mit den Geschlechtern und endlich der der Bauern mit den Bürgern und Klöstern? Gar nichts Anderes als ein Kampf um Besitz, um Geld und Gut, die aber, wir wiederholen es, dazu durchaus nothwendig sind, um unsere Bedürfnisse befriedigen und das Leben erst möglich und angenehm machen zu können. In und mit dem Kampfe selbst, das wollen wir zugeben, traten dann freilich edle und erhabene Kämpfer und Ideen auf, aber die Grundursache des Kampfes selbst war Geld und Besitz, das was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört, oder noch deutlicher gesagt: weil es von jeher schlechte und böse Menschen gegeben hat, die was andern gehörte an sich reißen wollten oder gar sich das Vorrecht anmaßten, die Welt und ihre Freuden vorzugsweise vor andern besitzen und genießen zu wollen. Das ist die Summa der ganzen Geschichte von Babylon bis auf Paris und London, und wer das nicht weiß und zugiebt, der wird auch den innersten Sinn der Geschichte und folglich auch ihre erhabene und poetische Seite niemals kennen lernen.

Aber aus diesem Allem geht nun auch hervor, wie es durchaus und unumgänglich nothwendig ist, den Werth des Geldes und des Besitzthums in jenen Zeiten ganz genau kennen zu lernen; das ist der Angelpunkt aller Kulturgeschichte, welche die edle Aufgabe hat — zu erforschen und darzulegen alles Leid und Glück, das dem Menschen je widerfahren ist. Das kann sie aber nicht, wenn sie nicht weiß, welchen Geldwerth damals die Dinge hatten, oder wie theuer und wohlfeil, oder wie schwer und leicht sie anzuschaffen waren. Nun ist es aber ein ganz besonderer Beweis davon, wie man bisher gerade dem edelsten Kern in Geschichte nicht nachgegangen, wie man auch da um die Hauptsache blind herumgegangen ist, daß die historische Wissenschaft gerade diesen Punkt am Meisten vernachlässigt hat, und zwar in einem solchem Grade, daß sie sogar selbst Weniges darüber weiß, und daß Jeder, der Etwas davon wissen will, selber nachstudiren muß. Man hat zwar alle möglichen Münzen gesammelt, man hat sie in großen, umfangreichen Werken rangirt und beurtheilt je nach ihrem Verhältniß zur Kunst- und diplomatischen Geschichte, aber in ihrem Verhältniß zum edelsten Inhalte, zum Pulsschlag der Geschichte, zum Glück oder Elend der Menschen, hat sie noch keiner studirt. Ich wenigstens habe selbst im germanischen Museum, das gegenwärtig über 20,000 ganz rein historische Bücher besitzt, keines gefunden, das mir darüber allgemein klare und verständliche und gewisse Aufschlüsse gegeben hätte. Und so habe ich mich denn am Ende selber über die Sache machen müssen und auch gemacht, aus dem Grunde, wie aus dem Obigen hervorgeht, weil ich einsah, daß ich ohne diese Wissenschaft immer dunkel in die ohnedieß noch dunkle Geschichte des Mittelalters schauen würde, aber gerade diesen Theil unserer Geschichte ganz genau durchschauen möchte. Und so sei nun hiemit dieser Versuch freundlich auch allen anderen Freunden der Geschichte angeboten. Doch hinzufügen muß ich, aus Bescheidenheit wie aus Vorliebe zugleich, daß ich mich wohl habe irren können, und daß ich demnach mit diesem Aufsatz eigentlich nur die Absicht habe, diesen wichtigen Punkt erst in Anregung zu bringen, damit sich auch Andere darüber machen, und so die Wissenschaft endlich zu einem verständigen Abschluß gelange. Uebrigens habe ich natürlich zu dieser Arbeit alle die wichtigsten Schriften benutzt, welche über das deutsche Münzwesen bis jetzt erschienen sind.

Unsere deutschen Vorfahren treffen wir bekanntlich noch zu einer Zeit, wo sie gar kein Geld hatten; damals war ihnen der Mensch selbst, das heißt seine Knechtschaft oder Freiheit, oder das Vieh, Pferde, Ochsen und Kühe, der Maßstab des Werthes aller Dinge, und wo dieses nicht angewendet werden konnte, tauschte man Waare gegen Waare, Ding gegen Ding. Das Geld lernten sie erst von den Römern kennen, ja die Geschichte wollte sogar, daß sie in den Besitz des ganzen unermeßlichen Reichthums kommen sollten, den jene besaßen, und den sie aus allen Theilen der damals bekannten Welt zusammengeraubt hatten. Im 5. und 6. Jahrhundert waren die Germanen Herren von ganz Europa, was sie auch fortan geblieben sind.

Nun wissen wir nicht, es ist auch gar nicht genau zu berechnen, wieviel des Goldes und des Silbers in die Hände der Sieger gefallen ist, aber nur eine allgemeine, nicht grundlose Schätzung giebt uns einen Maßstab für den Werth des Geldes in jener Zeit und

für viele Jahrhunderte nachher. Eins ist gewiß: Geld und Münzen, Gold und Silber war und blieb viele Jahrhunderte lang in ganz Europa ein sehr seltsames und rares Ding und nur vorzugsweise in den obersten Schichten der Gesellschaft einheimisch; darum war auch der Werth des Geldes ungeheuer groß, und man konnte viele Dinge und bedeutende Güter um weniges Geld haben, denn zunächst war von dem alten römischen Golde und Silber im wilden Sturme der Eroberung sehr viel verloren gegangen, das übriggebliebene aber in alle Welt zerstreut worden. Und dann vergingen mehrere Jahrhunderte, wo weder durch Arbeit und Handel edle Metalle aus fernen Gegenden noch aus eigenen Bergwerken neu herbeigeschafft wurden. So erklärt sich die Seltenheit des Geldes und die entsprechende Wohlfeilheit der Dinge fast das ganze Mittelalter hindurch, bis erst wieder deutscher Fleiß und deutsche Wissenschaft neues Gold und Silber aus den eignen Bergen herauszuschaffen gewußt hat.

Aber alles edle Metall, das in der Völkerwanderung in die Hände der Germanen gekommen war, behandelten sie in alt römischer Art und Weise nach Gewicht und Namen; das ist die Grundlage der Geld- und Münzkunde für alle nachfolgenden Zeiten, und unser heutiges Münzwesen ist nur eine Entwicklung von jenem alten, nur ein Ende von jenem Anfang, und es ist nur Aufgabe der historischen Wissenschaft den Faden aufzufinden und ihm nachzugehen, von dem sich diese Entwicklung abgesponnen hat. Die ersten Fürsten, die nach den Römern wieder Münzen geprägt haben, waren die fränkischen Könige, nach der Völkerwanderung die bedeutendsten Herrscher in Europa. Und nun herrschte von diesen fränkischen Königen an, von Chlodowig bis auf Karl den Großen (481 — 814) und von ihm bis zum letzten Karolinger (911) nach dem salischen Gesetze folgender Münzfuß:

1 ℔ Gold = 12 Unzen = 24 Loth = 72 Solidi = 240 Silbersolidi = 2880 Denare = 432 fl. unseres Geldes.
1 ℔ Silber = 20 Solidi = 240 Denare = 6 Goldgulden.
1 ℔ Gold = 12 ℔ Silber; 1 Goldsolidus = 3⅓ Silbersolidi oder 40 Denare = 6 fl.
1 ℔ Silber — 36 fl. 1 Silbersolidus = 1 fl. 48 kr. 1 Solidus = 12 Denare. 1 Denare = 9 kr.

Neben diesem fränkischen Münzfuße gab es aber in diesen Jahrhunderten in Deutschland noch zwei andere, den sächsischen und friesländischen, die also beschaffen waren.

Der sächsische Münzfuß:
1 ℔ Gold = 80 Goldsolidi = 432 fl.
1 Goldsolidus = 6 fl. 24 kr. = 36 Denaren oder 2 Silbersolidi 1⅗ Denare.
1 ℔ Silber = 12 Solidi = 144 Denare = 36 fl.
1 Silbersolidus = 12 Denare = 3 fl. 1 Denar = 15 kr.

Der friesländische Münzfuß aber theilte sich innerhalb der Stammesgrenzen noch einmal dreifach:
1 ℔ Silber = 12 Solidi = 120 Denaren, 1 Denar = 2 fränkischen Denaren = 18 fl. 30 kr.
1 ℔ Silber = 8 Solidi = 196 Denare; 1 Denar = 2½ fränkischen Denaren oder 22½ kr.
1 ℔ Silber = 6⅔ Solidi = 80 Denaren; 1 Denar = 3 fränkischen Denaren oder 27 kr.

Wie nun dieser Münzfuß der erste in Deutschland war, so war er auch, wie schon oben gesagt, die Grundlage, aus welcher alle späteren Münzfuße durch das ganze Mittelalter hindurch hervorgegangen sind, in welcher Art sich auch die Münzen nach Form, Gepräge, Schrot und Korn verändert haben. Alle Münzen nannte man aber von jenen Zeiten an Pfennige, von pecunia, das Geld schlechthin, nur daß die Denaren, als das allgemeine Verkehrsgeld, besonders so genannt wurden; die Goldsolidi erhielten den Namen Gulden schlichthin, die Silbersolidi: Schildlinge oder Schillinge, welche letztere indeß nur eine ideale Münze waren. Unter Pfund oder Mark verstand man den Inbegriff seines Geldinhalts, nämlich 20 Schillinge oder 240 Pfennige. Diese Pfennige endlich wurden auch Kreuzer genannt (schon 864), weil ein Kreuz auf ihnen geprägt war.

Daß wirklich wenig Gold und Silber und wenige Solidi und Denare aus der unermeßlichen römischen Beute nach Deutschland gekommen sind, das geht aus den geringen Preisen hervor, die damals die Dinge hatten, und von denen wir einige Beispiele anführen können:

Ein Sklave galt bei den Franken 16 Goldschillinge = 60 fl.,
ein ausgewachsener gehörnter Ochs 2 Solidi = 3 fl. 36 kr.,
eine gesunde gehörnte Kuh 1 Solid. = 1 fl. 48 kr.,
ein Schafhund 3 Schillinge = 5 fl. 24 kr.,
ein Pferd 10 Schillinge = 18 fl.,
ein guter Panzer 12 Solidi = 21 fl. 36 kr.,
ein Helm mit einem Federbusch 6 Solidi = 10 fl. 48 kr.,
ein Schild mit einer Lanze 2 Solidi = 3 fl. 36 kr.,
30 Scheffel Roggen, 40 Scheffel Gerste, 60 Scheffel Hafer kosteten 1 Solidus nach sächsischer Währung = 3 fl.,
ein 18pfündiges Weizenbrod 2 Denare = 18 kr.,
1 Metze Korn 1 Denar = 9 kr.,
1 Metze Gerste ½ Denar = 4½ kr.,
1 Falke 6 — 12 Denare = 10 fl. 48 kr. — 21 fl. 36 kr.,
der Kriegsbann unter Karl dem Großen galt 3 ℔ Silber = 60 Solidi.
ein Schaf, ein Eber, ein Bienenstock in Burgund 1 Solidus = 1 fl. 48 kr.
Karl der Kahle, 843—877 mußte an die Normannen einen Tribut abgeben von 4000 ℔ Silber = 144,000 fl.; setzen wir nun den Werth des heutigen Geldes zu dem damaligen nur wie 1 — 30, so waren dies 4,320,000 fl.

In Sachsen mußte ein Bräutigam den Eltern für seine Braut geben 300 Solidi, nach sächsischer Währung 900 fl.; das Wehrgeld eines Sklaven, das heißt die Strafe, die man für die Tödtung desselben zu entrichten hatte, war 100 Solidi, das eines fränkischen Freien 200 Solidi; nur bei den Adelingen in Sachsen und in gewissen Fällen stieg es von 600 Solidi bis auf 1800 Solidi; das Wehrgeld eines Diakons war 200 Goldsolidi, das eines Presbyters 300 Goldsolidi. Rechnet man nun einen Solidus nur zu 1 fl. und wendet das obige Verhältniß 1 — 30 zum heutigen Geldwerth an, so stieg die Strafe von 6400 fl. bis auf 54,000. Da aber weder diese noch jene Summe wirklich in edlem Metall entrichtet werden konnte, so nahm man bildlich 2 Solidi für einen ausgewachsenen gehörnten Ochsen, wonach die altdeutschen Adelinge höchst begüterte und an Viehheerden reiche Leute gewesen sein müssen, da einer im Falle eines besonderen Todtschlages 900 Ochsen liefern mußte.

Die fränkischen Könige aber waren es, die wie schon oben gesagt, zuerst wieder nach den römischen Kaisern Münzen prägen ließen, so Chlodowig 490, der darauf sein Brustbild anbringen ließ. Noch unter Pipin, 741 — 768, gab es im innern Deutschland so wenig Geld, daß die Sachsen ihren Tribut an ihn in Vieh, nämlich in 300 Ochsen und 300 Pferden, entrichteten, während dies die Friesländer bereits mit Geld thaten, mit 100 ℔ Silber = 3600 fl. Karl der Große selbst ließ goldene und silberne Münzen schlagen, auf deren einer Seite er selbst auf einem Pferde, auf deren andern Seite wieder er selber mit dem Reichsapfel in der Hand und sein Sohn, beide gekrönt und mit einem Scepter, zu sehen waren. Ferner ließen er und seine Nachfolger Denare schlagen, die auf der einen Seite das Bild des jemaligen Fürsten mit einer Krone und einer Umschrift, wie Ludovicus rex Romanorum, auf der andern Seite durchgehends ein Kreuz, in dem einen Obereck einen Adler und in den drei andern Ecken je drei runde 0/ mit der Umschrift Moneta nova Aquensis zeigten. Auch verordnete er, daß nur in den königlichen Pfalzen Münzen geschlagen werden dürften, und daß überhaupt in seinem ganzen Reiche nur einerlei Münzen sein sollten. Doch bei dem großen Mangel an gemünztem Gelde mußte schon Karl der

Kahle die Anordnung treffen, daß in jeder Stadt, wo man einen Jahrmarkt hielte, auch eine Münzstätte errichtet würde. So finden wir bereits im 10. Jahrhundert, außer in den königlichen Städten Zürich (seit 880), Kempten (seit 890) und Aachen, auch in den Bisthümern Speier, Verden, Osnabrück, Paderborn Münzstätten, wo Jedermann sein Metall in Münzen umschlagen lassen konnte, wie überhaupt in den nachfolgenden Zeiten immer mit dem Marktrecht das Münzrecht verbunden war. Die Aechtheit der Münzen prüfte man aber damals dadurch, daß man sie in einen hohlen Schild warf.

Nun waren bereits mehrere Jahrhunderte verflossen, ohne daß der Abgang des edlen Metalls durch neues hinlänglich ersetzt worden war, doch bald nach den Karolingen (um 920) unter Heinrich I. wurden die ersten Bergwerke im Innern Deutschlands aufgefunden, nämlich auf dem Rammelsberge bei Goslar, da bis jetzt nur in Böhmen, Bayern und am Rhein edle Metalle gewonnen werden waren. Späterhin begann der Bergbau auch zu Mittweida in der Gegend von Meißen, dann in Schlesien, Steiermark und Kärnthen, und (1044) bei Wießenloch. So konnte man wieder zum Erstenmale den seit vielen Jahrhunderten abgegangenen Metallvorrath ersetzen. Aber die Münzkunst stand noch in diesen Zeiten, im 10. und 11. Jahrhundert unter den sächsischen und fränkischen Kaisern auf einer sehr niedrigen Stufe. Man legte das runde Silberblech auf Leder oder Filz und prägte es dann mit dem Stempel aus, der aus Holz geschnitzelt war und das rohe Bild des Kaisers theils stehend, theils reitend, bald mit, bald ohne Namen und Wappen zeigte. So waren die Münzen nur auf einer Seite gestempelt und so dünn, daß sich die Fugen des Stempels auf der einen Seite ein- und auf der andern ausbogen. Wegen dieser Beschaffenheit und Dünnheit nannte man sie Hohl- oder Blechpfennige, Bracteaten, und es sollen deren, wie man sie aufgefunden hat, 16 auf ein Loth, und so 256 auf ein damaliges Pfund gehen; darum pflegte man sie beim Handel auch zu wägen, wie denn in jeder Stadt an einem Markttage auf dem Rathhause Gold- und Silberwagen bereit standen, auf denen man sie dann nach Marken, Vierlingen, Unzen und Lothen berechnete, wozu man auch völlig ungemünztes Metall nahm. Doch wurden außer diesen Blechpfennigen auch von den Kaisern noch andere Pfennige ausgeprägt, die von einer größern Kunst zeugten. Sie waren auf beiden Seiten geprägt und stellten auf der einen des Kaisers Bild reitend, mit dem Reichsapfel und einem Schilde, auf der andern ein aufgerichtetes oder aufspringendes Pferd dar. Andere zeigen auf der einen Seite nur das gekrönte Brustbild und den Namen des Kaisers, auf der andern die Namen des Ortes, wo sie geprägt wurden, wie Colonia, Tantia u. s. w. mit dem Kreuze, und waren ganz den Münzen von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen ähnlich. Solche Münzen wurden aber auch von andern Reichsfürsten und namentlich von den Bisthümern geschlagen, zeigen dann aber nicht immer das Bild des Kaisers. So ließ der Erzbischof von Mainz, ein Sohn des Kaisers Otto I., Pfennige schlagen, auf deren einer Seite er selbst im bischöflichen Ornate und mit einer Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein Scepter, in der linken einen Reichsapfel haltend, auf der andern Seite eine Stadt mit Thürmen und in dem Thore das Mainzische Rad mit der kurzen Inschrift: Mogunt. zu sehen ist. Außerdem finden wir im 10. und 11. Jahrhundert noch Münzstätten zu Gandersheim 993, Freisingen 996 und Würzburg 1020. Was den Münzfuß anbelangte, so blieb er derselbe wie unter den fränkischen Königen, in Norddeutschland der sächsische und friesländische, in Süddeutschland der fränkische; nur die Mainzischen, Kölnischen, Hessischen, Waldeck'schen, Paderbornischen und Osnabrück'schen Pfennige blieben bis in das 12. Jahrhundert so dick, daß davon 144 auf eine Mark gingen.

Indessen war bis dahin noch immer das Geld in Deutschland sehr rar gewesen, da noch immer der Handel gering und nur wenige Bergwerke vorhanden waren. Im 12. und 13. Jahrhundert aber, unter den Hohenstaufen, schienen plötzlich alle edlen Erzadern Deutschlands ausströmen zu wollen. Wir sehen diese Kaiser eine Menge von Belohnungen mit Bergwerken ertheilen, wie in Bayern, im Salzburgischen, in Tyrol, im Hennebergischen, im Plauen'schen, im Mainzischen. Vor allen zeichnete sich die Mine von Kerstendorf aus, 1167 entdeckt, welche bald darauf der Stadt Freiburg die Entstehung gab, dann die Bergwerke in Minden und in der Landschaft Mansfeld, die am Ausgange des 12. Jahrhunderts aufkamen, und endlich die Silberadern in Meißen, welche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entdeckt wurden. Dem außerordentlichen Reichthum, den diese Bergwerke zu Tage förderten, kam nun mit gleichem Reichthum der Handel entgegen, der durch die Kreuzzüge nach den fernsten Ländern sich eröffnet hatte, so daß nun Deutschland der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels wurde.

Damit begann aber auch eine neue Periode für die Münzen. Wie von Alters her galt zwar noch der Grundsatz, daß der Kaiser ein Herr aller Münzen wäre, ohne dessen Erlaubniß Niemand ein Münzrecht ausüben dürfe. Aber die Verleihungen von Münzrechten nahmen nun so überhand, daß nicht nur Fürsten und Städte, sondern auch Klöster und Herren geringeren Adels damit versehen wurden, und daß endlich Herzöge und Bischöfe selbst wieder ähnliche Rechte verliehen, so daß der Münzstätten nach und nach fast unzählige wurden. Von den Städten, die dieses Recht bereits im 13. Jahrhundert besaßen, nennen wir hier nur folgende, da wir keine Statistik derselben aufzustellen haben: Erfurt, Eisenach, Köln, Regensburg, Bamberg, Brixen, Stettin, Quedlinburg, Würzburg, Wien, München, Straßburg, Freisingen, Landshut, Basel.

Wie nun damals bereits das Reich vielfach zerrissen war, so bildete sich auch das Münzwesen in buntester Mannichfaltigkeit aus. Die Münzverwaltung lag entweder in den Händen kaiserlicher Münzmeister, wo der Kaiser selbst das Münzrecht ausübte, oder waren von den Landesherren beaufsichtigt. In Städten überließ man das Münzrecht gewöhnlich mehreren angesehenen Bürgern, welche unter dem Namen Hausgenossen eine eigene geschlossene Gesellschaft oder Zunft bildeten und gleichsam die verordneten Beamten vorstellten. Eine solche Genossenschaft mit großen Vorrechten, selbst mit Erbfolge, tritt uns namentlich in Köln im Jahre 1240 entgegen. Die Münzkunst aber blieb noch immer auf der niedrigen Stufe, auf der sie bisher in den letztvergangenen Jahrhunderten gewesen war. Zwar zeigen die goldenen Augustalen Friedrichs II. plötzlich eine große an die schönsten Münzen des Alterthums reichende Vollendung, aber diese wurden eben in Italien geprägt. Die Abzeichen und Inschriften der Münzen sind sehr mannichfaltig, und wir finden darauf abgebildet Christus, die Apostel, Heilige, Kaiser, Fürsten, Städte, Adler, Kreuze, Sterne. Bisweilen machten es die Kaiser zur Pflicht, daß ihr Bild und ihre Namen auf städtische Münzen gesetzt wurden, bisweilen aber überließen sie Form, Gehalt und Gepräge ganz den Neuberechtigten. Das Reichsgeld selbst, das Friedrich I. in Aachen schlagen ließ, zeigte auf der einen Seite sein Brustbild, auf der andern das Karls des Großen.

Bezüglich des Münzfußes sah man wohl nun ein, daß die Münzen, wenn auch bei verschiedenem Gepräge, doch in Schrot und Korn gleich sein sollten, aber verschiedene Ursachen vereinigten sich dieß unmöglich zu machen, wie die vielen bestehenden Münzstätten, der niedere Stand der Kunst, dann böser Wille und endlich vor Allem die Schwäche der kaiserlichen Reichsgewalt. Darum kamen nun auch die verschiedensten Münzen in Schrot und Korn zu Tage, und wie das ganze Reich so löste sich auch das ganze Münzwesen in unendlicher Verwirrung auf. So wurden in Mainz unter einer Mark oder einem ℔ Silber 13½ Schillinge, in Hildesheim 24, in Brabant 33⅓, in Magdeburg (1226) 44, in Preußen (1231) 60, in Zürich 50 Schillinge verstanden, ferner hielt in Oesterreich ein Schilling 15 Pfennige, in Zürich 18; 4 Denare von Koblenz waren gleich zweien von Köln, 4 von Regensburg gleich 6 Salzburgern. Auch regte sich bereits das Bedürfniß, Münzen von geringerem Werthe im Verkehr

zu haben, als die alten Pfennige, die nach unserm heutigen Silberwerthe in Süddeutschland nach dem fränkischen Münzfuß zu 9 kr. standen, in Norddeutschland aber auf 15 kr. und in Friesland bis auf 24 kr. stiegen. Bei diesem verschiedenen Werthe der Münzen hielt man sich lange an den idealen Werth der von Altersher gekommenen namentlich der kaiserlichen Münzen, um darnach das Verhältniß aller andern Münzen zu berichtigen und auszugleichen. Aber als auch dieß zuletzt nicht mehr in der allgemeinen Verwirrung genügte, so kam man denn in natürlicher Folge auf die Festsetzung eines neuen bestimmten Gewichtes, um darnach alle andern Münzen der verschiedensten Art in ihrem eigentlichen Werth bestimmen zu können. Und dieß war nun die Kölnische Mark zu 16 Loth feines Silbers. Nach diesem Gewicht wog man also jetzt die verschiedenen Denare, die im Verkehr vorkamen, während man unter Pfund die altherkömmliche Zahl derselben entweder zu 240, in Süddeutschland oder in Norddeutschland 144, oder in Friesland 120 oder 96 oder 78 Denaren verstand. Die Mark Kölnisch war also die Gewichtmark, das ℔ die Zahlmark. Weil jedoch die Kölnische Mark zu 16 Loth, um 1/3 weniger war, als die alte Mark oder das Pfund zu 24 Loth, so stellte sich nun die Berechnung der Denare folgendermaßen heraus:

1 Kölnische Mark feines Silber = 16 Loth = 20 Schillinge = 240 Denare. Pfennige = 24 fl. unseres heutigen Geldes.
1 Schilling = 12 Denare = 1 fl. 12 kr., 1 Pfennig = 6 kr.
1 Kölnische Mark im Verhältniß zu 1 — 12 = 4 Goldgulden, im Verhältniß zu 1 — 10 = 6 Goldgulden.

Ist also in einer Urkunde nur das Verhältniß der Münzen zu einer Kölnischen Mark feines Silbers angegeben, so können wir den Werth derselben ganz genau bestimmen, da wir den Werth einer Kölnischen Mark nach unserm heutigen Geldsfuß kennen. Da nun aber dieß selten geschieht, so ist auch der Werth des damaligen Geldes und zugleich der Dinge nur im Allgemeinen anzugeben, wobei man besonders, wie oben gezeigt, darauf Acht zu geben hat, ob die Münze aus Süd- oder Norddeutschland ist, da die ersteren immer geringeren Gehaltes sind, das heißt aus einer Mark Kölnisch weniger geprägt. Wir geben folgende Beispiele, nach der Mark Kölnisch berechnet:

1130 in Bayern 1 Ochse = 40 Denare = 4 fl.,
60 Eier = 3 Nummi = 18 kr.,
3 Maß Bohnen oder Hirse = 18 kr.
1175 ein Modius Weizen = 12 Pfennige = 1 fl. 12 kr.,
„ „ Roggen = 8 „ = 48 kr.,
„ „ Hafer = 6 „ = 36 kr.,
ein Schwein = 20 — 26 Nummi = 2 fl. — 2 fl. 36 kr.,
ein Lamm = 5 Nummi = 30 kr.,
ein Karada Bier = 3 schwere Schillinge = 3 fl. 36 kr.
1262 in Luzern das Maß besten Weins 2 Heller = 4 kr.,
60 Fische = 2 — 7 Heller = 4 — 14 kr.,
1 Muth Hafer = 5 Schillinge = 6 fl.
1189 auf einem Kreuzzuge zahlte Friedrich I. in Ungarn für das Futter von 100 Pferden 1 Mark, und ebenso viel für 4 Ochsen = 24 fl.
1197 kostete zu Lüttich bei einer großen Theuerung das Septier Mosler-Wein = 10 Pfennige = also nach friesländischer Währung = 3 fl. 36 kr.,
das Septier Franzwein = 5 Pfennige = 1 fl. 48 kr.
In wohlfeilen Zeiten war der gewöhnliche Preis:
vom Scheffel Spelt = 1 1/2 Schilling = 4 fl. 24 kr.,
„ „ Hartkorn = 2 Schillinge = 7 fl. 12 kr.
1246 zu Löwen 50 Septier Hafer = 2 ℔ = 48 fl.
1170 zu Köln ein Schwein = 1 Schilling = 1 fl. 12 kr.,
ein Ferkel = 6 Pfennige = 36 kr.
1110 zu Köln ein fetter Ochse = 5 Schillinge = 6 fl.
1275 der Eimer Wein 5 Schillinge = 6 fl.,
der Scheffel Roggen 2 Schillinge = 2 fl. 24 kr.,
1275 der Scheffel Kern 10 Pfennige = 1 fl.,
„ „ Hafer 8 „ = 48 kr.
1280 in Schwaben, Sachsen und Thüringen ein Scheffel Korn 1 Schilling 8 Heller = 1 fl. 28 kr.,
7 Eier = 1 Heller = 2 kr.,
1 Henne = 2 Pfennige = 12 kr.
1289 der Scheffel Roggen = 12 Pfennige = 1 fl. 12 kr.,
„ „ Korn = 10 Pfennige = 1 fl.,
„ „ Hafer = 8 Pfennige = 48 kr.,
ein Eimer Wein = 5 Schillinge = 6 fl.,
14 Eier = 1 Pfennig = 6 kr.,
eine alte Henne = 3 Pfennige = 18 kr.,
Taglohn ohne Essen = 3 Pfennige = 18 kr.
1280 in der Mark 1 Scheffel Roggen = 22 Pfennige = 2 fl. 12 kr.,
ein Huhn = 2 Pfennige = 12 kr.,
die Mandel Eier = 1 Pfennig = 6 kr.,
8 Häringe = 1 Pfennig = 6 kr.

Aus diesen Angaben sehen wir wenigstens einen vernünftigen Werth des Geldes und der Dinge hervorgehen, wie er den Verhältnissen und dem damaligen Vorrath an edlen Metallen wohl angemessen ist. Und wenn also zu den Zeiten Karls des Großen 1 Ochse 2 Schillinge und, wie oben angegeben, im Jahre 1130 4 Denare kostete, so war seitdem der Werth des Geldes um 2/3 gestiegen oder in demselben Grad der Metallvorrath größer geworden. Das Gold hat wohl ohne Zweifel im 12. Jahrhundert im Verhältniß wie 1 zu 10 zum Silber gestanden. Denn als Kaiser Friedrich I. in den Sechsziger-Jahren dieses Jahrhunderts dem Grafen von Paderborn die Herrschaft Plecken um 500 Mark Silbers abkaufte, so machte dieses 4000 ℛ Goldgulden = 12,000 fl. Uebrigens gab er schon damals Zahlungsvermittelungen durch Anweisungen und Wechsel. Innocenz IV. unterstützte den Gegenkaiser Friedrichs II. Heinrich Raspo mit 25,000 Mark Silber = 600,000 fl., und diese besorgte er im Jahre 1246 durch ein Venetianisches Wechslerhaus nach Deutschland und ließ sie in Frankfurt auszahlen. Ferner ging aus der großen Verschiedenheit der Münzen sowohl in Schrot und Korn als im Gepräge die Nothwendigkeit des Geldwechsels hervor. Zum Behufe der Baarzahlungen versahen sich daher zunächst die Kaufleute, wenn sie einen fremden Markt bereisten, mit ungemünztem reinen Silber und Golde. Dann vertauschten sie wieder bei Antretung der Rückreise die eingenommene Ortsmünze gegen ungemünztes Gold oder Silber. Daher ward das Wechselgeschäft ein sehr einträgliches, verbreitetes Gewerbe (1219, 1259). Mit Anlegung aber von Kapitalien war es eine höchst mißliche Sache, da die Kirche auf Grund der heiligen Schrift jedes Zinsennehmen für einen Wucher erklärt hatte und es geradezu verbot. Dieß zwang in dem Grade, als das Bedürfniß des Geldes immer allgemeiner wurde, zu allen möglichen Versuchen, die Zinszahlung zu verstecken. Das allgemeinste Kunstmittel war, daß man die Sache umkehrte und, anstatt auf Zinsen auszuleihen, Zinsen kaufte; man kaufte also um 100 5 oder 10 fl. Zinsen und so selbst Erträgnisse eines Gutes, wie 12 Scheffel Korn ꝛc. Der Zinsfuß war groß und 10 vom Hundert der geringste und der gewöhnlichste. Zwanzig vom Hundert nahm 1259 ein Jude in Freisingen.

(Schluß folgt.)

Der Operndichter und der Componist nach Mozart.

* Wir sprachen neulich über die Biographie Mozarts von Otto Jahn und bemerkten, daß nächstens der dritte Band derselben erscheinen werde. Jetzt theilen bereits die Grenzboten ein Bruchstück aus diesem im Druck begriffenen Bande, der übrigens erst im Sommer ausgegeben werden kann, unter der obigen Ueberschrift mit. Der Herr Verfasser und die Redaction der „Grenzboten“ werden wohl nichts dagegen haben, wenn wir den betreffenden Abschnitt theilweise

auch in unserem Blatte abdrucken. Es handelt sich um die „Entführung aus dem Serail“, die erste Oper Mozarts nach dem „Idomeneo.“

Mozarts Vater hatte gegen das Textbuch der Entführung aus dem Serail und die damit vorgenommenen Aenderungen mancherlei kritische Bedenken geäußert, auf welche der Sohn ihm folgende merkwürdige Antwort ertheilte (13. October 1781). „Nun wegen dem Text von der Opera. — Was des Stephanie seine Arbeit anbelangt, so haben Sie freilich Recht, doch ist die Poesie dem Charakter des dummen, groben und boshaften Osmin ganz angemessen. Und ich weiß wohl, daß die Versart darin nicht die beste ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken (die schon vorher in meinem Kopfe herumspazierten) übereingekommen, daß sie mir nothwendig gefallen mußte; und ich wollte wetten, daß man bei dessen Aufführung nichts vermissen wird. Was die in dem Stücke selbst sich befindende Poesie betrifft, so könnte ich sie wirklich nicht verachten. — Die Aria von Belmont: O wie ängstlich könnte fast für die Musik nicht besser geschrieben sein. — Das Hui und Kummer ruht in meinem Schoß (denn der Kummer kann nicht ruhen) ausgenommen *), ist die Aria auch nicht schlecht, besonders der erste Theil; und ich weiß nicht, — bei einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein. — Warum gefallen denn die welschen komischen Opern überall, mit alle dem Elend, was das Buch anbelangt? sogar in Paris, wovon ich selbst ein Zeuge war? — Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber alles vergißt. Um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur bloß für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort, einem elenden Reime zu gefallen (die doch, bei Gott, zum Werthe einer theatralischen Vorstellung, es mag sein was es wolle, gar nichts beitragen, wohl aber eher Schaden bringen) Worte setzen oder ganze Strophen, die des Componisten seine ganze Idee verderben. — Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime — des Reimens wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mit sammt der Musik zu Grunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein guter Componist, der das Theater versteht und selbst etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet, als ein wahrer Phönix, zusammenkommen — dann darf einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange sein. — Die Poeten kommen mir fast vor, wie die Trompeter mit ihren Handwerkspossen; wenn wir Componisten immer so getreu unsern Regeln (die damals, als man noch nichts Besseres wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir ebenso untaugliche Musik, als sie untaugliche Büchel verfertigen.“ —

Man muß sich bei dem letzten Satz Mozarts an die fest ausgebildete Praxis der italiänischen Operntexte erinnern, deren Nachbildung als die wesentliche Aufgabe des deutschen Operndichters galt. Die ihrer Zeit hoch gehaltene Schrift Krause's: Von der musikalischen Poesie (Berlin 1752) ist in diesem Sinne abgefaßt, Hiller verwies die deutschen Operndichter auf Metastasio; selbst Goethe suchte, wenn gleich auf sehr verschiedene Weise, den italiänischen Typus im deutschen Singspiel nachzubilden. Aehnliche Ansichten, wie Mozart sie äußert, sind bei Gelegenheit der Entführung ausführlich entwickelt in Cramers Magazin der Musik II. S. 1061 ff.

*) In der Arie der Constanze (6) heißt es:

> Doch im Hui schwand meine Freude,
> Trennung war mein banges Loos;
> Und nun schwimmt mein Aug' in Thränen,
> Kummer ruht in meinem Schoß.

Darüber hatte Mozart seinem Vater schon vorher geschrieben (26. Septbr. 1781): „Das Hui habe ich in schnell verändert, also: Doch wie schnell schwand meine Freude. Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken; wenn sie schon Theater nicht verstehen, was die Oper anbelangt, so sollten sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen stünden.“

Schon Reichardt sagte: „Hauptsächlich ist mein Rath für den musikalischen Dichter dieser, daß er sich nicht an die gewöhnlichen Formen der Singstücke binde; er wähle ein Sujet, welches eine für das Herz interessante Handlung hat und dieses behandle er nach der Art der guten dramatischen Dichter. In der Versification erlaube er sich alle Arten der Silbenmaße und wähle zu jeder Stelle, zu jeder Scene das Silbenmaß, von dem er glaubt, daß es zu dem Ausdruck der Empfindung am geschicktesten sei. Nunmehr aber überlasse er es dem verständigen und empfindungsvollen Componisten seine Verse zu Recitativen, Ariosen, Arien, Duetten und Chören abzutheilen. Hierzu ist dieser am geschicktesten; und wenn der Dichter seine handelnden Personen jederzeit die wahre Sprache der Natur hat reden lassen, und sich der Musikus recht in die Situationen jener zu versetzen weiß, so wird ihm dies jederzeit gelingen und leicht werden. Es ist dieses auch der einzige Weg für uns, eine eigene Musik zu bekommen.“

Ungemein charakteristisch ist nun, was Mozart in dem angeführten Briefe über die Stellung der Musik zur Poesie in der Oper sagt. Ganz im Gegensatz zu Gluck, der die Musik der Poesie untergeordnet wissen will, verlangt Mozart, daß die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein solle. In dem Sinne, in welchem es, wie der Zusammenhang lehrt, gemeint ist, hat er vollkommen Recht. Er verlangt, daß der Plan eines Stückes gut gearbeitet sei, d. h. daß die Handlung Interesse darbiete, in den einzelnen Momenten ihres Fortschreitens durch die naturgemäße Entwicklung der gegebenen Charaktere motivirt sei, und in diesem folgerichtigen Verlauf Situationen herbeiführe, welche für den musikalischen Ausdruck geeignet sind. Ferner verlangt er, daß die Worte bloß für die Musik geschrieben seien, d. h. daß die dichterische Fassung der Stimmungen und Gefühle, welche musikalisch ausgedrückt werden sollen, den Componisten anrege, ihn trage und hebe, aber ihn in keiner Weise beschränke und fessele, vielmehr ihm volle Freiheit lasse. Wenn er diese Aeußerung zunächst auch der Beschränktheit unfähiger Dichter gegenüber macht, welche von gewissen handwerksmäßigen Regeln und Kunstgriffen sich nicht losmachen konnten, so geht doch aus dem, was er kurz vorher sagt, deutlich hervor, daß hier etwas Tieferes zu Grunde lag. Die Arie Osmins hatte er Stephanie angegeben, und die Musik war der Hauptsache nach schon fertig, ehe dieser ein Wort von der Arie wußte; die Worte, welche dieser machte, paßten dann so vortrefflich zu den musikalischen Gedanken, die schon vorher in Mozarts Kopfe herumspazierten, daß einzelne Mängel des sprachlichen Ausdrucks ihn nicht sehr stören konnten. Man sieht also, die Situation, die lebendige Vorstellung vom Charakter der handelnden Person war der eigentliche Ausgangspunkt, der Impuls für die musikalische Conception, nicht die bestimmte Fassung durch das Wort des Dichters. Darin liegt hauptsächlich das Mißverständniß Glucks, daß er den Componisten von der bestimmten Ausführung des Dichters durch das Wort abhängig machen wollte; und daß er dieses Mißverständniß zum Prinzip machte, hat dem, was er richtig fühlte, in der Ausführung Schaden gethan. Es war sicherlich nur ein Mißverständniß von ihm, denn wenn er auch paradox genug sagte, daß er beim Componiren vor allen Dingen den Musiker zu vergessen suche, oder wenn er den Fehler einer Composition darin fand, daß sie nach Musik rieche, so meinte er offenbar den überlieferten Handwerks- und Formelkram, in welchen die Meisten das Wesen der Kunst setzten; er wollte den Musiker von diesen Fesseln befreien — wie Mozart dies ebenfalls in Anspruch nimmt — um ihn zum Dichter zu machen. Allein hier trat jenes Mißverständniß ein, er überantwortete den Musiker dem Dichter und machte ihn zum Uebersetzer.

Daß in der Fassung durch das Wort des Dichters ebenfalls ein wesentliches Moment für die Gestaltung der musikalischen Idee liegt, daß der treffende Ausdruck, der Klang und Rhythmus der Sprache auf den Componisten mächtigen Einfluß ausüben, ist klar, allein der Keim für die musikalische Schöpfung liegt nicht hierin,

sondern tiefer, in denselben Momenten, aus welchen die Schöpfung des Dichters entspringt. Damit die dichterische Gestaltung in der Ausführung des Einzelnen ihrem Zweck entspreche — denn die Dichtung einer Oper hat den bestimmten Zweck, dem musikalischen Ausdruck eine entsprechende Grundlage und Stütze zu geben, ist daher nicht absolut selbständig wie das Drama und muß ihre eigenthümlichen Normen anerkennen und zur Geltung bringen — verlangte Mozart das Zusammenwirken des Musikers und des Dichters. Der Musiker müsse selbst „etwas anzugeben" im Stande sein, dem Dichter seine Intentionen und die im Wesen seiner Kunst begründeten Bedingungen, auf welchen ihre Verwirklichung beruht, in der Weise klar und lebendig zu machen wissen, daß er ihn seinerseits zur Production anrege; der Poet solle „gescheidt", fähig und gebildet genug sein, um auf die Intentionen des Musikers einzugehen, und Dichter genug, um auch unter diesem Einfluß selbständig poetisch thätig zu sein. Auch hier hat Mozart das Richtige gesehen, ein Zusammenwirken dieser Art ist die sicherste Bürgschaft für eine wahrhaft befriedigende Oper; leider hat er auch darin Recht, daß ein solches Zusammenwirken ein „wahrer Phönix" sei.

Endlich vindicirt Mozart in der Oper der Musik, wo sie zum Ausdruck der Stimmung verwandt wird, entschieden die Herrschaft. Er beruft sich auf das Factum, daß gute Musik die elendesten Texte vergessen lasse, — ein Fall, wo das Umgekehrte Statt fand, dürfte kaum anzuführen sein —; es folgt aber auch unwidersprechlich aus dem Wesen und der Natur der Musik. Schon dadurch, daß sie unmittelbar, und mächtiger als jede andere Kunst, die Sinne ergreift und ganz in Anspruch nimmt, macht sie den Eindruck, welchen die poetische Darstellung durch die Sprache hervorbringen kann, für den Augenblick zurücktreten; sie wirkt ferner durch den Sinn des Gehörs in einer, wie es scheint, noch nicht aufgeklärten Weise unmittelbar auf die Phantasie und das Gefühl mit einer erregenden Kraft ein, welche ebenfalls die der Poesie momentan überflügelt. Das Moment aber, welches die musikalische Darstellung von der Dichtkunst entlehnen muß, die Fähigkeit, eine scharf begrenzte Vorstellung hervorzurufen, welche mit dem Gefühl, das die Musik erregt, eins wird und demselben eine bestimmte Bedeutung giebt, welche die Musik nicht besitzt, weil sie sich nicht in dieser Weise an den Verstand wendet, dieses Moment, das in dem begleitenden Wort enthalten ist, kann hier, wie wichtig und bedeutsam es auch ist, doch nur in zweiter Reihe stehen.

Man hat wohl gesagt, daß ein Text um musikalisch zu sein nicht poetisch sein, sondern nur gewisse äußere Formen des poetischen Vortrags haben dürfe. Daß dies Paradoxon falsch sei, ist leicht einzusehen. Alle wesentlichen Bedingungen des poetischen Vortrags sind auch die des musikalischen, und ein principieller Widerstreit derselben ist undenkbar. Aber die Mittel des Vortrags, über welche der Dichter verfügt, sind mannichfach und verschiedenartig, und nicht alle sind an jedem Ort wohl angebracht; wenn der Dichter seiner Kunst Herr und sich dessen klar bewußt ist, was er erreichen will, so wird er auch die rechten Mittel anzuwenden wissen, um der musikalischen Darstellung gerecht zu werden. Lessing, der in der Fortsetzung seines Laokoon auch das Verhältniß der Musik zur Poesie in Betracht ziehen wollte, hat hierüber treffende Bemerkungen gemacht (Werke XI. S. 153 f.).

*Gedichte.

Gedichte von H. W. Longfellow,

übersetzt von Fr. Ruperti.

Gottesacker.

Der Gottesacker! Welch ein schönes Wort
Und wie so ernst zugleich und tief an Sinn!
Es heiligt jedes Grab an seinem Ort
Und weht wie Segen über alle hin.

Der Gottesacker! Ja, der Name regt
Gelinden Trost in allen, die voll Schmerz
Die theuren Saaten in die Gruft gelegt,
Um die nun blutet ihr verwaistes Herz.

In seine Furchen sinken alle bang,
Doch mit der Hoffnung, einstens zu erstehn
Am Erntetag, wenn bei Posaunenklang
Rasch Spreu und Waizen auseinander wehn.

Dann stehn die Guten, frei vom Dunst der Gruft,
Gleich Blüthen da, von reinem Licht umglüht,
Und jede Blüthe mischet ihren Duft
Mit Blumen, die auf Erden nie geblüht.

Mit deiner rauhen Pflugschaar wirf empor
Die Erd', o Tod! Nimm unsrer Saaten Zoll!
Das ist der Acker, den sich Gott erkor,
Aus dem die Menschenernte sprießen soll.

Zugvögel.

Schwarz blickt die Nacht
Aus der Linden Pracht,
Die einer Mauer gleich mit Macht
Da drüben sich erhebt;
Und dichtgereiht
Wirft Schatten weit
Das Ulmengehölz auf die Einsamkeit,
Die schweigend mich umwebt.

Es rauscht kein Wind,
Ein Hauch nur rinnt
Hin durch die Lüfte lau und lind,
Und ferne Töne nahn;
Im reinen Blau
Der Sternenau
Ziehn durch des Aethers milden Thau
Zugvögel ihre Bahn.

Ich hab' es erlauscht,
Wie ihr Fittig rauscht,
Der gerne den Frost und den Schnee vertauscht
Mit wärmerem Sonnenlicht,
Und zu mir drang
Ihr heller Sang,
Der träumerisch durch die Luft sich schwang,
Doch sehen kann ich sie nicht. —

O sprich nicht so!
Der Ton, der froh
Und trübe zugleich vorüberfloh,
Stammt nicht von der Vögel Zug;
Es ist der Klang
Von Dichtersang
Voll Lust und Leid und Lebensdrang,
Beschwingter Worte Flug.

Was kommt und flieht,
Es ist das Lied
Von Seelen, die es nach oben zieht,
Wo schöner der Himmel blaut.
Wie zu Räumen des Lichts
Sie entschweben, bricht's
Hernieder in unser dunkles Nichts
Mit sehnsuchtweckendem Laut.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller 1800—1829. — Philosophie der Mythologie. Von F. W. J. Schelling. Eine Fortsetzung der Gesammtausgabe der Schellingschen Schriften. — Blüthenlese aus Altem und Neuem. Von Ernst Moritz Arndt. — Lorber und Myrte. Historisches Charakterbild von Karl Gutzkow. Nach dem geringen Erfolge, den dies neueste Drama Gutzkow's in Berlin hatte, ist es vom Verfasser dem Druck übergeben worden. — Heimath und Ferne. Historischer Roman von Bernd von Guseck. 2 Bde. — Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder von A. von Sternberg.

— * Von der ausgezeichneten „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" von Professor Häusser in Heidelberg ist der vierte Band erschienen.

— * Heinrich Barth ist mit dem großen Werke über seine Reisen in Afrika nun so weit gediehen, daß in den nächsten Tagen der erste Band ausgegeben werden kann.

— *,* Pädagogisches Schatzkästlein. Eine Erziehungslehre, in den wichtigsten Aussprüchen älterer und neuerer Weisen. Für gebildete Eltern und Lehrer. Von Dr. J. F. Th. Wohlfahrt, F. S. Kirchenrathe. Gotha, Scheube. — Dieses Schatzkästlein hat wirklich einen Schatz zum Inhalte. Die elf Fächer des Kästchens, das erste mit der Aufschrift: Des Menschen Bestimmung und Würde, das nächste: Werth und Wesen einer guten Erziehung, das dritte: Pflichten der Eltern und Lehrer u. s. w., sind gefüllt entweder mit Weisheitsperlen von sanfter Schönheit oder mit Sprüchen von Feuer und Härte, wie Edelgestein, gesammelt aus Süd und Nord, aus Ost und West, aus der Neuzeit und dem Alterthum. — Die 700 hier zusammengestellten Sprüche (von Luther, Locke, Leibnitz, Rousseau, Kant, Campe, Pestalozzi, Friedrich dem Großen, Niemeyer, Jean Paul Richter, Herder, Schiller, Goethe, Zschokke, Tischer, von Ammon, Rückert, von Raumer, Graser u. s. w.) können in Händen gebildeter Väter und Mütter höherer Stände recht wohl den Zweck einer für sie geeigneten Erziehungslehre erfüllen, treue und unparteiische Rathgeber sein, bei dem schwierigen Werke, aus Kindern gute, nützliche und liebenswürdige Jungfrauen und Jünglinge heranzuziehen. Von Lehrern jedoch würde das Schatzkästlein nur für eine interessante Sammlung des Besten von dem, was von den Besten über Menschenbildung gedacht und gesagt worden, anzusehen sein.

— * In Hamburg gab man ein neues Schauspiel in fünf Akten „Eine Schule des Herzens" von Feodor Wehl, das indeß kein Glück machte. Die bis zum dritten Aufzuge mit Interesse aufgenommene Aufführung erregte von da an keine Theilnahme mehr. Die Handlung des Schauspiels wäre in einer Novelle an der Stelle, nicht aber in einem Drama. Der Inhalt dieser Handlung ist nämlich der, daß ein junges Paar aus den glänzendsten Kreisen der Gesellschaft Jahre lang in einer Scheinehe verharrt, und daß der schmachtende Gemahl überdies das Gehässige dieses Verhältniß auf sich nimmt, wie wenn er sich der Liebe seiner Gattin eigensinnig versage, während es doch eben diese Helene ist, die einem thörichten Gelöbniß zu Folge die jungfräuliche Genossin ihres Mannes bleiben will.

— * Die nun beendigten Gewandhausconcerte in Leipzig brachten in diesem Winter an neuen musikalischen Werken eine Symphonie von Th. Gouvy und die Ouverture zu „Dame Kobold" von Reinecke, ein Violinconcert von David und ein Concertino für die Geige von J. J. Bott, dem früheren Kasseler Kapellmeister, der jetzt eine entsprechende Stellung in Meiningen erhalten hat. Neunzehn Symphonien wurden aufgeführt, 5 von Beethoven, 3 von Schumann, je 2 von Haydn und Gade, je 1 von Mozart, Mendelssohn, Hiller, Schubert, Rietz und Spohr. Die großen musikalischen Kräfte gestatteten die Aufführung von bedeutenden Gesangswerken, z. B. dem Alexanderfest von Händel, dem Adventlied und „Paradies und Peri" von Schumann, der Walpurgisnacht von Mendelssohn, von Bruchstücken aus der „Schöpfung", der „Iphigenie" und dem „Orpheus."

— * Wieder ist ein Schriftstellerleben traurig untergegangen; der Novellist Hermann Schiff in Hamburg ist auf seine an den Senat gerichtete Bitte in das dortige Armenhaus aufgenommen worden, da er sich nicht mehr ernähren konnte. Man schreibt der „Allgemeinen Zeitung" aus Hamburg: „Schiff gehört als producirender Autor zu den letzten schwärmerischen Anhängern der romantischen Schule, die längst als beseitigt zu betrachten ist. Er hat nicht eben viel geschrieben, was aber von ihm existirt, das erhebt sich weit über die Mittelmäßigkeit. Gemeingut der Nation sind seine Schriften nicht geworden, sie werden es auch schwerlich jemals werden. Schiff schreibt zu fein, zu eigenthümlich, um sich ein großes Publikum erobern zu können. Original im Leben, ist er original in seinen Schriften. Ein feiner Humor lacht als zart spottender Schalk aus allen seinen Schriften, und selbst da wo er derb auftritt, überspringt er nie die Grenze der Schönheit. Auch im Derben bleibt er anmuthig. Seine originelle Sammlung jüdischer Märchen — Schiff ist Israelit von Geburt — die unter dem Titel „Hundert und ein Sabbath" wohl schon vor etwa vierzehn Jahren erschien, sein trefflicher humoristischer Roman „Schief Levinche", von dem der verstorbene Heine voll des Lobes war, sind literarische Leistungen von bleibendem Werth, obwohl die Kritik leider wenig Notiz von ihnen genommen hat, und das Publikum sie eigentlich gar nicht las. Fragen Sie, wie dieß gekommen ist, so läßt sich mancherlei darauf antworten. Schiff war zuerst und vor allem ein Original. Liebenswürdig im Gespräch, konnte doch mancher wünschen nicht genauer mit ihm bekannt zu werden. Es fehlte ihm aller Schliff des Umgangstones; ihm galt die Form, die äußere Hülle nichts. Sein Leben war früher ein bewegtes. Nach mancherlei Irrfahrten, die ihn bald da- bald dorthin warfen und oft curiose Abenteuer erleben ließen, kehrte er zurück in seine Vaterstadt Hamburg. Was er hier später durchzumachen hatte, wie man ihn verwies und doch wieder aufnehmen mußte, weil er nirgend anderswo bleiben konnte, das hat er selbst mit einem Humor, welcher der Feder Sterne's alle Ehre machen würde, ohne Harm und ohne jegliche Bitterkeit beschrieben. Trotz seiner Harmlosigkeit aber und seinen mehr als genügsamen Ansprüchen an das Leben ging es ihm von Tag zu Tag schlechter. Er ward alt und wunderlichen Aussehens. Das alles empfiehlt nicht in unserer Zeit des Scheins. Was Wunder, daß sich alsbald niemand mehr um den wunderlich einherschreitenden Sonderling kümmerte? Musikalisch von Jugend auf, und im Besitz gründlicher musikalischer Kenntnisse, warf er sich jetzt in einem Raptus verzweiflungsvoller Begeisterung auf das Violon. Er wollte die Bratsche unter den Streichinstrumenten zu Ehren bringen und behauptete Schreiber dieser Zeilen mehrmals ins Gesicht, die Bratsche mache jede Geige todt, wenn sie nur richtig gehandhabt werde. Auf dieser Bratsche, die er mit Virtuosität und mit jener originellen Sauberkeit spielte, die uns auch aus dem geschriebenen Wort bei Schiff anlächelt, beabsichtigte er allen Ernstes Concerte zu geben. Vor etwa anderthalb Jahren trat er wirklich öffentlich als Bratschespieler auf, und zwar im Actientheater in der Vorstadt St. Pauli! Die hiesige Presse nahm nur insofern Notiz davon, als sie das Factum berichtete. Seitdem kam der talentvolle Mann mehr und mehr in Vergessenheit und, wie man jetzt nur zu spät erfährt, auch ins Elend. Vor ein paar Wochen lief ein dunkles Gerücht durch die hiesige Presse, nach welchem ein Schriftsteller von Ruf, der nicht mehr so viel besitze um sein Haupt niederzulegen, zu Rath supplicirt und um Aufnahme in eine der Wohlthätigkeitsanstalten seiner Vaterstadt gebeten habe. Dieser unglückliche Mann war Dr. Hermann Schiff! Seine Bitte ward genehmigt. Der Verfasser von „Hundert und ein Sabbath", „Gevatter Tod", „Schief-Levinche", und anderen von Geist und Witz sprudelnden Novellen ist seit kurzem ein Bewohner des Werk- und Armenhauses geworden! Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, auf diesen beachtenswerthen Fall die Augen jener Männer hinzulenken, die gegenwärtig an der Spitze der Schillerstiftung oder des Leipziger Schriftstellervereins stehen, falls dieser noch existirt. Im Interesse der Literatur ganz Deutschlands wäre zu wünschen, daß hier von jenen Vereinen etwas geschähe, um einen Mann von Geist nicht am geistigen Hungertod sterben zu lassen in einem Haus, das ihn zwar gegen Wind und Wetter schützt, ihm nicht aber diejenige Speise geben kann, die ein begabter wissenschaftlich gebildeter Mann, ein producirendes Talent zu beanspruchen ein Recht hat.

— * Das Kölner Dombaufest von 1842. Robert Prutz hat sein mehrere Jahre hindurch liegen gebliebenes Werk „Zehn Jahre" (1840 — 1850) wieder aufgenommen und den zweiten Band erscheinen lassen, dem ein dritter bald folgen soll. In dem Buche zum Zweck einer Besprechung vorläufig uns umsehend, stießen wir auf die Schilderung der Reise, welche König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach den westlichen Provinzen der Monarchie hin unternahm, und auf welcher im September 1842 das Fest des Dombaus zu Köln unter dem Zuströmen gewaltiger Menschenmassen feierlich begangen wurde. Was damals gesprochen wurde und geschah, mit dem Zubehör von Hoffnungen und Aussichten, ist lebhaft in unserer Erinnerung. Die Leser werden sich mit Interesse in die damalige Zeit zurückversetzen. Der König hatte Westfalen durchreist und kam zu Anfange des Septembers nach Köln, wo die großartigsten Vorbereitungen zum Domfeste getroffen waren. Es erfolgte am 4. September; der Festzug betrat das Innere des Doms und wohnte dem Hochamte bei, worauf die Grundsteinlegung erfolgte. Aus der Hand des Erzbischofs nahm sodann der König Hammer und Kelle, stieg zum Grundstein herab — und nun folgte eine jener unerwarteten, in ihrem Eindruck unwiderstehlichen Scenen, in deren Herbeiführung der König ein so bewunderungswürdiges Geschick besaß und die Allen, die dergleichen erlebt, unvergeßlich geblieben sind. Mit lauter weithin tönender Stimme, derselben Stimme, die zwei Jahre zuvor auf dem Schloßplatz zu Königsberg solch Echo des Jubels erweckt und die auch noch einige Wochen später, bei der Berliner Huldigung, so viel auf-

merksame Zuhörer gefunden hatte, hielt er eine Anrede an die Versammlung, in welcher er die ungewissen, ahnungsvollen Empfindungen, welche in diesem Augenblick die Brust der Versammlung durchwoglen, mit künstlerischer Meisterschaft und wahrhaft poetischem Schwunge aussprach. Hat sich auch von der „großen neuen Zeit“, welche der König darin heraufbeschwor, leider nichts verwirklichen wollen oder doch wenigstens nicht auf dem Wege, den der fürstliche Redner selbst damals im Auge hatte, so ist und bleibt die Rede doch eine der merkwürdigsten, welche jemals ein König gehalten, und verdient, daß die Geschichte sie aufbewahre. „Ich ergreife“, sagte der König, „diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heißen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombau-Vereine aus unserem und dem ganzen deutschen Lande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen. Meine Herren von Köln! es begiebt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen mit Wonnethränen, und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben. Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen! Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte! Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neun und zwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der, gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der großen Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Thoren des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! — von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie Eines sind in dem einigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte ich Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis an das Ende der Tage! Meine Herren von Köln! — Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste anerkannt. Heute gebührt ihr das Selbstlob. Rufen Sie mit mir — und unter diesem Rufe will ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit mir das tausendjährige Lob der Stadt: Alaaf Köln!“ — Man denke sich die Scene: der weite Platz wimmelnd von Tausenden von Köpfen, zwischen dem Glanz der Uniformen und der Pracht des priesterlichen Ornats unzählige Flaggen, Wimpel, Kränze, ringsumher die prächtig verzierten Estraden und Tribünen, angefüllt zum großen Theil mit einem glänzenden Damenflor, in der Mitte hochragend der ehrwürdige Dom, gleichsam aus Jahrhundertlangem Schlafe zu neuem Leben erwacht, der Krahn, der so lange eingerostet gewesen, sich zum ersten Mal wieder bewegend und unter Glockengeläut und Kanonendonner den ersten blumengeschmückten Baustein wieder in die Höhe ziehend; dazu aus der Entfernung die Fluth des alten Rheins herüberschimmernd und über dies Alles der reinste heiterste Sommerhimmel sich wölbend — in der That, es war eine großartige Bühne, werth eines so unerwarteten und ergreifenden Ereignisses, wie diese königliche Rede es war. Freilich hatten bei der weiten Ausdehnung des Platzes und dem unvermeidlichen Geräusch, das eine Menschenmenge von so vielen Tausenden jederzeit hervorbringt, nur die Wenigsten dem Wortlaut derselben folgen können. Allein noch an demselben Abend circulirte sie in zahlreichen Abschriften und bald wurde sie auch von den Zeitungen, die Staatszeitung an der Spitze, veröffentlicht. Ueberall, wo sie gelesen wurde, erregte sie die lebhafteste Theilnahme; es war nicht mehr jene erste, gleichsam jugendfrische Begeisterung, mit der einst die Königsberger Huldigungsrede empfangen worden war, die Kritik war inzwischen erwacht und auch an dieser Rede, so schwungvoll und hinreißend sie war, fand man Allerhand auszusetzen. Man fand namentlich für den einigermaßen unbestimmten und ungewissen Inhalt die Form etwas zu glänzend, zu vielverheißend; man fragte, worin die angekündigte neue große Zeit denn so eigentlich bestehen solle, man vermißte bei aller Ehrfurcht vor dem erhabenen königlichen Willen und bei aller Ueberzeugung von seiner Reinheit und Treue doch die Garantien, welche die Erfüllung dieses Willens selbst dem Volke verbürgten. Allein auch mit diesen Einschränkungen blieb der Eindruck doch immer höchst bedeutend; wie das Domfest selbst der Mittelpunkt der rheinischen Festlichkeiten gewesen war, so bildete wiederum die königliche Rede den Mittelpunkt des Domfestes, und alles Andere erschien dagegen glanzlos und unbedeutend.

— * James Buchanan. Von dem neuen Präsidenten der nordamerikanischen Union geben die „Hamburger Nachrichten“ folgende Skizze: „Buchanan ist ein großer, kräftig gebauter Mann, an dem, nach Ausdruck seiner Partei, in der That nichts klein erscheint, weder körperlich, geistig noch politisch. Er mißt über sechs Fuß, ist breitschulterig und hat eine gesunde Gesichtsfarbe, und, obgleich er (geb. 1791) schon über die Sechszig hinaus ist, sieht man doch, daß er in seinen jüngeren Jahren, nach der Bezeichnung des anderen Geschlechts, dem in solchen Dingen das Urtheil zu überlassen ist, ein schöner Mann gewesen sein muß. Er hat die Gewohnheit, den Kopf ein wenig nach einer Seite geneigt zu halten, sowie auch zuweilen das eine Auge halb zu schließen, womit er, wie der Berichterstatter im „New-Quarterly Review“ meint, anzudeuten beabsichtigt, daß er, wie es während seiner Gesandtschaft in England der Fall gewesen, mit halbem Auge weit mehr sehe, als die sämmtlichen englischen Minister, wenn sie ihre Augen auch so weit als möglich aufreißen, wie sie das — wenn Alles, was man deßhalb sagt, gegründet ist — im Verlaufe ihres Geschäftsverkehrs mit Herrn J. Buchanan mehr als ein Mal zu thun genöthigt gewesen sind. Sein Ansehen ist frisch und kräftig, seine Lebensweise regelmäßig und regsam, sein Charakter völlig fleckenlos. Er ist Presbyterianer und gewissenhaft religiös, jedoch gegen Andersgläubige nachsichtiger, als man es zuweilen bei Leuten dieses Glaubens findet. Er ist gutherzig, großmüthig und mildthätig, wovon Diejenigen, welchen er bekannt ist, der Beispiele viele zu erzählen wissen; er wird von seinen Verwandten und seinen Anhängern sehr geliebt; schließlich zeichnet er sich durch seine große Klugheit und seinen Scharfsinn in seinen Entscheidungen, so wie durch die Festigkeit aus, womit er sie, wenn einmal genommen, durchführt. Er hat Bedachtsamkeit und kalte Selbstbeherrschung, ist beständig in der Meinung und der Politik und bekundet die Sicherheit seines Urtheils dadurch, daß er es mit der conservativen Partei in England hält. Man hat von ihm mehr als ein Mal die Aeußerung gehört: „merkwürdiger Weise haben die conservativen Führer und deren Partei sich stets den Vereinigten Staaten freundlicher gesonnen gezeigt als die Whigs.“ Buchanan ist schon in seinen jüngeren Jahren ein erfolgreicher Jurist in einer umfassenden Praxis gewesen. Er hat Jahre lang in seinem Gouvernement den höchsten Aemtern nächst dem des Präsidenten mit größter Geschicklichkeit vorgestanden, als Senator, als Staatssecretär, als Gesandter nach St. Petersburg &c. Er war nie verheirathet, hat aber, wie seine Freunde sagen, in seiner Jugend in einem zärtlichen Verhältniß gestanden, das durch eine der schrecklichen Fügungen, welche kräftigen Naturen in ewiger Erinnerung bleiben, gesprengt worden ist. Gleich einem anderen ausgezeichneten Amerikaner, Washington Irving, der ein ähnliches Schicksal gehabt hat, hat er der Erinnerung Derjenigen, die er verloren, seine Treue bewahrt. Obwohl das Privatleben von Männern in hohen Stellungen als der Oeffentlichkeit angehörig betrachtet wird, würde es doch unsers Bedünkens nicht delicat sein, ausführlicher, als es durch diese kurze Notiz geschehen, der romantischen Umstände zu erwähnen, welche nach dem Beginn der Laufbahn des Herrn Buchanan das so peinliche Geschick seines Herzens begleitet haben. Was wir gesagt, ist hinreichend, darzuthun, daß es nicht eine kalte Gefühllosigkeit gewesen ist, die ihn zum Cölibat verdammt hat. In seinem Benehmen ist Herr Buchanan artig, in seiner Unterhaltung sanft und bedächtig, mit einem Anstrich von der Formalität der älteren Schule. Seine Haltung ist ruhig und würdevoll, sein Temperament und seine Sprache hält er stets im Zaum, wiewohl er vorkommenden Falles, wenn er muthmaßen konnte, daß es auf eine persönliche oder officielle Geringschätzung abgesehen war, gezeigt hat, daß er, obgleich von irländischen Eltern gezeugt, seiner Familie nach folgendem Motto eine schottische Abkunft vindiciren könnte: „Nemo me impune lacessit.“ In gewissen ministeriellen Cirkeln in England hatte man keine gute Meinung von Herrn Buchanan. Einige der Männer in hohen Aemtern betrachteten ihn als eine Art diplomatischen Stacheligels, leidenschaftlich gegen England eingenommen, feindselig gegen dessen Regierung und Volk, und durch und durch ein Russenfreund. Diejenigen, die während seines Aufenthaltes in England am meisten mit ihm verkehrt haben, theilen diese Meinung jedoch nicht und glauben keineswegs an die Annahme von so leidenschaftlichen und gewaltsamen Maßregeln, als sich nach dem Ostender Manifeste möglicherweise voraussehen ließ. Die ausgezeichneten Artigkeiten und die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, womit er in St. Petersburg nicht allein in den Räumen des kaiserlichen Palastes, sondern auch von dem höchsten Adel Rußlands überhäuft worden ist, mag ihn wohl auf den Contrast aufmerksam gemacht haben, welchen er in der Kälte gewisser Mitglieder der englischen Aristokratie erlebt hat. Er stand jedoch in sehr freundschaftlicher Beziehung zu manchen ausgezeichneten Personen Englands, und es spricht sicher zu seinen Gunsten, daß Diejenigen, mit welchen er am bekanntesten war, ihn am meisten schätzten, während andererseits zu berücksichtigen ist, daß gewisse Mitglieder der englischen Aristokratie, insbesondere solche, mit welchen er in seiner officiellen Stellung in Berührung gebracht wurde, ihn so ziemlich eben so ansahen, wie Washington Irving die alte holländische Familie zu Neuyork beschreibt, welche die Yankee's — mit „größtem Respekt und Abscheu betrachtete.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 15. Bremen, 12. April. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Der Seeräuber.

Aus den Reiseerinnerungen von C. A. Pajeken.

Im Jahre 1826 machte ich meinen ersten Ausflug in die neue Welt. Mein Reiseziel war Havana, wo ich zu Anfang des folgenden Jahres eine Anstellung als Commis bei einem deutschen Kaufmann erhielt. Ich wohnte im Hotel der „Madame la Chaise“, einer Mulattin von S. Domingo, die nur Französisch und Haiti-Creolisch verstand. Nur wenige Gäste wohnten im Hause, aber die Frühstücks- und Mittagstafel hatten zahlreiche Kunden, und da diese meistens Franzosen waren, so war die Unterhaltung stets sehr lebhaft. Spanisch und Englisch wurde in der allgemeinen Unterhaltung wenig gesprochen, und nur die Engländer, Amerikaner, Spanier und Creolen, die gewöhnlich sich zusammen und fern von den französischen Schwätzern hielten, sprachen unter einander ohne in ihren Reden laut zu werden. Wir wenigen Deutschen, selten mehr als drei, saßen dann gewöhnlich zwischen den erwähnten Nationalitäten, was um so passender war, da wir mit allen reden konnten und deßhalb oft Dolmetscher sein mußten. Die Gesellschaft war somit schon gemischt an Mundarten, noch mehr an Temperament und Stand. Fast Keiner von den Franzosen betrieb ein regelmäßiges Geschäft; von zweien wußte man, daß sie beim Sklavenhandel, der damals schon untersagt war, stark betheiligt waren, einer war ein abgedankter Marineofficier, ein andrer war Concertsänger, spielte auch die Geige im Orchester und handelte außerdem mit französischen Parfümerien; wieder ein andrer war eigentlich Uhrmacher, tauschte, kaufte und verkaufte Gold- und Schmucksachen, war dabei Fechtmeister und Porträtmaler; von dreien glaubte man, daß sie Spieler von Profession seien, die erst spät Abends im Kaffeehause zum „Leon de oro“ ihr einträgliches Gewerbe beginnen, und von den übrigen wußte man gar nicht, wie sie sich ernährten. Im Allgemeinen herrschte aber unter ihnen ein sehr ungebundner Ton, wobei der alte Marineoffizier gewöhnlich den Vorsitz führte. So blieb unsre Tischgesellschaft eine zeitlang ohne wesentlichen Wechsel, bis im März des Jahres ein neuer Gast bei uns einzog. Er war ebenfalls Franzose und betrieb das Geschäft eines Zahnarztes. Bei Tische saß er zwischen mir und den Franzosen, vielleicht weil er als neuer Ankömmling diesen Platz angewiesen erhalten hatte, oder auch um sich mit den Deutschen und den andern Fremden in englischer Sprache unterhalten zu können, die er sehr geläufig und mit so wenig unrichtigem Accent sprach, wie ich ihn nie bei einem andern Franzosen gefunden habe. Er schien sehr arm zu sein, an Kleidungsstücken besaß er nur das Nothwendigste, und dies war nicht von feinen Stoffen, seine Instrumente waren ebenfalls alt, und seine Feilen und Kloben zur Anfertigung falscher Zähne aus Wallroßzähnen schienen aus einer Trödlerbude gekauft zu sein. Er mochte 55 Jahre zählen, sein struppiges dickes Haar war grau, seine starken fast borstigen Augenbrauen weiß und schwarz gesprenkelt, seine Hautfarbe lederartig, aber sein kurzer gedrungener Körper zeigte Kraft und Ausdauer, seine lebhaften grauen Augen Entschlossenheit und festen Willen. Er erzählte viel von seinen Reisen und Erfahrungen und wußte seine Schilderungen so lebendig vorzutragen und mit so manchen sarkastischen Bemerkungen zu würzen, daß wir Alle ihm gern zuhörten.

Von früher Jugend an habe ich eine gewisse Ehrfurcht vor allen Leuten gehabt, die sich in der Welt umgesehen haben. Daher hörte ich gern die Erzählungen des französischen Zahnarztes, der sich Alexander Tardy nannte, und der sich auch gern mit mir unterhielt. Unsre Zimmer stießen an einander, und da man in jenen Jahren während der nachlässigen Regierung des Gouverneurs Vives Abends nicht ausgehen konnte, weil die Straßen der Stadt von Meuchelmördern und Räubern unsicher gemacht waren, so kam Tardy oft zu mir um mir etwas zu erzählen oder mich über den Handel und den Verkehr Deutschlands mit Havana zu befragen. Er sagte mir damals, daß er früher auch Kaufmann gewesen sei, aber in Nordamerika sein ganzes Vermögen in Speculationen verloren habe, deßhalb jetzt Zahnarzt sei; er hoffe sich ein kleines Kapital zu erwerben, um sich einmal wieder ein kleines Schiff anschaffen zu können, mit welchem er dann zwischen den westindischen Inseln und den Häfen der Küste von Südamerika einen einträglichen Handel treiben wolle.

Nach einigen Wochen nahm seine Kundschaft zu, und er verließ unser Hotel. Obgleich ich gern seinen Erzählungen zugehört hatte, so hatte ich doch keine Freundschaft oder Zuneigung zu ihm gefaßt, deßhalb betrübte mich dieser Wechsel nicht, und ich hatte ihn nach einer Woche schon fast vergessen, als ich ihn auf der Alameda traf. Er selbst war modisch, sogar elegant gekleidet, und als er mich sah, verließ er zwei Damen, bei denen er auf einer Steinbank gesessen, kam auf mich zu und führte mich zu seinen Begleiterinnen. Die ältere war eine jener vollen Spanierinnen mit dem überreichlichen Embonpoint, wie man es in Havana so häufig sieht; sie war mit Putz überladen und auffallend bunt gekleidet. Die jüngere, eine schlanke Sylphide von höchstens 16 Jahren, war dagegen einfach weiß gekleidet, trug einen weißen seidenen Shawl und hatte außer einigen natürlichen Blumen in ihren rabenschwarzen Haaren nur eine dünne goldne Kette mit einem Kreuzchen um ihren Hals als einzigen Schmuck. Tardy stellte sie mir als Mutter und Tochter vor, sagte mir dann auf Englisch, daß er die Mutter, welche eine Marquise und reich sei, zu heirathen beabsichtige, und lud mich dann auf eine höchst plumpe Weise ein der reizenden Tochter den Hof zu machen. Ich war in Damengesellschaft stets verlegen, und diese Einladung machte meine Schüchternheit nur noch größer; kaum konnte ich den Damen die gewöhnlichen Complimente sagen, und dann verabschiedete ich mich von ihnen, um wieder zu meinen Freunden, die in kurzer Entfernung auf mich warteten, zurückzukehren. Diese bestürmten mich mit Fragen: wer der alte elegante Herr und die Damen wären. Sie wollten nicht nur meine Verlegenheit, sondern auch die der jungen Schönen bemerkt haben und fingen an über mich ihre Scherze zu

machen, weil ich ihnen sagte, daß ich die Damen an dem Tage zum erstenmale sah. „Der Rosado. (so nannte man mich in Havana wegen meiner gesunden Gesichtsfarbe) hat eine glänzende Eroberung gemacht“, riefen sie „aber er ist zu unerfahren, zu blöde, um es selbst zu wissen.“ Tardy hatte aber von jenem Augenblicke an meine Achtung verscherzt, und ich fing an ihn für einen höchst frivolen Menschen zu halten.

Im Monat Mai kamen auf einige Tage zwei neue Gäste ins Hotel la Chaise: Kapitän William Brightman und sein Supercargo Norman Robinson aus Providence im Staate Rhode-Island. Sie setzten sich in meine Nähe bei Tische, und bald wurden wir miteinander vertraut. Namentlich gewann ich den Supercargo, einen hübschen, freimüthigen jungen Mann herzlich lieb. Mit ihm ging ich Nachmittags auf den Paseo público, und während wir die schöne Welt an uns vorüberfahren sahen, erzählte er mir seine Reiseabenteuer. So jung er war, hatte er doch schon Manches erfahren und erst im vorhergehenden Jahre auf den Alacranes, einem Klippenriff an der Küste von Central-Amerika, Schiffbruch gelitten und sich allein gerettet. Auf einer wüsten Insel hatte er sich mehrere Tage von Austern und Möveneiern genährt, bis ein Fischerboot ihn abgeholt und ans Land gesetzt hatte. Seine Brüder, reiche Kaufleute in Providence, hatten aber die schnellsegelnde Brig Crawford bauen lassen, und mit dieser war er nach Matanzas gekommen, wo dieselbe sich jetzt befand, und während dort eine Ladung Zucker und Kaffee eingenommen wurde, hatte er mit dem Kapitän die kleine Reise nach Havana gemacht, um die Gelegenheit nicht zu versäumen einen der schönsten Häfen der Welt und die Hauptstadt der Perle der Antillen zu sehen.

Robinson faßte eine so große Neigung zu mir, daß er mir anbot, er wolle mich nach Matanzas und von da nach Providence mitnehmen, da er nicht zweifle, daß seine Brüder mich gern als Supercargo anstellen und mir einen Antheil in den Geschäften eines ihrer Schiffe geben würden, weil wie er sagte, meine Kenntniß der spanischen Sprache mich mehr dazu befähigte als ihn. Ich konnte aber meinen Principal nicht plötzlich verlassen, ohne denselben in große Verlegenheit zu bringen, auch hatte ich noch einen andern Grund, der mich abhielt sein Anerbieten anzunehmen. Das gelbe oder Klimafieber hatte nämlich schon seit dem Ende des Monats Februar stark gewüthet und zahlreiche Opfer gefordert, alle neuhinzugekommenen Europäer hatten es entweder schon überstanden oder waren ihm erlegen; ich allein war verschont geblieben. Ich fürchtete daher, daß, wenn ich Havana in der schlimmsten Fieberzeit verließ, meine Freunde und Verwandte in Deutschland mir diese Veränderung des Aufenthalts als Feigheit auslegen würden, ein Gedanke, der mir unerträglich war. Ich schlug deßhalb sein Anerbieten aus, und Robinson und Kapitän Brightman reisten ohne mich nach Matanzas ab.

Wenige Tage nachher, als ich eines Abends von einem Spaziergange nach Haus zurückkehren wollte, sah ich Alexander Tardy wieder. Er hatte 3 oder 4 Spanier bei sich, welche Matrosen zu sein schienen. Als er mich sah, entfernte er sich von seinen Begleitern, kam auf mich zu und grüßte mich mit der frühern Vertraulichkeit. Aber in seinem Aeußern war wieder eine wesentliche Veränderung vorgegangen, denn sein Anzug war nicht nur ärmlich, sondern unreinlich, seine Gesichtszüge aufgeregt und verstört; seine ganze Erscheinung flößte kein Vertrauen ein. Mit schmeichelnden Worten und großer Höflichkeit sagte er mir dann, daß er mir ein Anerbieten zu machen habe, mit der er mein künftiges Lebensglück begründen wolle, und daß ich ihm folgen möchte. Wenn ich nun auch gerade keine große Hoffnung auf seine Pläne setzte, so drängte mich doch die Neugier mit ihm zu gehen, um zu erfahren, was er mir Wichtiges mitzutheilen habe. Er führte mich darauf von der Plaza de las armas (jetzt Plaza de Tacon) nach der Straße, worin die Kathedrale steht, die zum Andenken des Entdeckers Columbus, dem heiligen Christoph geweiht ist, bog dann in eine enge Nebenstraße bei den fünf Ecken, die ebenso verrufen waren, als es die five points in Newyork sind, und hielt vor einem alten baufälligen Hause an. Mochte die Dunkelheit oder die auf der Straße herrschende Einsamkeit und Stille entmuthigend auf mich wirken oder das Haus wirklich ein unheimliches Ansehen haben, ich fühlte, daß ein leiser Schauder mich durchrieselte, und sagte daher zu Tardy, daß die späte Stunde keine lange Besprechung erlaubte und ich es nicht für gerathen hielte mich länger aufzuhalten. Dieser versicherte aber, daß unser Geschäft bald abgemacht sein würde, und außerdem versprach er mich wieder nach dem Platze, wo er mich getroffen, zu begleiten. Er schloß darauf das Haus auf, welches ganz finster und unbewohnt war, und führte mich durch dasselbe in den Hof. Hier stiegen wir eine schmale verwitterte Treppe hinan, die bei jedem unsrer Fußtritte unheimlich ächzte, und gelangten dann zu einem Zimmer, welches ebenfalls stockfinster war. Tardy zündete mit einem der damals erst kürzlich erfundenen Lucifer-Reibhölzer ein elendes Talglicht an, und somit konnte ich sehen, wo ich mich befand.

Das Zimmer war ungefähr 12 Fuß Quadrat und 8 Fuß hoch, die Wände seit Jahren nicht gereinigt oder geweißt; Spinnengewebe voll dicken Staubs hingen von der Decke, und der Fußboden war ebenfalls schmutzig, uneben und mit einer Menge von Papierschnitzeln und Fragmenten aller Art bestreut. Unter den einzigen kleinen mit einem Eisengitter versehenen Fenster stand der rohe hölzerne Arbeitstisch des Zahnarztes, und auf demselben einige Stücke Wallroßzähne und ein paar alte Zangen und Feilen. An der einen Seite des Zimmers stand ein kleiner lederner Koffer, auf den eine wollene Schlafdecke geschnallt war, an der andern ein alter, gebrechlicher Rohrstuhl. Nachdem wir auf diesen beiden einzigen Möbelstücken Platz genommen hatten, sagte Tardy: „Es war gut, daß ich Sie traf, denn der jetzige Augenblick entscheidet über Ihr ganzes zukünftiges Leben. Ich habe wieder die Mittel mir ein Schiff zu kaufen, doch da ich einen Schnellsegler haben muß, so werde ich mir in Nordamerika eins aussuchen, wie ich es brauche. Morgen früh reise ich nach Matanzas, von wo aus sich mir eine treffliche Gelegenheit nach Boston darbietet. Einen jungen Mann, wie Sie, kann ich brauchen; Sie haben die Handlung gelernt, verstehen Spanisch und Englisch, und da wir wahrscheinlich doch nach Deutschland reisen, um das Schiff mit deutschen Fabrikaten zu beladen, so könnten Sie mir von besonderem Nutzen sein. Kommen Sie mit mir! ich gebe Ihnen 50 Dollars monatlich und den zehnten Theil des Gewinns, der wenigstens das Dreifache betragen wird. Zum Ueberlegen ist keine Zeit, daher entschließen Sie sich schnell! Ich heiße freilich Tardy, aber ich bin nicht, was ich heiße, sondern rasch in Allem, was ich unternehme.“

Ich sagte ihm entschlossen, daß keine Aussichten auf schnell zu erwerbende Reichthümer mich veranlassen könnten meinen Principal, den ich achte und liebe, so plötzlich zu verlassen, und daß er bei dieser Unternehmung nicht auf mich rechnen dürfe.

Er stand rasch auf, als ob er getäuscht oder gekränkt wäre, fragte mich dann noch einmal, ob ich nicht einwilligte, und als er von mir eine nochmalige Weigerung gehört, sagte er, ich sei thöricht mein Glück so von mir zu stoßen, aber wenn ich nicht wolle, so verzichte er auch darauf mich durch Ueberredung zu gewinnen.

Ich war auch aufgestanden und ging an die Thür, während Tardy das Licht auslöschte; dann tappten wir beide die dunkle Treppe hinunter über den Hof durch das Haus auf die Straße. Hier fühlte ich mich erleichtert, und raschen Schrittes ging ich neben Tardy dem Platze zu. Er sagte nichts, sondern schien in tiefes Nachdenken versunken, die Straße war menschenleer, nur aus einem Kramladen oder einer Schenke fiel etwas Licht, und obgleich es noch nicht viel über 8 Uhr war, so kam es mir doch vor, als hätte ich die Stadt noch nie so öde gesehen. Wirklich war dies auch das erste Mal, daß ich nach jener Stunde noch nicht zu Hause war.

Je näher wir dem Platze kamen, desto mehr verschwand meine Beklommenheit, so daß ich mich wieder mit Tardy in eine Unterredung einließ und, um auf einen andern Gegenstand zu kommen, nach seiner reichen Marquise fragte. „Die reiche Marquise? sagte er verächtlich, die ist weder Marquise noch reich.“ Dabei sah er mich aber erzürnt an, als ob ich eine wunde Stelle berührt hätte.

Auf dem Platze trennten wir uns, ich wünschte ihm glückliche Reise und eilte nach Hause, wo mein väterlicher Principal schon eine halbe Stunde meinetwegen in großer Sorge gewesen war. Ich erzählte ihm kurz das erlebte Abenteuer, worauf er meinen Entschluß lobte, nicht allein meiner Anhänglichkeit wegen, sondern auch weil er den Zahnarzt nicht leiden konnte. „Er kann Sie brauchen, fügte er hinzu, aber er würde Sie nie nach Verabredung belohnt haben, denn ich bin fest überzeugt, der Mann ist nicht ehrlich.“

Angegriffen wie ich war, legte ich mich bald zur Ruhe, aber lange konnte ich nicht einschlafen, das Bild des Tardy trat immer wieder vor meine Phantasie, und nachher noch im Traume befand ich mich mit ihm auf einem Schiffe auf der Reise nach meiner theuren Heimath.

In der Thätigkeit meines Berufes verschwand sehr bald der Eindruck des überstandenen Abenteuers, und zwar um so leichter als damals in Havana das Mitgefühl für den Nächsten nicht sehr rege sein durfte, wenn man nicht in steter Aufregung sein wollte, die bei den klimatischen Verhältnissen sehr gefährlich werden konnte. Die Sterblichkeit um mich her stumpfte mich ebenfalls ab, und wenn ich Morgens an das Werft ging und erfuhr, daß während der vorhergehenden Nacht fünfzig Seeleute am Fieber gestorben und eine gleiche Anzahl nach dem Hospital San Juan de Dios gebracht waren, so empfing ich diese Nachricht mit demselben Gleichmuth, als ich eine von der Ankunft einer Waarensendung empfangen haben würde. Es ging mir wie den meisten Leuten; ich hielt alle Menschen für sterblich, nur mich selbst nicht. Was aber am meisten dazu beitrug das Gefühl abzustumpfen, das waren die zahlreichen Mordthaten, welche fast täglich in den Straßen der Stadt vorfielen. Ich erinnere mich lebhaft des ersten Abends, als ich nach dem Ave Maria ans Land ging und vor dem Palais des Gouverneurs neben der Schildwache einen Kasten erblickte, um welchen einige Neugierige standen. Daneben stand ein kleiner Tisch mit einem Crucifix und einem Teller, worin etwas kleine Silbermünze lag, und wozu die Umstehenden von Zeit zu Zeit beisteuerten. Ich trat näher und sah zu meinem großen Schrecken einen erstochenen Menschen, die Brust entblößt und die klaffenden Messerstiche dem Publikum zur Schau ausgestellt, um es zum Mitleid zu bewegen. An dem Kasten stand in großen Buchstaben ein Aufruf an die frommen Christen etwas zur Erlösung des Ermordeten herzugeben, welcher ohne Absolution in die Ewigkeit gegangen sei. Ich wandte mich mit Schaudern von dem gräßlichen Schauspiel und ging in das Kaffeehaus la Lonja (die Börse), wo ich einer Ohnmacht nahe war. Als ich nach Verlauf einer Stunde an Bord zurückkehrte, lag schon ein andres Opfer der Rachsucht oder Raubgier in demselben Kasten. Lange wollte dieser erste Eindruck nicht weichen. Als sich aber die Mordthaten fast täglich wiederholten, gewöhnte ich mich daran und trat oft kaltblütig an den erwähnten Kasten, nur um zu sehen ob der Ermordete vielleicht ein Bekannter von mir war.

So war auch in kurzer Zeit jene letzte Begegnung mit Tardy fast vergessen, als ich eines Abends nach Hause kam und mir mein Principal die amerikanischen Zeitungen gab, die er kurz vorher empfangen hatte; dabei machte er mich auf einen Artikel in der „Baltimore Sun“ aufmerksam, indem er bemerkte, daß ich darin etwas über meinen Bekannten Tardy finden würde, und daß derselbe ein großer Bösewicht sei. Ich nahm das Blatt und las mit Schaudern die folgende Geschichte:

„Am 25. Mai (1827) ging die Brig Crawford, Kapitän William Brightman, von Matanzas unter Segel. Sie war mit Zucker, Syrup und Kaffee beladen und nach Providence bestimmt. Als Passagiere gingen mit derselben: ein französischer Kaufmann aus Bordeaux, ein amerikanischer Tischler, der sich auf Cuba ein kleines Vermögen erworben hatte und in seine Heimath zurückkehrte, Alexander Tardy und drei Spanier, von denen einer als Bedienter der andern figurirte und bei den Matrosen schlief, während alle übrigen Cajütspassagiere waren. Am ersten Tage fiel nichts vor, das Aufsehen erregt hätte, aber am zweiten bat Tardy den Kapitän höflich ihrem Bedienten zu erlauben die Speisen für ihn und seine Gefährten besonders und nach ihrem Geschmacke zuzurichten, wozu sie sich Oel, Knoblauch, spanischen Pfeffer und andere Ingredienzien mitgebracht hätten. Der Kapitän erlaubte dies bereitwillig, aber der spanische Koch, der auf diese Weise freien Zutritt in der Küche hatte, vergiftete die nicht für sie bestimmten Speisen. Die Dosis war aber nicht stark genug um die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Fast alle wurden krank, und einige bekamen heftiges Erbrechen. Dies erregte freilich etwas Argwohn, aber das stets freundliche Benehmen des Tardy wiegte sie wieder in vollkommene Sicherheit.

Am 1. Juni als Vormittags um 11 Uhr nach einer längern Windstille sich ein günstiger Wind eingestellt hatte, und das Schiff mit vollen Segeln über den Golfstrom von Florida hinfuhr, brach das Verderben über sie herein. Der Steuermann stand an der Kajütskappe und berechnete schon, in wie viel Tagen er wieder bei seinen Lieben sein könnte, als er einen Messerstich in seine Schulter erhielt. Er drehte sich rasch um und sah Alexander Tardy im Begriff ihm den zweiten zu geben; aber rasch entfloh er ihm und kletterte den großen Mast hinauf, während der Zimmermann des Schiffs, ebenfalls schwer verwundet, den Fockmast erstieg; aber dieser letztere konnte sich vor Blutverlust nicht halten, fiel herab ins Meer und ertrank. Tardy erstach dann den Matrosen am Steuer, und als Kapitän Brightman, durch den Lärm veranlaßt, auf's Verdeck kam, streckte ihn Tardy mit einem Stoße zu Boden, daß er verschied ohne einen Laut von sich zu geben. Dann ging er in die Kajüte, um auch den Supercargo Norman Robinson zu ermorden, dieser gab sich aber freiwillig den Tod, indem er sich durch die Kajütsfenster ins Meer stürzte. Die drei Spanier hatten während der Zeit die andern Matrosen in ihren Betten ermordet, so wie auch den amerikanischen Tischler, und nur die Mörder, der französische Kaufmann, der schwarze Koch und der Steuermann, der verwundet auf dem Maste saß, waren noch am Leben.

Tardy rief darauf dem Steuermann zu, daß er herunterkommen möchte, da sein Leben geschont werden sollte, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß er das Vorgefallene verschweigen und die Lenkung des Schiffes übernehmen wolle. Der Steuermann, dem kein andres Mittel übrig blieb sein Leben zu fristen, kam herab und willigte in die ihm vorgelegten Bedingungen, worauf er sich seine Wunde, die nicht gefährlich war, verbinden ließ. — Die Leichen der Ermordeten wurden dann über Bord geworfen, Papiere, Bücher, Flaggen und alle Dinge, die im geringsten auf die frühere Existenz der Brig Crawford Bezug haben konnten, verbrannt, das Schiff neu mit einer andern Farbe gemalt, und mit einem andern Namen versehen, und dann holte Tardy fertige Schiffsdocumente für eine spanische Brig aus seinem Koffer, worin nur der Name des Schiffs und des Kapitäns Alexander Tardy ausgefüllt zu werden brauchten, um sie gesetzlich zu machen. Nachdem dies besorgt war, befahl der neue Kapitän dem Steuermann nach Hamburg zu fahren. Dieser sagte aber, daß das unmöglich sei, da sich keine Karten der europäischen Gewässer am Bord befänden, auch das Schiff nicht hinreichend verproviantirt und bemannt sei, um eine so lange Reise zu machen, und schlug daher vor in Charleston, Süd-Carolina, als dem nächsten Hafen einzulaufen um diesen Mängeln abzuhelfen. Diesem widersetzte sich Tardy aber, weil er in Charleston zu gut bekannt sei, und deßhalb segelten sie ein paar Tage weiter, liefen in die Chesapeak-Bay ein und gingen unter dem Fort Old point Comfort vor Anker.

Während nun die drei spanischen Matrosen auf den Raen waren, um die Segel fest zu machen, und der Kapitän Tardy in die Kajüte gegangen war, um sich für den vom Lande zu erwartenden Besuch anzukleiden, löste der Steuermann leise das kleine Boot, welches am Hintertheile hing, ließ es herab, sprang hinein, und arbeitete aus allen Kräften mit nur einem Ruder nach dem eine halbe Meile entfernten Fort.

Tardy hatte das Geräusch aber gehört und sprang halb angekleidet auf's Verdeck, wo er den Flüchtling schon außer seinem Bereich sah und ihm nur noch nachrief: „Du Schurke willst mich verrathen."

Als der Steuermann das Land erreichte, lief er auf's Fort zum Commandanten, war aber so aufgeregt von der glücklichen Rettung oder so erschöpft von der Anstrengung, daß er seiner Sprache beraubt war. Erst nach einer Stunde konnte man so viel aus ihm herausbringen, daß Räuber und Mörder am Bord jener Brig seien, worauf ein mit Soldaten bemanntes Boot abgeschickt wurde die Besatzung gefangen zu nehmen. Als diese am Schiffe ankamen, fanden sie nur den französischen Kaufmann und den schwarzen Koch auf dem Verdeck, in der Kajüte die Leiche des Alexander Tardy, der sich mit einem Rasirmesser den Hals von einem Ohre bis zum andern abgeschnitten hatte. Die drei Spanier hatten das große Boot flott gemacht und waren damit das Revier nach Virginien hinaufgefahren.

Sogleich wurden Boten in alle benachbarten Oerter geschickt; jeder Bürger oder Bauer, der ein Pferd hatte, ritt in die Wälder in der Nähe der Bay, schon an jenem Nachmittage fand man das Boot in einem Bache im Walde, und am andern Morgen gelang es auch die Missethäter zu fangen. Sie wurden nach Norfolk gebracht, wo ihnen der Proceß gemacht wurde und sie alle drei gehenkt wurden.

---

* Byrons „Ocean" und „letzte Verse."

Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Ocean.

(Schluß des „Childe Harold.")

Mein Pilger ist am Ende seiner Bahn;
Wir müssen scheiden; — wohl denn, es gescheh';
Sein Werk und meines sind beinah gethan.
Noch einmal aber laßt mich daß ich seh',
Die ihn und mich umbraust, die Mittelsee!
Sie, unsrer Jugend Freundin, laßt uns schauen
Hier vom Albanerberge wo ich steh',
Der wir gefolgt sind seit durch Calpes Brauen
Sie diese Flut ergoß, bis hier wo schwarz den blauen

Eilanden des Euxinus Woge dräut.
Uns beiden ist der Faden abgesponnen;
Um einige Thränen reicher stehn wir heut
Beinahe wieder da wo wir begonnen.
Und doch ist fruchtlos nicht die Zeit verronnen!
Wir tragen unsern Lohn — in unsrer Brust,
Den Lohn daß wir beinah am Licht der Sonnen,
An Erd' und Meer empfinden eine Lust,
Als hätte nie die Welt von Menschenqual gewußt.

O daß mit einer einzigen holden Fee
Ich wohnen könnt' in tiefen Wüstenein,
Vergessen könnte ganz der Menschheit Weh,
Und, keinen hassend, lieben sie allein!
Ihr Elemente die ihr all mein Sein
Mit eurem adelnden Lebenshauch erhebt,
Könnt ihr kein solches Wesen mir verleihn?
Ist's Wahn daß solch Geschlecht hienieden lebt,
Wenn schon nach seiner Huld der Mensch oft fruchtlos strebt?

Es wohnt Genuß im dunklen Waldesgrüne,
Gesellschaft ist im unbetretnen Leer,
Entzücken weilt auf einsam stiller Düne,
Musik im Wellenschlag am tiefen Meer.
Die Menschen lieb' ich, doch Natur noch mehr;
Denn Allem was ich war und bin, entrann
Ich oft in ihrem zaubrischen Verkehr,
Aufgehend in dem All, und fühlte dann
Mehr als ich sagen, mehr als ich verschweigen kann.

Ja, brause, tiefe, dunkelblaue See!
Ob tausend Flotten dein Revier durchfegen,
Der Mensch die Erd' erfüllt mit seinem Weh, —
Am Strand erlischt sein Recht! auf feuchten Wegen
Tritt ihm dein Werk, Schiffbruch und Tod, entgegen,
Und sieh', er ist verweht! Ein Röcheln bloß
Läßt er zurück, wenn, wie ein Tropfen Regen,
Er gurgelnd sinkt in deiner Wasser Schooß,
Ohn' Ehr' und Grabgeläut, sarglos und namenlos.

Auf deinen Pfaden ist für seine Werke
Kein Bleiben, — du erhebst dich von der Ruh
Und schüttelst ihn hinweg! Der Zwergenstärke,
Womit die Erd' er wüst legt, spottest du.
Du schleuderst zu den Wolken ihn im Nu,
Wirfst wie im Spiel ihn mit des Schaumes Fliegen
Heulend und zitternd seinen Göttern zu,
Wo Bucht und Port sein enges Reich umschmiegen,
Und schmetterst ihn ans Land zurück, — da laß ihn liegen!

Das Kriegsgeschwader das mit Sturmgewittern
Graniterbaute Städte niederkracht,
Vor dem in ihrer Hofburg Könige zittern;
Der Leviathan, deß eichene Rippenpracht
So eitel seine irdischen Schöpfer macht,
Daß sie als Herrscher deines Reichs sich blähen,
Dein Spielzeug ists! — wie Schnee schmilzt ihre Macht
In deinem Wogengischt; vor ihm verwehen
Spaniens Armaden wie Trafalgars Siegstrophäen!

Weltreiche sind es was dein Schaum benetzt,
Du ohne Wandel, sie verwandelt all' —,
Karthago, Hellas, Rom — wo sind sie jetzt?
Dir wechselt nichts als spielender Wogenschwall;
Rom aber ward des Fremdlings Raub, sein Fall
Legt' eine Welt in Schutt! — Der Zeiten Spur
Schreibt keine Furch' auf deiner Stirn Krystall:
Wie ihn am Schöpfungsmorgen die Natur
Gesehn, so wogt er noch in ewigem Azur.

Glorreicher Spiegel, drin sich Gottes Nahn
In Wettern spiegelt, — ob er schlummernd ruht,
Ob fiebrisch zuckt, im Zephyr, im Orkan,
Frosthell am Pol, tiefblau in Tropenglut,
Endlose, ewige, erhabne Flut,
Thron des Verborgnen! Weltalls Widerschein!
In deinem Schlamme noch keimt Riesenbrut
Von Ungeheuern, — jede Zon' ist dein;
Du gehst einher, furchtbar, unmeßbar und allein.

Ich habe dich geliebt, o Meer! — ich habe
Auf deiner Brust mich schaukeln lassen wie
Des Schaumes Blasen, hab', ein seliger Knabe,
Gejauchzt in deiner Brandung, und wenn sie
Im frischren Wind unheimlich mich umschrie,
So war die Angst voll süßer Lust, denn du
Warst mir wie eine Mutter stets, und nie
Mißtraut' ich deinen Wellen; voller Ruh'
Legt auf die Mähn' ich dir die Hand, — wie hier ich thu'.

Byrons letzte Verse.

Missolunghi, 26. Januar 1824.

Verstumm' o Herz, es ist an dir,
Seit dir kein Herz mehr Antwort giebt;
Und doch, zu lieben gönnet mir,
Auch ungeliebt.

Des Lebens gelber Herbst beginnt;
Der Liebe Blum' und Frucht verblich;
Der Wurm, der Krebs, die Trauer sind
Allein für mich.

Das Feuer das mein Herz zerfrißt
Gleicht dem Vulkan in öder Flut:
Kein Fackelschein, kein Leuchten ist
Bestattungsglut.

Die stolzre Hälfte irdischer Pein,
Ehrgeiz und Hoffnung, Sorg' und Sucht,
Ist mir versagt; ich trag' allein
Der Kette Wucht.

Nicht aber jetzt, nicht hier erdrückt
Von solchem Gram sei mein Gehirn,
Nicht hier wo Ruhm dem Helden schmückt
Sarg oder Stirn!

Banner und Schwert und Schlachtgefild,
Und Hellas schaut mir ins Gesicht;
Der Spartler todt auf seinem Schild
War freier nicht.

Wach auf! (nicht Hellas — sie ist wach!)
Wach auf mein Geist! jetzt folge du
Dem Urquell meines Lebens nach;
Jetzt schlage zu!

Zertritt die auferstehende Glut,
Unwürdige Mannheit! Stiller Schein
Muß dir die Huld, muß dir die Wut
Der Schönheit sein.

Was Jugendglück? — es ward zu Rauch!
Hier ist ein edler Tod Gewinn!
Auf in das Feld und gieb den Hauch
Des Lebens hin!

Such dir — was oft zu finden schwer —
Ein kriegrisch Grab, wie dir es paßt;
Dann schau umher, nimm deine Wehr
Und deine Rast!

* Das deutsche Geld- und Münzwesen im Mittelalter.

Eine historische Studie. Von C. G. Rehlen.

(Schluß.)

Wenn aber schon zu den Zeiten der Hohenstaufen der Münzfuß in den deutschen Landen höchst verschieden war, so noch verschiedener nach denselben, eben in dem Grade, als die kaiserliche Reichsmacht immer mehr zerfiel, und das Reich selbst in immer mehr selbstständige Staaten auseinander gerissen wurde. Im Laufe der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, also im 14. und 15., kamen nicht nur eine Menge neuer Münzen auf, sondern man wandte jetzt auch bei denselben die Ligatur oder die Vermischung der edlen mit unedlen Metallen an, und endlich prägte man aus einer Mark unverhältnißmäßig mehr Pfennige aus, als man sonst je gewohnt gewesen war. Im Anfang des 14. Jahrhunderts begann man, der Mark feinen Silbers anfangs 1, dann 1½ Loth abzuziehen und diese mit Kupfer zu ersetzen, um sich wegen der Kosten des Münzprägens zu entschädigen. Dadurch kamen die Ausdrücke „Marktlöthig“, „Marktwichtig“ auf, um eben dadurch anzuzeigen, wieviel Loth feinen Silbers zu den Münzen genommen worden seien. Weil aber dessenungeachtet die Rechnung nach Marken und Pfunden immer schwieriger wurde, so fing man nun auch an, nach Gulden zu rechnen, das heißt, die Vergleichung der goldenen Münzen mit den silbernen zum Fuße der Rechnung anzunehmen. Es wurden daher anstatt der altfränkischen Goldgulden neue geprägt, wobei man zuerst die italiänischen Florenen, wovon heute noch das Zeichen der Gulden „fl.“ übrig geblieben ist, zum Muster nahm, die zuerst in Florenz 1252 geschlagen worden waren. Solche Goldgulden wurden 66 Stück aus der rauhen Mark geschlagen, waren von 22¼ bis 23 Karat, und 8 gingen deren auf eine feine Mark Silber, so daß also jeder einen Werth von 2¼ Schillingen oder 3 fl. hatte. Sie erhielten aber den Namen rheinische Goldgulden, weil die rheinischen Kurfürsten sie besonders ausprägen ließen, nachdem ihnen Karl IV. durch die goldene Bulle im Jahre 1356 mit Aufopferung des bisherigen kaiserlichen Rechtes, nur allein Goldmünzen prägen zu lassen, die Ermächtigung dazu ertheilt hatte. Sobald aber diese goldene Münze in solchen Händen war, kam bei ihr eine gleich große Ungleichheit auf, wie bei den silbernen Münzen, sowohl den Karaten nach als der Zahl der Münzen, die aus einer Mark geschlagen wurden, bis man endlich auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 bestimmte, daß der Goldgulden 18½ Karat fein und zu 71½ Stücken auf eine Kölnische Mark ausgebracht werden sollten.

Indessen war seit den Hohenstaufen der Wohlstand in Deutschland immer größer geworden und bis weit in die tiefern Stände heruntergekommen, so daß man jetzt Münzen in Händen sah, die sie vorher gar nicht gekannt hatten. Das machte vor Allem silberne Münzen von kleinerm Werth nöthig, als bisher die fränkischen Pfennige waren, deren einzelner wenigstens einen Werth von 6 kr. hatte. Halblinge, halbe Pfennige kamen im 13. Jahrhundert (1260) vor, aber noch scheinen sie nicht allgemein in Gebrauch gekommen zu sein. Zu einer solchen Verringerung der Münzen aber gab nun vor Allem Halle in Schwaben den Anschlag, in deren Münzstätte schon 1255 die feine Mark Silber zu 660 Pfennigen ausgebracht worden war, und welche nun wegen des Orts ihres Ursprungs den Namen Heller erhielten. Bald kamen sie durch ganz Schwaben und Franken in Umlauf. Nachdem sie in verschiedentlicher Menge aus einer Mark im Laufe des 14. Jahrhunderts geschlagen worden waren, erhielten sie durch Kaiser Karl IV. im Jahre 1385 eine bleibende Währung, und zwar folgende:

6 ℔ Heller = einer feinen Mark Silber = 120 Schillinge;
= 460 = 1440 Heller = 24 fl.
1 ℔ Heller = 20 Schillingen = 240 Heller = 4 fl.
1 Schilling = 12 Heller; 1 Heller = 1 kr.

Den Hallern folgte 1407 der Bischof Johann von Würzburg nach, der dreierlei Silberpfennige schlagen ließ, Thurnisse, deren 65½ Stück, Pfennige, deren 1066⅔ Stück, und endlich Heller, deren 2176 Stück auf die feine Mark gingen, und wo 30 Heller für ein Pfund gerechnet wurden. Auch die rheinischen Kurfürsten ließen in demselben Jahre Silberpfennige schlagen, und zwar Pfennige zu 139½ und Heller zu 2304 Stück auf eine feine Mark. Auch in Norddeutschland schien man das Bedürfniß von ganz kleinen Münzsorten gefühlt zu haben. Nach dem Lübeckschen Münzfuße schlug man in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach 60 Schillingen 729 Pfennige, so daß also ein Schilling zu einem Werthe von 26 kr. und der Pfennig zu dem von 24 kr. kam.

Während dieses mit den alten Denaren vorging, war eine ganz neue Münze zum Vorschein gekommen, nämlich Groschen, zuerst in Böhmen und dann in Meißen. Man nahm dazu als Muster die sogenannten gros Tournois, die zuerst in Tours in Frankreich geschlagen worden waren, und prägte nun seit dem Ende des 13. Jahrhunderts solche Groschen als Doppelpfennige zu 60 Stück auf eine feine Mark, bis sie im Jahre 1380 bis auf 91 gestiegen war, so daß 1 Groschen = 15 kr. war. Im 15. Jahrhundert wurden sie aber noch kleiner und geringer, und man prägte in Sachsen im Jahre 1444 160 Stück aus einer feinen Mark, so daß ein Groschen nur einen Werth von 9 kr. hatte. Zugleich kamen Groschen der verschiedensten Art auf, als: Silber-, Fürsten-, Zins-, Schwert-, Kreuz-, Schildgroschen, Schneeberger, Zwickauer, Schreckenberger und auch Judenköpfe, bis daß endlich im Jahre 1500 ein Fürstengroschen auf 12 Pfennige und ein Gulden auf 21 Fürstengroschen gesetzt wurde.

Diesen Pfennigen, Hellern und Groschen gegenüber wollte der Erzherzog Sigismund von Oesterreich im Jahre 1484 einmal eine ganz stattliche Silbermünze schlagen lassen, und er that dieß mit dem sogenannten Guldengroschen, von denen jeder 2 Loth ganz feinen Silbers schwer war, so daß also aus einer feinen Mark nur 8 Stücke

herausgebracht wurden, jeder zu 3 fl. an Werth nach unserem heutigen Gelde. Als auch diese wieder geringer wurden, fing man im Jahre 1517 zu Joachimsthal, als die dortigen Bergwerke in besondere Aufnahme gekommen waren, solche Guldengroschen zu schlagen an, wovon der Name Thaler hergekommen ist.

So war denn die Ungleichheit der Silbermünzen gegen das Ende des Mittelalters im ganzen Reiche auf Höchste gestiegen. Schon im Jahre 1438 hatte man auf einem Reichstage zu Nürnberg ausdrücklich erklärt, daß man die Münzen nicht mehr im Stande sei, auf ein gemeinsames Korn zu bringen, und man ermahnte nur noch die Stände, stattlich und ehrlich zu schlagen. Das Münzwesen mußte einmal zum Gegenstand einer ernstlichen kräftigen Reichsgesetzgebung gemacht werden, und man wandte auch im Anfang des 16. Jahrhunderts alle mögliche Mühe an, eine Reichsmünzordnung zusammen zu bringen. Man berief zuerst eine Commission von mehreren kurfürstlichen Münzvereinen, deren Gutachten dann 12 Fürsten übergeben wurde, um endlich an die Reichsversammlung selbst zu gelangen; das geschah wirklich im Jahre 1524 auf dem Reichstage zu Eßlingen, wo die entworfene neue Ordnung bezüglich der Münzen von Kaiser Karl V. genehmigt und dann im ganzen Reiche publicirt wurde. Aber man befolgte sie nicht, und Jeder prägte wie zuvor nach eigener Willkür. Ein gleiches Schicksal hatte eine Reichsmünzordnung, die man auf einem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1551 errichtet hatte, bis es endlich auf einem dritten Reichstage zu Augsburg im Jahre 1559 wirklich gelang, eine solche wenigstens zu allgemeinerer Geltung, als bisher, zusammen zu bringen, so daß sie sich bis ins 18. Jahrhundert erhielt. Aber zu einer wahrhaft einheitlichen Ordnung, wie sie einem Volke, wie das deutsche ist, ziemte, ist es niemals gekommen bis auf diesen Tag.

Diese neue an der Scheide des Mittelalters und der neueren Zeit berathene, mehrmals veränderte und beschlossene, endlich im Allgemeinen anerkannte und ausgeführte Reichsmünzordnung hatte im Wesentlichen folgende Hauptgrundzüge. Wie man bereits seit dem 14. Jahrhundert mehr nach Gulden als nach Marken und Pfunden zu rechnen angefangen hatte, so war endlich dieser Gulden auch zur Basis des neuen Münzfußes gesetzlich gemacht, wornach folgendes Verhältniß festgesetzt wurde:

1 Mark Kölnisch zu 14 Loth, 16 Gran feines Silber = $9^{1}/_{2}$ Stücke Reichsgulden = 570 Kreuzer = 24 fl. nach unserm heutigen Münzfuße.

1 Reichsgulden = 60 kr. = 2 fl. $37^{17}/_{19}$ kr.; 1 Kreuzer = $2^{12}/_{19}$ kr.

So hatten sich also die alten fränkischen Solidi in Gulden und die Schillinge in Kreuzer verwandelt, während den Denaren, Pfennigen und Hellern selbst die niedrigste Klasse unter den Münzen angewiesen wurde, und nichts Anderes übrig blieb, als sie zuletzt in Kupfer auszuprägen. Der sonst ideale Schilling wurde nun ein wirklich ausgemünzter Gulden. Diese Gulden circulirten auch als 30, 15, 5 Kreuzerstücke zu 19, 50, 114 Stück, und als Landesmünzen und halbe Batzen zu 144 und $155^{1}/_{2}$ Stück aus der Mark. Die Thaler hatte man in der Reichsmünzordnung ganz ausgelassen, und erst einige Jahre später 1566 wurde ihnen folgendes Verhältniß angewiesen:

1 Kölnische Mark feines Silber = 9 Stücke = 10 fl. 12 kr. = 24 fl.

1 Thaler = 68 Kreuzer = 2 fl. 45 kr.

Bezüglich des Goldes, dessen Verhältniß zum Silber wie 1 — $11^{1}/_{2}$ bestimmt wurde, ward folgender Münzfuß angewendet:

1 feine Mark Goldes von 12 Loth 6 Gran oder 18 Karats und 6 Gran fein = 72 Stück Goldgulden = 276 fl.

1 Goldgulden = 75 Kreuzer = 3 fl. 45 kr.

Endlich war noch verordnet, daß alle Münzen im ganzen deutschen Reiche mit dem Reichswappen und der Umschrift des Kaisers versehen sein sollten, was aber von den Reichsstädten gar nicht beobachtet wurde.

Während sich so die Geschichte der deutschen Münzen seit den Zeiten der Hohenstaufen abgewandelt hatte, und es zuletzt mit denselben wenigstens zu einiger Ordnung gekommen, war Deutschland an edlen Metallen immer reicher geworden. Dies geschah zunächst durch den Bergbau. Zu den alten reichen Bergwerken aus dem Zeitalter der Hohenstaufen waren im 14. und 15. Jahrhundert immer mehrere gekommen, wie 1419 die Silbergruben zu Schneeberg, die wirklich einen außerordentlichen, ja unermeßlichen Reichthum zu Tage förderten. All diesen Reichthum vermehrte noch der deutsche Handel in gleich hohem Grade, der immer mehr zum europäischen Handel sich ausgebildet hatte. So gab es denn im 15. Jahrhundert Städte, die, wie Straßburg, Millionen in ihrem Schatze hatten, und Kaufleute, wie die Fugger in Augsburg, deren Vermögen sich auf viele Millionen belief. Konrad Lettes erzählt von Nürnberg, daß das meiste Hausgeräthe eines Kaufmanns dieser Stadt aus Gold und Silber bestände. Augsburg aber war die reichste Stadt, Straßburg wurde mit Venedig verglichen, Köln hatte den Vorzug vor allen andern europäischen Städten durch seine Pracht und Verzierung. Auch in Preußen war großer Reichthum, und die ordentlichen Einkünfte des Ordens beliefen sich allein auf 800,000 rheinische Gulden, gleich 2,400,000 fl. nach heutigem Gelde. Machiavell behauptete, Deutschland wäre der mächtigste Staat, weil der reichste. Unermeßlich waren die Kirchenschätze, und nicht nur der Adel glänzte in Kleidern von Gold, Silber und Edelstein, man mußte sogar den Bauern den Gebrauch von Gold, Silber und Perlen bei ihren Kleidern verbieten.

So war es denn natürlich auch gekommen, daß das Geld bei Weitem nicht mehr den Werth hatte, als in den Tagen der Kreuzzüge, und daß in gleichem Grade, als dieses fiel, der Werth der Gegenstände zunahm. Wir geben im folgenden eine Anzahl von Beispielen über das Verhältniß des Geldverkehrs zu dem Werth der Gegenstände im 14. und 15. Jahrhundert bis zum Uebergang in die neuere Zeit, und erinnern nur noch an die Schwierigkeit solcher Festsetzungen nach dem Maßstabe unseres heutigen Geldes, da, wie oben erzählt, die Ungleichheit und Verwirrung im Münzfuße allgemein war, und es so unmöglich ist, immer Zeit und Ort genau zu unterscheiden und den wahren Werth der Marken, Schillinge, Gulden, Pfennige, Groschen und Heller genau zu bestimmen.

1317 in der Mark bei einer großen Theuerung 1 Loth 1 Quentchen Brot 4 Pfennige = 40 kr. nach niederdeutscher Währung.

1318 in Magdeburg das Wispel Korn 60 Pfennige = 10 fl.

1333 der Eimer Wein am Rhein und Neckar bei großem Ueberflusse 8 Batzen = 1 fl. 36 kr., und das Schenkmaß einen Heller = 1 kr.

1339 der Scheffel Roggen 10 Schillinge = 2 fl.,
" " Dinkel 6 " = 1 fl. 12 kr.,
" " Hafer 4 " = 48 kr.,
ein Eimer Wein 2 ℔ Heller = 8 fl.

1341 die Burg Marloffstein bei Erlangen mit allen Zubehörungen wurde verkauft um 2000 ℔ Heller = 8000 fl.

1333 das Schloß Maynberg bei Schweinfurth wurde eingelöst um 4000 ℔ Heller = 16,000 fl., 1394 versetzt um 19,030 ℔ Heller = 76,120 fl.

1342 die Burggrafen von Nürnberg verkauften an den Waldstromer das Dorf zum Goßenhof um 1031 ℔ und 40 Heller = 4124 fl. 40 kr.

1363 die Bergfeste Waldburg in der Nähe von Bamberg wurde verkauft um 2000 ℔ Heller = 8000 fl.

1360 kaufte Kaiser Karl IV. den Rottenberg bei Nürnberg um 3000 gute schwere Gulden = 9000 fl.

1366 Karl IV. erkauft Reidingsfeld und Mainbernheim um 6334 ℔ = 25,336 fl.

1373 und 75 im Brandenburgischen:
das Wispel Gerste 20 Schillinge = 40 fl.,
12 Scheffel Erbsen ditto = 40 „
2 Schock Hühner ditto = 40 „
1 ℔ Wachs 3 Groschen = 27 kr.,
1 ℔ Pfeffer 8 „ = 1 fl. 12 kr.

1400 Burg und Stadt Königsberg wird vom Bischof von Würzburg an den Kurfürsten von Sachsen verkauft um 19,660 fl. = 58,000 fl.

1401 zu Nürnberg die Maß Winterbier um 3 Heller = 3 kr., Sommerbier um einen Pfennig = 3 kr., ein Maß Wein 5 Pfennige = 15 kr., 5 Vögel 1 Pfennig = 3 kr.

1406 kaufte Nürnberg Schloß und Veste Lichtenau um 8030 fl. = 24,090 fl.

1427 die Stadt Nürnberg kaufte vom Markgrafen Friedrich von Brandenburg die Ruine der abgebrannten burggräflichen Burg mit ihren Zugehörungen, Wöhrd, Dürrenhof, Schnigling, Bruh, Schnepfenreut, Höfles u. s. w., seinen Rechten auf den Wäldern bei Nürnberg, seinem Antheil am Schultheißenamte und am Zoll um 120,000 fl. = 480,000 fl.

1441 in Sachsen 9 Scheffel Weizen 1 Meißnischen Gulden = 3 fl.,
13 Scheffel Roggen ditto
16 „ Hafer ditto
das Stück Salz 8 Groschen = 1 fl. 12 kr.

1484 ein Scheffel Weizen 4 Silbergroschen = 36 kr.,
„ „ Roggen 3 „ = 27 „
„ „ Hafer 12 Pfennige = 36 „
„ „ Gerste 2 Groschen = 18 „

1500 Adam Kraft erhält für sein Sacramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg 770 fl. = 2310 fl.

1523 kaufte der Rath zu Nürnberg für theurere Zeiten 300 Ctnr. Schmalz zu 3 fl. und 3¼ fl. = 9 fl. und 9 fl. 15 kr.

1513 in Augsburg:
36 ℔ Mandeln 3 fl. 36 kr. = 9 fl. 7 kr.,
32 ℔ Zucker 6 fl. 12 kr. = 16 fl. 14 kr.,
20 ℔ Weinbeeren 1 fl. 18 kr. = 3 fl. 25 kr.,
14 ℔ Reis 54 kr. = 2 fl. 22 kr.,
½ Loth Safran 2 fl. 6 kr. = 5 fl. 24 kr.,
8 Loth Pfeffer 10 kr. = 26 kr.

1536 bezahlte Herzog Ludwig von Bayern bei Erbauung seines Schlosses zu Landshut:
einem Werkmeister Wochenlohn 1 fl. = 2 fl. 37 17/19 kr.,
„ Steinmetzengesellen Wochenlohn 6 Schillinge 9 Pfge. = 51 kr. 2 Pfennige.
„ Zimmermann täglich 20 Pfennige = 12 kr. 2 Pfge.,
„ Maurer täglich 24 Pfennige = 15 kr.,
„ Tagwerker täglich 12 Pfennige = 6 kr. 1 Pfennig.
Das ganze Gebäude kostete 52,633 fl. 5 Schillinge 2 Pfge. 3 Heller; da nun die feine Mark damals nur zu 9½ Gulden ausgeprägt wurde, gegenwärtig aber zu 24 fl. (genau genommen 24 fl. 30 kr.), so beträgt jene Summe nach unserm heutigen Gelde circa 125,000 fl.

Herr Oelhuten zu Nürnberg erbte im Jahre 1540 von seinem Vater Sixtus an baarer Münze 3376 fl. 2 ℔ 3 Pfennige = nach unserm heutigen Gelde circa 8438 fl.

Feuilleton.

Dichterische Bearbeitung der Volkssage.

Lorelei. Rheinisches Sagenbuch von Wolfgang Müller von Königswinter. Köln, Du-Mont-Schauberg, 1857. S. VIII. und 482. —

* Dieses Werk ist die zweite, sehr vermehrte und verbesserte Sammlung der poetisch bearbeiteten Rheinsagen, welche der Verfasser früher unter dem Titel: „Lorelei. Rheinische Sagen“, herausgab. Das Buch hat in dieser zweiten Auflage nicht nur an Umfang, sondern auch an eindringlicher poetischer Kraft bedeutend gewonnen, und wir sind vollkommen mit dem Verfasser darüber einverstanden, daß solch eine poetische Behandlung der Sagen in unserer Zeit der einzige Weg ist, um die schönen alten Stoffe auf's Neue zu beleben und den herrschenden Geschmack dafür zu interessiren. Von einer Sagensammlung, welche allein den wissenschaftlichen Zweck hat, die Forschungen in der deutschen Mythologie, Alterthumskunde und Kulturgeschichte zu unterstützen, verlangen wir mit Recht jenes einfache oft trockne und getreue Wiedergeben der Volks-Tradition, welches durch Grimm vorgezeichnet und von der größern Zahl der spätern Sagensammler geschickt und gewissenhaft eingehalten ist. In dieser Form sprechen jedoch die alten Ueberlieferungen, welche unter ganz andern Weltanschauungen und Kulturverhältnissen entstanden, die Masse des jetzt lebenden Geschlechts nicht mehr sonderlich an, die Sammlungen sind daher zum größten Theil nur in den Händen der sich dafür interessirenden Gelehrten und haben damit ihren Zweck auch vollständig erfüllt. Will man aber dem Volke so manche jener schönen Stoffe wieder zugänglich machen, so möchte dies eben nur auf dem Wege zu erreichen sein, welchen Alexander Kaufmann und Wolfgang Müller mit vielem Glück eingeschlagen haben, nämlich dem, durch eine poetische, aber einfache und dem Charakter des Stoffes angemessene Behandlung die altergrauen Traditionen neu zu beleben und dem heutigen Geschmack anzupassen. — Durch eine solche Behandlung hat z. B. Uhland viele Sagen wieder zu einem poetischen Schatze gemacht, den das Volk liebt und hochhält, und darum sind wir überzeugt, daß auch aus der vorliegenden Wolfgang Müllerschen Sammlung, die nicht allein bloß durch die an ihrer Spitze stehende Dedikation vielfach an Uhland erinnert, sich Manches dem Volke einprägen und ihm lieb werden wird.

Was die poetische Kraft vermag um einer Sage den Weg zum Gemüthe des Volks zu bahnen, beweist am schlagendsten Heine's Lorelei; hier ist eine Sage zum Volkslied geworden, und noch dazu eine Sage, die weder sehr alterthümlich oder gar mythisch ist, wie das die heutige Forschung (auch in dem vorliegenden Buche S. 471 erwähnt) trotz Wolfgang Menzels Rettungsversuchen festgestellt hat.

Sicher wird auch aus Wolfgang Müllers „Rheinischem Sagenbuche“ mancher Klang noch lange nachklingen, besonders in den Anwohnern des Rheins, und in den Gemüthern derjenigen, welche der herrliche deutsche Strom an seine Ufer lockt. Gar Manchem, der mit diesem poetischen Reisebuche in der Hand auf dem grünen Rhein dahingleitet oder seine Ufer durchwandert, wird das Buch die Giebel und Dome, die Bergkuppen, Burgen und Felsen, um welche die Sage den Goldschein der Poesie webt, noch entzückender und unvergeßlicher machen.

Den Gedichten ist ein Anhang von Anmerkungen beigegeben, welcher viele zweckmäßige Erläuterungen und Nachweise enthält. Aus dem Schlusse dieser Anmerkungen wählen wir auch für den Schluß unserer Besprechung ein passendes Wort des Verfassers: „Die Sage mag mythisch und kulturgeschichtlich noch so werthvoll sein, ihren poetischen Zauber löst doch nur die Dichtung.“

Karl Seifart.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Die neuere Naturwissenschaft, ihre Ergebnisse und ihre Aussichten. Von Adolf Helfferich. — Flavius Domitianus. Ein Beitrag zur Geschichte der römischen Kaiserzeit. Von A. Imhof. — Der große Kurfürst. Ein vaterländisches Gedicht von E. Hermann. — Die Schlachten Rußlands von 1700 bis 1831. Von N. Ustrjalow.

— * Die bekannte Sammlung interessanter Criminalgeschichten „Der neue Pitaval“ von W. Alexis und J. E. Hitzig, von der nun schon 24 Bände vorliegen, erscheint in einer neuen Auflage und zu einem um die Hälfte geringeren Preise, indem jeder Band, welcher in zwei Abtheilungen ausgegeben wird, einen Thaler kosten soll. Der erste Halbband ist in den Buchhandlungen zu haben.

— * Nächstens erscheint im Verlage von Weber in Leipzig ein Buch von Julius Fröbel, in welchem er die Früchte seines Aufenthalts jenseits des Oceans niedergelegt hat, und das betitelt ist: „Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien.“ Im „Deutschen Museum“ wird über dies Buch nähere Auskunft gegeben: „Bekanntlich sah Fröbel, bis zum Jahre 1849 einer der Hauptführer unserer Radicalen, nach der gewaltsamen Auflösung des Stuttgarter Rumpfparlaments sich genöthigt, Deutschland zu verlassen; nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz ging er über England nach Nordamerika, wo er sich seitdem theils durch zahlreiche und ausgedehnte Reisen, theils durch den lebhaften Antheil, den er persönlich, namentlich als Journalist, an der Entwickelung des amerikanischen Lebens nimmt, eine seltene Kenntniß der dortigen Verhältnisse erworben hat. Die Quintessenz dieser Erfahrungen hat er nun in dem obengenannten Werke niedergelegt. Dasselbe soll, nach des Verfassers eigenen Worten, „keine Reisebeschreibung, am wenigsten eine naturwissenschaftliche“ sein. „Weit eher“, fährt er fort, „könnte es als ein Abschnitt aus einer Lebensbeschreibung betrachtet werden. In objectiver Beziehung besteht der Inhalt aus meinen Erfahrungen, Reisen und Studien in Amerika, in subjectiver aus den Memoiren eines unfreiwilligen Kosmopoliten, der jedoch ein freiwilliger Kosmopolitiker ist.“ Wer Fröbel's frühere Schriften kennt, oder wer auch nur sein Auftreten in der Frankfurter Versammlung im Gedächtniß hat, durch das er selbst seinen heftigsten politischen Gegnern Achtung und Theilnahme abnöthigte, der weiß auch zum voraus, was er von dieser neuesten Arbeit des Verfassers, dessen Erfahrungen und Anschauungen sich im Laufe dieser letzten Jahre so außerordentlich erweitert haben, zu erwarten hat. Fröbel, ursprünglich zum Naturforscher gebildet, ist ein ebenso scharfsinniger wie gewissenhafter Beobachter; bei aller Entschiedenheit seines Parteistandpunktes verletzt er doch niemals die höhern Gesetze der Wahrheit und der Humanität; Alles,

was er schreibt und spricht, trägt den Stempel einer edeln, liebenswürdigen Persönlichkeit und auch seine sprachliche Darstellung ist von seltener Energie und Lebhaftigkeit. Das Werk ist auf zwei Bände berechnet, von denen der erste, des Verfassers Ankunft und ersten Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, ferner seine Reise nach Nicaragua und seinen zweiten Aufenthalt in Newyork enthaltend, zu Anfang Mai die Presse verlassen wird; der zweite soll zum Herbst dieses Jahres nachfolgen.

— * Die Universität Tübingen hat wieder einen Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod eines ihrer bedeutendsten Lehrer, des Professor Dr. Walz. Der Verschiedene zeichnete sich durch tiefe Kenntnisse des Alterthums und der alten Sprachen aus, sein Name ist in der ganzen deutschen Philologenwelt aufs vortheilhafteste bekannt. Die schwäbische Hochschule erleidet nun seit einem Jahre den dritten herben Verlust, zuerst in dem Criminalisten Köstlin, dann in dem Philologen Schwegler, Verfasser der römischen Geschichte, neuestens in Walz. Der Letztere war seit einiger Zeit vielfach leidend und in Folge davon in gedrückter Gemüthsverfassung gewesen.

— * Preußen begeht in diesem Jahre die hundertjährige Jubelfeier der Siege Friedrichs des Großen bei Prag, Roßbach und Leuthen. Der Consistorialrath Sack in Magdeburg hat aus dieser Veranlassung die drei Dankpredigten wieder herausgegeben, welche im Jahre 1757 nach jenen Siegen der damalige Hofprediger Sack in Berlin gehalten hat, und in welchen er in kernhafter und begeisterter Weise die Vorsehung pries und Friedrich und sein Heer verherrlichte.

— * Aus Leipzig erfährt man jetzt durch eine Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung", welchen Zusammenhang die polizeiliche Verfolgung der von Prutz in Leipzig bei dem letzten Schillerfeste gehaltenen Rede hatte. Dieselbe hatte nach der Versicherung des Berichterstatters durchaus keinen aufregenden Inhalt, enthielt jedoch einige im wegwerfenden Tone vorgebrachte Anspielungen auf gewisse moderne Begebenheiten. Daher erklärt man es sich, daß der Präsident des Schillervereins, der Historiker Professor Wuttke, als Denunciant auftrat und die Verwarnung hervorrief. Nach vielen leidigen Erörterungen über die Sache hat nun Wuttke seiner unerfreulichen Präsidentschaft entsagt.

— * Für das zu Pfingsten in Aachen stattfindende niederrheinische Musikfest ist das folgende Programm aufgestellt: Erster Tag, Pfingstsonntag: Messias, Oratorium von Händel, nach der Mozart'schen Bearbeitung. Zweiter Tag, Pfingstmontag: 1. Symphonie von Schubert. 2. Cantate Nr. 7 und 21 von Sebastian Bach. 3. Des Sängers Fluch von Robert Schumann. 4. Festklänge, symphonische Dichtung von F. Liszt. Dritter Tag, Dinstag: Künstlerconcert. — Engagirt sind als Dirigent Franz Liszt; ferner Fräulein Luise Meyer aus Wien für die Sopranpartie, eine Dilettantin aus Amsterdam für die Altpartie, Herr Schneider aus Leipzig und Herr Göbbels aus Köln für Tenor, und Herr Dalle-Aste aus Darmstadt für Baß; Concertmeister Singer aus Weimar für Violine und Hans von Bülow aus Berlin für Pianoforte.

— * Therese Milanollo, die gefeierte Violinvirtuosin, entsagt der Kunst und verheirathet sich mit dem französischen Hauptmann Theodor Parmentier. Derselbe ist ein sehr gebildeter Dilettant und auch Componist, ein noch junger, überaus tüchtiger Offizier im Geniecorps, ein ausgezeichneter Polytechniker. Nachdem er in Bomarsund gewesen, wurde er 1855 nach Sebastopol als Adjutant des bekannten Generals Niel berufen. Parmentier ist auch Poet, und zwar macht er Verse in deutscher Sprache. Dieselben sind interessant sowohl als Gedichte von einem französischen Offizier als auch durch den Contrast zwischen dem zart empfundenen Inhalt und dem blutigen Boden, auf welchem sie unter Kriegsgetümmel entstanden.

— * Aus dem Berichte über die durch Dingelstedt geführte Verwaltung des Münchener Hoftheaters ergiebt sich, daß er aus derselben mit einem Deficit nicht von 20,000 Gulden, sondern von etwas über 5000 ausgeschieden ist. Denkt man an die unfreiwilligen Pausen, welche die Bühne wegen ihres Umbaus und der Cholera halber mehrmals machen mußte, so ergiebt sich, daß die Feinde des Intendanten im Unrecht sind, wenn sie seine Amtsführung schmähen.

— * Der Venusberg bei Eisenach. In der neuen Zeitschrift „Der Feierabend", welche bei Scheube in Gotha erscheint, handelt Ludwig Bechstein von dem Hörselberge bei Eisenach, der neuerdings aus Anlaß des „Tannhäuser" von Richard Wagner so viel genannt wird: „Es giebt mehrere Berge, die den Namen Venusberg führen; ob der thüringische Hörselberg ihn wirklich früher geführt habe, ist sehr zu bezweifeln; ich habe diese Namensbezeichnung für denselben in älteren Büchern nicht gefunden, und ebenso wenig aus dem Munde der Umwohner ihn vernommen. Indeß führt Henric Kornmann in seinem seltenen und wunderlichen Buche: Mons Veneris, Fraw Veneris Berg, Frankfurt a. M. 1614. S. 374 unter andern Bergen, als den Aetna, den Hecla, den Vesuv, den Brocken, den Kifhäuser 2c. auch den Horselberg bei Isanach in Thüringen an und erzählt die Reinschweigsage. Von neueren Dichtern brachte zunächst Vulpius, der Verfasser des Rinaldo Rinaldini, den Tannhäuser und den treuen Eckhart zusammen; ihm folgte dann L. Tieck mit seiner Novelle: „Der treue Eckhart und der Tannhäuser"; andere reihten sich an, und so gewann nun die Sage in den höheren Kreisen ihre feste Gestalt; sie wuchs gleichsam zu einer höfischen Dichtung, während das Volk von ihr nur das wußte, was aus den alten Chroniken in dasselbe gedrungen war. Lange wurde in Sättelstätt ein Hinterhaus bezeichnet als das, durch welches das wilde Heer mit Frau Holla hindurchfahre; dasselbe wiederholte sich aber auch in anderen, weit vom Hörselberge entfernt liegenden Dörfern. Einem Hirten aus Mechterstätt erschien in der Nähe einer zwischen Mechterstätt und Sättelstätt gelegenen Quelle eine weiße Jungfrau aus einem glänzend hell erleuchteten Gange, der aus dem Berge führt; er pflückte am Eingange drei Blumen und folgte der Jungfrau in das Bergesinnere, wo eine große Rittergesellschaft, Männer und Frauen, bei einem Mahle saß, aber alle in tiefem Schweigen. Der Hirte nahm sich ein Trinkhorn mit, ließ aber die Blumen liegen, — dadurch entging er mit Noth grauser Gefahr und die Jungfrau jammerte, denn nun blieb sie unerlöst. Fuhrleute, welche Nachts die Heerstraße entlang mit Weinfracht zogen, erblickten den Berg offen und sahen in rother Gluthenlohe darin Lebende und Verstorbene sitzen. Ein Lautenspieler, der in den Berg geführt wurde, mußte den darin Versammelten aufspielen und wurde mit dem Verbot zurückgeleitet, sich nicht umzusehen; da er dieß Verbot nicht beachtete, so blieb ihm zeitlebens der Kopf schräg zur Seite gekehrt stehen, und er lachte niemals wieder. Sehr merkwürdig erscheint eine jüngere Volkssage, welche ich zuerst veröffentlicht habe; ich erfuhr sie als Knabe von dem aus Sättelstätt gebürtigen, noch in Gotha lebenden herzoglichen Bauführer Jacob Mönch, der mich zuerst den geheimnißvollen und schauerlichen Reiz der Hörseelen-Berg-Sagen kosten ließ. Es haben sich einst mehrere Knaben seines Ortes, die im Hörselthale Pferde hüteten, zusammen verabredet, in das Hörselloch zu kriechen und dasselbe zu untersuchen; damit ihrer keiner sich entferne, haben sie sich mit Pferdesträngen und Riemen aneinander geknüpft und so die unterirdische Wanderung angetreten. Dem letzten jedoch sei bange geworden, er habe sich losgetrennt und sei zum Eingange zurückgekrochen. Vergebens habe er die Rückkehr der Kameraden dort erwartet, vergebens gerufen, nie sei wieder einer der Knaben zum Vorschein gekommen, und keine Spur von ihnen gefunden worden. Ob dieser Mittheilung ein geschichtliches Ereigniß zum Grunde liegt, habe ich nie erfahren können. Sie lenkt aber unmittelbar zu näherer Betrachtung über die Hörselberghöhle. Diese ist keineswegs so ununtersucht geblieben, wie Viele zu glauben geneigt sind. Die erste ausführliche Beschreibung findet sich in (Brückner's) „Kirchen- und Schulenstaat des Herzogthum Gotha, 1758", Bd. 2, 12. Stück, S. 44. Statt daß die Höhle, wie die Sage geht, bis unter die Kirche in Sättelstätt reiche, ist sie nur etwa 17 Lachter lang und ist beschwerlich zu befahren; zeigt in ihrem weitesten Raum ein ausgehauenes Bänkchen und enthält eine erstaunliche Menge kleiner Fliegen und Mücken, denen das beständige Summen und Sausen, das man am Eingange vernimmt, und das ich selbst vernommen habe, indem es wie fernes Wasserrauschen in der Tiefe klingt, zugeschrieben wird. Eine zweite Beschreibung gab Dr. Kühn zu Eisenach in seinem Sammelwerke: „Der Naturforscher." Siebenzehntes Stück. Halle, 1782. S. 214—219. Dr. Kühn war mit dem Pfarrer von Mellborn selbst in der Höhle, von der auch noch die Sage ging, die Venetianer haben aus ihr, wie aus dem sogenannten Backofenloche am großen Marktberge, goldhaltige Erde geholt. Der Verfasser schildert die schöne Aussicht vom Bergrücken und sagt: „Die Direction dieser Höhle gehet nun immer nach und nach mehr in die Tiefe, hat verschiedene nördliche und südliche Buchten, bis nach 30 Schritten, woselbst große Haufen Steine vorgefallen, die man mit Furcht passiret. Ungefähr nach 10 Schritten weiter hinunter wird darauf die Höhlung des Berges sehr weit, und man wird einen fürchterlichen Abgrund und einen schnellen Abhang gewahr." (!). Weiter kam Dr. Kühn nicht. Seine Beschreibung ist demnach unvollkommener, als die im oben angeführten Buche. Es fanden sich kleine Lager von verfaultem Stroh, Stinkstein und granatartige Schörlkörner in gelbem Letten von geringem Eisengehalt. Endlich hat in neuester Zeit noch eine Untersuchung oder ein Besuch des Hörselloches stattgefunden, wenn sich dabei nicht eine geistvolle Mystification geduldiger und gläubiger Leser hinter der Scene vergnüglich die Hände reibt. Es enthält nämlich Nr. 604 der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 27. Januar 1855 unter der Aufschrift: „Ein Besuch im Hörselberg bei Eisenach", einen 8 bis 9 Spalten füllenden sehr ausführlichen und gut geschriebenen Artikel, unterzeichnet Dr. C. P., mit mehreren Abbildungen. Der Verfasser gedenkt der mythischen und romantischen Sagen, irrt jedoch in einigen Punkten und giebt der Höhle den sehr nach der Oper schmeckenden Namen Venusgrotte, wie sie noch nie ein Mensch genannt hat. Eine schöne Venusgrotte, in die man kaum einkriechen und in der man sich kaum rühren kann! Die Bergeshöhe wird zu 1620 Fuß angegeben. Die drei Herren, welche nach diesem Bericht die angebliche Höhlenwanderung unternahmen, krochen mühsam durch den Eingang, fanden dann so viel Platz, daß sie eng beisammen auf am Boden liegenden großen Steinen sitzen, aber nicht aufrecht stehen konnten, hörten das Geräusch fallender Wassertropfen und endlich einen wonnesüßen Klang melodischer, fern her wallender Töne und Accorde. Als dessen Ursache wurden Millionen kleiner Mücken entdeckt, und bald darauf der Rückzug angetreten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 16. Bremen, 19. April. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Law's Bankschwindel.

Von A. Itzenplitz.

Johann Law, der Groß- und Altmeister des Bankschwindels, war der Sohn eines Goldschmieds in Edinburg. In dem allerseltensten Grade begabt mit Schlauheit und Berechnungsgabe, voll brennender Begier nach einem großen Vermögen, hatte er sich auf das Studium der Banken, Lotterien und Handelsgesellschaften gelegt und die Geheimnisse und Kunstgriffe erspäht, deren sich jene Institute bedienten, um Geldmittel in Fluß zu bringen, das öffentliche Vertrauen zu beleben und in Athem zu erhalten. Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse hatte ihm die Stellung als Secretär eines englischen Agenten in Amsterdam gegeben, die er dazu benutzte, um die dortige berühmte Bank, ihre Einrichtungen, Hilfsquellen, Einkünfte, Ausgaben und Einnahmen zu studiren. Nach England zurückgekehrt, mußte er eines begangnen Mordes wegen nach dem Continente entfliehen; er entführte bei dieser Gelegenheit eine verheirathete Frau und trat später, als er es seinen Zwecken für dienlich erachtete, zur katholischen Kirche über.

Alle seine Kenntnisse und Erfahrungen, unter der Einwirkung einer leidenschaftlichen Geldgier, verarbeiteten sich und bauten sich auf zu einem Systeme, das bewunderungswürdig hätte genannt werden müssen wegen der Kühnheit seines Grundgedankens, mehr noch wegen der Ordnung und des Ineinandergreifens einer Menge von Operationen, wenn die Ausführung nicht ausschließlich auf List und Betrug, auf Gewaltthätigkeit und Unmenschlichkeit begründet gewesen wäre.

Im Jahre 1714 oder 1715 kam Law nach Frankreich. Seinem Scharfsinne konnte es nicht entgehen, daß dies das Land sei, welches seinem Projekte die günstigsten Aussichten bot. Die königliche Gewalt von Ludwig XIV. zum vollständigsten Despotismus ausgebildet — die grenzenlose Finanznoth nach den unglücklichen Kriegen zu jedem Verfahren drängend, das nur den geringsten Aufschub des drohenden Zusammensturzes versprach — bei dem natürlichen Reichthume des Landes noch immer eine Menge von Vermögen, das, auf einer Stelle vereinigt, eine ungeheure Masse darstellen würde — der leichtblütige Charakter des Volkes — alles dies waren nothwendige und hier zutreffende Vorbedingungen zu Law's Plane. Der Grundgedanke dieses Planes war: sämmtliches baare Geld des Königreichs, sogar sämmtliche edlen Metalle an sich zu locken und den Inhabern dafür Papier zu geben, und zwar in der Weise, daß dieser Tausch von Seiten der Besitzer nicht nur freiwillig — das wäre wenig gewesen — nein mit Begier eingegangen würde; mit diesem Papiere die Schulden des Staats und des Königs zu bezahlen (als Gegenleistung für die von jener Seite nöthige Unterstützung) und, was die Hauptsache war, sich selbst ein ungeheures Vermögen zu machen.

Der unvermeidliche Zusammensturz des Schwindelgebäudes kümmerte ihn nicht; im Gegentheil rechnete er darauf, an irgend einem Punkte angelangt, würde man weder vor- noch rückwärts können, das Papier würde seinen künstlich hergestellten Werth verlieren, und während Jeder beschäftigt wäre, sein Letztes zu retten oder seine Verluste zu ersetzen, würde er sich in Sicherheit bringen, nachdem dies schon vorher mit dem Raube geschehen wäre.

Law legte die allgemeinen Grundzüge Ludwig XIV. vor. Weder im königlichen Schatze noch in den Staatskassen waren zu dieser Zeit Fonds vorhanden, um auch nur die allerdringendsten Ausgaben zu bestreiten. Die Domänen der Krone waren verkauft oder verpfändet, die gewöhnlichen Einkünfte des Staates fast versiegt in Folge einer Menge von Belastungen und Constitutionen, die Auflagen auf Jahre hinaus im Voraus verbraucht, Rückstände aller Art hatten sich seit Jahren aufgesammelt, und eine Masse von Vorausnahmen in Billets, Ordonnanzen und Assignationen existirten, von so verschiedener Art und auf so hohe Summen sich belaufend, daß es unmöglich war, einen Ueberschlag davon zu machen; der König selbst war in Folge von Alter und Unglücksfällen in eine Art von Stumpfsinn verfallen. Dennoch überkam ihn ein Schauder bei der Vorlage von Law's Plan, und er wies ihn zurück. Bald darauf starb er, und sein einstweiliger Nachfolger in der Regierung, der Herzog Philipp von Orleans, Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., sah das Unternehmen mit andern Augen an. Gewissenlos, verschlagen, dabei kühn und unternehmend, war er entzückt von der Idee des Schotten; mit einem Blicke übersah er das ganze System und beschloß es auszuführen. Zuvörderst jedoch, um sich in seiner Stellung zu befestigen, erachtete er es für nothwendig, die Maske der Rechtlichkeit vorzunehmen und alle Regierungsmaßregeln der Stimmenmehrheit des Regentschaftsraths, den er eingesetzt hatte, zu unterwerfen. Ludwig XIV. hatte nämlich in seinem Testamente die detaillirtesten Feststellungen getroffen über die Regierung nach seinem Tode. Eine Hauptstelle nahm darin die Ernennung des Regenten ein für die Zeit der Minderjährigkeit des Königs; der Herzog von Orleans, obwohl durch seine Stellung zum Throne am meisten berechtigt zu diesem Amte, war jedoch, sogar unter Anwendung aller nur möglichen Vorbeugungsmittel, bei Seite geschoben, und die Regentschaft dem Herzog du Maine übertragen. An den gewichtigsten Gründen für diese Ausschließung fehlte es dem Könige nicht, der rastlose Ehrgeiz und die Ausschweifungen des Herzogs von Orleans waren bekannt; außerdem wußte alle Welt, daß er sich eine Zeit lang mit Chemie beschäftigt und mehrere Arten von Gift erfunden hatte, und die öffentliche Meinung bezeichnete ihn laut als den Mörder der drei Dauphins und der Dauphine, die alle unter den zweifellosesten Anzeichen von Vergiftung gestorben waren, während der jetzt zum Throne gelangte Dauphin durch Zufälle ganz gleicher Art schon dem Tode nahe gebracht worden war.

Der Herzog von Orleans stieß das Testament vollständig um, und es fand Niemand den Muth, sich dieser That zu widersetzen.

Law erhielt also vorläufig die unverfängliche Erlaubniß, (durch Edict vom 2. Mai 1716) eine Bank zu errichten, deren Operationen

vorgeblich den Zweck hatten, den Umlauf des Geldes zu befördern, dem Wucher zu steuern, Ausländer zur Anlegung ihrer Kapitalien im Lande aufzumuntern und den Unterthanen den Verkauf ihrer Produkte sowie die Zahlung der Abgaben zu erleichtern. Um die Eifersucht des Handelsstandes nicht zu erwecken, wurde der Bank jeder Handel mit Waaren zu Lande und zu Wasser, ebenso das Ausleihen von Kapitalien untersagt; dagegen durfte sie die Kasse von Privatleuten übernehmen gegen Vergütung von fünf Banksous für das Tausend Bankthaler. Diese fünf Sous betrugen das Viertel eines Bankthalers. 1200 Actien, jede zu 1000 Thalern, sollten den Fond der Bank bilden.

Wie ein derartiges Institut die angekündigten großen Wirkungen hervorbringen sollte, war nicht leicht einzusehen. Der einzige Vortheil des Publikums dabei bestand in der Geringfügigkeit der Escomptage; noch unbegreiflicher schien es, woher bei dem Ausschlusse alles direkten und indirekten Handels der Gewinn der Actionäre kommen sollte. Die fünf Sous gaben auf das ganze Kapital gerechnet nur 1500 Franken Gewinn. Wenn das Kapital — was jedoch unmöglich war — alle Woche vollständig umgesetzt wurde, so war das Ergebniß doch nur ein Viertheil von Dem, was das Geld an jedem andern Orte eingebracht hätte, 26,000 Thaler, eine Summe, mit welcher sich noch nicht vollständig die Gehalte der Directoren und Beamten der Bank hätten decken lassen. Der Unternehmer mußte also andere Absichten als die angekündigten im Rückhalte haben.

Vor allem Andern handelte es sich darum, den Actien einen Credit zu verschaffen, welcher der Größe der Absichten entsprach, die man vorhatte. Die Regierung hatte das beste Mittel dazu in Händen; ein Befehl des Staatsraths setzte fest, daß die Billets der Bank an allen königlichen Kassen für baares Geld angenommen werden sollten. Das betreffende, sehr einfach erscheinende, aber mit großer Schlauheit redigirte Edikt hatte keine geringere Wirkung, als daß der größte Theil des Geldes im Königreiche durch die Hände der Bank ging. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Credit des neuen Papiers sich beträchtlich hob. Die Bank erhöhte ihren Escompt auf 4 Procent und konnte ihren Actionären 5 Procent Dividende für sechs Monate bewilligen.

In dem Maße, als der Credit der Bankactien stieg, sank der der Staatspapiere — bis auf fünfzig und sechszig Procent unter ihrem Nennwerthe. Wie schon bemerkt, waren von den letzteren eine unberechenbare Menge in Umlauf und von den verschiedensten Arten. Bald nach dem Tode Ludwigs XIV. war ein Versuch gemacht worden zur Feststellung der Werthe und zu ihrer Umwandlung in ein einziges neues Papier, (Staatsbillet) das nach und nach getilgt werden sollte. Von Alledem war aber noch nicht viel mehr als der Anfang geschehen, und es liefen zur Zeit der Errichtung der Bank von alten und neuen Staatspapieren noch für mehr als 200 Millionen um. Die Bank übernahm es, diese Schulden zu tilgen, und that zu diesem Zwecke einen Schritt weiter.

Indem sie im Grunde blieb, was sie war, formte sie sich äußerlich zu einer Handelsgesellschaft um. Zur Täuschung des Publikums mußte ein Handel mit irgendwelchen unbekannten Ländern fingirt werden, welcher die Grundlage dieser Gesellschaft abgab. Man wählte dazu die Mississippiländer und gab dem Unternehmen den Namen: Mississippi- oder Occident-Compagnie. Die wirklichen Fonds der Gesellschaft waren die Einkünfte des Staates und die Actien, die sie auf sich selbst ausgab, und mit denen sie alle ihre Zahlungen leistete. Was den Handel anbetraf, so wurde dem Publikum vorgeredet, daß die Reichthümer der Mississippiländer so ungeheuer wären, daß die Schätze aller andern Ländern des Erdballs zusammengenommen jenen noch nachständen. Pomphafte Schilderungen wurden verbreitet, im ganzen Lande Arme, Bettler und Vagabonden geworben, welche Kolonisten für jene Länder abgeben sollten. Um die Täuschung zu vollenden, wurde sogar eine eigne Admiralität für die Flotten der Occident-Compagnie eingesetzt.

In Wahrheit producirten die spärlichen Kolonien am Mississippi etwas Wein, Getreide und einiges Vieh; Gegenstände, an denen Frankreich selbst Ueberfluß hatte. Auch konnte dieser Sachverhalt nicht unbekannt sein. Ludwig XIV. hatte früher einem reichen Kaufmanne, Namens Croisat, mittels Vertrags alle Vortheile überlassen, die er aus jenen Ansiedelungen ziehen würde; es war bekannt, daß seine Reichthümer aus ganz andern Unternehmungen herrührten. Viele waren in der Hoffnung, ihr Glück zu machen, dorthin gegangen, die Meisten davon aber ärmer als vorher zurückgekehrt. Dennoch behielt die Chimäre die Oberhand.

Ein weiteres Mittel, dem Credit der Actien Eingang zu verschaffen, bestand darin, daß man das Metallgeld in Verruf brachte, indem man den Werth desselben schwankend und unsicher machte. Dieser Zweck wurde durch häufiges Herabsetzen und Erhöhen des Silberwerthes erreicht. Durch diese Unsicherheit des Geldwerths mußten sich auch die Interessen dafür verringern, so daß ein Jeder es vorzog, seine Kapitalien einzuziehen und sie in Occidentactien anzulegen. Als Köder für die blinde Menge mußten einige außerordentliche und in kurzer Zeit erworbene Vermögen hingestellt werden; etwaigen Widerstand von Großen oder Einflußreichen konnte die Freigebigkeit der Bank, im Nothfalle die Allgewalt der Regierung beseitigen.

Die Gesellschaft begann ihre Geschäfte mit der Ausgabe von Actien zum Belaufe von 100 Millionen, welche zu einer Hälfte mit älteren Finanz- und Staatsbillets, zur andern Hälfte mit baarem Gelde zu bezahlen waren. Eine Anzahl Staatsgläubiger hatte erstere noch an sich behalten in der Hoffnung, daß die Finanzangelegenheiten wieder in die frühere Bahn einlenken würden. Ein Edikt der Regierung bedrohte diese mit dem Verluste ihrer Anrechte, falls sie die Conversion ihrer Renten in Staatsbillets nicht bis zum letzten December des Jahres 1718 bewirkt oder dieselben nicht wenigstens (so fügte das Edikt beiläufig hinzu) mit Occidentactien vertauscht hätten. Da jedes Stück dieser letzteren auf mindestens Tausend Thaler lautete, und da es andrerseits zur Erwerbung derselben theilweis andrer Staatspapiere bedurfte, so war die nothwendige Folge, daß sich ein allgemeiner Papierhandel entwickelte.

Das Zutrauen zu der Law'schen Companie stieg außerordentlich; nur *ihre* Billets schienen Sicherheit zu gewähren, aller andern suchte man sich zu entledigen, und mit desto größerer Hast, jemehr dies allgemeine Angebot ihren Werth verringerte. Dazu kam noch der Umstand, daß es mehr Verkäufer geben mußte, als Käufer, insofern die Menge der Staatspapiere die der Companieactien bei Weitem übertraf.

Unterdessen amüsirte man das Publikum allwöchentlich mit der Verbrennung von Hunderttausenden der eingelösten Staatspapiere. Noch war Niemand, dem bei dieser Posse der Gedanke einkam, daß man in nicht langer Zeit dahin gelangt sein würde, mit den neuen Papieren dieselbe Prozedur vorzunehmen.

Indessen schöpfte doch das Parlament von Paris Verdacht; denn wenn auch noch Niemand ganz in das Geheimniß des Law'schen Unternehmens eingedrungen war, so erlaubte doch ihre Stellung den meisten Mitgliedern dieser Körperschaft, die Täuschungen zu bemerken, auf welchen die Operationen der Bank beruhten. Schon die früher decretirte Herabsetzung des Zinsfußes mehrerer Gattungen von Staatspapieren, sowie die Umprägungen und Verringerungen der Gold- und Silbermünzen, (Maßregeln, die man den Rathschlägen Law's zuschrieb,) hatten das Parlament zu Vorstellungen beim Regenten veranlaßt, die, so begründet sie waren, und so überzeugend sie vorgetragen wurden, dennoch unbeachtet geblieben waren. Das Bild, das die letzte Vorstellung vom Zustande des Landes entworfen hatte, war düster genug. Schon die erste Umprägung hatte dem Vermögen Vieler harte Stöße versetzt; die darauf folgende hatte den Besitzstand des Landes dem Ruine nahe gebracht. Handel und Industrie waren gelähmt, und eine enorme Theuerung der Lebensmittel vollendete die

Noth der Bevölkerung. Der Streit zwischen dem Parlamente und der Regierung hatte sich erhitzt, und ersteres, fußend auf seine freilich schon von Ludwig XIV. und seinen Vorgängern vernichteten Privilegien, hatte die Registrirung der betreffenden Edikte verweigert und Schritte unternommen, die, wenn sie durchgingen, nicht nur Law's und des Regenten Pläne vollständig durchkreuzt, sondern auch die erst seit Kurzem hergestellte Allgewalt des Thrones wieder in Frage gestellt hätten. Die ungeheuren Ankäufe von Ländereien, die Dreistigkeit überhaupt, mit welcher Law seine aus dem Nichts hervorgegangenen Reichthümer zur Schau stellte, zogen die Aufmerksamkeit des Parlaments von Neuem und in verstärktem Maße auf sich. In Zeit von einem Monate hatte er für 800,000 Livres die Grafschaft Lancarville gekauft, dem Prinzen von Carignan 1,400,000 Livres für sein Hotel von Soissons und der Marquise von Beuveron 500,000 Livres für ihr Gut l'Isle-Bonne angeboten, und er stand auf dem Punkte, der Herzogin von Sully 1,700,000 Livres für das Marquisat von Roni zu zahlen.

Diese Erwerbungen erschienen dem Parlamente als sichere Anzeichen von großartigen Unterschlagungen. Es erließ selbständig einen Arrêt, (12. August 1718) welcher die Herstellung der Bank auf ihren früheren Fuß verfügte, und in welchem den Directoren, Inspectoren, Beamten u. s. w. untersagt wurde, weder direkt noch indirekt königliche Gelder aufzubewahren, noch irgendwelchen Gebrauch von solchen zu machen; ferner wurde das Verbot für alle Ausländer, selbst wenn sie naturalisirt wären, ausgesprochen sich weder direkt noch indirekt in die Verwaltung königlicher Gelder zu mischen. Schließlich wurde Law selbst vor den Parlamentshof geladen, um Rechenschaft von seiner Verwendung öffentlicher Gelder abzulegen.

Es wäre um die Law'sche Schöpfung geschehen gewesen, wenn dieser Schlag nicht von ihr abgehalten wurde. In einer geheimen Berathung des Regenten mit seinen Kreaturen kam man zu dem Entschlusse, ein feierliches Lit-de-justice abzuhalten und in demselben den Widerstand des Parlaments ein für alle Mal zu brechen. Unmittelbar nach der Berathung erging an die Prinzen des königlichen Hauses, an die Pairs und Marschälle von Frankreich u. s. w. die Einladung, sich am 26. August vor dem Könige zu versammeln und seine Entschlüsse zu vernehmen; eine Lettre-de-cachet befahl den Parlamentsmitgliedern, in rother Robe und zu Fuß insgesammt in den Tuilerieen zu erscheinen.

Als die Gesellschaft vollständig beisammen, und der König mit dem Regenten und Regentschaftsrathe erschienen war, näherte sich der Großsiegelbewahrer dem Throne und erbat sich vom Könige die Erlaubniß zum Sprechen. Nach einer Einleitung, die an die Versammlung im Allgemeinen gerichtet war, wendete er sich im Besondern an die Körperschaft des Parlamentes und setzte derselben auseinander, wie ihre Befugnisse sich einzig und allein auf Berathungen und auf Vorstellungen beim Throne sowie auf die Registrirung der königlichen Ordonnanzen erstreckten, und wie es diese Befugnisse weit überschritte, wenn es sich herausnähme, selbständig Befehle zu erlassen. Nach dieser Rede, in welcher jedes Wort ein Blitzschlag für das Parlament war, erfolgte die Verlesung eines Ediktes, dessen Inhalt die Demüthigung vollendete. Der König verbot in demselben dem Parlamente auf das Entschiedenste sich in die Angelegenheiten des Staates, namentlich der Finanzen und Münzen, zu mischen, und befahl ebenso dem Parlamente die unverzügliche Registrirung der Edikte, Declarationen und Ordonnanzen, die es bisher beanstandet hatte. Das Edikt cassirte und annullirte im Voraus, was etwa in der Folge gegen den Inhalt und Wortlaut desselben unternommen werden sollte.

Herr von Lamoignon, königlicher Advokat und Mitglied des Parlamentes, antwortete — man muß es gestehen — mit mehr Kraft, Muth und Ueberzeugung, als es nach jener niederschmetternden Anrede zu erwarten war. Auch der erste Präsident rief in einer Rede noch einmal Gesetz, Recht und Billigkeit an für die Sache, die das Parlament führte; seine Forderungen, sein Flehen fanden keine andere Antwort als: le roi veut être obéi, et obéi sur le champ.

Von diesem vernichtenden Schlage erholte sich das Parlament nicht wieder, seine Einwirkung blieb fortan ohne erheblichen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten.

Law und sein Beschützer hatten jetzt ganz freie Hand. Die Tabackspacht und alle andern Monopole der Regierung, die Regie und Direktion der Münze wurden Law übertragen, und seine Ernennung zum Generalcontroleur ausgefertigt; der Augenblick war gekommen, wo man ganz direkt auf das gesteckte Ziel losgehen zu können glaubte. Am 27. December wurde Law's Institut zur königlichen Bank erhoben. Der König erwarb sämmtliche Actien und wurde auf diese Weise Generalbanquier des ganzen Landes, zog für sich allein allen Gewinn, den früher die einzelnen Banquiers gezogen hatten, ebenso den besten Theil des ungeheuren Gewinnes, den die Compagnie unter seinem Namen machen mußte. Die Bankactien, die verschiedenen Staatsbillets, die Steuern und andern öffentlichen Gelder, die Gelder der Privatleute, welche ihre Berechnung mit der Bank hatten — Alles kam durch diese Manipulation in einen Topf.

Dies Zusammenwerfen der Privatgelder mit den königlichen konnte nicht verfehlen, einige Unruhe im Publikum zu erregen. Noch mehr aber mußte Denen, die nicht ganz blind oder unwissend waren, der schreiende Widerspruch zwischen Mitteln und Wirkungen in den Proceduren der Bank, zwischen den Darstellungen der Regierung und dem wirklichen Stande der Dinge auffallen. Bei allen Betheurungen der Regierung, daß ihre Maßnahmen nur den Vortheil des Publikums, die Belebung des Handels und der Industrie zum Zwecke hätten, liefen alle diese Maßnahmen auf nichts Andres hinaus, als auf Zwang. Beschränkungen und Verkürzungen der Besitzer — lagen Handel, Manufacturen, Ackerbau und öffentliche Arbeiten mehr danieder, als je.

Law hatte Alles vorausberechnet und ließ sich diese Unruhe des Publikums wenig anfechten. Er wußte, daß er nicht mehr weit von seinem Ziele war, und daß er nur grade aus zu gehen hatte, um es zu erreichen. Ein Edikt vom 27. December verordnete die Errichtung von Zweig-Bureaux der königlichen Bank in den Städten Lyon, Tours, Rochelle, Orleans und Amiens. Diese Bureaux sollten zwei Kassen führen, die eine in klingender Münze, um die Bankbillets a vista zu bezahlen, die andere in Billets für diejenigen, welche davon verlangten. Rouen, Rennes, Toulouse, Bordeaux wurden von dieser Gunst ausgeschlossen. Diese Städte besaßen nämlich, wie Paris, Parlamente, deren etwaiger Widerstand zwar ohne große Mühe zu beseitigen gewesen wäre, aber inzwischen doch Aufsehen genug hätte erregen können, um den Gang der Bankoperationen zu unterbrechen und das Publikum zum Nachdenken zu bringen. Ebenso wurde es mit St. Malo, Nantes und Bayonne gehalten, deren Handelsstand vorläufig zu schonen man für zweckmäßig hielt. Ein Artikel desselben Ediktes verbot die Zahlung oder Annahme von Summen in Kupfer- oder Scheidemünze, welche den Betrag von sechs Livres überschritten, ferner die Zahlungen in Silber von Summen, welche den Betrag von 600 Livres überschritten; nur Gold oder Bankactien sollten dazu gültig sein. Proteste gegen die Annahme der letzten wurden für nichtig erklärt. Es gehörte die Frechheit eines Law dazu (von ihm war das Edikt redigirt) um zu behaupten, daß diese Zwangsmaßregeln dem öffentlichen Verkehr zum Vortheile gereichten. Das erstere Verbot mußte die kleinen Kaufleute und Handwerker in die äußerste Verlegenheit versetzen; woher sollten sie Silber nehmen, und wenn sie es fanden — wer lieferte es ihnen umsonst? Die Regierung setzte also den Wucher ein, den sie vernichten zu wollen vorgab. Der Zwang bei den Zahlungen über 600 Livres war ebenfalls ganz geeignet, allen Handel zu vernichten, indem er machte, daß alles Gold und Silber sich aus dem Verkehr zurückzog, in dem Maße, als die Regierung es an sich zu ziehen suchte.

Alle schönen Betheuerungen und alle Kunstgriffe hätten dennoch nicht vollständig ihren Zweck erreicht, wenn die Regierung nicht Mittel fand, die Menge hinzureißen. Einzelne fabelhafte und in kurzer Zeit erworbene Vermögen mußten zur Erreichung dieser Absicht dienen.

Law war schon mit gutem Beispiele vorangegangen, andere folgten, und ihr Beispiel steigerte das Verlangen nach Bankbillets zur wahren Wuth. Eine Wittwe Caumont aus Namur hatte Zelte und andere Gegenstände für die Armee geliefert und sah sich beim Tode Ludwigs XIV. im Besitze einer ziemlich großen Masse von Assignationen. Sie setzte dieselben in neue Staatsbillets um und kaufte dafür bei Eröffnung der Law'schen Bank Actien, negociirte mit diesen in günstigen Augenblicken, erwarb mit dem Gewinne neue Actien, so daß sie in kurzer Zeit für 70 Millionen davon in Händen hatte. Die Prinzen und vornehmsten Häuser des Königreichs traten hinzu. Law, um sich zu halten, gab ihnen große Quantitäten von Actien. Der Herzog von Bourbon machte unermeßliche Gewinne und kaufte mit denselben in der Picardie alles Land, was ihm anstand, baute Chantilly von Grund aus neu und mit königlicher Pracht auf, errichtete eine Menagerie, ungleich großartiger, als die des Königs, und gab der Herzogin von Berry ein Fest, das fünf Tage dauerte und ihm unberechenbare Summen kostete. Der Ruf von diesen und andern Fällen verbreitete sich mit Schnelle; aus den fernsten Provinzen und aus dem Auslande, namentlich aus England, strömte es in Massen nach Paris, und Law konnte kaum Actien genug liefern.

Dennoch erhielt sich neben dieser Actienwuth bei der Mehrzahl der Befallenen ein gewisses Mißtrauen, das sie antrieb, ihr Papier so schnell als thunlich gegen festere Werthe, wie Grundbesitz, Waaren und namentlich Metall umzutauschen. Auch das Verbot von Stipulationen von Silberzahlungen wurde vielfach umgangen. Law hätte seinen Zweck nur unvollkommen erreicht, wenn es ihm nicht gelang, diese letzte Kundgebung des gesunden Menschenverstands zum Schweigen zu bringen. Dies geschah, halb durch List, halb durch Gewalt. Zunächst, um den Halsstarrigen — so drückte er sich aus — entgegenzutreten, wurde das Verbot der Stipulationen von Silberzahlungen verschärft und erweitert, so daß diese Ausflucht unmöglich wurde; sodann erhöhte man das Gold- und Silbergeld auf das Dreifache seines eigentlichen Werthes und schaffte bei dieser Gelegenheit, um die Papiermasse dieser Vervielfältigung des Metalls entsprechend zu machen, neue Actien bis zur Höhe von 1500 Millionen. Von dieser Ausgabe wurde ein großer Theil, um ihren Gebrauch zu erweitern, in kleineren Summen, bis auf sechs Livres hinab, ausgestellt. Die feste und feierliche Erklärung, daß die Bankbillets nie einer Herabsetzung unterworfen werden sollten, wurde wiederholt. Nachdem so Alles geschehen war zur Befestigung der Papiere, ging man wieder dem Metalle zu Leibe und entwerthete es dermaßen, daß Niemand mehr davon in Händen haben wollte. Das war, wenn auch noch nicht die letzte, so doch eine Hauptkarte, die Law ausspielte. Der Andrang nach Bankpapieren wurde in Folge dessen so ungeheuer, daß demselben die Bank mit Aufgebot aller Kräfte nicht genügen konnte. Alle Münzstätten des Königreichs mußten in Bankbureaux verwandelt werden, man drängte, schlug sich, man flehte, beschwur die Einnehmer, das Geld anzunehmen und Papier dafür zu geben, man beneidete die Glücklichen, denen es gelungen war, ihr Geld loszuwerden, man bot es an andern Orten mit drei, sogar vier Procent Verlust aus.

Die Halsstarrigen, das heißt Diejenigen, welche sich nicht überzeugen konnten, daß Papier mehr werth sei als Gold und Silber, benutzten den allgemeinen Schrecken und nahmen das Geld, wo sie es bekamen, gingen damit zur Bank, um es in Actien umzusetzen und den früheren Tausch von Neuem zu beginnen. Allein auch ihre Stunde sollte kommen. Law, der ganz genau wußte, wie viel Geld im Königreiche war, rechnete aus, daß er noch bei Weitem nicht alles in Händen hatte; er legte den Besitzern eine Falle, in welche auch die Meisten gingen. Die Regierung erhöhte plötzlich das Metallgeld um ein ganzes Viertheil seines Werthes. Diejenigen, die es bis jetzt zurückgehalten hatten, konnten der Versuchung nicht widerstehen, ihr Vermögen in einem Augenblicke so beträchtlich zu vergrößern. Sie trugen ihre Vorräthe zur Bank. Bald darauf wurde das Geld wieder auf seinen früheren Werth gebracht. Dieses Manöver wurde mehre Male wiederholt, und die Art von Zu- und Abfluß von Papier- und Metallgeld brachte zuletzt alles Metallgeld in die königlichen Kassen und alles Papiergeld ins Publikum.

Mit Maßregeln der Gewalt, wie sie seit Begründung des Absolutismus noch nicht vorgekommen waren, setzte Law sein Spiel fort. Edikte setzten willkürlich den Zinsfuß des Silbers auf dreieinhalb, dann sogar auf zwei Procent fest. Ein anderes, das aller Gewaltthätigkeit die Krone aufsetzte, verbot den Unterthanen, unter Androhung der härtesten Strafen, (Law hatte Todesstrafe beantragt) Geräthschaften von Gold und Silber und Silbergeld im Betrage von mehr als 500 Franken zu besitzen. Mehrere »Dumme« (nach Law's und des Regenten Ausdruck) leisteten wirklich Gehorsam. Selbstverständlich unterlagen alle Depots bei Notaren und in königlichen Bureaux derselben Gewalt.

Während so die Habe eines Theils der Familien in die Bank wanderte, ruinirten den andern Theil die Rückzahlungen der Kapitalien. Jeder, der schuldig war, benutzte die Gelegenheit, sich seiner Verpflichtungen durch Zahlungen in Papier zu entledigen. Die Gemeinden der Städte, des Landes, die Geistlichkeit reducirten oder tilgten ihre Schulden; Renten, Pensionen, Leibgedinge, Fundationen, Darlehen — Alles wurde abgezahlt oder abgelöst. Ganz zuletzt streckte noch die Bank ihre Räuberhände nach den Renten des Hotel de Ville aus. Diese Renten, welche nie zu berühren die Regierung feierlich und zu wiederholten Malen sich verpflichtet hatte — die vor allen andern bis jetzt mit besonderer Regelmäßigkeit ausgezahlt worden waren — für deren regelmäßige Zahlung man sich nicht gescheut hatte, die gehässigsten Steuern aufzuerlegen — die »das Erbgut der guten Stadt Paris und der angesehensten Familien des ganzen Landes« hießen — wurden reducirt oder in Papier abgezahlt. Diese bis jetzt so sicheren Effekten wurden werthlos, und man sah die anständigsten Männer, ihre Contracte in der Hand, vergebens um geringfügige Summen flehen, man sah Familien, die vorher im Wohlstand gelebt und fünf bis sechstausend Livres Rente genossen hatten, ihre Dienerschaft entlassen und nach und nach ihre werthvollsten Sachen veräußern, um nur leben zu können.

(Schluß folgt.)

Die Grabmäler der römischen Päpste.

* Den obigen Titel hat eine historische Studie von Ferdinand Gregorovius, eine weitere Frucht seines Aufenthalts in Italien, dem wir schon mehrere treffliche Bücher verdanken. Der feine Sinn, die künstlerische Auffassung, die anmuthige Darstellung, durch welche sich jene Bücher ungemein vortheilhaft auszeichneten, machen auch diese Studie zu einer sehr erwünschten und nach Form und Inhalt werthvollen. Ist sie auch nicht von eigentlich geschichtlicher Bedeutung, da der Verfasser sich die Dinge bisweilen so construirt, wie sie ihm grade passen, so beruht sie doch auf umfassenden historischen Studien und hebt sich auf solchem Hintergrunde wie eine mit leichter künstlerischer Hand hingezeichnete Figur ab. Gregorovius sagt im Vorwort: »Der Plan dieser Schrift entstand vor einigen Jahren im St. Peter, wo mich die Erscheinung Pauls III. Farnese (1534—1549) auf seinem Grabmale eines Tages betroffen machte, und indem ich jene Gestalten, welche dort mit feierlich ausgestreckter Hand auf ihren Sarkophagen umhersitzen, gleichsam ein Senat von Göttern oder von Hütern dieses großen Tempels, betrachtete, erschien es mir belohnend, die zerstreuten Grabmäler der Päpste überhaupt aufzusuchen und mit ihrer Hülfe die Geschichte des Papstthums gleichsam in

einem Relief mir darzustellen. Viele Stunden widmete ich diesem Studium eigenthümlicher, doch echt römischer Art, weil in Rom mehr als in jeder anderen Stadt der Welt die Forschung auf den Spuren des Todes geht. Und auf keiner anderen Stelle der Erde überkommt das menschliche Gemüth häufiger der Geist der Schwermuth, als zu den Füßen der ewigen Roma, welche noch immer unter den Trümmern der Jahrhunderte da steht, schön und trauervoll, die verstümmelte Nemesis der Geschichte, die Rolle noch in der Hand, auf welcher die Schicksale der Völker geschrieben sind. Solche schwermuthsvolle Stunden habe ich an diese Arbeit nützlich verwandt und mich von den Todten zu befreien gesucht, indem ich ihnen dieses Opfer darbrachte."

An die, mit geschichtlichen Ueberblicken und Notizen durchflochtene Schilderung der Grabmäler und die Wiedergabe der Inschriften schließt sich ein vollständiges Verzeichniß aller Päpste von Felix IV. (526—530) an bis auf Pius IX.; unter allen den heiligen Vätern sind, nebenbei bemerkt, nur acht, welche länger als 20 Jahre regierten. Die Zahl der päpstlichen Grabmäler in Rom beläuft sich auf nicht mehr als 60, da ihrer sehr viele durch den Umbau der Kirchen zu Grunde gingen. Erst mit dem 14. Jahrhunderte, da die Päpste aus Avignon zurückkehrten, beginnen die Denkmäler; in anderen Städten Italiens sind deren etwa 20, die zu Avignon residirenden Päpste haben dort ihre Grabstätte, in Deutschland hat Bamberg eine solche.

In den ersten christlichen Jahrhunderten bestattete man die römischen Bischöfe auf den Kirchhöfen außerhalb der Stadt oder in den Katakomben, besonders häufig in den Vaticanischen, wo der Leichnam des Apostels Petrus beigesetzt sein soll; dann im Vorhofe der alten Peterskirche. Dort lag Gregor der Große, der 604 starb. Später fanden besonders heilig verehrte Päpste ihre Stätte im Innern der Kirche, wohin man auch jenen Gregor bettete; oft neben dem Altar, an welchem Karl der Große gekrönt wurde. Als man später diese Kirche niederriß, wurden fast alle Denkmäler vernichtet, nur wenige in die neue Peterskirche hinübergebracht. In diese wie an andere Stellen wanderte die sterbliche Hülle mancher Päpste von der Stelle fort, die ihr ursprünglich angewiesen war. Gregor VII., der große Gegner des deutschen Kaisers Heinrich IV., starb auf der Flucht vor dem einst gedemüthigten Herrscher zu Salerno und liegt im dortigen Dom begraben; über seinen Ueberresten erhebt sich ein scheinloses Denkmal, während manchem unbedeutenden Erben seiner Macht ein prahlendes Grab errichtet wurde. Auffallend genug, daß man die Reste Gregors nicht nach Rom brachte, da man doch seiner Freundin Mathilde dort eine Ruhestätte und ein Denkmal gab.

Ueberblickt man die Reihe der folgenden Päpste, so finden sich bis zum Ende des 12. Jahrhunderts bei weitem die meisten im Lateran begraben. Vor allen andern suchen wir dort wohl das Grab Urban's II. auf, jenes Papstes, der im Jahre 1095 zu Clermont in Frankreich den ersten Kreuzzug predigte. Doch kein Grabmal erzählt davon; und man weiß nicht einmal, ob er im Lateran oder im Vatican begraben sei. Er starb in Rom am 29. Juli 1099. Im Lateran aber liegt Paschalis II. Das ursprüngliche Grabmal Alexanders III., mit dem Friedrich Barbarossa kämpfte, ist nicht mehr vorhanden. Innocenz III., Friedrichs II. Vormund, liegt in Perugia; von den späteren Todfeinden des großen Kaisers ist Gregor IX. im Vatican, Innocenz IV. in der Kathedrale des heiligen Gennaro zu Neapel beigesetzt.

Mit Bonifacius VIII., der 1300 das Jubelfest ausschrieb und im Streit gegen Philipp den Schönen von Frankreich erlag, ging die große mittelaltrige Periode des Papstthums zu Ende. In dieser Zeit hatte sich die Hierarchie zu einem festen System im Innern, nach Außen zur Weltherrschaft gestaltet. Der Kampf der Kirche mit dem Staat hatte unter den Hohenstaufen ihre Gewalt erschüttert; zwar wurde die Ketzerei, ihr zweiter innerlicher und dogmatischer Gegner, überwunden, aber der weltliche Geist überwuchs die Kirche, wurde als Staatspolitik mächtiger und beugte endlich am Ende dieser Epoche das Papstthum in die Vasallenschaft und Gefangenschaft von Frankreich. Seine größeste Zeit, wo es die Welt geordnet hatte, lag nun hinter ihm. Alle ferneren Perioden des Papstthums zeigen übrigens, in anderer Erscheinungsweise, wesentlich denselben Gang der Dinge; denn nach dem Zwischenreich von Avignon wird der Kampf der weltlichen und geistlichen Kräfte wieder aufgenommen, doch innerlicher und deßhalb gefährlicher. Die Ketzerei wird nicht mehr überwunden, sondern ausgestoßen und als Reformation abgetrennt. Der erhabenste Gedanke des Papstthums, jener der sittlichen Einheit des Menschengeschlechts, wird zerstört und auf die allgemeine Kultur übertragen. Aber ein neues System der Kirche und eine neue Herrschaft werden gestaltet, bis endlich die Staatspolitik das Papstthum niederwirft, es noch einmal in vorübergehende Gefangenschaft von Frankreich bringt und dann, in unseren Tagen, den Revolutionen überantwortet.

Auf Bonifacius folgte die Zeit des Exils zu Avignon; die sieben Päpste dieser Zeit liegen in Frankreich begraben. Erst Gregor XI. kehrte 1377 nach Italien zurück. Seit so vielen Jahrhunderten Herrin der Welt und durch die Geschicke der Menschheit geheiligt, war Rom während der avignonischen Periode sich selbst überlassen geblieben; als jähes Meteor hatte es die Republik des Cola de' Rienzi aufsteigen und in den Trümmern des Capitols schnell versinken sehen. Bis zur Unkenntlichkeit war diese große Stadt der Cäsaren und der Päpste verrottet, und Gregor XI. erschrack bei seinem Einzug über das leichenhafte Aussehen des Hauptes der Erde. Gras wuchs im Herzen Roms, in manchen Kirchen weidete das Vieh, elende Wohnungen standen zwischen Schutthaufen, und am Tiber breitete sich über das ganze Marsfeld ein stinkender Sumpf aus. Auf nur 20,000 Seelen, wenn dies glaublich ist, war die Einwohnerzahl der Stadt herabgeschmolzen, welche unter den Kaisern weit über zwei Millionen gezählt hatte. Man konnte fast sagen, Rom sei damals nur von Säulen und von Trümmern bewohnt gewesen. Die Rückkehr des Papstes von Avignon war daher ein großer Wendepunkt in der Geschichte Roms wie der Kirche. Aber Gregorius XI. starb schon am Ende des März 1378, von den Römern aufrichtig geliebt und lange beweint, der letzte Franzose überhaupt, der auf dem Stuhle Petri saß. Gleich nach seinem Tode begann die große Kirchenspaltung, welche die Versammlungen von Pisa, Constanz und Basel auszugleichen suchten. Als zu Constanz Martin V. gewählt war und später in Rom einzog, fand auch er diese Stadt nicht anders, als sie Gregor XI. einst gefunden hatte, in das tiefste Elend herabgekommen, durch innere Kriege der Adelsgeschlechter verwüstet und zertrümmert, die Straßen kaum wegbar, von unzähligen Thürmen bedroht, die Kirchen verlassen oder eingestürzt, die Bevölkerung durch Hunger, Haß und alltägliche Meuchelmorde barbarisch geworden. Wie nun Martin die Kirchenspaltung beendigt hatte, gab er auch der Stadt den Frieden und die Ordnung wieder, und das gefallene Rom richtete sich allmälig wieder auf.

Die schönsten Denkmäler der folgenden Zeit sind mit der alten Peterskirche untergegangen. Der Bau der neuen begann damals; die Idee seines gigantischen Baus verwirklichte Julius II., ein Moses unter den Päpsten, recht ein Papst für einen Michel Angelo, der auch allein würdig war, das Grabmal dieses päpstlichen Titanen in Marmor auszuhauen. Als Michel Angelo einst das Modell für die Bronzstatue Julius II. in Bologna gefertigt hatte, fragte ihn dieser Papst, ob die mächtig erhobene Hand Segen oder Fluch bedeute. Schnell antwortete der besonnene Künstler: sie will den Bolognesen lehren, verständig zu sein. Er fragte den Papst hierauf, ob er ihm in die Linke ein Buch geben solle. „Nein! entgegnete Julius, gieb mir ein Schwert, denn ich bin kein Scholasticus!" In der Hand eines Papstes, der als siebenzigjähriger Greis, den Degen in der Faust, durch die Bresche von Mirandola an der Spitze seiner Truppen eindrang, konnte kein Buch passen. (Eine Schilderung dieses Grabmals gab Robert Waldmüller in Nr. 16 vom vorigen Jahrgange des Sonntagsblattes.)

Die Kirche Santa Maria sopra Minerva enthält die Denkmäler

der beiden Mediceer, welche nach Julius regierten und das goldene Zeitalter der italiänischen Kunst heraufriefen, Leo's X. und Clemens' VII. Zwischen ihnen, den glänzenden, prachtliebenden Kirchenfürsten, erscheint die ernste, rauhe Gestalt Hadrians von Utrecht, des letzten Deutschen auf dem Stuhle Petri. Man sah unter ihm weder Künstler noch Gelehrte im Vatican; keine Musik, kein Sonett, kein platonischer Dialog ward mehr gehört, kein Pinsel gerührt, kein Meißelschlag geführt. Hadrian betete und arbeitete. Er sagte: Ich will nicht die Priester mit den Kirchen, sondern die Kirchen mit den Priestern schmücken. Sein Grabmal steht in der deutschen Kirche Santa Maria Germanorum.

Im Petersdom aber ruht wieder Paul III. Farnese (1534 — 1549), unter dem die Jesuiten ihr Werk begannen. Ein Schüler des Pomponius Lätus, war er gelehrt und klassisch gebildet, heiter und witzig im Gespräch. Sein Denkmal ist das schönste, das Rom aufzuweisen hat; es kostete 24,000 Scudi und stellt den Papst sitzend über dem Sarkophage dar, ihm zu Füßen die Figuren der Klugheit und der Gerechtigkeit. — Mit Paul ging die klassische Periode der Päpste zu Ende. Was schon unter seiner Regierung an dunkeln Mächten im Schooß der Zeit gereift war und nun bald Papstthum und Kirche von Grund aus umgestalten sollte, das alles sah er werden, duldete, begriff es kaum und blieb ihm äußerlich. Schon waren neue Orden entstanden; denn Gaetano de Thiene und Johann Peter Carrafa, der düstere Genius der neuen Zeit, hatten schon im Jahre 1514 die Theatiner gestiftet; Ignazius Loyola aber, der unbegreifliche Charakter, hatte schon seine Jesuitencompagnie errichtet, und schon im Jahre 1543 war sie bestätigt worden. Carrafa und Alvarez de Toledo, beide Dominicaner, hatten Paul die Bulle vom 20. Juli 1542 abgedrungen, welche die Inquisition einführte, und im Jahre 1543 war die Censur ins Leben getreten. Vor der Santa Maria sopra Minerva, dem schönen Ruheorte Leo's und Bembo's, die einst witzig gelächelt hatten, wenn man in geistreicher Laune das Christenthum, Gott und die Unsterblichkeit der Seele leugnete, sollten nun bald Juden und Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Sieht deßhalb Paul Farnese, der Schüler des Pomponius, der mit attischer Weisheit genährte und lebensfreudige Papst, so nachdenklich und fast finster aus mit seinem schönen niedergebeugten Haupt?

Mit einem der Nachfolger Pauls III., dem 1559 gestorbenen Paul IV. aus dem Hause der Carrafa, beginnt die dritte Reihe der Päpste und ihrer Grabmäler. Paul IV. war es, der die katholische Kirche an Leib und Seele reformirte und ihr jene Inbrunst und und unglaubliche Energie einflößte, mit der sie der Reformation nicht allein widerstehen, sondern auch im Herzen der reformirten Länder wieder erobernd auftreten konnte. Er durchströmte sie mit dem Hauch einer Begeisterung, die nur im 13. Jahrhundert, in der Zeit des Dominicus und des Franciscus ihres Gleichen gehabt hat. Die Inquisition, die Marterkammern, die Auto's da Fé, die Censur sind seine Werke gewesen; von ihm entlehnte der Orden Jesu Nahrung und Förderung, und an ihn hatten sich Loyola und Xaver zuerst angeschlossen, Männer die von demselben düstern Feuer des Schlachtenmuths erfüllt waren, wie der Spanier Pizarro auf einem andern Gebiet. Das Papstthum hatte seine Beziehung auf die allgemeine Sphäre des Geistigen als dessen sittliche Gestalt durch den großen Riß, den die Reformation durch die Menschheit zog, verloren. Es war nun zu einem Theil des Ganzen und zur Secte herabgesetzt worden, so gut wie die protestantische Kirche. Auf diesem Punkt sich erblickend, zog es sich noch innerlicher und krampfiger zusammen, stieß alles Feindliche von sich aus, verkündigte gleichsam das Martialgesetz in seinem Lager, crystallisirte sich in der Disciplin, der schonungslosesten, die je geübt worden, und dann brach es hervor, zum Angriff gerüstet, mit neu erfundenen Waffen, mit neu erdachter Schlachtordnung und mit neu entworfenem Plane.

* G e d i c h t e.

Dichters Todtenfeier.

Um die mitternächt'ge Stunde welch ein Zug im Trauerflore?
Schweigend wie Gespenster schreitet er aus Weimars ödem Thore.

Rings umhüllet ist der Himmel; in der Mondnacht Dämmerscheine
Drängt der schwarze Chor sich langsam durch des Friedhofs Leichensteine.

Vor dem offnen Grabgewölbe wird ein dumpfes Halt geboten —
Um die Bahre stehn sie betend für die ew'ge Ruh' des Todten.

Da bestrahlt den Sarg das Mondlicht durch zerriss'nen Wolkenschleier
Und umglänzt den Namen S c h i l l e r hell wie zur Verklärungsfeier.

Nicht mit Weihgesange senkten sie ins Grab die theure Hülle;
Nachtigallenlieder tönten durch der Mainacht hehre Stille.

J. W. Schaefer.

Der afrikanische Häuptling.

Nach dem amerikan. Dichter B r y a n t.

Am Markte steht in Ketten schwer
Die riesige Gestalt,
Es zittert rings das Volk umher,
Wie nur der Nam' erschallt;
Zu Boden senkt des Blickes Gluth
Der finst're, starke Mann,
Wie wenn ein Leu in Ketten ruht,
Sehn sie ihn schweigend an.

Den Häuptling, einst des Siegs gewohnt,
Drückt schwer die Sclavenhaft,
Doch stolz auf seiner Stirne thront
Die niegebeugte Kraft;
Es zeigt die Brust der Kämpfe Spur
In rother Narben Schein,
Ein Fürst auf seiner Heimath Flur,
Kann er kein Sclave sein.

„Mein Bruder ist ein König groß
— Dem Sieger gilt dies Wort —
Vom Nacken mach' die Bande los,
Nimm diese Kette fort
Und laß mich ziehn in's Heimathland,
Wo meines Bruders Thron,
Und Elfenbein und gold'nen Sand
Versprech' ich dir als Lohn.“

„„Nicht Elfenbein, nicht gold'ner Sand
Macht frei dich deiner Haft,
Nie mehr umfasset deine Hand
Des blut'gen Speeres Schaft,
Du sollst jenseits der Meeresfluth
Ein Christensclave sein,
Den stets verweigerten Tribut
Lös' ich durch dich mir ein.““

Da spricht der Häuptling zornerregt:
Nimm meine Locken mir,
Und vor den Sieger hingelegt
Wird seines Hauptes Zier,
Und wie das Haar, so dicht und kraus,
Den Blicken sich entrollt,
Blickt überall ein Glanz heraus
Von schwerem, reinem Gold.

„Nimm hin das Gold, ich spart' es mir
Für Noth und schlimme Zeit,
Nimm hin und sätt'ge deine Gier
Und sag', ich sei befreit;
Mein harrt den langen, langen Tag
Mein Weib am Kokus dort,
Die Kinder jammern: Mutter, sag,
Bleibt Vater ewig fort?“

„„Das Gold, ich nehm' es hin, allein
Die Eisenfessel bleib',
Ich denk': es harrt noch lange dein
Am Kokusbaum dein Weib.““
Der Häuptling, wie er das gehört,
Erzittert und erbleicht,
Sein Blick wird ängstlich und verstört,
Der so viel Stolz gezeigt.

Ihm brach das Herz, und sein Verstand
Erlag der Seelenqual,
Er rüttelt an dem Eisenband
Und weint und lacht zumal;
Doch bald erlöste ihn der Tod,
Da warf man in den Staub
Den Leichnam einst beim Abendroth,
Der Leun und Panther Raub. —

Feuilleton.

— * In diesen Tagen erschien eine Fortsetzung der Geschichte der preußischen Politik von Droysen.

— * Der Verfasser der Trauerspiele „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, Otto Ludwig, läßt nächstens einen Roman erscheinen. Seine Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ wird in das Französische übersetzt.

— * Der dritte Jahrgang der „Geographischen Mittheilungen“ von August Petermann ist mit dem ersten, starken und inhaltreichen Heft eröffnet worden. Es beginnt mit einer Abhandlung über den kartographischen Standpunkt Europa's am Schlusse des Jahres 1856 von E. von Sydow, der alle wichtigen, durch die verschiedenen Regierungen sowohl als durch Privatleute unternommenen Arbeiten zusammengestellt hat, eine Arbeit, die der Beachtung nicht bloß der in solchen Unternehmungen betheiligten Männer, Geographen und Kartenzeichner von Fach, sondern auch aller Offiziere, Zeitungsleser und Gebildeten überhaupt werth ist. In einem zweiten, mit Holzschnitten ausgestatteten Aufsatze veröffentlicht Dr. Titus Tobler seine neuesten Forschungen zur näheren Kunde von Jerusalem und seiner Umgebung. In einem dritten Aufsatze legt Dr. Petermann die Grundzüge der allgemeinen und physikalischen Geographie des großen Oceans nach den neuesten Quellen dar und erörtert in sieben Kapiteln: den Zustand der Kenntniß des großen Oceans im Jahre 1857, Relief (Höhen und Tiefen), Meeresströmungen, Meerestemperatur, Luftströmungen, magnetische Declination, Politisches. Die beigegebene Karte stützt sich in ihrer geographischen Grundlage auf die große, theilweise noch unpublicirte, von der englischen Admiralität in zwölf Blättern herausgegebene Karte dieses Meeres. Der literarische Abschnitt, in gänzlich veränderter und umfassenderer Form als in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift, faßt die neuesten geographischen Bücher, Aufsätze und Karten, übersichtlich nach den Erdtheilen geordnet, zusammen.

— ⁂ Von dem neuen populär-encyklopädischen Unternehmen „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist soeben das dritte Heft erschienen. Es beginnt mit einer Darstellung der österreichischen Geld- und Creditverhältnisse im Jahre 1856. Die Lage der Staatsfinanzen, der Nationalbank und deren gegenseitige Beziehungen, ferner Ursprung, Charakter und Zukunft der einzelnen österreichischen Industriepapiere, die Creditanstalt mit ihren Operationen, endlich das Börsenspiel, die Cursschwankungen und Verluste im September 1856 werden hier im Zusammenhange und in ihrer Wechselwirkung vorübergeführt und erörtert. Ein zweiter Aufsatz beschäftigt sich mit dem Heerwesen der Schweiz und den Rüstungen des Winters 1856—57. Sodann folgt ein auf zuverlässigen Materialien beruhender und trefflich geschriebener Artikel über die Familie der russischen Fürsten Gortschakow. Besonders treten hierbei die Lebens- und Charakterbilder der durch die jüngste Zeitgeschichte berühmt gewordenen drei Brüder Gortschakow hervor: Peter, welcher in der Krim unter Mentschikow befehligte; Michael, der Vertheidiger von Sebastopol, jetzt Statthalter in Polen; Alexander bekannt als Diplomat und gegenwärtig russischer Minister des Auswärtigen. Hieran schließen sich zwei Artikel aus dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Technologie. Der erste behandelt das Wasserglas, das gegenwärtig in der Technik zur Fixirung von Farben und Anstrichen, zur Conservirung von Holz, Stein, Metall &c. eine ausgezeichnete Verwendung findet, zugleich aber auch in der Malerkunst die Ausübung der Stereochromie bedingt. Wir erfahren, daß das Produkt (eine Verbindung von Kieselsäure mit Kali oder Natron) schon 1818 vom bayrischen Oberbergrath Fuchs erfunden und empfohlen, aber in unserm Vaterlande vernachlässigt und gänzlich vergessen worden ist. Dagegen ward seit einigen Jahren die Erfindung in Frankreich mit größtem Erfolge entwickelt und ausgebeutet, und von hier aus ist sie wieder jüngst durch Liebig in Deutschland bekannt und in die Industrie eingeführt worden. Der andere Artikel erörtert die Natur und die namentlich in Deutschland betriebene Herstellung und Anwendung der fossilen Leuchtöle, die wir unter dem Namen Hydrocarbür, Photogen, Mineralöl, Schieferöl &c. kennen, und aus denen auch die sogenannten Paraffinkerzen bereitet werden. Die mit großer Klarheit und Präcision geschriebene Abhandlung verbreitet sich auch über die Verwendung dieser Leuchtstoffe im häuslichen Gebrauch und erläutert die Gefahren und Vorsichtsmaßregeln, die dabei in Frage kommen. Die „Kleinern Mittheilungen“, insbesondere zur Ergänzung des „Conversations-Lexikon“ bestimmt, bieten diesmal eine ganze Reihe von Biographien, geographischen Artikeln und nekrologischen dar.

— * Der Verwaltungsrath der Wedekindschen Stiftung für deutsche Geschichte in Göttingen hat einen Preis von 1000 Thalern Gold auf eine kritische Geschichte des Kaisers Friedrich II. und Deutschlands in seiner Zeit ausgesetzt.

— * In Ilefeld am Harze starb am 11. April der Schuldirector Wiedasch, ein verdienter und hoch geachteter Philolog, namentlich bekannt geworden als Uebersetzer des Homer.

— * Der bekannte Reisende Moritz Wagner bereitet sich zu neuen Wanderungen in Amerika vor, wird in Westindien anknüpfen, wo er vor zwei Jahren abbrach, und dann die ganze Westküste von Südamerika bereisen. König Max von Bayern hat ihm 8000 Gulden aus seiner Kabinetskasse bewilligt.

— * Ueber das Schillerhaus zu Gohlis, das im vorigen November vom Leipziger Verein erworben wurde, ist kürzlich Beschluß gefaßt worden. Ein Bau soll das Haus in seinem alten Bestande sichern, ein gußeisernes Geländer das Ganze umschließen. Das Grundstück mit bäuerlichem Zubehör ist vortheilhaft zertheilt und veräußert, so daß die geweihte Wohnstätte des Dichters dem Verein als unbelastetes Eigenthum verbleibt. Die zu diesem Zwecke zusammengebrachte Summe belief sich auf etwa 1800 Thaler.

— * In Wien giebt man auf dem Hofburgtheater ein Trauerspiel „Brutus und sein Haus“ von dem jüngeren Anschütz, dem Sohne des berühmten Veteranen jener Bühne. Das Drama fand zwar Beifall, und seine Aufführung gestaltete sich zu einem Feste für die Familie Anschütz, Werth aber hat es nicht und wird bald verschwinden. Ein gleiches Schicksal hat ein Schauspiel „Aus dem Leben“ von Julius Bacher, das in Berlin auf der Hofbühne aufgeführt wurde.

— * Die Erzählung von Berthold Auerbach „Barfüßele“ ist für die Bühne als „ländliches Charakterbild“ bearbeitet, welches in Hamburg mit vielem Erfolg aufgeführt wurde.

— * In Weimar wurde neulich der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans“ eine neue Musik (Ouverture und Zwischenakte) von Damrosch, einem begabten Mitgliede der großherzoglichen Kapelle und trefflichen Violinisten, beigegeben. Die Composition aber entsprach — nach dem Urtheile des Weimarer Sonntagsblattes — den von ihr gehegten Erwartungen durchaus nicht: eine aller echten Kunst baare, jenseits der äußersten möglichen Grenzen musikalischer Schönheit sich tummelnde wüste Wagnerei, die zum großen Theile in einem wahrhaften Heidenlärme bestand, daß das Orchester in ein Schlachtfeld der Aschantis verwandelt schien, deren betäubendes Muschelhorngetöse diesem Lärme gegenüber noch ein wünschenswerthes Geräusch genannt werden dürfte. — Der Eindruck, den dieses Getöse der Zukunft auf die Hörer der Gegenwart machte, war halb Entrüstung, halb Heiterkeit. Derartige Verirrungen junger übrigens strebsamer Kräfte können bei den Freunden wahrer Kunst nur tiefstes Bedauern erwecken.

— * Dem armen Schulmeister Franz Bacherl von Pfaffenhofen ist der poetische Ruhm, der ihm durch die Geschichte des „Fechters von Ravenna“ zu Theil wurde, dermaßen zu Kopfe gestiegen, daß er jetzt nicht mehr gewöhnlicher Schulmeister, sondern Poet sein will und eine Kunstreise angetreten hat, um seine Dichtungen selbst vorzutragen. Er hat mit Nürnberg begonnen und gab zu Augsburg am 4. April im Stadttheater eine Akademie, die ein ziemlich zahlreiches Publikum anlockte, und in der er acht bis zehn seiner Gedichte vortrug. Ein Zeitungsbericht sagt: Auf dem Programm nennt er sich den „ursprünglichen Verfasser der Tragödie: Der Fechter von Ravenna.“ Bacherl im schwarzen Frack, mit weißen Handschuhen angethan, das über die Schultern herabfallende lange Haar glatt gescheitelt, hält seine Vorträge frei in einem fehlerhaften und oft unwillkürlich zum Lachen reizenden Dialekt und begleitet sie mit Bewegungen seiner Arme, die seine ganze Erscheinung zu einer komisch wirkenden machen. Die Gedichte sind ein seltsam Gemisch von Wortschwulst und falschen Reimen, zeigen aber, daß der Dichter mit genügendem Selbstbewußtsein ausgestattet ist; er versichert uns in einem seiner Gesänge, daß schon von Jugend auf er den Musen zugethan war, die schon im „regellosen Knabenbusen“ bei ihm einkehrten; stolz klangen seine Worte: „Ich kenn' ihn nicht, und meine stolze deutsche Harfe kennt ihn auch nicht!“ die er einem bekannten „Ihm“ (vielleicht seinen künftigen Kritikern) zurief. Daß das Publikum bei diesen Vorträgen in eine heitere Stimmung kam, ist kaum zu erwähnen; Bacherl jedoch nahm die Beifallsbezeichnungen, die ihm gespendet wurden, mit ernster Würde auf. — Ein Wiener Theaterdirektor hat ihn bereits für seine Bühne engagirt und denkt viel Geld durch ihn zu machen, da Wien, der Wohnort Halms, den Streit auf das Lebhafteste durchgefochten hat. — In der „Allgemeinen Zeitung“ lesen wir ein Inserat, in welchem Bacherl ausführt, daß sein Unternehmen keineswegs eine Tollhäuslerei sei, für die man es ansieht. Er sei durchaus nicht so arm, als geglaubt werde, habe ein Oekonomie-Gütchen, seine Frau sei eine treffliche Haushälterin, die Kinder hätten einst von den Schwiegereltern eine Erbschaft zu erwarten. Schon die bisherigen Reisen hätten ein Sümmchen und, wenn auch nicht Lorbern, doch den Braten und die Sauce dazu abgeworfen, und sie sollten nur so lange fortgesetzt werden, als sie einträglich blieben.

— * Die Familie Schiller. Das Brockhausische Jahrbuch „Unsere Zeit“ enthält im dritten Hefte den folgenden Artikel über die Familie Schiller, bei dessen Abdruck wir bemerken, daß neuere Untersuchungen als gewiß ergeben haben, daß der Geburtstag Friedrichs von Schiller nicht der 11. November ist, den man seit der Biographie des Dichters von Schwab begeht, sondern der 10. November, so daß vermuthlich schon in diesem Jahre bei der Erinnerungsfeier darnach wird

verfahren werden. „Neuere sorgfältige Nachforschungen über die Genealogie des großen deutschen Dichters haben als nicht ganz unwahrscheinlich herausgestellt, daß die Vorfahren desselben mit dem noch gegenwärtig in Tirol blühenden Geschlechte der Schiller von Herdern in verwandtschaftlicher Beziehung standen. Die ersten Glieder der schwäbischen Familie lassen sich erst um das Jahr 1550 nachweisen, und es ist wohl anzunehmen, daß diese infolge der Reformation Tirol verließ, zum Protestantismus übertrat und nach Schwaben wanderte, wo sie ihren Adel ablegte. Von Schillers Vorfahren sind aus der Zeit vor dem westfälischen Frieden nur die Namen Jakob Schiller (1550), Georg Schiller (1587) und Ulrich Schiller (1617) überliefert worden; später werden in dem Kirchenbuche des Orts Bittenfeld, im würtembergischen Oberamte Waiblingen, als Schillers Urgroßvater der Gerichtsherr Johann Kaspar Schiller (1650—87) und als Großvater der Schultheiß Johannes Schiller (1682—1733) genannt. Schillers Vater, Johann Kaspar Schiller, geboren 1723, gestorben am 7. September 1796 auf dem Lustschlosse Solitude, als herzoglich würtembergischer Oberwachtmeister und Inspector sämmtlicher herzoglicher Gärten und Baumschulen, vermählte sich mit Elisabeth Dorothea Kodweis, die 1732 zu Marbach geboren war und 1802 zu Cleversulzbach im Oberamte Neckarsulm verstarb. Dieser Ehe entsprossen sechs Kinder, von denen zwei bald nach der Geburt starben. Der einzige Sohn blieb der große Friedrich von Schiller, der bekanntlich am 11. November 1759 zu Marbach geboren wurde und am 9. Mai 1805 zu Weimar starb. Noch vor ihm schied seine jüngste Schwester, Nanette Schiller, geb. 1768, gest. 1796, als blühendes, achtzehnjähriges Mädchen aus dem Leben. Die älteste Schwester, Elisabetha Christophine Friederike, war am 4. September 1757 geboren und vermählte sich auf dem Schlosse Solitude am 22. Juni 1786 mit dem meiningenschen Hofrath und Bibliothekar Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald (geb. am 11. August 1737 zu Wasungen, gest. am 6. August 1815 zu Meiningen). Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie erst zu Meiningen, seit 1816 in Möckmühl, Marbach, Cannstadt und Stuttgart, bis sie 1822 nach Meiningen zurückkehrte, wo sie, einige wenige Reisen abgerechnet, ununterbrochen bis zu ihrem Tode lebte. Sie starb am 30. August 1847. Vergl. Ackermann, „Züge aus dem Leben der verstorbenen Hofräthin Reinwald“ (Meiningen 1847). Ihre jüngere Schwester, Dorothea Luise, geb. 1767, wurde die Gattin des Stadtpfarrers Franckh zu Möckmühl im Würtembergischen, ist aber vor einiger Zeit ebenfalls aus dem Leben geschieden. Schiller selbst verband sich 1790 mit Charlotte Antoinette von Lengfeld (geb. am 22. November 1766, gest. am 9. Juli 1826 zu Bonn). Aus dieser Ehe stammen vier Kinder, von denen der zweitgeborene Sohn, Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller (geb. am 11. Juli 1796 zu Jena), als preußischer Appellationsgerichtsrath am 19. Mai 1841 zu Vilich bei Bonn starb. Die ältere Tochter, Karoline Friederike Luise, war am 13. October 1799 zu Jena geboren, vermählte sich 1838 mit dem schwarzburgischen Bergrath Franz Karl Emanuel Junot zu Rudolstadt, ward aber am 4. Januar 1846 Witwe und starb am 19. December 1850 zu Würzburg bei ihrer jüngern Schwester. Letztere, Emilie Friederike Henriette, geb. am 25. Juli 1804, ist die Gattin des Freiherrn Adelbert von Gleichen-Rußwurm auf Greifenstein ob Bonland in Unterfranken. Schillers jüngerer Sohn, Karl Friedrich Ludwig von Schiller, geb. am 14. Septbr. 1793 zu Ludwigsburg, war längere Zeit hindurch Oberförster zu Lorch und erhielt unterm 16. Februar 1845 von König Wilhelm I. von Würtemberg für sich und seine Nachkommen die erbliche Freiherrnwürde. Aus seiner Ehe mit Luise Friederike, einer Tochter des Oberamtsarztes Dr. Locher, geb. am 12. Februar 1804, stammt der einzige männliche Nachkomme Friedrichs von Schiller, der Freiherr Friedrich Ludwig Ernst von Schiller, geb. am 28. December 1826, welcher als Rittmeister im fünften Kürassierregiment in österreichischen Diensten steht und sich am 23. Juni 1856 zu Stuttgart mit Mathilde Wilhelmine Irmgard, der Tochter des würtembergischen Oberstlieutenants Ludwig Eberhard von Alberti, geb. am 30. November 1835, vermählte. Außer der kürzern Charakteristik Schillers von Schaefer (Leipzig 1853) sind als schätzbare Beiträge zur Biographie des großen Dichters zu bezeichnen: Boas, „Schillers Jugendjahre“ (herausgegeben von W. von Maltzahn, Jena 1856); Brückner, „Schiller in Bauerbach“ (Meiningen 1855); Rank, „Schillerhäuser“ (Leipzig 1856); „Schiller und Lotte 1788—89“ (Stuttgart 1856).

— * Der alte Arndt. Das neue Buch des alten Arndt „Blüthenlese aus Altem und Neuem“ (Leipzig, Brockhaus) ist eine Sammlung von Poesien aus dem Griechischen, Schwedischen, Englischen und Schottischen. Der alte Herr hat sie seinen beiden Freunden, den Professoren Welcker und Dahlmann, mit einigen Worten gewidmet, in denen von ihren gemeinschaftlichen Leiden in Angelegenheiten der deutschen Frage die Rede ist. „Und so schau'n, trotz selger Tadler — Und trotz feiler Knechte Witz, — Wir von fern den deutschen Adler — Mit dem alten Donnerblitz.“ Mit folgendem Vorwort, das zu Bonn im Christmond 1856 geschrieben ist, wird das Buch eingeleitet: „Das Alter, wie es dem Schluß der irdischen Dinge näher rückt, räumt auf und muß aufräumen und in seiner Weise gleichsam auch über Leben und Tod ein letztes Gericht halten, besonders über alte Papiere und Briefschaften: da ist Vieles auszustäuben und durchzustöbern, was davon zerrissen oder verbrannt oder am Leben erhalten werden soll. Indem ich nun schon seit einigen Jahren mit solcher Ausstäubung und Durchstöberung beschäftigt gewesen bin, sind alte Papiere, welche lange im dunkeln Winkel gelegen hatten, mit alten Erinnerungen mir wieder vor Augen und Herz gekommen. Dahin gehörten großentheils auch vergelbte lange vergessene Rollen, über deren Aufrollung vor allen Leuten ich hier wie in einer entschuldigenden und erklärenden Vorrede ein paar Worte sagen muß. In den Jahren unsers entsetzlichen deutschen Unglücks, zwischen 1805 und 1812, haben mich in Schweden und in der Heimath vor allen Andern die edeln Griechen getröstet, beide, die Großen und die Kleinen: die Geschichtschreiber und Dramatiker wie die Lyriker. Ich hoffe, ich habe doch einigen Honig aus ihnen zu saugen verstanden, wenn nicht fröhlichen und anmuthigen der Schönheit, doch tapfern und geistigen des Muthes. — In Schweden lebte ich ferner noch viel mit den skandinavischen und altschottischen und altenglischen Sagen und Liedern. In jenen düstern deutschen Jahren sind, wie gesagt, die meisten hellenischen und nordischen Nachbildungen und Uebersetzungen entstanden, andere in spätern Jahren hinzugefügt. Indem ich nun jene jugendlichen Arbeiten im höchsten Alter wieder durchlese, durchsehe und hin und wieder auch durchbessere oder vielmehr zurechtstelle und ordne, dünke ich mir, wenn ich mich nicht selbst täusche, zu gewahren, daß ich in meiner Jugend schon gutes Deutsch, das heißt gutes Volksdeutsch, zu sprechen verstanden habe. Bei dem Griechischen bin ich meistens bei den Versmaßen der Originale geblieben, soweit das deutsch möglich ist; nur ein paar Stücke habe ich nach deutscher Empfindung und in deutscher Weise umgesetzt. Was die griechische Wortmessung betrifft, so ist da bei den Meistern vom Stuhl — von Voß, Böckh und Hermann bis auf Goethe, Lachmann, Ritschl u. s. w. hinunter — noch gar keine volle Einstimmigkeit, wie weit die Alten in ihren Maßen immer genau waren und wie weit wir Neuen (Deutsche) nach den Schritten und Klängen unserer Sprache da genau und wohltönend oder vielmehr anmuthig nachtönend sein können. Wie weit mir dieses Nachmessen und Nachtönen ohne schlimme Verrenkung oder Versteifung unserer Sprache gelungen ist, darüber darf ich kein Vorurtheil fällen; nur das sage ich zur Entschuldigung, daß ich mit Namen und seltsamen Wörtern oft ebenso willkürlich verfahren bin, wie die Engländer und Franzosen es mit fremden Namen und Wörtern täglich machen und wie die Römer in Hinsicht der griechischen Sprache uns vorgemacht haben. Bei dem Nordischen und Britannischen gilt, daß die meisten alten Lieder und Balladen, wie Alles, was in der schönen dichtenden Jugend der Völker als süßes Volksspiel durch die Herzen und Munde der Menschen läuft, sich erstlich oft die natürlichsten Aussprünge und Uebersprünge erlauben, und zweitens es mit dem Maße und Reim nimmer genau nahmen. So z. B. verlangen sie nicht immer den Gleichklang, sondern sind mit fernem Aehnlichklang oft genug zufrieden, und mit ihrer sogenannten Alliteration ist es meistens mehr zufällig als künstlich gehalten. — Häufig sind sie mit einem Nachklang oder Mittelklang (einem sogenannten Refrain) begleitet, welchen man mit Recht oft den Nachklang oder Durchklang eines dunkel mittönenden Gefühls nennen möchte, das in dem Sinn des Liedes oder in der Geschichte der Ballade vorwaltet, gleichsam ein begleitendes Anspiel des Gefühls fast im Sinn des Chors der griechischen Dramatiker. Es werde hier noch etwas erwähnt, was man einen besondern Naturdienst des nordischen Lebens nennen könnte, die so oft wiederkehrenden Namen bestimmter heiliger mystischer oder auch böser Bäume, Kräuter und Blumen. Hier möchte man selbst an den Botaniker und Chemiker eine kleine romantische Aufgabe stellen. Vieles wissen hier alte Jäger und Bauern von Pflanzen- und Blumengeheimnissen und von ihren Verhältnissen und Beziehungen zu Menschen und Thieren, wovon sich die Wissenschaft nichts träumen läßt. Dies gehört theils dem ältesten Glauben und Aberglauben der Völker unsers germanischen und gothischen Stammes an, wo, wie gesagt, selbst dem Botaniker und Chemiker noch eine Untersuchung zugemuthet werden könnte, theils dem innigsten, angeborensten Gefühl des Nordens (Schwedens, Schottlands). Der Norden hat, wie uns Tacitus schon sagt, gleichsam nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter; der Frühling kommt dort den Menschen spät (Ende Mai, Anfang Juni) und flieht nach etwa zwei Blüthenwochen, um einer Sommerhitze Platz zu machen, die bei den längsten Sonnentagen oft wirklich eine unerträgliche ist. Ich habe vier Sommer in Schweden gelebt und erinnere mich noch mit Freuden, wie prächtige Sommerwochen, wie fröhliche Sternen- und Mondscheinnächte ich in lustigen Gelagen mit fröhlichen Menschen zu Schiffe und zu Wagen, auf Inseln und an Küsten im fröhlichen, wirklich schwärmerisch mystischen Naturdienst mitgefeiert habe. Wir haben bei uns kaum eine Vorstellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schotten und Schweden ist die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Wesen als dem Deutschen, vollends als dem Italiener oder Spanier. Hinsichtlich der Zahlen und der Rolle, die sie in den Bewegungen, Erschütterungen, Geburten und Toden der Natur, in den Gesetzen und Ordnungen der Menschen und in dem mystischen Volksglauben und dem Volksmärchen spielen, möchte man gern etwas tiefer in des Pythagoras weiland Geheimlehre schauen können. Es sei hier nur auf das Drei hingewiesen und wie auf und ab fast immer in der Dreizahl und in und nach Allem, was in Drei auf- und niedergeht, gerechnet wird.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Delzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 17. Bremen, 26. April. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Werth und Bedeutung der französischen Literatur für uns Deutsche*).

Von Adolf Laun.

Das Studium des Französischen hat seit einiger Zeit in Deutschland, besonders in unsrem Nordwesten in demselben Maße abgenommen, als das des Englischen zunimmt. Weßhalb soll denn noch Französisch studirt werden? Die mündliche Uebung, der practische Gebrauch, auf den es allein noch ankommt, den kann nur der Aufenthalt im Lande, der tägliche Umgang mit Franzosen, der maître und die bonne verleihen. Wozu jetzt noch das Studium der Sprache und Literatur? Jene ist arm, conventionell und prosaisch, diese als classische veraltet und langweilig und als romantische und moderne verrückt, blasirt, unsittlich und frivol. Wen widert nicht die Monotonie an, mit der die neuen Romane, Vaudevilles und Dramen ihr altes Thema, die eheliche Untreue, das Lorettenthum, den Luxus und die Corruption der Hauptstadt, den Conflict zwischen Geld und Ehre, zwischen emporgekommener Bourgeoisie und herabgekommener Noblesse und andere derartige Dinge immer von Neuem abspielen? — Der französische Sitten- und Charakterzeichner schildert immer nur Frankreich, Paris und den Franzosen; selbst da, wo seine Fabel im Auslande spielt, durchbricht er nie die Schranken seiner Nationalität und faßt nie den Menschen als solchen. Aber, was schlimmer ist, der ästhetische Fehler wird zur moralischen Sünde, wenn, wie dies grade in den berühmtesten Werken geschieht, der Sophismus der Leidenschaft Natur und Wahrheit übertüncht, wenn eine materialistische Weltanschauung, Fatalismus und Verherrlichung des Geldes sich mit dem Streben nach Reiz, Spannung und Sinnenkitzel verbindet und selbst da zum Vorschein kommt, wo Philanthropie und Enthusiasmus für die höchsten Güter des Lebens zur Schau getragen werden.

So und ähnlich lauten die Vorwürfe, die man vielerwärts hört und liest. Ich unterschreibe sie und könnte noch ein ganzes Sündenregister hinzufügen, nur bekämpfe ich jene Verallgemeinerung, die das vielerwärts Bemerkte auf Alles und Jedes anwendet. Besonders bei Betrachtung der Nationen und ihrer Geistesproducte ist diese voreilige Schlußfolgerung eben so häufig als verkehrt.... Denken Sie sich, es käme aus unserer Literatur nur das gewöhnliche Leihbibliotheksfutter nach Frankreich hinüber und würde dort durch Uebersetzung, Nachdruck und circulirende Lesegesellschaften ins große Publikum geworfen, würden nicht die Franzosen mit scheinbarem Recht über uns grade so urtheilen, wie wir über sie? Frankreich holt aber bei uns nur gute Waare, während uns der Nachdruck, die Uebersetzung und die Bühne meistens nur mit dem versorgt, was dort ein zwar allgemeines, aber oberflächliches und bald vorübergehendes Aufsehen machte. — Das Gute, was dort einen kleinen, aber gebildeten Kreis entzückte, müssen wir uns mit Mühe und großen Kosten verschreiben. Dann werden wir aber auch sehen, daß es selbst mit der bloßen Unterhaltungsliteratur und Belletristik Frankreichs noch nicht so schlimm aussieht, wie man sagt; es giebt dort noch anderes als **demi monde, dame au camélia** und **filles de platre**; neben den Autoren der Genuß- und Verzweiflungs-, der Geld- und Loretten-, der Salon- und Spelunkenliteratur, neben einem Dumas, Sue und Montepin giebt es auch einen Octave Feuillet, Charles de Bernard, Souvestre, Mérimée u. s. w.

Indeß um der Bellettristik willen, obgleich sie auch dabei in Frage kommt, bedauere ich nicht die von mir bemerkte Abnahme der französischen Studien; es sind andere, umfassendere Gesichtspunkte, die mich leiten, und ich fasse, den practischen Nutzen des Französischlernens übergehend, nur die Bedeutung ins Auge, die das Erfassen des französischen Geistes für den deutschen hat.

Unter den Völkern Europas haben die beiden Nachbarn, der Franzose und der Deutsche, einen größeren Charakterunterschied, als bei manchen einander ferner wohnenden Nationen hervortritt. — Grade deßhalb aber sind Frankreich und Deutschland in ihrer Bildung auf einander hingewiesen, sie ergänzen und completiren sich wie keine anderen Länder; was dem einen fehlt, hat das andere in Fülle, der Franzose kann am meisten in Deutschland, der Deutsche am meisten in Frankreich lernen, wenn er nämlich bei aller Hingabe an das Fremde seine Eigenthümlichkeit zu bewahren weiß; das aber ist eine unerläßliche Bedingung jeder Bildung und geistigen Förderung. Die Reibung mit dem Gegensatz spannt und hebt mich, der Gegensatz besteht aber nicht, wenn ich mich bei eigensinnigem Verharren in gar keine Beziehung zum fremden Geiste setze, und er hört auf, wenn ich, mich meiner Individualität begebend, ganz von ihm absorbirt werde. Dann ist's kein freies, selbständiges Aneignen, dann ist's Knechtschaft und Sclaverei.

Lessing und seine Nachfolger hatten vollkommen recht, uns vom Joch des französischen Geschmackes zu befreien; warum? Weil es eben ein Joch war, durch das wir uns länger und ärger als die übrigen Nationen Europas hatten drücken lassen. Wir hatten bei der Ungunst der Umstände uns nicht kräftig und selbständig genug entwickelt, um dem Andrang einer engen und beschränkten, aber durch Glanz, Regel, Einheit und Disciplin imponirenden Literatur widerstehen zu können, und hatten uns erst langsam wieder aus uns selbst empor arbeiten müssen, ehe der Schlag geschah und die Befreiung möglich war. Was ich bei der Beschäftigung mit der französischen Sprache und Literatur im Auge habe, ist sehr entfernt von der Weise unseres siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts; ich hasse gleich dem besten Teutomanen und Franzosenfresser die geistige und politische Zwingherrschaft des Auslandes und besonders Frankreichs, und schön wäre es, wenn wir, wie unsere Altdeutschen und Germanisten träumen, uns ausschließlich mit selbstgezogenen Pflanzen ernähren könnten und für unseren geistigen Bedarf nichts Exotisches mehr nöthig hätten; das können wir aber nicht, dazu

*) Aus einem Vortrage im Künstlerverein zu Bremen.

sind wir viel zu universell und kosmopolitisch angelegt, wir haben es auch nie gekonnt, auch nicht im vielgelobten Mittelalter.... Der Versuch in einer Zeit, wo Dampf und Eisen die Ferne aufheben und den Verkehr mit fremden Nationen vertausendfachen, sich in geistigen Dingen abschließen zu wollen, wäre ohnedies unmöglich, es handelt sich nicht darum, ob wir uns Fremdes und speciell Französisches aneignen, ob wir es nachahmen sollen, sondern wie wir es thun sollen und mit welcher Vorsicht. Die Strömung ist unvermeidlich. Deutschland kann und soll sich nicht gegen die Einfuhr französischer Geistesproducte absperren, aber die Auswahl, die Aneignung und Verarbeitung, darauf kommt es an, darin liegt der Nutzen oder der Schaden, den wir davon haben. Lassen Sie mich Ihnen mit einigen Strichen bezeichnen, wie ich meine, daß wir Frankreichs Sprache und Literatur zu benutzen hätten, um auch heute noch einen hohen Gewinn herauszuziehen, einen Gewinn, den die jetzt bei uns so viel beliebte englische Literatur nicht gewähren kann. Letztere liegt uns viel zu nahe, sie ist zu sehr von unserem Fleisch und Blut, und die englische Sprache ist anderseits zu wenig grammatisch ausgebildet, als daß ihr Studium die Anregung und den geistigen Nutzen bieten könnte, der in der Reibung mit dem Fremdartigen und Widersprechenden liegt. — Worin aber bietet uns Frankreich Meister, die wir nur dort finden? Gewiß nicht in der Natur- und Gemüthspoesie, in Lyrik und Romantik. Die Franzosen haben es versucht, sie haben romantisch werden wollen gleich den Spaniern, Deutschen und Engländern, sind aber nur unfranzösisch, barock, wild und geschmacklos geworden, wenigstens da, wo die literarische Revolution, die allerdings ihre Berechtigung hatte, den Genius Frankreichs verleugnete und sich in ähnlicher Weise fremdem Einfluß hingab, wie wir es gethan; sie schüttelten mit dem Joch des Classicismus zugleich das Band der gesunden Vernunft ab und begaben sich dabei ihrer besten Eigenschaften, der Klarheit und Eleganz.

Jedes Land hat wie in den Produkten seines Bodens und seiner Fabriken, so auch in seinen Geistesschöpfungen gewisse Vorzüge, durch die es alle anderen überragt, in denen es allen anderen als Muster und Rathgeber dienen kann. — Suche ich mich, um bei der Literatur zu bleiben, an der Lyrik zu erfreuen, zu heben und zu bilden, so gehe ich nicht zu den Franzosen, so lese ich vor allem unsere deutschen Dichter, die hierin an Tiefe, Fülle, Mannichfaltigkeit und Gewandtheit alle anderen Nationen übertreffen, selbst, wenn die Herren Philologen es erlauben, die alten Griechen und Römer. Will ich mich am gemächlichen Faden der Epopoe zurück versetzen ins Halbdunkel der Sage, in den Kampf der Barbarei mit beginnender Bildung, in die Kindlichkeit, Kraft und Rohheit ursprünglicher Völker, dann gehe ich zu den Griechen, zu ihrem Homer, zu den Spaniern, zu ihren Romanzen, zu unsrem Nibelungenliede. — Soll das tragische Schicksal mich erschüttern, indem es mich erhebt, soll sich die Macht der Leidenschaft, der Streit der Bestrebungen und Pflichten auf großartigem Hintergrunde vor mir entrollen, dann gehe ich zu den Griechen, zu den Spaniern, zu Shakspere und Schiller. Diese und andere Bedürfnisse befriedigt mir Frankreich nur sehr oberflächlich und meistens nur mit Kunstwerken, die ganz hübsch und verständig gemacht sind, denen man aber ansieht, daß der Nationalgenius keinen Theil an ihnen hat.

Dieser Nationalgenius tritt vor Allem in der Richtung auf das wirkliche Leben, auf die Gestaltung desselben im Staat und in der Sitte und den daraus hervorgehenden Conflicten hervor. — Das Diesseits in seiner ganzen Fülle und Breite ist sein Reich; wenn er sich schwärmend und ahnungsvoll in's Jenseits versteigt, wenn er sich träumend in die Tiefen der Menschenbrust versenkt, wenn er mystischer Naturschwärmerei huldigt, so fühlen wir, daß trotz mancher schönen Blüthe, die dieser Neigung und Richtung im neunzehnten Jahrhundert entsprungen ist, trotz den tieferen Seelentönen, die Rousseau, Chateaubriand, Lamartine, Hugo, Laprade und viele andere, die selbst die Saud anzuschlagen wußte, er daselbst nicht heimisch ist, daß er nur Versuche macht, daß die Fesseln der Sprache ihn hemmen und binden; ihr wird es nämlich ebenso schwer, mystisch, schwärmerisch und halbdunkel zu sein, als es der unsrigen schwer wird, immer ganz fest, klar und bestimmt zu bleiben.

Die Gattungen der Poesie und der sprachlichen Darstellung, die es mit der Wirklichkeit und der Reflexion darüber, mit feiner und scharfer Beobachtung derselben zu thun haben, darin waren und sind die Franzosen stark und mustergültig, besonders da, wo sie dabei die Lebhaftigkeit ihres sanguinischen Temperaments ausströmen und der Neigung zu Scherz und Spott freien Lauf lassen können; also: In der Satire von Rabelais und Regnier bis zu Voltaire, Courier und Alphonse Karr herab. Im Chanson, das singend und scherzend alle Evolutionen der französischen Gesellschaft, selbst in ihren blutigsten Tagen begleitet hat und im jetzt ergrauten Béranger seinen liebenswürdigsten Vertreter fand, einen Vertreter, der zugleich einer der größten Dichter seines Landes und der größte der Gattung ist. — Im Lustspiel, der Posse, dem Vaudeville, dem dramatischen Sprichwort, vom Verfasser des Advokaten Pathelin und Moliere bis auf Scribe und seinen Genossen, in allen jenen Gattungen der Poesie, die am meisten dem französischen Naturell entsprechen, weil sie ein Bild der Sitte und der Geselligkeit sind, deren eigenthümliche Entwickelung ihnen grade in Frankreich immer neue Nahrung gab und giebt. Die Franzosen haben von jeher viel Geschichte gemacht und geschrieben, die Chansonette sang, und die Komödie spielte Geschichte und machte ihre Illustrationen dazu. Sollte der Knebel, der heutiges Tages den liebenswürdigen Schwätzerinnen den Mund schließt, über Nacht gelöst werden, so würden wir morgen wieder ein hübsches Stück Tagesgeschichte auf den Boulevardstheatern zu sehen und zu hören bekommen wie zu den Zeiten von Tartüffe und Figaros Hochzeit.

Nehmen Sie noch einige Gattungen der parodischen und didactischen Poesie, etwa das Epigramm und die Fabel, hinzu, so scheinen mir die Dichtungsformen erschöpft zu sein, in denen die Franzosen alle anderen Nationen überragen; einen Lafontaine, Moliere, Voltaire und Béranger kann ihnen keine an die Seite setzen. Dies sind aber auch die Gattungen, in denen die conventionelle, für's Practische und Gesellige wie geschaffene, sonst freilich so arme Sprache nicht im Wege steht, sondern im Gegentheil den größten Vorschub leistet; ein neuer Beweis, daß Volks- und Sprachgeist ein und derselbe sind und sich mit einander modificiren, denn nicht immer hatte die französische Sprache jenes klare und elegante, aber knappe Gepräge, das ihr das siebenzehnte Jahrhundert gab, und das die Romantiker vergebens zu verwischen suchten; auch sie war gleich den Franzosen im Mittelalter viel derber, romantischer und ungebundner. Soll ich die Vertreter nennen, in denen sich das specifisch Französische am meisten concentrirt, so nenne ich noch einmal Lafontaine, Moliere, Voltaire und Béranger.

Im Begriff zu den neueren Leistungen der Franzosen in der Prosadarstellung überzugehen, dringt eine solche Fülle von Erinnerungen, Namen und Bemerkungen auf mich ein, daß ich sehe, ich muß für heute auf Berücksichtigung selbst der bedeutendsten Männer in ihrer Gattung verzichten und mich nur an das halten, was ihnen allen gemeinsam ist, seien ihr Charakter und ihre Fächer auch noch so verschieden, an das, was wir an ihnen zu studiren haben; ich trete damit zugleich in den Mittelpunkt meines heutigen Themas. — Ich gestehe es offen, ich bin und war von je ein Bewunderer der französischen Prosa; sonderbar, daß die leichtfertigste Nation der Welt in Behandlung der Sprache die gewissenhafteste und sorgfältigste ist. Der Sinn für Correctheit und Eleganz geht so weit, daß einem Schriftsteller eher eine thatsächliche Unwissenheit, ein sachlicher Schnitzer, als ein sprachlicher oder ein Stilfehler verziehen wird. Correct, klar und bestimmt ist fast Alles, was in Frankreich geschrieben wird. Diese Eigenschaften sind in beneidenswerther Weise ein Gemeingut

fast aller Schriftsteller und des gesammten gebildeten Publikums, und sie sind es schon seit lange, seit zwei Jahrhunderten; die Franzosen sprachen und schrieben schon gut und rein, als wir uns noch im Canzleistil und in barbarischer Sprachmengerei bewegten; nur war ihre Diction, besonders das achtzehnte Jahrhundert hindurch, zu nüchtern und farblos, sie bedurften tieferer Bewegungen und neuer Anschauungen, die sie aus dem Formalismus und dürren Verstandeswesen herausrissen; diese aber haben ihnen die letzten 60 bis 70 Jahre gebracht. — Der bloß elegante, klare und correcte Schriftsteller gilt nicht mehr für musterhaft, man verlangt auch individuelle Bewegung, Farbe, Licht und Schatten, und die meisten der neueren Schriftsteller erfüllen, Dank dem von Rousseau ausgehenden, von Chateaubriand und der Stael aufgenommenen und von den Romantikern durchgeführten Umschwung, diese Forderung. Trotz der starren eigensinnigen Sprache mit ihren überall hemmenden Fesseln gelingt es den großen Talenten für den Gegenstand ihrer Darstellung den entsprechenden Ton, die Zeit- und Localfarbe zu treffen; ich brauche nur an Thierry, den Macaulay Frankreichs, zu erinnern und auf G. Sand, einen der größten Stilisten aller Länder und Zeiten, hinzuweisen. Man kann auf diese formelle Seiten einen zu großen Werth legen, aber als Bildungs- und Anregungsmittel, wie ich das Studium des Französischen möchte angesehen wissen, hat sie ihre große Bedeutung. — Es ist ein bekannter, längst aufgestellter Satz: Um das Wesen und die Literatur der eignen Sprache ganz zu ergründen, um ihrer ganz mächtig zu werden, müssen wir eine zweite als archimedischen Punkt daneben haben; unter den neueren ist keine, die uns diesen Dienst so gut leistet, als die Französische, ihr knapper, fester Charakter bildet ein stetes Correctiv für unsere in ihrer Freiheit und ihrem Reichthum leicht rand- und bandlos werdende Sprache, für unsere allzuwenig sich beschränkende Schreib- und Darstellungsweise.

Betrachtet man, mit welcher Eleganz und Schönheit die Franzosen selbst über strenge Wissenschaften schreiben, wie sie die Philosophie zwingen, klar und allgemein verständlich zu reden, wie die Geschichtsschreibung in lebendiger Vorführung, anschaulicher Gruppirung und klar dahinfließendem Stil schon seit lange mit künstlerischem Sinne behandelt wird, wie Beredsamkeit und Publicistik sich immer dem Gesetze der Schönheit unterwerfen, so kann man nicht leugnen, daß die französische Literatur noch immer Bedeutung für uns hat und unsres Studiums würdig ist. Ich sage unseres Studiums, verstehe darunter aber nicht jenes hastige Aneignen von allerlei Schönheiten und Reizen, die uns am fremden Gegenstande imponiren, aber nur an ihm als integrirende Theile des Ganzen Schönheiten und Reize sind. Jenes Verfahren führt in der Literatur so gut wie in der Kunst zur bloßen Manier und hemmt die eigenthümliche Entwickelung, statt sie zu fördern. Als unsere sämmtlichen Poeten von Opitz bis Gottsched Alexandriner schmiedeten, lange, lange Lehrgedichte spannen, Kaiser und Könige, Grafen und Barone besangen, Krönungen, Hochzeiten, Sterbe- und Geburtstage hoher Personen allegorisch und mythologisch feierten, als sie in ihren regelrechten Comödien und Tragödien keinen Schritt breit abwichen von den drei Einheiten und der sonstigen galloklassischen Etikette, — das war kein freies Studium, das war sklavische Nachahmung. Aehnlich war es mit allen neulateinischen Dichtern des 16. und 17. Jahrhunderts. Als aber Goethe die Iphigenie, Hermann und Dorothea, die Elegieen und Epigramme dichtete, da fühlte er sich durchhaucht vom Geist des klassischen Alterthums, der in die Behandlungsweise überging, aber keineswegs seine persönliche und nationale Individualität trübte; ähnlich war es mit Klopstock, Schiller und Herder. Beispiele vom Unterschiede zwischen freiem Studium und pedantischem Nachtreten Ihnen anzuführen ist überflüssig. Das „wie er sich räuspert und wie er spuckt“ spielt auch dort eine große Rolle und hat gar manche Verkehrtheiten und Hemmnisse erzeugt. Wenn ich die Behauptung aufstelle, das Studium der französischen Prosa, (der enge fesselvolle Vers kommt hier weniger in Frage), könne einen wohlthätigen Einfluß ausüben, so meine ich in Consequenz mit dem Ebengesagten nicht: wir sollen lauter kurze Sätze machen, wie sie thun, wir sollen die Gedanken neben einander hinstellen, statt sie dem Genius unserer Sprache gemäß unter einander zu verschlingen, wir sollen sie zu Pointen und Antithesen zusammenspitzen, und was dergleichen französische Eigenthümlichkeiten mehr sind. Das sogenannte junge Deutschland, das wie unsere jetzigen Materalisten mit dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts gewaltig viel Aehnlichkeit hatte, fing an, sich in dieser Weise zu gebahren, es schrieb in lauter kurzen, gehackten Sätzen, viele unserer Publicisten, Feuilletonisten und Zeitungsschreiber thun es noch heute. Das aber sind die faulen, nicht die guten Früchte vom Verkehr mit Frankreich; letztere wachsen auf dem Baume der Erkenntniß. Prüfet Alles und behaltet das Gute, heißt es auch hier, aber unter der Beschränkung, daß nicht Alles, was in und für Frankreich gut ist, auch gut für uns ist. Wie viel gegen diese Regel gesündigt wird, zeigt ein Blick auf unsere Bühne, in unsere Lesekasten und Zeitungen. Wer die Gewandtheit, Anmuth und Lebendigkeit der französischen Darstellung, die Eleganz, Klarheit und Leichtigkeit der französischen Diction frei und unbefangen auf sich wirken läßt, wer im Stande ist, sie ganz zu genießen, ohne daß seine deutsche Denk-, Gefühls- und Anschauungsweise dadurch beeinträchtigt wird, wem die bemerkten Vorzüge die Augen öffnen für die eignen Fehler, wem sie zum Correctiv derselben dienen, nur der hat Nutzen davon. Beileibe aber nicht wer mit deutschen Bausteinen französische Kunstgebäude, mit deutschen Wörtern französirenden Stil macht; das erinnert an die Bewegungen des Equilibristen, der mit Holzschuhen auf dem Seile tanzt.

Das Beste und Eigenthümlichste, was die Franzosen in ihrer abgeschlossenen Nationalität haben, ist nämlich der Art, daß es bei germanischen Völkern in unmittelbarer, directer, mechanischer Aneignung und Nachahmung zur Carricatur wird, und hier findet ein gegenseitiges Verhältniß statt; die deutsche Behandlungsweise z. B., die Quinet, Michelet, Lerminier, Ph. Chasles und andere versucht haben, ist in Frankreich nie populär geworden und brachte statt der beanspruchten Fülle und Tiefe nur Nebelhaftigkeit und Verzerrung.

Nur da, wo der Einfluß ein freier ist, der die Selbstthätigkeit hebt und belebt, statt sie zu beschränken und von der nationalen Bahn abzuleiten, nur da ist er ein wohlthätiger. Wir haben in Deutschland seit zwanzig Jahren einen unendlichen Fortschritt in der Stilistik gemacht, unsere Gelehrten schreiben jetzt lesbar und verständlich, mitunter auch schön, der Zopf- und Canzleistil ist verschwunden, selbst mitunter schon aus den Regierungsdecreten. Schlagen sie eine Zeitung aus dem Anfang dieses Jahrhunderts auf und vergleichen Sie dieselbe mit der entsprechenden heutigen Nummer, so werden Sie einen unleugbaren Unterschied finden; ich will nicht sagen, daß die Einzelnen heute besser schreiben als Winkelmann, Lessing und Goethe, aber das ganze Deutschland schreibt besser als das damalige. Die Gründe dieser handgreiflichen Thatsache sind mannichfach, sie beruhen auf der Vereinbarung der Literatur mit dem politischen, gesellschaftlichen und practischen Leben, auf der größeren Breite, welche die ästhetische Bildung nach allen Seiten hin gewann, und auf vielen anderen Verhältnissen, einen Theil davon möchte ich aber auch dem Einfluß Frankreichs zuschreiben, nach dessen Muster unsere Publicistik, unsere politische Beredtsamkeit und die Behandlung der exacten Wissenschaften sich gebildet hat. Die Zeitschriften und Zeitungen haben in dieser Hinsicht außerordentlich gewirkt und empfingen, bewußt oder unbewußt, zum Theil ihre Anregung von den Franzosen.

Jetzt erst, nachdem die Werke der Wissenschaft und Gelehrsamkeit aufgehört haben, Bücher mit sieben Siegeln zu sein, die nur der Mann vom selben Fach lesen und verstehen kann, ist es dem Gebildeten möglich, wenn nicht in's Innere, doch in den Vorhof der Wissenschaft zu treten, an ihren Kämpfen und Bestrebungen Theil zu nehmen und ihre Früchte zu genießen. Es ist dies ein Gewinn, den man nicht hoch genug anschlagen kann. Wie Dampf und Eisen

den materiellen, so befördert die jetzt gewonnene leichtere, klarere und anziehendere Darstellungsweise den geistigen zwischen Bildung und Gelehrsamkeit. Frankreich hat neben England, das in zweiter Reihe kommt, dazu den ersten Impuls gegeben; dort haben die Gelehrten schon im vorigen Jahrhundert die Manschetten, den Zopf und die Perrücke abgelegt und sich bemüht, menschlich klar und verständlich zu reden. Fast in allen Fächern, selbst in den abstractesten und schwierigsten, wurde die wissenschaftliche Behandlung stets vom Streben nach einfach schöner Darstellung und klarer, eleganter Sprache begleitet; ich brauche nur, bei den Neueren bleibend, an Geschichtsschreiber wie Mignet, Thierry, Guizot und Thiers, an Philosophen wie Royer-Collard und Cousin, an Naturforscher wie Cuvier und Arago, an Kritiker wie Villemain und St. Marc Girardin zu erinnern, um anzudeuten, was ich meine, und bemerke, daß auch in dem Fache, das Sie besonders interessirt, in der Kunstkritik und Schilderung von Kunstwerken, in neuerer Zeit viel geleistet wird. Michiels Delecluze, Planche und andere wissen das Geschaute und dabei Empfundene und Gedachte vortrefflich wieder zu geben. Die schwere Kunst, den durch Analyse zersetzten Gegenstand wieder zum Gesammtbilde zu gestalten und in der Phantasie des Lesers lebendig zu machen, besitzen sie in beneidenswerther Weise, sie legen dabei mit Recht größeres Gewicht auf die rechtzeitige und organisch sich entwickelnde Vorführung der charakteristischen Züge als auf peinliche Ausführung aller Einzelheiten. Ihre Beschreibung ist kein Inventarium, sondern eine Reproduction. Aehnlich ist es mit der ebenso schwierigen Musik- und Theaterkritik, in der neben Scudo und Berlioz J. Janin trotz seiner Wunderlichkeiten noch immer Bedeutendes leistet.

Indeß, meine Herren, ich muß mich mit diesen Andeutungen begnügen; der Reichthum der französischen Literatur, der sich nach dieser Seite hin schon seit zwei Jahrhunderten entfaltet hat, ist ein überwältigender; gern hätte ich noch auf ihre umfangreiche Memoirenliteratur hingewiesen und meine, daß die große Thätigkeit, die wir auf diesem, wie auf dem Gebiete der Touristenliteratur entfalten, dorther ihre Anregung bekam.

Vor Allem wäre es mir aber lieb gewesen, wenn ich Ihnen hätte näher nachweisen können, worin das Bessere und Bedeutendere des vielverschrieenen Romans besteht, der keineswegs ganz aufgeht in Frivolität, Lüsternheit und Verderbtheit, und worin er den englischen Roman übertrifft, den die Mode in alle Damenhände spielt, obgleich man nicht recht einsieht, wie er mit seiner realistischen Breite und Derbheit hineinpaßt. Es giebt einen hervorstechenden Zug im französischen Wesen, der sich im Roman besonders geltend machen kann, nämlich: eine illusionslose Auffassung der wirklichen Welt, der oft ein tieferes Streben nach der idealen zum Grunde liegt, und ein Bedürfniß, die Eigenthümlichkeit des modernen Menschen, vor allem des modernen Weibes in ihren psychologischen Abgründen und Räthseln auf's Schärfste und Feinste zu erforschen und zu beleuchten, ein Zug, den auch trotz seiner jetzigen Harmlosigkeit das moderne Lustspiel kennt. Die Franzosen sind passionirte Experimental-Psychologen und Menschen; Zeit- und Sittenbeobachtung, verbunden mit kluger Anordnung und anschaulicher Gruppirung der Charaktere, das ist auch heute noch ein Vorzug ihres Romans......

Die leitenden Gedanken dieses Vortrags lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

Das Studium der französischen Sprache und Literatur nimmt bei uns ab und tritt gegen das des Englischen zurück; das aber ist im pädagogischen Interesse und im Interesse der formellen Bildung zu bedauern, denn unendlich viel besser als das Englische kann das Französische, rationell, aber nicht routinenhaft à la Plötz ꝛc. betrieben, für Geistesdisciplin und Verstandesgymnastik die alten Sprachen ersetzen, in so weit dies überhaupt möglich.

Diese Abnahme beruht auf einem Vorurtheil und einer Verkennung der besseren Elemente der französischen Literatur, an der die wahllose Importation, der Nachdruck und die Uebersetzung Schuld hat, die selbst meistens nur eine Art Nachdruck ist.

Eine absolute Absperrung gegen das geistige und literarische Frankreich, das recht eigentlich moderne Land, das im Guten und und Schlimmen meistens die Initiative ergreift und Europa in Bewegung setzt, ist beim jetzigen Völkerverkehr weniger möglich als je.

Von der Wahl der Muster und der Aneignung hängt Alles ab; eine mechanische, unselbständige Nachahmung führt zur Carricatur, denn das specifisch Französische bildet einen schroffen Gegensatz zur germanischen Weise, hat aber Vorzüge, die uns mehr oder weniger abgehen und wohlthätig auf uns wirken, wenn wir sie, betrachtend und genießend, selbstschöpferisch unserem Geiste vermitteln.

Vor der Gefahr, unsere Literatur noch einmal in französische Geistesknechtschaft versinken zu sehen, bewahrt uns die jetzt gewonnene Kraft und Selbständigkeit derselben, zu deren Wesen ein unausrottbarer kosmopolitischer Zug nun einmal gehört.

Die wohlthätige Wirkung des Französischen macht sich weniger in der Poesie, mit Ausnahme der dramatischen, als in der Prosadarstellung geltend, in der klaren, geschickten Anordnung des Stoffs, in der Façon des Buches, — les Allemands ne savent pas faire un livre, sagten die Franzosen früher mit Recht — und vor allem in der Popularität, die sie nicht immer unter Beeinträchtigung der Gründlichkeit selbst der strengen Wissenschaft zu geben wissen.

Diese geschmackvolle Popularität, an der wir uns jetzt bei einem Humboldt, Burmeister, Sybel, Schwarz, Ranke, Varnhagen und tausend Anderen erfreuen, die uns gestattet uns mit an die Tafel der ernsten Disciplinen zu setzen, sie ging zum Theil von französischen Mustern aus.

Seien wir deßhalb nicht undankbar gegen jene Kunst, gut zu kochen und elegant zu serviren, die wir von den Franzosen gelernt haben und noch immer lernen können; daß das appetitlich zubereitete Gericht aber immer ein substantielles, nahrhaftes und gesundes sei, dafür möge die deutsche Natur sorgen.

---

* Law's Bankschwindel.

Von A. Itzenplitz.

(Schluß)

Zu diesen Zuständen gesellte sich noch eine entsetzliche Theuerung aller Lebensmittel, verursacht durch das Daniederlegen des Ackerbaus, den grenzenlosen Wucher, die Anwesenheit so vieler Fremden und durch die von der Regierung verhandelten Monopole auf alle denkbaren Gegenstände des Verbrauchs. Herzöge und Pairs wucherten mit Talg, Seife, Heu, Kaffee, Gewürzen, Zucker, Getreide u. s. w., und in einzelnen Fällen, in denen es unmöglich war, das gerichtliche Verfahren zu beseitigen, kamen die schmutzigsten und niederträchtigsten Manipulationen an die Oeffentlichkeit.

Im Gegensatze zu dem allgemeinen Nothstande schossen, wie Pilze über Nacht, einzelne ungeheure Vermögen auf. Kutscher, Lakaien, Kammerdiener wurden Seigneurs, während ihre frühere Herrschaft bettelte oder auf gut Glück ins Ausland ging. Law kaufte an Ländereien, was zu kaufen war, vielleicht, um die öffentliche Aufmerksamkeit irre zu leiten, da er reich genug war, um im Nothfalle einige Millionen zu opfern; denn wie sich später fand, hatte er in der Londoner Bank allein 800,000 Pfund Sterling deponirt. Aber auch sein Gönner versäumte nicht, sich zu bedenken.

Nach den Summen, die der Regent verschenkte, mag man diejenigen beurtheilen, die er für sich behielt. Dem Hotel Dieu schenkte er eine Million, dieselbe Summe dem allgemeinen Hospital und dem Findelhause. 1,500,000 Livres verwendete er, um einige Edelleute aus der Schuldhaft zu befreien, zwei andern Günstlingen schenkte er je 100,000 Livres. Er und Law legten sich aber auch nicht den geringsten Zwang auf in der Erschaffung von Millionen; zwischen

der Veröffentlichung zweier solcher Millionen-Edikte lagen das eine Mal kaum vierundzwanzig Stunden.

Ein Hauptkunststück in Law's System war es gewesen, eine chaotische Verwirrung zu erzeugen, in welcher er der einzige Ruhige und Besonnene blieb. Dahin war es jetzt gekommen; alle Besitzverhältnisse im Lande waren theils zerstört, theils unter einander geworfen. Eine Menge Edikte, von denen eins das andere wieder aufhob, fabelhafte Gerüchte von neuentdeckten Goldminen, schätzebeladenen Flotten u. s. w. mußten dazu dienen, die allgemeine Verwirrung zu unterhalten; Niemand wußte mehr, woran er war, man überließ sich willenlos dem Strudel, der entweder in den Abgrund riß oder dem Glücke in die Arme warf.

Die Tollwuth hatte endlich ihr äußerstes Stadium erreicht, und die Hexenmeister, die der Nation das Tollkraut beigebracht hatten, mochten nun selbst nicht mehr wissen, was noch kommen sollte. Dies war auch der Augenblick, wo ihr Schwindelgebäude wanken und unaufhaltsam zusammenstürzen mußte. Der Groß-Siegelbewahrer und frühere Generalcontroleur d'Argenson war einer der Wenigen geblieben, die sich von der Betheiligung an der Bank fern gehalten hatten. Vergebens hatte er bisher gegen Law's Einfluß angekämpft, der Regent war aus guten Gründen taub bei seinen Vorstellungen geblieben. Jetzt, wo das System seine Dienste gethan hatte, fanden jene Vorstellungen willigeres Ohr, und der Regent gab ihm eines Tages sogar die Ermächtigung zu Law's Verhaftung. d'Argenson wußte, mit wem er zu thun hatte, und bestand auf eine schriftliche Vollmacht, die jedoch der Regent beharrlich verweigerte. Jener sann nun auf ein Mittel, der Nation die Augen zu öffnen. Dies mußte unendlich schwierig erscheinen, denn ein dunkles Gefühl, daß es mit den papiernen Reichthümern doch wohl Dunst und Wind sein könnte, ließ das Publikum mit einer blinden Hartnäckigkeit an dem System hangen; aus der Raserei des Rausches konnte es in die der Wirklichkeit, in Wuth und Verzweiflung verfallen, sobald es das Spiel erkannte, dessen Opfer es geworden war.

d'Argenson verband sich mit dem berüchtigten Günstling des Regenten, du Bois, (damals Erzbischof von Cambrai) und, sonderbarer Weise, mit Law selbst zum Entwurfe eines Ediktes, welches sozusagen das Land auf den Einsturz des Papiergebäudes vorbereiten sollte. Dieses Edikt führte auf langen Umwegen und nach vielen Wendungen endlich zu der Eröffnung, daß die Bankbillets, nachdem sie so viel Gutes gestiftet hatten, bis zum ersten December des Jahres allmälig reducirt werden mußten bis auf die Hälfte ihres Werthes; jedoch sollten sie an den königlichen Kassen noch bis zum ersten Januar 1721 für ihren vollen Werth angenommen werden.

Das Edikt wurde wirklich veröffentlicht (21. Mai 1720).

Es wäre unerklärlich, wie Law seine Zustimmung zu der Veröffentlichung geben konnte, wenn man nicht annehmen müßte, daß er damit überrascht worden wäre, oder daß er selbst es an der Zeit hielt, seines Raubes nun in Ruhe zu genießen. Niemandem weniger als ihm konnte es zweifelhaft sein, daß diese Ankündigung den Ruin der königlichen Bank und des ganzen Systems zur unmittelbaren Folge haben müßte. Trotz der Reduction und wegen der Reduction mußte der ganze Verlust die Bank treffen, da alle königlichen Einkünfte in dieselbe flossen. Niemand konnte besser wissen als er, daß alles im Königreiche vorhandene Silber und Gold, dazu der Werth aller Ländereien, Industrien u. s. w., selbst der der Freiheit aller seiner Einwohner einbegriffen, nicht hinreichte, um die Milliarden der ausgegebenen Actien einzulösen. Ein großer Theil des in die Bank geflossenen Geldes war für den Krieg mit Spanien ausgegeben, ein andrer für die Unterhaltung der Allianceen mit England, dem deutschen Kaiser und den Generalstaaten, ein andrer in den Händen Law's, des Regenten, der Prinzen und großen Mississippier und in den Banken des Auslandes.

Ein Augenblick genügte, um die Bankpapiere für immer zu entwerthen. Die Bestürzung war schrecklich, und in gleichem Taumel, in dem man früher sein Geld zur Bank getragen hatte, stürzte alle Welt jetzt ebendahin, um es wieder zu bekommen. Natürlich war nicht der hundertste Theil von dem vorhanden, dessen es zur Befriedigung der Anstürmenden bedurft hätte. Die Agioteure, die noch nicht realisirt hatten, die Actionäre, die eben erst ihre Gewinne in Actien angelegt hatten, die größeren und kleineren Besitzer waren in Verzweiflung, und Paris war nahe daran, den Schrecken der Anarchie zu verfallen; anonyme Briefe wurden ausgegeben, in welchen eine zweite Bartholomäusnacht angedroht wurde, wenn der Stand der Dinge sich nicht ändre.

Die Regierung in ihrer Verlegenheit widerrief das Edikt vom 21.; der Widerruf blieb ohne Wirkung, der Sturm auf die königlichen Bureaux derselbe, und man überzeugte sich, daß das Uebel unheilbar wäre. Ein Edikt vom 29. gestattete dem Gold und Silber unter jeder Form den Eintritt ins Königreich ohne alle Gebühren; damit war der Widerruf vom 27. annullirt, denn, wie die Dinge standen, konnten die Papiere ihren Werth nicht behaupten, sobald das Metallgeld den seinigen wieder erlangte. Mit dem Monat October waren die Bankactien fast vollständig entwerthet; mit einem Verluste von 70 bis 80 Procent fanden sie dennoch selten Käufer. In seltsamem Widerspruch stand dieser Werth im Publikum mit dem durch die absolute Staatsgewalt aufrecht erhaltenen, und dieses Mißverhältniß gab Anlaß zu neuen Mißbräuchen und Schändlichkeiten. Die, welche schuldeten, kauften Bankbillets zu den niedrigsten Preisen und zwangen sie ihren Gläubigern auf zu dem von der Regierung decretirten Werthe. Doch das waren noch geringe Uebel im Vergleiche zu dem Abgrunde von Elend, dem das Land in Folge des Bankschwindels verfallen war. Gänzlicher Stillstand des Handels, des Ackerbaus, der Fabriken — Verarmung — Hungersnoth — Selbstmord — Brandstiftung — Räubereien — Krankheiten — und zum Ueberfluß noch die Pest vereinigten sich, um selbst die Hoffnung einer besseren Zukunft zu vernichten. Ein Brief des Bischofs von Castres aus jener Zeit entwirft in wenigen Worten ein vollständiges Bild des damaligen Zustandes Frankreichs. „Die Ueberschwemmung mit Papier, sagt er, hat unsern Kantons ebensoviel Elend gebracht, als andern die Fackel der Brandstifter. Was hilft es uns, daß unsre Häuser von den Flammen verschont wurden, wenn uns alles zum Leben Nothwendige fehlt und uns nur das Eine geblieben ist, das zu nichts Anderm taugt, als in die Flammen geworfen zu werden. Welche Vermögensumwälzungen in den letzten sechs Monaten! Kein Handel — keine Arbeit — kein Vertrauen — keine Freundschaft — keine Wohlthätigkeit! Was soll ich Ihnen sagen von der traurigen Lage meiner Geistlichkeit, besonders der Nonnen, die vergebens ein Asyl suchen werden bei ihren verarmten Verwandten, wenn unser Elend uns zwingen wird, sie von der Clausur zu entbinden. Unser Unglück, schon so groß, droht jeden Augenblick sich noch zu vergrößern durch das Herannahen der Pest. Unsre Gemeinden sind außer Stande, die geringsten Maßregeln zur Absperrung der Krankheit zu treffen, den Kranken die geringste Hilfe zu gewähren. Glücklich in dieser Zeit diejenigen, die Gott zu sich ruft, sie werden ihre Brüder nicht umkommen sehen ohne ihnen Hilfe leisten zu können! u. s. w.“

Der Haupturheber aller dieser Gräuel ging straflos aus. Sein Beschützer und Mithelfer, der Regent, hielt ihn in seinem Palais versteckt, bis die erste Wuth des Volkes vorüber war, und schickte ihn dann in der Carosse des Herzogs von Bourbon an die Grenze.

Eine Art Gerichtshof, dem die Prüfung der Bankverwaltung übertragen wurde, sollte nun dem Publikum Ersatz oder wenigstens Trost für seine Verluste bieten. Trotzdem, daß das ganze Verfahren eine Comödie war, kamen doch erbauliche Dinge zum Vorschein. Law schuldete an die Bank 18 Millionen; die Directoren hatten für 100 Millionen von den alten Billets, welche verbrannt werden sollten, für sich behalten und von Neuem in Umlauf gesetzt; 40 Millionen in Silber waren im Monat November aus der Bank verschwunden

und erst Ende Decembers in Papier wieder vorgefunden worden; einer der am wenigsten Belasteten war ein gewisser Rhigt, er hatte nur 7 Millionen in Silber bei Seite und ins Ausland gebracht. Die Regierung gab sich alle Mühe, sich zu rechtfertigen. Sie publicirte ein langes Memoir, in welchem sie den Zustand der Finanzen beim Tode Ludwigs XIV. auseinandersetzte, und nach welchem zu jener Zeit die öffentliche Schuldenlast sich auf 2 Milliarden belief. Diese Schulden waren jetzt, so behauptete das Memoir, bis auf einen Rest von 340 Millionen getilgt. Damit war das Ergebniß des ganzen Bankschwindels ausgesprochen; denn da diese Tilgung auf Kosten der Kasse des Volkes geschehen war, so konnte man behaupten, daß Frankreich um nahe an zwei Milliarden ärmer geworden war.

Man hat die Franzosen oft ein unregierbares Volk genannt. Die Thatsache, daß die hier geschilderte fast beispiellose Ausraubung nur matten und vereinzelten Widerstand im Lande fand, daß es unter fortdauernden fürchterlichen Bedrückungen fast noch siebenzig Jahre dauerte, bis sich die Verzweiflung in Empörung endlich Luft machte, so wie spätere und ganz neue Vorgänge in Frankreich liefern wohl den Beweis für das Gegentheil der oben angeführten Behauptung.

Der deutsche Scharfrichter.

* Im „Deutschen Museum“ finden wir einen Beitrag zur Kulturgeschichte, welcher vom deutschen Scharfrichter und seiner Stellung im Leben und zur Volksansicht handelt. Das schreckliche Amt hat bei den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Im Orient standen und stehen die Scharfrichter in hoher Würde; das Gemach des Henkers in Konstantinopel befindet sich noch heute innerhalb des Serails, und das Thor, das zu ihm führt, nennen die Türken Babus-Selam, Pforte des Heils. Die alten Griechen dachten anders in diesem Punkte. Ihrer heitern Lebensanschauung mußte eine Verrichtung widerstreben, die von der lachenden Erde weg in den Hades führte, sie überließen sie den Sklaven, also Denen, die keine Ehre zu gewinnen und zu verlieren hatten. Bei den Juden war der Dienst des Scharfrichters in den Händen des ganzen Volks, später der Aeltesten und Priester, theils weil die wichtigste Strafart (Steinigung) eine solche Gemeinsamkeit erheischte, theils weil Strafe und Vollzug derselben als ein göttliches Gebot, dessen Ausübung nicht schändet, vielmehr Pflicht ist, betrachtet wurde.

Den niedrigsten Grad der Stellung und darum den höchsten der Verachtung genoß der Scharfrichter in Rom. Er war ehrlos, an sein Gewerbe war unmittelbar die Infamie geknüpft. Juvenal erzählt, im alten Latium habe derselbe nicht innerhalb der Bannmeile der Stadt wohnen dürfen, besondere Kleidung und ein Glöckchen tragen müssen, damit das Volk beim Schall desselben der Berührung des Unreinen ausweichen konnte. Cicero spricht es als einen allgemein anerkannten Volksglauben aus, daß eine Versammlung durch den bloßen Eintritt eines Scharfrichters entweiht werde.

Die Schicksale und der Namen dieses Amts in Deutschland begleiten die deutsche Rechtsentwickelung Schritt vor Schritt. Die Germanen des Tacitus verleugnen auch hierin ihren asiatischen Ursprung nicht. Die Vollstreckung peinlicher Strafen lag weder besonders bestellten Personen ob, noch viel weniger wurde sie für schimpflich gehalten. Sie war Sache der Priester, in deren Hand auch wohl das Rechtsprechen lag, sie war ein integrirendes Element, der letzte Akt desselben. Darum ging auch unter den Karolingern diese Verrichtung in die Hand der Schöffen, als der Urtheilsfinder, über, deren jüngster in der Regel den Delinquenten vom Leben zum Tode zu bringen hatte, eine Sitte, die sich, wie allbekannt, bis in die Zeit der westfälischen Femgerichte forterhalten hat. Jeder Femrichter hatte das Recht und die Pflicht, den verurtheilten Verbrecher, wenn er ihn traf, an dem nächsten besten Baum aufzuhängen. Mit der Solidarität der Familie in Gutem und Bösem, deren Ausfluß ja auch die Blutrache war, hing in ältester Zeit die Verpflichtung des Anklägers und des nächsten Verwandten (Schwertmagen), mit eigener Hand den armen Sünder von der Welt zu schaffen, zusammen.

Als die germanischen Begriffe und mit ihnen die Rechtseinrichtungen in der römischen Anschauung zu verschwimmen anfingen, als namentlich die deutsche Gerichtseinrichtung von der römischen verdrängt wurde, erlitt auch das Amt des Vollzugs hochnothpeinlicher Sentenzen eine Umwandelung. Zur Zeit der Schöffengerichte hieß der Träger desselben Nachrichter, weil der jüngste Schöffe seine Stimme bei der Urtheilsfällung zuletzt abgab oder auch weil er, als der vollziehende, gewissermaßen das Nachgericht hielt. In der Uebergangszeit, da römische und deutsche Rechtsansichten noch im Kampfe miteinander lagen, erhielt sich der Namen noch eine zeitlang fort, die Sache war eine andere geworden. Man übertrug, entweder im Wege des Privilegs oder der Belehnung, den Dienst eines Nachrichters bestimmten Persönlichkeiten. Doch haftete kein Makel an dieser Verrichtung, weßhalb es uns auch nicht wundern darf, wenn wir bei namhaften Geschichtschreibern lesen, daß Edelleute, unbeschadet ihres Adels, das Henkeramt verwalteten, ja sogar daß Fürsten wegen ihrer Routine in dieser Verrichtung gelobt werden. Es scheint fast, als seien anfangs vorzugsweise hohe Herren mit dieser Würde bedacht worden. So erzählt Damhouder in seiner „Praxis criminalis“, daß in Flandern der erste Prätor die Execution gehabt habe; in Reutlingen war der Brauch, daß der jüngste Senator oder Stadtrath Nachrichter und Bewahrer des Schwerts der Gerechtigkeit war. Den Laienbrüdern eines Klosters rühmt ein Schriftsteller nach, daß sie viel Gewandtheit in der Ausübung dieses Dienstes gehabt. Im Bisthum Worms waren die Bürgermeister gehalten, dem Nachrichter Leiter und Rad zu reichen, ihm beim Hängen hülfreiche Hand zu leisten. Bei den Sachsen jener Zeit hieß der Exequent Frohnbote, der „Schwabenspiegel“ nennt ihn einen „belehnten Richter.“

Als das öffentliche Gerichtsverfahren Deutschlands zu Grabe getragen und an seine Stelle der römisch-kanonische Inquisitionsproceß getreten war, da hielt mit diesem zugleich der nothwendige Apparat von Folterwerkzeugen und qualificirten Todesstrafen seinen Einzug. Solch Handwerk forderte die ganze Kraft des Menschen heraus und setzte abgehärtete, empfindungslose Nerven und technische Fertigkeit voraus. So mußte sich der Henkerdienst zu einem förmlichen Gewerbe herausbilden. Daß sich zu einem solchen Dienst anfangs nicht leicht Jemand bequemen mochte, ist uns außer aller Frage. Man mußte verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe unter der Bedingung erlassen, daß sie dieselbe an ihren Collegen vollzogen. Auf die Dauer ließ sich das freilich nicht halten, man mußte sich nach qualificirten Subjekten umsehen, die Courage und Fertigkeit genug besaßen, und fand sie unter der Klasse, deren sonstige Handtierungen das Gefühl theilweise schon abgestumpft hatten und denen die Anrüchtigkeit, die herübergeschleppt aus Rom, an dem Gewerbe haftete, keine Sorge machte. Der Schinder oder Wasenmeister war zugleich Scharfrichter, die Abdeckerei (Cavillerei) fiel mit dem Henkerdienst zusammen, zwar nicht nothwendig, aber doch regelmäßig.

* Gedichte.

Gedichte von Emil Rittershaus.

Unmuth.

1.

Das ist in unsrer Zeit das Trübe,
Und unser größter Fluch ist das:
Wir haben keine ganze Liebe
Und haben keinen ganzen Haß!

Der Blüthe gleichen die Gedanken,
Die ohne Frucht vom Baume fällt,
Ein „zwischen Erd' und Himmel schwanken“,
Ein Hamletleben führt die Welt.

Ach, selbst der Sonnenschein des Geistes
Ist heut' nur Wintersonnenschein.
Wer für ein Wagniß, für ein dreistes,
Wer setzte wohl sein Leben ein?

Wir tappen in der Nacht gleich Blinden;
Wir irren ängstlich hin und her
Und wissen keinen Preis zu finden,
Der eines Lebens würdig wär'!

Begeistrung ist uns längst genommen;
Wir furchten jeden ernsten Strauß.
Wann wird der Held, der rechte, kommen,
Der spricht: „Mir nach!“ und geht voraus?

2.

Ich hab' ihn satt, ich bin ihn müd', den Zeitenlauf, den matten,
Wo man mit goldnen Kronen schmückt das Nichts, den Schein, den Schatten.
Man spannt nicht mehr die Segel hoch, doch man laviret fein,
Man wagt nicht mehr in halber Zeit ein ganzer Mann zu sein!

Im Strom der Allgemeinheit ziehn behaglich die Poeten;
Zur heiligen Elisabeth geht Herr Tannhäuser beten.
Ein wenig rechts, ein wenig links! Nicht Nacht, nicht Sonnenschein!
Man wagt nicht mehr in halber Zeit ein ganzer Mann zu sein!

Man fragt: „Wie ist der Zeitgeschmack!“ Im Reifrock gehn die Musen;
Nicht wie die wilde Blume blüht das Lied mehr aus dem Busen.
Das Blumenblatt ist Goldpapier, der Stiel ist Elfenbein;
Man wagt nicht mehr in halber Zeit ein ganzer Mann zu sein!

Man liebt nicht mehr den Alpenstrom, die Wasserkünste preist man,
Man drechselt einen glatten Vers, und schau', ein Dichter heißt man.
Der Bildner schafft aus Marcipan und nicht aus Marmorstein;
Man wagt nicht mehr in halber Zeit ein ganzer Mann zu sein!

Die Zeiten schafft kein Dichter mehr; er dient nur noch den Zeiten.
Wann ruft ein Gott den Sänger her, den rechten, gottgeweihten,
Der starken Arms die Bahnen bricht, der Rettung bringen kann?
Ein Reich für einen Matador, für einen ganzen Mann!

Frauengröße.

Willst du das Weib in ganzer Größe sehn,
So sieh es nicht umstrahlt von Glückes Glänzen,
Wenn unumwölkt die Freudensterne stehn,
So sieh's, wenn Dornen seinen Pfad bekränzen;
So sieh das Weib, wenn aus des Glückes Schooß,
Wenn von der Lust es hieß das Schicksal scheiden,
Denn wie der Mann in That und Handeln groß,
So ist's das Weib im Dulden und im Leiden!

O, sieh das Weib in opferfreud'ger Pflicht!
Im Arm des Weibes ruht der Mann, der kranke.
Aus ihrem Aug' die treue Liebe spricht,
Und ein Gebet ist jeglicher Gedanke.
Kein Stündlein, wo sie fern dem Liebsten blieb'!
Sie mag sich gern um ihn des Schlafs berauben.
O, sieh ein Weib voll opferfreud'ger Lieb'!
Ein solches sieh und lern' an Engel glauben! —

Ein krankes Weib, des Todes Beute halb;
Kaum trägt den Körper noch der Fuß, der matte,
Und dennoch spielet um die Lippen falb
Ein freundlich Lächeln, naht besorgt der Gatte.
Nur im Verborgnen still die Thräne fällt,
Daß sie dem Liebsten ihren Schmerz verhehle; —
Als Königin in der Gemüthes Welt,
Der unerforschten, herrscht die Frauenseele.

Feuilleton.

— * Der Roman von Karl von Holtei „Die Vagabunden“ ist in zweiter Auflage erschienen.

— * Am 21. April starb zu Bremen im Alter von 78 Jahren der Domorganist und städtische Musikdirector Dr. Wilhelm Friedrich Riem nach kurzer Krankheit. Der Name des Hingeschiedenen hat in der musikalischen Welt einen guten Klang. Riem war zu Cölleda in Thüringen geboren und machte seine musikalischen Studien in Leipzig, wo er auch als Organist angestellt war. Von dort zog der wohl angesehene und geschätzte Mann vor mehr als 40 Jahren nach Bremen, einem ehrenvollen Rufe folgend, und erwarb sich in der langen Zeit seiner Thätigkeit große Verdienste um die künstlerische Entwicklung Bremens. Er war Organist am Dom, leitete bis kurz vor seinem Tode die Singakademie und auch noch vor einigen Jahren die Privatconcerte von ihrem ersten Beginn an bis zu der Bedeutung, die sie jetzt haben. Auch als Musiklehrer war er lange in verdienstvoller Weise thätig, und eine ganze Reihe von Schülern und Schülerinnen, die jetzt an dem künstlerischen Wirken in Bremen sich betheiligen, sind aus seiner Schule hervorgegangen. Während des letzten Winters erfreute er sich an dem Gedanken, sein Oratorium „Der Erlöser“ im Charfreitagsconcerte der Singakademie noch einmal aufzuführen, wurde aber durch die Proben so aufgeregt, daß er auf diesen Wunsch verzichten mußte. Die Kraft des bis dahin noch rüstigen und an der Kunst lebhaften Antheil nehmenden Mannes war so angegriffen, daß sie nach kurzem Kampfe erlag. Mit ihm ist ein begeisterter Verehrer der großen Männer, welche das goldene Zeitalter der deutschen Musik heraufgerufen haben, heimgegangen.

— ⊙ Italien hat vor Kurzem bedeutende Gelehrte verloren; zuvörderst den berühmten Statistiker Serristori zu Florenz; sodann den Professor der Physik, Grafen Avogadro zu Turin. Sein Werk über die gewichtlosen Körper hatte ihm die Mitgliedschaft der k. k. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie zu Breslau verschafft. Seine Verehrer errichten ihm jetzt ein Denkmal in der Universität zu Turin. Endlich starb der berühmte Arzt Morgagni im Kaiserstaate, der für einen der bedeutendsten in ganz Italien gehalten wurde; sein Werk: de sedibus et causis morborum wird für klassisch gehalten. Auch zu seinem Andenken wird ein Denkmal in seiner Vaterstadt Forli errichtet. In Italien und Frankreich sieht man überall das Verdienst auf solche Weise geehrt.

— * Der Plan, in Wien ein großartiges Mozart-Denkmal zu errichten, wird nicht in Erfüllung gehen, da die Betheiligung nicht lebhaft genug war. Man muß sich nun mit einer Erinnerung an den Meister begnügen. Die Wiener Zeitung theilt Folgendes mit: „Ungeachtet der zur Zeit der Säcularfeier in allen Blättern ergangenen öffentlichen Aufrufe zu Beiträgen für die Errichtung eines Grabdenkmals für den großen Meister sind bei dem Gemeinderathe, zu unserem Bedauern sei es bemerkt, im Ganzen bis jetzt nicht mehr als 199 fl. eingeflossen, und von allen musikalischen Instituten war es nur der Agramer Musikverein, der eine Produktion veranstaltete und deren Erträgniß diesem Zwecke zuwandte. Bei dieser auffallenden Theilnahmlosigkeit aller Kunstfreunde, Künstler und Kunstanstalten kann es der Kommune wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden, wenn sie von der Errichtung eines Denkmals, welches, auf einem öffentlichen Platze aufgestellt, in würdiger Ausführung mindestens 50 bis 60,000 fl. beansprucht hätte, abgegangen ist und, um die angeregte Idee wenigstens theilweise auszuführen, sich darauf beschränkte, vor der Hand aus eigenen Mitteln ein von Künstlerhand angefertigtes Grabdenkmal auf jenem Punkte des St. Marxer Friedhofes zu setzen, der nach sorgfältig gesammelten Traditionen mit Wahrscheinlichkeit als die Grabstelle Mozarts bezeichnet werden kann. Der Bildhauer Gasser ist mit der Ausführung beauftragt.“

— * Vor einigen Tagen sind gleichzeitig zwei Männer gestorben, die in der ganzen Theaterwelt bekannt waren und ein an Erfahrungen reiches Leben hinter sich hatten. In Halle nämlich starb im Alter von 84 Jahren der pensionirte ehemalige Berliner Hofschauspieler Bethmann, Gatte der berühmten Friederike Bethmann; er leitete eine Zeitlang das Königstädtische Theater in Berlin, führte mehrere andere Directionen und lebte von einer Pension lange Jahre in Halle. 77 Jahre alt, starb in Wien der einstige Director Heinrich Schmidt, der zu Goethe und Schiller im Verhältniß stand und vor nicht langer Zeit seine Erfahrungen in den interessanten „Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen“ niederlegte.

— * Am 4. Mai soll das Denkmal eingeweiht werden, welches der Herzog von Meiningen an der Stelle der von einem heftigen Sturm zerstörten Lutherbuche bei Altenstein errichten läßt.

— * Im Jahre 1859 will man, wie bekannt, zur hundertjährigen Gedächtnißfeier von Händels Tode ein musikalisches Riesenfest im Krystallpalaste zu Sydenham veranstalten. Um sich darüber zu vergewissern, in wie fern sich das Gebäude für derartige Aufführungen eigne, soll schon in diesem Jahre eine Art Probefeier Statt finden, die in ziemlich großartigem Maßstabe angelegt ist. Die Ausführung der Musikstücke wird sich auf Händel'sche Compositionen beschränken. Die musikalische Leitung hat Herr Costa übernommen. Der Chor wird 1100 Stimmen und das Orchester 300 Streich-Instrumente (76 erste Violinen, 74

zweite Violinen, 50 Alt-Violen, 50 Celli und 50 Contre-Bässe), so wie 90 Blas-Instrumente zählen. Die für das Orchester errichtete Bühne hat eine Breite von 168 Fuß (38 Fuß mehr als in Exeter Hall) und eine Tiefe von 90 Fuß. Die Orgelbauer Gray und Davison haben eigens für dieses Fest eine riesenhafte Orgel gebaut.

— * In einer Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ aus Dresden heißt es: „Ein hier seit längerer Zeit heimisch gewordener, aus dem preußischen Sachsen stammender Dichter, vielfach Dramatiker in partibus infidelium geblieben, Namens Reibisch, verläßt Dresden, um mit seiner zukünftigen Gattin, einer Schwägerin des hier verstorbenen russischen Generals Tottleben, nach Curland überzusiedeln. Dresden erinnert sich seines Drama's „Heinrich der Löwe“, in welchem Emil Devrient glänzte, ohne daß ihm dieser Glanz ausreichend schien für sein egoistisches Virtuosenthum. Der Poet Reibisch sollte die Pflicht fühlen seinen Abschied von Deutschland mit dem Druck seiner von den Schauspielern verschmähten Dramen zu bezeichnen. Emil Devrient ist nach einer Reihe von Lieblingsrollen, die er hier gespielt, auf sein Rittergut bei Bischofswerda zurückgekehrt. Wallenstein und Lear hat er sich wiederaufzunehmen gehütet; diese Versuche dürften, so glänzend sie stellenweis erscheinen mochten, als die Endschaft seines Spiels und seiner Entwicklung zu erachten sein. Der Dichter von Waldmeisters Brautfahrt, Otto Roquette, hat ein Drama: „Die Sterner“ geschrieben, nach seinem „Artevelde“ bereits das zweite.“

— * Herr Dawison hat nach Beendigung seines Gastspiels in Hamburg sich nach Weimar begeben und dort einige Rollen gespielt. Der Großherzog verlieh ihm als Anerkennung für seine Leistungen die goldene Medaille. Nach den Osterferien eröffnete Dawison einen Cyclus in Breslau, dem ein anderer in Wien folgen soll, und zwar auf dem Karlstheater der Leopoldstadt, da das kaiserliche Hofburgtheater, dessen Mitglied Dawison einst war, ihm in Folge seiner Entfernung untersagt ist.

— * Die alte Feste der Sires de Coucy im Aisne-Departement bei Laon in Frankreich wird auf Befehl der Regierung restaurirt werden. Dieses Schloß wurde im Jahre 1052 durch Enguerrand von Coucy gebaut und dessen Ruinen (namentlich ein fester, sehr hoher Thurm) im Jahre 1829 vom Herzoge von Orleans (Louis Philipp) angekauft. Der berühmteste des Geschlechtes der Coucy war Enguerrand's Sohn, Raoul, der 1191 ins heilige Land zog und bei der Belagerung von Acre umkam. Man erzählt, daß Raoul vor seinem Tode seinen Stallmeister beauftragt hat, sein Herz der Dame von Fayel zu überbringen, welche er liebte. Der Stallmeister jedoch wurde von dem Gemahl dieser Dame überrascht. Dieser nahm das Herz und zwang seine Gemahlin, es zu essen. Sie ihrerseits schwur, nun und nimmermehr irgend eine andere Nahrung zu sich zu nehmen, und starb vor Hunger. Diese Sage ward bekanntlich von Uhland zu der ausgezeichneten Romanze: „Der Castellan von Coucy“, verarbeitet.

— * **Die St. Annakirche in Jerusalem.** In den „geographischen Mittheilungen“ von Petermann theilt Titus Tobler seine neuesten Forschungen zur näheren Kunde von Jerusalem und seiner Umgebung mit. Sie betreffen die Gräber der Könige und die St. Annakirche. Dieselbe beschreibt er näher in folgender Weise: „Es verbreitet sich die erfreuliche Kunde, daß der Padischah in Konstantinopel dem nunmehrigen Kaiser der Franzosen die St. Anna-Kirche in Jerusalem zum Geschenke machte. Schon längst sehnten sich die Christen, insbesondere die Lateinischen nach dem Wiederbesitze dieser Kirche. So haben sie namentlich im Jahre 1698 zu dem Ende Schritte gethan. Auch ehe die Anglikaner vor anderthalb Jahrzehnten den Bau ihrer Christuskirche begannen, bestrebten sie sich, die Annakirche sich anzueignen und dem christlichen Kult wieder zu eröffnen; allein die Mohammedaner wollten dazu nicht einwilligen. Die Lage des Annatempels gerade nördlich ziemlich nahe gegenüber der großen Moschee (Kubbet es-Sachrah), gar günstig zum Belauschen des moslemischen Heiligthums, mochte hauptsächlich die türkischen Gewalthaber in ihrem Bescheide leiten. Die Geschichte der Annakirche reicht über ein Jahrtausend zurück. Genauere Nachrichten wurden aber erst zur Zeit der Kreuzfahrer überliefert. Nach der Tradition wohnte hier, wo sich der Tempel erhob, mit ihrem Manne die heilige Anna und gebar Maria, die Mutter unseres Heilandes. In der großen Kirche war ein Stück Legende durch Gemälde veranschaulicht. Daneben lebten nach der Regel des heiligen Benedikt Frauen in einem Kloster, das immer mehr in Aufnahme kam, nachdem der König Balduin I. seine Gemahlin in dasselbe geschickt und unter den Schleier gezwungen hatte. Vor dem siegreichen Schwerte Salâh ed-Dins mußten dann im Jahre 1187 die Nonnen weichen, und von da an hieß das St. Annakloster bei den Arabern nach dem Bezwinger Jerusalems Salahieh; es wurde im Jahre 1192 in eine Schule dieses Namens für Fakire aus der Sekte der Schafiiten und die Kirche in eine Moschee verwandelt. Beide hatten jedoch nicht sehr lange Bestand. Es läßt sich übrigens nicht ermitteln, ob die Abtei im fünfzehnten Jahrhunderte gesellschaftsweise noch bewohnt war; sicher dagegen ist, daß die Moschee als solche nur bis zum achtzehnten Jahrhunderte diente. Der Christ, welcher den Schicksalen der Kreuzfahrer Aufmerksamkeit schenkt, wird, wenn er durch das Josaphatsoder das Stephansthor in die Stadt Jerusalem tritt, sein Augenmerk einem einsamen, auf der Ostseite an Schutt hoch hinan gelehnten Gebäude zuwenden. Es ist St. Anna, von dem heute noch genug vorhanden ist, um einen bleibenden Eindruck zu machen. Allein das Kloster selbst, südlich neben der Kirche, das bis nahe an den sogenannten Bethesdateich sich erstreckte, suche man nicht mehr. Da grollt nur ein Wirrsal von Trümmern, unter denen man noch Zellen aufdecken wird, und in der Mitte des Klosterhofes eine Zisterne, wenn auch nicht den berühmten Brunnen, welchen zur Zeit der Kreuzfahrer die Pilgrime besuchten, eher noch in nordwestlicher Nähe den von jenen entdeckten Teich (piscina). Dafür steht doch noch der Tempel der Wallbrüder da, aber freilich nicht mehr in seiner Unversehrtheit, nicht mehr mit Kreuz und Glocke, hingegen mit der fremden Zugabe von Minaretstümpfen. Der Tempel hat eine Basilikaform, sein Dach zieht sich, ehe es in die Kuppel endet, der ganzen Länge nach von Ost nach West in zwei Absätze zusammen. Die dreischiffige Anlage des Innern sieht man, wie bei allen mustergültigen Domen des Mittelalters, auch außen an der Vorder- oder Westseite klar und organisch ausgesprochen durch vier Strebepfeiler, welche ihre Fläche in drei Partieen mit den drei spitzbogigen Portalen ordnen. Leider versagte mir das Schicksal, das Innere zu betreten, und da ich doch genauere Kenntniß von dem heutigen Befunde wünschte, so nahm sich, auf mein Ansuchen, erst in diesem Jahre (1856) ein freundlicher Mann in Jerusalem die Mühe, Kirche und Gruft zu besuchen und zu beschreiben. Die Kirche, aus mörtelfreien, gerne 1' messenden Quadersteinen erbaut, hat von West nach Ost eine Länge von 40 Schritten bis zu den drei Altarnischen und eine Breite von 27 Schritten, den Schritt zu etwa 2' stark gerechnet. Zwei Reihen von je vier Pfeilern, darunter zwei Halbpfeiler rechts und links an der Hochaltarnische, stützen die Dachung und theilen den Raum in drei Schiffe, wovon die Seitenschiffe vom ersten im Osten frei stehenden Pfeilerpaare an bis zur westlichen Wandung niedriger sind, während das Mittelschiff an Höhe dem in seiner ganzen Breite von Süd nach Nord gleich hohen Chore, ohne seine höhere Kuppel, gleichkommt. Alles ist gewölbt und der Boden einfach mit viereckigen Steinplatten besetzt. Licht empfängt das Chor von Fenstern der Laterne und das Schiff von Fenstern der Süd- und Nordseite des schmälern und höhern Mittelbaus, sowie von Fenstern über den drei Portalen oder dem nunmehr verschlossenen Haupteingange; denn ein kleinerer, aber der gewöhnliche Eingang findet sich auf der Südseite. Das Chor trennt von der mittlern oder großen Altarnische eine mehr als mannshohe Mauerwand mit einer Thüre in der Mitte. Am südlichen Halbpfeiler und zwar über der Höhe der Scheidewand sieht man noch Spuren von Freskén und erkennt ganz deutlich wenigstens noch den Umriß von zwei Menschenköpfen und den Heiligenschein, und gegenüber am nördlichen Halbpfeiler gewahrt man ebenfalls, aber undeutlicher, Spuren von Freskogemälden. Die Pfeiler sind übrigens nur paarweise von gleicher Größe und Gestalt, die meisten eine rohe Arbeit, das mittlere frei aufragende Paar technisch am vollendetsten. Da, wo der Bogen beginnt, zeigt sich jedesmal am äußersten Talus eine Art Kapitäler, es sind aber nicht zwei einander gleich. Einige haben Blätter, andere Schnörkel, noch andere nur Striche oder Punkte. Am südlichen Halbpfeiler sieht man über der Figur statt des Kapitäles einen stark herausragenden, deutlich erkennbaren Ochsenkopf, am andern Halbpfeiler gegenüber einen Adler. Als moslemische Zugabe aus späterer Zeit bezeichnet man mitten in der Südwand der Kirche die von zwei niedrigen Säulen flankirte Gebetsnische mit einer wohl längst erloschenen Lampe und in der Südwestecke ein Minaret mit einer Wendeltreppe, die auf das Dach führt. An der Nordwand des Chors erblickt man den nackten röthlichen Felsen als Unterlage der Mauer und westlich daneben ein tiefes Loch, etwa eine Zisterne oder eine Lichtöffnung für die unterirdische Abtheilung der Kirche oder für die Krypte. Der Eingang in diese findet sich etwa in der Mitte West-Ost, etwa fünf Schritte von der südlichen Kirchenwand. Nördlich daneben ist ein Fenster, sowie an jener ein schiefes Loch, durch welches ich von außen in ein Gewölbe hinabschauen konnte, zur Erhellung des unterirdischen Bau's angebracht, der auf unserm Plan in ungefährer Weise mit punktirten Linien angedeutet ist, der jedoch möglicher Weise unter die Altarnischen sich hindehnt. Die Höhle besteht aus röthlichem Kalkfelsen, wo aber die punktirte Linie doppelt ist, aus Mauerwerk und bildet gleichsam zwei Kämmerlein. Weiter gegen Osten ist dieselbe dunkel, ganz roh ausgehauen, ohne geebnete Wandungen. Unten bei der Treppe, auf der man hinabsteigt, bemerkt man an der Wand eine kleine Nische und eine ähnliche in der Kirche neben der Eingangsthüre der Krypte. An einer Stelle gegen Mitternacht, wo der Fels oder die Mauer übertüncht erscheint, schaut eine menschliche Figur noch freundlich herunter, und die Wand daneben, sowie die Decke sind mit röthlichen größern Sternen geschmückt. Man mag nur wünschen, daß diese angeblich wieder in den Besitz der Christen übergegangene und eben jetzt besonders unser Interesse in Anspruch nehmende Kirche mit Schonung und Einsicht, indem man in die Idee des alten Baumeisters gründlich eingeht, restaurirt werde.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1^1/_2$ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 18. Bremen, 3. Mai. 1857.

Inhalts-Anzeige:

Die drei Grazien*).

Von Karl Frenzel.

Erstes Kapitel.

Die Liebesjagd.

Schon war es Abend geworden, ein milder mondumlächelter Frühlingsabend, und gerade solch Lächeln, wie es über die Wellen des Flusses, über die Wipfel der Bäume hin sich in den goldenen Strahlen des Himmelsgestirns ergoß, verklärte das Antlitz der Dame, die langsam auf der Terrasse der Villa auf und nieder ging. Nicht weit vom Fuße derselben rauschten die Wellen, nun sprangen sie am Gestein des Ufers grünschäumend empor, jetzt spielten und wogten sie mit einander wie anmuthige Tänzerinnen. Solchen Reigen, solche Sprünge tanzten auch die Gedanken meiner häßlichen Heldin. Zwar ist der zauberische Aphroditengürtel längst verschollen und nicht einmal unter die Sterne gesetzt worden, wie das prächtige Haar der ägyptischen Königin Berenice, doch einen Schimmer von diesem leuchtenden Sternenhaar hatten die starken, breiten, dunkelblonden Flechten, die das Gesicht Ottiliens umrahmten, und in der Anmuth ihrer Bewegungen, in dem Flattern ihres Kleides lebte und webte noch etwas von der Magie des Venusgürtels. Ihre Gedanken stiegen, wie auf der Jakobsleiter die Engel, bald zu den nachtblauen Wolken hinauf, bald in die weit geöffneten Kelche der Blumen hinein, die in Beeten und Töpfen umherstanden. Es waren die flüchtigsten, nichtigsten Geschöpfe — diese Träumereien, nicht werth besungen oder gesagt zu werden, — doch beschäftigten sie ihre Seele so sehr, daß sie das stärkere Rauschen des Wassers und den näher kommenden Ruderschlag überhörte.

Ueber den Fluß glitt ein kleiner Kahn, zwei Männer saßen darin, die Schatten sanken tiefer auf Wasser und Erde. In ihrem Schutz, wie in den Mantel der Götter gehüllt, kamen die Beiden näher, sie legten an den steinernen Stufen an, und der Eine klomm leicht die sanft ansteigende Höhe hinauf. Ottilie hatte indeß, vom Gange ermüdet, sich auf die Moosbank gesetzt unter der dichten, breitwipfligen Buche, die auf der Terrasse wie ein Wartthurm sich erhob; so zusammengeschmiegt, die schwarze Spitzenmantille über den Kopf gezogen, daß nur ihr helles Gewand, wie ein Lichtstreifen durch die Dunkelheit schimmernd, sie bemerklich machte. So trat ihr der Fremde näher. „Gräfin“, sagte er mit zitternder Stimme, daß sie leise bebte und ein Ach! über ihre Lippen schlüpfte, „erschrecken Sie nicht, ich bin es, Clemens Amberg, Ihr Vorleser.“

„Zu dieser Stunde“ — hauchte sie.

„Freilich nicht zum Vorlesen geeignet, weder von Byron noch Lamartine“ — entgegnete er bitter. „Allein vielleicht entsinnt sich die Gräfin von Buchau, daß sie noch vor weniger als zehn Tagen diese Briefe an ihren Vorleser schrieb.“ Und er hielt ihr die feinen, duftenden Schreiben entgegen.

„Ja, sie entsinnt sich“ — klang's leise von drüben, denn der breite Schatten, den die Aeste des Baumes warfen, lag zwischen ihm und ihr.

„Dann“, rief er heftig, sich selbst vergessend, „dann, Gräfin, ist Alles aus und gut. Sie glaubten, ich würde ewig blind sein, der Liebe vertrauen, die Sie mir in glücklichen Stunden gelobt.“ —

„Aber Sie vertrauten nicht. Othello!“

„Vertrauen? Wo ich weiß, daß Sie Ihr Spiel mit mir getrieben haben, wie mit einem Federball, den Sie, des Werfens und Fangens überdrüssig geworden, mit letztem Wurf in die Luft schleudern, gleich viel, wo er niederfällt. Und ich habe Sie geliebt! Was galt mir Jugend und Ruhm gegen den Wink Ihrer braunen Augen? Wie erblaßte mir die Sonne vor Ihrem Lächeln! Darauf fuhr ich dahin, wie Phaeton.“

„Um zu stürzen.“

„Sie spotten noch, Grausame. Was wogte auch in eines Weibes Herzen als Eitelkeit, Leichtsinn und Rachsucht. Leben Sie wohl, Gräfin, Sie haben das treuste Herz von sich gestoßen, mög' es Sie nie gereuen.“

„Sie gehen. Eine Frage: warum?“

Sie sprach so leise, daß nur das Ohr der Liebe sie verstehen konnte. Sie zog die Spitzen ihres Tuches sacht noch tiefer hinab in das Gesicht, sonst regte sie sich kaum. Zögernd blieb er stehen, sein Auge funkelte, und zornig ballte er die Hand, aber er bezwang sich und sagte: „Warum? Weil die Gräfin Buchau in dieser Stunde den Herzog Heinrich erwartet.“

„Ah! Und nun lieben Sie nicht mehr. Wogen der Liebe, wie schlagt ihr hoch, wie zerstäubt ihr rasch!“

„Liebe? O Gräfin, was ist sie Ihnen! Eine Blume auf Ihrem Ballkleide, die an dem Glanz der Kerzen und in der Schwüle des Saales schnell verwelkt, ein Arom, das Sie einen Augenblick wie Veilchenduft erquickt und von einem stärkeren betäubt wird. Was ist Ihnen die Liebe?“

„Mir? Luft und Licht!“ Und sie sprang auf. War's der Sinn, war's der Klang ihrer Worte, sie übten eine zauberische Gewalt auf Clemens aus, er verbarg sein Gesicht in den Händen und flüsterte: „Ich liebe Sie noch, werde Sie immer lieben müssen!“

„Mich?“ Sie lachte laut auf, voll Glück und Leben, und trat muthig aus dem Schatten in das Licht des Mondes heraus. Wie vor einer Erscheinung fuhr der junge Mann zurück, es war nicht die Gräfin, nicht ihr liebliches, zartes Gesicht, ihre schmachtenden Augen — sondern eine Dame, die er nie gesehen, nur so hoch war sie wie Emma Buchau. „Nun haben Sie Ihr bestes Geheimniß verloren, Herr Clemens Amberg“ — scherzte sie, „und wenn Sie mich auch nicht lieben, so werden wir dennoch gute Freunde bleiben müssen.“

*) Aus einem bald erscheinenden Roman.

„Oh, Sie halten mich für einen Thoren.“

„Daß Sie meine allerschönste Freundin verlassen wollen? Gewiß, das ist thöricht, den ganzen Tag hat die Gräfin Sie erwartet, gegen Abend reiste Sie ab.“

„Mit dem Herzog?“

„Genau eine Stunde vor ihm.“

„Abscheulich!“ murmelte Clemens.

„Sie trug mir auf, Ihnen zu schreiben — viel, mancherlei; nun sind Sie selbst gekommen und ersparen mir die Mühe. Ich plaudere lieber, als ich schreibe. Gehen wir in's Haus, die Nacht wird feucht.“

Schweigend schritt Clemens neben ihr dahin; finsterer Unmuth lagerte auf seiner Stirn, über ihre Untreue, über die Gewaltsamkeit, mit der sich eine Andre, ein seltsames, keckes Wesen, unberufen und doch unwiderstehlich in sein Leben hineindrängte, und nur die heimlich fortlodernde Liebe, die Begierde, mehr von der Gräfin und ihren Plänen zu erfahren, ließen ihn Ottilien folgen. Wie sie jetzt flüchtig, — das Spitzentuch um den Kopf flatterte ihr wie ein schwarzer Schleier nach, — an den dunklen Gebüschen vorüberhuschte, welche die Terrasse nach dem Flusse zu umkränzten, bald im hellsten Mondschimmer, bald in den tiefsten Schatten entschwindend, mit den abgebrochenen Blüthen und Zweigen spielend, erschien sie ihm wie einer der neckischen Elfen in Oberons Gefolge. In ihr, wie auf ihrem Gesichte, lag etwas Schillerndes, Wechselndes, nicht einmal ihr Alter wagte er zu bestimmen, viel weniger den unsagbaren Reiz, der wie ein Lichtgewand sie umgab. Sie waren die steinernen Stufen hinabgestiegen, die in die tiefer gelegenen Gänge des Gartens führten, schon grüßte sie hier und dort aus den Fenstern des Landhauses trauliches, goldschimmerndes Licht, als Clemens des Freundes gedachte, der an den Weiden des Ufers seiner harrte.

„Fräulein“ — sagte er rasch entschlossen, denn ihre Ungezwungenheit, ihr sicheres Wesen hatte auch ihm Muth gemacht, „entweder geben Sie mir und einem Freunde auf eine Stunde Obdach oder Keinem.“

„Romeo und Mercutio!“ lachte sie. „Willkommen, willkommen! Während Sie ihn holen, will ich suchen, Sie würdig zu empfangen. Nur vergessen Sie nicht, ich bin kein Burgfräulein, sondern bürgerlich, schlicht bürgerlich.“

Damit winkte sie ihm einen flüchtigen Abschiedsgruß zu, halb mit der Hand, halb mit dem Blick ihrer blitzenden, graublauen Augen und eilte zum Landhause, wie eine Nymphe, wie ein Traum.

Den ganzen Maimond hatte Gräfin Emma von Buchau auf diesem lieblichen Landsitz in der Nähe der großen, norddeutschen Hauptstadt verträumt und den Frühling über die Erde kommen sehen. In ihr war's freilich schon vor dem Schnee der Apfelblüthen, die der Westwind wie silberne Flocken über die Kieswege säete, lange vor Ostern Frühling geworden, noch mitten unter den Eisblumen des Winters. Mit solchen Eisblumen, die an die Scheiben sich in wunderbaren Verschlingungen hinanranken und ihre weiten Kelche öffnen, wie Pokale vom feinsten Silber, um die darauf fallende Sonnenstrahlen den goldenen Rand bilden, pflegte sie gern ihr eigenes Herz zu vergleichen, ihr kaltes, fünfundzwanzigjähriges Herz; es war ein Becher ohne den rothen, perlenden Wein darin. Immer hatte sie gehofft, daß ihr Blut noch einmal wallen würde und steigen, wie der Nektar der Götter, ewige Jugend und Schönheit bringend. Hienieden, wo fände man da diesen olympischen Rausch, Rosen, die duftiger blühen, als alle Blumen der Erde zusammen, wenn nicht in der Liebe? Zwar ist auch sie nur vorübergehend, dithyrambisches Entzücken, das sich aushaucht, wie jeder Ton, aber wer ihn einmal gehört, diesen Laut des Geständnisses, vergäße ihn der? Heilige trugen die Wundmale des Glaubens; so brennt Jedem der ersten Liebe erster Kuß als heiliges, unverlöschbares Stigma auf Stirn und Lippen, und würde er hundert Jahre alt. Und darum liebte die Gräfin. Ihr rosiger Mund sprach freilich von manchen Erinnerungen, gebrochenen Schwüren und vergessenen Küssen, wenn aber eine neue Leidenschaft in uns mächtig wird, fegt sie wie ein Komet mit flammendem Schweif alle Gedanken an die Vergangenheit, wie schnell verglimmende Sternschnuppen, von dem Himmel des Herzens hinab. Niemals, meinte die Gräfin, hätte sie so geliebt, wäre sie so erregt worden, einer hell auflodernden Fackel gleich. Denn diese plötzliche Neigung war romantisch, zärtlich, das kostbarste, zerbrechlichste Luftschloß, das noch je ihre Wünsche aufgeführt; sie liebte einen stillen, verschlossenen Mann, ihren Vorleser Clemens Amberg.

Als sie im November aus Thüringen in der Hauptstadt des Nordens angelangt war, hatte sie sich eines Abends beim Hinausgehen aus dem Theater ihm gegenüber gefunden und im Gedränge seinen Arm angenommen. So begann ihre Bekanntschaft. Dieser Clemens Amberg war jung, wie sie, ein Gelehrter von tiefem Wissen, voll künstlerischer Anschauungen, der einsiedlerisch am liebsten mit seinen und den Gedanken großer Geister lebte. Ihm, dem Alleinstehenden, reichten die beschränkten Mittel seines Besitzes für alle Wünsche und Bedürfnisse aus, des Lebens wegen brauchte er nicht seine Unabhängigkeit anzutasten, noch hatte ihn keine Leidenschaft des Ruhmes, der Liebe getrieben, aus diesem engen, selbst gezogenen Kreis der Beschränkung zu treten, die Ideale seines Herzens in der Welt zu verwirklichen. Ein stiller Priester des Schönen, war sein Wahlspruch: Außerhalb der Gesellschaft. Die Weichheit seines Gemüthes machte ihn zum Ertragen des Schmerzes fähiger als zum Kampf mit den Dingen, und wie allen schwermüthigen Naturen hatte sich auch der seinen Argwohn und eine unbestimmte Furcht vor den Andern und ein in sich befriedigter, verschlossener Stolz eingeprägt. Damals, als er zuerst in die schmachtenden, aufsaugenden Augen Emma's geschaut, hatte er nicht geahnt, daß an den Zauberstrahl, der ihm da entgegen geleuchtet, seine Seele und sein Geschick sich heften würde, wie das Eisen an den Magnetstein, daß sie ihn mächtig und unwiderstehlich aus der Welt der Stille in die der Begebenheiten ziehen würden.

Aber That reiht sich an That, Wort an Wort, und ohne unsren Willen schließen sich aus ihnen Ketten zusammen, Glied an Glied, die Arm und Fuß uns unzerreißbar umschlingen. Goldene Fesseln, geflochten aus den Strähnen ihrer blonden, tizianisch leuchtenden Haare, eine seidene Schnur, d'ran Liebesblicke und Liebeslächeln wie die Kugeln des Rosenkranzes auf- und niederglitten. Dieser arme Clemens Amberg! Da liegt sie nachlässig im Lehnstuhl, das goldgelbe Licht der Lampe spielt auf ihrem Gesicht, um Stirn und Wangen, leise wie geflüstertes Wort rauscht ihr Kleid, wenn sie sich zu ihm wendet, ihr Haar duftet, ihre Augen schwimmen und funkeln in zärtlicher Gluth — und das Alles in dem einsamen, matterhellten Gemach; die Vorhänge der Fenster sind herabgelassen, auf dem buntgestickten Teppich des Fußbodens verhallt jeder Schritt, und nur die dunkelgrünen, hohen Staudengewächse auf dem Blumentische neigen sich traumhaft, wie im Heimweh verloren; so sitzt er ihr gegenüber, allein, stundenlang, kein Wort fliegt von ihm zu ihr als die glühenden Verse der Dichter, glühender als die rothen Blüthen des Oleanders, berauschender als das Arom, das ihr entströmt, ein Meer des Wohllauts umfließt sie beide, Wogen des Lichtes, Wellen des Klanges! Dann, wie die Fackel der Hero aus dem Thurme von Sestos den Geliebten begrüßte, lohen ihm ihre Blicke liebverheißend entgegen und heilen die Wunde, die sie ihm wie Sonnenpfeile lodernd geschlagen. Er mußte sie wohl lieben. Ihm hatte immer ein Ideal von Weiblichkeit und Frauenschöne vorgeschwebt; so nahte ihm Gräfin Emma, denn sie war schön, lieblich und verband mit dem Reiz ihres blassen Gesichtes, ihrer idealen Gestalt die Kenntniß des Lebens, den Zauber einer lebendigen Phantasie. Hatte sie doch im Dome von Avignon auf den Steinen gestanden, wo einst Laura de Sades mit ihren Augen in Petrarka's Seele den unsterblichen Brand entzündet, den Brand, der berühmt sein wird, wie der von Troja, alle noch kommende Jahrtausende hindurch, diesseits und jenseits des

Oceans, Laura und Petrarka; nur war sie zärtlicher, und bald webte sich ein prächtiges Netz zusammen aus Erinnerungen, Phantasieen und Gegenwart, ein Netz Amors, worin sie selber gefangen liegt. Das Seltsame, Ursprüngliche in Clemens zog sie an, solchen Mann hatte sie noch nie gesehen, so ohne Wünsche, so ganz in sich beruhigt; nach manchen leidenschaftlichen Stürmen, die über ihr Herz und ihr Leben hingebraust, that ihr die weiche, hingebende Liebe wohl, die ihr Clemens weihte, und heilte sie wie ein wunderbarer, segenskräftiger Balsam. Dies Wiegen und Schaukeln in freigegebener und erwiederter Neigung, ohne Furcht und Bangen, das Ruhen in einander, diese selige Verschollenheit, war's ein Traum, war's ein wiedergefundenes Paradies? Da ward die Eisblume ihres Herzens zur duftigen Rose.

Mitten in ihrem besten Blühen kam der Herzog Heinrich, in dessen Land die Güter der Gräfin lagen, an dessen Hof sie als erstes Gestirn geglänzt und bald wieder als zweites neben seiner künftigen, jungen Gemahlin glänzen sollte, zur Brautschau und Verlobung nach der Königsstadt des Nachbarreiches. Der Herzog galt als der ritterlichste, beste Mann in Deutschland, als der Einzige, dem die Krone der Hohenstaufen nicht schlecht die jugendliche Stirne zieren würde, als einer, dem das Gottessiegel aufgeprägt ist: Cäsar zu sein in diesen Tagen. Ihm voran ging der Ruhm, den er im Kampfe gegen die Feinde des Reiches gewonnen, der Ruf seiner Leutseligkeit, seiner liberalen Gedanken, auch seiner Siege über die Frauen. Und zu diesen Ueberwundenen gehörte, wie das Gerücht sagt, Gräfin Emma von Buchau als der strahlendste Diamant.

Als die Asche des Vesuvs über die griechischen Statuen und die kranzgeschmückten Tänzerinnen fiel, die buntgemalt die Wände Pompeji's zierten und in den Vorhöfen seiner Häuser standen, begrub sie da eine reichere Welt von Idealen, von Schönheit und herzbegeisterndem Reiz, als der Staub des Lebens sie täglich einem Jeden von uns vernichtet? Clemens glaubte es nicht; da er sein Idol, das er auf fast unerreichbarem Sockel erhöht, dem alle Schönheiten der Dichter und Künstler nur zum prächtigen Fußgestelle gedient hatten, in den Staubwolken entschwinden sah, erblaßte für ihn auch die Sonne, verlor der Frühling seine Farbe und seinen Duft. Es sollte ein reichbegabter Mensch sich niemals an eins ketten, denn wie zerbrechlich ist das Irdische, und wie langsam verblutet ein großes Herz!

Dem war nun einmal so, Gräfin Emma war die Geliebte des Herzogs gewesen, war's vielleicht noch. Seine forschende Eifersucht, die eigene, seltsame Angst, mit der sie ihn empfing, ihn von sich drängte, ließen Clemens bald keinen Zweifel mehr; er hatte beschlossen, als ein Mann diesen Abend noch einmal mit ihr zu reden, zum letzten Mal, ein Lebewohl. Die Frau, die er liebte, mußte rein, keusch und madonnenhaft sein. Mit diesem Entschluß bestieg er die Terrasse, um sie nicht zu finden. Wie er jetzt rasch nach dem Ufer eilte zu dem harrenden Freunde, wogte die Fluth widersprechendster Empfindungen in ihm auf und nieder. Was ihm so gewichtig und heilig vorgekommen war, zu welchem Possenspiele hatte es geführt! Sie, der sein Wort die flammendste Röthe der Reue und der Scham über die Stirn bis zum Nacken hinabgießen sollte, war lustig und scherzend davongeflogen, wie ein Vogel aus goldvergittertem Käfig! Als ob sie sich keiner Schuld bewußt fühlte, hatte sie ihn erwartet, mit ihm reden wollen! — Da traf er auf Oswald.

„Nun, geht's endlich rückwärts?“ rief der ihm schon ungeduldig entgegen.

„Nein, vorwärts, Freund!“

„Ihr seid versöhnt?“

„Ein Kobold hat mit uns seinen Scherz getrieben und wird ihn noch weiter treiben. Komm mit, du sollst ihn sehen.“

Damit zog er ihn hastig durch den Garten nach dem Landhause hin. Auf der Schwelle desselben kleinen, heimlichen Erkergemaches, wo Clemens glückliche Augenblicke zu ihren Füßen wie goldene Tropfen in die Vergessenheit hatte sinken sehen, stand Ottilie. Ihr weißes, luftiges Gewand verlieh ihr etwas Schwebendes, die Mantille hat sie abgelegt, einen frischen Blumenstrauß an den Busen gesteckt, ihre Wangen glühten gleich seinen Rosen. Wahrhaftig, wie vor einem Kobold schrack Oswald zusammen, und die kleinen, grauen Augen in dem breiten, gutmüthigen Gesicht schienen zu Fixsternen zu werden und zu funkeln, wie der Orion und der Sirius mit einander, als er sie sah. Und Ottilie sprang zurück, riß den silbernen Leuchter vom Tisch und leuchtete mit der Wachskerze ihm gerad in's Antlitz, in die Falten, die ihm über die Stirn und um die Lippen liefen. Da lachte sie auf, hell, als ob Champagnergläser an einander klängen, und er schlug in die Hände und tanzte einen Menuettschritt vor, ihr entgegen und suchte ihre rosigen Fingerspitzen zu haschen, aber er faßte nur den einen flatternden Volant ihres Kleides und sagte, ihn an seine Brust drückend: „Meine Göttin Ottilie!“

„Nun ist die Komödie vollkommen!“ rief sie. „Der Eine suchte und fand nicht — und Sie, meine erste, grauwerdende Liebe, finden, was Sie nicht gesucht!“

„Ottilie“ — fing Oswald an und sank erschöpft in einen Sessel; er seufzte vergebens nach Worten.

„Ja“ — fuhr sie fort, sich halb zu dem erstaunten Clemens wendend, „vor zehn Jahren war ich seine fünfundzwanzigste Liebe. Damals hatte ich eben die Bühne betreten, auf einem armseligen Stadttheater, an dem er der erste Intriguant war. Beinahe spielte er wie Seydelmann, beinahe; das gehörte in jenen Zeiten zu den unentbehrlichen Requisiten eines Charakterspielers. Aber, o Oswald, solche abscheuliche Falten zerrissen das Antlitz meines Alba nicht! Ach, wie wir uns liebten!“

„Alle Poeten der Welt haben es nicht halb so gut besungen“ — sprach er pathetisch. „Was sind die Liebesscenen Shakspere's gegen die, welche wir aufführten? Strohfeuer gegen ein königliches Feuerwerk!“

„Schade, daß der Aetna ausbrannte!“ meinte sie leichthin. „Das Theater stob auseinander nach Nord und Süd und wir mit ihm.“

„Und Sie sahen sich nie wieder?“ fragte Clemens theilnehmend.

„Nie, bis heute.“

„Immer“ — rief Oswald dazwischen. „Aus den Versen, die ich lernen mußte, — von der Prosa schweig' ich, — stiegst du empor, meine Göttin, wie die Feen aus den Kelchen der Blumen; so oft ich eine andere lieben wollte, mußte ich sie erst Ottilie umtaufen.“

Sie stützte den Kopf auf den schönen vollen Arm, den der weite, zurückfallende, reich mit Spitzen besetzte Aermel sichtbar werden ließ. „Träume der Jugend!“ sagte sie. „Das ist vorbei. Wie so weit wirft man in den Tagen seine Netze aus, wie so leer zieht man sie zurück, leer an erhofftem Glück und doch so schwer von Trümmern.“

Er aber sank ihr zu Füßen, dicht vor ihren Lehnstuhl hin: „Hüllen wir die Zeit in ein Leichentuch, die zwischen meinem ersten Kniefall und meinem jetzigen liegt! Wir sind beide staubig geworden und ausgeblaßt; doch ist in Ihr Herz noch keine neue Liebe gezogen, Ottilie, so —“

„Mein Herz ist ein Vogel,
Mein Herz ist noch frei
Und trinkt wie die Blumen
Den sonnigen Mai!“

sang sie lustig. „Und nun genug von den Erinnerungen! Alt wird Alles und farblos, was klagen wir d'rum?“

Ihr stand der Scherz gut trotz ihrer siebenundzwanzig aufgeblühten und verwelkten Frühlinge, wenn auch jetzt das helle Licht der Kerzen die scharfen, hervortretenden Züge ihres Gesichtes nicht mehr in solchen verklärenden Schimmer kleidete, wie das Mondlicht im Garten. Oswald war stiller, herabgekommener, wie die graugewordenen Zipfel seines schwarzen Halstuches; die Melancholie lieferte sich mit der Lustigkeit in den Winkeln seines Mundes verzweifelte, unentschiedene Schlachten; weiter nach oben hin, auf dem Felde

zwischen den breiten Flügeln seiner eingedrückten Nase und den Spuren eines Backenbartes, hatte sie schon gesiegt, seine Stirn war ihr Königsstuhl. Von der Bühne, die ihm nicht erfüllt, was sie ihm versprochen und er vielleicht, in Ueberschätzung seines Talents, gehofft, unwillig zurückgetreten, war er wie Clemens einer jener modernen Mönche geworden, die inmitten einer glänzenden, genußsüchtigen, wie auf dem Triumphwagen des Bacchus dahinfahrenden Gesellschaft eine stille Gemeinde bilden, voll edler Bestrebungen, unbekannt und ohne Ruhmbegierde Samenkörner für die Zukunft streuen, einsam leben und in Verschollenheit sterben, abgeschlossener und in sich beruhigter als die Männer des Klosters. Wo ihrer zwei von dieser Genossenschaft auf einander treffen und sich erkennen, ohne daß sie das Schlagen des Kreuzes oder ein anderes Zeichen dazu brauchten, an einem jener aufrichtigen Worte und Gedanken, wodurch die Seele verklärt schimmert wie die Sonnenstrahlen durch den reinsten Krystall, ist der Genius der Freundschaft mit ihnen, als heiliger Geist. Er umschlang Clemens und Oswald ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Jahre und Schicksale; was dem Einen das Leben und zertrümmerte Hoffnungen gelehrt hatten: Entsagung, hatte dem Andern die Natur gleichsam eingeboren, um ihn, wie ihr Schooßkind, vor zu großen Schmerzen und Täuschungen zu bewahren. Jetzt mußte freilich jede Wolke des Trübsinns vor ihrem Lächeln und dem Wehen ihres Gewandes verschwinden, aus dessen Falten die Götter des Scherzes nickten und winkten.

Ottilie Lieblich trug nicht umsonst ihren Namen; sie wußte Alles zu verschönen. Ihre Seele hatten die Musen an einem Tage des Frohsinns geschaffen und ihr all' ihre Gaben in die Wiege gebunden. Eine der berühmtesten, geistvollsten Schauspielerinnen aus der Kaiserstadt im Süden, war sie ihrem Geliebten weit voran in der Rennbahn des Ruhmes geeilt, hatte viele Kränze, Rosen und Lorbeer erworben, von allen Freuden und Schätzen des Lebens umgaukelt und selber in ihnen gaukelnd und schimmernd, wie der Mondstrahl im blauflüthenden Strom. Mit der Gräfin Buchau innig befreundet, auf dem Gute ihrer Eltern war sie, die Tochter eines Pfarrers, geboren worden; ihre ersten gemeinschaftlichen Spiele unter den Eichen des Schloßgartens, ihre erste Wasserfahrt auf seinem Teiche hatte sie mit einander auf immer verbunden, gleiche Erinnerungen, gleiche Neigungen knüpften dies Band. Jetzt wollte Ottilie nach der Hauptstadt des Herzogthums, wohin der kunstliebende Fürst die besten Schauspieler von nah und fern zu einem Gastspiele eingeladen. Da sie durch die nordische Residenz reiste, hatte die Gräfin sie gebeten, ihr einen und den andern Tag noch auf ihrem Landhause zu schenken; so war sie seit dem Morgen des vergangenen Tages dort. Nun flutheten die Wogen der Erinnerung und des gegenseitigen Erstaunens schon leiser und geringer, daß Ottilie endlich Muße fand, dem unruhigen Clemens von der entflohenen Geliebten zu erzählen.

„Heut früh", begann sie, „erhielt die Gräfin Nachricht aus Thüringen, von ihrem Großvater, dem alten Herrn Julian von Rosenfeld."

„Julian von Rosenfeld?" rief Clemens. „Das ist auch mein Großvater."

„Allerliebst!"

„Meine Mutter", fuhr er eifrig fort, „war die älteste Tochter des Barons. Mein Vater war ihr Sprachlehrer, sie liebten sich, ließen sich heimlich trauen und entflohen. Der adelsstolze, finstere Vater verstieß und enterbte die Tochter, aller Verkehr zwischen beiden hörte auf, denn auch meine Mutter hatte ein unbeugsames Herz und glaubte, recht gehandelt zu haben. Erst nach meines Vaters Tode, ich war ein Bursch von fünfzehn Jahren, entsinne ich mich, kam der Baron plötzlich, unerwartet zu uns. Es fand eine Versöhnung zwischen ihm und der verstoßenen Tochter Statt, eine kalte, förmliche. Seit dem schrieben sie sich wohl, aber selten; Neujahrs, zu seinem Geburtstage; dann mußte auch ich einen Glückwunsch, einige Zeilen hinzufügen. Nun ist mir die Mutter seit drei Jahren todt; ich sandte ihm, als er mir zur Weihnacht eine geringe Geldunterstützung schickte, wie er sie der Mutter zu bescheeren pflegte, sein Geschenk zurück, ich wäre der Sohn meines Vaters. Darauf antwortete er, das wäre brav, solchen Stolz sollte ich mir bewahren. Seitdem gingen einige Briefe hinüber, herüber, ja — soll ich's gestehen? — wir schrieben uns oft theilnehmend, herzlich, aber das konnte in mir nicht den alten Groll und Haß ersticken, den Vater und Mutter mir eingeflößt; diese adlige Verwandtschaft galt mir als Makel, und ich sprach zu Niemandem davon. Nun muß ich von Ihnen erfahren, daß die Gräfin seine Enkelin, meine Verwandte ist."

„So geht's" — meinte Oswald, wenn die Liebenden sich nicht um ihre Familiengeschichte bekümmern."

„Eine köstliche Scene wird's da zwischen Ihnen und Emma geben, auf Schloß Rosenfeld, unter den schwarz gewordenen Bildern der Ahnen", lachte Ottilie.

„Schwerlich, denn nun steht noch mehr zwischen uns, als die Liebe eines Herzogs — ein Wappen."

„Das vielleicht bald das Ihrige ist."

„Niemals; sollte ich vergessen, wie sie meine Eltern verhöhnt und verfolgt haben?"

„Oh, der Tod ist ein großer Versöhner. Ihr Großvater liegt schwer erkrankt darnieder, und der Arzt zweifelt an seiner Genesung. Das war die schmerzliche Nachricht, die der Gräfin durch ein Schreiben des Kastellans Herbert kam, die sie zur schleunigen Abreise rief. Sie war immer der Liebling des greisen absonderlichen Mannes gewesen, sollte sie jetzt nicht neben dem Todesengel helfend und tröstend bei ihm stehen?"

„Und auch ich sollte es" — sagte Clemens vor sich hin. Ein tiefes, drückendes Schweigen trat ein; er war an's offene Fenster getreten und schaute theilnahmlos in den Garten, hinauf zu den Sternen.

„Das versöhnt mich fast mit dieser treulosen Gräfin", hub Oswald an. „Es ist nur ein edles Herz, in dem das Gefühl der Dankbarkeit und kindlicher Liebe lebt; denn was vergäße der gewöhnliche Mensch leichter, als Dienste der Freundschaft, Thaten uneigennütziger Hingabe? Belohnt und geschätzt wird nur die stürmische, eigensüchtigste Leidenschaft."

„Weil sie schön ist und muthig" — sagte Ottilie. „Wer hielte seinen Vasallen höher als seinen Sieger?"

Da wandte sich Clemens vom Fenster: „Und sonst, Fräulein, sonst haben Sie mir nichts von der Gräfin zu sagen?"

„Sonst? Daß Sie geliebt werden? Sie glauben es nicht, der Schatten ist dazwischen, der Schatten."

„Lügt etwa die ganze Welt?"

„Ich weiß nicht, und müßte ich es selbst, das sind Frauengeheimnisse, die ich nicht verrathe."

Plötzlich erhob sich Oswald mit einer kühnen Schwenkung aus dem Sessel, seine kleine, breite Gestalt schien zu wachsen, nun that er noch einen mächtigen Imperatorenschritt, hob sich auf den Zehen empor und sagte: „Ich hab' einen Gedanken!" Und als die Beiden ihn wider Willen lachend anschauten, fuhr er fort: „Inspiration, wie in den Tagen meiner Künstlerschaft! Mein Dämon flüstert mir zu; wir gehen großen Dingen entgegen."

„Her mit dem Gedanken!" rief Clemens.

„Du sollst ihn haben! — Ihr nach!"

„Vielleicht an das Sterbebett meines Großvaters!"

„Ich bleibe dabei: ihr nach!"

Ottilie fiel ihm um den Hals. „Eine Reise zu Dreien!" rief sie. „In die Ferne, in die Freiheit — wie's euch gefällt!" Allein ehe er noch diesen neckenden Kobold fest umfassen und seine Lippen auf ihre Wangen drücken konnte, hatte sie sich ihm schon entwunden

und eilte jubelnd umher. „Keinen Trübsinn, edelster Ritter" — sagte sie zu Clemens und strich sanft mit ihrer feinen Hand über sein Haar hin, „dem Glücke zu! Der alte Löwe auf seinem Schloß wird nicht gleich vor dem Tode zusammenbrechen. Sie werden mit ihr an sein Lager treten; Versöhnung, Ritterschlag — und Sie erben Schloß und Leute, die Prinzeß obenein. Welch' himmlische Komödie! Auf dem schmalsten Brette schwankt jedes Leben, zwischen Furcht und Hoffnung — herüber, hinüber!"

„Sie haben Recht!" entgegnete er hastig, hingerissen. „Ich bin ein Thor, so lange noch hier zu weilen, wo ich ein heiliges Recht zu vertheidigen habe. Mein eig'nes, das Recht meiner gekränkten Mutter! Auch mir gebührt ein Platz an der Seite des Großvaters, auf meinem Erbe!"

„Bravo, so wollte ich Sie!"

„Sie?" Zum ersten Male sahen sich beide lange und unverwandt an; die Erregung verlieh seinen großen, blauen Augen einen eigenthümlichen Glanz und brannte funkelnd aus seinen zarten, fast mädchenhaften Zügen. Als ob sie in den Zauberspiegel geschaut, erbebte Ottilie unter seinem Blick, erbleichte, erröthete, ihr Arm zitterte von der Schulter bis zu den Fingerspitzen hinab, die er ergriffen.

„Er wird ein Ritter, wie der rasende Roland" — deklamirte Oswald, „und zuletzt werde ich noch im Monde seinen verloren gegangenen Verstand suchen müssen."

„Vorwärts!" rief Clemens, „mit Ihnen, mit dir! Ich will nicht länger unthätig sitzen und schwärmen. Was ich gesucht — eine That, ich habe sie vor mir, es gilt, mir mein Erbe zu erobern. Tambour battant ist die Losung des Lebens geworden, stürmen auch wir denn das Glück."

„Wenn Alles verloren geht" — schloß Oswald, „die Gräfin und die Erbschaft" — „dann bleib' ich noch getreu" — antwortete Ottilie.

„Und die Kunst! Aber wir bekommen das Schloß, wir bestehen Irrungen und Abenteuer, der Dämon sagt's."

„Oh, er wird uns noch Geister citiren" — spottete sie.

„Vielleicht machen wir ihre Bekanntschaft auf Schloß Rosenfeld."

Ein eig'ner, schwüler Hauch wehte durch das Gemach; war's die warme Luft der Sommernacht, die durch das geöffnete Fenster hineinströmte; der stärker aufsteigende, bläuliche, duftende Rauch der niederbrennenden Kerzen? Unwillkürlich drängte sich Ottilie, wie schutzsuchend, an Clemens. So beschlossen sie am nächsten Morgen, leicht bepackt sich auf dem Bahnhofe der Eisenbahn zu treffen, zur Fahrt nach Thüringen.

Welche Träume umgaukelten ihre Schläfen in dieser Nacht, prächtiger als das farbensprühende Rad, das irdische Pfauen schlagen. Burgen von Gold mit diamantenen Zinnen erhoben sich wie unter Geisterspruch und Geisterhand, stiegen und sanken. Das ist der Reichthum des Lebens und die quellende Fülle des Herzens, daß aus ihrem unerschöpften Born, wenn das Geschick uns ein Ideal zertrümmert, sich andere erheben in ewiger, neuer Schöne, wie kein griechischer Bildhauer vollendeter die Aphrodite gemeißelt; es wallen ihre heiligen, weißen Priestergewänder wie in rhythmischer Bewegung, und die Harmonie, die in ihnen und um sie ist, klingt weihend und beruhigend auch in unsre Seele hinein.

---

* Der gegenwärtige Stand der dänisch-deutschen Frage.

Es bedarf wohl keiner Entschuldigung, wenn wir die dänisch-deutsche Frage, die augenblicklich in ein neues Stadium getreten ist, in dem Dänemark die Verweisung derselben an einen europäischen Congreß gefordert, Preußen und Oesterreich dagegen eine kategorische Forderung auf Einberufung der holsteinischen Stände gestellt haben, in einem Blatte, das in Bremen erscheint, beleuchten. Denn Bremen ist von allen Städten Deutschlands diejenige, welche ihre Sympathien für Schleswig-Holstein nicht durch bloße Adressen, sondern durch die aufopferndste Thatkraft bewiesen hat, indem sie bekanntlich den fünften Theil aller aus dem großen Deutschland zusammenfließenden Geldunterstützungen beisteuerte. So unerquicklich für jeden Deutschen seit der österreichisch-preußischen Pacification der Herzogthümer die Berührung dieser Angelegenheit auch gewesen sein mag, so halten wir es doch für eine heilige Pflicht der ganzen deutschen Presse, in diesem Augenblicke nicht zu schweigen, um das Damoklesschwert der Diplomatie, das den unglücklichen deutschen Herzogthümern vollends den Garaus machen soll, in der Schwebe zu halten, wenn möglich, denen, die es zücken, zu entreißen.

Holstein-Lauenburg — denn Schleswig ist seit seiner Trennung von Holstein eine vollständig dänische Provinz, die sogar auf den neusten Landkarten Dänemarks unter dem Namen „Südjütland" figurirt — ist jetzt nur noch durch einen Faden mit Deutschland verbunden; ist dieser zerrissen, dann geht es uns ebenso unwiderruflich verloren, wie die Ostseeprovinzen, Holland, Belgien, Elsaß, Lothringen, Schweiz und Burgund dem deutschen Reiche entrissen sind. Bekanntlich hat Dänemark augenblicklich einen großen diplomatischen Sieg errungen, nicht bloß über Deutschland, sondern über ganz Europa, indem die meisten Seemächte zur Erstattung bedeutender Geldsummen gegen die Ablösung des Sundzolls sich bereit erklärt haben, Geldsummen, welche die deutschen Seestaaten sich hätten sparen können, wenn statt des Friedensschlusses in Berlin vom 4. Juli 1850 der Frieden in Kopenhagen selbst dictirt wäre. Die deutsche Diplomatie steht aber im Begriff einen zweiten Sieg zu erringen, wenn es ihr gelingt, die holsteinisch-lauenburgische Angelegenheit — von Schleswig ist schon lange keine Rede mehr — zur Schlichtung an einen europäischen Congreß zu bringen. Wenn wir auch die Schande, eine specifisch deutsche Angelegenheit der Entscheidung fremder Mächte zu unterwerfen, ganz außer Acht lassen wollen, so sehen wir überhaupt gar nicht ein, wie die Diplomatie eine Sache, die gar nicht vor ihr Forum gehört, zu einer fruchtbringenden Abwickelung bringen will. Denn die Diplomatie der Großmächte hat trotz ihrer Metternich und Talleyrands in den letzten Jahren sehr oft Fiasko gemacht, indem sie ihre therapeutischen Heilmethoden bei Angelegenheiten in Anwendung brachte, die gar nicht einmal Angriffspunkte zu einer Kur darboten, und statt der Feder mußte daher oft das blanke Schwert und die Kanonen entscheiden. Ueberhaupt charakterisirt sich die Diplomatie der Neuzeit — die amerikanische nehmen wir aus — dadurch, daß sie zu wenig kriegerisch war, während die Kriege selbst zu diplomatisch geführt wurden; daher haben sowohl die Diplomatie als auch die Kriege nur Halbheiten erzeugt, kümmerliche Mißgeburten, die auf diplomatischen Spiritus gesetzt, wohl eine Zeitlang conservirt werden können, aber verkümmern, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Denn die Diplomatie muß kriegerisch sein, wenn sie die Kriege überflüssig machen will, und die Kriege nicht diplomatisch geführt werden, wenn sie da helfen sollen, wo die Arznei der Diplomatie angeschlagen hat. Si vis pacem, bellum para. Das wußten schon die Alten.

Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß die europäische Diplomatie sich selbst ungetreu geworden sei und das Vertrauen zu sich selbst verloren habe. Ganz anders die dänische Diplomatie. Eine eiserne Consequenz zeichnet dieselbe aus; sie giebt ihrem Gegner nie nach, wenn sie es aber thut, nur in der Form und in Worten, niemals in der Sache selbst; geht sie einen Schritt rückwärts, so thut sie es nur in der Absicht, bei der nächsten Gelegenheit zwei Schritte vorwärts zu gehen, bewegt sie sich in Ellipsen und auf ungraden Wegen, so weiß sie, daß auf dem Gebiete der Politik die grade Linie nicht immer die kürzeste ist. Dabei scheut sie keine Mittel und Wege, ihr Zweck heiligt alle ihre Mittel. Die dänische Diplomatie ist, kurz ausgedrückt, politischer Jesuitismus. Weil sie weiß, daß in constitutionellen Staaten die Presse die herrschende

Macht ist, durch deren Einfluß Ministerien fallen und steigen und somit auch die äußere Politik bestimmt wird, so hat sie von Anbeginn des schleswig-holsteinischen Conflicts ihre Hauptsorge die sein lassen, die vorzüglichsten Organe der Presse für sich zu gewinnen. In Frankreich, Belgien und England ist ihr das denn auch vollständig gelungen. Die Times, das mächtigste und verbreitetste Blatt Englands, hat von Anfang an entschieden auf Seiten Dänemarks gestanden und gegen Deutschland Front gemacht, dasselbe Blatt, welches, als die deutsche Embryoflotte von der Weser aus in See stach, um an den dänischen Fregatten ihre Sporen zu verdienen, das englische Ministerium aufforderte, die deutsche Flagge als Piratenflagge zu behandeln. Das vorzüglichste Blatt Belgiens, welches sowohl am besten redigirt wird als sich auch dadurch auszeichnet, daß es in den Hauptstädten Deutschlands eigne Correspondenten hat und die europäischen Angelegenheiten einer Besprechung würdigt, die Independance, dies Blatt, in französischer Sprache geschrieben, übt auch in Frankreich einen mächtigen Einfluß aus und schrieb stets in dänischem Sinn. Wie traurig es in Frankreich auch bei den sogenannten Gebildeten um die Kenntniß fremder Völker und Länder aussieht, weiß jeder, der Gelegenheit hatte, längere Zeit mit Franzosen zu verkehren. In ihren politischen Blättern spiegelt sich diese Unwissenheit aufs deutlichste ab. Hätten die Franzosen Plato's Worte, daß »Unwissenheit in nothwendigen Dingen ein Laster sei«, beherzigt, so würden nicht so viele corrupte Dinge in den Spalten französischer Blätter zu lesen sein, über die bei uns jeder Schulknabe besser unterrichtet ist. Dies im Allgemeinen über die französische Presse Gesagte gilt im Besondern bei ihrer Beurtheilung des schleswig-holsteinischen Conflicts. Diese Unwissenheit und Oberflächlichkeit leistete der dänischen Diplomatie daher den besten Vorschub. Das einzige französische Blatt, welches sich noch einen Schein von Unabhängigkeit bewahrte, das Journal des Débats, konnte sich selbst nicht diesem journalistischen Miasma entziehen und trat daher stets für Dänemark in die Schranken. In Rußland kann eigentlich von einer einflußreichen Presse nicht die Rede sein; doch wurde in russischen Blättern die schleswig-holsteinische Angelegenheit stets in dänischem Sinne aufgefaßt, und erst neuerdings hat die »Nordische Biene«, wahrscheinlich durch die veränderte Constellation der Großmächte veranlaßt, eine Schwenkung nach Deutschland hinüber gemacht.

So feierte die dänische Diplomatie nicht bloß auf dem Gebiete der Politik selbst ihre Triumphe, sondern auch in der Journalistik. Natürlich versteht es sich, daß die Diplomatie hier ihre Siege nicht durch bloße Worte erreichte, sondern daß der Großmogul aller Großmächte die Pulsader, die das ganze künstliche Gebiet der Welt in Bewegung setzt, der schnöde Mammon, bei dem selbst die vielgepriesene Gemüthlichkeit aufhört, der cardo rerum, das Geld, das eigentliche Agens war. Nur in Deutschland wollte diese Diplomatie nicht anschlagen. Denn wenn auch das schon im Todeskampfe liegende oder vielleicht schon gestorbene (wir wissen es nicht genau) Journal de Frankfort stets im dänischen Sinne schrieb, so kann es doch nicht zu der deutschen Presse gezählt werden, da es einentheils in französischer Sprache erscheint, anderntheils seine Existenz bloß russischem Gelde verdankt. Die Kreuzzeitung dagegen, die Frankfurter Postzeitung und einige Blätter der äußersten Rechten standen nur insofern auf Seiten Dänemarks, als sie die schleswig-holsteinische Sache für ein Product der Demokratie hielten und daher auf Herstellung der königlichen Autorität in den Herzogthümer drangen, unbeschadet der Rechte derselben. Die dänische Regierung klagte daher insofern, als es ihr nicht hatte gelingen wollen, ein einflußreiches Blatt für ihre Ansichten zu gewinnen, mit Recht über die Haltung der deutschen Presse. Denn indem Dänemark eingesehen hat, welchen Vorschub ihm die ausländische Presse geleistet, weiß sie ebenso gut, welch' eine Macht in Deutschland die Presse, trotzdem daß sie in einigen Staaten durch Polizeiwillkür noch so stark eingeschränkt ist, auf Fürsten und Volk ausübt, weiß sehr gut, daß, wenn einige Pessimisten unsere deutschen Zustände für schlimmer als die vor 48 halten, die Macht der öffentlichen Meinung in Deutschland seit 48 so erstarkt ist, daß die Fürsten und der Bundestag es für weise und klug halten, derselben Rechnung zu tragen. Die deutsche Presse verdient daher das höchste Lob, tapfer und unbeirrt durch die Lockungen Dänemarks und seines Geldes für die Rechte der Herzogthümer gestritten zu haben.

Um so mehr müssen wir aber bedauern, daß das einzige Blatt in Dänemark, welches seine Stimme für die unglücklichen Herzogthümer erhob, die in Kopenhagen erscheinende Kopenhagener Zeitung, in diesen Tagen zu erscheinen aufgehört hat. In Dänemark herrscht bekanntlich die unumschränkteste Preßfreiheit, die rohe, physische Gewalt in den Herzogthümern. Da dieses Blatt nun in den letzteren nicht erscheinen konnte, trotzdem aber seinen Hauptdebit daselbst hatte, so wurde, um seine Existenz zu untergraben, von der dänischen Regierung ein Verbot derselben für die Herzogthümer erlassen, und es hatte somit dasselbe Schicksal wie die meisten, für Schleswig-Holstein kräftig predigenden deutschen Blätter. Die Redaction sah sich daher genöthigt, da ihr alle Subsistenzmittel entzogen waren — in Deutschland hätte eine Subscription für das Fortbestehen dieses Blatts eröffnet werden müssen, und noch wäre es Zeit, dieses zu thun — zurückzutreten. Sehr bezeichnend sind die Worte, mit denen der Redacteur von seinen Lesern Abschied nimmt. Denn man muß bedenken, daß die Kopenhagener Zeitung, wenn auch für Deutsche geschrieben, doch ein dänisches Blatt ist, indem sie das Organ einer Partei im Königreich repräsentirt, welche das Verfahren der Regierung mißbilligt. Wenn man dieses bedenkt, dann muß es doch in der That sehr faul sein im Staate Dänemark. Den unglücklichen Herzogthümern ist jetzt aber jede Gelegenheit abgeschnitten, sich an einem Blatte, das der Wahrheit und Gerechtigkeit dient, aufzurichten.

Die deutsche Presse aber möge mit aller Kraft dahin streben, die Völker und Regierungen Deutschlands zu bestimmen, die Angelegenheit selbst nicht vor einen europäischen Congreß zu bringen. Was Rom für die den Kaiserzug unternehmenden deutschen Kaiser war, das würde ein europäischer Congreß für Schleswig-Holstein sein. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so geben wir dies Mal die Hoffnung nicht auf, daß Deutschland nicht abermals zum Gespötte werden, sondern die Scharte von 1850 auswetzen werde. Von großer Bedeutung erscheint es, daß Oesterreich und Preußen in vollem Einverständniß handeln. Nicht weniger bezeichnend für die jetzige Situation ist, daß von der Stahl-Gerlach'schen Partei, die im Jahre 1850 darauf drang, die Autorität des Königs von Dänemark in den Herzogthümern wieder herzustellen, in dem Herrenhause zu Berlin in diesen Tagen ein von 30 Mitgliedern unterstützter Antrag an die Regierung gestellt ist, sich der Rechte der Herzogthümer kräftigst anzunehmen. Wenn überdies neulich der Ministerpräsident von Manteuffel bei der Budgetbewilligung in der zweiten Kammer erklärte: »diese Angelegenheit nimmt die ernste Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch, Alles, was von Preußen in dieser Beziehung geschehen ist, ist mit Ernst und Nachdruck geschehen, wir haben in dieser Sache allen Grund, mit dem gesammten Deutschland einig und fest vorgehen zu können;“ wenn ferner bei der Bewilligung des Flottenbudgets die preußische Regierung erklärte, sie strebe dahin, die Marine so stark zu machen, daß sie wenigstens Dänemark die Spitze bieten könne, dann dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß, wenn die Sache vor den deutschen Bundestag kommen sollte, dieser die Ehre Deutschlands zu retten wissen wird.

* Gedichte.

Gedichte von P. J. Willatzen.

I.

Ich liebe die Nacht!

Die stille Nacht lieb' ich, die schwärmerische,
Die mir die Wangen kos't mit milder Frische,
Die mir das Herz umfriedet hält mit Rosen,
Wenn fern verhallt des Marktgewühles Tosen.

Ich liebe die Nacht, die mit dem blassen Strahle
Des Monds in Dämmrung hüllet Berg' und Thale,
Mit Nachtigallenmund singt Lust und Trauer,
Daß in der Brust erwachen Wonneschauer.

Die Nacht lieb' ich lautloser Waldestiefen,
Wo still, als wenn Jahrhunderte sie schliefen,
Jahrhunderte schon träumten ihre Träume,
Gereihet stehen dichtverzweigte Bäume.

Doch über Alles lieb' ich jene Nächte,
In denen fessellos die Sturmesmächte
Herfahren durch die Luft, die unsichtbaren,
Die zauberschnellen, götterstarken Schaaren!

Wie schön alsdann auf endeloser Haide,
Wenn dunkle Fetzen von dem Wolkenkleide
Des Himmels oben sich gespenstisch jagen
Und grausig dröhnt des Sturmes Flügelschlagen!

Wie schön im Eichenforst zu solcher Stunde!
Die tausendjähr'gen Riesen in der Runde
Erheben insgesammt alsdann die Stimmen,
Die ächzenden, die drohenden, die grimmen.

Erschrecken mag und zittern dann der Feige,
Der einsam geht auf dunkelm Waldessteige;
Allein der innig der Natur Vertraute
Horcht selig auf die räthselhaften Laute.

Und höchste Lust, die ich zu preisen wüßte,
Nenn' ich's: An öder, nackter Meeresküste
In toller Sturmesnacht allein zu schreiten,
Umwettert von der Elemente Streiten.

Die Erde bebt, erzittert in den Tiefen,
Und als wenn tausend Rachegeister riefen
Und grausig mischten Jubelschrei und Klagen,
Hör' ich den Sturm ein Lied herüber tragen.

Noch nimmer ist den Nachtigallenzungen
Der ganzen Lenzzeit solcher Sang gelungen!
Des Meeres Haß- und Kriegsdisharmonieen
Preis' ich vor allen Frühlingsmelodieen.

Dem Evangelium lausch' ich, dem uralten,
Das mir verkündet rettende Gewalten —
Der Höh' und Tiefe Stimmen hör' ich schallen:
„Des Geistes letzte Zwingburg auch muß fallen!

„Krieg, bis des Geistes Meer sich frei kann regen
Gleich dieses Meers gewaltigen Wogenschlägen!
Bis dahin Krieg mit ritterlichem blanken
Gewaffen für die Freiheit der Gedanken!“

So dröhnt herauf der Brandung wildes Toben,
So ruft mir durch die Nacht der Sturm von oben;
Und ich? — Entzückt lausch' ich den Melodieen
Und stimme sie mit an auf meinen Knieen . . . . .

Ich liebe die Nacht, die stille, schwärmerische,
Die mir die Wangen kos't mit milder Frische,
Die wiederklingt vom Lied der Nachtigallen
In mondlichtüberflossnen Dämmerhallen;

Doch höchste Wonne, Wonne voller Grausen,
Sturmnacht am Meer, bist du mit deinem Brausen!
Zornige Brandung, horch! dein Lied vom Hassen,
Schon hallt es wieder durch der Völker Massen!

II.

Lied aus dem Meere.

Wenn das schläfrige Volk auf dem Lande träumt,
Sind wir flott, wir Matrosen, wir raschen,
Ob finster die Nacht, ob die Woge schäumt,
Ob der Sturmwind braus't und die See sich bäumt
Hoch hinan, wie um Sterne zu haschen!

He! wir fliegen durch wogend Gebirg und Gethal,
Durch des Meeres weitgähnende Schlünde,
Wie der Adler sich schnellt durch den Wolkensaal,
Wie der zuckende, züngelnde Feuerstrahl,
Der da suchet des Erdballs Gründe.

Wir brauchen kein Roß, wir brauchen kein Rad,
Verschmähn auch des Dampfes Mächte
Und brauchen kein eisern Geleise als Pfad:
Uns leitet zu fernen Welttheils Gestad'
Unsichtbarer Schienen Geflechte.

Der Sturm ist uns Freund und Freundin die Fluth,
Die liebend um uns sich bewerben,
Wenn vor der Beiden vereinigter Wuth
Dem Volk hinter Deichen erstarret das Blut
Und zu sterben es meint, zu verderben.

Auf der weiten Haid', in dem öden Moor,
Wo der Sturm jetzt breitet die Schwingen,
Da fährt erbleichend der Hüttner empor,
Denn es wanket sein Bau, und es ächzet das Thor,
Und es wollen die Riegel zerspringen.

Wir kennen kein Zittern, wir kennen kein Graun,
Wir Matrosen sind muthige Herzen!
Wir wissen dem Tod in die Augen zu schaun —
Kein Runzeln der Stirn, kein Zucken der Braun,
Wir können im Sterben noch scherzen.

Und heißt es gestorben, dann sei unser Bett
Tief unten im dämmernden Sunde.
Kein düsterer Sarg uns: ein schmales Bret —
Hinab in das Meer dann! Ihr Brüder, Valet!
Wir scheiden mit lächelndem Munde.

Feuilleton.

— * Die Meidingersche Verlagshandlung in Frankfurt hat von Glasbrenner's komischem Gedichte „Die verkehrte Welt“ eine neue billige Volksausgabe erscheinen lassen.

— * Wider Erwarten früh hat Franz Dingelstedt eine der zu München aufgegebenen Stellung entsprechende andere gefunden, und zwar als Intendant des kleinen Hoftheaters in Weimar, das bis vor einem Jahre von Heinrich Marr geleitet wurde. Nach den Sommerferien wird Dingelstedt sein Amt antreten. Der Ausschuß für die Errichtung der Erzdenkmäler Goethe's, Schillers und Wielands erläßt einen neuen Aufruf, da noch 6000 Thaler zusammen kommen müssen, wenn man am 3. September die Monumente enthüllen will.

— * Das vor Kurzem begründete Germanische Museum in Nürnberg setzt sich immer fester in der öffentlichen Meinung und ist nun ganz an jene alte herrliche Stadt geknüpft, da König Max die Karthause zur Aufstellung für die Sammlungen des Museums überwiesen hat. Es erwächst der Stiftung bis jetzt jährlich durchschnittlich eine Einnahme von 11,000 Gulden durch Beiträge aller Art. Es hat schon ein Urkunden-Repertorium von 120,000, ein Schriftenverzeichniß von 45,000 Nummern, ein Verzeichniß deutscher Kunstgegenstände von 50,000 Nummern abgefaßt; 10,000 Original-Urkunden, 20,000 Bücher, 12,000 Münzen und Siegel, 5000 alte Gemälde, 6000 historische Abbildungen, 2000 Stück Alterthümer sind gesammelt. Das Ganze ist begründet durch die Begeisterung des jetzigen ersten Vorstandes Freiherrn von und zu Aufseß. Mögen die Jahresbeiträge zu dem schönen Zwecke in allen Städten Deutschlands mehr und mehr allgemein werden; die Unterstützer erhalten jährlich den Jahresbericht des Museums kostenfrei zugeschickt.

— * Von den Anfängen der deutschen Flottenbewegung berichtet Professor Ludwig Roß in Halle im „Deutschen Museum.“ Es war in der Charwoche des Jahres 1848, da saßen in einem Gasthofe zu Rendsburg, das damals Sitz der provisorischen Regierung und Sammelplatz der deutschen Streitkräfte war, vier Männer beisammen. Es waren, — schreibt Roß —, der Geheimerath L. aus Kiel, jetzt in Berlin; mein Vetter der jetzt verewigte Professor Christiansen aus Kiel; mein Bruder Karl, der Maler, und der Erzähler selbst. Das Gespräch rollte um das nahe Vorrücken, und wie der Erfolg des Streits zu Lande jetzt durch das Eintreffen der Bundestruppen vollkommen gesichert scheine; wie mißlich es aber sei, daß man den Dänen zur See gar keine Streitmacht entgegenzusetzen habe, wenn nicht der begeisterte Eifer, der damals in allen deutschen Herzen loderte, sich selbst zu helfen wisse. „Laßt uns versuchen“, rief Einer aus, „die Sache ins Leben zu führen.“ Gesagt, gethan; wir Vier schossen einige Thaler und Dukaten, was Jeder eben in der Tasche hatte, schnell zusammen und beriethen, was weiter zu thun sei. Geheimerath L. entfernte sich, um nach seinen Verwundeten zu sehen; Christiansen, mit der liebenswürdigen Begeisterung, mit der er jedes Neue und Edle erfaßte und auch Andere dafür anzuregen wußte, riß uns auf und eilte quer über die Straße zu einem Buchbinderladen. Hier wurde ein Heft weißes Papier zum Einzeichnen der Namen gekauft, nebenan ein geräumiger leinener Geldbeutel; in diesen warf Christiansen die zusammengeschossenen Thaler, und nun eilten wir in die sogenannte Harmonie, das damals besuchteste Kaffeehaus Rendsburgs, in welchem sich die aus allen Gegenden der Herzogthümer zusammengeströmten Patrioten und viele Deutsche aus andern Gauen des weiten Vaterlandes, Civil- und Militärpersonen, durcheinander drängten. Christiansen

ließ uns einen Tisch hart vor die Thür stellen, sodaß nur ein schmaler Eingang übrig blieb; auf diesen legten wir das Buch zum Einschreiben, und nun setzte sich Christiansen davor und klirrte mit dem Gelde in dem Beutel. Die Sache verfehlte nicht Aufsehen zu machen; man drängte sich herzu, man fragte, und mit lauter Stimme gaben wir den Bescheid, hier werden freiwillige Gaben gesammelt, um eine deutsche Flotte zu beschaffen. In wenigen Stunden bis zum Abend hatten wir mehre hundert Thaler beisammen, und noch größere Summen waren von reichen Gutsbesitzern und Kaufleuten als Versprechen in das Buch eingetragen. Die Hauptsache war geschehen, ein Anfang war gemacht und ein Anstoß gegeben worden; das gesammelte Geld wurde der provisorischen Regierung übergeben. Die damals in Rendsburg zahlreich anwesenden Correspondenten deutscher Blätter aber unterließen nicht, noch selbigen Abends oder am folgenden Tage das neue Schlagwort: „Freiwillige Sammlungen für eine deutsche Flotte“, ihren Zeitungen mitzutheilen, und im Verlaufe weniger Wochen hatte die Bewegung ganz Deutschland erfaßt, und selbst die Regierungen vermochten nicht, sich ihr zu entziehen. Aus diesem ersten Anstoße gingen die Anfänge einer deutschen Flotte hervor, die sich in den nächstfolgenden Jahren auf den Fluthen der Weser schaukelte, bis auch sie, gleich andern Errungenschaften des Jahres 1848, durch den berühmten Staatsrath Dr. Hannibal Fischer unter den Hammer gebracht und in alle Winde verzettelt wurde. Sic transit gloria mundi. Und doch ist es tröstlich, nicht verkennen zu können, daß jener erste Anstoß, wenngleich in anderer Weise, auch jetzt noch fortwirkt und seine Früchte trägt.

— * Altrömische Lebensweise und Reisen. Die alten Römer, namentlich die der letzten republikanischen und der kaiserlichen Zeit, waren bekanntlich sehr erfinderisch im Zurschaustellen des Reichthums. Bei Weitem am größten war das Departement der Tafel und Küche. In der „guten alten Zeit“ (über die sich die damaligen Schriftsteller, besonders Seneca und der ältere Plinius, in unermeßlichen Declamationen ergehen) miethete man sich einen Koch vom Speisemarkt, wenn man ein Essen geben wollte. Aber schon am Anfange des zweiten Jahrhunderts vor Christus war der Koch, früher der wohlfeilste Sklav, sehr im Preise gestiegen, und man fing an als Kunst zu schätzen, was bisher nur als Dienst gegolten hatte. Schon in Marius’ Zeit wurde der Koch zu höherem Preise gekauft als der Gutsverwalter. Das Küchenpersonal wurde mit der Zeit immer umfangreicher, in der Kaiserzeit gab es in großen Häusern dirigirende Küchenchefs, Oberköche, Unterköche, Küchenbäcker, Conditoren, von denen jeder in einer andern Specialität Virtuos war, von den Ofenheizern und andern culinarischen Parias ganz zu schweigen. Sieht man unsre Küchen, sagt Seneca, und all die Köche zwischen so vielen Feuern hin und herrennen, so scheint es unglaublich, daß all dieser Lärm wegen eines einzigens Magens gemacht wird. Damals war es Mode, die Speisen auf tragbaren Herden zu bereiten und anrichten zu lassen, damit sie auch nicht das Geringste von ihrer Hitze einbüßten. Andere Sklaven walteten in den Vorrathskammern und Weinkellern, in denen die Fässer nach Ländern und Consuln, d. h. Jahrgängen geordnet waren. Ein großes Mittagessen brachte eine gewaltige Bewegung hervor. Arrangement, Decoration und Beleuchtung des Speisesaals besorgte ein besonders dazu angestellter Sklav, unter dessen Leitung andre die Speisesophas herrichteten und die Schenktische schmückten, während die „Einladesklaven“ in der ganzen Stadt umherwanderten. Der Vorschneider war zu seinem Beruf systematisch gebildet; es gab Lehrer dieser Kunst, in deren Schulen die Anfänger sich mit stumpfen Messern an hölzernen Phantomen von Wild und Geflügel übten, und die Virtuosen verrichteten das Geschäft des Tranchirens mit dem Messer tändelnd in rhythmischen Bewegungen, deren Stil sich nach der Natur des Bratens richtete; es war ein großer Unterschied, ob sie einen Hasen oder ein Huhn zerlegten, vermuthlich geschah das erstere andante, das zweite allegretto. Es gab auch Vorkoster, besonders am Hof, aber sei es Zufall oder weil die Mode abkam, seit dem Anfang der Kaiserzeit werden sie nicht mehr erwähnt. Uebrigens war es Sitte, bei solchen Mahlzeiten das aufwartende Personal während der Tafel zu wechseln und besonders mit einer möglichst großen Anzahl junger schöner Pagen von verschiedenen Nationen zu paradiren, sie sollten nicht bloß die Gäste bedienen, sondern ihnen auch zur Augenweide und Unterhaltung gereichen. Der überreizte Geschmack der höhern Gesellschaft fand einen ganz besondern Hautgout in dem Witze der Alexandriner, der durch seine beißenden Pointen wie seine freche Obscönität doppelt pikant war; es gehörte zum guten Ton, einige alexandrinische Gamins bei Tafel aufwarten zu lassen, deren Espieglerie und frühreife Verdorbenheit allerliebst gefunden wurde. Sie hatten die Freiheit, nicht nur dem Hausherrn, sondern auch den Gästen Sottisen zu sagen, und wurden zu impertinenten Antworten förmlich dressirt. Nach Farbe, Race und Alter waren die Pagen in Trupps abgetheilt, unter denen ja keiner durch einen stärkern Floum am Kinn, durch krauseres oder gelockteres Haar von den übrigen abstechen durfte. Schöne Knaben, in zartem Alter an der Küste Joniens oder in Griechenland ausgewählt und theuer bezahlt (7000 Thaler waren für solche Kinder kein ungewöhnlicher Preis), in den herrschaftlichen Pageninstituten sorgfältig erzogen, schenkten den Gästen ein, gossen ihnen schneegekühltes Wasser auf die Hände oder kostbare Wohlgerüche auf das Haar. Die Schönheit dieser kostbaren Ganymede wurde so ängstlich behütet, daß sie zum Beispiel auf Reisen über Land Teigmasken vor dem Gesicht tragen mußten, um ihren Teint keiner Gefahr auszusetzen; als Haupterforderniß ihrer Schönheit galt eine reiche Lockenfülle, und es gehörte zu den Raffinements des damaligen Luxus, an ihren seidenweichen Haaren die Hände zu trocknen. Mit der Zartheit und Formenfülle dieser „Blüthe der kleinasiatischen Provinzen“ contrastirte die sehnige Schlankheit afrikanischer Wüstensöhne und der untersetzte Bau säbelbeiniger Neger. Tänzerinnen aus Cadix führten üppige Tänze auf, Chöre von Knaben und Mädchen sangen griechische Liebeslieder, begleitet und abgelöst von der concertirenden Hauskapelle. Und neben all dieser Fülle von Schönheit, Anmuth, Eleganz und Virtuosität mußten sich auch unglückliche Cretins, Zwerge und andere Mißgeburten, Riesen und Riesinnen, produciren; auch diese Geschöpfe, so wie der ganze übrige Troß waren Sklaven des Hauses. Es scheint in Rom einen eignen Markt für solche Naturwunder gegeben zu haben, wo Liebhaber eine Auswahl von „wadenlosen, krummarmigen, dreiäugigen, spatzenköpfigen“ Individuen und ähnlichen anmuthigen Erscheinungen zum Kauf ausgestellt fanden. Als Preis für einen „echten“ Cretin werden einmal dreizehnhundert Thaler angegeben. Augusts Enkelin, die jüngere Julia, war so glücklich einen kleinen Kerl, nur zwei Fuß und eine Hand hoch, zu besitzen, der ihr sehr ans Herz gewachsen war; August selbst hatte einen Widerwillen gegen solche Raritäten. Wie verbreitet aber diese scheußliche Liebhaberei in der Kaiserzeit war, zeigen am deutlichsten die zahllosen Nippesfigürchen aus Bronze, die alle möglichen Verkrüppelungen und Verkrümmungen der menschlichen Gestalt darstellen. Es ist hier nicht der Ort, alle Arten von Schauspielen, Genüssen und Ergötzlichkeiten aufzuzählen, die bei einem großen Gastmahl den Gästen dargeboten wurden, darum sei nur kurz erwähnt, daß außer den angeführten noch die mannichfaltigsten Amüsements das Mahl würzten, deren Natur sich nach dem Geschmack und dem Bildungsgrade des Wirths richtete. Es wurden Pantomimen, Farcen und Scenen aus Lust- und Trauerspielen aufgeführt, Poesie und Prosa vorgelesen, Thierstimmen nachgeahmt, Seiltänzerkunststücke gemacht, alles in der Regel von Sklaven des Hauses. Auch der Dienst außerhalb des Hauses war sehr umfangreich; kein angesehener oder reicher Mann zeigte sich in Rom öffentlich ganz ohne Gefolg. Bei dem Gewühle und Getreibe der Straßen war es keine bloße Convenienz, sondern in der That eine große Annehmlichkeit, von Dienern umgeben zu sein, die Raum schafften und im Nothfall die Ellbogen gebrauchten. Der Gebrauch der Wagen innerhalb der Stadt war durch die Sitte ganz verpönt und fand mit andern orientalischen Sitten erst im dritten Jahrhundert in Rom Eingang. Frauen bedienten sich der Sänfte, doch nicht selten auch Männer. Zum Tragen der Sänfte mußte man sechs oder acht „richtige Kerle“ haben, Deutsche oder Kleinasiaten waren vorzugsweise als Träger beliebt, die man in scharlachrothe Livreen kleidete. Wie jede Mode ins Lächerliche ausartete, so wurde es zuletzt Sitte, sich von vorangehenden Sklaven aufmerksam machen zu lassen, wann irgend eine Unebenheit oder ein Anstoß auf dem Wege zu vermeiden war; jedes Mal wenn der Weg eine Anhöhe hinauf oder einen Abhang hinabführte (in Rom ein ziemlich häufiger Fall), mußte dies vorher signalisirt werden. Ein Grieche, der Rom um die Mitte des zweiten Jahrhunderts besuchte, berichtet diese Mode mit Erstaunen und Widerwillen. „Sie lassen sich erinnern, daß sie gehen, und wie Blinde behandeln.“ Dies erinnert an die Sitte, wenn man von einem Geringern begrüßt wurde, ihn nur stumm anzublicken und jemanden aus dem Gefolge danken zu lassen. Die Tendenz, sich auch der kleinsten Mühe, so viel irgend möglich durch andere überheben zu lassen, zeigt sich hier in ihren lächerlichsten Extravaganzen. Der große Troß, mit dem sich die Vornehmen umgaben, konnte übrigens begreiflicherweise für andere sehr unbequem werden, namentlich wird über die Beeinträchtigung geklagt, die man in öffentlichen Bädern durch diese Sklavenschaaren zu erdulden hatte. Noch viel größer war der Train auf der Reise, zum Theil auch deßhalb, weil man bei dem Mangel an Wirthshäusern, die gesteigerten Ansprüchen genügten, alles Nothwendige mit sich führen mußte. Was aber alles zu dem Nothwendigen gerechnet wurde, mag man sich vorstellen, wenn man hört, daß auch kostbares Tafelgeschirr, das wegen seiner Zerbrechlichkeit nicht in Wagen mitgeführt werden konnte, von Läufern getragen werden mußte. Ein solcher Reisezug, aus einer langen Reihe von Wagen bestehend, von Vorreitern aus der Berberei angeführt, muß das Aussehen einer Karavane gehabt haben. Seneca beschreibt eine Reise, die er, wie es scheint, aus Caprice, mit studirter Einfachheit machte, bei welcher (man denke!) die sämmtlichen Sklaven, die ihn begleiteten, auf einem einzigen Wagen Platz hatten! Freilich konnte er nicht umhin jedes Mal zu erröthen, wenn ein eleganter Train in Staubwolken gehüllt auf der Landstraße vorbeirasselte. Ein angesehener Mann, den man in Horazens Zeit auf der Straße nach Tivoli, von nur fünf Sklaven begleitet angetroffen hatte, die Küchenutensilien trugen und obendrein noch zu Fuße gingen, hatte sich unwiderruflich prostituirt. Alles dieses steigerte sich je länger desto mehr. Von Heliogabal wird erzählt, daß er, noch ehe er Aussicht auf den Kaiserthon hatte, nie anders als mit einem Gefolge von sechzig Wagen reiste, was freilich unerhört gefunden wurde; indessen diese orientalischen Gewohnheiten influirten direct und indirect immer nachdrücklicher auf die Sitten des Occidents.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 10. Mai. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Zur Geschichte der Verbrechen und Strafen.

Von Karl Seifart.

Das über vier Malefizpersonen ergangene Justizrad.

Da durch die öffentlichen Gerichte und durch die Zeitungen Verbrechen aller Art bei Weitem mehr zur allgemeinen Kenntniß kommen, als es bei dem früheren Gerichtsverfahren möglich war, so bildet sich leicht die irrthümliche Ansicht, daß die Zahl der Verbrechen in letzter Zeit stets zugenommen habe. Ja, die Kurzsichtigkeit geht nicht selten so weit, zu behaupten, daß die Geschwornen- und Schöffengerichte gewissermaßen Schulen der Verbrecher seien, indem die Oeffentlichkeit der Verhandlung und Vertheidigung die zu Verbrechen neigenden Subjecte mit Rechtsgang, Strafmaß, Einreden und Ausflüchten mehr als wünschenswerth bekannt mache. Die Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit dieser Ansicht, welche einerseits ganz aus den Augen läßt, daß in den Territorien, welche schon seit vielen Menschenaltern öffentliches Verfahren haben, die Verbrecherstatistik keineswegs eine größere Zahlenmenge aufweist, als die derjenigen Länder, welche heimliches Gerichtsverfahren hatten, und andererseits nicht bedenkt, daß für die große Zahl der schwachen Gemüther, die weniger aus sittlicher Ueberzeugung und aus Ehrgefühl als aus Furcht vor Strafe dem Rechte nachleben und das Böse unterlassen, das öffentliche Verfahren wenigstens den Werth hat, daß es abschreckend wirkt, ist keiner eingehenden Widerlegung werth.

Eine nähere Untersuchung dagegen verdient die Behauptung der Freunde der guten alten Zeit, daß die Verbrechen im Laufe der Neuzeit in Folge einer allgemeinen sittlichen Verschlechterung zugenommen hätten. Die Irrthümlichkeit dieser Ansicht können wir durch historische Thatsachen beweisen, indem wir die Verbrecherstatistiken, Criminalacten und Malefizbücher der Vergangenheit vorführen. Dies ist in diesen Blättern zur Beleuchtung der Sittenzustände des fünfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts schon mehrfach geschehen. Wir wiederholen, um dem Leser für das Folgende einen Maßstab zu geben, einige Zahlen aus diesen früheren Mittheilungen: In Lübeck wurden (nach Dreyer: antiquarische Anmerk. S. 14) zwischen den Jahren 1371—1460 411 Personen, meist Räuber, hingerichtet, ebendaselbst zwischen den Jahren 1461—1582 deren 252; nach einem Ordrebuch des Ansbacher Nachrichters, welches 1551 beginnt, (vergl. Jahrgang 1831 des historischen Vereins des Rezatkreises) wurden allein in dem kleinen Ansbacher Bezirke in einem Zeitraum von 29 Jahren mehr als 1441 Menschen gefoltert, 309 erhielten Pranger und Staupbesen, und 474 wurden hingerichtet. Dabei ist zu bemerken, daß unter diesen Hingerichteten nun sehr wenige als Opfer des damals herrschenden Aberglaubens gefallen sind, wie denn auch unter den 361 Personen, welche der Scharfrichter Franz Schmidt zwischen den Jahren 1578 und 1617 zu Nürnberg hinrichtete, nur 5 Hexen waren; die größere Mehrzahl dieser Delinquenten erlitten ihre Strafe für Raub und Mordthaten, Sodomiterei, Fälschung und Brandstiftung.

Bedenken wir bei diesen Zahlen, daß damals jede nur einigermaßen bedeutende Stadt, ja daß eine große Menge reichsritterliche Herrschaften und andere kleine Territorien das Recht des Blutbanns hatten und Galgen und Rad fleißig arbeiten ließen, so wird die damalige Verbrechermenge im gesammten Deutschland der in dem damaligen England nicht eben nachstehen, über welche erstaunliche Zahlen auf uns gekommen sind; so sollen während Heinrich's VIII. Regierung (also zwischen 1509 und 1547) 72,000 Diebe und Räuber hingerichtet sein, (hier sind natürlich nicht die zahlreichen Opfer mit eingeschlossen, welche derzeit die Grausamkeit des Königs oder Aberglaube und Fanatismus schlachteten), unter der Regierung der Elisabeth jährlich an 400.

Außer dieser großen Zahl von Verbrechern, welche in jener Zeit Feuer, Schwert und Raben fraßen, ist die Zahl derjenigen, welche mit bloßen Leibesstrafen, als Verstümmelung, Auspeitschen und Brandmarkung, Gefängniß und Zwangsarbeit bestraft wurden, eine so hohe, daß sie reichlich die Räume unserer heutigen Zuchthäuser füllen würde; die Nürnberger z. B. verkauften ganze Ladungen ihrer Verbrecher den Genuesern und Venetianern für die Galeeren.

Wie groß aber auch noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Zahl der groben Verbrechen und Hinrichtungen war, habe ich in Nr. 46 des vorigen Jahrgangs dieses Sonntagsblatts in einer Skizze von dem Proceß und der Hinrichtung der Bande des Nickel List nach des Consistorialpredigers Hosmann „historischer Relation" angedeutet. Eine ganz ähnliche Schrift wie diese Hosmannsche erschien 1725 über den Proceß und die Hinrichtung einer Berliner Räuberbande unter dem Titel: „Das über vier Malefizpersonen ergangene Justizrad"; diese Mordgeschichte ist ebenfalls von einem bei der Execution gegenwärtig gewesenen Prediger, Andreas Schmidt, Pastor zu St. Nicolai in Berlin, verfaßt. Schmidt's blutiges, reich mit Galgen und Rad verziertes Büchlein ist auch darin dem Hosmannschen ähnlich, daß es trotz alles darin zur Schau getragenen frömmelnden und pastoralen Wesens eine das gebildete Gefühl empörende Frivolität und Grausamkeit des gottesgelehrten Verfassers an den Tag legt. Wie Hosmann ist auch Schmidt ein Freund der Tortur, wie jener ist er reich an „Galgenwitzen" und besingt in eben so schlechten Versen wie sein Cellenser College seine Delinquenten. Eine dieser vier Malefizpersonen heißt Anna Sophia Wank; dieser widmet er folgende Verse:

> Die Wankin wankete von Luthers Lehr und Leben
> Und konnte Mann auf Mann zur Unzucht sich ergeben,
> Sie wankte im Gericht und läugnete die That,
> Damit sie jetzt und längst den Tod verdienet hat.

Von Christof Kranichfeld, dem Spießgesellen der Wankin, heißt es:

> Ein rechter Harlequin war dieser Hauptverbrecher,
> Der auf der Folterbank noch immer Chosen trieb
> Und in der Bosheit Kraft fast bis ans Ende blieb;
> Doch ward er noch zuletzt ein gut bekehrter Schächer.

Von Schmidt's Witzesproben mögen folgende hier stehen: „Die Falsarii und heillose Cancellisten (es handelt sich um Fälschungen und Mißbrauch öffentlicher Siegel) werden zu ihrer Zeit heran müssen, um ihr rechtes Schreib- und Siegelgebühr zu empfangen. Ich fürchte sehr, es werde die Henkerruthe ihnen den Rücken mit rother Tinten schreiben und anstatt des Siegels das Brandmal darauf drücken.“ Und S. 39 heißt es: „Bei was für Gelegenheit man allhie zur Kundschaft kommen, daß Kranichfeld schon Staupbesen und Brandmal auf dem Rücken, die Hoffmannin aber die Reife von Folterschnüren an ihren Armen trügen, kann ich nicht melden, solche verborgene Schätze läugneten sie gewaltig:“ — Mit wahrer Wollust beschreibt unser Verfasser die verschiedenen Torturgrade und die Vorgänge bei der Tortur, wie, wenn die Daumstöcke tapfer ausgehalten wurden, die Schnüre doch bald bis auf die bloßen Knochen gingen, und wie dann nach noch nicht erfolgtem Bekenntniß Inquisit es mit den spanischen Stiefeln eine Weile versuchte, bis sie ihm zu schwer an wollten“ u. dgl. Dies zur Charakteristik des rohen und frivolen Geistes jener Zeit, welcher sich nicht minder in den Verbrechen und deren Bestrafung als in den „historischen Relationen“ darüber ausspricht.

Der alte Quartant, welcher unser unten noch näher zu beschreibendes Justizrad enthält, umfaßt auch zwei andere Criminalgeschichten, nämlich Leben und Uebelthaten des Kirchenräubers Jakob Neumann, welcher 1720 wegen 42 begangener „Kirchenräube“ gerädert wurde, und den Proceß und die Hinrichtung des Johann David Wagner, sonst Mause-David genannt, welcher im November 1721 zu Leipzig den „verdienten Lohn“ empfing. In der Vorrede zu diesem Wagnerschen Processe wird darüber geklagt, daß trotz der vielen blutigen Beispiele, welche die Gerechtigkeit zur Besserung und Bekehrung der Menschen gebe, das Diebs- und Räuberunwesen doch noch immer im Schwang gehe. Man solle bedenken, wie viel Druckschriften nun seit kurzen Jahren über hingerichtete Malefizpersonen und weitverzweigte Räuberbanden erschienen seien, aber immer blieb es bei den alten Uebeln. Unter anderm verweist der Verfasser auf die uns bekannte Schrift vom Prediger Hosmann über die Bande des Nickel List, ferner auf die Geschichte Lips Tullians und seiner Gesellen, deßgleichen auf die historische Relation über eine zu Cöthen hingerichtete Räuberbande, auf den gedruckten Proceß des Jakob Neumann u. s. w. Da nun trotz alledem das Räuberwesen keineswegs bewältigt wäre, so hätte sich die landesherrliche Hoheit (hier Kurfürst von Sachsen und König von Polen) zu wiederholten scharfen Mandaten und Generalverordnungen veranlaßt gesehen, um dem Uebel nach besten Kräften zu steuern. Diese von dem Referenten des Mause-Davidschen Processes mitgetheilten Mandate lassen uns einen interessanten Blick in die damaligen Kulturzustände thun; ein um 1719 erlassenes klagt, daß trotz der fast jährlich wiederholten Mandate immer von Neuem Berichte einliefen von Räuber- und Mordbrennerbanden, welche sowohl im Lande selbst als auch besonders an den Grenzen die boshaftesten Frevelthaten verübten. Die Bosheit der Räuber habe eher zu- als abgenommen und viele Unterthanen zu dem äußersten Ruin gebracht, die Behörden sollten deßhalb noch genauer und schärfer die frühern Mandate beachten, deren Vorschriften im Wesentlichen folgende sind: Fleißige Visitation verdächtiger Häuser, genaue polizeiliche Anmeldung aller Fremden durch die Gastwirthe, schleunige Anzeige Verdächtiger oder auf handhafter That Ertappter. Diejenigen, welche Räuber zur Anzeige bringen, sollen eine reichliche Belohnung erhalten, die Hehler aber hart bestraft werden. Die Zahl der Wächter soll vermehrt, und die Rittersitze und Edelhöfe sollen durch die Unterthanen bewacht werden. Die Polizei wird ferner auf die Kleidung der Räuber aufmerksam gemacht, welche so beschaffen sei, daß sie umgewandt und auf beiden Seiten getragen werden könne. Die Wälder sollen zur Strolchenjagd fleißig mit der Jägerei durchzogen werden und die Jäger bei solchen Streifzügen immer eine gute Zahl von Stadtknechten mit sich führen, welche zur Ueberwältigung des eingefangenen Gesindels stets Fesseln und Banden bei sich haben sollen. Die Fergen sollen keine verdächtige Leute über Flüsse und Ströme setzen, sie sollen ihre Schiffe und Kähne wohl anschließen und befestigen, damit sich die Räuber derselben nicht zur Flucht oder zum Weiterkommen bedienen können. Wenn in einer Gegend eine starke Zahl von Dieben und Räubern verspürt wird, so sollen die dortigen Obrigkeiten die durchfahrenden Posten durch gute, bewaffnete Geleite schützen. Alle Bettler, welche mit Gewehren oder Degen einhergehen, sollen sofort in Haft genommen werden, eben so „die ungestümen und trotzigen Bettler.“ Endlich sollen die eingefangenen Räuber an den Orten und Straßen, wo sie auf handhafter That ertappt wurden, nach kurzem, scharfen Proceß mit Rad und Strang schleunigst abgestraft werden.

Wir kehren jetzt zu Pastor Schmidt's Justizrad zurück, um an diesem Beispiele, welchem sich zahlreiche ähnliche anreihen lassen, den Charakter und die Verfahrungsweise des derzeitigen Raubgesindels vorzuführen; neben Frömmelei und Aberglauben finden wir bei solchem Gesindel grobe Gotteslästerung, wilde Grausamkeit und eine Verstocktheit, welche oft selbst nicht durch die härtesten Folterqualen, an deren Ertragung man sich, wie schon Damhouder bemerkt, an abgelegenen Orten gegenseitig übte, gebrochen werden konnte. Die Lasterhaftigkeit der Weiber, welche nicht selten Gemeingut der Bande sind, übertrifft noch die der Männer, und Kinder treiben uneingeschüchtert das Handwerk von Vätern, welche auf der Folterbank, am Galgen oder unterm Rade ihr Leben ausgehaucht hatten. — Im vorliegenden Falle gruppirt sich um die vier Malefizpersonen, Leopold Fizel, Christof Kranichfeld, Abraham Hoffmann und Anna Sophie Wank, eine Bande von Dieben, Zigeunern und Vaganten, welche in weiter Verzweigung die Mark Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen, Polen und Braunschweig belästigte. Im Herbst 1725 mehrten sich die Einbrüche, Räubereien und Brandstiftungen in und um Berlin so bedeutend, daß man vermuthen konnte, die Bande oder, wie unser Autor sagt, der Schwarm habe seine Hauptkraft um Berlin zusammengezogen. Besonders hatten vereinzelt liegende Mühlen und Höfe von den Räubern zu leiden. Um nun dem Uebel zu steuern, wurden zunächst auf königlichen Befehl alle Landstürzer aufgegriffen und in Verwahrung genommen; bald reichten die Berliner Gefängnisse nicht mehr aus, um alle diese Strolche, welche meistens „falsche Brandbriefe“ bei sich trugen, zu fassen. Unter den Eingefangenen waren nun auch die obengenannten vier schweren Malefizpersonen, wie Pastor Schmidt sich ausdrückt, mit Brandbüchern nach Berlin zur Schule gekommen. Aus der zunächst folgenden Untersuchung geht hervor, daß mit solchen Brandbettelbriefen damals ein bedeutendes Geschäft gemacht wurde; es wurde nämlich in solchen Briefen vorgegeben, daß die Inhaber durch Feuersbrünste um Hab und Gut gekommen und somit auf die Almosen ihrer Mitmenschen angewiesen wären. Jene vier, später dem Justizrad unterworfenen Personen, welche gut genährt und gekleidet erschienen, also daß man sie, wie Schmidt sagt, nicht zu den Zigeunern, Rattenfängern, Hechelträgern und Siebmachern rechnen konnte, hatten sich indeß nicht an dem Gewerbe der Brandbriefbettelei genügen lassen, sondern kühnere Thaten ausgeführt, bis sie endlich durch die Beraubung der Dammmühle bei Quielitz die Berliner Behörden in eine Thätigkeit setzten, welche ihrem Treiben eine Ende machte. — Dieser Raubanfall auf die Dammmühle mag eine Vorstellung von der Frechheit, Grausamkeit, dem Aberglauben und der Verfahrungsweise der damaligen Räuber geben.

In der Schenke zu Quielitz wird dem Hoffmann, Fizel und Fizel's Zuhälterin, der Anna Sophie Wank, von „Zigeunerischen Abgesandten“ mitgetheilt, daß der Dammmüller viel Geld im Hause habe und ein nächtlicher Ueberfall der Mühe werth sein möchte; die drei zum Raube Aufgeforderten sind sofort entschlossen und treffen ihre Vorbereitungen. Die Fizelin oder Wankin zieht Fizels Kamisol an, steckt sich im Stalle ihren Weiberrock in Form von Mannshosen zusammen und setzt eine viereckige Mannsmütze auf, welche dem

jungen Kranichfeld, dessen Vater auf der Tortur verstorben war, gehörte. So verkleidet, ging die Wankin mit ihren Genossen zu der im Busche lagernden Zigeunerhorde, unter welcher sich auch mancher berühmte weiße Gaudieb ihrer Bekanntschaft fand. Jetzt wurden unter 25 zum Ueberfall bestimmten Personen Wachen und Rollen ausgetheilt, und den Fixel und seine tapfere Zuhälterin trifft das Loos zu denen zu zählen, welche in die Mühle einbrechen und durch Binden oder Niederschlagen die Bewohner wehrlos machen sollen. Ehe man aber zum Angriff schreite, meint ein Zigeuner, müsse man zuvor erforschen, ob auch Alles in der Mühle schliefe. Auf diesen Wink holt einer die getrocknete Hand eines ungeborenen Kindes*) unter seinem Diebsgeräth hervor und zündet sie an; da aber die Hand nicht brennen will, sondern gleich wieder verlöscht, so ist dies den Räubern ein Zeichen, daß sie die Bewohner der Mühle wach finden würden. Sie verließen sich drum auf ihre Menge und ihre Waffen und griffen das Haus mit Gewalt an, die Thür war bald gesprengt und unter dem Geschrei: „Ihr Hunde betet, ihr müßt alle sterben!" fallen die Räuber über die entsetzten Bewohner her. Fixel ist einer der ersten und schlägt mit einem Prügel einen in der Mühle anwesenden Mahlgast auf's Haupt, daß das Cranium zersplittert, die Wankin überfällt die Müllerin im Bette und bindet sie mit Stricken. „Kräfte sowohl als Muth, sagt Schmidt, hatte dies Weib genug, war auch bereits mehr bei solcher Arbeit gewesen, wozu solcher Muth und Gewaltsamkeit erfordert worden." Inzwischen binden und knebeln auch die andern Spießgesellen alle in der Mühle befindlichen Personen und machen sich dann an's Plündern. Die Weiber der Bande waren so dreist, daß sie sich mit den vorgefundenen mit Silber und Gold bordirten Mützen ans Licht setzten und die Borden abtrennten. Ihre große Sicherheit sollte ihnen aber doch zum Verderben ausschlagen; ein Mühlenbursche nämlich, der in der Nähe der Kammgrube niedergeschlagen und für todt liegen gelassen war, erholt sich wieder, und da ihm kein anderer Ausweg zum Entkommen übrig bleibt, unternimmt er das Wagestück, unvermerkt in die Kammgrube zu gleiten und unter dem gefährlichen Kammrad einen Ausweg zu suchen; das Wagniß gelingt, und der Bursche kommt glücklich in Quielitz an, um das Geschehene anzuzeigen. Die Räuber vermissen bald den Entflohenen und suchen noch ihm in allen Ecken, sind aber doch so frech, daß sie erst durch die bald von allen Seiten erdröhnenden Sturmglocken zum Aufbruch gemahnt werden. Wie sich später im Zeugenverhör herausstellte, hatten Kranichfeld und Andere dazu gerathen, die Mühle in Brand zu stecken und mit den gebundenen Bewohnern zu verbrennen, einer der Zigeuner aber hatte gemeint, zum Feueranlegen sei keine Zeit mehr, und zur schnellsten Flucht angetrieben. Drauf zerstreut sich die Bande, nach der Verabredung, in einem gewissen Mecklenburgschen Orte wieder zusammenzutreffen und die gemachte Beute ehrlich zu theilen. Die meisten der Zigeuner kamen davon, Fixel, Hoffmann, die Wankin und Kranichfeld aber wurden mit mehren andern Complicen glücklich ergriffen.

Nun beginnt der weitläuftige Proceß, in welchem die gesteigerten Grade der Tortur einen Abgrund von Verbrechen und Lastern aufdecken. Die verstockteste, frechste und durchtriebenste Person ist die Wankin, sie erscheint als Verführerin des Fixel und wird während der Verhandlung selbst von ihren Genossen als ein abscheuliches Weib bezeichnet. Fixel und Hoffmann waren reumüthig, Kranichfeld aber war frech und trieb, wie Schmidt sagt, noch auf der Folterbank Chosen. „Am dritten Januar, erzählt Schmidt, ließ man Kranichfelden den ersten Versuch auf der Marterbank thuen. Er wollte anfangs allerlei lächerliche Sprünge machen, stellte sich, als wäre er nimmer vorgewesen, begehrte sich die Kleider ohne Handanlegung des Scharfrichters selbst auszuziehen, Scharfrichter möchte es ihm nur in der Güte sagen, wie er's machen und wie er sich strecken solle: Aber die Kurzweil schien ihm bald zu vergehen, denn indem er kaum die Daumschrauben übernommen hatte, soll er dem Scharfrichter zugerufen haben: Halt ein, Kerl, ich will's bekennen, welches er sodann auch gethan. Anderer tollen Aufzüge zu geschweigen, die er, der Kranichfeld, mehr zu machen wußte, wodurch er den Scharfrichter in Verbitterung wider sich setzte."

Das Resultat des Prozesses war, daß die vier Malefizpersonen „wegen ihrer Missetbaten ihnen zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum Abscheu", mit dem Rade von oben herab vom Leben zum Tode gebracht werden sollten, welches Urtheil am 21. Februar 1725 vollzogen wurde. — Nach der Execution hielt der Prediger eine sogenannte „Schafaut-Rede", welcher der hier sehr passende Spruch Salomonis 20, 30: „Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe und ernsten Schlägen, die man fühlet", zum Grunde lag.

Fassen wir nun schließlich kurz diejenigen Momente zusammen, welche einige markirte Pinselstriche zu einem Bilde der damaligen Kulturzustände geben können, so wird sich uns, wenn wir Bilder des heutigen deutschen Kulturlebens damit vergleichen, eine erstaunliche Verschiedenheit darbieten; eine Verschiedenheit, die so sehr zum Vortheil der Neuzeit ausfällt, daß wahrscheinlich kein Künstlerauge dazu gehört, um in dem Bilde derselben das Schönere und Würdigere zu sehen. — Weitverzweigte Räuberbanden machten, trotz der häufigen Hinrichtungen und trotz der an den Galgen hangenden oder auf Rädern liegenden „abscheulichen Beispiele", Ortschaften und Straßen so unsicher, daß die Behörden sich in der Erfindung der Mittel zu ihrer Habhaftwerdung und Vertilgung erschöpfen. Mit der Jägerei werden die Wälder zur Strolchenjagd durchzogen, Schiffer müssen ihre Fahrzeuge vor den Räubern sorgfältig verwahren und haben polizeiliche Controle über verdächtige Subjecte. Bettler, die mit Degen und Gewehren einhergehen, müssen entwaffnet werden. Unbekümmert um solche Maßregeln, setzen Räuber, deren Väter hingerichtet oder auf der Folter verstorben waren, das väterliche Gewerbe fort und verfahren dabei nicht selten mit mehr als thierischer Rohheit und Grausamkeit, während sie zugleich ihren Glauben und Aberglauben haben, ihre Schlachtopfer zum Beten auffordern und mit der getrockneten Hand eines Embryo vermeintliche Zauberei treiben. Nicht selten tragen sie die Male der Brandmarkungen und die Spuren erlittener Folterqualen an ihren Leibern; das aber schreckt sie nicht ab, und sie sprechen wohl gar der Abschreckungstheorie Hohn, indem sie mit den Leichnamen ihrer gehenkten oder geräderten Spießgesellen Kurzweil treiben. In der Schafautrede nach der Hinrichtung des oben erwähnten Mausedavid's heißt es ausdrücklich: „So liegt nun hier auf dem Rade derjenige, welcher mit so vielen Untugenden befleckt war. Er ist nicht zu dem Ende dahingelegt worden, daß andere unbedachtsame Personen ihren Spott damit treiben und ein Gelächter daraus machen, sondern vielmehr daran sich spiegeln und abschrecken lassen sollen."

Der Barbarei und Rohheit der Verbrecher entspricht noch die Barberei und Rohheit der Justiz; die Folter ersetzt den Scharfsinn und die Menschenkenntniß des Inquirenten, und die zahlreichen qualifizirten Todesstrafen der Carolina werden verhängt in dem großen Irrthum, dadurch von Verbrechen abzuschrecken, weil man noch nicht zu der Erkenntniß gekommen ist, welche Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ausspricht, daß nämlich mit der Barbarei der Justiz die Barbarei der Verbrecher stets Hand in Hand gebt. Das Justizrad rollte fort und fort über knirschende Gebeine, aber dessenungeachtet erstanden wie aus einer Drachensaat neue todeswürdige Verbrecher, welche, wie sich Pastor Schmidt ausdrückt: „durch Satans Eingeben die vollstreckten Leibesstrafen für was Leichtes erachten, gedenkend, wir sind die Ersten und Letzten nicht, die Solches erleiden, haben's Andere überwunden, werden wir's auch überwinden." Der Satan nun, der Solches eingab, ist eben der Dämon der Barbarei, der Unmenschlichkeit und des Aberglaubens, welcher die nach ihrer Bestimmung ringende Menschheit Jahrtausende lang zur

*) Auf welch scheußliche Weise die Räuber sich oft solche Hände verschafften, ist mehrfach in den Memoiren des Scharfrichters Franz Schmidt erzählt.

Thierheit herabdrückte, bis, erst nicht viel über Menschengedenken hinaus, dieser oft als Gott verehrte Teufel in seiner menschenfeindlichen Natur mehr und mehr erkannt wurde und durch die menschenfreundlichen Mächte, Humanität und Aufklärung, Niederlage auf Niederlage erlitt. — Den Söhnen, welche heute eingeschüchterter und zaghafter als ihre Väter und Großväter diesen Kampf gegen Barbarei und Aberglauben fortsetzen, rufen wir ein großväterliches Wort zu, welches der Margarethen-Thurmknopf zu Gotha in einer 1784 verfaßten Gedächtnißurkunde bewahrt; in derselben heißt es unter anderm: „Wir haben das Pest- und Blatterngift durch Einpfropfung besiegt, aber was weit mehr ist, wir haben Aberglauben bestritten, besiegt und dicke Dunkelheit zerstreut!" —

* Die drei Grazien.

Von Karl Frenzel.

Zweites Kapitel.

Franziska, die Furie.

Auf steil ansteigender Gebirgskuppe, welche tiefgrüne Fichten hinaufklommen, erhob Schloß Rosenfeld seine beiden altersgrauen Eckthürme hoch über den Wald und das Thal in die grauen Regenwolken des Junitages, eine schwarze Fahne wehte darauf, an den umschleierten Himmel dahin, wie ein schwarzes Band über ein graues Seidenkleid fällt. Eintönig, schwermüthig läutete die Glocke der Dorfkirche am Fuß der Höhe, oben in dem Burggewölbe ward der Baron Julian zu seinen Ahnen versammelt. Seit einer Stunde waren der Lärm und die Geschäftigkeit des Lebens im Dorfe wie erstorben, theils standen die Bewohner in der Kapelle um den Sarg ihres Herrn, den Alle trotz seiner Wunderlichkeiten und seltsamen Neigungen mit Ehrfurcht, Manche in Liebe werth gehalten und verehrt, theils drängten sich die Weiber und die Kinder um die Kirchenpforte im eifrigen, leisen Gespräch über den Todten und die muthmaßlichen Erben.

Gegen diese Ruhe und Stille, welche die langsam verklingenden Glockentöne gleichsam hernieder zu gießen schienen, bot die Dame, die hastig und zuweilen mit dem kleinen Fuße auf die Steine stampfend, vor dem Wirthshaus zum rothen Kreuze auf und nieder eilte, ein Bild der zornigsten Ungeduld. Unweit vom Dorfe, in einer engen Thalschlucht, hatte der Postillon unvorsichtig das Rad des Wagens an einem hervorragenden Felsstück zerschellt; da stand sie nun allein mit ihrer älteren Begleiterin vor einem Wirthshause, dessen einziges Gastzimmer schon seit acht Tagen an Fremde vergeben war, die, wie es hieß, vertraute Freunde des verstorbenen Barons waren. Mehr hatten ihre Fragen dem Wirthe nicht abgewinnen können, den es drängte, an der Feierlichkeit der Beisetzung als eine der ersten Standespersonen des Dorfes den ihm gebührenden Antheil zu nehmen. Der Schmidt hämmerte nicht, schon lange hatte er die Kohlen des Heerds an diesem Tage ausgelöscht, in der Schenkstube saß der Postillon und rauchte in sein Schicksal ergeben die Thonpfeife, er hatte sich müde gewettert und gescholten mit seinen Pferden, dem Schmidt und den Knechten. So ruhig war das junge Mädchen, dessen Gesicht Trotz und Stolz wie unverkennbare Prägestempel aufgedrückt waren, nicht gewillt, sich in ihr Ungemach zu fügen; an Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen die leiseste Aeußerung ihres Willens oder den herrischen Wink ihrer Augen gewöhnt, erzürnte sie die Rücksichtslosigkeit, mit der man ihr hier begegnete.

„Eher bringe ich die Nacht im Wagen zu, als daß ich diesem bäuerischen Wirthe noch ein Wort sage!" rief sie. „Frau Woblig, wo sind Sie?"

Die Gerufene trat vorsichtig mit aufgespanntem Regenschirm aus der Hausflur.

„Fräulein Franziska, das ist ein armseliges Haus, keine Kammer, nicht das kleinste Bett ist da!"

„Gut. Was sagt der Postillon? Wie weit ist's bis Wilhelmsroda?"

Das ist ein unlängst bekannt und berühmt gewordener Badeort, zu dem die Reisenden durch das Gebirge fuhren.

„Drei Meilen, und er hofft, wenn die Leute nur erst von der Feierlichkeit herabkämen, den Wagen vor Einbruch der Nacht wieder in Stand zu sehen; indeß wacht Friedrich bei unserm Gepäck."

„Dies Begräbniß, es dauert ewig!"

„Wir hätten hinauf gehen sollen, Fräulein Franziska; wir würden uns so um die Länge der Zeit und die Ungeduld des Wartens vielleicht betrogen haben."

„Was kümmert uns dieser Todte? Wissen wir doch nicht einmal seinen Namen. Und dann liebe ich diese Ceremonien nicht. Der Hammer, mit dem sie den Sargdeckel festschlagen, schlägt auch auf mein Herz, daß es schauernd schmerzlich erklingt, wie zerspringendes Glas. Zur Freude zogen wir aus, zu Festlichkeiten, mag uns die schwarze Fahne dort oben nicht wie ein beständiger Flor über all' unsre Hoffnungen wehen."

„Aber der alte Herr soll ein großer Sonderling gewesen sein und sein Schloß voll von Geheimnissen."

„Gehen Sie hinauf, Frau Woblig" — sagte hart das junge Mädchen, „ich zwinge Sie nicht zu bleiben."

Doch im Augenblick bereuete sie ihr schnelles Wort gegen die alte Dienerin, die schon ihre Kindheit gehütet, sorglich, wie die frühgestorbene Mutter; sie eilte auf sie zu, sie gab ihr die Hand.

„Ich weiß ja, Sie werden mich um all' die ritterliche Herrlichkeit nicht verlassen. Und sehen Sie, da — an die Felsspitze dort hoch oben hängt sich eine kleine, blaue Wolke — es wird licht, Abendsonnenschein — was wollen wir mehr?"

Plötzlich fing die Glocke der Kirche wieder zu läuten an, und von der Höhe herab hörten sie in dumpfen, gebrochenen Tönen einen klagenden, hundertstimmigen Grabgesang. Unwillkürlich ließ Frau Woblig, wie von geheimer Gewalt und abergläubischer Furcht ergriffen, ihren Schirm fallen und faltete ihre Hände zum leisen Gebete, während Fräulein Franziska weiter hinauf zu den Buchen stieg an der Biegung der steilen Bergstraße, die durch das Dorf führte. Von dieser höher gelegenen Stelle konnte sie die Thalschlucht und den ganzen Weg übersehen und den Reiter bemerken, der, so rasch die Steine und das Aufsteigen des Bodens es zuließen, auf dem perlgrauen, muthigen Roß hinanritt. „Wir bekommen einen Unglücksgefährten", lachte sie, und schon sprengte der Fremde in's Dorf. Mit ganz eigenem Klang dröhnte der Hufschlag in das Läuten und den Gesang hinein. Die Glocke verstummte, und der Reiter sprang vom Pferde. Erst nach manchem Rufe fand sich ein Bursche, der es ihm hielt, dann aber lösten sich die Gruppen, die bisher an der Kirche gestanden, auf und zerstreuten sich im Garten und Feld und Haus. Auch Franziska war von der Höhe gestiegen und hatte sich wieder ihrer Gesellschafterin genähert. Mit dem Himmel, der von Dunst und Regen frei ward, hatte auch ihr Gesicht sich aufgehellt, wenn nicht zur reinsten Schönheit, doch den harten Ausdruck des Trotzes zur lächelnden Milde verklärt. Grüßend trat der Fremde zu den Damen. „Welch' ein unseliger Zufall ist das für Gäste, zur Leichenfeier zu kommen!"

„Und nicht einmal eine Ruhestätte zu finden" — entgegnete Frau Woblig. „Seit einer Stunde warten wir vergebens auf ein Obdach, auf den Schmidt, der unsren zerbrochenen Wagen wieder herstelle."

„Den armen Leuten", entschuldigte der Fremde, „ist der Tod ihres Herrn auf seinem Ahnenschloß, in ihrer Mitte etwas Neues, nie Dagewesenes. Der älteste Mann im Dorfe hat keinen Baron von Rosenfeld sterben und beisetzen sehen. Der Vater des nun Verschiedenen fiel in Frankreich, 1814 bei La Rothière; da haben sie ihn verscharrt. Aber wahrlich, wenn dem ritterlichen Baron Julian ein Etwas aus dem Grabe zur Auferstehung helfen könnte, außer dem Wunder des Herrn, wäre es nur die Ungastlichkeit, die man Ihnen, meine Damen, beweist."

„Da haben seine Freunde, vielleicht ja seine Verwandten diese edle Tugend der Gastfreundschaft nicht geerbt“ — erwiederte Franziska. „Nicht zufrieden mit dem Schloß, haben sie auch noch das Wirthshaus in Beschlag genommen, und die Bitten, die wir ihnen durch den Wirth sagen ließen, uns ihr Zimmer zu räumen, scheinen fruchtlos zu bleiben.“

Minutenlang hatte der Fremde schon die hohe, schlanke Gestalt des Mädchens überflogen und prüfend in ihre sprühenden, dunkelbraunen Augen geschaut, jetzt bei dem Klang ihrer hellen, melodischen Stimme ward die Erinnerung in ihm licht und lebendig: „Sie sind's, Fräulein? Am Mittwoch nach Pfingsten sah ich Sie zu Dresden, in der Galerie. Wissen Sie's noch?“

„Oh, mein Freund, mein Lehrer vor der Madonna Murillo's!“

Und jetzt fiel ein voller, leuchtender Strahl der Abendsonne auf ihn, daß seine matten, abgespannten Züge in ihrem Glanze funkelten und bedeutsam wurden, so wie sie damals, von der Begeisterung der Kunst und des Glaubens überflogen, Franziska in ihr Gedächtniß geschlossen.

Die Andacht und Heiligung, die der spanische Maler wie kein andrer seinen Madonnen zu geben gewußt, dies Flammenmal mystischer Liebe und Weihe, das auf dieser Stirn brennt, wie Gottes Leuchten nicht ergreifender und mächtiger aus dem Busch der Wüste Mosen entgegen gebrannt, hatte ihr in der stillen Nachmittagsstunde, als sie fast allein im Saale vor dem Bilde stand, den Bleistift in die Hand gezwungen. Die Zeit verrann unter ihrer Arbeit, sie merkte es kaum, merkte nicht, daß bald um ihren Sessel sich Neugierige gesammelt, bis ihre Hand müde niederglitt und der Stift und das Blatt ihr entfielen. Er hob sie vom Boden auf, er betrachtete die Zeichnung, er sprach mit ihr.

„Es war nur ein kurzes Zusammentreffen“ — sagte er jetzt, „wie freundlich, daß Sie es nicht vergessen haben.“

„O!“ machte sie. „Sie ließen mich einen tiefen Blick in die religiöse Kunst und ihre Ideale thun, Sie brachten sie meinem Verständnisse so nahe, meinem Herzen so seelenvoll entgegen, Sie wußten so begeistert und farbenprächtig von den Visionen der Heiligen zu sprechen, wie Murillo gemalt.“

„Sie gedenken noch meiner Worte? Gestehen Sie's nur, was ich gleich merkte, Sie gehören zur Kunst, Sie sind eine Malerin.“

„Nicht doch!“ lachte sie. „Ich sehe, weil ich Ihnen damals meinen Namen im Scherz nicht nannte, hoffend Sie desto sichrer am nächsten Tage vor unsrer Heiligen wieder zu finden, da wir dem klassischen, heidnischen Raphael abgeschworen, haben Sie sich rasch eine romantische Geschichte erdichtet.“

„Der Zwang der Verhältnisse nöthigte mich, Dresden am Donnerstagmorgen zu verlassen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. Doch verließen Sie mich nicht, im Geiste, in meinen Träumen. Ich brauchte Sie nicht mit Schönheit und Romantik auszustatten, Sie besitzen sie, um Sie fließt der Himmelsduft der Begeisterung.“

„Dann erschrecken Sie bis zum Tode! Ja, um mein Haar mag ein Feuerschein lohen, aber es ist ein sehr moderner, die Lohe, die aus den Essen unsrer Fabrik schlägt, aus dem Schlot der Lokomotive, die Sie gefahren und die mein Vater gebaut. Ich bin Franziska Amberg, die Tochter eines Maschinenbauers.“ Es war nicht Zufall, daß sie den Kopf bei diesen Worten mit einem Stolz, der sie gut kleidete, emporhob.

Leicht verneigte sich der Fremde: „Und ich bin Franz, Marchese Gottina.“

„Sie sind in Italien geboren?“ fragte sie nach augenblicklichem Schweigen.

„Mein Vater stammte aus Mailand, aber er hat eine Deutsche geheirathet, hier gelebt, ist hier gestorben.“

„Und Sie?“

„Ich bin ein Wandrer, ich habe keine Heimath.“

Er war ein Mann, nahe an vierzig Jahre, in nichts ausgezeichnet vor den Andern, weder schön noch häßlich, um den Mund einen Zug des übersättigten Genusses und des Mißmuths; nur zuweilen flog ein seelisches Wort über die schmalen, feinen Lippen, ward sein Inneres in seltenen Momenten auf seinem Antlitz sichtbar. In ihr aber, die jetzt so dicht neben ihm stand, daß der leise Windhauch des Abends ihm ihre Locken spielend an die Wangen trieb, feierte die Frische des Herzens und die Schönheit der Jugend ihren schönsten Triumph. Wären ihre Züge lieblicher und weicher gewesen, hätte sie keine Hebe der Griechen aus feinstem Marmor zu beneiden gehabt; reiner, keuscher, begeisterungsfreudiger als in ihr war der Gedanke der Jugend nie verkörpert worden.

„So arm ist Niemand“, sagte sie auf seine letzten Worte, „daß er nicht in einem Herzen eine sichre Stätte besäße, einen Heerd, dem er nicht schutzflehend zu nahen braucht, sondern der gastfreundlich seiner zu jeder Stunde wartet.“

„Zu den Füßen der göttlichen Mutter ist für Alle eine Heimath, gewiß.“

„Das meinte ich nicht. Was kümmert den Himmel unser Jammer oder unsre Freude? Und wenn die Sterne Seelen hätten und unsern Thränen ihre heiligen, goldenen Tropfen nachweinten, löschten sie die unsrigen? Fluthet vor Gottes Ohr in der Harmonie der Sphären auch unsre Klage wohllautend dahin, wir hören nur den Aufschrei der gequälten Brust. Ich will das Mitgefühl der Menschen, was kümmern mich die Götter und ihr steinerner Altar?“

„Und doch ist er die äußerste Insel auf dem Ocean des Lebens, die letzte und die sicherste, die keinen Schiffer betrog, die keine Fata Morgana mit trügerischen Palmenhainen geschmückt. Sind doch so Viele, ich sage nicht glückselig, aber doch ruhig und still auf dieser Klippe geworden. Ist denn der Frieden mit uns und um uns ein so geringes Gut, daß wir nicht das Glück daran setzen sollten — ein Glück, das wetterwendisch auf Wolken dahin fährt, daher?“

„Ich will's halten“, sagte sie, und in ihrer Stimme scholl's, wie ein eherner Klang, „wenn auch nur am Saume seines flatternden Mantels, aber halten — gewiß. Wer es je verlor, war nie würdig, es zu besitzen.“

Er unterdrückte ein Lächeln, worin Wehmuth und Spott sich mischten; ihm kam es so thöricht, so durchaus nichtig vor, zu hoffen, zu streben und dem träge dahinfließenden Leben Ikarusflügel anzuheften, die es einen Augenblick hoch über den Staub der Gewohnheit und den Dunst des Irdischen dem sonnig fluthenden Aether entgegen tragen, nur um es tiefer in ihm hinab zu stürzen, wenn sie selber schmelzen an dem Sonnenfeuer der Wahrheit, an der Fackel der Erkenntniß, daß die Dinge dieser Welt häßlich und nichtig, leer und vergänglich sind. Ihr erwiederte er nur: „Vielfach verschlungen und trümmervoll sind die Pfade des Daseins, labyrinthisch; wohl dem, den wie ein goldener Faden die Liebe hindurch führt, die göttliche Liebe.“

Darauf hätte sie nicht geantwortet, wenn auch der vom Schloß herabkommende Wirth und die andern Bauern das Gespräch nicht nach andern, näher liegenden Gegenständen und auf die Forderungen des Augenblicks hingelenkt hätten. „In einer Stunde“ — sagte Justus der Wirth mit geheimnißvoller Miene, „wird das Testament des Barons verlesen werden, so hat er's auf dem Todtbette verlangt, das Blatt mit den großen, rothen Wachssiegeln. Es wird eine stattliche, curiose Geschichte werden; ja, ja — der alte Herr steckte voll Raritäten.“

„Sollte man nicht glauben, wir wären um vier Jahrhunderte zurück verschlagen“ — scherzte Franziska, „in französische Ritterromane mitten hinein!“

„Nun, wer auch der Erbe sein mag“, äußerte der Marchese, „Ihnen soll er ein Asyl auf dem Schlosse nicht abschlagen.“

„Dank für alle Gastfreundschaft! Sehen Sie, mein Diener hat den Trotzkopf von Schmidt gebändigt, er bläst seine Kohlen wieder

an. Wie die Flamme emporschlägt! Heil dir, mein Feuer! Ich reise um Mitternacht ab — eine Fahrt im Mondschein!"

„Dürfte ich nur den letzten Saum Ihres Gewandes fassen und halten, als den meiner Glücksgöttin?" fragte er neckend. „Ich bitte, schenken Sie mir diesen Abend und eine Stunde der Frühe. Die Gegend umher ist wunderschön, voll Felspartien, voll lauschiger Plätze. Im Schlosse hängt manch' treffliches Bild der nach-raphaelischen Zeit, steht eine vollendete, wunderbare Gruppe der drei Grazien von einem Schüler Michel Angelo's; Sie sollten sie sehen."

„Sie sind bekannt im Schloß, mit der Familie?"

„Vor fünfzehn Jahren war ich viele Tage dort oben."

„Und der neue Besitzer —?"

„Ich weiß nicht, wem der Baron, dessen Tochter lange vor ihm gestorben, sein Gut vermacht hat, vielleicht fällt es dem Staat anheim, es war ein Majorat und ein Thronlehn."

„Und hinterläßt er keine Verwandte?"

„Doch, Gräfin Emma Buchau ist seine Enkelin."

„Emma Buchau!" schrie Franziska und schlug mit der Hand gegen die Stirn, als wolle sie sich selbst wegen ihrer Vergeßlichkeit bestrafen. Im bittersten Haß ballten sich ihre Mienen zusammen, und die Zornader auf ihrer Stirn schwoll purpurn an. Wie im Flug wollte sie davon, den Schloßberg hinauf. In dem rathlosen Erstaunen, worin ihn dieser plötzliche Ausbruch des jungen Mädchens versetzte, ergriff der Marchese, um sie zurück zu halten, ihre Hand. Als sie den Druck der seinigen auf ihren Fingern fühlte, erschrack sie, faßte sie sich, so daß sie, wenn auch mit leisem Zittern, fragen konnte: „Und die Gräfin ist hier?"

„Ich vermuthe, seit vierzehn Tagen."

„Ah!" Und ein helles Leuchten floß über das finstere, haßentstellte Gesicht. War's das Gefühl der Rache, die sich ihrem Ziel nähert, war's heimliche Freude?

„Nun bleibe ich", fuhr sie fort. „Diese Nacht im Fegefeuer — und morgen früh steig' ich mit Ihnen auf die Spitzen der Berge, in's Paradies."

(Schluß folgt.)

*Gedichte.

Das Horn.

Nach Alfred de Vigny. (Seitenstück zum „Schnee".)

I.

Wie lieb ist Abends mir des Hornes Klang im Wald,
Wenn dem getroff'nen Reh die Todtenklage schallt,
Des Jägers Abschiedsgruß im Wiederhall verklinget
Und mit des Nordwinds Hauch von Blatt zu Blatt sich schwinget!

Im Dunkel hab' ich oft geweilt bis Mitternacht,
Gelächelt und geweint und alter Zeit gedacht,
Wenn ahnungsvoll ein Horn erklang in Thalesgründen,
Als wollt's den nahen Tod der Paladine künden.

Ihr blauen Pyrenä'n, du meiner Sehnsucht Land,
Wo über Wipfeln ragt die graue Felsenwand,
Ihr Gaven, Bäche, Seen, ihr spiegelreinen Quellen,
Cascaden, die vom Schnee der ew'gen Gletscher schwellen, —

Ihr Berge, wo der Lenz dicht an den Winter gränzt,
Der Fuß vom Rasengrün, die Stirn vom Eise glänzt,
Wie weil' ich gerne dort, wenn Hornes Klänge schallen
Und melancholisch sanft in stiller Luft verhallen!

Ein Wandrer, der allein im fernen Thal noch wacht,
Schickt oftmals diesen Gruß herüber durch die Nacht,
Und seine Melodie mischt sich dem Glockenklange
Des Lammes, welches blöckt am grünen Bergeshange.

Ein Gemsbock blicket kühn am Felsensprung hervor
Und bleibt neugierig stehn und lauscht und spitzt das Ohr;
Der mächt'ge Wasserfall rauscht an der Steinwand nieder
Und singt zum Hörnerklang die ew'gen Klagelieder.

Ihr Ritter alter Zeit, weilt Ihr noch immer hier,
Spricht Euer Geist noch heut' durch jenen Ton zu mir?
O Thal von Ronceval, ist noch an dich gebunden
Der Schatten Rolands, der die Sühnung nicht gefunden?

II.

Kein Ritter war geflohn, es traf der Tod sie all',
Er nur mit Oliver stand fest noch wie ein Wall,
Rings von den Bergen blickt der Mohr herab mit Beben
Und rufet: „Roland, nun ist's Zeit dich zu ergeben!

„Sieh, alle deine Pärs begrub der Bergstrom schon." —
Er brüllt dem Tiger gleich und spricht mit wildem Hohn;
„„Stürzt jener Berg herab mit meiner Ritter Leichen,
Dann, Afrikaner, dann wird erst der Muth mir weichen.""

„Ergieb dich", tönt es d'rauf, „da kommt er schon herab!"
Und von dem Gipfel löst ein Stück des Bergs sich ab,
Es rollt und wälzet sich hinunter bis zum Schlunde,
Zermalmend Stamm und Ast im dunklen Fichtengrunde.

„„Hab' Dank!"" ruft Roland aus, „„du hast mir Bahn geschafft"",
Und rollt den Fels herbei mit seines Armes Kraft,
Er klettert wie ein Ries' empor auf dieser Brücke;
Der Mohr, wie er sich naht, weicht angsterfüllt zurücke.

III.

Es zieht der große Karl der weiten Ebne zu
Und plaudert mit den Pärs gemächlich und in Ruh';
Es winket Argeles herüber schon im Thale
Mit seinen blauen Seen, beglänzt vom Abendstrahle.

Das Heer jauchzt auf vor Lust, es stimmt der Troubadour
Sein Saitenspiel und singt die Weiden des Adour;
Der Krieger kost und scherzt mit ihr, die ihm kredenzet
Den Frankenwein, der hell im fremden Becher glänzet.

Gedeckt durch Rolands Hut zieht ruhig fort der Troß;
Gemächlich sitzt Turpin auf seinem schwarzen Roß
Im samm't'nen Sattelzeug, doch schnell zum Kaiser lenkend
Spricht er, das Amulet in seinen Händen schwenkend:

„Sire, blickt empor! seht Ihr der Feuerwolken Licht?
O haltet ein im Lauf und Gott versuchet nicht!
Beim heil'gen Dionys, dort oben in den Lüften
Fliegt eine Geisterschaar, umwallt von Flammendüften!

„Schon einmal hat's geblitzt, nun blitzt es noch einmal."
Da plötzlich tönt von fern des Hornes Ruf durch's Thal;
Der Kaiser hat erstaunt sich rückwärts schon gebogen
Und straffer mit der Hand die Zügel angezogen.

„„Hörst du's, Turpin?"" „Ach ja, vielleicht ist's Hörnerklang,
Der heim die Heerden ruft vom gras'gen Bergeshang",
Versetzt der Erzbischof, „vielleicht in diesen Tönen
Spricht Oberon der Zwerg mit seiner Fee, der schönen."

Der Kaiser reitet fort, die Stirne sorgenschwer,
So düster und so ernst wie Sturm auf wildem Meer,
Es bangt ihm um Verrath, und wie er denkt und sinnet,
Horch, wie das Horn erklingt, verhallt und neu beginnet.

„Weh, weh, mein Neffe ist's! Wenn der um Hülfe fleht,
So weiß ich, daß der Tod schon drohend vor ihm steht.
Ihr Ritter, rückwärts! Treibt zum raschen Lauf die Pferde!
Erbeb' auf's Neu' vor uns, Hispaniens falsche Erde!"

IV.

Am Gipfel hält der Trupp im wilden Sturm erst ein,
Mit Schaum und Schweiß bedeckt, wo hell im Abendschein
Die Fluren Roncevals zu ihren Füßen liegen
Und fliehend in der Fern' der Mohren Banner fliegen.

„Turpin, was siehst du dort am Rand des Bachs im Thal?"
„„Zwei Ritter, einer todt, der andr' in Todesqual!
Zerschmettert liegen sie am grauen Felsgesteine,
Es hält des Größern Hand ein Horn von Elfenbeine;
Es war sein Todesruf, der her zu uns geschallt!"" —
Wie melancholisch klingt des Hornes Ruf im Wald!

Adolf Laun.

Feuilleton.

— * **Bremen**, 7. Mai. Am heutigen Tage hat unser Staat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Bürgermeisters **Johann Smidt**. Der Name des Verstorbenen hat in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes den besten Klang; es ist bekannt, was er seiner Vaterstadt war, wie ihr Wohl ihm am Herzen lag, und wie er der Schöpfer ihrer Handelsgröße gewesen ist. Das mächtigste Zeugniß seiner Kraft ist Bremerhaven, das er vor dreißig Jahren gründete. Bis zum letzten Augenblick lebte er in den Gedanken, die ihn von seiner Jugend bis in das hohe Greisenalter begleitet und seinen Geist beschäftigt haben. Smidt stand im vierundachtzigsten Jahre seines Lebens, war seit 1800 Mitglied des Senates, vertrat auf dem Wiener Congresse und später bei dem deutschen Bunde Bremen und wurde 1821 Bürgermeister. Auch schriftstellerisch war der Verstorbene vielfach thätig und namentlich bestrebt, das politische Leben Bremens anzuregen. Nicht vielen Männern bleibt ein so hohes Maß von Anerkennung, Liebe und Verehrung über das Grab hinaus.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Familien-Abende. Novellenkranz von Heinrich Koenig. Erster Band. Täuschungen. — Jadwiga, Königin von Polen. Dramatisches Gedicht von M. Dernheim. — Gesammelte dramatische Werke von Roderich Benedix. Zehnter Band. Enthaltend die Lustspiele: Die Dienstboten; die Herrschaft; das Concert; die alte Jungfer. — Rahel und ihre Zeit. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Die Brautschau Friedrichs des Großen. Historische Erzählung von Julius Bacher. — Abriß einer Geschichte der geographischen Entdeckungen von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Von H. Berghaus.

— * Von der in Lieferungen erscheinenden zweiten Auflage des Werkes „Goethe's Leben und Schriften" von dem Engländer Lewes in der Uebersetzung von Frese ist die erste Lieferung ausgegeben.

— * Das Werk „Die gesammten Naturwissenschaften", das von mehreren Gelehrten herausgegeben wird und durch Hermann Masius eingeleitet wurde, ist bis zum vierten Hefte vorgerückt. Darin wird die Physik und die Meteorologie von Koppe abgeschlossen, und es beginnt die physikalische Technologie von Moll. Dann folgen in den nächsten Heften elektrische Telegraphie, Galvanoplastik, Daguerreotypie und Photographie von Nauck, Chemie und chemische Technologie von Gottlieb, womit der erste Band abgeschlossen wird.

— * Der Historiker Thaddaeus Lau in Königsberg, von dem unser Blatt im December des vorigen Jahres eine Betrachtung über den Dichter Zacharias Werner brachte, hat eine Entstehungsgeschichte der magna charta, des berühmten englischen Staatsgrundgesetzes, geschrieben.

— * Ein literarisches Unternehmen, an dessen Begründung sich vor einigen Jahren große Erwartungen knüpften, muß wieder eingehen, das „Weimarische Jahrbuch" nämlich, das Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade herausgeben. Es sind mit glänzend freigebiger Unterstützung des Großherzogs von Weimar, der eben jene Unterstützung jetzt zurückzieht, fünf Bände erschienen, die bei Weitem nicht den wünschenswerthen Eingang gefunden haben. Die Redaction hat ohne Zweifel durch ihre sehr exclusive, besonders ganz veralteten Dingen nachgehende philologische Handhabung selbst viel zu diesem Mißerfolg beigetragen. Man erfährt bei dieser Gelegenheit auch, daß sich die Hoffnung auf Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Karl August vorläufig ganz zerschlagen hat.

— * In Braunschweig giebt man mit Erfolg ein neues Trauerspiel „Henning Braband" von A. Glaser, dem Redacteur der Westermannschen illustrirten Monatshefte.

— * Wer kennt nicht Coopers Roman „Der letzte der Mohikaner?" Dieser Indianerstamm, unter dem der Revolutionskrieg fuchtbar aufräumte, zählt jetzt nur noch einige hundert Köpfe. Einer von diesem Stamm lebt zu Albany im Staate Neuyork und macht emsige Studien zur Geschichte der Mohikaner, mit der er sehr vertraut ist.

— * Die im letzten September zu Bingen gehaltene Versammlung deutscher Künstler beschloß bekanntlich, in diesem Jahre eine allgemeine deutsche Kunstausstellung in Frankfurt zu veranstalten. Daraus wird nichts werden, wenigstens nicht in jener Stadt. Es wird der Mangel eines passenden Locals vorgeschützt, und man will erst im künftigen Jahre dort eine Halle zu diesem Zwecke bauen. Die Leiter des Unternehmens sind hierauf nicht eingegangen und bieten Alles auf, um die Ausstellung doch noch in diesem Jahre in irgend einer anderen deutschen Stadt zu ermöglichen.

— * Richard Wagner hat sich einmal wieder vernehmen lassen, und zwar in einem offenen Brief über die sinfonischen Dichtungen seines Freundes Liszt. Derselbe dirigirte neulich nach längerer Pause in Weimar den „Lohengrin", wurde aber durch Proben und Aufführung so angegriffen, daß er erkrankte.

— * Das niederrheinische Musikfest, das um Pfingsten in Aachen unter der Leitung von Franz Liszt stattfindet, hat für die beiden Haupttage folgendes Programm: Am ersten Tage, Sonntag den 31. Mai: Ouverture op. 124 „Zur Weihe des Hauses" von L. van Beethoven. Messias, Oratorium von G. F. Händel. Am zweiten Tage, Montag den 1. Juni: Cantate Nr. 7 „Christ der Herr zum Jordan kam" von J. Seb. Bach. Symphonie in C-dur von F. Schubert. Des Sängers Fluch, Ballade von R. Schumann. Die Kindheit Christi, geistliche Trilogie von H. Berlioz. Festklänge, sinfonische Dichtung von F. Liszt. —. Für die Soli sind engagirt Fräulein Luise Meyer aus Wien, eine Dilettantin aus Amsterdam, die Tenoristen Schneider und Göbbels, die Bassisten dalle Aste und Ackens.

— * Am 26. April starb in Nürnberg am Schlagfluß plötzlich Dr. C. G. Rehlen, ein fleißiger und verdienstvoller Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, namentlich demjenigen der Entdeckungen und Erfindungen, der Gewerbe u. s. w. Noch vor einigen Wochen brachte unser Blatt eine historische Studie aus seiner Feder zur Kunde des deutschen Münzwesens. Rehlen war ursprünglich Theolog und längere Zeit Pfarrer zu Kalchreuth bei Nürnberg, gab aber diese Stelle freiwillig auf, da seine Theologie mit der vorgeschriebenen kirchlichen nicht im Einklang stand, und lebte seitdem in der alten Stadt Nürnberg ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Die Muße der letzten Jahre hat er fast ausschließlich zu den umfassendsten Studien für eine Geschichte Nürnbergs und seiner Gewerbe verwendet. Hoffentlich sind sie so weit gediehen, daß es nur einer zusammenstellenden und ergänzenden Hand bedarf, um diese ohne Zweifel sehr werthvolle Arbeit zu retten. Auch die junge Wissenschaft der Kulturgeschichte hat in Rehlen einen eben so richtig blickenden als liebenswürdigen Vertreter gefunden.

— * In Danzig starb am 26. April der Theaterdichter und Regisseur der dortigen Bühne, P. F. Trautmann, Verfasser von mehreren kleinen Lustspielen, die in den letzten Jahren über viele Bühnen gingen. Sie sind bühnengerecht und wirksam, aber in sehr leichtfertiger Weise gearbeitet.

— * Einer der begabtesten französischen Dichter, Alfred de Musset, ist am 2. Mai zu Paris im Alter von 47 Jahren gestorben. In der letzten Zeit war von ihm wenig mehr die Rede, da er sich leider einem wüsten Leben ergeben und seine geistige und körperliche Kraft zu Grunde gerichtet hatte. Im Kampfe der romantischen Schule gegen die klassische gehörte er zu den rüstigsten Fechtern; seit 1852 war er Mitglied der Akademie. Am 4. Mai erfolgte das feierliche Leichenbegängniß, dem die akademischen Collegen de Mussets in großer Zahl beiwohnten, auf dem Kirchhof Père Lachaise.

— * Auf den zwanzig deutschen Universitäten, die österreichischen ausgeschlossen, docirten im letzten Winter 1441 Lehrer, darunter 673 ordentliche Professoren, 346 Privatdocenten; von jenen sind allein 53 in München, 50 in Berlin, 49 in Bonn. Immatriculirte Studenten waren auf allen Universitäten zusammen 12,670. Voran stehen Berlin mit 1570, München mit 1406, zuletzt Rostock mit 91.

— * Neulich ist mitgetheilt worden, daß der Schriftsteller Dr. Hermann Schiff in Hamburg, durch äußere Noth getrieben, um Aufnahme in das städtische Werk- und Armenhaus gebeten und sie erhalten hat. Wir erfahren nun aus einem Hamburger Blatte, daß der vor dem Schlimmsten allerdings gerettete geistvolle Mann dort dem ganzen Jammer der Einrichtung jener Anstalt preisgegeben ist. Er ist mit etwa zwanzig Personen, unter denen kranke sind, auf dasselbe Zimmer angewiesen, muß Holzpantoffeln tragen und darf nur Ein Mal in jedem Monat ausgehen. Wie wir hören, wird bald etwas geschehen, den Unglücklichen aus solchen Verhältnissen zu befreien.

— * Papst Sixtus V. Wir haben neulich an der Hand von Gregorovius eine Wanderung durch die Gräberwelt der römischen Päpste gemacht. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Monument eines der größesten und merkwürdigsten unter den heiligen Vätern, Sixtus V., Felix Peretti. Wenn eines den Betrachter zum Stillstehen zwingt und mit Erinnerungen erfreut, ist es dies Monument des ungewöhnlichen Mannes, welcher als Knabe die Schweine hütete und als Greis über Fürsten und Völker gebot und Rom mit so vielen Werken erfüllte, daß sein Name dort allerorten wie ein Echo dem Wanderer entgegenschallt. Wir staunen noch immer über das räthselhafte Glück, welches Napoleon vom Staube auf den Thron der Welt erhob, ja es dünkt uns romantisch und märchenhaft. Aber wenn in der Geschichte der Könige so wunderbare Wandlungen ungesetzlicher Zufall sind, sind sie in der Geschichte der Päpste Natur, denn sie gehören zu dem tiefen Wesen des Christenthums, welches nicht die Person, sondern den Geist beruft; und darum ist die Geschichte jener voll von Namen gewöhnlicher Menschen, welche ohne das Vorrecht der Krone die ewige Vergessenheit würde verschlungen haben; die Geschichte dieser aber reich an großen Männern, die auch in anderen Wirkungskreisen des Ruhms würden werth geworden sein. Es ist eine

Lust, solche aus dem Staub emporgerufene Menschenkraft zu betrachten, und das Genie zu verfolgen, welches, gleichviel auf welchem elektrischen Berührungspunkte, die Verhältnisse durchgreift und die Welt als den ihm gehörenden Stoff in Besitz nimmt. Sixtus hütete seines Vaters Schweine in Montalto; am spärlichen Licht der Madonnenlampe studirte der Jüngling. Seltenen Menschengeistern dehnt sich ein Tropfe des Wissens zum Meer aus, und der flüchtige Schein eines vereinzelten Gedankens, der den Gewöhnlichen in der Armuth läßt, faßt sie wie der Feuerstrahl himmlischer Erleuchtung. Denn was ist wenig oder viel einem Geiste, den die allwissende Natur belehrt. Als Franziskaner entzündete Felix Peretti Rom durch seine Fastenpredigten in der Kirche der Santi Apostoli. Er wurde Bischof in Fermo, dann Cardinal in Rom, wo er ohne Aufwand lebte, in seinem Weinberg am Wall des Servius Tullius sich erholend; und dort steht noch heute in einem Kreise von finsteren Cypressen die colossale Figur der Minerva, ein einsames Sinnbild des vergangenen Rom, und das Wappen auf ihrem Fußgestell, ein Löwe, der in den Krallen drei Birnen trägt, zeigt, daß es von Felix dort aufgerichtet wurde. Dies Wappen, und die Steineiche des Hauses della Rovere, sieht man häufiger in Rom, als andere Familienschilder älterer Päpste. Papst wurde Felix im Jahre 1585. Nur fünf Jahre saß er auf dem Stuhle Petri, und diese kurze Zeit reichte für den baulustigsten aller Kirchenfürsten aus, Rom zu erneuern. Was Julius und Leo in der klassischen Periode des päpstlichen Rom waren, wurde er in der Zeit der politisch-kirchlichen Erneuerung. Er faßte sie mit seinem großen Verstand zusammen, schloß sie ab und machte Rom zu ihrem Monument. Sein Grabmal in der Kapelle der Santa Maria Maggiore erinnert durch seine Reliefs vielfach an das, was Sixtus war. Unter diesen fünf Reliefs fällt das zur Rechten der Papstfigur am meisten auf. Im Vorgrunde sieht man die Gestalten des Friedens und des Krieges, im Mittelraum und im Hintergrunde Kampfscenen und Männer, welche abgeschlagene Köpfe auf gut türkisch bei den Schöpfen in der Hand halten. Ist es nicht befremdend, eine solche Vorstellung das Grabmal eines Papstes schmücken zu sehen? Auf den altchristlichen Sarkophagen sieht man wohl die Apostel Petrus und Paulus, die anmuthsvolle Engelgestalten, eine ideale Madonna und heilige Märtyrer oder Patriarchen, auf den mittelchristlichen Grabmälern allegorische Tugenden; das neuchristliche Relief aber eines Papstgrabes stellt in schreiender Lebenswirklichkeit abgehauene Köpfe von Banditen dar, welche der Henker bei den Haaren schwingt, und der Ruhm des heiligen Vaters als Trofäen seines Lebens über dem Grab sich aufzupflanzen, nicht verschmäht. Dies ist der grelle Unterschied des Sinns der Zeiten, und auch der künstlerischen Empfindungen. Jenes Relief erinnert an die schonungslose Strenge, womit Sixtus die Banditen ausrottete. Seit Gregor XIII. machten sie Rom und die Campagna unwegsam, und selbst Edelleute wie Alfons Piccolomini und Robert Malatesta spielten unter ihnen eine Rolle. Das Banditenwesen aber war die Folge von der Einziehung vieler Baronien und der Beschränkung lehnsherrlicher Rechte. (Noch heutigen Tages unterhält sich das Volk in Rom von der Regierung Sixtus' V., und viele Anekdoten von seiner Strenge und unerbittlichen Handhabung der Gerechtigkeit leben im Gedächtniß fort. Wenn die Römer, was sie nur zu gern thun, ihr Regiment kritisiren, hört man gewöhnlich die Phrase: si voul' un Sisto Quinto.) Die anderen Reliefs beziehen sich auf politische Ereignisse, wie die Beilegung des Streites zwischen Oesterreich und Sigismund von Polen, oder auf Heiligsprechungen und fromme Stiftungen. Allen dient irgend eine Architektur, welche diesem Papst ihren Ursprung verdankt, zum Hintergrunde. Man sieht bald den Obelisk des Sanct Petersplatzes, welchen Sixtus V. durch seinen Baumeister Fontana hatte aufrichten lassen, bald die Kuppel, die unter seiner Regierung vollendet wurde, bald die Wasserleitung Acqua Felice, die seinen Namen trägt und unter allen seinen Stiftungen die wohlthätigste ist. Und schon um ihretwillen verdiente er es, daß ihm das dankbare römische Volk eine eherne Statue auf dem Kapitol setzte. Es wäre zu viel, wollte man alles nennen, was er in Rom baute. Seine Bauten hatten stets einen praktischen Charakter, oder sie dienten der Verherrlichung des Glaubens; denn die ideale Kunst begriff sein gebieterischer und auf das Wirkliche gestellter Sinn nicht. Den Laokoon und den Apollon wollte er aus dem Vatican entfernen, und nachdem er rücksichtslos das Septizonium des Sever vernichtet hatte, wurde er nur mit Mühe von der Zerstörung des Grabmals der Cäcilia Metella abgehalten. So wich der feine Geist Leo's X. und Julius' II., der mit menschlicher Theilnahme das Alterthum durchdrang und belebte, immer mehr einer nüchternen Prosa, die nur die Bedürfnisse der Gegenwart achtete. Felix der Glückliche, als Papst und Monarch mächtig, geachtet und gefürchtet, starb neunundsechzig Jahre alt am 27. August 1590. Fast könnte man ihn den letzten der Päpste nennen. Seine knieende Grabstatue, mit zusammengelegten Händen, ein tüchtiges Werk des Vasoldo, zeigt eine kräftige und gedrungene Gestalt. Der Kopf ist dick und groß, die Nase dick, der Bau des Gesichtes fest und massiv; hinter dieser breiten Stirn lag ein breiter Verstand, und ein Wille von Erz. Seine Augen waren lebhaft und klein, seine Augenbrauen dicht und schwarz, sein Bart lang und weiß. Man bemerkt wohl heute unter den Franciskanern von Ara Coeli irgend einen robusten Mann, der ihm ähnlich sieht.

Aufruf zur Vollendung der Denkmäler Goethe's, Schillers und Wielands in Weimar.

Vor drei Jahren haben wir für die unversiegliche Lebensveredlung, welche den Meistern der Dichtung entströmt ist, den Dank des Nachgeschlechts und die Mitwirkung zu ihren Denkmälern angesprochen. Diese Stimme ist nicht fruchtlos verhallt. Aus allen Gegenden des Vaterlandes, wenn auch nicht gleichmäßig von jedem Theil, und aus allen Kreisen der Gesellschaft hat uns thätige Anerkennung geantwortet, und nicht bloß aus dem Vaterlande. Wie die schönen und großen Erzeugnisse dieser Dichter nicht unserm Volke allein, sondern der europäischen Menschheit geschenkt sind, so haben dem Erinnerungszeugniß, für welches wir werben, Theilnehmende jenseit dem Rhein und der Weichsel, dem Kanal und den Alpen sich angeschlossen. Der größte Theil der Mittel war bald beisammen.

Sechstausend Siebenhundert Thaler hat das großherzogliche Haus von Weimar für die Bildung der drei Statuen an zwei Künstler gegeben, das Erz König Ludwig von Bayern gewährt, und für die Guß- und Errichtungskosten sind bisher durch freiwillige Beiträge von nah und fern über Achthalbtausend Thaler zusammengeflossen. Das Werk selbst steht im Zeitpunkt seiner Vollendung.

Die Statue Wielands, von dem trefflichen Gasser in Wien entworfen und ausgeführt, ist zu München im Gusse fertig; die Gruppe Goethe's und Schillers, von Rietschel in Dresden mit der ganzen Tiefe seiner Auffassung, mit seiner ausdauernden Wärme im Durchbilden auf's treuste und edelste gestaltet, wird bereits in der Münchener Anstalt zum Gusse bereitet. Beide Monumente können im Laufe des Sommers ganz ausgeführt, sie können im gegenwärtigen Jahre, will's Gott, am dritten September, dem hundertjährigen Geburtstage Karl Augusts, des fürstlichen Beschützers und Freundes dieser Dichter, enthüllt werden, wenn zur Beschaffung der Granitpiedestale und Aufstellungskosten jetzt, nachdem für das Ganze ein Werth von einigen Zwanzigtausend Thalern aufgewendet ist, noch ein Rest von etwa Sechstausend zusammengebracht wird.

Mit gutem Vertrauen wenden wir uns für diesen Vollführungsrest noch einmal an die Theilnahme aller Deutschen, besonders der Städte und Bevölkerungen, welche die ihrige für diesen noch nicht oder noch nicht in einigem Verhältniß zu dem Stande ihrer Bildung und ihres Vermögens zu bekräftigen im Falle waren. Kein Zweifel, daß es dieses unseres zweiten und letzten Aufrufs nicht bedurft hätte, wäre unsere erste Sammlung nicht durch Kriegsereignisse unterbrochen worden, die Europa in Bedrängniß und Befürchtung setzten. Nun, da sie ein Ende gefunden haben, athmen die Thaten des Friedens, die Interessen der Bildung, die Erhebungen wieder auf, mit welchen unser Denkmalwerk zusammenhängt, und für die es, wie sein Gelingen auf ihnen ruht, als ein schönes Zeichen und eine Vorbedeutung in die Zukunft erscheinen mag.

Es ist die Rücksicht auf den innern Werth des monumentalen Werks, die uns diese letzte Ansprache der Volks- und Zeitgenossen zur Pflicht macht. Denn das Denkmal wird ohne Frage eine höhere Bedeutung behaupten, wenn an seiner Errichtung alle deutschen Lande in einiger Vollständigkeit betheiligt sind, als wenn den Anstrengungen Weniger diese Ehre überlassen und Vielen, bei welchen billig dieselbe Gesinnung vorausgesetzt wird, der Schein einer kalten Gleichgültigkeit bliebe. Die Zusammenwirkung, die Freundschaft der beiden großen Nebenbuhler Goethe und Schiller, im Bilde von Erz verewigt, ist ein Ausdruck so unvergleichlicher Erinnerung, ein Vorbild so herrlichen Sinnes für jeden Deutschen und für die Eintracht aller, daß auch die Herstellung dieses öffentlichen Ausdrucks von Rechtswegen eine allgemeine That sein muß, auf daß dies Werk nach seiner Entstehung, wie nach seinem Bilde, von der edelsten Begeisterung und Einmüthigkeit zeuge.

Wir beziehen uns auf die tiefe Rührung und freudige Bewunderung, welche Rietschels Gruppe der beiden Dichter, nach vielfach laut gewordenen Stimmen, als ein ganz ausgezeichnetes Werk der lebenden deutschen Kunst, bei Solchen erweckt hat, deren Urtheilsberechtigung anerkannt ist. Auch darum geht die Vollführung des Werks jeden Freund und Genossen deutscher Bildung an.

Wohlan denn, Ihr Brüder fern und nah, schließt Euch nicht aus, thut — ein jeder in seinem Maße — das Eurige, damit sich ein würdiges Werk an der Spitze seiner Vollendung nicht hinzögere! Laßt die Gestalten Eurer klassischen Dichter, aufgestellt in der Stadt ihres lebendigen Wirkens, zeugen von Eurer Liebe, von Eurem Dank für hundert schöne Stunden!

Weimar 1857.

Der Verwaltungs-Ausschuß für die Denkmäler Goethes, Schillers und Wielands.

A. Schöll. C. v. Beaulieu-Marconnay. C. Bergfeld. K. Biedermann. W. Bock. R. Froriep. C. Helland. H. Kühn. F. Liszt. F. Preller. C. Streichhan.

In Bremen erbieten sich die Herren A. Duckwitz, G. H. Olbers und J. W. Schaefer sowie die Redaction der Weserzeitung, Geldbeiträge in Empfang zu nehmen und an den Verwaltungsausschuß in Weimar einzusenden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Delzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 20. Bremen, 17. Mai. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Aus Talleyrands Knabenjahren.

Von M. Reichenbach.

Das Zeitalter, in welches Talleyrands Jugendleben fällt, blieb, mit seinen Sitten und Gebräuchen, nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den Character des großen Staatsmannes. Es herrschte vor dem Ausbruch der französischen Revolution eine so überwiegende Vergnügungssucht unter den Großen des Landes vor, daß es zum Beyspiel einer Mutter aus den höheren Ständen gar keine Ueberwindung kostete, ihr Kind auf immer aus ihrer Nähe zu verstoßen, um sich den Freuden des geselligen Lebens um so rückhaltloser und ohne Unterbrechung hingeben zu können. In adeligen Häusern war es sogar allwärts üblich, daß die Kinder gleich nach der Geburt auf das Land gebracht und einer Bauerfrau zur Wartung und Pflege übergeben wurden. Die junge Frau schwärmte dann auf Bällen, in Assembleen und brachte wohl auch die Nacht über am Spieltische zu, während ihr armes verstoßenes Kind in Unwissenheit und Unreinlichkeit kümmerlich genug aufgezogen wurde und vielleicht niemals in seinem Leben das Glück genoß von einer liebenden Mutter an das Herz gedrückt zu werden.

Ein gleiches Schicksal traf Charles Maurice, den ältesten Sohn des Grafen von Talleyrand, geboren zu Paris im Jahr 1754.

Nachdem er die drei ersten Jahre seines Lebens bei seiner Wärterin auf dem Lande zugebracht hatte, wurde sein jüngerer Bruder auch bei derselben Bauerfrau, die ihn beköstigte, in Pflege gegeben. Seine Eltern waren ihm aber bisher noch immer fremd geblieben, auch hatten dieselben in späterer Zeit nie ein Verlangen darnach gezeigt sich mit eigenen Augen von dem Wohlergehen ihres erstgeborenen Sohnes zu überzeugen. Karl mochte unter so ungünstigen Verhältnissen ein Alter von acht bis zehn Jahren erreicht haben, als sein Onkel, der jüngere Bruder seines Vaters, ein rauher aber braver Seekapitän, welcher lange Jahre auf Reisen zugebracht hatte und nun in sein Vaterland zurückgekehrt war, den Vorsatz faßte seinen Neffen zu besuchen. Als der Kapitän bei einbrechender Dämmerung das Dorf Perigord erreicht hatte, kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß er verabsäumt habe sich nach der Wohnung der Mutter Rigaut, — so nannte man im Dorfe Karls Wärterin, — zu erkundigen. Er hielt sein Pferd an und sah sich nach Jemandem um, der ihm als Wegweiser dienen konnte. Da kam die Anhöhe herauf ein zarter, blasser Knabe mit langem, schönen Lockenhaar, das ihm weit über die Schultern herabfiel. Mit Bedauern bemerkte aber der Kapitän, daß das hübsche Kind lahm war und sich auf eine Krücke stützen mußte.

„Halt, mein Junge!“ rief ihm der Kapitän zu. „Willst du mich zu der Mutter Rigaut führen?“

„Recht gern“, sagte der Kleine und sah den Kapitän bittend an. „Ich will Sie hinführen, wenn Sie mir —“

„Du sollst dich über meine Freigebigkeit nicht zu beschweren haben“, entgegnete der Hauptmann.

„So war es nicht gemeint“, sagte der Knabe erröthend. „Ich möchte nur bis an die Hausthüre der Mutter Rigaut mit Ihnen auf Ihrem Pferde sitzen dürfen.“

„Nun so komm her, hurtig aufgesessen!“ entgegnete der Kapitän.

Der Knabe schwang sich, lahm wie er war, doch auf das Pferd, fand aber eben keinen sehr bequemen Sitz auf demselben, denn der Kapitän war ziemlich wohlbeleibt. Der Kleine wußte sich indeß zu helfen, indem er seine Krücke fest an den Stiefel des Reiter stämmte und aufrecht stehend sich an die Mähne des Pferdes hielt. Während der Kapitän, unbesorgt um diese gefährliche Stellung des Knaben, auf dem holperichten Pflaster einhertrabte, ertönte das helle Geläute von den Schellen des Pferdegeschirres, vermischt mit dem halb freudigen, halb furchterfüllten Gelächter des verwegenen kleinen Reiters. Eine solche Erscheinung machte in dem Dorfe kein geringes Aufsehen, und die Bauern kamen neugierig vor ihre Hausthüre, um zu sehen, wie der Karl von der Mutter Rigaut mit vor Freude strahlendem Antlitz auf dem Pferde des fremden Herren an ihnen vorüberflog.

Der Fremde war an der Wohnung der Mutter Rigaut angelangt. Er hatte nun freilich nicht die mindeste Ahnung davon, daß der lahme Knabe, dessen er sich als Führer bediente, kein anderer sei als sein eigener Neffe, und gab demselben sein Pferd zu halten, während er in das Haus ging und die Thüre sorgfältig hinter sich verschloß, um ungestört mit der Wärterin seines Neffen sprechen zu können. Was dort vorging, bleibt in Dunkel gehüllt. Es mußte aber einen heftigen Auftritt gegeben haben, denn eine Weile hörte man Stimmen in lautem Streit — Schluchzen und Wehklagen und Schelten dazwischen; darauf stürzte der Kapitän aus dem Hause heraus und schloß den Knaben ganz entzückt vor Freude in seine Arme. Die Mutter Rigaut eilte ihm nach, um den Knaben ihm streitig zu machen, allein eine Drohung mit der Reitpeitsche hielt sie von ihrem Vorhaben zurück. Der Kapitän hob seinen Neffen neben sich auf den Sattel, aber diesmal ließ er ihm Platz genug um bequem zu sitzen, schlang fürsorglich den Arm um dessen Leib und ritt zu dem Dorfe hinaus, ohne zu gestatten, daß sein Schützling der Mutter Rigaut, welche schreiend und jammernd eine Weile nachfolgte, ein letztes Lebewohl sage.

Der Kapitän hätte den aufgeweckten, muntern Knaben gern auf immer bei sich behalten und ihn zum Seedienst herangebildet. Dieser Plan war aber nicht ausführbar, weil Karl ein lahmes Bein hatte, und daher entschloß sich der Kapitän mit schwerem Herzen ihn in ein von Ludwig dem Großen gestiftetes Institut zu bringen.

In der Schule legte Karl eine so ungewöhnliche Begabung und so viel Fleiß an den Tag, daß er schon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst den ersten Preis in seiner Klasse davontrug.

Drei Jahre verflossen ihm ziemlich vergnügt und zufrieden, obgleich ihm niemals gestattet wurde in den Ferien Ausflüge zu seinen Eltern zu machen. Selten nur besuchte ihn seine Mutter, und die

wenigen Male, wo er sie sah, war sie stets von einem Chirurgen begleitet, der alsdann sein lahmes Bein untersuchte, es verband und zog, damit es mit dem andern gleiche Länge bekomme, so daß am Ende das arme Kind vor Schrecken zusammenfuhr, wenn es in das Zimmer berufen ward, wo die Mutter seiner wartete. Oft sprach er wohl von der Todesangst, womit er diesen Besuchen entgegensah, und wie er mit Gefühlen der Wehmuth und Niedergeschlagenheit seine Gefährten während der Feiertage nach dieser und jener Ortschaft, wo sie ihre Heimath hatten, sich zerstreuen sah, nie aber kam eine Klage über seine Lippen hinsichtlich des Benehmens seiner Mutter gegen ihn.

In dieser Zeit hatte sich in seinem elterlichen Hause Manches zugetragen. Sein Vater war in Folge einer früher in einem Scharmützel erhaltenen Wunde gestorben, und somit wurde Karl Maurice Graf von Talleyrand und das Haupt derjenigen Linie dieser alten Familie, welcher er angehörte. Mittlerweile kehrte auch sein jüngerer Bruder von seiner Pflegerin auf dem Lande in das Elternhaus zurück. Ihm hatte das Glück wohlgewollt, denn seine Glieder waren gesund geblieben und das Ebenmaß seiner Gestalt nicht zerstört.

Nachdem Karl Maurice seinen Cursus in der Schule glanzvoll beendet hatte, kam eines Tages ganz unerwartet ein großer, blasser Priester und nahm ihn mit sich fort nach dem alten, düstern Seminar St. Sulpice. Dort angelangt, erfuhr erst der junge Talleyrand aus dem Munde des Superiors selbst, daß auf Beschluß einer unwiderruflichen Familienversammlung sein Erstgeburtsrecht ihm genommen und auf den jüngeren Bruder übergetragen worden sei.

„Warum?“ fragte der junge Mann, unfähig seinen Unwillen zu verbergen.

„Ihr Bruder ist kein Krüppel!“ war die kalte herzlose Antwort.

Diese Stunde, nein, dieser Augenblick, das Echo dieser schauerlichen Worte machte den Fürsten von Talleyrand zu dem, was er späterhin geworden ist. Wer kann den Schmerz dieser großen Seele wohl beschreiben bei der Kunde von dem wunderlichen Urtheilsspruch? Mochte es nun Trotz oder Ergebung in das unabwendbare Schicksal sein, so bleibt es doch zu bewundern, wie er ohne Murren und Klagen seine stattliche Studentenuniform mit der groben schwarzen Klostertracht vertauschte. In seinem späteren Leben hat er es stets vermieden dieser Kränkung zu erwähnen. So viel ist gewiß, daß die Stunde, in der man ihm die widerwärtige Nachricht brachte, ein ganzes Leben voll Bitterkeit und Todesschmerz in sich schloß.

Damals faßte er augenscheinlich einen Vorsatz, dem er in Zukunft immer getreu geblieben ist. Er wußte aber wohl, daß es eitle Mühe gewesen wäre, einen Schritt zu thun, um die Wiederrufung des verhaßten Schrittes zu bewerkstelligen.

Sein Charakter aber war verwandelt, seine ächte Natur verkümmert, dahingewelkt. Er lernte die alte Wahrheit erkennen, daß Herrschaft über sich selbst die erste Bedingung zur Herrschaft über Andere ist. In seinem Benehmen war er ruhig, sanft und besonnen; wurde er von seinen Mitschülern angegriffen, so bediente er sich nie einer andern Waffe als derjenigen seiner gewandten Sprache, und letztere fürchteten auch seine schnellen, treffenden Antworten. Ihre Achtung vor dem jungen Talleyrand war so groß, daß sie der Ueberzeugung waren, es werde der Welt ein neues Licht aufgehen durch ihn und der aufgeklärte Geist über die rohe Gewalt einen glänzenden Triumph feiern.

Daß zu jener Zeit Mißmuth und Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen allgemein vorherrschte, war unverkennbar, ja, man möchte sagen, sogar in den Kinderstuben konnte man es bemerken. Die Zeiten waren vorüber, wo die Knaben aus höheren Ständen sich zuerst an den Tisch setzten und von Mitschülern, Söhnen aus dem Bürgerstande, bedient wurden. Sowohl in dem Hörsaal als bei Spielen waren sie ohne Unterschied des Ranges und Standes gemischt. Die vornehmen Faulenzer, die in der Schule nur ihre müßigen Jahre bis zum Eintritt in die Armee hinzubringen hatten, bevorzugte man nicht mehr vor den ärmeren Schülern, die mit Mühe und Anstrengung sich Kenntnisse zu erwerben suchten, wenngleich diese ihren Eintritt in die Schule der Vermittelung von Vornehmen verdankten.

In dem Seminar von St. Sulpice kam der junge Talleyrand mit Leuten zusammen, die eben nicht seines Schlages waren, und die düstre Religionsschwärmerei der Ordensbrüder von St. Sulpice mochte ihm nicht sehr behagen. Damals trug er auch sicherlich keine Maske der Verstellung und nahm durch Fasten und Beten keinen Schein des mönchischen Wesens an. Frei und offen theilte er alle Vergnügungen, die in seinem Bereiche lagen, vielleicht wohl voraussehend, daß Mönche und Priester ihrer abgezwungenen Gelübde entbunden werden würden.

Von Talleyrands Aufenthalt in St. Sulpice erzählt man sich folgende charakteristische Anekdote. Unweit des Seminars lag das Schloß der Herzogin von Orleans, in welchem sich die schöne Welt von Paris versammelte, und wo in dem dazu gehörenden Theater manches Drama zur Aufführung kam, das in späterer Zeit beliebt geworden ist. Bei diesen Vorstellungen zugegen zu sein, war natürlicher Weise eine über den Bereich der armen Seminaristen weit erhabene Auszeichnung, obgleich in den milden Sommernächten, wenn die schöne Welt von Paris an dem ergrauten Kloster vorüberrollte, das Wagengerassel und Zurufen der Livreebedienten die priesterlichen Bewohner desselben wie durch Tantalusqualen aus süßem Schlummer aufschüttelten. Talleyrand indessen schlief nicht. Er konnte stundenlang hinausschauen durch die engen Spalten der Jalousieen, die von den sorgfältigen Aufsehern gewissenhaft verschlossen gehalten wurden, und mit durchdringendem Blick und sehnsüchtigem Herzen malte sich seine Phantasie die Schönen, welche in dem Wagen sitzen mochten, aus, bis er am Ende ein ganz unwiderstehliches Verlangen empfand, sich der vergnügten Gruppe zuzugesellen, und beschloß demselben um jeden Preis zu genügen. Kaum hatte er den Entschluß gefaßt, als er auch zur Ausführung eilte.

In einer schönen, klaren Augustnacht schlüpfte er in seinen neuen, schwarzen Tuchrock, erkletterte die alte verfallene Gartenmauer und schwang sich hinten auf eine der viel beneideten Kutschen. Er erstaunte selbst über seine eigene Unbesonnenheit, als er plötzlich gemächlich im Parterre des Theaters saß und eine glänzende Gesellschaft um sich versammelt sah. Kaum wagte er seinen eigenen Augen zu trauen und hielt all diese Herrlichkeiten für einen Paradiesestraum.

Als der Vorhang aufging und das Spiel begann, stiegen Verwunderung und Entzücken bis auf den höchsten Grad. Man führte Racine's Phädra auf, und die berühmte Mademoiselle Contad spielte darin die Rolle der unglücklichen Gattin und Mutter. So lange die Vorstellung dauerte, blieb Talleyrand in begeisterte Anschauung versunken, und als sie beendet war, weinte er in dem Gedanken sie vermuthlich nicht wieder zu sehen. Auf das Spiel folgte ein Abendessen, dann wurde getanzt, was sicherlich bis Tagesanbruch dauerte, aber unser Seminarist, aus Furcht vor Entdeckung, fand rathsam vor dem Morgen nach Hause zu eilen. Den Rückweg machte er zu Fuß mit größter Schnelligkeit und lag behaglich in seinem Bette, als die Frühglocke der Kapelle ihn aufweckte, da er kaum wieder eingeschlafen war. Und lange währte es, ehe er wieder so ruhig wie früher schlief; das Schauspiel dieser Nacht hatte ihm ein unerreichbares Glück, von dem er sich vorher nie träumen ließ, vorgevorgespiegelt, und die Möglichkeit des Ausdauerns in seinem düstern Seminar war auf immer gewichen. Seine Liebe für die Contad war sein einziges Sinnen und Trachten, und bald fand er Mittel, ihr sich hinzugeben. Nacht für Nacht entschlüpfte er aus seiner Gefangenschaft, um nach Paris zu gehen und die letzten Bruchstücke ihrer Vorstellung zu sehen. Zuweilen in den Nachtwachen bei großen Festlichkeiten, wenn das Gebet lange gedauert oder der Superior seine Versammlung durch Gesprächigkeit übermäßig lange beim Abendessen aufgehalten hatte, konnte Talleyrand seine gefahrvolle Wanderung

erst antreten, nachdem es zu spät geworden war; wie manches Mal sah er sich in seiner Hoffnung gar schmerzlich getäuscht und kam nach mühevoll zurückgelegtem Wege in dem Augenblicke im Theater an, wo der Vorhang fiel und die Angebetete seinen Blicken entzog. Oft nannte er diese kurze Zeit der Gefahr und Aufregung die glücklichste seines Lebens.

* Die drei Grazien.

Von Karl Frenzel.

Zweites Kapitel.

Franziska, die Furie.

(Schluß.)

„Vergessen Sie nicht“, bemerkte er leichthin und folgte ihr, die unruhig, in stürmischer Bewegung durch das Fichtengebüsch den Bergpfad hinanstieg, „daß nur die Liebe des Paradieses Pforten öffnet, nicht der Groll.“

„Oh, Sie sind ein Freund der Gräfin?“

„Nicht doch, ich habe nur eine Frau verehrt, und sie ist es nicht.“

„Und ich hasse nur eine, und das ist sie. Wenn Sie darum mein Ritter bleiben wollen, kein Wort mehr von ihr und keine Theilung des Herzens. Ich liebe ein ganzes, wahres Gefühl.“

„Gut, ich huldige Ihnen. Bis Morgen haben Sie es ja erlaubt.“

„Ich vollbringe keine Rachethaten, sinne weder auf Dolch noch Gift“ — lachte sie nun auch. „Nur auf eine Frage muß ich eine offene, ehrliche Antwort von ihr gewinnen oder erzwingen.“

„Nicht mehr? Sie soll Ihnen antworten.“

„Soll? Haben Sie Macht über sie?“

„Sie spotten, aber Gräfin Buchau wird Ihnen Rede stehen, und wären diese altersgrauen Mauern da vor uns von rothglühendem Eisen und hielten sie siebenhundert erzgepanzerte Riesen wie eine Feenkönigin bewacht.“

„Mich grauset — und ich fange an, mich vor Ihnen zu fürchten. Die geheimnißvolle Gewalt, die Sie zu besitzen behaupten, erinnert an Cagliostro. Ist's ein solcher Zauberstreich?

„Wir stehen auf magischem Boden; diese Barone Rosenfeld waren alle sonderbare Käuze; der Großvater des Todten, Jodocus, war ein berühmter Astronom und Profet —.“

„Und Sie gehören wohl zur Familie und lesen aus dem Gesicht oder der Hand unsere Zukunft? Im Ernst, hier — in diesem feierlichen Augenblick hätte ich wohl Lust, die meine zu wissen.“

„Das Geschick ist Gottes, wie Sie es sich gestalten, Ihr Wille“ — entgegnete er.

„Mein Wille sucht das Schöne und das Wahre!“ sagte sie hingerissen und blickte muthig in das Abendroth, das in roth- und grüngoldenen Streifen um die Thürme der Burg und die Kronen der Fichten flammte und an den grauschwarzen Schiefermassen des Gebirges sich in tausend Lichtfunken brach. Sie hatte die weiße Hand auf den Felsblock gestützt, der am Rande des Weges lag und über das Fichten- und Tannengestrüpp emporragte. „Welch' eine glanzvolle, unerschöpfliche Fülle von Licht und Farben und Duft um uns, über uns! Die Lerchen wiegen sich darin, die Wipfel der Bäume und selbst die erstarrten Spitzen der Berge erglühen unter dem Liebesfeuer der Natur, als wollten sie ihre Sehnsucht, ihre langgefesselte, zu Stein erstarrte Sehnsucht in einem einzigen flammenden Kuß aushauchen. Könnt' auch ich so hinfluthen, hinschweben in das Meer unendlicher, fesselloser Schönheit! Aber ach! wir lebensträgen, gedankengequälten Geschöpfe, uns reißt dieser Jubel nicht hin zu bacchantischer Lust. An unser Genießen hängt sich das Denken wie ein niederziehendes Gewicht, und mit den goldnen Nadeln unsrer Wünsche stecken wir uns nur den schwarzen Schleier der Sorge fest!“

Ihr nahte sie — ihre schöne Aufwallung zerstörend, in der Gestalt der Frau Wohlig, die mühsam, laut stöhnend ihr nacheilte. Im Schloß hatte der Wirth mit seinen Gästen von der Ankunft der Dame gesprochen, sie aber, wie er sagte, wenig bereit gefunden, ihnen das Zimmer zu räumen. Allein, wenn sie selbst einen Sturm auf diese harten Männerherzen wagte, dachte die kluge Frau Wohlig, würden sie ihrer Beredtsamkeit und Liebenswürdigkeit erliegen. Darum hatte sie sich zu dem schweren Gange entschlossen, zugleich von der Neugierde getrieben, die Geheimnisse dieses „Schlosses der Narren“, wie es in der Umgegend hieß, kennen zu lernen.

„Kehren Sie mit dem Schlüssel der eroberten Festung wieder“, sagte ihr lachend Franziska.

„Und ich mit der Gräfin; nicht wahr, dann sind Sie zufrieden, wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht?“ fragte der Marchese.

Sie nickte huldvoll und grüßte hinauf, als Gottina höher steigend sich noch einmal nach ihr umwandte. Halb vom Stein und dem dichten Gebüsch verborgen, blieb sie stehen. Eine Wolke der tiefsten Schwermuth senkte sich von ihrer hohen leuchtenden Stirn bis zu den Rosen ihrer Lippen hinab, und der tiefe, angstvolle Seufzer, der aus dem Innersten ihres Herzens zu den heimlich waltenden Geistern der Dämmerung sprach, schien ein Losringen von all dem Zwang zu sein, den sie sich angethan, der Flügelschlag einer schwergequälten Seele.

Die einzige Tochter eines reichen Vaters, sein Liebling und Aller, denen sie näher trat, hatte sie seit wenigen Tagen zum ersten Mal die stählernen Pfeile des Schmerzes gefühlt. Mit einem feurigen, edlen Herzen hatte ihr die Natur einen reichen Geist, einen blühenden Leib gegeben. Durch den frühen Tod der Mutter mehr auf eigne Entwicklung angewiesen, zu ernsteren Studien und tieferem Sinnen geneigt, als sonst ein Mädchen, war sie in einer gewissen Herbigkeit und Strenge des Wesens aufgewachsen und sich ihrer Willenskraft früh bewußt geworden; es war eine stahlharte Ader vom Vater in ihr. Jetzt hatte freilich der eigene, schwermüthige Reiz der Abenddämmerung, die Bilder, welche sie vor dem thränenumflorten Auge des Mädchens an der gegenüberliegenden Felswand wie durch Zauberei erscheinen und in bunten, wechselnden Farben vorübergleiten ließ, die Sehnsucht und der leise, erste Schmerz ihres jungfräulichen Herzens sie weich und milde gestimmt wie nie. Ihr Blick schweifte zu dem Dache und den Zinnen des Schlosses, den Fichten und den Wolken hinauf, rastlos, irrend, bald in die Ferne, bald in die nächste Nähe, als suche er eine liebe Gestalt, eine traute Stätte, wie der Wandervogel zurückgekehrt nach der Stelle forschend schaut, woran er im vergangenen Frühling sein Nest gehängt.

Den Felspfad herab schallte ein rascher, muthiger Schritt, und als sie ihrer Träumerei entrückt emporschaute, welch' Erstaunen, Erbeben, welch' ein Wechsel in ihren Zügen! Nun preßte sie die Hände gefaltet auf die Brust, nun sanken sie ihr nieder, unwillkürlich ordnete sie die Falten ihres Kleides, die Flechten ihres Haares — und so sich hochaufrichtend, mit funkelndem Auge und ein munteres, beinahe spöttisches Lächeln um den vollen, kleinen Mund, sagte sie zu dem Herabkommenden: „Guten Abend, Cousin Clemens!“ Wäre die Meduse vor ihm aufgestanden mit der schlangenumringelten Stirn, sie hätte den jungen Mann nicht mehr versteinen können als diese plötzliche unerwartete und unerwünschte Erscheinung Franziska's, die auf diesem einsamen Waldsteg Thüringens aus dichtem Fichtengebüsch vor ihm auftauchte. Auf ihrem Gesichte war das Frohlocken über seine Bestürzung sichtbar, vielleicht noch mehr, aber das wollte er nicht bemerken.

„Du glaubtest mich fern im Norden, in der Vaterstadt“, fuhr sie neckend fort, „aber der Arzt hat mir Fichtelnadelbäder verordnet, in Wilhelmsroda, ganz in deiner Nähe. Freilich auf diese Ueberraschung war ich nicht vorbereitet. Wie konnte ich auch wissen, mon cher cousin, als du an dem schönen Sonntagsmorgen ohne

Abschied und Gruß verschwandest, dich hier wieder zu treffen. Da ist die Wirklichkeit kühner und freundlicher als alle Hoffnungen gewesen.«

»Ich erhielt plötzlich Nachricht von der Krankheit meines Großvaters, des Barons von Rosenfeld.« —

»Ah, du trauerst; vergieb, das hatte ich vergessen, vor Allem deine Neigung zu den adligen Ahnen.«

»Er war ein Ehrenmann.«

»Der seine Tochter verstoßen; und du, ihr Sohn, erröthest nicht über die Schwelle zu schreiten, deren Staub sie von ihren Füßen geschüttelt? Du warest doch sonst so fest, so unnahbar in deinem Groll. Das müssen ganz eigene Pfeile gewesen sein, die durch die gefeite Drachenhaut deines Hasses drangen.« Sie trat hinter dem Steinblock hervor, ruhig und fest ihm entgegen.

»Der Pfeil des Todes«, sagte er sanft und gab ihr die Hand. »Darüber wollen wir nicht streiten, Franziska, wenigstens jetzt nicht. Wenn du gesehen hättest, mit welcher Liebe er mich empfing, wie segnend sein sterbender Blick auf mir ruhte —«

»Hätte ich nur gesehen, wie ein Verräther sich treulos im Geiste zum Ritter schlagen ließ.«

»Verräther — an wem?« fragte er erregt, daß sie lachend erwiederte: »So böse meinte ich es nicht; Verräther nur an deinen eigenen Worten, die alle Wappenschilde zerschlugen. Wie recht hatte mein Vater, als er dir profezeite, du würdest doch nicht von ihnen lassen, du wärest ein geborener Aristokrat.«

»Und möchte meine schöne, stolze Cousine ihr Seidenkleid gegen das rothe Mieder einer Bauerndirne, diese prächtigen Spitzen gegen derbe Leinwand vertauschen?«

»Wahrhaftig — nein, ich liebe das Volk und die Bettler nicht, aber ich dränge mich auch in kein Schloß. Jedem Stande seine Ehre, Jeder für sich.«

»Du sprichst harte Worte, und ich wette, deine Gedanken sind so mild wie das Abendsonnengold auf der harten Felskante dort drüben. Was wären, was vermöchten wir, wenn wir uns nicht gegenseitig ausglichen und einer des Andern Schwächen ertrüge? Wie wärest du so bettelarm, wenn in deiner Seele nicht ein wohllautender Akkord bebte, der darnach ränge melodisch mit den andern dahin zu fließen! Dient der wallende Aether nicht dem Dufte der Blumen, dem Ton der Harfe sie weiter zu tragen zu Vieler Entzücken, und du wolltest verschlossen in dich dastehen, ungerührt von fremdem Leid und versteint in deiner eignen Freude?«

»Die Dichter«, erwiederte sie hastig, fortgerissen von ihrer aufwallenden Empfindung, »die Dichter sagen, und du redest ihre Sprache, daß alles Glück nicht einsam, sondern nur zu zweien recht genossen werde. Ich weiß es nicht, aber wohl begreife ich, daß du gern an Zauberbrücken denkst, die sich über alle Abgründe der Verhältnisse golden und schimmernd schlagen, seit du deine Hand nach der Gräfin von Buchau ausgestreckt hast.«

Sie athmete hoch auf; nun war's heraus, das Wort ihrer Qual, ihrer Sorge. Eine dunkle Röthe flog über Clemens' Stirn, er neigte sie wie beschämt vor dem Mädchen und sagte erst nach einem kurzen Schweigen: »Ihr seid noch unwillig gegen sie und mich, du und dein Vater, weil ich ihr Vorleser wurde, weil ich euch um ihretwegen vernachlässigte, wie ihr es nanntet. Ihr habt mich ehrgeizig und eitel gescholten, daß ich selbst den Weg der Dienstbarkeit betrat, um nur in die Höhe und in die auserlesenen Kreise zu kommen, die ihr nun einmal haßt und hassen müßt. Ja, ich gebe es zu, ich liebe den Glanz, die Herrlichkeit, den Ruhm; nur dort liegt das Reich der Poesie, idealer Hoheit, und wenn ich sicher wäre, daß diese Straße mich zu meinem Ziele führte, würde ich ihren Staub und ihre Dornen vergessen. Das ist nun anders geworden, ich sehe eine ebene, breite Laufbahn vor mir, Tage des Schaffens, des Wirkens. Aus der engen Einsamkeit, der dumpfen Thatlosigkeit meines Lebens trete ich hinaus auf die Höhe, die in Morgensonnenschein und Himmelsblau hineinzuwachsen scheint, unabsehbare Fernen vor mir, den mächtigen Zauberstab in der Hand, die Träume des Glückes zu verwirklichen, das ich allen wünsche und bis jetzt nur durch mein schwaches Wort für sie herabbeschwören konnte.«

»Du liebst die Gräfin?« fragte sie tonlos.

Er antwortete nicht darauf; einmal wollte er sie nicht verletzen, und dann vermochte er selbst nicht die widerstreitenden Empfindungen seines Innern in ein bestimmtes Ja oder Nein zu zwingen. So schweigend wandelten die beiden jugendlichen Gestalten im Glanz des Sonnenunterganges zum Schloß hinan. Wer immer sie so gesehen, mußte sagen, daß sie aus Vielen für einander erlesen und geschaffen seien. Selten glichen zwei Wesen so vollständig sich aus, sie mit ihrem festen, elastischen Tritt, d'rin die Kraft ihres Willens gleichsam lebte, mit ihren lebensvollen Augen, ihren genußsuchenden Lippen, und er, der langsam, ein wenig gebeugt, mancherlei Gedanken und Furchen auf der Stirn, neben ihr ging, in Grübelei versenkt. Und Stunden und Tage hatte es gegeben, wo Beide — und sie am sehnlichsten und gläubigsten — die Beständigkeit und Innigkeit ihres ungestörten Beisammenseins gehofft und gewünscht, wo es ihnen so gewiß und sonnenwahr gewesen, daß ihre Liebe keine Zeit und keine Gewalt zerreißen würde. Ihre Neigung war ruhig und licht geblieben, ohne den Glanz, aber auch ohne den Brand der Leidenschaft, weil sie sich einander und der Zukunft sicher zu sein glaubten. Denn mochte auch ihr Vater, der angesehene, herrische Kaufmann, den das Glück lächelnder angeschaut hatte, als seinen verstorbenen Bruder, die Verbindung seiner einzigen Tochter mit seinem Neffen, dessen gelehrte Studien und Kenntnisse er wenig schätzte, nicht einmal recht billigen, viel weniger wünschen, so wußte sie doch, daß ihre kleine, schmeichlerische Hand und ihr Kuß ihm auch dazu die Einwilligung abkosen würde, wie zu so manchem andren Wunsch.

Zwischen ihr selbst und Clemens war das Wort der Liebe noch nicht gefallen, weil keine Entfernung und Herzensunruhe je ihren Umgang unterbrochen und getrübt, auch liebte er sie nicht und mochte nur zuweilen, wie selbstvergessen sich überreden, daß sie ihm mehr als eine Schwester und eine Freundin wäre. So hatte er sie immer betrachtet, denn ihr fehlte jener weiche, zärtliche Reiz und Schmelz, der vor andern gewisse Frauen gleichsam zur Liebe prädestinirt; es war in ihr nichts Hingebendes, Unterwürfiges. Wenn sie ihm heute die liebevolle Huld einer Schwester erwies, seine Schwächen wohlwollend schonte und mit warmer Begeisterung auf seine Ansichten und Pläne einging, so konnte sie in der nächsten Stunde die besonnenen Rathschläge, die Warnungen und selbst die Strafworte eines Freundes an ihn richten, immer erwies sie sich ihm ebenbürtig; schwangen sich seine Gedanken freier, kühner und leuchtender empor, so verstand sie es besser, mit den Dingen umzugehen und ihnen beizukommen. In ihm erweckte sie kein Feuer und riß ihn zu keiner Entzückung hin, nie ergriff ihn die Ahnung, daß in dieser scheinbar so kalten Seele eine leidenschaftliche Gluth verborgen lodern könne. Da sah er die Gräfin und mußte sie lieben. Er vermied Franziska, das Haus und die Gesellschaft des Oheims; heimisch hatte er sich nie in diesen prächtigen, aber poesieleeren, gemüthlosen Gemächern gefühlt, wo ihm jedes Gesicht wie ein unendlicher Bruch vorkam und von den Goldleisten der Decke nichts als Zahlen auf ihn herabsahen; jetzt wurden sie ihm zum Fegefeuer. Wie lieblich stach die reizende, poetische Unordnung in Emma's Zimmer von der strengen Regelmäßigkeit und Gediegenheit in dem grüntapezierten Gemach dieser Cousine ab — wie ein Saal aus den Palästen von Florenz gegen das tadellose Staatszimmer eines holländischen Geldmaklers. Nannte er den Oheim still bei sich trocken und langweilig, so schalt ihn der laut leichtsinnig und eitel; maßloser Ehrgeiz, sagte er oft, triebe ihn in die Salons einer fürstlichen Geliebten. Franziska wußte es besser, aber sie schwieg, und wenn sie nun doch der Zufall hier und dort mit dem Vetter zusammenführte und er im Bewußtsein geheimer Schuld verlegen vor ihr stand, ihren Fragen auswich, lag auf ihrem

Gesichte, wie sonst, nur das Lächeln des Frohsinns und neckender Laune. Ihre Qual, ihre Eifersucht sollte er nie erfahren, denn eben seine Treulosigkeit machte ihn ihr liebenswürdiger, begehrenswerther und trieb sie an, mit dem Aufwand aller ihrer Reize ihn auf's Neue zu fesseln. Der Gräfin ohne Kampf zu weichen, war sie nicht gewillt; noch hatte ihr die Welt nie die Schattenseite gezeigt. Jung, reich, schön und nicht ohne Einfluß auf ihn, konnte ihr der endliche Sieg nicht fehlen, war es doch auch sein Glück. Diese stolze Dame, dachte sie bei sich, wird ihn wie das Spielwerk einer augenblicklichen Laune heute mit Rosen bekränzen, in Genuß und Liebkosungen einwiegen, um ihn morgen zu verlassen, auf der steilen, schlüpfrigen Bahn, die zur Macht führt, wird der Fuß des kecken, unerfahrenen Wandrers bald ausgleiten und er hinabstürzen, wenn ihn eine treue Hand nicht hält. Diese Hand — es war die ihre, in ihrem keuschen, noch unberührten jungfräulichen Herzen verschmolz das Gefühl der Zärtlichkeit auf das innigste und unzertrennlichste mit dem der Freundschaft. Voll solcher Hoffnungen war sie ihm unter dem leicht gefundenen Vorwand einer Badekur nachgereist, schon sah sie sich als seine Retterin, die ihn aus den Träumen seiner Eitelkeit und seines Hochmuthes riß, sah, wie er sie endlich in ihrem ganzen Werthe erkannte, als das Weib, das ihn wahrhaft liebte, seine Ehre und seinen Ruhm. — Nun ging sie mit ihm hinauf zu ihrer Nebenbuhlerin — und mit jedem weiteren Schritte erfaßte sie der Wahnsinn der Leidenschaft mächtiger, immer mühsamer hielt ihn ihr angeborener Stolz noch gefesselt. Ihr Arm zitterte beständig auf dem seinigen, und die dunklen Flammen ihres Antlitzes glühten in das dunkelrothe Abendsonnengold. Bis zur Pforte des Schlosses waren sie gekommen, da sagte ihr das stärkere Schlagen des Herzens, daß sie jetzt, ehe ihr Fuß diese verhängnißvollen Säle beträte, Alles an Alles wagen müsse, und die lange, scheu zurückgehaltene, durch das Gespräch, die Stille umher, Ahnung und Eifersucht gereizte und emporgeloderte Liebe ließ sie ihre Zurückhaltung und ihre Mädchenhaftigkeit vergessen, und seine Hände rasch ergreifend, sagte sie ihm mit fliegender Hast — und ihre zitternde Stimme bebte die Unruhe, die Angst und die Zärtlichkeit ihrer Seele in leisen, gebrochenen Tönen nach: — „Höre mich, Clemens, wie in vergangenen, guten Tagen. Ich weiß nicht, ob der Baron dir sein Gut vermacht hat, dem Sohne seiner verstoßenen Tochter, ich glaube es nicht und sehe nicht, worauf du sicher deine stolzen Hoffnungen gründen kannst, als auf die Liebe der Gräfin und die Gunst des Herzogs, die sie dir erwerben wird. Sage mir kein Wort", fuhr sie fort, als er im Zorn und in Scham sie unterbrechen wollte, „ich schmähe sie nicht. Sie mag dich lieben, angezogen und gefesselt sein von deinem Geist und deinem Wesen, ich sage mit dir: was kümmert dich ihre Vergangenheit? Gewiß, ich will nicht, daß der Mann je einem Weibe, das er liebt, von dem er geliebt wird, frühere Neigung und früheres Leben zur Schuld anrechne und zum beständigen Vorwurf mache. Aber sieh wohl zu, Clemens, daß du dich nicht in Einem täuschest mit deinem leicht erregbaren Herzen, in der Dauer ihrer Neigung, in der Festigkeit deiner Luftschlösser. Vielleicht bist du zu großen Dingen berufen, ein Held zu sein und Herrliches zu vollführen, wer würde dir dann freudiger entgegen jauchzen als ich, freudiger als ich — und wäre ich auch nichts als eine arme, gefesselte Sklavin — deinem Triumphwagen vorangehen? Dann aber ergreift mich wieder ein Bangen, daß im Reich der Gedanken ein Königsstuhl deiner wartet, in der Welt nichts als die Hütte des Elends, unter zerbrochenen Hoffnungen. Und dieser Ruf der Sorge überwindet. Folge mir, Clemens. In Verborgenheit für die Zukunft und die Freiheit wirken und weben, ist auch schön und das Lehramt in der Menschheit größer und edler, als Schlösser bauen und Staaten umformen, weil es mehr Entsagung und Geduld erfordert. Bedenke auch dies, daß du frei bleibst und keines Herrn Sklave wirst. Deine Gedanken wie dein Thun werden die deinigen sein. Du brauchst nur dir zu genügen und willst beständig diese Befriedigung von den Augenwimpern eines Größeren lesen? Hat deine Ruhmsucht deiner freien Seele so ganz die Flügel gebrochen? Auf eine Zeitlang magst du dich selbst betrügen, aber auf die Dauer kannst du dich nicht beugen. Und Thaten endlich, erhabene Thaten? Diese Tage sind nicht reif für sie, und du wirst keine vollführen, und würdest du die leitende Hand eines hundertmal mächtigeren Herren, als dieses Herzogs; denn gesteh' es nur, danach trachtest du."

„Wie du es sagst", entgegnete er voll innersten Erstaunens über den scharfen, ihn so ganz durchschauenden Blick des Mädchens und über die mächtige Energie ihrer Rede. „Es sei Wahrheit zwischen uns. Ja, ich hoffe ein Mächtiger in diesem Lande zu werden, nicht durch das Ansehen der Gräfin, sondern durch das Erbe meines Großvaters, das mir gehört. Kannst du's tadeln? Dem Manne, dem seine Geburt nur die Herzogskrone dieses kleinen Gebietes gegeben, schenkte die Natur die Seele eines Imperators. Das Vaterland jauchzt ihm zu, und wenn die Stürme von Ost und West über uns hereinbrechen, wird das Volk sich um ihn drängen und ihm huldigen, wenn du es so nennst, als seinem unumschränkten Herrn, aber auch zugleich als seinem Einiger und seinem Retter. Uns vor Allen thut ein Cäsar noth. Die Masse der Menschen hat längst im Streben nach Genuß und Reichthum, in der fieberhaften Thätigkeit ihrer industriellen Bestrebungen die Gedanken der Tugend und Größe verloren und vergessen. Freiheit, Gemeinsinn, Bürgertugend sind ihr alter, werthloser Trödel geworden; sie fordert einen allgemeinen Weltfrieden, eine Sonntagsruhe Europa's für den ungestörten Fortgang ihres Handels, freies Feld für ihre Eisenschienen und das Rollen ihrer Goldstücke. Dazu braucht sie einen mächtigen Herrn, der mit seinem siegreichen Schwerte, wenn er es auch in Olivenzweigen verbirgt, die Feinde dieses Gottesfriedens erschreckt und in zitterndem Gehorsam hält. Der wird die Verständigen und Klugen um sich sammeln, als seine Diener — gewiß, aber er wird ihrem Worte lauschen und ihren Rath hören. Ueber den Einzelnen schlägt die Woge der Allgemeinheit hin und begräbt ihn, seine That, sein Wort spurlos in ihrem Schwall. Nur wenn er sich aufgiebt an ein großes Ganze, kann er der Zukunft und den Andern noch nützen. Wohlstand und Lebensgenuß für Alle ist die einzige, noch gültige Devise; die Freiheit ist todt, Franziska, es leben die Cäsaren! An sie müssen sich die Edeln anschließen, so werden auch sie mitwirken und weben an dem Wohle Aller, an dem großen Fahnentuche, das über dem einigen Vaterland wehen soll. Das Volk hat das Spiel und die Schlacht verloren, es bleibt uns nur das Herrenthum, der Genius, und glaube mir, eine große Persönlichkeit ist auch ein unendlicher, fortwirkender Gedanke, und es ist nicht schimpflich, in ihren Dienst zu treten. Du aber suchst mich von solchem Wirkungskreise furchtsam zurückzudrängen? Wäre ich so feige, ein unerhofftes, wunderbares Glück, das sich mir darbietet, nicht zu ergreifen, weil hinter ihm, wie hinter allem Guten dieser Welt ein Abgrund liegt — wie tief müßtest du selbst mich verachten!"

„Sage: sie!" rief sie in zürnender Leidenschaftlichkeit. „Sie allein sprach zu mir aus deinen Worten, ihr und ihren ehrgeizigen phantastischen Plänen hast du deine freie Seele verkauft."

„Was hat die Gräfin damit zu schaffen?"

„Verstelle dich, sag' mir, daß du sie nicht liebst, nicht ihretwegen hierher gekommen bist — ich durchschaue euch doch!" Noch einmal überwand indeß ihre Liebe ihren Groll.

„Komm mit mir, Clemens", flüsterte sie, glühend über und über. „Einst hast du mir versprochen, nie von mir zu lassen. Da haben wir, wie rechte Kinder, uns schon das Gartenhaus in unserm Park zu Schönfelde aufgebaut, wo wir des Sommers wohnen würden, frei, einsam, der Kunst lebend und der Dichtung, und die Fliedergebüsche am Teich mit Nachtigallen und die Bosquets mit Statuen bevölkert."

„Franziska!"

„Dies Glück, wer könnte es uns rauben? Es wirft keinen Schatten hinter sich, über uns. Dort kannst du schwärmen, schaffen, auch Gutes schaffen, nicht nur Schönes allein, für den Edeln ist der Arbeit genug auf Erden trotz deines Cäsars. Lasse die Welt, die Menschen und ihre Geschicke rollen — in alten oder neuen Geleisen, was kümmert es dich? Kannst du etwas Besseres erstreben als Fülle und Behagen um dich, die Liebe neben dir und die Ruhe in dir.“

Er aber war entschlossen: „Laß mich, Franziska, aufwärts geht mein Weg.“ Heftig riß sie die Hand, die er bittend zum Abschied gefaßt, aus der seinigen, wie lodernde Flamme zuckte es ihr über Stirn und Wangen hin, leidenschaftlich hob sich ihre ganze bebende Gestalt. „Geh!“ schrie sie gellend auf, „aber hoffe nicht zu siegen. „Mich wirst du überall auf deinem Pfade finden, als deine Feindin, in dem Saal deines Schlosses, am Altar, wenn du ihr Treue schwören solltest, ja vor dem Thron deines Cäsars, bis du bereuend vor mir auf den Knieen liegst. Geh'!“

„Franziska!“ rief er in furchtsamer Bestürzung; er glaubte fast, ein plötzlicher Krankheitsanfall hätte ihr die Sinne geraubt, so starrte er sie an, die jetzt erbleichend und sinkend krampfhaft in das Fichtengebüsch griff, sich aufrecht zu erhalten. Kein Laut kam mehr über ihre wild zusammengepreßten Lippen, mit der Hand winkte sie ihm, in das Schloß zu gehen. Und wie durch Zauberei erglänzten jetzt plötzlich die sechs großen Bogenfenster im Mittelgeschoß, und die Strahlen der Kerzen drangen durch die mattgeschliffenen Scheiben gedämpft in die dunkler gewordene Landschaft und fielen in ihr Gesicht, daß es in ihrem gelblichen Glanze wie der starre Marmorkopf einer zürnenden Göttin aussah.

*Gedichte.

Zur Erinnerung an Johann Smidt.

Die Muse hat ein ewiges, hohes Recht,
Der Größe Stirn mit herrlichem Lorbeerschmuck
Zu kränzen, dem erhab'nen Geiste
Kronen, die reicher als Gold, zu bieten.

Wo froh die Welt gewaltige Seelen grüßt,
Ertönt des Dichters jubelnder Weihgesang;
Doch auch am Grab' erblich'ner Hoheit
Heftet der Dichter an's Kreuz den Lorbeer.

Wo ist ein Kranz, der länger den Zeiten trotzt,
Der schön und unverwelklich den Ruhm erhöht,
Als wie das Lied, das aus der Tiefe
Feurigen Herzens dem Großen nachklingt?

So schallt für Dich Gesang aus bewegter Brust,
O Smidt, den jetzt uns birgt der geweihte Schooß
Der dunklen Erde, dessen Nachruhm
Strahlet für immer als schönstes Denkmal.

Die Thräne, die im Auge des Dichters glänzt,
Betrauert sie den herben Verlust, den uns
Das Schicksal schlug, das unerbittlich
Hemmte des mächtigen Herzens Pulsschlag?

Ist sie vielmehr nicht auch der Bewundrung Zoll
Dem reichen Geiste, welcher so viel gethan,
Der Freude Zoll, daß wir besessen
Dieses erleuchteten Mannes Leben?

War's Ehrgeiz, welcher drängend die Brust ihm hob?
O nein! Wie leicht vermochte ein glänzend Loos
Er sich zu schaffen! Große Bahnen
Standen dem strebenden Geiste offen.

Doch er, im Busen stolzes Gefühl des Werths,
Verwarf den Prunk und lebte bescheiden still.
In ernster Bürgertugend wirkte
Herrliche Thaten der Vielgeliebte!

Er stand im Schwindeltreiben der Welt so klar,
Ein Bild von ehmals, Cato in unsrer Zeit,
Charaktervoll, ein deutscher Römer,
Milde wie streng, ein gerechter Richter! —

Wie licht erschien dem sehenden Geistesblick,
Was Vielen dunkel! Ueber der Leidenschaft,
Des schnöden Fanatismus Kleinheit
Hob sich empor die verklärte Seele.

Kein Sklav der Sekten, welchen der Formendienst
Anstatt des Geistes Ziel der Erkenntniß scheint;
Ihm war der Geist in schlichter Reinheit
Ewiger Zweck und Gesetz die Duldung!

Nun ist dahin die edle Gestalt, entfloh'n
Dem Licht des Tages, liebender Herzen Gluth;
Umringt von tausend treuen Seelen
Senkten in's Grab sie den Staub der Größe.

Doch wenn er selbst den Blicken entschwunden ist,
Wenn Nichts ersetzt den herben Verlust des Manns,
Wird doch sein Geist auf immer leben
Unter den Seinen und nie verlöschen!

Auf, Bürger, weiht den herrlichsten Lorbeerkranz
Dem Todten, weiht ihm treustes Gedenken stets!
Begreift und rühmt die stolze Freude:
Alle sein Leben und Thun ist unser! —

Gedichte von Adolf Glaser.

Im März.

Die Knospen brechen auf, der Schnee zerrinnt,
Ein sanftes Wehen folgt den kalten Schauern.
Wo jedes Wesen hoffend nun gesinnt,
Wo rings die neue Lebenslust beginnt,
Kannst du noch trauern?

Die Veilchen sprechen: Treu dem alten Bund
Durchbrach der Lenz des Winters eis'ge Mauern;
Nun wird die Welt von allem Leid gesund;
Wir machen dir die frohe Botschaft kund,
Und du willst trauern?

Schon lange unter Schnee und Eis versteckt
Des holden Frühlings erste Boten lauern;
So wird dein Herz, von Gram und Leid bedeckt,
Gewiß zu neuem Leben auferweckt,
Drum laß das Trauern!

Erschließ die Brust der Lüfte mildem Wehn,
Die Stürme können doch nicht ewig dauern;
Lern' der Natur geheimes Wort verstehn,
Allüberall siehst du's geschrieben stehn:
Du sollst nicht trauern!

Reue.

So nahte sie, des Scheidens düstre Nacht:
Du weintest still, — ich hatte keine Thräne!
Stumm seufzend hab' ich schmerzvoll sie durchwacht,
Dann kam der Tag. Wir schieden still und sacht;
So ziehn auf dunkler Fluth die stillen Schwäne.

O, daß sie nahte, jene düstre Nacht!
Mir kann Entfernung Ruhe nimmer bringen;
Nur neue Schmerzen hat sie mir gebracht,
Wie hab' ich seufzend oft seitdem gedacht:
Ach, daß wir damals von einander gingen!

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Lieder der Minnesinger. Von Karl Simrock. — Die Schauspiele Calderons, dargestellt und erläutert von F. W. V. Schmidt. — Rumänische Volkspoesie. Deutsch von W. von Kotzebue. — Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß. Von Adolf Strodtmann. — Centralamerika in seiner Bedeutung für den deutschen Handel und die deutsche Industrie. Von Karl Scherzer. — Ptolemaeus und die Handelsstraßen in Centralafrika. Von A. Roscher. — Aus dem Weichseldelta. Reiseskizzen von L. Passange.

— * Ein neues Heft der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius enthält „König Richard II.“

— * Freytags Roman „Soll und Haben“ und Auerbachs Erzählung „Barfüßele“ sind in das Englische übersetzt.

— * Von dem so lange erwarteten Werke von Heinrich Barth über seine Reisen in Afrika ist der erste, schön ausgestattete Band in englischer und deutscher Sprache zugleich erschienen. Die Ankunft desselben wurde in Leipzig mit einer gewissen Feierlichkeit verkündigt und mit hohem Interesse aufgenommen. Der zweite und dritte Band sind für den Juli und September, der vierte und fünfte für das nächste Jahr verheißen; der Preis beträgt 30 Thaler für die gewöhnliche, 60 für die Prachtausgabe. — Die Schilderung Barths hebt an bei Tripoli; die große Expedition nach dem Innern Afrika's wurde am 24. März 1850 angetreten und ging über Mieda, Mursuk, Rhat, Agades nach Tagheiel im Lande Damerghu, wo sich Richardson, Overweg und Barth trennten; sie hatten eine Strecke von 400 deutschen Meilen zurückgelegt und waren nun am Südrande der großen Wüste, nicht ganz weit vom Tsadsee und den besseren Ländern der Nigergegend. Hier schließt der erste Theil des Reisewerkes, das mit Holzschnitten, Karten und Illustrationen anderer Art reich ausgestattet ist.

— * Endlich ist wieder ein neues Heft des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm ausgegeben. Es umfaßt die Artikel „Der“ bis „Doch.“

— * Ein Vortrag, den Heinrich Pröhle im literarischen Vereine in Berlin über die Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges gehalten hat, ist im Druck erschienen. Pröhle behandelt hauptsächlich Ramler und Gleim, knüpft daran aber eine Musterung der Sänger späterer Zeiten, welche auf die glänzenden Beispiele des gegen eine Welt in Waffen kämpfenden Preußen, ermuthigend und mahnend, zurückverweisen, als es galt, die napoleonische Gewaltherrschaft zu stürzen.

— * Professor Friedrich Theodor Vischer, der seit einiger Zeit der Züricher Universität angehört, hat dem letzten Hefte seiner „Aesthetik“, die nun in drei starken Bänden vollständig vorliegt, ein Vorwort beigefügt, in welchem er sich über das ganze Werk, dessen Erscheinen elf Jahre in Anspruch nahm, äußert. Er gesteht darin bereitwillig einen Uebelstand der technischen Form zu, nämlich die Paragraphen-Einrichtung, welche sich als ein grober Rechnungsfehler erwiesen und ihn um einen guten Theil des Erfolgs gebracht habe. Es liegt darin etwas Wahres; diese Paragraphen haben gewiß einem eisernen Stachelgitter gleich Manchen von den Früchten der Arbeit abgeschreckt, sie haben in ihrer kurzen Ausdrucksweise etwas Hartes und Sprödes, wogegen sie freilich dem Ganzen eine organische Gestalt geben und die Uebersicht erleichtern. Der Verfasser beklagt sich auch darüber, daß Viele seine mühevolle Arbeit benutzt und verwerthet haben, oft ohne Angabe der Quelle. Das Heft, welches von der Musik handelt, ist nur zum kleineren Theile von Vischer gearbeitet, zum größeren vom Professor Karl Köstlin in Tübingen, da der Verfasser selbst die Musik zu wenig kennt und getrieben hat, um ohne Scheu diesen Theil des Werkes auszuführen.

— * Das neueste Buch von A. von Sternberg hat den Titel „Die Dresdener Galerie; Geschichten und Bilder.“ (Leipzig, Brockhaus.) Der Verfasser will herrliche Gemälde dem Verständniß und der Liebe des Beschauers näher rücken, als es durch Beschreibung und Erklärung geschehen kann. Er hat zu dem Zwecke in dem Leben der alten Maler gelesen und zwischen diesem und ihren Bildern ein verknüpfendes Band entdeckt, irgend ein Erlebniß, das die Quelle einer Kunstschöpfung geworden ist. So ist eine Reihe von Erzählungen entstanden, deren Hintergrund Bilder von Rembrandt, Asselyn, van der Neer, Holbein, Teniers, Cignani, Paul Veronese, Brouwer, Rubens und Ruisdael bilden.

— * Im Nachlasse des zu Paris verstorbenen Dichters Alfred de Musset fanden sich zwei Bühnenstücke: „Une matinée d'Auguste“ und „L'âne et le ruisseau.“ Daneben nicht unbedeutende Schulden, die jedoch gleich von Freunden des Poeten gedeckt wurden.

— * Dr. Otto Weber in Bonn, dessen Vortrag über Ursprung und Verbreitung der Pflanzenwelt im Sonntagsblatt mitgetheilt war und im besonderen Abdruck erschien, ist zum außerordentlichen Professor der Medicin in Bonn ernannt.

— * Die österreichische Fregatte „Novara“, welche eine Reise um die Welt machen soll, hat dieselbe in Triest am 30. April angetreten. Sie hat für gelehrte Zwecke die Herren Hochstetter, Frauenfeld, Zelebor, Schwarz, Jellinek und Scherzer, für künstlerische den Maler Selleny an Bord. Dem Dr. Moritz Wagner wurde bekanntlich die Theilnahme an der Fahrt nicht bewilligt, da er nicht Oesterreicher ist; er unternimmt nun die Reise nach Südamerika.

— * Ueber den Entwurf des Bildhauers Heidel in Berlin zum Händel-Denkmal wird Folgendes mitgetheilt: „Händel ist in seiner ganzen energischen und geistig bedeutsamen Eigenthümlichkeit zur Darstellung gebracht, als eigentlicher Herrscher im Reiche der Töne. Mit dem Taktstocke, seinem Herrscherstabe, in der Rechten und gestützt auf die Partitur des Messias, welche aufgeschlagen auf einem mit Holzschnitzereien im Stile des achtzehnten Jahrhunderts geschmückten Pulte ruht, steht er da, in ruhiger, selbstbewußter Würde, aber innerlich bewegt und voll geistiger Hoheit: ein Mann und ein Charakter. Die in der Plastik so schwierige, aber höchste Aufgabe, im Aeußeren eine maßvolle Ruhe, gehoben zugleich und belebt von innerlicher Bewegung, in die Erscheinung treten zu lassen, ist in diesem gediegenen Werke auf glücklichste Weise gelöst.“

— * Für das Denkmal, das in Jena dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, dem ursprünglichen Schöpfer der Universität, errichtet werden soll, hat die Königin von Hannover, eine geborene Prinzeß von Altenburg und also dem Ernestinischen Hause angehörig, ein Geschenk von 1000 Thalern eingeschickt. Das ist schon ein guter Schritt zur Vollendung des Plans, aber immer fehlt noch eine beträchtliche Summe; man rechnet da besonders auf die ehemaligen Jenenser Studenten, die das Andenken an ihre akademische Zeit mit Liebe bewahren.

— * Die Rachel, die in Egypten Heilung von ihren Leiden suchte und gefunden haben soll, wird in Paris zurückerwartet. Man meint, sie werde die Bühne nicht wieder betreten; in den letzten drei Jahren bezog sie als Gehalt die Kleinigkeit von jährlich 40,000 Franken fort.

— * Zur Goethe-Literatur geben die „Blätter für literarische Unterhaltung“ den folgenden kleinen Beitrag: „Den Lesern der Goethe'schen Werke wird das Gedicht „Das Neueste von Plundersweilern“ (Band 7 der neuesten Ausgabe seiner Werke), eine Art Fortsetzung des „Jahrmarkts von Plundersweilern“, bekannt, aber in seinen Anspielungen wahrscheinlich ziemlich unverständlich geblieben sein. A. Diezmann hat dazu jüngst in der „Modenzeitung“ den Schlüssel geliefert. Wie Goethe erzählt, hatte die verwittwete Herzogin Amalie die Gewohnheit eingeführt, daß sie allen Personen ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheerte. Zu Weihnachten 1780 verbanden sich nun Mehre aus diesem Kreise, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres sein sollte als eine Charakteristik der deutschen Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Nach der Erfindung und dem Entwurfe Goethe's verfertigte Rath Kraus zu diesem Zweck ein Aquarellbild, während Goethe zur Erklärung der bunten und seltsamen Gruppen und Gestalten auf demselben das erwähnte Gedicht verfaßte. Dieses Bild stand bei der Weihnachtsfestlichkeit verdeckt auf einem vergoldeten Gestell; Goethe, „mächtig herausgeputzt“, erschien als Marktschreier von Plundersweilern in der Gestalt, in welcher er denselben in dem „Jahrmarktsfest“ auf der Bühne zu Ettersburg zum allgemeinen Jubel dargestellt hatte, begleitet von dem Hanswurst (Hoftanzmeister Aulhorn), und trug zur Erläuterung desselben sein Gedicht in barockem Pathos vor, während der Hanswurst die einzelnen Gegenstände, auf die das Gedicht anspielte, mit der Pritsche bezeichnete. „Das Bild“, schloß Goethe 1816 die Erzählung von der Entstehung desselben, „existirt noch und dürfte, von einem geschickten Kupferstecher radirt, zum völligen Verständniß des Gedichts und dem deutschen Publikum zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.“ Diezmann, den es schon längst gewundert, daß das Bild, trotz dem ausgesprochenen Wunsche Goethe's, nie veröffentlicht worden, stellte bei einem Aufenthalt in Weimar im vorigen Jahre ernstliche Nachfragen an und fand das Bild endlich im Schlosse zu Tiefurt, unter andern Reliquien aus jener humor- und poesiereichen Zeit sorgsam aufbewahrt. Der Großherzog gewährte sein Gesuch, eine Copie von dem Bilde nehmen zu lassen. Sie wurde photographisch angefertigt und nach ihr ein Stich gemacht, welcher als Stahlstich Nr. 12 der „Modenzeitung“ beigegeben ist. Das figurenreiche Bild gewährt wirklich eine „unverfängliche Unterhaltung“ und ist ein sehr charakteristischer Commentar des Gedichts. Da erblickt man gleich vorn links eine bezeichnende Gruppe, voran Goethe, mit Werther's Leichnam über den Schultern, dahinter eine Procession von Junggesellen und Jungfräulein, auf Stangen allerlei Paniere, einen Mond, ein brennendes Herz u. s. w. tragend; man erblickt ein Haus der Lesestraße, ein anderes, wo Frau Kritik ihr Handwerk treibt; ein paar Buchhändler und ein paar Autoren, letztere sich bückend „mit demüthigen Geberden, vor dem Papierpatron zur Erden“; eine Gruppe Taschenbuchs- und Almanachsdichter unter einer Laube; den Mercur (Wieland) auf Stelzen u. s. w.“

— * Der Park von Muskau ist vom Fürsten Pückler mit unsäglicher Mühe und mit einem Aufwande von 100,000 Thalern geschaffen worden. Er ist nun 35 Jahre alt und hat an dem Inspector Petzold einen Biographen gefunden in einer eignen kleinen Schrift. Es gehörte schon die größte Ausdauer dazu, die Vorarbeiten zu vollenden, ehe überhaupt mit der Arbeit selbst begonnen werden konnte. Man hatte eine sandige, größtentheils nur mit Kiefernwäldern bedeckte Gegend vor sich; der Boden war äußerst schlecht im Bezirk des zum Park bestimmten Terrains; zur Abrundung des Ganzen mußten vorerst mehr als 2000 Morgen fremden Landes erworben und oft mit dem sechsfachen Werthe bezahlt werden.

— * Griechische Zustände. Was man in Zeitungen und Schilderungen von Reisenden über Griechenland, seine politischen Zustände und den Charakter des Volkes liest, klingt in der Regel nicht gut und vortheilhaft. Ganz besonders günstig urtheilt aber über Land und Volk der Verfasser des Buches „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland", Wilhelm Vischer. Er sagt nämlich: „Das Nationalgefühl, die erste Bedingung der politischen Existenz eines Volkes, ist beim Griechen außerordentlich stark, er hängt warm an seinem Vaterland oder richtiger seinem Volke, ist seiner Religion, die mit der Nationalität aufs engste verbunden ist, unbedingt ergeben und schätzt seine Unabhängigkeit hoch. Wenn Reisende behauptet haben, die Türkenherrschaft werde zurückgewünscht, so mag vielleicht an einigen Orten, die durch die veränderten Verhältnisse verloren haben, oder bei einzelnen Häuptlingen, die sich der gesetzlichen Ordnung fügen müssen und nicht mehr wie früher nach unten willkürlich schalten können, etwas dieser Art vorkommen, wie dergleichen Erscheinungen nach allen Umwälzungen sich zeigen; es wäre nichts Auffallendes, aber ich habe es nirgend wahrgenommen, obwohl ich mich mehrfach danach erkundigt habe, vielmehr überall den brennendsten Haß gegen die ehemaligen Unterdrücker und die glühendste Hoffnung, bald auch die noch unter ihnen stehenden Stammesbrüder befreit zu sehen. Diesem Patriotismus steht nun allerdings, als schlimme Schattenseite der schon aus dem Alterthum ererbte Parteigeist, unmäßiger Ehrgeiz und die üble Sucht, sich im Staatsdienst zu bereichern, entgegen, Erscheinungen, die freilich auch in andern Staaten kraß genug zum Vorschein kommen, ohne daß ihnen darum Lebensfähigkeit abgesprochen wird. Es ist dadurch die Entwicklung des jungen Staates vielfach gestört worden, aber man hat zu vorschnell daraus geschlossen, daß der Grieche überhaupt nicht zum freiwilligen Gehorsam gegen die Gesetze, zur nöthigen Unterordnung unter den Staatsorganismus fähig sei. Daß das bei einem Volke, welches lange ein hartes Joch getragen und dieses nun abgeworfen hat, nicht im ersten Augenblick so der Fall ist, wie es zu wünschen wäre, ist natürlich, es muß eben auch dies gelernt und durch Angewöhnung befestigt werden. Einen einzelnen Beweis dafür, daß der Grieche durchaus nicht ohne Anlage für gesetzliche Unterordnung und Disciplin ist, liefert das Gendarmeriecorps, das nach dem allgemeinen Urtheil bis 1843 wirklich musterhaft gewesen sein soll, voll Treue, Eifer und Ergebenheit. Auch nachher war es noch tüchtig, obwohl in Folge der veränderten Verhältnisse nicht mehr so gut als früher; jetzt, hat man mich versichert, sei es wieder ausgezeichnet. Noch viel entschiedener aber spricht für den politischen Takt des Volks die, ausgenommen bei einigen wenigen Werkzeugen des Auslandes, allgemeine Anhänglichkeit an das Königthum und an den König, welche ich durchweg vorgefunden habe, auch bei solchen Personen, die mit dem Gange der Dinge sehr unzufrieden waren, indem alle anerkannten, daß nur das Königthum eine Gewähr für die Ruhe und Einigkeit des Landes gebe. Man hat von vornherein den griechischen Staat nur zu halber Lebensfähigkeit geschaffen und ihm ungenügende Grenzen gegeben, und selbst in diesem engen Kreise hat man ihn sich nicht frei bewegen lassen, sondern ihn von allen Seiten gedrängt und gehetzt, ordentlich als hätte man zeigen wollen, welch ein Unglück es für einen kleinen Staat ist, unter der Obhut sogenannter Schutzmächte zu stehen. Rußland wollte nur die Türkei schwächen und die eigne Herrschaft vorbereiten, darum sollte sich kein andres Centrum für die christliche Bevölkerung im Oriente consolidiren. England wollte die Türkei halten, damit ein möglichst indolentes Volk ihm den Handel im Orient lasse und keine Seemacht sich dort bilde; es fürchtet die nautische Tüchtigkeit der Griechen. Nur Frankreich, wie zu seiner Ehre gesagt werden muß, hat bis vor wenigen Jahren unter den verschiedensten Regierungen von der Restauration bis zur Republik den kleinen Staat wohlwollend behandelt. Eine mit den Bedürfnissen des Landes wenig vertraute Regentschaft trat nach Capo d'Istrias Tod, von Mißtrauen umgeben und vielfach gehemmt, an die Spitze. Bedeutende Mißgriffe konnten nicht vermieden werden. Unter schwierigen Verhältnissen übernahm der junge König die Regierung. Und doch begann das Land allmälig sich von den schweren Leiden des Krieges zu erholen, die Parteiungen fingen an sich zu legen, neue Ortschaften entstanden, der Handel nahm einen großen Aufschwung, täglich wuchs die Handelsmarine, die Bildungsanstalten, durch großartige Schenkungen reicher Patrioten gefördert oder gestiftet, blühten auf, der Zustand der Finanzen wurde geordnet und die Hilfsquellen des Staates flossen von Jahr zu Jahr reichlicher. Da setzte die durch auswärtige Intriguen angezettelte Revolution vom September 1843 wieder alles in Frage. Sie trieb unter dem Vorgeben, die Nationalität zu schirmen, fast alle angestellten Fremden aus dem Lande und brachte dem Volke, das vor allem eine feste Regierung brauchte, eine ganz andere Bedingungen voraussetzende Constitution, die wie dazu gemacht war, alle Parteileidenschaften von neuem in Bewegung zu setzen und die Macht wieder den moraltischen Palikarenchefs in die Hände gab. Eine Folge dieser Septemberrevolution war, daß die vorher bis auf ungefähr achtzehn Millionen Drachmen gestiegenen Staatseinkünfte allmälig wieder auf etwa dreizehn zurücksanken, obgleich neue Strecken Landes bebaut wurden, der Handel ununterbrochen zunahm und der Wohlstand überhaupt stieg. Ein System der Corruption und des Stellenkaufs kam an die Tagesordnung. Fast nirgend hörte ich mit Achtung oder Anhänglichkeit von der Verfassung reden, wohl aber vielfach die Deputirten als Schwätzer und Tagediebe bezeichnen, welche um der Diäten willen die Sitzungen möglichst in die Länge zögen. Dazu kam dann noch der Schlag, welchen England wegen der ungerechten Forderung des Juden Pacifico durch seine Blockade gegen den Handel des wehrlosen Landes führte. Trotz aller dieser Störungen, Mißstände und Leiden und trotz der schlechten Staatsverwaltung ging die Entwicklung des Landes, wenn auch langsam, doch stetig vorwärts, der Nationalreichthum nahm, wie bemerkt, zu, die Bevölkerung, welche vor dem Befreiungskampfe blos 657,646 Seelen betragen haben soll, und 1842 auf 853,000 gestiegen war, erreichte 1853 die Zahl von 1,042,527 Seelen, und die würdige, ruhige Haltung, mit der die Nation die von Palmerston verhängte Blockade ertrug, legte ein sehr günstiges Zeugniß für ihren politischen Takt und ihre Besonnenheit ab, indem sie die Schuld ihrer Leiden nicht auf das hier schuldlose Ministerium warf, sondern im Gefühl des Unrechtes, das ihr geschah, einiger als je zusammenstand. Zog man alle die angedeuteten seit dem Beginne des Königreiches vorhandenen Schwierigkeiten und Hindernisse in Betracht und brachte in Anschlag, was trotz derselben bis dahin geschehen war, nicht blos, wie man so oft thut, was noch mangelte und hätte geschehen können, so durfte man gewiß schon damals nicht an der politischen Entwicklungs- und Lebensfähigkeit des Volkes verzweifeln. Da kam der orientalische Krieg und brachte die bekannten Drangsale und Leiden über König und Volk, die noch frisch in jedermanns Gedächtniß sind. Nach dem unglücklichen Ausgang des epirotischen und thessalischen Aufstandes, dessen Unternehmung in jenem Momente nur vom Standpunkte der Klugheit aus getadelt werden kann, schien das Land in seinem Bestande bedroht. Die Westmächte behandelten es schnöder als eine eroberte Provinz, Frankreich vergaß seine frühere Haltung, französische Admirale und Gesandte geberdeten sich wie Proconsuln, und der größere Theil der europäischen Presse sah es als seine Aufgabe an, Griechenland in der öffentlichen Meinung zu verleumden, herabzuwürdigen und es der „regenerirten und civilisirten" Türkei als ein Land der Anarchie und Barbarei gegenüberzustellen. Und doch war sein ganzes Verbrechen, daß seine Theilnahme an den Unabhängigkeitsbestrebungen der Stammesgenossen, welche die Verlegenheit ihrer Bedrücker benutzen wollten, den Westmächten unbequem war; wäre das Umgekehrte der Fall gewesen, man wäre des Lobes voll gewesen. Aber grade jene schmählichen Mißhandlungen haben eine ganz andere Wirkung auf das Land gehabt, als man beabsichtigte. Man konnte ihm eine Zeitlang ein Ministerium aufdringen, in dem ein Kalergis saß. Die Schmach davon fällt auf die fremden Urheber zurück, nicht auf die Griechen. Aber man vermochte auch nicht den Schein des Beifalls in der Nation dafür zu erzwingen, nicht Mißtrauen zwischen Volk und Fürst zu erregen, vielmehr schlossen sie sich enger als je an einander. Jetzt war die sonst unzweckmäßige Verfassung insofern ein Glück, als sie in den Kammern ein gesetzliches Organ darbot, um die Volksstimmung auszusprechen. Nach allen Nachrichten war diese niemals einiger und entschiedener, nie waren König und Königin beliebter und populärer; denn das Volk wußte, daß sie nur deßhalb bedrängt wurden, weil sie seine Gefühle und seine Denkweise theilten. Trotz aller Gegenwirkungen ist ein Ministerium zu Stande gekommen, das meist aus tüchtigen, jüngeren, außerhalb der alten Parteien stehenden Kräften zusammengesetzt ist, wohl das beste, welches das Land noch gehabt hat. Es hat rüstig und unbeirrt für das öffentliche Wohl zu wirken begonnen, in allen Zweigen der Staatsverwaltung sind in kurzer Zeit die wesentlichsten Verbesserungen eingetreten und die wichtigsten Maßregeln angebahnt. Die Staatseinnahmen sind nach öffentlichen Mittheilungen wieder bis nahe an zwanzig Millionen Drachmen gestiegen. Gegen den äußerst wohlthätigen Plan, einen Theil der großen Staatsdomänen zu veräußern und zu freiem Privateigenthum zu machen, protestiren, wie man jetzt in den Zeitungen liest, die westlichen Schutzmächte unter dem Vorwande, daß diese Domänen als Unterpfand für frühere Anlehen haften. Es ist das ein neuer Beweis, wie schwer der „Schutz" auf dem kleinen Lande lastet. Hoffentlich wird es gelingen, dieses Hemmniß zu überwinden. — Unleugbar ist, daß der griechische Staat aus den harten Drangsalen wesentlich besser hervorgegangen ist; ein kleines Volk aber, das dem äußern Drucke so widersteht und im Unglücke so zusammenhält, hat vollen Anspruch auf die Achtung der Unbefangenen und ist nicht ohne Zukunft."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 24. Mai. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Russische Bilder aus der Zeit Katharina's II.

Nach Notizen eines Augenzeugen mitgetheilt von Ad. Beckmann.

1. Vom Stapel.

Es war am 20. Juli alten Stils des Jahrs 1763 ein Leben und Treiben sonder gleichen auf der großen Seite Petersburgs. Staatscarossen, Jswoschtschiks und Reiter, Militär und Civil, Kaufleute und „schwarzes Volk“, Kosaken und Armenier, Kalmücken und Tartaren, Bartrussen und fremde Gentlemen mit Zopf und Degen, alle Völker, Stände, Geschlechter und Alter strömten hinab auf den Admiralitätsplatz. Dann schwenkte man ab zu dem Schiffswerft am Ufer der großen Newa, nahe bei dem Admiralitätsgebäude.

Es galt einem seltenen Schauspiel. Heute vor einem Jahre hatte die glorreiche Kaiserin Katharina II., „Erbin des Geistes Peters des Großen“, zu zwei Kriegsschiffen, die vor der Admiralität gebaut wurden, die ersten Nägel eingeschlagen. In Jahresfrist waren die Schiffe vollendet. Heute sollten sie vom Stapel gelassen werden. Die Kaiserin selbst wollte auf einem derselben in die Wellen hinabgleiten!

Nicht nur die Ufer der Newa wimmelten vom Menschengewoge, auch die breite Newa selbst trug Tausende von Gondeln und Kähnen voll schaulustiger Menschheit, und jenseits die neue Häuserreihe von Wassili-Ostrow war bis auf die Dächer von Neugierigen besetzt.

Um 11 Morgens erschien Ihre Majestät auf Deck des Schiffes, welches zuletzt den Wogen vermählt werden sollte. Ein Beschlag von rothem Tuch barg das Gestell zu diesem Fahrzeug, welches wie das Schwesterschiff nicht aufgetakelt war, aber fünf Flaggen stolz entfaltet hatte.

Das erste der Schiffe, auf dem eine bunte Menge hoher Offiziere im reichsten Schmuck sich zeigte, lief ohne große Erschütterung vom Stapel. Es führte ein Corps Musikanten an Bord, die beim Ablaufen sich schmetternd vernehmen ließen. Dazwischen donnerten die Admiralitätskanonen. Die Herren auf dem Schiffe schwenkten mit Hurrahruf die Hüte. Das Volk entblößte die Häupter und kreuzigte sich.

Nun kam die Reihe an das Schiff der Kaiserin mit ihrem Hofstaat. Eine nur durch das Plätschern der Newa unterbrochene Stille, eine ängstliche Lautlosigkeit schwebte über der Menge. Jetzt nahte der Augenblick: das Schiff schoß kräftig hinab. Die Kaiserin, vom höchsten Clerus umgeben, kreuzigte sich beim Hinabfahren, und alles Volk schlug andächtig Kreuze. Hoch bäumten sich die klaren Wellen der Newa und warfen viele der auf ihr sorglos schaukelnden Kähne mit ihrer Menschenlast um. Nicht achteten das die andächtigen Russen. Doch als das Schiff mit der Kaiserin glücklich auf den Wogen schwebte: da ertönte unter Kanonendonner und Fanfaren ein zehntausendfältiges Jauchzen.

Beide Schiffe blieben vor der Admiralität liegen. Der Hof speiste an Bord und ließ bei den Toasten die Kanonen erschallen.

Es war ein regnerischer Tag. Doch hatte das Niemanden zu Hause gehalten. Es währte über eine Stunde, ehe die unglaubliche Anzahl der erschienenen Wagen wieder abfahren konnte.

2. Samson.

Die äußerste Gegend der Newastadt auf der Wiborgschen Seite pflegte man nach der Samson- oder Auferstehungs-Kirche mit dem Namen „Samson“ zu bezeichnen. Neben der Kirche befand sich ein großer russischer Friedhof, auf dem nur höchst selten ein Andersgläubiger seine Ruhestätte fand. Nur wenige der Gräber trugen Steine mit Inschriften. Es war die Unsitte noch nicht Mode, den Todten Monumente der Thorheit der Ueberlebenden zu setzen, auf denen mit pedantischer Gewissenhaftigkeit die Zahl der Rangklasse, der sie im Leben angehört, ihre Prädikate, Titel und Orden mit allen Abtheilungen und Unterabtheilungen prunkhaft verzeichnet werden. Man war in jener Zeit meist noch so einfach, dergleichen Empfehlungskarten für den Himmel als entbehrlich anzusehen.

Nahe bei diesem russischen Kirchhofe lag der Todtenhof für die in Petersburg sterbenden Protestanten und Römischkatholischen. „Nach Samson“ war der letzte Weg fast aller eingebürgerten civilisirten Ausländer, den das ungesunde Klima manchen sehr frühzeitig antreten hieß. Doch hatten die Deutschen (so nannte das Volk jeden fremden Europäer) auch einen weniger benutzten Friedhof auf Wassili-Ostrow. Die Gräber der Ausländer auf Samson trugen meist einfache hölzerne Kreuze. Nur auf dem Grabe eines Generals lag ein gewöhnlicher Stein, und über den Resten eines Leibarztes Peters I. hatte man eine kleine Kapelle erbaut.

Auf dem Kirchhofe wohnte in einem Häuschen ein deutscher Todtengräber. Vor einigen Wochen, — erzählte der Mann, — war er von einer russischen Bande Nachts überfallen. Durch Drohungen und Marter versuchten sie von ihm 2000 Rubel zu erpressen. Als der arme Todtendiener fragte, wie sie bei ihm solche Summen vermuthen könnten, erhielt er die Antwort: „Wir wissen, daß ihr Deutschen eure Todten mit goldenen Ringen und anderen Kostbarkeiten begrabt. Du bestiehlst natürlich die Leichen und wirst also leicht 2000 Rubel haben?“ Dem war aber nicht so. Ihre russische Räuberlogik hatte sie betrogen.

Noch erzählte der kaum von seinen Wunden geheilte Todtengräber, als Pastor Trefurt und einige Kaufleute mit einer Leiche erschienen. Der Sarg wurde von gemeinen Russen getragen, in ihren Schafpelzen, die sie auch am heutigen Sommertage, dem 29. August 1763, nicht abgelegt hatten. Neben diesen gingen einige Leute, von welchen die Leiche auf den Trauerwagen getragen war, der sie bis zur Newa gefahren hatte. Hier hatte man einen Kahn bestiegen und war nach Samson übergesetzt, wo dann der Sarg den Schultern jener gemietheten Russen anvertraut wurde. Bei der Ein-

senkung warf der Prediger eine Hand voll Erde auf den Sarg mit den Worten: Du bist von Erde rc.

Gewöhnlich wurden die Leichen zunächst in das Gewölbe einer Kirche gestellt, wo der Prediger aus einem dort stehenden Gefäße mit Sand eine Schaufel voll auf den Sarg warf und dabei gleichfalls die obigen Worte sprach. Das Gefolge zur Kirche geschah mit möglichst großem Schaugepränge. Oft zogen 6 Pferde den Trauerwagen, dem in langem Wagenzuge die Leidtragenden folgten. Nach einigen Tagen wurden dann die Leichen, welche nicht selten einbalsamirt waren, ohne Parade von einem Prediger und einigen Freunden aus der Kirche nach Samson begleitet.

3. Ein Schaffot.

Im Juli 1763 geschah zu Petersburg eine entsetzliche Mordthat. In einem kleinen Hause auf dem Hostmannschen Hofe in der großen Moskoi wohnte eine alte Frau aus Dänemark mit einer Anverwandten und einer jungen Deutschen aus Kronstadt. Der Dwornik auf dem Hofe, der Kutscher eines Adligen aus der Nachbarschaft und zwei andere junge Kerle faßten beim Branntwein den ruchlosen Plan, diese drei Frauenzimmer zu ermorden und zu berauben. Nachts klopfte einer von ihnen an die Thür und sagte, er solle die alte Dänin zu einer Wöchnerin holen. Sobald die Frau öffnete, warfen sie dieselbe zur Erde, brachten ihr mit einem glühenden Eisen und durch Messerstiche gräßliche Wunden bei und drangen über das unglückliche Weib in die Wohnung. Hier erschlugen sie die beiden anderen Frauen, nachdem sie zuvor der jungen Deutschen Gewalt angethan, und raubten, was an Geld und Kostbarkeiten zu finden war. Da es nur wenig war, äußerte einer der Mörder, sie hätten für so wenig Gewinn doch zuviel Menschenblut vergossen. Die verstümmelte Alte hielt dies für eine Regung menschlichen Gefühls und bat flehentlich um ihr Leben. Ein Keulenschlag, der ihr den Schädel zerschmetterte, endete ihren Jammer. Dann legten die Mörder im Zimmer Feuer an, um durch das Niederbrennen des Hauses die That zu verbergen, verriegelten von innen die Thür und stiegen oben zum Hause hinaus. Das Feuer griff aber nicht gehörig um sich und wurde am Morgen von dem Bäcker, der den Frauen Brot zu bringen pflegte, bemerkt. Dieser eilte zum Dwornik, der nichts von der Sache wissen wollte, und dann zum Hauseigenthümer. Herr Hostmann sprengte die Thür, entsetzte sich vor dem Anblick und brachte den Dwornik durch die Knute zum Geständniß.

Am 4. September sollten die vier Missethäter gerichtet werden. Den Tag vorher wurde eine geschriebene Ukase angeschlagen, die das Todesurtheil bekannt machte. Seit langen Jahren war kein Blutgericht gehalten. Um 9 Uhr Morgens wurden die Mörder durch ein Regiment Soldaten und eine ungeheuere Menschenmasse von der Polizei zu dem 5 Werste entfernten Richtplatz bei dem Wolkowschen Landgute in der Gemskoi begleitet. Den Verurtheilten hatte man die Köpfe auf der einen Seite geschoren, während das Haar auf der anderen Seite lang über das Gesicht herabhing. Einer klagte und schrie unterwegs ganz jämmerlich. Alle aber bekreuzigten sich ohne Unterlaß und riefen Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, obgleich ihre Schuld sonnenklar war. Bei dem in Kreuzesform errichteten Schaffot, auf dessen vier Ecken man je ein Rad und einen Block mit einem eingehauenen Beil erblickte, loderte auf dem Felde ein großes Feuer. Man führte die Delinquenten auf das Blutgerüst, jeden auf die für ihn bestimmte Ecke, entkleidete sie, nachdem das Todesurtheil noch einmal verlesen war, und wollte ihre Häupter eben auf die Blöcke legen, als ein Bote erschien, der die Gnade der Kaiserin verkündete. Unter fröhlichem Zuruf des russischen Pöbels, der sich freute, daß die »Deutschen« ihren Willen nicht bekamen, zogen sich die Mörder wieder an. Jetzt aber erhielt jeder derselben 35 Knutenhiebe auf den Rücken, dann wurden sie gebrandmarkt und ihnen mit Zangen die Nasen aufgeschlitzt. So verstümmelt fuhr man sie auf Kothwagen zurück und sandte sie später nach Sibirien.

Der in aller Eile erlassene Gnadenbefehl der Kaiserin lautete: »In diesem Augenblicke, da vor dem Angesichte Unseres geliebten Volkes die zum Tode verurtheilten 4 Missethäter mit marternden Empfindungen ihrem Tode entgegensehen, gewinnt Unsere angeborene Neigung zum Erbarmen und Unsere christliche Liebe über die höchste obrigkeitliche Strenge die Oberhand. So abscheulich auch die That ist, so wollen wir doch das Schwert zurückhalten, das die Gesetze bereits gezückt haben. Wir befehlen euch demnach, statt der ihnen zuerkannten Todesstrafe sie an eben der Stelle mit einer dem Verbrechen gemäßen Leibesstrafe zu belegen, sie in Fesseln zu schlagen und auf ewig zur Arbeit zu verschicken. Wir hoffen, daß dies neue Merkmal Unserer Menschenliebe und überwiegenden Neigung zum Erbarmen jeden aus Unserem Volke umsomehr antreiben werde, sich künftig eines guten Wandels zu befleißigen, das allgemeine Wohl dadurch zu befördern und alle Uns verhaßten Gelegenheiten abzuwenden, die Uns nöthigen könnten, das Schwert der Gerechtigkeit und Rache wirken zu lassen; ruchlosen Gemüthern aber mag ein so schrecklicher Anblick zur innerlichen Strafe und Besserung dienen.«

Der adlige Herr des mitverurtheilten Kutschers, seines erprobten Führers bei galanten Abenteuern, hatte vergebens seinen Einfluß aufgeboten, ihn von Sibirien zu erretten.

4. Die Wasserweihe.

Petersburg beging am 6. Januar 1764 das große Fest der Erscheinung Christi, welches nach geheiligtem Herkommen durch die Feierlichkeit der vornehmsten Wasserweihe verherrlicht wurde. Den Tag vorher rückten noch einige Regimenter in die Stadt. Schon in der Nacht wurde den Truppen durch Kanonenschüsse das Signal zur Versammlung gegeben. Mitten auf der gefrorenen großen Newa war vor dem Winterpalais ein achteckiger Tempel errichtet, dessen 8 Säulen ein zugespitztes Dach trugen. Auf der Spitze thronte Johannes der Täufer von Holz mit einer weißen Atlasfahne. Rings auf dem Dache wechselten Glorien und Engel mit Gemälden von der Taufe Christi und von Johannes dem Täufer. In der Mitte des Tempels war eine viereckige Oeffnung durch das hier mit Balken unterstützte Eis gehauen, in welche eine Treppe hinabführte. Ueber dieser Oeffnung schwebte an einem Faden vom Plafond des Tempels unter einer Sonne eine Taube von übersilbertem Holz herab: das Bild des heiligen Geistes. Links neben diesem Orte der heiligen Handlung — vom Volke »der Jordan« genannt — stand in einiger Entfernung ein etwa halb so großer Pavillon, worin der Großfürst während der Weihe sich aufhielt. Hinter dem Tempel war ein kleineres vierkantiges Häuschen erbaut, welches für die Geistlichen bestimmt war. An vier Ecken des Tempels waren Hecken von grünen Fichten in das Eis gepflanzt, während die anderen vier frei blieben. Nach Wassili-Ostrow zu war eine unabsehbare dreifache Reihe Soldaten aufgestellt, welche sich in weiter Ferne an die Garden anschloß, die vor dem Tempel rechts und links von einem vom Schnee gesäuberten, mit Brettern und rothem Tuche belegten Pfade postirt waren, der aus dem Winterpalais in den Tempel führte. Alle Truppen hatten ihre Fahnen entfaltet, doch war die Reitergarde ohne Pferde erschienen. An jeder Seite dieses Wegs war hinter den Garden ein grünes Zelt für den Gebrauch des Hofes aufgeschlagen. Stromab- und aufwärts hatte man je 10 Kanonen auf der Newa aufgefahren.

Morgens 8 Uhr versammelten sich Hof und Geistlichkeit in der Hofkapelle und der Kapelle des Großfürsten. Um 11 Uhr begann die Procession aus dem Palais über den rothen Pfad zu dem Tempel. Voran gingen die unteren Geistlichen, ihnen folgten die Bischöfe und Erzbischöfe, Alle im reichsten Ornate. Nun kamen die Sänger in ihrem blauen Costüme. Dann schritt in ungarischem Zobelpelz einher Katharina II., die große Kaiserin. Sie ging zwischen Orlow dem Aelteren und einem anderen Cavalier. Ihr schlossen sich an die Großen des Reichs, besternt und bebändert. Als man zum

Tempel gelangt war, begann der feierliche Act der Wasserweihe, nachdem die Kanonen auf der Newa ein Zeichen gegeben, worauf die Festung und die Admiralität donnernd antworteten. Der Chor der Sänger ertönte feierlich während der Weihe. Nach ihrer Beendigung gab die gesammte Soldateska ein dreimaliges Lauffeuer. Die Bischöfe gingen umher und besprengten das Volk, welches sich unzählig herbeidrängte. Alle Regimenter brachten ihre Fahnen und ließen sie gleichfalls besprengen. Darauf ging die Procession in das Palais zurück. Alles Volk aber lief in Hast zu dem Tempel, um von dem geweihten Wasser zu schöpfen und ihre Kinder darin zu baden. Die Bräute ließen Wasser holen, um sich damit zu waschen, denn das brachte ihnen Glück und Segen. Noch viele Tage nachher drängte man sich zu dem geweihten Naß.

Die folgenden Tage gingen Mönche und Popen mit einem Kreuze und einem Topf voll heiligen Wassers in alle Häuser — auch zu den Andersgläubigen und Ausländern — bespritzten das Zimmer mit einem Quast und gratulirten zum Feste, wofür man ihnen durch eine Gabe erkenntlich war.

---

* Eitle Wünsche. (1831.) *).

Nach Alfred de Musset von Fr. Ruperti.

Elender Dichter, ist dein Handwerk nicht,
In dieser Sturmzeit selbst, wo keiner spricht,
Wo nur die Arme reden, Saitenklänge
Verhallen in der Thaten Lärmgedränge,
Zur Buhlerin die Seele preiszugeben
Und was an Schmerz und Lust in ihr mag beben
Emporzusenden an das Tageslicht?
Ist es dein Jammerhandwerk, rede, nicht?
Mag wenigstens auf seinem Bretterthrone
Nicht schnöde der verlarvte Histrione
Dir den Gedanken an den Pranger schlagen!
Gieb selber ganz ihn frei mit kühnem Wagen!
Laß Greise, denen lange schon die Scham
Wie Muth und Kraft der Gang der Jahre nahm,
Um ihrem feigen Stolze Schirm zu geben,
Mit Spinnenfleiß schmachvolle Fäden weben!
Dem Niedern kein Altar und keine Feier!
Es stimme, kühn die Kurtisanenleier
Zerschmetternd, deine Mus' ein freies Lied
Und schreite barfuß, wie die Wahrheit zieht!

O Machiavell, dein dumpfer Fußtritt tönt
Noch jetzt auf Casciano's Fluren wieder,
Wo in der Sonne Gluth, im Schweiß der Glieder
Auf unfruchtbarem Boden du gefröhnt.
Die Hand, die mühsam in der Erde wühlte,
Schlug an die bleiche Stirn in stiller Nacht,
Die freundlos, hoffnungslos er durchgewacht,
Und seine Seel' in ihrem Tiefsten fühlte
Die Qual der schnöden Muße, welche sacht
Ihm nach bei jedem seiner Schritte zog
Und voller Gier an seinem Blute sog.
„Wer bin ich?“ schriebst du; „gebt mir einen Stein,
Ein Felsstück, das ich wälzen kann! Der Pein
Des Gräberfriedens satt breit' ich dem Wind
Die Arme, die vom Ruhen müde sind.“

Wie du sprech' ich: o Mittelmäßigkeit,
Wer dich allein für diese Zeitlichkeit
Mitbringt zum ekeln Spielhaus dieser Welt,
Wo stets um Wohl und Weh der Würfel fällt, —
Wer ist so feige, wem an Muth gebricht's,
Daß er nicht ausruft: Alles oder Nichts!

Jung bin ich, lang' erst an, doch in der Mitte
Der Bahn hemm' ich ermattet schon die Schritte.
Des Menschen Wissen ist wohl nur Verachtung,
Doch ist ein Greisenvorrecht die Betrachtung.
Was soll ich denken? Es giebt nur ein Wesen,
In dessen Innern ganz ich konnte lesen,
Und richtig ist mein Urtheil sicherlich;
Dies einz'ge, ich veracht' es: das bin ich!

Was that ich? Was erlernt' ich? Windschnell flieht
Die Zeit; das Kind, des Wegs nicht denkend, zieht
So froh, so sorgenlos dahin im Gleis
Der Bahn, von der es gar kein Ende weiß;
Da blinkt von fern ein Wasser klar und hell,
Es nähert sich, es neigt sich zu dem Quell,
Und was gewahrt es staunend? Einen Greis!

Was werd' ich dann mir sagen, alt, verlebt,
Wenn meinem Mund das Wort „zu spät“ entbebt,
Wenn diese Blutesströme, welche sieden
Und sich empören gegen schnöden Frieden,
Anhalten, wie zu Wintereis erstarrt?
O sage, wozu dir Erfahrung ward,
Du bleicher Schemen, Alter; was es soll,
Daß sich dein Haupt schon vorher sorgenvoll
Zum großen Grabe aller Menschen neigt,
Da doch der Tod hinuntersteigend schweigt,
Indeß das Leben draus sich ringt zum Licht?
War denn bei diesem Glückesspiele nicht
Ein Mann, der, nur verlierend und betrogen,
Zuletzt des Würfelns müde abgezogen,
Und der beim Scheiden an des Lebens Thoren
Mir zurief: Tritt nicht ein, ich hab' verloren!

O Hellas, alles Schönen Vaterland,
In dem ich früh schon meine Heimath fand,
Hätt' ich in jenen Tagen doch gelebt,
Wo deines Hauptes Kranz, der reiche, hehre,
Sich spiegelte in deinem blauen Meere!
Wie gern auf Schwingen des Verlangens schwebt
Mein Geist, dem nicht so schönes Loos gefallen,
Zu dir hinweg und irrt mit deinen Bienen
Umher in deinen herrlichen Ruinen!
Die Sprache deines Volkes mag verhallen
Und Berg und Fluß des Namens werden bar,
Doch wenn durch deine schönen Gaun wir wallen,
Da, siehe, stellt sich eine Nymphenschaar,
Sich eine Venus unsern Blicken dar.
Der Ton, der von des Phidias Lippe klang
Und jedes Herz mit seinem Reiz bezwang,
Lebt ewig fort in seiner Melodie;
Der Marmor lernt' ihn und vergißt ihn nie.
Und du, Italia? Wo sind die Zeiten,
Als deine Städte, reich an edlem Sinn,
Um einen hohen, herrlichen Gewinn,
Um aller Künste Ruhm, sich mochten streiten;
Wo deine Maler durch die Orte wallten,
Geehrt, bewundert, fast den Göttern gleich,
Palast, Altar und Tempel überreich
Anfüllend mit erhabenen Gestalten,
Wo auf ihr lautes, schöpferisches Werde
Die Kunst entstieg der selbst erstaunten Erde?
Da forschte Michel Angelo, der bleiche
Nachtwacher, neben einer starren Leiche,
Das Messer in der Hand, ob ihm der Grund
Des nicht'gen Erdenlebens werde kund,
Und hob von Zeit zu Zeit sein Haupt, das hohe,
Mit einem dunklen Blick voll Zorneslohe
Gen Rom, wo, rüstig schaffend immerdar,
Der junge Raphael, der schönheitsfrohe,
Mit seinem Lächeln freundlichmild und klar
Auf seine Gegner schaute vom Altar.
Correggio malte, arm und unbekannt,
Für sich und gab das Andr' in Gottes Hand;
Giorgione wies vom Schooß der Meeresfluth
Dem Tizian stolz Venedigs Himmelsgluth;
Bartholome, die ernste Stirne senkend
Und nur auf Ew'ges die Gedanken lenkend,

---

*) Unter den kleineren Produktionen des vor Kurzem verstorbenen Musset schien mir, abgesehen von denen, welche Freiligrath bereits vor längerer Zeit übertragen hat, die hier mitgetheilte am meisten geeignet, den freilich geistvollen, aber auch ungemein seltsamen und überspannten Dichter zu charakterisiren, den die jüngeren Romantiker eine Zeitlang statt Victor Hugo's als das Haupt der Schule betrachteten.

Er deutet', um die Kunst und ihre Weise
Befragt von Raphael, nach oben leise.
O schöne Zeit, hätt' ich in dir gelebt,
Auch meine niedre Hand, vielleicht zu keck,
Sie hätte mitgeschaffen, mitgestrebt.
Doch nun? Für wen? Zu welchem Ziel und Zweck?
Erregt von welches Meisters Lieb' und Gunst?
Der Künstler schachert, Handwerk ist die Kunst!
Italiens Sonnenhimmel selber schafft
Ein bleiches Nachbild nur, beraubt der Kraft;
Nach einem Jahr ist unser Werk ein Dunst,
Der Ruhm erlischt mit eines Tages Licht;
Hinstarb ja Alles, — nur die Liebe nicht!

O wer ihr sein mögt, die ein böser Geist
Zum unglücksel'gen Dichterhandwerk reißt,
Treibt fern von euch hinweg, verbannet weit
Der Seele sonst so schöne Offenheit,
Laßt nimmer schauen vor dem Blick der Welt,
Wie eurer Brust ein Tropfen Bluts entfällt,
Sonst werdet ihr zu eurem Leid erfahren,
Daß jede Freude, die so rasch verrinnt,
Sich schwer erkauft, daß Weise Ruhe wahren
Und die Gleichgült'gen gute Henker sind.

Wohl ihm, der die Gedanken, die er schafft,
Hinschreibt mit seines Schwertes scharfer Kraft!
Wie muß er jene Träumenden verachten,
Die, wenn die Händ' ein Bild zu Stande brachten,
Ein Bild aus Staub, von Leben nicht durchdrungen,
Stolz dastehn mit dem Wort: Es ist gelungen!
Was ist das Denken, wenn die That ersteht?
Dies weicht zurück, wenn jene vorwärts geht.
Im Angesicht der strengen Wirklichkeit
Greift sie zum Schwert und schickt sich an zum Streite,
Doch jenes wendet zitternd sich zur Seite
Und hüllt das bleiche Haupt in bangem Leid.

Stirb, Weber, — hingebeugt auf deine Leier,
Die schweigen muß, — daß du dich selbst befreist!
Mozart erwartet dich! Und wer du seist,
Elender Dichter, schlägt das Herz dir freier
Und kühner noch, wirf deine Harfe hin
Und stelle dich zum Kampf mit muth'gem Sinn.
Verschwinde, alte Zeit, mit deinen Blüthen!
Der Schiffer singt nicht, wenn Orkane wüthen.
Zur That! Zum Bösen! Gutes bleibt verborgen.
Such' einen Gleichen dir für Gram und Sorgen.
Wer goß uns diese Bosheit in das Herz,
Daß es sich lauter regt bei fremdem Schmerz?
Das Uebel strebt dem Uebel sich zu nahn,
Und leichter macht, wer duldet, uns die Bahn.
Es kann der Mensch den Menschen hassen, meiden,
Doch streckt sein Leid die Hand nach Andrer Leiden.
Das ist's allein. Mitleid, der schöne Ton,
Der stets entweiht auf jeder Lipp' erscheint,
Und den der Frohe ihm, der bitter weint,
Hinwirft so wie der Reiche voller Hohn
Dem Bettler seinen Heller, — wer begehrt
Nach solchem Trost? Kann der Gemein' auch nur
Empfinden, was durch eure Seele fuhr,
Er, den der Himmel leiden nicht gelehrt?

Geh' hin, leg' aus am Markt auf einer Bahre
Zerrissen und zerstückt ein Jammerbild,
Bluttriefend, bleich, mit wirrem, wüstem Haare,
Deß Seele lechzend schon nach oben schwillt, —
Die Menge folgt dir. Ist nur wahr dein Gram,
So liebt sie ihn und fühlt ein leises Grauen;
Doch wechsle nun, laß eine Seele schauen,
In der der Schmerz den festen Wohnsitz nahm,
Enthüll' ein Herz, das, wenn auch jung an Jahren,
Doch Reu' und Leid der Greise schon erfahren,
Sag' ihnen, daß du einsam und allein,
Mit Mutter, Schwester, Weib nicht im Verein,
Hinwandelst und nicht weißt, wohin beim Ende
Sich deine bange Scheidethräne wende, —
Wer wird dir bei der Schildrung deiner Wehen
Geduldig horchen und dir Rede stehen?
Man glaubt dem Blut, das fließt, dem Worte nicht,
Kalt wendet selbst dein Freund das Angesicht.

Schwillst du, mein Herz? Mir hat der Thränen Fluth,
Indeß ich schrieb, genetzt der Wangen Gluth.
Hatt' ich denn keinen Dolch? Glitt nur mit Zagen
Die Hand hin über meines Herzens Schlagen?
Nein, nichts von Allem; doch so weit der Groll
Auf dieses Leben, blind und wüst und schändlich,
Nur gehn kann, will ich gehn, bis er sich endlich
Des Uebermaßes selber schämen soll.

---

* Italiänische Reisen und Reisebeschreibungen, sonst und jetzt.

Von L. Seuden.

Die Sehnsucht nach dem schönen Süden ist uns Deutschen auf's tiefste in's Herz geprägt; bei keinem Volk hat sie einen so hinreißenden und mächtigen Ausdruck gefunden, wie in Goethe's „Kennst du das Land“, und von jeher hat sie sich in zahllosen Pilgerfahrten aller Art nach Italien kundgegeben. Winckelmanns Aufenthalt in Rom wurde für die italiänischen Reisen der Deutschen Epoche machend, indem von nun an die Betrachtung der Kunst und namentlich der Antike in den Vordergrund trat. Wie Goethe den ersten Eindruck Roms auf Winckelmann schildert, so war fortan die Empfindung von Tausenden, die über die Alpen wanderten, um die alte Herrlichkeit zu schauen. Der Ankömmling „sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überfriedigt; verkörpert stehen seine Ideen um ihn her, mit Staunen wandelt er durch die Reste eines Riesenzeitalters, das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Er schleicht wie ein Pilger unbemerkt umher, dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich im unscheinbaren Gewand, noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und schon fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen oft feindlich scheinenden Elementen für ihn entstehen muß.“ Mit diesen Worten hat Goethe ohne Zweifel seine eigene Empfindung beim Anblick Roms geschildert; das überwältigende Gefühl, das ihn ergriff, als die von seinem Vater ererbte, lang gehegte, bis zum Krankhaften gesteigerte Sehnsucht endlich erfüllt war. Wie ganz auch er in Italien auf die Betrachtung der Denkmale gerichtet war, die eine schönere Vergangenheit geschaffen hatte, ist bekannt; auch ihm war die Gegenwart mit ihrem bunten oder lärmenden Treiben im Ganzen eine „Seccatur“, und selbst den Carnevalsjubel mußte er sich schematisiren, um daran Geschmack finden zu können. Bei allen ähnlich organisirten Naturen ging die Versenkung in die Vergangenheit mit Indifferenz oder Widerwillen gegen die vorhandenen Zustände Hand in Hand. Ihren äußersten Ausdruck hat sie in den frivolen Worten Wilhelms von Humboldt gefunden: „Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer policirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Waffen trüge; kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebenzig Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nun wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und wenn Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht.“

Dann kam die romantische Periode. Das Land der Harmonie in Formen, Farben und Tönen ward nun das Ziel der schönen

Seelen; seine ruinenerfüllten Einsamkeiten ein Asyl für die weichen Herzen, welche die rauhe Wirklichkeit verletzt hatte. Es ist bekannt, wie schätzbare Acquisitionen die allein seligmachende Kirche unter denen machte, die dieser Richtung angehörten. Wenn sie überhaupt die Kunst liebten, hatten sie doch für die Antike kein Herz, und selbst Raphael war ihnen zu heidnisch oder zu weltlich. Sie fühlten sich mehr von der innigen Frömmigkeit angezogen, die aus den kindlichen Versuchen von Fiesole hervorleuchtet; für sie war Francucci der letzte Maler, der das Madonnenideal würdig aufzufassen vermocht hatte. Eine nothwendige und wohlthätige Reaction ward so allerdings bewirkt gegen die bisherige Ueberschätzung der flachen und inhaltslosen Eleganz, die sich auch in Goethe's Enthusiasmus für Guido Domenichino und ihres Gleichen so auffallend äußert. Mit diesem Enthusiasmus für die Praeraphaeliten (der übrigens nicht selten erkünstelt und fast immer übertrieben wurde) ging eine ähnliche schwärmerische Verehrung für die specifisch katholische Kunst überhaupt Hand in Hand. Namentlich wird man nicht leicht eine Reisebeschreibung aus dieser Periode aufschlagen, ohne erbauliche Schilderungen der erhebenden und zerknirschenden Gewalt der Ostermusiken in der Sistina zu finden. Es fehlte unter den nach Italien pilgernden Romantikern weder an lächerlichen noch widerwärtigen Erscheinungen. Es war in jener Zeit als Zacharias Werner, da das Blut des heiligen Januarius in Neapel nicht wie gewöhnlich fließen wollte, sich aus der Kirche entfernte, weil er glaubte, daß die Gegenwart eines so großen Sünders, wie er einer war, der Vollbringung des Wunders im Wege sei.

In mehr als einer Beziehung Epoche machend für die Reisen der Deutschen nach Italien war Niebuhrs Aufenthalt in Rom als preußischer Gesandter. Der Kunst war er nicht fremd, doch interessirte ihn mehr der Inhalt als die Form; wie er denn in Bezug auf die italienische Malerei sich ganz auf die Seite des Praeraphaelitismus stellte und so weit ging, Goethe wegen seiner Vorliebe für die flache Eleganz der Späteren allen Kunstsinn abzusprechen. Von den Resten der alten Kunst interessirten ihn die historischen Monumente am meisten. Ihn zog es aus der Welt des schönen Scheins in die Wirklichkeit. Sein Herz hing mehr an der altetrurischen bronzenen Wölfin auf dem Capitol und der Reiterstatue des guten Marc Aurel als am Apoll und Laokoon. Er begriff nicht, wie die Ueberbleibsel des alten Rom Ehrfurcht und Begeisterung erwecken könnten, da sie doch zum größten Theil aus einer Zeit des Verfalls herrührten. Jene Indifferenz, mit der Goethe das bunte Treiben der Gegenwart wie ein Maskenspiel an sich vorüberziehen ließ, ohne einen menschlichen Antheil daran zu nehmen, war ihm fremd. Die Zustände des unglücklichen Landes erfüllten ihn mit Mitleid, aber auch mit Verachtung, und um so tiefer versenkte er sich in die große Vergangenheit, in der die Bauern der Siebenhügelstadt sich eine freie Verfassung und ihrem Vaterlande den ersten Platz unter den italiänischen Staaten erkämpft hatten. Niebuhr ist der Schöpfer der wissenschaftlichen Topographie, und auch die große Beschreibung Roms von Bunsen und Platner ist mittelbar durch ihn angeregt worden.

Auch die Empfindung des deutschen Philisters, der engherzig und beschränkt mit Haß oder Verachtung auf alles sieht, was er anders findet als zu Hause, hat ihren vollen Ausdruck gefunden; wir meinen natürlich die berüchtigte Reisebeschreibung des königlich preußischen Auditeurs Nikolai. Es ist bekannt, daß dieser Treffliche, der Italien im Galopp durchfuhr, wenig mehr von dem schönen Lande sah als Gastwirthe, Vetturine, Lohnbediente und Flöhe. Diese letzten scheinen in der Vorahnung, daß er ein Buch gegen sie schreiben würde, ihm allerdings sehr übel mitgespielt haben. Es fehlt auch jetzt unter den deutschen Reisenden in Italien nicht an Nikolais, und zuweilen schreiben sie auch Bücher. Das genannte Buch wird aber noch lange das beste für alle diejenigen bleiben, die sich zu belehren wünschen, wie man in Italien nicht reisen soll.

In den beiden letzten Jahrzehenten ist das Publikum fast in jeder Messe mit italiänischen Reise-Beschreibungen, -Erinnerungen, -Bildern und -Skizzen beschenkt worden; berufene und unberufene, Herren und Damen, gelehrte und ungelehrte haben ihre Erlebnisse, Anschauungen, Ansichten, Empfindungen und Urtheile mitzutheilen sich gedrungen gefühlt, das tausendmal Beschriebene und Kritisirte ist wieder und wieder beschrieben und kritisirt worden, und kaum ist es noch möglich von Allem Notiz zu nehmen, was über Italien erscheint. Auch diese Literatur trägt den Charakter der Periode, welcher sie angehört. Das Interesse unsrer Zeit ist vorzugsweise den politischen, sittlichen und socialen Zuständen und Bewegungen zugewendet, ihre Aufmerksamkeit auf die Charaktere der Nationen, die Seelen der Völker gerichtet, und wie natürlich haben die unglücklichen und unterdrückten von allen sich der lebhaftesten Sympathieen zu erfreuen gehabt. Kaum jemals hat der Satz: „the fittest study for mankind is man“, so zahlreiche Anhänger gefunden als in unserer Literaturperiode. Die klassische Zeit sah ihr Ideale in der Antike, die romantische die ihrigen in den Schöpfungen der mittelalterlichen Kunst verkörpert, die Freunde der Geschichte ließen sich bald durch Livius und Tacitus, bald durch Villani und Guicciardini begeistern; aber immer war es die Vergangenheit Italiens, an der der Sinn der nordischen Pilger vorzugsweise oder ausschließlich hing. In den neuesten Reisebeschreibungen findet man gerade das mit Vorliebe beobachtet und geschildert, wovon die früheren sich entweder mit Widerwillen und Verachtung abwandten, oder woran sie gleichgültig vorübergingen. Alle zeigen mehr oder minder das Bestreben, den Charakter der viel geschmähten und ungerecht beurtheilten Nation möglichst objektiv aufzufassen; die Nuancen, wodurch sich die Bevölkerungen der verschiedenen Landschaften unterschieden, genau zu markiren; das furchtbare Mißregiment, unter dem der größte Theil Italiens schmachtet, und seine Wirkungen anschaulich zu machen; das Volksleben nach allen Seiten hin zu schildern, selbst auf die Gefahr hin, verwöhnte Ohren zu beleidigen. Wir heben aus der großen Masse von neuen und neuesten Büchern über Italien nur die hervor, die zu den bedeutendsten gehören und auch die größte Verbreitung gefunden haben: Mayer, Neapel und die Neapolitaner; Stahr, ein Jahr in Italien; und die Figuren und Bilder aus dem italiänischen Leben von Ferdinand Gregorovius. Das letzte Buch behandelt fast lauter Dinge, die in früheren Reisebeschreibungen geflissentlich vermieden wurden: das Ghetto, die Künstlermodelle, die Parterres der Puppentheater u. dgl. Das Buch von Mayer geht zum ersten Mal gründlich auf den Charakter eines Volkes ein, das bisher immer nur als bunte und phantastische Staffage seines paradiesischen Landes angesehen worden ist. Die socialen und moralischen Zustände im heutigen Königreich Neapel sind der eigentliche Gegenstand des Verfassers, erst in zweiter Reihe steht ihm die Natur, und Kunst und Alterthum hat er nur der Vollständigkeit wegen in Betracht gezogen. In dem Buch von Stahr nehmen allerdings die ästhetisirenden Kunstbetrachtungen einen großen Raum ein, aber bei Weitem das Beste sind die Scenen, in denen sich der Charakter des Volkes dokumentirt.

Wenn der Abstand zwischen einer italiänischen Reisebeschreibung vor fünfzig oder sechszig Jahren und einer von heute so groß ist, daß man auf den ersten Blick kaum glauben sollte, es sei dasselbe Land, von Reisenden derselben Nation beschrieben: so sind die Ursachen dieser Verschiedenheit, wenigstens die hauptsächlichsten, nicht schwer anzugeben. Vor allem die enorme Erleichterung und Vervielfachung der Communicationsmittel. Damals suchte „das Maulthier im Nebel seinen Weg“ über die Alpen, heute rollt man auf prächtigen Chausseen in bequemen Wagen hinüber, und elegant eingerichtete Dampfer tragen die Reisenden in kurzen Fahrten an alle Häfen des Mittelmeeres, ja selbst Schienenwege fangen an, wenn auch nur spärlich und vereinzelt, sich über den klassischen Boden zu ziehen. Damals war eine Reise nach Italien ein Glück, das nur

wenigen Auserwählten zu Theil ward, die ihre bevorzugte Stellung oder ihr Unternehmungsgeist in den Stand setzte, das Land ihrer Wünsche zu erreichen; es war ein Unternehmen, das Jahre lang überlegt und erwogen ward, zu dem man sich nach allen Seiten hin auf's Sorgfältigste vorzubereiten suchte: heute ist es eine Ferienreise für Professoren und Studenten, eine Hochzeitspartie für junge Ehepaare, ein Erholungsausflug für überbürdete Geschäftsmänner. Damals studirte man Leyßler, Montfaucon, Palladio, die alten Klassiker und die italiänische Grammatik, ehe man sich anschickte den geweihten Boden zu betreten; heute macht man sich sorglos mit Försters Handbuch im Koffer auf, auch wenn man von der schönen Sprache Dante's und Petrarca's nichts weiter weiß als: quanto costa? und è troppo! So große Veränderungen konnten auf die Stimmung und Empfindung nicht ohne Einfluß bleiben, mit der die Gegenstände aufgefaßt werden. Seit Italien aus schwer erreichbarer Ferne uns so nahe gerückt ist, hat sich der poetische Hauch zum Theil verloren, der Zauber, der alle seine Erscheinungen zu Wundern verklärte und den entzückten Augen soviel farbenglühende, lichtstrahlende Bilder zeigte, daß sie nichts als Schönheit, Reiz und Harmonie erblickten. An die Stelle der staunenden Ehrfurcht, mit der man ehemals auch zu dem emporblickte, was man nicht faßte; der begeisterten Rührung, mit der man bei jedem Ueberbleibsel der Vergangenheit verweilte — ist jetzt eine Flüchtigkeit und Blasirtheit getreten, die nur leicht und schnell angeregt zu werden verlangt und alles bei Seite liegen läßt, dessen Verständniß Mühe erfordert. Früher sollte eine Reise nach Italien einen theuern und unverlierbaren Gewinn für das ganze Leben abwerfen, jetzt soll sie uns Zerstreuung für einige Wochen und Monate geben, eine Reihe von Eindrücken hinterlassen, die bald wieder von neuen verdrängt werden. Wenn wir aber allerdings gegen unsre Vorfahren einerseits sehr im Nachtheil sind, so hat andrerseits auch unsre Art zu sehn und aufzufassen ihr Gutes. Jener allgemeine Enthusiasmus, der sich auch auf das Mittelmäßige und Unbedeutende erstreckte, wenn es nur an dem klassischen Boden haftete, schadete dem Urtheil, unsere Nüchternheit macht uns unbefangen und kritischer als unsre Vorfahren; sie waren der Gefahr der Ueberschätzung so sehr ausgesetzt, als wir der Gefahr der Indifferenz und Unterschätzung.

Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seit den Tagen Winckelmanns und Goethe's sich der Gesichtskreis für die Betrachtung Italiens vielfach erweitert hat; selbst abgesehen davon, daß man erst in unserm Jahrhundert angefangen, den politischen, moralischen und socialen Zuständen des Landes die Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie verdienen. Aber auch die Genüsse und Belehrungen, die seine Natur, seine Kunst und seine historischen Monumente dem Reisenden jetzt bieten, haben sich gerade in der neuern Zeit sehr vermehrt und sind fruchtbringender geworden. Wie Vieles ist in den letzten fünfzig Jahren erst entdeckt worden, was heutzutage Niemand ungesehen läßt! Wie manche wundervolle landschaftliche Ansicht, die jetzt in jedem Album zu finden ist, hatte im vorigen Jahrhundert noch nie der Fuß eines Reisenden betreten! Wir erinnern an die von Kopisch entdeckte blaue Grotte. Früher wagte sich kaum je ein kühner Maler oder Alterthumsforscher in die abgelegenen Thäler und Schluchten der Sabiner- und Volsker-Gebirge; jetzt werden sie in jedem Sommer von Hunderten deutscher Landschafter besucht, und man kann nicht weit wandern, ohne einen jungen Düsseldorfer oder Münchener unter seinem aufgespannten Schirme zu treffen. Noch immer ist freilich ein großer Theil Italiens terra incognita. Die wildromantischen Landschaften Apuliens und Calabriens, die nach den interessanten Schilderungen von Dr. Schnars im „Auslande" (1846) an Schönheit und Großartigkeit die berühmtesten Gebirgsgegenden übertreffen, sind bis jetzt noch wenig besucht. Vielleicht wird es kein Menschenalter mehr dauern, bis der Touristenstrom, der Italien in jedem Jahr überfluthet, wenigstens einen seiner Arme nach dieser Richtung aussenden wird.

Ebenso wie die landschaftlichen Schönheiten, die von den großen Straßen abliegen, sind auch die entfernten und schwer zugänglichen Monumente erst durch die Erleichterung des Verkehrs erreichbar geworden. Die cyklopischen Bauten der alten Bevölkerungen, die römischen Denkmäler im Innern des Landes, die jetzt so viele Inglesi anziehen, kannte selbst Niebuhr noch nicht. Sodann haben die Ausgrabungen und Nachforschungen zur Bereicherung der Anschauungen wesentlich beigetragen. Die Felsengräber der Jahrtausende lang verschütteten etrurischen Metropolen sind geöffnet, und ihre seltsamen Wandgemälde, ihre mannichfaltigen Zierrathen und Waffen, ihre aus Griechenland erhandelten bemalten Thonvasen gestatten uns manchen Einblick in die Zustände dieses verschollenen Volks. Wieder hallen die Katakomben in der Umgegend Roms von den Schritten der Wanderer, wieder beleuchten Fackeln die Gemälde der unterirdischen Kapellen, vor denen die ersten Christen ihre Andacht verrichteten. Pompeji und Herkulanum haben seit der Zeit der französischen Occupation unschätzbare Werke in großer Zahl ins museo Borbonico geliefert. Manche Freske, die der Pinsel Giotto's oder Fiesole's auf die Wand eines Klosters oder einer Kapelle geworfen hat, ist von der Tünche befreit, mit der sie in den Jahrhunderten der Kunstbarbarei überweißt worden war. Es genügt hier diese einzelnen Beispiele anzuführen, zum Beweise, daß der Vorrath von Anschauungen, den Italien bietet, sich in den letzten fünfzig Jahren verdoppelt hat.

Doch weit wichtiger als diese Vermehrung des Materials ist der Fortschritt, den die Kunstbetrachtung gemacht hat. Erst seit Winckelmann giebt es eine Kunstgeschichte, erst unsere Zeit hat gelernt, sich zur Würdigung jedes Werks auf den ihm angemessenen Standpunkt zu versetzen. Nur so sind wir vor den Einseitigkeiten bewahrt, in welche die Früheren ohne Ausnahme verfallen sind. Niemandem fällt es heute ein, die alten Florentiner zu verachten, weil ihre Zeichnung unbeholfen ist, oder die Baumeister des Mittelalters, weil sie nicht nach den allein selig machenden Grundsätzen Vitruvs oder Palladios gearbeitet haben; während im vorigen Jahrhundert gothisch und barbarisch gleichbedeutend war und die Wiedergeburt der Schönheit von Raphael an datirt wurde. Man braucht nur in dem für seine Zeit sehr verdienstlichen Werk von Seraux d'Agincourt zu blättern, um sich zu überzeugen, auf einen wie kleinen Kreis sich damals die Betrachtungen der Kunstfreunde beschränkten.

Im Ganzen haben wir also allen Grund mit der Veränderung zufrieden zu sein, die wir in Bezug auf die Auffassung Italiens durchgemacht haben. Wenn auch gegenwärtig die Sippschaft Nikolais groß ist, die Sitte Italien zu durchfliegen immer mehr überhand nimmt, und die Zahl der Touristen immer wächst, auf die Schillers Epigramm: „die Antike an den nordischen Wanderer" geschrieben ist; so bedenke man auch, daß jetzt nicht wenige Hochgebildete wie vor hundert Jahren, sondern Tausende aus allen Ständen und Klassen nach Italien reisen. Es ist wahr, wir sind um manchen schönen Traum, um manche Illusion, um manche Entzückung ärmer geworden; aber wir haben dafür doch auch manche fördernde Belehrung, Anschauung und Anregung eingetauscht.

Feuilleton.

— * Aus einer Abhandlung von Ludwig Uhland über die deutschen Volkslieder ist ein Bruchstück unter dem Titel „Zwei Gespielen“ in der Zeitschrift „Germania“ von Pfeiffer in Stuttgart abgedruckt.

— * Der Buchhändler Karl Jügel in Frankfurt hat — ein seltener Vogel unter Seinesgleichen — ein Werk zum Besten der Schriftsteller herausgegeben. In Frankfurt nämlich, so melden die „Hamburger Nachrichten“, erschien (als Manuscript gedruckt): „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers; zusammengestellt von Karl Jügel. Mit Lilli's Porträt.“ In dem Vorworte zu diesen Aufzeichnungen erklärt der brave, alte, auch als liebenswürdiger Gesellschafter unübertreffliche Herr: „Vorliegendes Buch kann nur durch ein angemessenes Geschenk an die Frankfurter Schiller-Stiftung erworben werden, für welche der Ertrag von 200 Exemplaren ohne allen Kostenabzug bestimmt ist. Je reichlicher der Ertrag ausfällt, je dankbarer wird die Absicht als erreicht betrachtet werden, daß Frankfurt bei Durchführung dieser Humanitätsidee sich in würdigster Weise repräsentirt sehe.“

— * Der dänische Dichter H. C. Andersen läßt nach langem Schweigen wieder von sich hören, und zwar auf dem Gebiete des Romans, auf dem er mit dem „Improvisator“ sein literarisches Glück begründete. Das neue Werk erscheint zugleich dänisch und deutsch und hat den Titel: „Sein oder nicht sein.“ Es zeigt dem Leser, wie der Verleger sagt, den inneren Menschen in den großen Conflicten zwischen Gottesbewußtsein und Weltweisheit.

— * Das zweite Heft der „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann enthält zunächst den Schluß eines im ersten begonnenen großen Aufsatzes von Sydow: „Der kartographische Standpunkt Europa's am Schlusse des Jahres 1856, mit besonderer Rücksicht auf den Fortschritt der topographischen Specialarbeiten.“ An die interessante Abhandlung schließt sich eine geographische Darstellung von Petermann, wodurch das Ganze erst die rechte Anschaulichkeit bekommt. Es ist dies eine von besonderen Bemerkungen begleitete Karte von Central-Europa, die so eingerichtet ist, daß man die Ausdehnung, das Maßstabs-Verhältniß, die Sectionseintheilung, die publicirten und noch unpublicirten Blätter der verschiedenen Karten in den Maßstäben von $^{1}/_{10.560}$ bis $^{1}/_{150.000}$ auf Einen Blick übersehen kann. Durch einen Farbenton deutlich hervorgehoben, zeigt die Karte zahlreiche weißgelassene Räume, von denen die betreffenden Sectionen im Erscheinen begriffener Kartenwerke noch unvollendet oder unpublicirt sind, ganz besonders in Oesterreich, Preußen, Thüringen, Dänemark, den Niederlanden, Schweiz, Sardinien, Süd-Frankreich und Schottland. Für viele Jahre hindurch wird man den Fortschritt der central-europäischen Generalstabs-Aufnahmen auf dieser Karte verfolgen können. — Das zweite Heft enthält ferner einen Bericht über Dr. D. Livingstone's Reisen in Süd-Afrika, 1841 bis 1856, deren Resultate als überschätzt bezeichnet werden. Ein von Dr. Petermann nach größtentheils unpublicirtem Material gezeichnetes Kartenblatt giebt eine vergleichende Uebersicht der Reisen Dr. Livingstone's und Dr. Barth's (nebst einem Carton des Zambesi-Stromes vom Dilolosee bis zu seiner Mündung im größeren Maßstabe), welche die geographische Ausdehnung der Livingstone'schen Reisen auf ihr wahres Maß zurückführt.

— * Ueber den weiter unten in dem Artikel „Die Frauen in Italien“ erwähnten brasilianischen Dichter Magalhaens lesen wir folgende nähere Mittheilung: Dieser Poet, Dr. Gonzales Magalhaens, ist jetzt als Comthur-Repräsentant des Kaisers von Brasilien am Hofe von Turin angestellt. Er hat schon früher eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und darauf ein paar Trauerspiele folgen lassen, von denen „Der Dichter und die Inquisition“ zeigt, daß man dort nichts mehr von der Uebermacht einer Geistlichkeit zu fürchten hat, welcher der Scheiterhaufen, den sie (in der sogenannten guten alten Zeit) dem brasilianischen Dichter Antonio Jose errichtete, keineswegs zum Lobe dient. In seinem neuesten Werke, dem Heldengedicht A Confederacao do Tamayos, da Dom Domingo Joso Gonzales de Magalhaens (Rio de Janeiro. 1856. 4.) erscheint der Verfasser als epochemachend in der Geschichte der brasilianischen Literatur, obwohl er vorher schon als der Schöpfer einer neuen Dichterschule des romanischen Amerikas anerkannt worden war, die ebenbürtig neben der Poesie des angelsächsischen Amerika des Nordens aufzutreten berechtigt ist.

— * Die bekannten vier italiänischen Charaktermasken beschreibt Hackländer, wie er sie im verflossenen Winter bei seinem Aufenthalt in Venedig in einem eingeschobenen Carneval während der Vorstellung im Fenicetheater mit ihren Sprüngen und Gruppirungen sah. Pagliazzo, ungelenkig, täppisch und plump, in weißem Anzug, mit dicken rothen Knöpfen und ebensolchen Schärpen, die Damen ganz roth mit überzogenen Kapuzen, weißen Knöpfen und weißen Schärpen. Arlequino in Costüm aus bunten Lappen, wie wir ihn auch bei uns zu sehen gewohnt sind, die Damen in ebenso buntscheckigen Miedern und Kamaschen, gewandt, graziös, überall durchschlüpfend. Pantaleone mit rundem Hute, die Tänzer auf Brust und Rücken die bekannte Erhöhung, der Anzug halb grün und halb weiß, welches, da sie sich bei ihren Sprüngen bald von dieser, bald von jener Seite zeigen, eine sehr komische Wirkung macht; ein Charakter von einer gewissen plumpen Pfiffigkeit, welche den Pagliazzo übertölpelt, aber der Schlauheit des Arlequino unterliegt. Endlich Truffaldino, roth mit schwarzem Mantel, die Damen in bunten Kleidern, der Breite nach gestreift, alle bei ihrem Auftreten und ihren Tänzen den bekannten Sprung ausführend, wobei der schwarze spitze Bart fast die Kniee berührt, was bei einer ganzen Reihe dieser Masken unwiderstehlich zum Lachen reizt. Trufaldino ist die vornehmste Person, der Hausherr, und nachdem die übrigen Masken unter sich ihre Schwänke und Neckereien ausgeführt, vereinigen sie sich gegen ihn, trennen ihn von seiner Dame, um zu sehen, wie er mit emporgehobenen Händen ängstlich trippelnd umher läuft, um sie wieder zu finden. Da jede dieser Charaktermasken von sechszehn Paaren dargestellt wurde, so kann man sich denken, welchen bunten und bewegten Anblick das Durcheinanderschwirren auf der Bühne gab.

— * Die Aufgabe Spaniens. Seitdem Spanien zu Anfange des Jahrhunderts sich in unerwarteter, großartiger Weise erhoben hat, ist das Geschick des Landes und Volkes mit großer Theilnahme verfolgt worden. Die Erwartungen, welche sich an jene Erhebung des Volkes knüpften, sind nicht erfüllt, das schöne Land ist ein Spielball in den Händen der Pfaffen und der politischen Parteien. Daß aber selbst in Madrid und bei Hofe die richtige Erkenntniß dessen, was dem Lande noth thut, nicht fehlt, beweist die amtliche Zeitung, indem sie den Leitartikel eines anderen Blattes abdruckt, welches die Aufgabe Spaniens in Folgendem darlegt: Einer der größten Irrthümer, worin die spanische Regierung jemals befangen gewesen, ist die sogenannte österreichische Politik, welche sich an jene Dynastie knüpft, die mit Karl V. die spanische und deutsche Krone empfing. Diese Politik verdankt ihren Ursprung der Familie, welche in der Person dieses Herrschers zwei so verschiedene Länder vereinigte, der Spanien nach siebenhundertjährigen Kämpfen in steigender Größe fand, und dessen ehrgeiziger Charakter eine Universalmonarchie erstrebte. Unsere Armeen überschwemmten damals Italien und die Niederlande, sie kämpften in Ungarn und Kleinasien, sie eroberten Nordafrika, wo jetzt die Franzosen in unsre Fußtapfen treten, die wir damals siegreich bekämpften und in zwei großen Schlachten, bei Pavia und bei St. Quentin, zwei Mal besiegten. Diese Siege aber, so glänzend sie auch sein mochten, waren der Anfang unsers Unglücks, weil sie der Habsburgischen Politik die Bahn brachen und zugleich die Zeit der spanischen Größe und ihres Verfalls in sich schloßen, weil sie immer neue Kämpfe der verschiedensten Art nöthig machten, in Rom gegen den Papst und in England gegen die Protestanten, in den Niederlanden gegen die Patrioten und im Mittelmeer gegen die Türken, die uns Portugal und Amerika gaben. Ja, sogar bis zu Asien hinan erstreckte sich unsere Macht im Reiche der Philippinen. Wir besaßen die unbekannten Schätze Peru's und Californiens. Diese ungeheure Ausdehnung, die noch nie ein Weltreich gehabt hatte, war unser größtes Unglück, denn das Mutterland mußte Anstrengungen machen, die weit über seine Kräfte gingen, um sich zu behaupten. Man kann sagen, daß die glücklichsten Kriege, die Spanien führte, in demselben Maße theuer erkauft waren, als uns die Niederlagen Opfer auferlegten. So ging aus der Machtstellung Spaniens sein Verfall hervor, indem die Kräfte des Landes dadurch dem Ackerbau und dem Gewerbe entzogen wurden. Niemals hat sich eine Unnatur härter gerächt, als in der österreichischen Continental-Politik, welche Karl V. und Philipp II. leitete und sie bewog den Gedanken der Größe Spaniens mit dem der Größe ihrer Familien zu vertauschen. Hätten sie die Entdeckungen der Columbus, Bilbao und Vespucci im Auge gehabt, statt der Siege Alba's, so hätten wir nicht Portugal und Gibraltar verloren, und unsre Halbinsel wäre das glücklichste Land der Erde geworden, wie es denn beispiellos vortheilhaft gelegen ist, um es zu sein. Aber wir verloren unsre natürlichen Gliedmaßen, weil das Herz unserer Politik nicht in Spanien lag, und konnten keinen Ersatz in uns selbst finden, weil wir aufgehört hatten, ein natürlicher Organismus zu sein, d. h. in den Grenzen, welche die Natur uns gegeben hatte, zu bleiben. Leider sind wir noch nicht geheilt von der Sucht, an europäischen Händeln Theil zu nehmen, obschon ein Blick auf die Landkarte uns überzeugen muß, daß Spanien bestimmt ist, ein maritimer Staat zu sein. Wir lassen es uns noch manchmal einfallen, uns wenigstens mit Preußen oder Sardinien vergleichen zu wollen, und vergessen es Gott zu danken, daß wir die Pyrenäen zwischen uns und Europa haben. Wir haben noch nicht oft genug daran gedacht, daß wir die 400 Leguas Seeküste nutzbar zu machen haben, daß wir Steinkohlen und Bauholz, Hanf und Flachs haben und die besten Häfen der Welt besitzen, bevölkert durch eine fleißige und enthaltsame Menschenrace, welche niemals vor Mühseligkeiten und Gefahren zurückbebte. Was leisteten nicht diese unerschrockenen Seefahrer, als der heilige Ferdinand die Baskischen Städte baute und Eduard III. in England öffentliche Gebete halten ließ, das Land vor den

Castilischen Galeeren zu bewahren. Bald nach dieser Zeit fielen Sardinien und Sicilien in unsre Hände, später die neue Welt, wo eine Handvoll Soldaten Wunder der Tapferkeit verrichteten unter der Leitung von Offizieren, die zugleich Feldherrn und Organisatoren neuer Reiche waren. Leider aber verfolgte die Regierung die europäische Politik, im Gegensatze zu der entgegengesetzten Richtung von England und Holland, welche anfingen sich mit Amerika zu beschäftigen und uns aus unserer natürlichen Sphäre verdrängten, bis wir von Stufe zu Stufe fielen und endlich die Schlacht von Trafalgar uns der Mittel beraubte, unsere Kolonien zu schützen, die sich stückweise lostrennten und uns mit der Last unserer Schulden allein ließen, welche wir jener österreichischen Politik verdanken, die kein Vaterland, sondern nur ihre Machtstellung kennt. Nur wenn wir dieser Politik entsagen und den thörichten Ehrgeiz, eine große Militärmacht zu sein, aufgeben, können wir uns unserem natürlichen Elemente, dem Meere, zuwenden und das wieder ersetzen, was uns vom Glücke entzogen wurde, während andre Länder, die weit weniger von der Natur begünstigt sind, uns längst den Rang abgelaufen haben in den Künsten des Friedens. Zu unserer Schande muß es gesagt sein, daß, während ganz Europa von Eisenbahnen durchfurcht ist, wir kaum die Anfänge jenes immensen Fortschritts gemacht haben, daß, während jene Staaten an Reichthum und Ausdehnung wachsen, wir nichts als Zerstören kennen und unsere Bevölkerung um viele Millionen geringer ist als zur Zeit unserer Blüthe. Wenn unsere Vertreter den Blick auf jene Länder und unsre Lage richten, so werden sie nicht länger danach streben, eine europäische Machtstellung einzunehmen. Wir müssen allen solchen ehrgeizigen Träumen entsagen und unsere ganze Kraft auf unsere Schifffahrt richten, die Wälder unserer Guineaküste benutzen, um Schiffe zu bauen für den Handel mit unsern noch immer werthvollen Colonien. Nur wenn wir dem Stolz entsagen, der uns von unserer ehemaligen Größe geblieben ist, können wir hoffen, die Wunden zu heilen, welche uns eine solche Politik geschlagen hat und die ewigen Kämpfe zu beendigen, welche unser schwergeprüftes und schönes Land heimgesucht haben und noch heimsuchen.

Die Frauen in Italien.

* Gallenga, der gelehrte Italiäner, welcher lange in England als Ausgewiesener lebte und dort sein treffliches Werk „Italien und die Italiäner“ schrieb, das uns Herr Seybt in deutscher Uebersetzung bekannt gemacht hat, nimmt die italiänischen Frauen in Schutz gegen die Vorurtheile, welche man im Auslande gegen sie hegt. Um die Frauen Italiens würdigen zu können, nennen wir einige noch lebende Frauen im Königreiche Sardinien, welche ihren Vorgängerinnen Vittoria Colonna, Hyppolita Gonzaga, Bandettini, Agnesi u. m. a. nicht mit Unrecht an die Seite gesetzt werden können. Zuförderst die Verfasserin des schönen Trauerspiels „Ines“, Laura Beatrice Oliva, Gemahlin des berühmten Rechtsgelehrten Mancini, Professors in Turin. Man hält sie für eine der ersten jetzt lebenden Dichterinnen Italiens; sie ist ferner eine ausgezeichnete Gattin und Mutter von 10 Kindern, dabei von dem einnehmendsten Aeußeren. Olimpia Rossi, Gemahlin des Advokaten Rossi in Turin, welche ebenfalls einer zahlreichen Familie vorsteht, hat auch mehrere sehr geachtete Dichtungen verfaßt, unter andern eine Sammlung unter dem Titel „Freuden und Leiden;“ sodann auch Studien über das menschliche Herz und außer mehreren Kritiken eine Beurtheilung des Werkes von August Nicolas über die Philosophie des Christenthums herausgegeben. — Die Markgräfin Christina San Marzana di Coneglio hat unter anderm ihre Gedanken, zu denen ihre glänzenden Salons in Turin Veranlassung gaben, in ländlicher Ruhe niedergeschrieben und auf ihrem Schlosse in einer eigenen Druckerei selbst gesetzt. Jedenfalls eine wenn auch seltene, doch geistreichere Liebhaberei, als eine mechanische Stickerei, die jede Kammerjungfer machen kann. — Die Gräfin Eufrosina Portula, geb. del Caretto, hat sich durch mehrere gelungene Gedichte, meist moralischen und religiösen Inhalts, ausgezeichnet. — Fräulein Agathe Safferno aus Nizza hat mehrere Sammlungen von Gedichten, als „Stunden der Schwermuth“, ferner „Ruhm und Unglück“, „Thränen und Seufzer“ u. s. w. herausgegeben, aber auch eine Geschichte der Abtei Alla Comba, der Gruft des Hauses Savoyen. — Frau Molina Colombini in Turin hat außer mehreren Dichtungen ein Werk über weibliche Erziehung und Beurtheilungen von Dichtungen Anderer herausgegeben. — Die Gräfin Bartholomei Polle, eine geborene Griechin, aber in Turin wohnhaft, hat sich ebenfalls als Dichterin ausgezeichnet, besonders auch durch Bekanntmachung der trefflichen Poesieen des brasilionischen Dichters de Magalhaens. — Frau Clelia Meichioni, geb. Markgräfin Tagliacarne in Turin, ist ebenfalls geschätzte Dichterin, zugleich aber auch ausgezeichnet in Oelmalerei, besonders im Fache der Landschaften; selbst treffliche Büsten modellirt sie nach der Natur. Sehr tüchtige Gemälde in Oel werden in Turin ausgeführt von folgenden Dilettantinnen: Frau Maria Theresia von Aulonna, geb. Gräfin Piola, Fräulein Gervasoni, Gräfin Malino Borghese, Frau Clementine Morgari, geb. Lomozzi, Frau Emilie Romani, geb. Broace, welche auch modellirt; die Markgräfin d'Aglie, die Gräfin Magnacovallo, Frau Nigra und Fräulein Camino sind ebenfalls sehr geachtete Malerinnen.

Wenn unter einer Bevölkerung von der Größe des Königreichs Bayern sich in aller Eile so viele Damen anführen lassen, welche neben ihrem Berufe so viel als Künstlerinnen und Schriftstellerinnen leisten, so dürfte man wohl eben nicht Veranlassung haben zu finden, daß die Damen in Italien gegen die anderer Länder zurückstehen. — Fräulein Maria Alinda Bonacci, im Kirchenstaate wohnhaft, ist noch beinahe Kind; dennoch hat sie sich schon als Dichterin ausgezeichnet. S. Canti di M. A. Bonacci. Perugia 1856. Ebenso die noch sehr junge Sicilianerin aus Rota, deren Gedichte unter dem Titel „Poesie di Mariana Coffa-Caraso“, Siracusa 1855 erschienen. Eine andere junge Sicilianerin, die Tochter des gelehrten Professors Amari, hat einen Calendario di donne illustre Italiane, zu Genua 1857 herausgegeben, wo ihr Vater im Exil lebt. Aus Florenz müssen wir eine beliebte Dichterin, Fantastici Rosellini, erwähnen, welche ein Heldengedicht herausgegeben hat, das unter dem Namen Americo den kühnen Seefahrer verherrlicht, dem die neue Welt den Namen verdankt. In Neapel hat sich die Riccardi besonders durch ihr Gedicht „La Sorrentina“ ausgezeichnet, worin sie die Liebe eines armen Fischers auf die rührendste Weise vorführt. Die Dichterin Guacci, ebendaselbst, zeichnet sich durch Erhabenheit aus und darf der geistreichen Turrisi Colonna aus Palermo zur Seite gestellt werden, welche leider bald nachdem sie den gelehrten Uebersetzer des Euripides, Fürsten Spuches, geheirathet hatte, zugleich mit ihrer Schwester der Fürstin Ventimiglia, einer geschickten Malerin, während der letzten Revolution in Sicilien starb. Die Gedichte der Folliero aus dem Neapolitanischen athmen tiefe Empfindung. Die Francesca Ferrucci aus Narni wird wegen ihrer glühenden Phantasie gerühmt, besonders gefällt ihr „Esiglio.“ In Venedig ist die Bartoloni zu erwähnen, welche nebst der Mantovani die Anakreontische Dichtungsart gewählt hat, die aber hier viel reiner erscheint als die Schäferspiele, die unter der verderblen französischen Regentschaft aufkamen und sich so lange bei der haute volée erhielten. Die Theresa Albarelli Vordoni in Verona hat die Satire behandelt, ein Feld, auf welches sich Frauen sonst selten verirren, und das viel Kenntniß der Welt erfordert. Die Carti in Mailand ist mehr melancholisch, etwa wie unser Matthisson. Eine andere Mailänderin, die Poggiolini, ist ganz Empfindung und Phantasie. Die Isabella Rossi von Florenz hat den Ueberfall von Pisa durch den Sarazenen-Häuptling Musa besungen und erinnert an Virgils Aeneide. Die Niny Madona-Olivetti hat aus der genuesischen Geschichte die Verschwörung des Vachero zum Gegenstande eines guten geschichtlichen Romans genommen. (Il Vacchero, di Niny Madona-Olivetti, Firenze 1856.) Die Dichterin Eugenia Pavia Gentilomo, von welcher zu Venedig 1851 eine Sammlung von lieblichen Liedern erschien, verdient ebenfalls genannt zu werden. Lieblich besingt die Codemo den Flug der Schwalben in ihrer Dichtung „delle Rondini, carme di Luigia Codemo-Gerstenbrandt, Venezia 1854.“ Ernst und fromm erscheint die Jua, deren Gedichte zu Padua 1853 herauskomen. Eine Dichterin in Lodi, Charlotte Ferrari, gab ihre Erstlinge daselbst in demselben Jahre in Druck. Ein größeres Gedicht von der Rina Torrigiani-Simoni an Giulia Sanchioli erschien zu Padua 1854. Eine vorzügliche Berücksichtigung verdient noch die Caterina Bon-Bezoni in Verona, welche ihr Gedicht über den Himmel „I Cieli, Milano 1853“ an die Maria Sommerville gerichtet hat, eine Schottin, welche sich durch ihre astronomischen Kenntnisse auszeichnet. Die Dichterin hebt besonders hervor, daß ihre Freundin ihre ernsten Studien mit allen Vorzügen der weiblichen Tugenden zu vereinigen verstanden hat. Eine andere Dichtung von derselben „Dante e Beatrice, Pisa 1853“ schildert die Liebe des großen Dante zu Beatrice. Ist dies vielleicht nicht ganz von dem hohen dichterischen Werthe wie das vorhergehende Gedicht, so verdient es doch ebenfalls als ein Werk angeführt zu werden, welches den italiänischen Frauen Ehre macht.

Außer den genannten lebenden Schriftstellerinnen Italiens könnten wir noch eine Menge solcher Dichterinnen anführen, welche in den Musenalmanachen, die unter dem Namen „Strenna“ (Neujahrsgeschenk) herauskommen, ihre Dichtungen drucken lassen; solche sehr reich ausgestattete Taschenbücher kommen in den meisten Städten Italiens heraus, und darin zeichnet sich besonders Mailand aus. Hier gehört es zum guten Ton, wissenschaftlichen Umgang zu haben, und in den ersten Gesellschaften findet man die höchste Bildung. Wir dürfen nur an die Fürstin Belgiojoso, geb. Markgräfin Trivulzio erinnern, welche vor 1848 eine Zeitschrift „Ausonio“ in Paris in italiänischer Sprache herausgab, weil damals in Italien nichts Freisinniges gedruckt werden durfte, damit ihre Landsleute etwas zu lesen hatten; nachher aber diese Zeitschrift in Rom französisch fortsetzte, damit man im Auslande erfuhr, was in Italien geschah. Noch müssen wir die in Riva am Gardasee in Wälsch-Tirol lebende Lutti erwähnen, von welcher treffliche Gedichte in den obenerwähnten Musenalmanachen erschienen sind, welche auch eine italiänische Uebersetzung von den „Töchtern des Präsidenten“ von der schwedischen Schriftstellerin Fräulein Bremer herausgegeben hat, und zwar nach der deutschen Bearbeitung dieses Romans von Frau von Treskow. J. F. Neigebaur.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 31. Mai. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Zur Geschichte der dramatischen Kunst in Frankreich.

(Die Clercs de la Basoche und die Enfants sans souci.)

Von Engelbert Sägelken.

In zwei Artikeln, die sich im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (Nr. 44 und 49) befinden, habe ich es versucht, von der ersten Heranbildung der dramatischen Kunst in Frankreich ein kleines Bild zu entwerfen. Doch konnte ich wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes nur einen einzelnen Zweig der dramatischen Poesie schildern, denjenigen, welcher sich in den Mysterien und Mirakeln offenbart, und der allerdings auch in vieler Hinsicht der interessanteste und für die Sittengeschichte der damaligen Zeit wohl der wichtigste ist. Indeß für die Entwicklung der späteren dramatischen Literatur ist er grade derjenige, dessen Nachwirkungen am wenigsten bedeutend und nachhaltig sind und somit auch sich im Strome der folgenden Zeiten fast ganz verlieren, ja spurlos verschwinden. Vergebens würde man es versuchen, sich aus den besprochenen Stücken die Gestaltung der Schöpfungen eines Corneille und Racine zu erklären, und noch schlimmer würden wir daran sein, sollten wir aus ihnen uns das Hervorkeimen der Dichtungen eines Moliere abzuleiten gezwungen sein.

Denn wenn auch in einzelnen Mysterien eine komische Figur als Narr, manchmal von einer Närrin begleitet, auftritt und einzelne komische Scenen hervorruft: so sind dieselben doch so vereinzelt und so wenig bedeutend, daß wir darin keineswegs die Grundlage für die spätere Komödie entdecken können; dieselbe mußte andere Vorläufer haben. Und diese finden wir auch in zwei andern vielfach mit einander verwandten und oft genug mit einander verwechselten dramatischen Productionen. Es sind dieses die Farcen und die Sottien, die man auch wohl, wenngleich nur in beschränkter Beziehung, die Komödie des Mittelalters nennen kann, während die Mysterien und die Mirakel allenfalls die Tragödie repräsentiren. Zwischen beiden inne liegt noch eine dritte Dichtung, die Moralitäten, die bald sich der einen Seite, bald der andern mehr annäherten und deßwegen auch wohl als Vorläufer des Dramas aufgefaßt sind. Und so wie die Mysterien und Mirakel in der Passionsbrüderschaft ihre Hauptdarsteller gefunden hatten, so fanden sich zur Aufführung der Moralitäten und der Sottien zwei andere Gesellschaften in Paris, denen es gleichfalls gelang für ihre Spiele Patente und Privilegien zu erhalten, während die Farcen mehr das Gemeingut aller Gesellschaften gewesen zu sein scheinen und Niemandem speciell zu eigen gehörten.

Die Moralitäten aufzuführen war ein Vorrecht der clercs de la Basoche oder der Gerichtsbeamten des Gerichtspalastes in Paris, sonderlich der jüngern und untergeordneten. Der Name Basoche wird gewöhnlich von dem griechischen Worte Basilica abgeleitetet und bezeichnete in dieser Bedeutung einen Saal mit zwei Reihen Säulen, welche ein großes Schiff in der Mitte bildeten mit zwei Seitenschiffen, in dem die Könige Gericht hielten. Der Sitz desselben in Paris war in dem Grand Châtelet, einem Schlosse, das schon vom Kaiser Julian erbaut sein sollte, später als Staatsgefängniß benutzt und im Jahre 1802 niedergerissen wurde. Clerc war der Name, der ursprünglich den Geistlichen beigelegt wurde, welche die Tonsur empfangen hatten, dann aber auch jeden wissenschaftlich gebildeten Menschen bezeichnete, am häufigsten jedoch dazu diente, die Schreiber, die bei einem Sachwalter oder einem Procuratoren arbeiteten, zu benennen. Als die Könige Frankreichs noch den Justizpalast bewohnten, wurde der Name Basochiens oder Clercs de la Basoche nicht bloß zur Bezeichnung der Schreiber, sondern auch der Advokaten, der Procuratoren und der übrigen Gerichtsleute gebraucht, namentlich derer beim Parlamente, und konnte dieses auch um so eher, als die Schreiber durch das Arbeiten in den Amtsstuben jener Leute selbst sich zu Sachwaltern und Procuratoren ausbildeten. Diese Basochiens hatten nun ganz besondere Vorrechte, die sie sich freilich erst nach und nach erwarben. Sie hatten an ihrer Spitze einen Genossen, der den pomphaften Titel eines Königs der Basoche führte, den sein Hofstaat, seine Großoffiziere umgaben, und der über seine Untergebenen zweimal wöchentlich zu Gericht saß. Die Genossenschaft hatte ihr eigenes Wappen, drei goldene Schreibzeuge im azurnen Felde, und alljährlich hielt ihr König eine Heerschau über sie auf einer Wiese am linken Seineufer, dem pré aux clercs, da wo jetzt die Vorstadt St. Germain liegt, einer Wiese, die damals wegen ihrer Duelle dieselbe Berühmtheit hatte wie später das Boulogner Gehölz. Ob diese Gesellschaft ursprünglich eine politische Körperschaft bildete und in ihnen die geselligen Vergnügungen nur allmälig sich geltend machten, oder ob sie anfänglich zur Erholung und Erheiterung gestiftet wurde und später ihr politische Rechte übertragen wurden, ist ungewiß. Nicht minder unsicher ist die Zeit ihrer Entstehung. Viollet le Duc in seinem Ancien théâtre français (Bd. 1 Vorrede) führt dieselbe auf das Ende des dreizehnten oder den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zurück, und auch Ebert in seiner Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie entscheidet sich für das dreizehnte Jahrhundert. Die Richtigkeit dieser Angabe ist auch um so weniger zu bezweifeln, als der Verfasser der Encyclopédiana anführt, daß der König Philipp der Schöne, der ja grade am Ende des dreizehnten und am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts regierte, der Gesellschaft erlaubte, unter dem Namen eines Königsreichs, eines royaume de la Basoche, ihre eigne Gerichtsbarkeit zu haben. Mit jener oben erwähnten Heerschau, die am Ende Juni oder Anfangs Juli stattfand, waren mancherlei Festlichkeiten verbunden, unter andern ein Ringelrennen, eine Art Turnier, das nebst den übrigen Lustbarkeiten stets eine große Menge Neugieriger herbeizog. So kehrte im Jahre 1540 Franz der Erste, der grade von Paris abwesend war, wieder dahin zurück, um diesem Schauspiele beizuwohnen, an dem sieben bis achthundert clercs theilnahmen. Daß bei dieser Gelegenheit auch sonstige Belustigungen stattfanden, ist begreiflich, und namentlich suchte man

die Zuhörer durch Schauspiele und dramatische Vorstellungen zu unterhalten. Und an den Gerichtstagen, wo nicht immer genug Streitigkeiten zwischen den Gliedern der Gesellschaft sich vorfanden, statteten die clercs manchmal auch Bericht ab über die spaßhaften und galanten Abenteuer, die in Privathäusern stattfanden, und stellten solche Begebenheiten wohl auch auf dramatische Weise dar. Da sie dieses aber mit großer Ungebundenheit thaten, so liefen von Seiten derer, die sich in ihrer Ehre angegriffen fühlten, Klagen gegen sie ein, und mehrmals wurden Strafen über sie verhängt und das Spiel ihnen auch wohl ganz untersagt. Miraumont führt zwei Urtheilssprüche dieser Art an, einen vom 14. August 1442, durch welchen sie zum Gefängniß und zum Fasten bei Wasser und Brot auf einige Tage verdammt werden, und einen zweiten vom 12. Mai 1473, worin ihnen untersagt wird, ohne Erlaubniß des Hofes zu spielen. Die letztere Strafe fand unter Ludwig XI. statt, der keinen Spaß in solchen Dingen verstand, und sie war auch nur die Vorläuferin eines schlimmeren Entscheides. Denn da die satirischen Angriffe auf die Zeitgenossen mit gleicher Heftigkeit fortdauerten, so erfolgte 1476 ein Parlamentsbeschluß, der die Vorstellungen bei Strafe von Verbannung und Ruthenschlägen verbot. Ludwig XII., dieser milde König, der sich den Beinamen „Vater des Volks“ erwarb, erlaubte die Spiele von Neuem und verstattete der Genossenschaft sogar auf der Marmortafel des Justizpalastes zu spielen. Aber sein Nachfolger Franz I. sah sich durch die Ungebundenheit der Darstellungen von Neuem zu scharfen Maßregeln genöthigt. Man verbot es der Gesellschaft, komische Stücke aufzuführen, worin die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hofes besprochen wurden; sie mußten seit 1538 vierzehn Tage vor der Vorstellung das Manuscript einreichen und bei Gefängnißstrafe und unter Androhung körperlicher Züchtigung die gestrichenen Stellen auslassen, und 1540 bedrohte man die Uebertreter sogar mit dem Strange. Nach Viollet le Duc hätten die Vorstellungen gegen Ende der Regierung Franz I. aufgehört, obwohl die Körperschaft als solche noch fortbestand. Doch stimmt diese Angabe nicht mit der des Verfassers der Encyclopédiana, der da angiebt, daß bei Gelegenheit eines Aufstandes in der Guienne im Jahre 1548 der König der Basoche sich erbot mit seinen Untergebenen den Herzog von Montmorency zu begleiten, der eine beträchtliche Armee befehligte. Sie zogen mit ihrem ganzen Anhange aus, 10,000 an der Zahl, und erwiesen sich so wacker, daß der damalige König Heinrich II. ihnen verstattete, sich eine Belohnung zu erbitten. Sie waren aber zart genug zu erklären, sie hätten nur aus bloßem Pflichtgefühl gekämpft, und verbaten sich jede Belohnung. Da bestätigte der König ihnen ihre alten Vorrechte und ertheilte ihnen neue, unter andern eines, das uns merkwürdiger erscheint als es ist, nämlich dasjenige, für die Maifeier in den Wäldern jeden beliebigen Baum zu fällen. Das Maifest war nämlich für die Genossenschaft ein wichtiges Ereigniß; mit großer Feierlichkeit ward dazu in dem als Schlupfwinkel für Diebe später bekannten Walde von Bondy ein Maibaum gefällt, nach Paris geführt und im Hofe des Justizpalastes aufgerichtet. Dabei fanden vielfache Scherze Statt, Possen oder Farcen wurden aufgeführt, die häufig dem Charakter der Gesellschaft gemäß die Form eines Processes hatten und dadurch auch gleich ihren Ursprung verriethen. Als kurze Zeit nach der Gründung des eigentlichen Theaters der Passionsbrüderschaft die Basoche die Erlaubniß erhielt, ebenfalls ein solches zu gründen, durfte sie die Mysterien und Mirakel, worauf die Passionsbrüder alleiniges Anrecht hatten, nicht aufführen und mußte sich deßhalb nach andern Stücken umsehen, wenn sie wenigstens neben den Possen auch ernstere Spiele in ihr Bereich ziehen wollte. Und so bildeten sich denn unter ihrem Schutze die Moralitäten aus, ernste Schauspiele mit moralischer Tendenz, in denen gewöhnlich die damals so sehr beliebten und von den Mysterien auch keineswegs verschmähten allegorischen Personen auftreten. Um diese Stücke einigermaßen zu charakterisiren genügt schon der Titel, der bei einigen zugleich auch den Inhalt angiebt. Derselbe lautet z. B. bei einem solchen Spiele, das sich in der Sammlung von Viollet le Duc findet:

„Neue sehr schöne und ganz ausgezeichnete Moralität von der christlichen Liebe, wo die Uebel dargelegt werden, die heutzutage in die Welt kommen aus Mangel an christlicher Liebe. Und ist besagte Moralität zu zwölf Personen, deren Namen hiernächst folgen und zwar:

Die Welt.	Der Geistliche.
Die christliche Liebe.	Der Tod.
Die Jugend.	Der reiche Geizige
Das Alter.	und sein Knecht.
Der Betrug.	Der gute tugendhafte Reiche.
Der Arme.	Der Narr.“

Dann folgen die Worte: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Die Liebe ist langmüthig und freundlich. 2 Korinther, Kap. 13. Das in Versen geschriebene Stück hebt dann an mit einem Prologe oder den Worten: Und damit wir sagen können, was gut und nützlich ist, wollen wir die Gnade Gottes erflehen. Aber wir würden dieselbe nicht bekommen können ohne die, welche ihre Verwalterin ist. Wir wollen also an sie die Bitte richten, daß sie ihren Sohn und ihren Vater bitte, und bieten ihr deßhalb den edeln Gruß, den Gabriel ihr bot mit den Worten: Ave Maria. Dann folgen wieder die Worte: Die Liebe ist langmüthig und freundlich und eine poetische, ziemlich wörtliche Umschreibung der drei ersten Verse des 13. Kapitels des Briefes an die Korinther. Darauf heißt es weiter: In Gott ist alle Liebe, wie dieses wohl dargethan ist; er ist gekommen für uns zu leiden und zwar aus Liebe. Waffnet euch also mit Liebe. Es ist wohl an der Zeit, jetzt die Personen zu bezeichnen und zu benennen. Euch allen will ich sie benennen. Ich will mit der Welt anfangen. Hier ist sie verlassen, obschon reich. Sie ist für uns ein sehr schöner Spiegel. Sie hat keine Befriedigung, denn sie hat den wenig kennen lernen, der uns alle geschaffen hat. Und auf dieser Seite ist der Betrug, den die Welt erzeugt und genährt hat durch ihren Geiz und ihren Neid. Und hier ist ein Geiziger und sein Knecht bei ihm, der froh ist ihm zu dienen. Und hier ist der gute tugendhafte Mensch. Und hier auf dieser andern Seite will ich euch die Armuth zeigen, und hier ist das arme Alter, das voll ist von großer Schwäche. Die Jugend, die es ernähren muß, könnt ihr tanzen und hüpfen sehen, die keine Acht auf dasselbe giebt außer mit Aerger und Scham. Und hier ist ein Geistlicher, der froh ist Gutes zu thun, der der Welt predigen wird, daß sie von allen Sünden ablasse, die sie gegen den König des Paradieses begangen hat. Hier ist die edle christliche Liebe, von der die Moralität handelt, die wir nun aufführen wollen. An einem versteckten Platze ist der Tod, sehr garstig und grausam, der da kommen wird die Leute vorzuladen, um vor Gott Rechenschaft abzulegen. Nun habe ich euch die Personen ganz bezeichnet und benannt. So bitte ich euch denn flehentlich mit uns Geduld zu haben. Und ihr werdet jetzt ein schönes Spiel sehen, denn der Narr beginnt.“ Und damit fängt denn das eigentliche Stück an, das sich durch seinen religiösen Inhalt schon mehr den Mysterien und Mirakeln nähert.

Andere Moralitäten, in welchen sich auch Wunder vorfinden, unterscheiden sich von den Mirakeln in keinem einzigen Punkte und könnten ebenso gut ihnen beigezählt werden, denn die Mirakel stellten keineswegs bloß das Leben der Heiligen dar, und der Titel wird bei allen diesen Stücken ziemlich willkürlich gebraucht. So findet sich bei Viollet le Duc eine Moralität, die mit dem früher von mir besprochenen Mirakel von der heiligen Hostie manche Aehnlichkeit hat. Der Titel derselben ist:

„Neue Moralität von einem Kaiser, der seinen Neffen tödtete, der einem Mädchen Gewalt angethan hatte, und wie, als besagter Kaiser auf dem Sterbebette war, ihm wunderbarer Weise die heilige Hostie gebracht wurde. Und ist zu zehn Personen, nämlich:

Der Kaiser.	Bertot und Guillet, Diener des Neffen.
Der Kaplan.	Das geschändete Mädchen.
Der Herzog.	Die Mutter des Mädchens mit der heiligen Hostie, die sich dem Kaiser darbot.
Der Graf.	
Der Neffe des Kaisers.	
Der Stallmeister.	

Das Ende des Stücks dreht sich darum, daß der Kaplan dem sterbenden Kaiser die Hostie verweigert, weil er seinen Neffen erschlagen hat. Der Kaiser, welcher nur Gerechtigkeit vollzogen zu haben glaubt und Gott demüthig um Gnade bittet, erlangt von dem Kaplan, daß er ihm die Hostie wenigstens von fern zeigt, die dann zu dem Buße thuenden Kaiser von selbst hineilt, ein Ereigniß, das den Kaplan zur Erkenntniß seines Unrechts bringt und ihn sowie den Kaiser und den anwesenden Herzog und Grafen bewegt, die Herrlichkeit Gottes zu preisen.

Daß in einzelnen dieser Moralitäten zur Besserung und Erbauung der Zuhörer auch die Geißel der Satire geschwungen wurde, ist Selbstverstand, und um so mehr, als die Darsteller dieser Stücke ja vornehmlich die Farce angewandt und ausgebildet hatten und wegen ihrer Vorliebe zu beißendem Spotte mehrfach vom Parlamente und vom Hofe aus gestraft wurden. Damit näherten sie sich dann den Sottien, von denen ganz speciell der französische Literaturhistoriker Nisard die Komödie ableitet, und die sich von den Farcen, mit denen sie oft verwechselt werden, wesentlich unterschieden, wie das schon der Umstand andeutet, daß für sie eine dritte Gesellschaft, die der **Enfants sans souci**, der Kinder ohne Sorge, besonders patentirt war. Dieselbe bildete sich im vierzehnten Jahrhundert gegen den Anfang der Regierung Karls VI. aus jungen Leuten von Stande, **enfants de naissance**, wie Nisard sie nennt, und hatten an ihrer Spitze einen Narrenfürsten, der den Titel **prince des sots** führte. Dieser Fürst von Thoren hatte sein Privilegium von Karl VI. und ließ seine Truppe auf einer Bühne im Freien satirische Stücke aufführen, worin namentlich auch die Geistlichkeit scharf gegeißelt wurde. Einer der bedeutendsten Dichter von Sottien war Pierre Gringoire oder Gringore, ein Lothringer, der gegen 1480 geboren wurde und um 1500 nach Paris kam, wo Ludwig XII. regierte. Dieser König, der im Bunde mit dem Papste Julius II. an der Ligue von Cambray Theil genommen hatte, sah sich plötzlich von seinem treulosen Bundesgenossen nicht bloß verlassen, sondern sogar durch die von demselben gestiftete heilige Ligue angegriffen und suchte nun alle Waffen hervor, um seiner sich zu erwehren. Er verschmähte auch die geistige Hülfe nicht, die sich ihm bot, und bewog Pierre Gringoire mehrere satirische Dramen gegen den Papst zu richten, wovon „Das Spiel des Fürsten der Narren und der Mutter Närrin“ im Jahre 1511 erschien. Von ihm sind auch „Die kleinen P l a u d e r e i e n der Mutter Närrinn“, die „Mißbräuche der Welt und die Launen der herrschenden Welt.“ Die Sottien zeichneten sich durch satirischen Spott aus, der sich gegen eine besondere Thorheit allein oder gegen verschiedene Thorheiten zusammen richtete, einen einzelnen Menschen angriff oder einen ganzen Stand, manchmal auch über die allgemeine Verderbniß oder Verkehrtheit der ganzen Mitwelt sich lustig machte, wie dieses letztere zum Beispiel in der Sottie von den Betrügern stattfindet, die im zweiten Theile des alten französischen Theaters von Viollet le Duc zu lesen ist. In diesem Stücke ruft die Thorheit all ihre Kinder und Untergebenen herbei. J e d e r, gleichfalls eine allegorische Person, erscheint, um den Spaß anzusehen, ohne der Thorheit seine Huldigung darzubringen. Diese ist über seinen Stolz erboßt, denn sie weiß, daß Jeder ihr folgt, daß Jeder den Herrn, den Edelmann spielt, daß Jeder sich für weise ausgiebt und sonstige Thorheiten begeht. Auf ihren Befehl packen denn zwei ihrer Söhne Jeden trotz alles Widerstrebens und erkennen auch unter seinem Oberkleide die Livree der Thorheit. Jeder, der sich nun entdeckt sieht, ergiebt sich in sein Geschick und macht es, wie die übrigen Thoren es machen, mit denen er lacht, weint und singt. Dann tritt die Zeit auf, nach der die Thorheit Jedem sich zu richten gebietet, und legt ihre Grundsätze dar. Wenn man groß und angesehen werden wolle, müsse man den Weisen und Verständigen spielen, Böses sagen und Gutes verschweigen, Flausenmacher, Lügner und Ohrenbläser sein und sich hoch und theuer verschwören. Wenn man aber nicht gut zu schmeicheln verstände, sei alles Bestreben doch keinen Heller werth. Man müsse stets von Jemandem Uebeles sagen, natürlich in dessen Abwesenheit. Erführe er es, so müßte man behaupten, daß man nur gescherzt habe, und ihm, sobald er anwesend wäre, schmeicheln. Der eine der beiden Häscher, die Jeden gefaßt haben, meint, die Zeit wäre ein guter Schulmeister, und der andere findet, daß Jeder das schon wüßte. Die Zeit langt dann ein Instrument hervor, ein Trughorn (der Witz, der im Französischen in dem Wort trompe, Waldhorn und trompe, Imperativ von tromper, betrügen, liegt, läßt sich nicht wiedergeben) und giebt es Jedem mit der Weisung, das Instrument zu blasen, denn wer mit der Zeit herrschen wolle, müsse die Kunst zu trompiren, zu trügen, verstehen; dabei solle er aber weder Bruder, noch Schwester, weder Vater, noch Mutter verschonen. Jeder verspricht, der Zeit zu folgen; die beiden Thoren aber meinen, Jeder werde selbst betrogen werden. Die Zeit bringt noch stärkere Trughörner, giebt sie jenen beiden und geht fort. Jeder will dieselben betrügen, sieht aber, daß er selbst betrogen ist, denn sein Trughorn giebt keinen Ton von sich. Auf seine Frage, wo die Zeit ist, erhält Jeder die Antwort, sie sei eingeschlafen; sie wechsele stets, sei bald häßlich, bald schön und erhebe und stürze Jeden; aber dennoch sei die Zeit den Thoren stets günstig. Das Stück schließt wie häufig die Farcen und Sottien mit einer Bitte ans Publikum, es gütigst zu verzeihen, wenn man es gelangweilt habe.

Die obengenannten drei Gesellschaften, die Passionsbrüder, die Glieder der Basoche und die Kinder ohne Sorge, traten sich später auch durch Verträge einen Theil ihrer Vorrechte gegenseitig ab. So erlangten die Basochiens in Folge eines solchen Vergleichs das Recht auch Sottien aufzuführen, wofür denn die **enfants sans souci** berechtigt waren, Moralitäten darzustellen. Diese letzteren übernahmen später auch in dem Theater der Passionsbrüder die Aufführung von Sottien, um damit die Schaulustigen, die zufolge des Nationalcharakters des französischen Volkes zum Heiteren und Spaßhaften besondern Hang verspürten, in um so größerer Zahl herbeizulocken, und sie verschmähten auch nicht die Rolle des Lustigmachers, der in einzelnen Mysterien vorkommt. Durch den gegenseitigen Austausch der verschiedenen Spiele durch solche Vereinbarungen ward denn auch die Verwirrung der Begriffe über den Unterschied der einzelnen Benennungen vermehrt, und namentlich wurden die Bezeichnungen Sottie und Farce mehr und mehr gleich gebraucht.

Die Farce ist jedoch mehr launig, die Sottie mehr ernst, die Farce gutmüthig heiter, die Sottie unbarmherzig beißend; die Farce wendet sich auch eher an eine bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, während die Sottie leichter einen ganzen Stand, zu einer Individualität zusammenfaßt, durchhechelt und geißelt. So findet sich in einer der bekanntesten Sottien der geistliche Stand als **sot dissolu**, liederlicher Narr, dargestellt, der Stand der Soldaten als **sot glorieux**, ruhmrediger Narr, und der Kaufmannsstand als **sot trompeur**, betrügerischer Narr. Die Farce unterscheidet sich auch, in ihrer anfänglichen Entwicklung namentlich, durch ihren ungebundenen und häufig auch über alle Beschreibung unzüchtigen Ton. Neben dem, was in den Farcen aufgetischt wird, sind die Schilderungen im Decamerone des Boccaccio doch noch oft genug Tugendspiegel. Man braucht, um die Rohheit der damaligen Zeit aus diesen Spielen zu erkennen, nur die in dieser Hinsicht reichhaltige Sammlung aufzuschlagen, die vor noch nicht fünfzehn Jahren in einem Winkel Deutschlands erst aufgefunden und vom britischen Museum um eine bedeutende Summe käuflich an sich gebracht wurde. Dieselbe enthält 64 Stücke, unter denen die Farcen die bei weitem größte Anzahl ausmachen. Da finden wir eine Fabel, die der bekannten des Menenius Agrippa nachgebildet zu sein scheint, nur daß hier nicht der Magen in Streit mit den Gliedern ist, sondern daß ein anderer ungern genannter, aber mit dem Magen in vielfacher Beziehung stehender Theil des menschlichen Körpers als angegriffene Partei personifizirt auftritt. Derselbe aber weiß durch Einstellung seiner Thätigkeit so gut seine Maßregeln zu nehmen, daß der in gewaltige Beklemmung

gebrachte Mensch sich ins Mittel legen muß und dem Verachteten nicht nur Gleichberechtigung verschafft, sondern auch die Hände zu dem Versprechen nöthigt, demselben alle nöthigen Hülfsleistungen, die dann besonders und bis in die kleinste Einzelheit aufgeführt werden, angedeihen zu lassen. Eine andere Farce dreht sich um eine menschliche Schwäche, die einer Frau begegnet, als sie, der Aufforderung ihres Mannes Folge leistend, demselben hilft, einen schweren Packen aufzuheben. Bei dem darüber entstehenden Streite nähert sich grade ein Sachwalter, der beide Theile genau über die einzelnen Umstände anhört und dann vor dem Richter die Sache auseinandersetzt. Der Richter, welcher die streitenden Parteien und den Advokaten vernommen hat, fällt nach kurzer Ueberlegung dann seinen weisen Spruch, der für die Frau indeß komischer Weise günstiger ist als für deren Mann. Diese Posse umfaßt 17 gedruckte Oktavseiten, woraus man schon schließen kann, daß die Sache vollkommen gründlich erwogen und mit Aufbietung aller möglichen Gelehrsamkeit behandelt ist. Ein anderes Stück jener Sammlung, Gretchens Beichte, eine beißende Satire gegen die Unsittlichkeit und Ruchlosigkeit der Geistlichen, ist das non plus ultra der Unzüchtigkeit der Darstellung, und man muß sich die ganze Rohheit des Mittelalters mit seinen Esels- und Narrenfesten vergegenwärtigen, um sich einreden zu können, daß eine solche Posse voll Hohn auf die doch für heilig gehaltene Einrichtung der Beichte öffentlich dargestellt werden konnte.

Während der Einfluß der Mirakel und Mysterien auf die Entwicklung des Trauerspiels durch das Studium der griechischen und lateinischen Schriftsteller, das durch gelungene Uebertragungen ihrer Werke nun auch größeren Kreisen erschlossen wurde, und die daraus folgende Nachbildung derselben fast ganz unterbrochen wurde, läßt sich eine fortgehende Ausbildung des Lustspiels von den Farcen und Sottien bis zu den Meisterwerken Moliere's leicht nachweisen. Nicht nur finden wir in diesen Spielen viele einzelne Umstände, die wir auch in den Geistesproducten des Koryphäen des französischen Lustspieles wieder antreffen, sondern es zeigt auch eine dieser Farcen, die sich noch bis heute auf der französischen Bühne erhalten hat, die des Advokaten Pathelin, zu welcher Höhe sich damals (man verlegt dieses Stück gewöhnlich in die ersten Jahre nach 1500) dieselben schon erheben konnten. Die Intrigue dieses Stücks, die aber durch die feine Durchführung derselben weit übertroffen wird, ist folgende. Guillemette, Pathelins Frau, beklagt sich, daß bei dem kläglichen Gewerbe ihres Mannes Nichts mehr herauskomme; es fehle ihnen eben Alles. Pathelin verspricht zum Markte zu gehn und Tuch oder sonst Etwas für ihren Haushalt heimzubringen. Die Frau spottet seiner, als er sie fragt, welche Farbe sie wünsche; er aber geht zu einem Tuchhändler, dem er von seinem Vater und seiner Tante, die er gekannt, so viel vorschwatzt, ihm so sehr schmeichelt und ihm eine so prächtige Schilderung macht von den achtzig Thalern, die er bei Seite gelegt habe, und von denen er einen Theil anwenden wolle, ihn zu bezahlen, daß der Tuchhändler, dem er außerdem durch die Einladung zu einer gebratenen Gans den Sinn verblendet, ihm wenn auch mit Widerstreben das Tuch verabfolgt. Pathelin erzählt zu Hause mit der größten Heiterkeit seine Schlauheit seiner Frau, die der Fabel des Raben und des Fuchses gedenkt. Der Tuchhändler findet sich darauf bei Pathelin ein, um sein Geld zu holen und sich an der Gans zu laben. Guillemette empfängt ihn mit der Bitte, ja recht leise zu sprechen, da ihr Mann seit 11 Wochen das Bett nicht verlassen habe. Der Tuchhändler, der das nicht begreifen kann, ereifert sich immer mehr und mehr, und Guillemette trotz ihrer stets wiederholten Bitte, ja nicht laut zu sein, sucht ihn durch Schreien und Lärmen zu übertoben. Pathelin ruft vom Nebenzimmer aus mit heiserer Stimme seiner Frau zu, ihm ein wenig Rosenwasser zu geben, ihm die Kissen etwas zurecht zu legen und ihm die Fußsohlen sanft zu reiben. Er beklagt sich über die Aerzte und über die Arznei, nimmt den Tuchhändler anscheinend für seinen Medicus und bringt mit Hülfe seiner Frau, die denselben bittet, er möge seine Besuche einstellen, um ihr nicht einen übeln Ruf zuzuziehen, so in Verwirrung, daß derselbe an seinem eignen Verstande zweifelt und fortgeht. Pathelin und seine Frau lachen über den einfältigen Kaufmann, der aber, bald mit sich selber im Reinen, umkehrt und sich über den heitern Ton der Frau wundert. Diese sagt, ihr Mann spreche im Fieber so laut, und Pathelin schwatzt in verschiedenen Dialecten so ungewaschenes Zeug, daß der Tuchhändler, überzeugt, der Teufel habe in des Advokaten Gestalt das Tuch geholt, sich aus dem Staube macht. Zu Hause angekommen, beklagt er sich, daß Jedermann ihn betrüge, selbst sein Hirt, der ihm mehrere Schöpse getödtet habe, und den er dafür hat vor Gericht laden lassen. Derselbe erscheint, um sich zu entschuldigen, wird von seinem jähzornigen Patrone aber hart angefahren und geht zu Pathelin, um ihn zu bitten, seine Sache vor Gericht zu führen, was dieser auch bereitwillig übernimmt. Der Tuchhändler wird aber durch des Advokaten unerwarteten Anblick dermaßen verwirrt, daß er in seiner Klage Tuch und Schafe, Hirt und Käufer verwechselt und trotz der Ermahnung des Richters, wieder auf die Schafe zu kommen, stets von Neuem sich verwickelt, so daß der Richter ihn für närrisch hält und mit seiner Klage abweist. Pathelin hat vorher dem Hirten gerathen, auf alle an ihn gerichteten Fragen nur Bä zu antworten, denn er selbst wolle ausführen, daß der Tuchhändler ihn dermaßen geschlagen habe, daß er verrückt geworden sei. Nun aber wird der schlaue Advokat noch in seiner eignen Schlinge gefangen, denn als er dem nach seiner Meinung einfältigen Hirten seine Vertheidigungskosten abverlangt, so erhält er von diesem trotz Schmeichelworte und Drohungen immer nur Bä zur Antwort. Bloß als er ihm am Ende droht, ihn einstecken zu lassen, wenn er einen Gerichtsboten treffe, erwiedert ihm der neckische Hirt, daß er dieses dem Gerichtsboten verzeihen werde, wenn er schlau genug sei, ihn zu fangen.

Dieses ist der Inhalt des bekannten Stückes vom Advokaten Pathelin, dessen Verfasser nicht mit Sicherheit anzugeben ist. Man sieht aber bereits aus der Intrigue desselben, daß es an komischen Situationen reich ist, und der Gegenstand ist denn auch vom Dichter mit einem köstlichen Humore im Einzelnen behandelt worden. Dieses durchaus auf nationalem Boden erwachsene und dem französischen Volksgeiste vollkommen entsprechende Lustspiel zeigte, daß dieses Gebiet für die Schriftsteller ein fruchtbares sei, und später wurde dasselbe denn ja auch von dem größten Lustspieldichter Frankreichs mit so vielem Erfolge und in so glänzender Weise ausgebeutet.

---

* Zwei Abende am Genfersee.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von J. C. Mand.

I.

Das sinkende Tagesgestirn verschwand hinter blendend umsäumten Wolken, die auf dem Scheitel des Jura ruhten, und bestreute mit dunklen Purpur-Rosen die Schneehäupter der entgegengesetzten Bergkette, die ihre eigne Schönheit von der Sohle bis zum Scheitel in dem glänzenden Spiegel zu ihren Füßen zu betrachten schienen; ein leises Abendlüftchen führte den Balsamhauch der Alpenwiesen herunter und erfrischte erquicklich die heiße Atmosphäre eines Juniabends.

Von dieser zauberhaften Schönheit angelockt, schwammen bald einzelne Kähne auf der Fluth, welche die grünen Ufer des lieblichen Clarens bespült, und Liederklänge erschallten weithin über die Fläche. „Wenn Menschen auseinander gehen, so sagen sie auf Wiedersehn! ja Wiedersehn!“ erklang der Schlußvers einer deutschen Weise, die von einem vollen Tenor, dem sich eine schöne Frauenstimme anschmiegte, gesungen wurde, und wenn man es dem seelenvollen Ausdruck in Ton und Worten nicht angehört hätte, so würde ein Blick auf beide Sänger verrathen haben, daß sie dieses Trostwortes be-

durften, um den Gedanken an das „Scheiden, ja scheiden“ — zu ertragen, welches ihnen bevorstand.

Das junge Mädchen, von leichtem weißen Gewand umflossen, hatte den runden Strohhut abgenommen; das Abendroth hauchte sie wie mit Himmelsglanz an, indeß ein leichtes Lüftchen mit ihren blonden Locken spielte, und ihre tiefe blauen Augen bald der untergegangenen Sonne nachsahen, bald dem jungen Mann ihr gegenüber mit unendlicher Liebe lächelnd in das feurige dunkle Auge blickten. Dieser schien nichts Schöneres zwischen Himmel und Erde zu kennen als ihren Anblick! Er hielt ihre Hand in der seinen. Wonne und Wehmuth durchbebten sein Herz; und als mit dem letzten verhallenden Ton er sie an seine Lippen drückte, fielen zwei Thränen zugleich darauf, und sie schwiegen lange.

Von dem grün berankten Balkon des freundlichen Pensionshauses aus folgten die liebevollen Blicke einer älteren Dame dem kleinen schaukelnden Punkte, und sie nahm das Fernglas oft zur Hand, um ihn ihrem Auge näher zu rücken, und ebenso das weiße Tuch, um die von dort wehenden Grüße zu erwiedern. Voll inniger Befriedigung und warmen Dankgefühls faltete sie die durchsichtig zarten Hände. Wußte sie doch nun die Zukunft ihres theuren Kindes an einem edlen, liebenden Herzen geborgen.

Ja, es war ein schönes und glückliches Paar, das sich dort in dem leichten Kahn wiegte! Seit wenigen Tagen erst verlobt, feierten sie das erste selige Gefühl einander anzugehören, am liebsten und ungestörtesten auf dem reizenden See; und auch diese letzten Stunden vor dem nahen Abschied gehörten ihm. So ungetrübt rein und mild wie dieser Abend lag auch ihre Zukunft vor ihnen; denn nach kurzer Trennung wollte Otto von Bergk zurückkehren, um die schöne Braut heimzuholen. Heitere Zukunftsbilder wechselten daher auch oft mit der weichen poetischen Stimmung des jungen Paares, zu welcher die ganze Umgebung so unwiderstehlich hinriß, und der Mond stand schon in voller Klarheit am Himmel, als der kleine Kahn, der die Glücklichen trug, in dem zitternden Golde, welches er auf die Fluth ergoß, heimkehrte.

Alma Enderort hatte ihre kränkelnde Mutter aus einer norddeutschen Stadt, wo sie wohnten, in dieses mildere Klima begleitet, von welchem sie Heilung hoffte, und weilte seit einigen Monaten in einem der gemüthlichen Pensionshäuser, die sich am See hinziehen. Dort hatte sie den Herrn von Bergk getroffen, und begünstigt durch die größere gesellige Freiheit des Verkehrs in einer solchen Pension, wo Spaziergänge, Wasserfahrten, gemeinsame Lectüre und Musik die Tage ausfüllten, waren sie sich rasch näher gekommen; ihre Herzen hatten einander ja ohnehin vom ersten Augenblick an verstanden.

Mit Freuden gab die Mutter ihre Einwilligung; denn Otto von Bergk war eine gewinnende, männliche Erscheinung. So rein, edel und kräftig seine Züge und seine Gestalt erschienen, war auch sein Gemüth und sein Charakter; im Schooße einer liebenswürdigen Familie aufgewachsen, hatte er in seinen Manieren jene wohlthuende Höflichkeit und Rücksicht für seine Umgebungen, die leider so selten wird, und seine Gewohnheit mit Frauen umzugehen gab dem Verkehr mit ihm eine behagliche Sicherheit und Leichtigkeit. Die Heimath Otto's war Curland; wie die meisten seiner Landsleute hatte auch er eine deutsche Universität besucht. Wenn indeß auch russischer Unterthan, war er doch in Bildung, Gesichts- und Anschauungsweise eine echt deutsche Natur. Als ältester Sohn der Familie sollte er nun nach vollendeten Reisen die Verwaltung des Besitzthums übernehmen, da der Vater seit längerer Zeit todt war, und ein Brief der Mutter hatte ihn entschieden heimberufen.

Alma war das letzte Kind der verwittweten Madame Enderort, die alle ihre Liebe auf dies eine Haupt zusammenfaßte und das Leben der Tochter so sanft leitete, daß sie kaum je von irgend einer Härte desselben berührt worden war. Nur der Tod ihres Vaters und ihrer Geschwister hatte einen trüben Nachklang in dem weichen Gemüth des jungen Mädchens hinterlassen, dem ein natürlicher Zug von Schwärmerei eigen war und sich zumeist in der Art offenbarte, wie sie dem Andenken ihrer geliebten Todten nachhing. Die zarten Formen der schlanken, biegsamen Gestalt, das blonde Haar und die offene Stirn, von keiner Sorge noch berührt, sowie der lächelnde Mund, der leichte Gang und das helle Lachen, gehörten der heitern Mädchennatur; aus dem großen unergründlich tiefen Auge, von braunen Wimpern beschattet, sprach jedoch etwas räthselhaft Schwermüthiges.

Der folgende Morgen brachte für Beide die schwere Trennungsstunde. Noch einmal hatte Otto tiefbewegt die Geliebte an sein Herz gezogen, noch einen letzten langen Kuß auf ihre Lippen gedrückt, dann riß er sich los, und ihm war, als zerrisse damit auch der Faden seines Lebens und seines Glückes! Dahin rollte der leichte Wagen, und in die Ecke geworfen, schloß der junge Mann beide Arme fest über die Brust und sah nicht rechts, nicht links — indeß Alma todtenbleich da stand und eine Thräne nach der andern ihre Wangen hinabrollte.

II.

Dicht an der großen Landstraße, welche sich an dem Ufer des schönen Sees hinzieht, liegt hinter großen Kastanien- und Nußbäumen das kleine Posthaus, zu dem Hunderte von Fremden aus den umliegenden Ortschaften Jahr aus, Jahr ein, bald mit freudigem Verlangen nach Nachrichten von entfernten Lieben, mit Sehnsucht nach der Heimath oder auch oft mit sorgenvollem, bangem Herzen wandeln, um dort Briefe in Empfang zu nehmen oder zu befördern.

Um die Zeit wo gewöhnlich die Abendpost anzukommen pflegte, stieg an einem trüben Märztag eine schlanke Gestalt in schwarzem Anzug den nächsten, obwohl steilsten Weg von dem Städtchen Montreux herab; obgleich ihr der heftig wehende Thauwind feinen Regen in das Gesicht jagte und mit ihren blonden Locken ein unsanftes Spiel trieb. Es war Alma Enderort; ein unendlich schwerer, trauriger Winter hatte auf ihrem jugendlichen Haupte geruht, und als er endlich Abschied genommen, war auch für die geliebte Mutter der Frühling angebrochen — der des Jenseits! — und sie ruhte nun, befreit von allen Leiden der Erde, nach ihrem Wunsch auf dem poetisch schön gelegenen Friedhof von Clarens, unter einem Hügel, den Veilchen und Primeln als Erstlinge des auferstehenden Lebens in der Natur bedeckten. Täglich war es der einzige Trost der verwaisten Tochter, die Nähe dieses treuen Herzens zu suchen, dessen liebevolle Fürsorge und immer gleiche Wärme sie nun erst in der grenzenlosen Vereinsamung in ihrem ganzen Umfang erkannte, die ihr Herz zusammenpreßte.

Aber es war nicht allein die Pflege der theuren Kranken, welcher Alma mit kindlicher Hingebung gelebt hatte, was die frische Rose erbleichen gemacht; sondern auch die nimmer ruhende Sorge um den Geliebten, der jetzt so fern von ihr in den Steppen und Sümpfen der Donau weilte. — Zwar war die Kriegsfackel, die halb Europa in Brand stecken sollte, bereits entzündet, als Otto von Bergk an diesen friedlichen Gestaden geweilt hatte; aber ohne daß er persönlich davon glaubte berührt werden zu können. Denn durch die alten Privilegien der Ostseeprovinzen begünstigt, war er nicht verpflichtet im russischen Heere zu dienen und an einem Kampfe Theil zu nehmen, für welchen er keine Sympathien hegte. So kehrte er sorglos, nur mit freundlichen Bildern einer nahen Zukunft erfüllt, heim; die würdige Mutter aber empfing den geliebten Sohn, der ihr Stolz war, mit feuchtem Auge. Es war an alle Landestheile die gebieterische Aufforderung ergangen, sich den russischen Truppen als „Freiwillige“ anzuschließen, und dieser Aufforderung wurde mit Eifer entsprochen. Klagen und Thränen durften nur insgeheim sich ergießen. So zog denn die ganze blühende Jugend der Stadt Mitau hinaus, den Leiden und Schrecken eines Winterfeldzuges entgegen, für eine Sache, die für sie keine heilige war; obschon das christliche Kreuz auch diesmal der Herrschsucht und dem Ehrgeiz, die diesen Krieg entzündet hatten, zum Deckmantel dienen mußte.

Von dem Augenblick an, wo die harrende Braut statt der Bestimmung von Otto's Rückkehr diese Kunde erhielt, verschwand das Lächeln von ihren Lippen; Angst und Sorge rieben ihre geistigen Kräfte fast auf, und mit aller Lebendigkeit ihrer reizbaren Fantasie lebte sie in den Vorstellungen der Leiden und Gefahren, denen sie den Geliebten ausgesetzt wußte. Nur die Pflege der Mutter bot dieser schwärmerisch aufgeregten Stimmung ein heilsames Gegengewicht; nicht allein durch deren religiösen Sinn, sondern auch durch die praktische Thätigkeit, die sie erforderte; und litt auch Alma unendlich, wenn sie das tägliche Schwinden des geliebten Lebens sah, so war ihr dieser Schmerz nicht so gefährlich als jener Gemüthszustand. — Da erst, als der sichtbare Leitstern ihres Lebens erloschen, ward es dunkel um sie her; ihr ganzes Denken und Fühlen richtete sich immer mehr und mehr auf einen Punkt; an dem unbeweglichen Ausdruck des Auges, welches in dem blassen Gesicht nur noch größer und dunkler erschien, sah man, daß es nur nach innen in die eigne Seele schaute, und daß es von der Außenwelt kaum noch etwas kenne, was nicht auf jenes Grab dort oben und das kleine Posthaus da unten Bezug habe.

Selten aber nur kamen Briefe von Otto, dessen Leben zu unruhig und ermüdend war, als daß er oft hätte schreiben können. Was er indeß schrieb, das waren Worte der innigsten Liebe und der Ermuthigung, und Alma trug sie nicht nur an ihrem Herzen, sondern trennte sich Tag und Nacht nicht von der theuren Handschrift, worauf sein Auge geruht hatte. Wochenlang nun hatte das junge Mädchen fast täglich diesen Weg umsonst gemacht, und jedesmal war sie der Thür des Posthauses mit Herzklopfen genaht; aber stets hatte das spitze gelbe Gesicht des Beamten mit unveränderlicher Gleichgültigkeit gesagt: „il n'y a rien pour Mademoiselle.“

In traurigen Gedanken ging Alma an dem Ufer des See's auf und nieder, indem sie der Ankunft der Post harrte. »Nein, ich kann nicht fort von hier, sagte sie halblaut, und lehnte sich an eine der großen kahlen Pappeln, dicht am Wasser, auf welches sie hinab sah; und bist du auch heute finster und stürmisch, du theure See, so bist du mir gerade doppelt lieb so; du warst so oft das treue Echo meiner Seele, in glücklichen und trüben Tagen, an deinem Ufer fand ich mein Glück, hier liegt das Grab der Mutter; — und hier suchen mich die Gedanken meines Geliebten.« — Da tönte das Posthorn, das ihr Herz wieder rascher schlagen machte, ihre Wangen röthete und einen Hoffnungsstrahl in ihrem Auge erglänzen ließ. Nach Abfertigung der Diligence trat Alma in den halbdunkeln Raum, wo hinter einem Holzgitter der Beamte beim Schein einer Laterne die Briefschaften sortirte. Er kannte das junge Mädchen schon auf halben Blick, das sich ohne ein Wort zu sagen auf das Holzgitter stützte.

„Pour vous, Mademoiselle!“ sagte er eintönig, ihr die Laterne näher rückend. Ein Ausruf des Entzückens entfuhr ihr; ja, es war die Handschrift von Ottos Mutter! Sie drehte den Brief um — er war schwarz gesiegelt. — »Ich sende dir, mein geliebtes, unbekanntes Kind, das letzte Vermächtniß dessen, der das Glück unserer Herzen war.«

Weiter las sie nicht. Der Beamte war hinausgegangen, sie war allein in dem öden Raum; der letzte Lebenshauch schien aus ihren Zügen verschwunden; sie starrte lange die Schriftzüge der nun erkalteten theuren Hand an. »Meiner Alma!« stand auf der Einlage. Am Vorabend eines großen Treffens waren diese Zeilen in der sicheren Todesahnung geschrieben, die den jungen Mann ein letztes Lebewohl an alle seine Lieben richten ließ. Er schloß: »Wie und wo ich auch falle, mein letzter Gedanke sollst du sein, sowie der erste Flug die von Raum und Zeit entfesselte Seele zu dir, auf den Schauplatz meines irdischen Glücks, tragen soll. Als Stern der Nacht, als goldenes Wölkchen im Abendroth, im Hauch des Windes und im Rauschen der Wellen soll sie dich grüßen und dir sagen, daß meine Liebe ewig fortlebt.« Sie drückte das Blatt lange an ihre Lippen, es war der Scheidekuß dem süßen Leben; dann trat sie ohne Thräne, aber unheimlich glänzenden Auges, hinaus in die Nacht. Der Brief der Mutter blieb ungelesen, und vergebens hatte diese geschrieben: »Komm zu mir, geliebtes, doppelt verwaistes Kind, eine zweite Mutter öffnet dir ihre Arme und ihr Herz.«

Dichte Wolken schienen am Himmel im Kampf mit dem Mondeslicht zu sein, immer heftiger peitschte der kalte Nachtwind die Wellen, die wie ruhelose Gespenster mit weißen Schaumkronen an den Mauern des Ufers hoch emporsprangen oder sich weithin auf den Ufersand verliefen, wo Alma stand, ihr die Füße näßend. Sie achtete auf Nichts, sondern starrte hinaus auf das tobende Element, die Hand fest auf das Herz gepreßt. Da kam eine lange Welle herangezogen, deren Schaum sie übergoß.

»Ja, du rufst mich hinab in deine kühlen Arme, du einziger Freund der Verlassenen!« flüsterte sie mit irrem Lächeln; noch einmal sah sie gen Himmel, wo ein einziger Stern einen Augenblick aus den Wolken hervorbrach. »Ja, rief sie in wilder Begeisterung, durch Nacht und Graus zu Licht und Seligkeit, zu dir, Geliebter!«

Mantel und Hut abwerfend, eilte sie auf eine höhere Stelle des Weges, und im nächsten Augenblick verschwand ihr blondes Haupt in der Fluth. — Das Toben von Wind und Wellen übertönte den Todesschrei, der aus dem Wasser emporstieg, und als der Mond endlich hell hervortrat, beleuchtete er das weite glänzende Grab eines gebrochenen Herzens.

* Gedicht.

König Kanut.

Vom hohen Schloß am Meere zur linden Sommerzeit
Ritt König Knut hernieder, gewaffnet wie zum Streit,
Und seine Mannen drängten sich um ihn Speer an Speer,
Es wogen die Reihen und brausen, es wogt und braust das Meer.

Er hat den Sieg erfochten im Streite mannichfalt,
Es zwingt die tapfern Angeln des Eisenarms Gewalt,
Und wo die Woge brandet am fernen Dänemark,
Herrscht König Knut der Große, ein Recke kühn und stark.

Doch hat ihn nicht geblendet die Macht und hoher Ruhm,
Es hat das edle Haupt sich gebeugt dem Christenthum,
Wie auch der Schmeichlerhaufen lobpreisend ihn umdrängt,
Der Demuth sanfte Lehren sein großes Herz umfängt.

Und als sie niederreiten zum sand'gen Meeresstrand,
Da ruft es laut: »O, Heil dir, Herr über Meer und Land,
Die Feinde sind zerschlagen, ihr Heer vom Sturm zerstreut,
Heil dir, der über die Lande und über's Meer gebeut!

»Und wenn ich dem Meere gebiete«, so ruft der König laut,
»Wohlan denn, meine Getreuen, so kommet selbst und schaut!
»Schon ist die Fluth im Steigen, schon springt sie auf den Sand,
»Schafft meinen goldenen Thron mir dort an des Meeres Rand!«

Er sitzt auf goldenem Throne, die Schmeichler um ihn her,
Dumpf wogen und brausen die Reihen, dumpf wogt und braust das Meer,
Und hoch und höher erhebt sich die schaumbedeckte Fluth,
Und tief und immer tiefer sinkt der Vasallen Muth.

Schon netzen ihre Füße die Wogen wild und keck,
Sie schauen nach dem König, schon sind sie bleich vor Schreck,
Die Wasser springen höher, der König schaut's mit Lust,
Sie spielen um seine Kniee, bald auch um Hand und Brust.

Der große König weichet nicht einen Schritt zurück,
Es ruht auf den Vasallen des Auges Adlerblick,
»O, rett uns«, rufen sie kläglich, »o, rett uns, mächt'ger Held!«
Als drängend Well an Welle sich an die Panzer schnellt.

Da hebt sich stolz der König auf seinem Sitz empor,
Er ruft mit Donnerstimme in ihr erschrecktes Ohr:
»Und wenn ich dem Meere gebiete, wohlan, ihr Mannen, und schaut,
Ob es zurück wird weichen auf meiner Worte Laut:

Ihr Wogen, ich gebiet' euch, zurück auf mein Geheiß!
Bei eures Königs Zorne zurück in euer Gleis!«
Die Wogen springen höher empor am Königsthron,
Und was sie ihm antworten, das klingt wie bittrer Hohn.

Die Schmeichler sind verstummet vor Scham und Todesgraus,
Es schaut der stolze König still auf das Meer hinaus,
Was er da sinnen mochte, man weiß es wahrlich nicht,
Doch lag's wie stumme Ehrfurcht auf seinem Angesicht.

Dann winkt er nach dem Strande, man setzt die Böte aus,
Und hundert Ruder brechen der Wellen wild Gebraus.
Als die Vasallen geborgen der leicht beschwingte Kahn,
Weicht auch der mächt'ge König dem mächt'gen Ocean.

Benno Tschischwitz.

Feuilleton.

— * Mit dem Beginn der Reisezeit hat auch das Erscheinen von neuen Heften der Brockhausischen Eisenbahn-Bibliothek wieder begonnen. Drei derselben sind ausgegeben, und zwar: Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig; Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer, von Friedrich Gerstäcker; Prag, böhmisch, deutsch und czechisch, von F. G. Kühne.

— * Ein neues Werk unseres Landsmannes J. G. Kohl „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten“ ist in Neuyork erschienen.

— * Ein umfangreiches Buch über Händel in englischer Sprache und mit dem Titel „The life of Handel, by Victor Schoelcher“ ist in London herausgekommen. Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig kündigt für die nächste Zeit ein Werk über denselben Tondichter von Friedrich Chrysander an.

— * Julius Hübner in Dresden hat ein Bilderbrevier der Dresdener Galerie in ungemein eleganter typographischer und artistischer Ausstattung herausgegeben. Es enthält, außer Titel- und Schlußblatt, 26 Radirungen nach Gemälden von Rafael, Holbein, van der Weyde, Correggio, Giulio Romano, Tizian, Murillo, Rubens, Rembrandt u. s. w. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ urtheilen über das bei Kuntze in Dresden herausgekommene Buch: „Die Radirungen sind so trefflich gelungen, daß sie nicht nur den eigenthümlichen Geist der verschiedenen Gemälde und ihrer Meister, sondern, soweit dies durch Radirungen zu erreichen ist, auch annähernd ihr Colorit, ihre hellere oder dunklere, ihre kältere oder wärmere Färbung und das Licht in seinen verschiedenen Abstufungen wiedergeben. Der Herausgeber, Julius Hübner, wie sein Kunstgenosse Rustige in Stuttgart Maler und Dichter zugleich, hat jedes Gemälde durch ein Sonett commentirt, und man wird, selbst wenn man einen strengen kritischen Standpunkt festhalten will, anerkennen müssen, daß er die eigenthümlich schwierige Sonettenform mit vollkommener Sicherheit handhabt, Gefühl für rhythmischen Wohllaut besitzt und seine Gegenstände ebenso mit sprachlicher Eleganz als mit Geist behandelt. Madonnen, Heilige, historische Stücke, mythologische Gegenstände, Landschaften u. s. w. sind für das Sonett ziemlich bequeme Objecte, es ist dem Dichter aber auch gelungen, das Sonett dem derben Humor niederländischer Vorbilder dienstbar zu machen, was die bei weitem schwierigere Aufgabe war.“

— * Die Kölnische Zeitung enthält in ihrem Feuilleton eine neue Novelle von Paul Heyse: „Erkenne dich selbst.“ Sie spielt in Florenz.

— * Der bekannte Reisende Berthold Seemann, welcher sich an den Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklins betheiligte, macht eine Reise nach Canada und hat die Redaction seiner Zeitschrift „Bonplandia“ niedergelegt.

— * Immer noch wartet man bis jetzt vergebens auf Nachrichten über Eduard Vogel, den ein Gerücht im Reiche Wadai in Afrika ein schreckliches Ende finden ließ. Man meint, jedenfalls müßte bereits nähere Kunde über seinen Tod nach Tripolis gelangt sein, so daß, da diese fehlt, die Hoffnung steige, daß jene Nachricht erdichtet sei.

— * Der berühmte Freund und frühere Reisegefährte Alexanders von Humboldt, Aimé Bonpland, hat noch kürzlich im hohen Greisenalter eine botanische Excursion nach Paraguay angetreten, um seine Sammlungen in Corrientes zu bereichern.

— * Herr Dawison ist von seiner Krankheit, die doch ernstlicher war, als man anfangs glaubte, wieder hergestellt und beginnt in diesen Tagen sein Gastspiel in Wien.

— * Der berühmte Männergesangverein in Köln hat auch in diesem Jahre wieder eine Sängerfahrt nach London zur Saison angetreten und am 25. Mai sein erstes Concert vor einem sehr zahlreichen Publikum und mit dem größesten Beifall gegeben. Besonderen Erfolg hatten Lieder von Mendelssohn und Silcher.

— * Vor Kurzem starb im hohen Alter die Wittwe des berühmten Componisten Mehul, des Verfassers der Oper „Josef in Egypten.“

— * In Altona starb am 21. Mai eine in der Theaterwelt sehr bekannte Persönlichkeit, Graf Hahn-Neuhaus, Vater der famosen Ida Hahn-Hahn. Seine Liebhaberei für das Theater hat ihn um sein ganzes großes Vermögen gebracht, das er durch glänzende Ausstattung eines Liebhabertheaters und Führung verschiedener Directionen verbraucht hat. Er starb in dürftigen Umständen im Alter von 75 Jahren.

— * In Hamburg starb am 13. Mai der Bildhauer Schiller, welchem die „Hamburger Nachrichten“ folgenden Nekrolog widmen: „Franz Bernard Schiller, geboren zu Ostritz in der sächsischen Lausitz, am 28. October 1815, erhielt daselbst den ersten Unterricht in der Kunst von dem Bildhauer Gareis, arbeitete später beim Professor Schwanthaler in München und beim Professor Rietschel in Dresden. In seiner ersten Schule war derselbe besonders zu der im plastischen Fache sehr wichtigen, technischen Uebung angehalten worden; sein Lehrer, welcher hauptsächlich als Holzbildhauer arbeitete, konnte Figuren, ohne dieselben vorher wie gebräuchlich in Thon zu modelliren, gleich aus freier Hand in Holz ausführen. Hierzu gehörten namentlich viele Christusbilder (Crucifixe), welche nicht allein für die dortige katholische Bevölkerung, sondern auch viel nach Böhmen hin verlangt wurden. Durch diese Arbeiten hatte Schiller für seine höhere künstlerische Ausbildung einen sicheren Grund gelegt, und es wurde ihm später leicht in jedem Material zu arbeiten und dasselbe zu beherrschen. Als Schiller im Herbste des Jahres 1842 nach Hamburg kam, fand er bei den bedeutendsten Neubauten, welche damals in so großer Anzahl nach dem großen Brande ausgeführt wurden, vielfache Beschäftigung. Von den vielen Künstlern und Werkleuten, welche dieser große Neubau nach Hamburg gezogen hatte, war Schiller einer der tüchtigsten. Zu seinen größeren Arbeiten aus dieser Zeit gehören das große Hautrelief in Sandstein über dem Portal des Bankgebäudes, die Standbilder in Sandstein des Kaisers Karls des Großen und des heiligen Anschars an einem Privathause in der Ferdinandsstraße, die über lebensgroße Marmorbüste des verstorbenen Bürgermeisters Bartels, aufgestellt in der Stadtbibliothek, und verschiedene Reliefarbeiten im Hause des Senator Jenisch. Seine eigentliche künstlerische Begabung spricht sich viel besser in Arbeiten aus, die bei der menschlichen Gestalt unter der Lebensgröße blieben, als in einzelnen größeren; wie die materielle Größe auch in der Kunst durchaus unwesentlich ist, indem oft das Kleine großartig und das Große kleinlich sein kann. So rühren von ihm, außer mehreren Porträtstatuetten, Modelle zu Metallarbeiten her, die im Kleinen großartig durchgebildet sind, auch Schnitzwerke in Elfenbein der Art. Eine innige Verbindung der Kunst mit dem Handwerk, zu deren Verkörperung er vor vielen Anderen berufen war, bildete die Aufgabe, welche seine letzte sein sollte: die Bildhauerarbeit an dem neuen Altare in der St. Katharinenkirche. So wie er schon früher den meisterhaft vollendeten Altarschrein im Dome zu Schleswig studirt hatte, unternahm er noch eigends hierzu eine Studienreise an den Rhein und nach Süddeutschland. Die Vollendung seiner Arbeit beweist deutlich, daß er den hohen Vorbildern, welche unsere deutschen Vorfahren, die Künstler und Werkmeister des Mittelalters, uns als Zeugen ihres Geistes hinterlassen haben, mit Erfolg nachgestrebt hat. Von dieser Arbeit angeregt, hielt seine Thätigkeit, welche leider schon seit länger durch ein Brustleiden gestört war, bis zur Vollendung des Werkes aus.

— * In München kam in diesen Tagen ein Kleinod zu Tage, das mit großem Interesse besprochen wird. Man fand einen zierlichen goldenen Ring, welcher als der Verlobungsring der Katharina von Bora, der Gattin Martin Luthers, erkannt wurde. Der einfache mit einem Rubin geschlossene Reif ist durch das Kreuz gebildet, das mit den Leidenswerkzeugen Christi: Leiter und Schwert, Speer und Schwamm nebst dem Schweißtuch und der Aufschrift in erhabener und durchbrochener Arbeit sinnig geziert ist. Die innere Schrift lautet. D. Martino Luthero Catharina a Bora: in der inneren Seite des Schwertes ist der Tag eingeschrieben: 13. Junius 1525. Kunstgeschichtliche Kenner versichern, an der Echtheit des Ringes sei nicht zu zweifeln.

— * Bei der letzten Hauptversammlung sämmtlicher Dombauvereine zu Köln wurde mitgetheilt, daß der Ausbau des ganzen herrlichen Gebäudes so gut wie gesichert sei. Man baut jetzt an den fehlenden Strebewerken, kommt an die Vollendung der Gewölbe und des Daches, worauf die Scheidewand im Dom fallen und an die Thürme gegangen werden soll. Der Dombaumeister Zwirner sprach die Hoffnung aus, daß in sechs Jahren das ganze Werk, mit Ausnahme der Thürme, vollendet sein werde.

— * Professor Martin in Jena hat kürzlich eine junge Frau, welche in Folge von Blutstürzen höchst gefährlich erkrankte, durch Transfusion des Blutes eines seiner kräftigsten Schüler, der sich dazu gern bereit finden ließ, gerettet.

— * In Mailand liegt dem Gericht ein eigenthümlicher Prozeß vor, den ein Pfaff hervorgerufen hat. Vor wenigen Tagen starb in Monza ein sehr wohlhabender Gutsbesitzer, der als Liebhaber von alten Gemälden auch zwei Stücke von Rubens, die einzigen, die noch in der Lombardei in Privathänden sich befanden, einen Zodiacus auf einer Kupferplatte und ein Frauen-Porträt auf Leinwand gemalt, besaß. Der zum Beistande des Sterbenden gerufene Seelsorger versagte aber demselben die Absolution, wenn er nicht vorher die zwei Gemälde, die einige gegen den Anstand verstoßende Figuren darstellten, verbrennen ließe. Der Sterbende willigte ein, und der ihn überlebende Erbe, dem die auf 30,000 Francs geschätzten Bilder vermacht waren, klagt nun gegen den Seelsorger auf Schadenersatz.

— * Goethe's Rücktritt von der Bühnenleitung. Aus den noch ungedruckten Memoiren des Musikdirektors Eberwein in Weimar theilt die „Europa“, wie sie es schon früher einmal that, Auszüge mit, welche die Persönlichkeiten skizziren, die unter Goethe's Leitung das Theater von Weimar so berühmt machten: die Jagemann, die Wolf, Graff, Pius Alexander Wolf, der später mit seiner Frau der Berliner Hofbühne angehörte, Becker, Genast u. s. w. Um 1815 war das Theater auf den höchsten erreichbaren Punkt gelangt, welcher mit Mühe seit den Stürmen von 1806 und den folgenden Jahren wieder gewonnen war; damals war durch vorherige kluge Sparsamkeit ein Kassenbestand vorhanden, durch den man das Institut vor dem Zerfallen schützte. „Tasso ward am 30. Januar 1807 nach der unfreiwilligen Pause zum Geburtstage der Herzogin Luise aufgeführt, nachdem es unter den vorhergegangenen Stürmen im Stillen eingelernt war; denn wie bei uns antretende jüngere Schauspieler sich in manchen Rollen übten, die sie nicht alsobald übernehmen sollten, so verfuhren auch die älteren, indem sie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet schien. Hiernach hatten sie auch Tasso seit geraumer Zeit unter sich verabredet, vertheilt und einstudirt, auch wohl in Goethe's Gegenwart gelesen, ohne daß er jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigensinn, die Vorstellung hätte ansagen und entscheiden wollen. Nun, da Manches zu stocken schien, da sich zu anderm Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Festtage sich drängten, da regte sich die freundliche Zudringlichkeit seiner lieben Zöglinge, so daß Goethe zuletzt dasjenige halb unwillig zugestand, was er eifrig hätte wünschen, befördern und mit Dank anerkennen sollen. Der Beifall, den das Stück genoß, war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium besonders aber durch des Dichters meisterhafte Leitung gewonnen hatte. Goethe ließ sich gern beschämen, indem man ihm dasjenige als möglich zeigte, was er hartnäckig als unmöglich abgewiesen hatte. Alphons (Oels), Leonore von Este (Jagemann), Leonore Sanvitale (Wolf), Torquato Tasso (Wolf), Antonio Montecatino (Becker) spielten so wunderschön, daß die zarten, geist- und liebevollen Hof- und Weltscenen im Tasso vom Publikum mit Enthusiasmus entgegengenommen wurden. Bei den Wiederholungen des Tasso, der Iphigenia und anderer einfach großer Werke war das Gefühlspublikum, welches ohne viel zu klügeln sich mit dem wohlthuenden Eindrucke dramatischer Poesie begnügt, immer am stärksten vertreten. — Mit beharrlicher treuer Sorgfalt ward fortan ohne Unterbrechung das Theater behandelt und junge Schauspieler in Allem, was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen Gesetztheit und eigenen persönlichen Ausbildung, die alle Manier ausschließt, geleitet und unterrichtet. Diesem regen Streben verdankt Goethe's Hauskapelle ihre Entstehung. Das Repertorium ward wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, dergestalt, daß das Publikum an sie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Eine Reihe von Jahren blieb Goethe's Stabilität des Theaters unangefochten. Da aber dessen Zähigkeit im Verfolgen des Guten und Schönen nicht Jedem verliehen war, so beklagte man sich endlich höchsten Orts über einen Mangel an Novitäten, der in der erschlafften Führung des Theaters seinen Grund fände, weßhalb sich bei demselben eine Reform nothwendig mache. In Folge dessen ward der Regisseur Genast in Ruhestand versetzt, Durand, dieser junge, unerfahrene Schauspieler, zu seinem Nachfolger erwählt und Graf Edling zum Mitglied des Direktoriums ernannt. Goethe, gewohnt seines gnädigsten Herrn Befehle heilig zu halten, nahm Alles ruhig hin. In Begleitung des Secretärs Kräuter besuchte er sogar die Proben wieder öfter, ließ dort seine Ausstellungen protocolliren, die dann dem Betreffenden schriftlich ausgefertigt wurden. Endlich ging man so weit, von der Direction zu verlangen, daß dem Hofe jeden Sonnabend im Theater ein Verzeichniß der zu gebenden Stücke zur Auswahl vorgelegt werde. Es geschah; da aber dasselbe immer mit der Bemerkung, man möge geben, was man wolle, zurückgeschickt wurde, so unterblieb es in der Folge. Bis zu den Proben von „Epimenides' Erwachen“ verbarg Goethe seinen Unmuth über diese Neuerungen. In jenen aber war eine gereizte Stimmung bei ihm unverkennbar. Zum Theil waltete ein Unstern über jener Vorstellung. Die Darstellerinnen der Liebe und des Glaubens befanden sich in gesegneten Umständen. Die Zufälligkeiten im Gefolge dieses Segens blieben nicht aus. Bald bat die Liebe wegen heftiger Zahnschmerzen um Dispensation von der Probe, bald der Glaube. Im höchsten Grade über diese Störungen aufgebracht, ließ Goethe sogleich die ganze Probe absagen. Anselm Webers Musik entsprach Goethe's Erwartung nicht durchaus. Graff (Epimenides) mußte sein erstes Auftreten wohl sechs Mal wiederholen. Eine Schauspielerin, welche eine Ohnmächtige längere Zeit mit dem linken Arme zu halten hatte, bat um Erlaubniß, jene im rechten Arme halten zu dürfen, weil ihrem linken die Kraft dazu fehle. „Das ist die Folge Ihrer schlechten Erziehung“, versetzte Goethe, „Ihre Eltern hätten darauf bedacht sein müssen, Ihre Arme gleichmäßig zu kräftigen!“ Selbst die Jagemann ließ er hart an, als sie nicht sogleich eine Stellung ausführte, die er befohlen. Epimenides wurde nicht wiederholt. Der aufgeregten Volksmasse jener Zeit war diese Dichtung zu subtil. — Von Seiten des Hofs, sowie von dessen Umgebung, wurde Goethe fortwährend mit Auszeichnung behandelt. Wenn dem Großherzog Karl August eine seltene schöne Pflanze oder ein gelungenes Kunstwerk zu Gesicht kam und er sich dessen freute, pflegte er zu sagen: „Was wohl Goethe dazu sagen wird!“ Um Diesen damit zu erfreuen, schickte er ihm hierauf die schönsten Sachen zur Ansicht. Die Frau Großherzogin Luise verweilte jeden Mittwoch vor Tafel einige Stunden in seinem Hause. — Der Geburtstag der Jagemann wurde jedes Jahr sehr solenn gefeiert. Vom frühen Morgen bis zum Mittage beeilte man sich aus wahrer Verehrung ihrer ausgezeichneten Talente, oder vom Dankgefühl für empfangenes Gute getrieben, ihr die schönsten Wünsche darzubringen. Ihrem geraden, offenen Sinn lag es fern, diese Beweise aufrichtiger Ergebenheit als einen schuldigen Tribut anzusehen. An einem dieser Abende, wo Gesang mit Tafelfreuden wechselten, erschien Goethe und neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem gnädigsten Herrn; dann begrüßte er die Jagemann und die Anwesenden, von denen die Künstler die Mehrzahl bildeten. Ich hatte für diese Gelegenheit hundert Exemplare von dem zur Zeit noch unbekannten Liede: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“, von Goethe, zur Vertheilung drucken lassen, sodann die Melodie von meinem Bruder Max nach dem Gehör aufgeschrieben, instrumentirt und einstudirt. Dieses Lied, von Stromeier meisterhaft gesungen, erfreute sich allgemeinen Beifalls und verscheuchte die Anfangs rücksichtsvolle Förmlichkeit. Der Vers: „Nun, so nicke sie mir zu“, setzte manches Frauenköpfchen in Bewegung. Nach Beendigung des Liedes ergriff der Großherzog das Glas, stieß mit dem Geheimrath an und leerte es auf dessen Wohlergehen. Von der Jagemann aufgefordert, erhoben wir uns von unseren Sitzen und ließen die Gläser fröhlich erklingen. — Nach der Aufführung des Epimenides ließ sich endlich Goethe von Riemer und Wolf bewegen, den ersten Theil des Faust theilweis auf das Theater zu bringen. Während sich Derselbe noch mit den Vorbereitungen zu diesem großen Unternehmen beschäftigte, erhielt er eine Zuschrift von dem Herrn, der mit einem Pudel eine Kunstreise unternommen, worin ihn dieser um Erlaubniß bittet, im Weimarischen Hoftheater als Gast den „Hund des Aubri“ geben zu dürfen. In den 34 Jahren seiner Direktion hatte Goethe wegen des Unbequemen, ja Schädlichen, das mit dem Gastspiel verbunden ist, nur ausgezeichneten Künstlern, wie Iffland, als Reizmittel für seine Zöglinge, Gastrollen gestattet. Die alle Illusion störenden Thiere hatten bei uns bis dahin Thaliens Tempel nicht entheiligt; auch in Goethe's Hause war weder Hund noch Katze zu sehen. Jongleurs, Bereiter und Equilibristen fanden im Reithaus ein passendes Unterkommen. Der Pudel wurde abfällig beschieden; dessen Eigenthümer aber ließ sich, wie das böse Princip, durch nichts abschrecken. Er fand Mittel und Wege, sein Gesuch unmittelbar an den Großherzog zu bringen, der als leidenschaftlicher Jäger die Hunde liebte. Serenissimus genehmigten des Pudels Gastspiel, und dem Grafen Edling ward befohlen, das Erforderliche dazu einzuleiten. Der Graf mag wohl das Mißliche dieses Auftrags erkannt haben; denn er übertrug ihn dem Regisseur Oels; Durand hatte nach einem Jahre der Regie freiwillig entsagt. Oels wurde vom Geheimrath im Hausgarten freundlich empfangen. Doch so oft Jener Miene machte, sich seines Auftrags zu entledigen, lenkte Goethe das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Endlich nahm Oels einen raschen Anlauf und meldete ihm, was der Großherzog befohlen. „Kommen Sie morgen früh um 8 Uhr wieder“, versetzte Goethe mit zornentbranntem Gesicht, „da wollen wir weiter davon sprechen!“ ließ Oels stehen und ging eiligen Schritts in sein Haus. Unser Regisseur war zur bestimmten Stunde in Goethes Haus; die Excellenz aber war schon um 7 Uhr, ohne einen Bescheid für ihn zu hinterlassen, nach Jena abgereist. Von dort aus richtete Goethe eine prägnante Zuschrift an den Großherzog, worin er die Gründe darlegte, weßhalb es ihm unmöglich sei, das Direktorium des Theaters länger zu führen, und bitten müsse, ihn davon zu befreien. Um den Großherzog nicht zu compromittiren, wurde dem Pudel gestattet, seine Künste zu produciren. Die poetischen Anticipationen, welche wir im Tasso vorfinden, wo Dieser mit Montecatino in Conflict geräth, und der Fürst im Verein mit Leonoren von Este und Leonoren von Sanvitale alles aufbieten, sich den geliebten Dichter zu erhalten, sollten sich verwirklichen. Die Frau Großherzogin Luise und die damalige Erbprinzeß-Großfürstin Maria Pawlowna suchten ihren theuern Flüchtling in seinem freiwillig gewählten Asyl auf, um ihn mit „zarter Lippe“ zu bewegen, ferner dem Theater seine ausgezeichneten Dienste zu widmen. Sie promenirten mit ihm wohl zwei Stunden im Schloßgarten auf und ab, ohne ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Indeß verbreitete sich die Nachricht, Goethe werde nach Wien übersiedeln, wozu ihn die Kaiserin von Oesterreich in Karlsbad dringend eingeladen. Einige Tage nach den Fürstinnen kam Karl August in gleicher Absicht zu ihm. Aber Goethe war ein Mann. Als Hoherpriester der Kunst hielt er es unter seiner Würde, einer Anstalt länger vorzustehen, die man einer Katzenbude gleichstellen konnte. Auch dem Großherzog gelang es nicht, Goethe's Entschluß zu erschüttern. Vermittelst höchsten Rescripts wurde Derselbe mit Anerkennung seiner vieljährigen außerordentlich geleisteten Dienste der Direktion des Theaters enthoben. Als Schöpfer des Weimarischen Theaters war es Goethe stets sehr erfreulich, zu vernehmen, daß dasselbe selbst nach seinem Rücktritt unter den deutschen Theatern eine ehrenvolle Stellung behauptete.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 23. Bremen, 7. Juni. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Kultur und Satanismus.

Von Karl Seifart.

In einem der früheren Jahrgänge dieses Blattes gab ich eine Darstellung des Lebens und des Martyriums der protestantischen Märtyrerin Anna Askewa und fügte aus Crocius' „großem Martyrbuch“ auch mehrere andere Beispiele fanatischer Verfolgungswuth an, welche darthaten, daß die Standhaftigkeit der Verfolgten einerseits, ebenso wie der Satanismus der Verfolgenden andererseits, uns im sechszehnten Jahrhundert, besonders auf englischem, französischem und niederländischem Boden, ganz dieselben Schauspiele des größten menschlichen Heldenmuths und der niedrigsten, unmenschlichsten Vertiertheit vorführen, wie einst in römischen Landen die Standhaftigkeit der Christen und die Verfolgungswuth der Heiden. — Weniger bekannt ist die Wiederholung derselben blutigen Schauspiele im sechszehnten Jahrhundert in Italien; man hat die Martyrien der dortigen Ketzer vielleicht weniger beachtet, weil die Verfolgungen rasch vertilgend losbrachen und jeden Klagelaut zu schnell erstickten, als daß er mit so weit hallender, lauter Anklage in der Geschichte hätte nachdröhnen können, wie der Todesschrei der Opfer, welche Frankreichs, Englands und der Niederlande Boden blutig färbten.

Ueber die Verfolgung und die gelungene Unterdrückung der Reformation in Italien erzählen wenige Blätter der Geschichte, wo sie aber erzählen, sind diese Blätter ebenso blutig, ja noch blutiger gefärbt als die Aufzeichnungen eines Crocius oder Thuanus. Der gelehrte Schotte Thomas M'Crie (herausgegeben 1828 von Dr. Friedrich), hat das Verdienst die Blätter der italiänischen Ketzergeschichte sorgfältig und kritisch gesammelt zu haben, und so entstand ein Buch, welches das Strafgericht der Geschichte vollzieht, indem es Bosheiten und Unmenschlichkeiten verewigt, welche deren Urheber auf immer brandmarken müssen. — Auf dieses Buch, welches mit seinen Beiträgen zur Geschichte der Ketzerverfolgungen zugleich eine bedeutende Fundgrube für die Kulturgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts ist, denken wir hier noch mehrfach zurückzukommen und wollen heute nur zur Probe einen Brief herausheben, welchen der Verfasser zur Charakteristik der Grausamkeit der Verfolger und des heldenmüthigen, standhaften Duldens der Verfolgten S. 255 mittheilt.

So schrecklich diese Vorgänge (nämlich die bei der Verfolgung einer Waldenser Colonie in Calabrien ausgeübten Grausamkeiten) sind, sagt der Verfasser, indem er den unten folgenden Brief einleitet, so erreichen sie doch jene Gausamkeiten nicht, welche an dem nämlichen Volke zu Montalto im Jahr 1560 unter der Regierung des Marquis von Buccianici verübt wurden, dessen Bruder, wie man sagt, der Papst den Kardinalshut unter der Bedingung versprochen hatte, daß Calabrien von der Ketzerei gereinigt werde. Ich führe die Erzählung in den Worten eines römischen Katholiken an, welcher in Diensten von Ascanio Caracioli stand und Augenzeuge der Begebenheit war. Der Brief, in welchem er die Beschreibung davon giebt, wurde nebst andern Erzählungen der blutigen That in Italien herausgegeben: „Gnädigster Herr! Nachdem ich Ihnen von Zeit zu Zeit gemeldet habe, was hier in der Ketzerangelegenheit vorgefallen ist, habe ich Ihnen jetzt zu melden, welches fürchterliche Gericht heute früh den elften Juni über die Lutheraner ergangen ist. Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, kann ich es nur dem Abschlachten von vielen Schafen vergleichen. Sie wurden Alle in ein Haus, wie in einen Schafstall, eingesperrt. Der Nachrichter ging hinein und brachte Einen heraus, und nachdem er ihm das Gesicht mit einem Tuche verbunden hatte, führte er ihn auf einen freien Platz, nahe bei dem Hause, ließ ihn niederknieen und schnitt ihm die Kehle mit einem Messer ab. Er nahm ihm hierauf das blutige Tuch ab und holte sich einen Andern, den er auf dieselbe Weise umbrachte. Auf diese Art wurden Alle, achtundachtzig an der Zahl, hingerichtet. Sie mögen sich selbst das bejammernswürdige Schauspiel vorstellen, denn ich kann mich der Thränen kaum enthalten, indem ich dies schreibe. Auch konnte kein Mensch, welcher der Hinrichtung von Einem beigewohnt hatte, es aushalten, die eines zweiten zu sehen. Die Hingebung und die Geduld, mit welcher sie zum Martyrthum und zum Tode gingen, ist unglaublich. Einige von ihnen bekannten sich bei ihrem Tode zum nämlichen Glauben mit uns, allein der größere Theil starb in verruchter Halsstarrigkeit. Die alten Männer gingen ihrem Tode freudig entgegen; die jungen aber bezeigten Furcht. Mich schaudert, wenn ich daran denke, wie der Henker mit dem blutigen Messer in den Zähnen und das triefende Tuch in der Hand, mit blutigen Armen nach dem Hause ging und Einen nach dem Andern herausholte, grade wie ein Metzger die Schafe, welche er zu schlachten gedenkt. Auf Befehl sind bereits Wagen angekommen, um die Leichname wegzubringen, welche geviertheilt und von einem Ende Calabriens bis zum andern an den öffentlichen Heerstraßen aufgehangen werden sollen. Wenn Seine Heiligkeit und der Vicekönig von Neapel dem Marquis von Buccianici, Gouverneur dieser Provinz, nicht befiehlt, Hand abzulassen, so wird er fortfahren, noch andere auf die Tortur zu bringen und die Hinrichtungen vermehren, bis er Alles zerstört hat. Selbst heute ist ein Decret erschienen, nach welchem hundert erwachsene Frauen auf die Folter gelegt und sodann gerichtet werden sollen, u. s. w. Dies ist Alles, was ich über diese Handlung der Gerechtigkeit zu sagen weiß. Es ist jetzt acht Uhr, und ich werde sogleich hören, was diese halsstarrigen Menschen gesagt haben, als man sie zur Hinrichtung führte. Einige haben eine solche Widersetzlichkeit und Hartnäckigkeit gezeigt, daß sie nicht einmal das Crucifix anschauen oder einem Priester beichten wollten; sie sollen lebendig verbrannt werden. Die in Calabrien gefangen genommenen Ketzer belaufen sich auf 1600, welche alle zum Tode verurtheilt sind, allein es sind bis jetzt nur achtundachtzig hingerichtet worden. Diese Leute kamen ursprünglich aus dem Thale von Angrogna bei Savoyen und wurden in Calabrien Ultramon-

kaner genannt. Vier andere Oerter in dem Königreiche von Neapel sind von dem nämlichen Volke bewohnt; ich wüßte aber nicht, daß sie sich übel betrügen, denn sie sind ein einfaches, ununterrichtetes Volk, das sich ganz allein mit dem Spaten und dem Pfluge beschäftigt und sich, wie mir erzählt wurde, auf dem Todesbette ziemlich religiös gesinnt zeigt.« —

Damit der Leser etwa nicht an der Wahrheit dieser schrecklichen Grausamkeiten zweifle, sagt Thomas M'Crie, füge ich den folgenden, von einem neapolitanischen Geschichtschreiber jenes Zeitalters gegebenen summarischen Bericht darüber hier bei. (Tomaso Costo, secondo parte del Compendio dell' Istoria di Napoli, 257.) Nachdem er über die calabrischen Ketzer einige Nachrichten mitgetheilt hat, sagt er: »Einigen wurden die Kehlen abgeschnitten, Andere mitten durchgesägt und noch Andere von dem Gipfel hoher Felsen gestürzt. Alle wurden grausam, aber verdienter Weise, hingerichtet. Es ist sonderbar, was man von ihrer Hartnäckigkeit hört; denn während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater hinrichten sah, bezeigten sie nicht allein keinen Schmerz, sondern äußerten fröhlich, daß sie Engel Gottes werden würden; so sehr hatte der Teufel, dem sie sich hingegeben hatten, sie verblendet.« — —

Verblendung des Teufels, Hartnäckigkeit, Verstocktheit nennt die religiöse Parteiwuth die Standhaftigkeit der Märtyrer anderer Religionsparteien. Ida Hahn-Hahn in ihrem Buche über die Märtyrer (Mainz, Kirchheim, 1856) unterscheidet Fanatiker und Märtyrer. Märtyrer sind ihr die von den Heiden und Juden hingemordeten Bekenner der altchristlichen Religion, Fanatiker dagegen sind alle jene gespießten, gebratenen und geköpften Ketzer, welche für die Ueberzeugungen der Reformatoren oder sonst für eine Idee starben, von deren sittlicher Berechtigung sie überzeugt waren. Der gute Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie denkt viel billiger als unsere fromme Convertitin, er schreibt (Bd. II., S. 77) von »Märtyrern aller Parteien« und verwirft z. B. den Hochmuth lutherischer Eiferer, welche die um ihres Glaubens willen hingeschlachteten Zwinglianer und Calvinisten nicht als Märtyrer anerkennen wollten. Doch solche Untersuchungen »ob Märtyrer oder Fanatiker« wollen wir dem siebenzehnten Jahrhundert und andern barbarischen Zeitaltern überlassen. Das jetzt lebende Geschlecht, insoweit es nicht für die Zeiten der Hexenprocesse und für veraltete Gesangbücher schwärmt, sieht die Gräuel der Religionskriege und Verfolgungen objectiver und unparteiischer an; es sieht in den Verfolgten, gleichviel welcher Confession sie angehörten, die beklagenswerthen Opfer eines unmenschlichen Wahns und in den Verfolgenden ebenfalls beklagenswerthe Geschöpfe, weil sie, als Kinder ihrer rohen Zeit, noch in der Thier-Menschlichkeit oder im Satanismus befangen waren. Von diesem Satanismus und seinen Gräueln, welche die Kirchen- und Ketzergeschichten uns erzählen, hat auch keine Religion oder Confession die Menschen erlösen können. (Daß auch Lutheraner und Reformirte nicht von Verfolgungswuth und frommer Mordsucht frei waren, hat besonders der gerechte Arnold nicht verschwiegen, vergleiche Th. II., Bd. 16, 21 ff. und die »Mißhandlungen gegen Quäker«, S. 708 ff.) Das konnte allein die entwickeltere, vermenschlichende, von den theologischen Revenants des siebenzehnten Jahrhunderts gehaßte Kultur, die Kultur, deren humanisirendem Einfluß sich auch die Widerstrebenden nicht ganz entziehen können, die Kultur, die »den Teufel selbst beleckt.« —

* Ein Deutscher in Brasilien.

Aus den Reiseerinnerungen von Cl. Pajeken.

Auf einer Reise, die ich im Jahre 1833 im Auftrage der General-Mining-Association von San José in der brasilianischen Provinz Minas Geraes nach Rio de Janeiro machte, war meine Reisegesellschaft der Art, daß ich wünschen mußte, die Reise möglichst zu beschleunigen. Ein mürrischer, rheumatischer Mann, eine zanksüchtige Frau von großer, nie rastender Beredtsamkeit und ein unaufhörlich schreiendes Kind waren nicht geeignet mir die Zeit angenehm zu vertreiben; aber unsre Pferde waren gut, und unsere Packthiere hatten wenig zu tragen, daher trieb ich vorwärts, so oft als der Weg und der Zustand meiner Pflegebefohlenen es erlaubten.

Die Straße zwischen San José und Rio de Janeiro führt einige Tage über die öde, bergige Steppe von Minas, aber ungefähr 35 deutsche Meilen von der Küste bei der Serra Itabitipoca fängt der Urwald an, der sich vom Norden des ungeheuren Reichs bis an den Rio Grande do Sul erstreckt, und dessen Ueppigkeit, Reichhaltigkeit und Schönheit wohl schwerlich in der Welt ihres Gleichen finden. Jeder Baum scheint einzig in seiner Art zu sein, so groß ist die Verschiedenheit des Laubes und der Rinde; schönblühende Schmarotzerpflanzen bedecken die Stämme und Aeste bis in die höchsten Zweige. Bäume, deren Stämme 16 bis 20 Fuß Durchmesser haben, flößen Ehrfurcht ein, und die mannichfachen Farrenkräuter, Gräser und Blumen am Wege geben der Landschaft immer neuen Reiz. Tausende von Schmetterlingen von den auserlesensten Farben, Colibris und andre niedliche Vögel schweben über den Blumen und erfreuen den Reisenden mit ihrem bunten Gefieder. Im Walde ist es fast dunkel, denn kaum findet ein Sonnenstrahl seinen Weg durch seine dichten Wipfel, daher ist er auch fast ganz frei von Unterholz, und nur die zahllosen Ranken und der weiche Boden, der aus seit Jahrtausenden verwesten und verwesenden Pflanzentheilen besteht, machen das Vordringen darin beschwerlich. Gewöhnlich hört man nur das eintönige Rauschen der Bergströme und Wasserfälle, aber zuweilen ertönt das Schreien der Papageien oder der Affen grell an unser Ohr, oder man hört inmitten der feierlichsten Stille das Gebrüll des Jaguars (Onça), daß dem Reisenden unwillkürlich schaudert und sein Roß erschreckt und bebend anhält. Bei Annäherung eines Reisenden bewegen sich Schlangen und Eidechsen nach den Seiten, und oft huscht ein aufgescheuchtes Stachelschwein oder Gürtelthier (armadillo) in das den Weg säumende Gebüsch. Selten sieht man ein Reh oder eine Tigerkatze die Dunkelheit des Waldes suchen oder einen der schönen schwarzen Waldhähne (Jacú) auf den höchsten Zweig fliegen, aber Schwärme von Tauben, sowohl von der Größe eines Sperlings (Pomba rolla) als von der größten Art, sind oft auf dem Wege und fliegen nur auf den nächsten Baum, von wo aus sie scheinbar ungestört die Vorüberziehenden beobachten.

Dem Beschauer und Bewunderer der Natur kann auf einer solchen Straße die Zeit nur dann langsam verstreichen, wenn er mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat oder sich in lästiger Gesellschaft befindet. Letzteres war, wie gesagt, bei mir der Fall, daher entschloß ich mich eines Tages, als die Caravane sich auf's Neue in Bewegung gesetzt hatte, nach dem fünf Meilen entfernten Rio Preto vorauszureiten, um, weil da die Grenzscheide der Provinzen Minas Geraes und Rio de Janeiro ist, die Pässe vorher visiren zu lassen, damit die Caravane ohne Aufenthalt noch zwei Meilen weiter nach einer mir bekannten guten Herberge gehen könnte. Ich gab daher meinem Hengste die Sporen und ritt nach Beschaffenheit des Weges rasch über Klippen und Bäche auf ebnem, bergigem und sumpfigem Pfade durch die schöne waldige Gegend.

Nachmittags erreichte ich das Städtchen und ritt gradezu vor das Wachthaus an der Brücke, wo die Schildwache im Schatten des vorspringenden Daches auf der Erde saß und mich mit höchst einfältigem Gesichte anglotzte. Auf mein Rufen erschien endlich der Wachtcommandant, ein feister Mulatte in Holzpantoffeln und Hemdsärmeln, näherte sich mir langsam und gähnend, woraus ich schloß, daß ich ihn in der Siesta gestört hatte, und fragte nach meinem Begehr. Ich händigte ihm darauf meine Pässe ein und ersuchte ihn höflich, dieselben visiren zu lassen. Er betrachtete die Papiere, blätterte langsam darin herum und sagte dann endlich mit schleppendem Tone: »Der Herr bleiben doch diese Nacht hier, deßhalb hat es keine Eile.«

„Gewiß habe ich Eile", erwiederte ich ihm, „meine Leute folgen mir auf dem Fuße nach, mit Lastthieren kann ich nicht halten, ich muß weiter."

Der Sergeant wartete aber ohne Zweifel auf einen klingenden Antrieb, den ich mich nicht veranlaßt fühlte zu geben, ehe ich Dienste gesehen hatte, deßhalb machte meine Ungeduld gar keinen Eindruck auf ihn, und er sagte gelassen: „Der Gouverneur ist jetzt bei Tische, daher können die Pässe noch nicht visirt werden."

„Das will ich sehen!" rief ich voll Aerger. „Geben Sie mir die Pässe zurück, und ich werde selbst zum Gouverneur gehen."

In diesem Augenblicke trat ein Herr in einem hellblauen Frack mit blanken Knöpfen zu dem Sergeanten und fragte streng: „Was hast du da, Peter?"

„Herr", sagte der Unteroffizier demüthig, „dieser Herr will Pässe visirt haben, und —

„Und warum eilst, läufst, rennst du nicht zum Büreau des Gouverneurs, um das zu besorgen?" fiel ihm Jener ins Wort. „Siehst du Dummkopf nicht, daß dieser Reisende ein Herr von Distinction ist? Halte dich nicht auf, sondern thue, was dir geheißen ist."

Diese Worte, welche mit der Miene eines Mannes ausgesprochen wurden, der zu befehlen hat, thaten die gewünschte Wirkung; der Sergeant ging ins Wachthaus zurück, wahrscheinlich um sich Jacke und Schuhe anzuziehen, der Fremde trat aber zu mir und sagte: „Der Herr kommen von den Minen und sind vom Bergfach?"

„Allerdings", sagte ich, „denn der Weg, den ich komme, führt nur dahin, und das Schlägel und Eisen auf meinen Knöpfen bekundet mein Fach." Da ich aber an seiner Aussprache des Portugiesischen erkannte, daß er ein Deutscher war, so fügte ich hinzu: „Sie brauchen sich keine Mühe zu geben mit mir Portugiesisch zu sprechen, denn ich kann auch Deutsch."

„Das habe ich Ihnen gleich angesehen", erwiederte er rasch. „Ach, welch ein herrliches Studium ist das Bergfach, mit allen andern dazu gehörigen Wissenschaften, als: Geognosie, Mineralogie, Chemie u. s. w. — Sind Sie auch Astronom?"

„Nicht mehr, als zur Navigation nöthig ist", erwiderte ich, denn damit habe ich mich eine Zeitlang beschäftigt.

„Astronomie, mein Herr", rief er mit zunehmender Wärme, „die Astronomie ist mir mein liebstes Studium gewesen; denn während ich in Freiberg studirte" —

Hier fiel ich dem Manne, der schon anfing mich zu belustigen, in seinen Redestrom und sagte: „Ich bin schon acht Tage auf der Reise und heute seit 8 Uhr zu Pferde, ich möchte wohl absteigen und mich erfrischen. Wollten Sie wohl ein Glas Wein mit mir trinken?"

„Dazu wollte ich Sie eben einladen. Hier drüben bekommt man etwas Gutes."

Grade dem Wachthause gegenüber stand eine Schenke von sehr bescheidenem Ansehen. Ich stieg ab, und mein neuer Bekannter rief: „Isidor, fauler Neger, halte das Pferd des Herrn Obersten! Heda, Wirthschaft! Sieh da, Herr Augustin! Hier komme ich mit dem Herrn Obersten um eine Flasche guten Weins zu trinken. Guten, sage ich, denn ein so ausgezeichneter Besuch wird deinem Hause sobald nicht wieder zu Theil. Dieser Herr Oberst ist erster Offizier, Secretär und Schatzmeister der großen englischen Bergwerkcompagnie, und außerdem ist er ein so gelehrter Herr, daß er alle Sprachen reden kann, alle Wissenschaften kennt, mit einem Worte, er ist ein Mann, mit dem ich reden kann, der mich versteht, und von dem ich sogar noch etwas lernen kann."

Ich sah daraus deutlich, daß der Fremde durch mich die Hochachtung, welche die einfältigen Bewohner von Rio Preto vor seinen Kenntnissen und Talenten hatten, befestigen wollte, deßhalb störte ich ihn nicht, auch würde dies nichts gefruchtet haben, da er mir an Beredtsamkeit weit überlegen war. In wenigen Minuten brachte uns der Wirth den bestellten Wein, und ehe wir noch das erste Glas geleert, hatte sich eine Anzahl Leute eingefunden, die einen Halbkreis um uns bildeten und mich wie einen Phönix begafften. Mein Landsmann fuhr aber ohne wesentliche Unterbrechung in seiner Rede fort: „Da wohne ich nun hier zwei Jahre unter Euch, Ihr Dummköpfe, und Niemand ist im Orte, mit dem ich mich wissenschaftlich unterhalten könnte; daher werdet Ihr wohl begreifen, wie sehr ich mich freue, daß der Herr Oberst sich herabläßt mit mir zu sprechen. Hört! ich werde jetzt Russisch mit dem Herrn reden." Er richtete darauf einige mir unverständliche Worte an mich, worauf ich ihm sagte, daß ich bedauerte es nicht zu verstehen.

„Der Herr hat Russisch mit mir gesprochen!" rief er dem staunenden Haufen zu, dem Deutsch ebenso unverständlich war. „Der Herr Oberst kann alle Sprachen; ich könnte Malaiisch, Griechisch, Arabisch, Türkisch, Chaldäisch oder Englisch mit ihm sprechen; doch was würdet Ihr davon verstehen? Ihr, die Ihr kaum Portugiesisch genug könnt, um das Vaterunser zu beten." Darauf zu mir sich rasch umwendend, fragte er: „Sind Sie auch musikalisch?

Ich erwiderte ihm, daß ich ein großer Verehrer der Musik wäre, aber kein Instrument spielen könne.

„Ich spiele alle Instrumente. Augustin, hole ein Instrument, gleich viel welches."

Augustin brachte eine Flöte, worauf mein Landsmann eine kleine Melodie aus vergangenen Zeiten spielte, ergriff dann eine inzwischen gebrachte Violine um „guter Mond, du gehst so stille" zu spielen, und rief dann: „Augustin, hast du nicht noch ein Instrument?" —

„Nur noch ein Waldhorn, Herr! ich gehe es zu holen." Es wurde ihm gereicht, und nachdem er den Anfang eines Jagdstücks geblasen, legte er es rasch fort und sagte zu mir: „Sehen Sie, ich spiele alle Instrumente." Darauf sagte er zu dem von Bewunderung hingerissenen Publikum: „Der Herr Oberst ist ein großer Musikkenner, aber er spielt nur die complicirten Instrumente der hochcivilisirten Völker, als die Orgel, das Phitubobarmonicon, das Lyrapisticon, das Pitaphatasticon und andre, von denen Ihr gar keinen Begriff habt." Dann wandte er sich wieder an mich und fragte: „Haben Sie einen geschickten Arzt bei Ihrer Compagnie?"

Ich erwiderte ihm, daß der Doctor d'Affonseca, ein geborner Portugiese, der in London und Edinburg studirt, gewiß zu den gelehrtesten Aerzten Brasiliens gehöre, aber binnen Kurzem nach Rio de Janeiro übersiedeln werde."

„Den muß ich sprechen", rief er eifrig, „denn auf 20 Meilen in der Runde ist kein ordentlicher Arzt. Alle, die sich dafür ausgeben, sind gewöhnliche Barbiere oder Quacksalber. Ich habe nämlich hier einige sehr schwierige und seltene Krankheitsfälle und möchte gern mit einem geschickten Arzt darüber consultiren. In manchen Fällen ist es besser, daß man sich nicht zu sehr auf eigene Kenntnisse und Erfahrungen verläßt, sondern auch die Meinung Anderer berücksichtigt. — Doch je mehr ich Sie ansehe, desto mehr drängt sich mir die Idee auf, Sie müssen den Freiheitskrieg mitgemacht haben."

„Sie irren", sagte ich lächelnd, „dazu bin ich zu jung. Doch ich weiß mich deutlich des Verlaufs aus meinen Knabenjahren zu erinnern."

„Wenn das auch nicht der Fall ist", fiel er rasch ein, „so müssen Sie doch meinen Alten gekannt haben."

„Ihren Alten!" rief ich verwundert. „Ich weiß ja noch nicht, wer Sie sind; wie kann ich wissen, wer Ihr Alter war?"

„Sehen Sie mich nur recht an. Sie müssen meinen Alten gekannt haben." Bei diesen Worten stellte er sich drei Schritte von mir in militärischer Haltung auf und fragte: „Nun, kannten Sie meinen Alten nicht?"

Ich betrachtete mir den Mann genauer. Seine hohe, breite Stirn, worin die 48 bis 50 Jahre, die er zählen mochte, schon einige Furchen gegraben hatten, seine kleinen blitzenden Augen unter

buschigen Brauen, seine gebogene Nase und der starke schwarze Schnauzbart erinnerten mich an ein oft gesehenes, bekanntes Gesicht, doch wollte mir nicht einfallen, wo mir ein ähnliches vorgekommen war, ich sagte daher offen: „Ihr Gesicht und Ihre Figur kommen mir bekannt vor, aber dennoch muß ich mich Ihnen ergeben und es Ihnen überlassen mir zu sagen, wer Ihr Vater war.“

„Feldmarschall Blücher!“ sagte er selbstgefällig, indem er sich in das rechte Licht stellte, damit die unleugbar auffallende Aehnlichkeit mit dem alten Helden des Befreiungskrieges mir recht in die Augen fallen sollte.

„Also Herr von Blücher!“ rief ich verwundert; „und Sie begraben sich hier in der Einsamkeit des brasilianischen Urwaldes?“

„Ich nenne mich Blüchstein, Joachim von Blüchstein“, erwiderte er schmunzelnd, „denn ich bin ein Sohn des alten Haudegens außer der Ehe.“

In diesem Augenblicke sah ich meine Caravane von der Höhe in das Städtchen herunter kommen, ich nahm dem Sergeanten, der schon eine Zeitlang ein stummer Bewunderer der Scene gewesen war, die inzwischen visirten Pässe ab, bezahlte ihm die Gebühr und gab ihm außerdem noch ein gutes Trinkgeld, fragte nach meiner Zeche, die zu meinem großen Erstaunen schon bezahlt war, und setzte mich, von dem Wirthe Augustin und Herrn von Blüchstein höflichst becomplimentirt, zu Pferde, indem ich Letzterm versprach, auf meiner Rückreise eine Nacht in Rio Preto zu bleiben und ihn zu besuchen. — Als meine Caravane passirt war, nahm ich Abschied, der Sergeant und Herr von Blüchstein grüßten militärisch, der faule Posten am Wachthause zog sogar das Gewehr an, die Zuschauer blickten mir staunend nach, und ich sprengte über die Brücke auf's Neue in den Urwald, wo sich das freundliche Städtchen bald meinen Blicken entzog.

Nach manchem Abenteuer kam ich in Rio de Janeiro an, besorgte daselbst Passage nach Europa für die erwähnte Familie, belud die sieben Maulthiere mit Bedürfnissen für das Bergwerk und erreichte Rio Preto auf meiner Rückreise etwa drei Wochen nach dem oben erzählten Vorfalle. Ich hatte mich früh aufgemacht und war den Packthieren vorausgeritten, die ich unter der Obhut eines Freundes ließ, welcher mich diesmal auf der Reise begleitete, und kam in Rio Preto schon bald nach Mittag an. Ich stieg vor der erwähnten Schenke ab, woraus der Wirth mit einer Eile, wie man sie in Brasilien nicht zu sehen gewohnt ist, hervorkam, mein Pferd seinem Neger übergab und mir eine leere Nudelnkiste zum Sitze anbot, worauf ich ihn fragte, ob er mich noch kenne.

„Herr Oberst“, sagte er ehrerbietig, „nicht oft wird mein Haus von so gelehrten Leuten besucht, wie Sie sind, als daß ich eine solche Ehre vergessen könnte.“

Um nun nicht genöthigt zu sein, die Wiederholung der mir von Herrn von Blüchstein bei meiner letzten Anwesenheit gemachten Lobeserhebungen zu hören, fragte ich ihn, indem ich ihn unterbrach, wer denn der Herr sei, der mich damals bei ihm eingeführt hatte.

„Der Herr Joachim“, antwortete er, mit sichtbarer Anerkennung der seltenen Talente des genannten Herrn, „ist ein ausgezeichneter Mann; er versteht Alles, kann uns über Alles Aufklärung geben und in jeder Noth und Verlegenheit Rath schaffen. Er ist unser Schneider.“

Dies Wort überraschte mich so sehr, daß ich für einen Augenblick ganz betroffen war; doch da ich aus Erfahrung wußte, wie seltsam oft die Schicksale der Europäer in jenem Lande sind, und wie die Noth sie manchmal treibt irgend ein Geschäft zu ergreifen, so ungern sie es Anfangs auch thun mögen, (war doch der Baron von S. — Pferdevermiether, der Major H. — Schenkwirth, der Baron von L. — sogar laufender Postbote) so erholte ich mich bald von meinem Erstaunen und bat den Wirth um einen Begleiter, der mir die Wohnung des Herrn Joachim zeigen könnte.

Dieser führte mich vor ein niedliches Haus, dem man Reinlichkeit und Wohlstand ansah, und durch die offnen Thüren sah ich denn auch den Herrn von Blüchstein, wie er an einem großen Tische Zeug zuschnitt, während vier Neger auf dem Fußboden saßen und emsig nähten. Als er mich erblickte, warf er Zeug und Scheere an die Seite, eilte mit freudestrahlendem Gesichte auf mich zu und zog mich mit Ungestüm in das Haus, während sein Redestrom durch die Räume schallte.

„Herr Secretär“, rief er, „wie freue ich mich, daß Sie Wort halten! Annita! Frau, komm doch geschwind her! hier ist der Herr Oberst, der vornehme, gelehrte Herr, von dem ich dir erzählt habe, und der uns mit seinem Besuche beehrt. Er wird bei uns zu Abend essen, daher schaffe herbei, was du kannst, um diese Ehre zu würdigen.“

Die Frau, eine wohlbeleibte, freundliche Brasilianerinn, machte mir eine Menge Complimente, indem sie ihr Bedauern aussprach, nicht fähig zu sein mich nach Gebühr zu bewirthen. Meine Vorstellungen, daß ich nur Secretär der englischen Compagnie sei und als Reisender keine Ansprüche machen könnte, verfehlten gänzlich ihre beabsichtigte Wirkung, denn sie erwiderte mir freundlich: „Der Herr Oberst sind zu bescheiden. Mein Mann hat mir aber schon so viel von Ihnen erzählt.“ —

Ich wollte dem Herrn von Blüchstein nicht die unschuldige Freude nehmen, seiner Frau ebenfalls aufzubinden, daß durch meinen Besuch seinem Hause eine besondre Ehre widerführe, daher bat ich ihn, mit mir einen kleinen Spaziergang den Hügel hinauf zu machen, um den Ort, den ich bisher nur vom Thale aus gesehen hatte, auch von der Höhe zu sehen.

Er willigte freudig ein und rief den Negern zu: „Ihr könnt heute Feierabend machen und (indem er ihnen Geld gab) ein Glas auf die Gesundheit des Herrn Obersten und die meinige trinken.“ — Diese ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern entfernten sich jubelnd in den untern Theil des Orts, wo sie wahrscheinlich die Ehre, die ihrem Herrn widerfahren war, allen Bekannten verkündeten.

Nachdem Herr v. B. sich eiligst in seinen besten Anzug geworfen, wanderten wir gemächlich den sich an dem Berg hinaufschlängelnden Weg hinan, während wir uns über manche Dinge unterhielten und unsre Meinungen austauschten, wobei ich sah, daß er ein Mann von vielseitiger Erfahrung und gediegener literarischer Bildung war. Wir wurden freilich manchmal unterbrochen, denn jedesmal, wenn wir an einem Hause vorbeikamen, wurde dem davorstehenden Bewohner kund gethan, in welcher vornehmen Gesellschaft er ging, wobei er sich selbstgefällig brüstete.

Wenn man einen Monat zu Pferde gereist ist, so ist ein kleiner Spaziergang eine Erquickung, aber einen steilen Berg zu erklimmen, eine mehr als gewöhnliche Beschwerde; ich hielt daher, als wir etwa 100 Fuß höher, als das höchstgelegene Haus des Orts stand, gestiegen waren, an, und wir setzten uns unter einen stattlichen Baum, von wo ich die herrliche Aussicht ins Thal genießen konnte.

Unter mir lagen, terrassenartig zerstreut und gleichsam an den Berg geklebt, die kleinen Häuser des Orts mit ihren Gärtchen von Apfelsinen- und Bananenbäumen, unten im Thale einige hundert Schritt neben dem Flusse herlaufend die nach Minas führende Landstraße, daran das Haus des Gouverneurs, das einzige von zwei Stockwerken, und die kleine Kapelle des Orts. Ganz unten der Fluß (Rio Preto, d. h. der schwarze Fluß), ein reißender Bergstrom, der schäumend über Felsen und Klippen seinen ungestümen Lauf nimmt, überspannt von der hölzernen Brücke, auf welcher ich grade meine Caravane langsam ankommen sah. Ebenes Land sieht man nach keiner Richtung. Alles ist Berg, mit dichtem Urwald bewachsen, aus welchem die Palmen (palmita) hoch gleich riesigen Federbüschen hervorragen; über die näher gelegenen Waldungen hin wird die Aussicht durch hohe Gebirge in weiter Ferne begränzt.

Hier saß ich mit Herrn von Blüchstein versunken im Anschauen der prachtvollen Bergwelt, die vom schönsten Abendhimmel beleuchtet

war, als dieser das Wort nahm und zu mir sagte: „Sie werden sich ohne Zweifel gewundert haben mich am Schneidertische zu sehen, aber das Schicksal spielt mit den Menschen, und Niemand kann vorher wissen, mit welchem Geschäfte er sich noch durch die Welt helfen muß. Kein Mensch ist das, was er sein will; Jeder ist, was er sein muß. Ich habe viel erfahren, und an Gelegenheiten und Mitteln mich in meiner Jugend auszubilden fehlte es mir nicht. Aus Neigung trat ich in Militärdienste, ward Offizier in Preußen, aber ich fühlte mich nicht glücklich. Meine Löhnung war nicht hinreichend für meine Bedürfnisse, noch weniger für meinen Leichtsinn, und die Aussichten auf Avancement lagen in weiter Ferne. Als im Jahre 1828 der brasilianische Werber, Major D. Schaefer, nach Deutschland kam, ließ ich mich als Lieutenant anwerben und schiffte mich von Hamburg aus nach Rio de Janeiro ein. Daselbst angekommen, wurden die Bataillone formirt und ich zum 28. Jägerbataillon gestellt, welches, wie Ihnen bekannt sein wird, größtentheils aus mecklenburger Züchtlingen bestand und gewiß in Rio de Janeiro viel Unfug gemacht haben würde, wenn es nicht bald nach dem Kriegsschauplatze in Rio Grande eingeschifft wäre, wo es sich in den verschiedenen Kämpfen auszeichnete, aber im Lager stets das unlenksamste war. Als der Frieden mit Buenos Ayres geschlossen und damit der Feldzug beendigt war, lagen wir erst eine Zeitlang in Santa Catharina und kehrten dann nach Rio de Janeiro zurück. Vor ungefähr zwei Jahren, als Vorbereitung zu der glorreichen Revolution, in welcher Dom Pedro I. zu Gunsten seines damals siebenjährigen Sohnes abdankte, wurden die deutschen Bataillone aufgelöst und die Offiziere verabschiedet; plötzlich, ohne Kündigung, ohne Gratification. Bei dem geringen Solde konnte Keiner etwas erübrigen; ich hatte deßhalb auch nichts und dachte bekümmert an meine Zukunft. Nachdem ich alle mir bekannten Deutschen um Beschäftigung angesprochen hatte, griff ich zum Wanderstabe und pilgerte landeinwärts, ohne einen Plan zu haben, dem Zufall mein Schicksal überlassend. Allenthalben, sowohl auf den großen Plantagen wie in den Hütten, genoß ich Gastfreundschaft, während ich langsam weiter reiste, aber Niemand konnte meine Dienste brauchen. So kam ich eines Tages erschöpft und fast verzagend in jene Schenke an der Brücke und fragte den Wirth, ob er nicht Beschäftigung für mich wüßte. Er sagte mir, daß man in keinem Fache Leute suche; nur wenn ich Schneider wäre, könnte er mir sogleich eine Stelle besorgen, da der einzige Schneider des Orts vor einigen Tagen gestorben sei und die Wittwe sehnlichst einen Zuschneider wünsche, der ihren Sclaven Beschäftigung gebe und ihre Kunden befriedige. Was sollte ich in meiner Noth anderes thun, als gestehen, daß dies grade mein Handwerk sei? Er führte mich darauf zu der Wittwe des verstorbenen Schneiders, die mich als einen Retter in der Noth empfing. Ich sagte ihr, scheinbar bescheiden, daß ich eine geraume Zeit ohne Uebung gewesen sei, aber mich bald wieder in die Praxis hineinzuarbeiten hoffe. Mein erstes Debût war, daß ich ein Beinkleid für den Gouverneur zuschneiden mußte. Zu diesem Zwecke ließ ich mir ein altes von ihm geben, wonach ich mir aus Papier Modelle sämmtlicher Theile machte. Das Kleidungsstück erwarb sich Beifall. Aehnlich verfuhr ich mit einer Jacke für den Notar und einem Rock für den Geistlichen. Es gelang mir auch diese Herren zu befriedigen, nachdem ich mir Modelle ihrer Anzüge verschafft hatte; dabei kam mir meine frühere Eitelkeit, als ich mich noch als Fähnrich um jede Kleinigkeit im Schnitt der Uniform bekümmerte, trefflich zu Statten. Die Theorie verstand ich, und in drei Wochen hatte ich es schon so weit in der Praxis gebracht, daß ich keiner Modelle mehr bedurfte und als ganz vollkommen im Geschäfte angesehen wurde. — Auf meinen Feldzügen und Reisen habe ich mir einige medicinische und chirurgische Kenntnisse erworben, mit denen ich oft, da hier kein Arzt wohnt, aushelfen muß, und meine Kenntnisse der deutschen, englischen und französischen Sprache, die oft bei durchreisenden Fremden in Anspruch genommen werden, machen mich zum gelehrtesten Mann von Rio Preto und der ganzen Umgegend. — Die Wittwe, bei der ich vor zwei Jahren in Dienste trat, ist jetzt meine Frau, sie ist auch die Eigenthümerin des Hauses und der vier schwarzen Schneidergesellen. Ihr überlasse ich die Besorgung der Geldangelegenheiten, nur lasse ich mir von ihr täglich einen Milreis (damals = 1 ₰ preuß. Crt.) geben, um meine Privatauslagen damit zu bestreiten. Ich habe nun darauf verzichtet Deutschland je wieder zu sehen, ich bin hier glücklich und zufrieden, denn ich genieße die Achtung meiner Mitbürger und habe mein reichliches Auskommen."

Während dieser Erzählung war die Sonne untergegangen, es wurde fast plötzlich dunkel, die Leuchtkäfer (vagaluz) und Fledermäuse schwirrten um uns her, und hoch am Himmel strahlte das südliche Kreuz. Ich mahnte daher an die Heimkehr, und unter traulichem Gespräche gelangten wir an das Haus, wo Frau Annita schon das Abendessen auftrug. Ein gebratenes Huhn, eine große gekochte Lachsforelle aus dem Rio Preto, Eier, gebackene Bananen, Batatas und noch manches andre Gericht zierten den Tisch, wobei der Wein ebenfalls nicht vergessen war. Erst gegen Mitternacht kam ich zu meinen Leuten, wo ich, wie gewöhnlich, mich auf bloßer Erde niederlegte und einen gesunden Schlaf hatte. Am andern Morgen setzte ich meine Reise fort, doch dachte ich noch oft an Herrn Joachim von Blüchstein, den Schneider von Rio Preto.

Deutsche Maler in Rom.

* Den „Grenzboten" entlehnen wir folgende Skizze: „In der Regel das Erste, wonach ein junger Maler aus dem Norden, in Rom angekommen, sich nach glücklich vollendeter Wahl einer Wohnung umsieht, ist das Speisehaus zum Lepre. Das Zweite pflegt dann italiänisches Leben, italiänische Romantik, italiänischer Stoff zu Studien und Skizzen, Beobachtungen und Bildern zu sein. Folgen wir ihm, um zu sehen, welche Ausbeute ihm sein Bestreben gewährt, und im glücklichen Falle mitzugenießen. Es wird auch hier die Klage vernommen, daß die Welt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in ihrem äußern Wesen prosaischer wird. Das rechte Auge aber findet noch immer manches anmuthige Bild.

Es ist leicht möglich, daß die Trattoria zum Lepre, das eigentliche Künstlerspeisehaus, schon beim Betreten der küchenduftigen Räume den anfänglichen Heißhunger des jungen Nordländers auf das bescheidnere Maß einer halben Sattigkeit herabdrückt. Die römischen Speisehäuser verlocken in der Regel nicht viel Geld auszugeben. Die Küche liegt gewöhnlich in einer dem Auge wie der Nase erreichbaren Nähe und spendet ohne Unterlaß Gerüche aller Art. Die Sauberkeit des Tischtuchs, des Fußbodens, der ganzen Räumlichkeit ist so gering als möglich. Die Gesellschaft in den Zimmern ist wunderbar gemischt. Gewöhnlich giebt es unter den mit Tischen, Bänken und Salzbüchsen ausgestatteten Sälen solche, welche vorzugsweise von Leuten aus dem Volke heimgesucht werden, andere, wohin sich Gäste in besseren Kleidern zurückziehen. Eine förmliche Grenze aber wird nirgend gezogen, und an dem nämlichen Tische kann man sowohl in Speisewirthschaften wie in vielen Kaffeehäusern Schwarzröcke, Ladendiener, Künstler, französische Soldaten, Thürsteher in herrschaftlicher Livree, oft mit Weib und Kind, Landleute im heimischen Aufputze, friedlich beieinander sitzen und nach derselben Karte speisen sehen.

Im Speisehaus zum Lepre wird der junge Teutone, sofern ihn nicht eine ziemlich geschlossene Genossenschaft schreckt, sich an den Tisch im ersten Stock begeben, wo die Habitués des gegenüberliegenden Café Greco das Wort führen. Es ist wahrscheinlich, daß eine Einkehr in das Café Greco ihn schon darüber belehrt hat, daß sich in Rom vaterländische Art und Weise nicht immer in südliche Romantik umwandelt. In der That, einige wenige Mäntel abgerechnet, findet sich nichts Auffallendes unter den Speisegenossen der Oberstuben. Dort sitzt Willers, der treffliche Wolkenschatten- und Sturmwind-

maler aus Oldenburg. Er ist für ihn das Abbild eines nordischen Erbförsters; der blonde Knebel- und Kinnbart stimmen durchaus zu dem oldenburger Dialekt, der sich mit Erfolg gegen die weichen Laute südlicher Sprache wehrt. Lehmann neben ihm, mit dem frühgrauen Kopf und dem jungen Gesicht, der gerngesehene Gesellschafter des englisch-amerikanischen Viertels, hat keinen Hauch römischer Art in seiner Erscheinnng. Riedel ist ganz Bayer, und Wagner, der Nestor auf Villa Malta, protestirt schon durch seine hängende Unterlippe gegen den Verdacht, er habe seiner bequemen fränkischen Mundart zu Gunsten romanischer Sprachgewandtheit Gewalt angethan. Lindau, der Stentor des Café Greco, Hottenroth, der leidenschaftliche Campagnabewunderer, Törner, der glückliche Nacheiferer des Mieris, zu 2000 Scudi das Atlaegewand, sie alle sind und bleiben Sachsen, und unser Neuling fühlt's mit Schmerz, auch er wird über die Alpen zurückkehren, ohne sich in einen Italiäner echten Schlages umgewandelt zu haben.

Einstweilen bleibt ihm nichts übrig, als durch römische Kost den alten Adam auszutreiben; verdankt doch die zahme Katze nach Moleschott ihre im Vergleich mit dem Urtypus ihres Geschlechts milden und feinen Sitten nur der veränderten Nahrung. Fritti machen rachsüchtig, heißt es in Italien; unser junger Künstler wird den Wink beherzigen. Eine gelinde Dosis italiänischer Rachsucht kann dem deutschen Gemüth nur lebhaftere Farbe geben. Dem Oelgebackenen spricht er deßhalb mit Nachdruck zu, und an die ölgesalbten Faustkämpfer Roms denkend, schüttet er, zum Entsetzen des Cameriere den ganzen Inhalt der goldgelben Caraffe aus Lucca auf die zarte Latuga. Die italiänische Küche hat mit der südfranzösischen manche Aehnlichkeit. Bei der Feinheit und Frische des Oels gewöhnt man sich rasch an diesen Ersatz der heimischen Butter. Die letztere war noch vor wenigen Jahren in Neapel kaum bekannt, ist jetzt aber dort wie auch in Rom in vorzüglicher Güte zu haben. Was die italiänische Kost zu allen Jahreszeiten auszeichnet, das sind die frischen Gemüse: Broccoli, Blumenkohl, Artischocken, Paradiesäpfel, Salate aller Art lösen einander ab, wogegen Kartoffeln selten auf den Tisch kommen. Vögel sind nicht reichlich vorhanden, weil die junge Brut nirgend geschont wird und man namentlich in der Campagna aus nationaler Jagdliebhaberei einen Vertilgungskrieg gegen sie führt. Das Fleisch ist gut, wird aber sehr zur Suppe ausgekocht. Mit dem Käse zum Nachtisch findet sich weder Messer noch Gabel ein.

Der Wein war gut und billig; eine hübsche Foglietta voll des goldenen Getränks nur sechs Bajocchi, da läßt sich schon einen Tag um den andern die kleine Ausschweifung rechtfertigen.

Nun aber hat der Cameriere auf der Rückseite der Speisekarte die unentzifferbare Hieroglyphencolonne seiner Rechnung aufgezeichnet. Der Noviz zieht eine jener Fünfscudonoten hervor, die ihm der wohlwollende römische Bankier für pari überließ, und welche nur gegen schweres Kupfergeld umsetzbar sind. Nach einer Viertelstunde erscheint der dienstbare Geist von neuem, beladen mit einer Menge Papierrollen, welche die Kupfervaluta des in Zahlung gegebenen Papiers enthalten. Mit seiner Ladung Kupfer verläßt der Noviz die berühmte Trattoria. Es kann sich ereignen, daß sein deutscher Schneider auf diese Taschenüberladung keine Rechnung machte; für diesen Fall werden etliche Nähte den Folgen des römischen Silbermangels erliegen, was wiederum den Beschädigten zu irgend einer Bewohnerin der spanischen Treppe in Beziehung bringt, deren schwache Nadelfertigkeit grade ausreicht, dem Fremden auf der Straße die Tasche zu flicken.

Dieser Zufall macht den jungen Maler auf das eigenthümliche Straßenleben Roms aufmerksam. Denn zu Rom und mehr noch zu Neapel sind solche vertrauliche Hilfsleistungen nichts Seltenes. Auch der Haarschneider und der Barbier treiben unter freiem Himmel ihre Hantirung, und in den volkreichsten Vierteln flicht vor der Hausthüre eine Römerin der andern die Haare. Die nämliche Dienstleistung macht einen großen Theil der italiänischen Landschafts- und Straßenstaffage aus. Die Venetianerinnen, bei denen die Sitte des falschen Haars zu lange bestanden hat, um je ganz wieder zu verschwinden, helfen sich durch nachgemachte Haarzöpfe, die sie zum vielfädigen Netze auf dem Hinterkopf vereinigen. Dennoch giebt's genug zu flechten, da sie das wirkliche Haar gern in filigranartig feine Stränge sondern. Mit wenigen Ausnahmen sieht man sonst in ganz Italien schön gepflegtes eignes Haar auf den Köpfen der Weiber und Jungfrauen. Ein nordisches Gemüth hat Mühe, sich in die Oeffentlichkeit jener Toilettenverrichtung hineinzufinden, und noch naiver nehmen sich die Jagdscenen aus, die von den Fingern sorgsamer Mütter, ebenfalls vor offner Thüre, in den Wildnissen ungekämmter Kinderköpfe aufgeführt werden. Ueberhaupt ist unter den Geschäften des Tages nichts, was sich in Italien nicht ebenso oft den blauen Himmel als Zuschauer gefallen ließe, wie bei uns die vier Wände der Kammer. Das Säugen der Kinder gehört dazu und nimmt einen um so breitern Raum ein, als man nicht selten Kinder von drei Jahren noch auf diese Nahrungsquelle angewiesen sieht. Das frühe Verblühen der Italiänerinnen darf zum großen Theil dieser Gewohnheit zugeschrieben werden.

Je tiefer der Genremaler nach Süden vordringt, desto reichlicher fließt ihm der Stoff zu, und wenn er Neapel, Amalfi, Capri, Pästum, Terracina durchstreift hat, wird sein Skizzenbuch bald nicht mehr für das Gesammelte ausreichen.

Schon die Costüme sind an den meisten Orten sehr malerisch. Es ist wahr, sie fangen an zu verschwinden, wie denn in aller Welt der Geschmack der Pariser bestimmt scheint, die nationale Tracht zu verdrängen. Die Donna von Sonino in rothem Atlas vom Rocksaum bis zur Halskrause ist eine selten gewordene Erscheinung. Das griechische Weibercostüm der Insel Procida wird immer unvolksthümlicher, und die mit echten Costümen von der gewesenen Prinzessin Albrecht von Preußen beschenkten Insulanerinnen hatten nichts rascher zu thun, als den schmucken Putz an Maler wieder zu verzetteln. Auch die früher so reich gekleideten, stolzen Trasteveranerinnen sind gleich den Römerinnen vom andern Ufer ihrer stattlichen Nationaltracht meist abtrünnig geworden. Doch sieht man namentlich bei Festen im Neapolitanischen noch immer Weibertrachten reich mit Gold verbrämt und glühend von Farbe. Ein gutbesetztes neapolitanisches Caricolo mit seinem buntgeschirrten Maulthier oder Pferd, seinen zwei hohen hellbemalten Rädern, den goldenen Verzierungen rechts und links, dem grellleuchtenden Conterfei seines Schutzpatrons, seinem fast am Boden hinschleppenden Netz mit kleinen, blinden Passagieren, seinem gemischten Inhalt von Mönchen, Soldaten, Weibern, Pfaffen, schönen Mädchen und lustigen Burschen, ein solches oft zwölf bis sechszehn Personen haltendes Wäglein spottet der reichsten Palette eines nordischen Malers und widerlegt die Besorgniß, der Süden werde mit den nationalen Costümen auch dereinst den Geschmack an bunter Farbenpracht verlieren. In der That, so lange der große Bär nicht im Süden steht, ist keine Gefahr, daß Italien eintönig werde.

Zu den fröhlichen Staffagen italiänischer Natur zählen auch die berittenen Geistlichen. Man ist gewohnt, Alles an ihrer Kleidung von schwarzer Farbe zu sehen. Beim Reiten aber verräth sich auch bei ihnen der südliche Hang nach bunten Stoffen. Unter dem schwarzen Priesterrock kommen Hosen zum Vorschein, so schreiend von Farbe und so überaus lustigen Aussehens, als gelte es, die äußere Monotonie durch übertriebene Buntscheckigkeit von Innen zu überstimmen. Wenn sich die Propagandaschüler an Nachmittagen in einem Winkel des borghesischen Gartens unbewacht glauben und plötzlich ihre Röcke abwerfen, um in Burzelbäumen und Bocksprüngen den durchbrechenden Jugendübermuth auszutoben, da kommen Unterkleider ans Tageslicht, deren Heiterkeit selbst einem sehr melancholischen Temperamente die Wolken von der Stirn zu scheuchen vermöchte.«

*Gedichte.

Gedichte von W. Keim.

Der Wildschütz.

Erloschen ist längst schon das Abendroth
Und fern noch das Morgengrauen,
Die Nacht ist dunkel und still wie der Tod,
Kein Stern am Himmel zu schauen,
Nur daß zuweilen mit flüchtigem Licht
Der Mond durch die fliegenden Wolken bricht.

Kein Mensch ringsum, nur am Kreuzweg sitzt
Ein Bursch hinter Dornen und Ginster;
Er horcht und lauscht, — sein Auge blitzt
Unheimlich wild und finster;
Zuweilen prüft er in fester Hand
Seine Büchse, dran lautlos den Hahn er spannt.

Da tönet es fernher ans lauschende Ohr
Wie der Hufschlag trabender Pferde; —
Der Bursch springt leicht wie ein Hirsch empor
Von der thaugefeuchteten Erde:
„Du bist es, das fliegt ja wie Windeswehn;
— Ich muß, — nicht verzagt, — bald ist es geschehn!“ —

Bald ist es geschehn, dann bin ich frei!
Soll ich in Ketten verderben,
Weil ich dem Förster im Wald entzwei
Den Schädel schlug in Scherben?
Und du willst mich fangen? Es gilt mein Blut!
Halli! meine Büchse trifft noch gut!

Der Reiter fliegt wie der Sturm daher,
Kaum rühren die Hufe den Boden,
Da knallt es laut, da fällt es schwer! —
„Gott Dank! der ist bei den Todten!“
Der Wind verweht das verzweifelte Wort,
Und wild mit dem Roß jagt der Bursche fort!

So säß' ich gern.

Es ruht der Ozean, der wogenreiche,
In blauer, sternenglanzdurchstrahlter Nacht.
Hoch über ihm die stille, bleiche
Luna in ferner, lichter Pracht.

Und seine Wogen rauschen in Gesängen
Und tönen laut in mächt'ger Liebeslust,
Bis sie ihm, von den süßen Klängen
Besiegt, herabsinkt an die Brust.

Und so auch säß' ich gern zu deinen Füßen
Und schaute in dein frommes Angesicht,
Daraus mit allgewalt'gem Grüßen
Wortlos die Liebe zu mir spricht.

Du schöne Frau, dann klängen meine Lieder,
Dann tönte frisch und hell mein Minnesang,
Bis küssend du dich zu mir nieder
Gebeugt in reinem Liebesdrang.

Tiefe Ruhe.

Tiefe Ruhe liegt und stiller Frieden
Rings umher im abendstillen Thal;
Armes Herz, wann wird auch dir einmal
Solches langersehnte Glück beschieden?

Bange zitterst du in stummer Qual,
Denkst du an dein tiefes, ernstes Lieben;
Unstät wirst du hin- und hergetrieben,
Suchst vergebens einen Hoffnungsstrahl.

Fremd bist du der Einzigen geblieben,
Liebst, — und fandest doch die Liebe nicht,
Einsam, ringsum Dunkel, nirgends Licht;
Armes Herz, das ist ein traurig Lieben!

Armes Herz, wenn dich der Tod zerbricht,
Sterbe tonlos, lasse Sie's nicht wissen,
Was dran schuld ist, — Friede sei das Kissen,
Drauf ihr Haupt ruht; — störe du ihn nicht!

Abschied.

Hast schmerzlich geweint, als wir scheiden gemußt,
Warst traurig und tief erschüttert;
Mein Auge war hell, doch das Herz in der Brust
Hat mir leise gebebt und gezittert.

Nun gehet es wieder allein, allein
Wie der Mond durch das nächtige Dunkel,
Und Erinnerung nur wie der Sternenschein
Umglänzt mich mit goldnem Gefunkel.

Feuilleton.

— * Von Nikolaus Hocker erschien ein Buch „Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen, ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Heldensage.“ Dasselbe enthält eine neue mythologische Deutung des Nibelungenliedes und viele neue Forschungen, welche sich an die Sage von der weißen Frau, vom Schwanritter (Lohengrin) und an die Welfensage knüpfen.

— ⁂ Das vierte Heft des bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden populär-encyklopädischen Werks: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“, enthält abermals eine Reihe von Aufsätzen und Artikeln, die sich durch treffliche Darstellungsweise wie durch ihre Richtung auf das Interesse und die Geschichte der Zeit auszeichnen. Der erste Aufsatz versetzt uns in das Parteitreiben der nordamerikanischen Union, indem er uns in zusammenhängender und sehr anschaulicher Weise „die Vorgänge und Zustände in Kansas“ schildert. Die Sklavenfrage, welche die Union so tief und verhängnißvoll bewegt und spaltet, ist in diesem westlichen Territorium im vorigen Jahre zunächst zur praktischen Entscheidung gelangt. Es geht aus der auch als Sittenschilderung interessanten Erzählung unzweifelhaft hervor, daß jenem aufkeimenden Gemeinwesen Kansas das Institut der Negersklaverei, überhaupt Gesetz und Verfassung, einzig durch die Büchsen und Messer organisirter Freischaaren und Räuberbanden aus Missouri aufgedrungen worden. Die Parteiregierung des Präsidenten Pierce hat sodann diesen unerhörten Gewaltakt gegen die wirkliche Ansiedlerbevölkerung aufrechterhalten, und auch die Politik des neuen Präsidenten Buchanan hat ihn bereits als einen gesetzlich bestehenden sanctionirt. Ein zweiter Aufsatz bespricht die sogenannte Weinveredelung vom chemischen und nationalökonomischen Standpunkte aus, ein dritter giebt eine Charakteristik des Talents und der Werke des kürzlich verstorbenen französischen Malers Paul Delaroche. Die Arbeit ist, sowohl was Stilistik als Kunsturtheil betrifft, die einer Meisterhand, und wird um so mehr interessiren, als die Bilder jenes Künstlers durch den Stich auch in Deutschland sehr populär geworden sind. Den Beschluß der größern Artikel des Hefts bilden die Biographien zweier noch lebenden Zeitgenossen. Der erste behandelt das Leben und Wirken des Rheinländers Gustav Mevissen, bekannt durch seine vormalige parlamentarische Thätigkeit, noch mehr aber als ausgezeichneter Finanzmann und Gründer großartiger industrieller Institute in Rheinland und Westfalen. Der andere Artikel ist dem russischen General Grafen von Berg gewidmet, welcher sich neuerdings durch die Vertheidigung der finnischen Küsten gegen die westmächtlichen Flotten bekannt gemacht hat. Die „Kleinern Mittheilungen“ des Hefts, zur Ergänzung und Fortführung des „Conversations-Lexikon“ bestimmt, bieten auch diesmal wieder eine ganze Menge von Biographien und biographischen Notizen dar.

— * Ueber den Absatz der bedeutendsten preußischen Blätter, der sich nach der jetzigen Gesetzgebung genau bestimmen läßt, erhält man folgende Angaben. Den größesten hat der Kladderadatsch; er belief sich 1856 auf 26,000 Exemplare, die Vossische Zeitung hatte 13,400, die Nationalzeitung 7500, die Kreuzzeitung 6550, die Spenersche 6600. Die Abonnentenzahl der Kölnischen beläuft sich auf 12,500 und ist in den letzten Jahren gestiegen, wie denn überhaupt seit 1852 die Journalpresse in Preußen trotz aller Beschränkungen nicht abgenommen hat, wie man wohl anzunehmen pflegt, sondern eine größere Verbreitung gewonnen hat.

— * Von dem ersten Concert, welches unsere gesangskundigen Landsleute aus Köln in London gegeben haben, schreibt ein Berichterstatter: „Der Männer-Chor trat 86 Stimmen stark, also stärker als je, auf; der erste Tenor zählt hier 17, der zweite Tenor 21, der erste Baß 22, der zweite Baß 26 Stimmen. Seit seiner Gründung im Jahre 1842 ist die Zahl der wirklichen Mitglieder des Vereins unter der Leitung des königlichen Musikdirectors Franz Weber von 30 auf 138 gestiegen. Einen klangvolleren und imposanteren Chor dürfte wohl kein Verein in der Welt aufstellen können. So war denn auch der Eindruck der Ge-

sänge, was Kraft und Fülle betrifft, ein so großartiger wie noch nie, und wenn auch die Präcision und Feinheit des Vortrages in dem ersten Concerte, wie das ganz natürlich ist, noch nicht ganz und stets die Alles übertreffende frühere Vollkommenheit erreicht hatte, so war doch in hohem Grade zu bewundern, was auch in dieser Beziehung von dem so zahlreichen Chor bereits geleistet wurde."

— * Der Kaiser von Rußland hat für sein Museum in der Eremitage zu Petersburg die Medaillen-Sammlung des Grafen Perowsky angekauft. Dieselbe umfaßt mehrere Tausend der seltensten Münzen und Medaillen aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden. Besonders bemerkenswerth sind die silbernen und bronzenen Münzen aus der Zeit der bosporischen Könige, welche die ohnedies schon reich vertretene Abtheilung der griechischen Münzen vervollständigt und zu einer seltenen Bedeutung erhebt.

— * Der Ausbau des Kaiserdoms zu Speyer geht seiner Vollendung entgegen; in Kurzem wird das achteckige Steindach der neuen Kuppel bis zur Spitze geschlossen sein und mit dem Kreuze gekrönt werden. Sie stellt sich harmonisch und zugleich reich und prächtig dar, seitdem sie mit einem großen Radfenster versehen ist. Auch die polychromisch gehaltenen Gewölbe der Kaiserhalle, die noch nicht ganz vollendet sind, werden ein Schmuck der Kirche sein, ebenso die Bogen der Seitenportale.

— * Die englische Regierung rüstet eine Expedition aus zur Erforschung des britischen Nordamerika, besonders des von den Zuflüssen des Saskatschewan bewässerten Landes, des südlichen Theils des auf britischem Gebiete liegenden Felsengebirges und möglicherweise zur Entdeckung einer neuen Durchfahrt nach Vancouver-Eiland. Ein Geologe und Botaniker schließen sich der Expedition an, die sich zunächst an die Westküsten des Oberensees begiebt.

— * Im südamerikanischen Staate Chili rüstet man eine Expedition aus nach dem Rio Negro in Patagonien, um zu untersuchen, ob durch denselben nicht eine Wasserverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean herzustellen und so die Fahrt um das Cap Horn herum entbehrlich zu machen sei. Die Regierung von Chili hat einstweilen für die Expedition eine Summe von 3500 Pesos, jedoch mit dem gleichzeitigen Versprechen, sie erforderlichen Falles zu vermehren, bewilligt. Die Expedition soll, unter Führung eines Herrn Cox, aus zwanzig Männern bestehen, die, außer den nöthigen Waffen und Lebensmitteln, fünf Boote mit sich führen werden.

— * Barth und Livingstone. Bald nach einander sind die beiden glücklichsten unter den in Afrika reisenden Forschern, Heinrich Barth und Livingstone, von denen jener den Norden, dieser den Süden des Erdtheils unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen durchwanderte, zurückgekehrt und beschäftigen sich nun damit, der Welt die Resultate ihrer Unternehmungen mitzutheilen. Das Feld, auf welchem sie mit mehr Erfolg als irgend einer ihrer zahlreichen Vorgänger thätig waren, ist ein so wichtiges und anziehendes, daß wir noch einmal aus mehreren Berichten eine Uebersicht ihrer Thätigkeit geben wollen, aus der auch noch hervorgeht, daß unserm deutschen Landsmanne Barth der höhere Ruhm gebührt, wenn hier von Nebenbuhlerschaft die Rede sein kann. Dieser Gedanke liegt nicht so ganz fern, da in England offenbar ein Stückchen Eifersucht auf Deutschland in der Art zu Tage tritt, mit welcher man die Verdienste Livingstone's hervorhebt. — Zunächst folgende kurze Skizze von dem heldenmüthigen Unternehmen Barths und seiner Begleiter Richardson, Overweg und Vogel, welche die von der englischen Regierung ausgerüstete Expedition mitmachten. „Nie hat eine Expedition zur Erforschung fremder Länder ein so allgemeines und lebhaftes Interesse unter allen Gebildeten Europas hervorgerufen, als diese; denn keine war wie sie so systematisch ins Werk gestellt und geeignet den Völkerverkehr und den Handel zu erweitern, der Entwürdigung der Menschennatur durch den Sklavenhandel die Wirkungen der Humanität, geläutert durch das Christenthum, entgegenzusetzen und die Wissenschaften, namentlich Geographie, Naturwissenschaften, Geschichte und Sprachforschung, mit bedeutenden Erfolgen zu betreiben. Die Idee zu dieser großen Expedition nach Mittelafrika ist von dem Engländer James Richardson ausgegangen, der sich durch seine Reisen in den Jahren 1845 und 1846 durch den nördlichen Theil der Sahara, von Tripoli nach Ghadamis, Ghat und Mursuk, um dort den Sklavenhandel nach Kräften zu unterdrücken, in England einen klangvollen Namen erworben hatte. Im Jahre 1849 erhielt Richardsons Plan die Genehmigung und Unterstützung der britischen Regierung, und zugleich wurde auf Anregung des berühmten Geographen A. Petermann ihm der mit tüchtigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstete Dr. Adolf Overweg aus Hamburg beigesellt. Dieser Entschluß Overwegs war für das ganze Unternehmen noch dadurch von großer Bedeutung, daß sein Freund und Landsmann, der als Archäolog und Sprachkenner sehr geachtete Dr. Heinrich Barth, sich bestimmen ließ, der Expedition sich anzuschließen. Im November 1849 begaben sich die Reisenden nach Tripoli, dem natürlichen Eingangsthore in das Innere von Afrika. Während Richardson, um die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen, in dieser Stadt zurückblieb, besuchten Barth und Overweg das Ghariangebirge. Gegen Ende März 1850 erfolgte der Aufbruch der Expedition. Der Zug bewegte sich auf dem gewöhnlichen Karawanenwege über Mursuk, Bentscholid, Sokna, durch das Land der Tebo nach Ghat, um durch das Gebiet der Tuareg, namentlich durch das von Europäern bis jetzt wenig besuchte Air bis nach Tegelal in Damahn, der Pforte vom Sudan, vorzudringen. Hier trennten sie sich in der Absicht, um das Land nach verschiedenen Richtungen hin zu erforschen, nachdem sie Kuka, die Hauptstadt des Reiches Borno, als den Wiedervereinigungspunkt bezeichnet hatten. Leider ist es den Reisenden nicht vergönnt gewesen, den Wunsch des frohen Wiedersehens erfüllt zu sehen: ihr Abschied war ein Abschied auf ewig. Richardson erlag nämlich den Strapazen der Reise schon am 4. März 1851 zu Ungurutua, 6 Meilen westlich von Kuka. Barth eilte zur Stätte des Todes seines Gefährten und rettete der Wissenschaft seine werthvolle Hinterlassenschaft. Die beiden Freunde, Barth und Overweg, nahmen nun ihren Weg in nordöstlicher Richtung über den Tsadsee nach Kanem, um die nordöstliche und östliche Küste des Sees, sowie Wadai im Osten kennen zu lernen. Am 25. November desselben Jahres unternahmen sie die Reise von Kuka östlich nach Musgo und stießen auf eine Reihe industriöser Städte in der Ebene südlich vom Tsadsee in dem Fürstenthume Logone. Die beiden Reisenden trennten sich, und Barth unternahm, den Doppelstrom Schari überschreitend, die Reise nach dem bisher noch von keinem Europäer betretenen Bagirmi, um einen neuen Weg in das Innere Afrikas, gegen die Nilquellen und nach dem indischen Ocean aufzusuchen, während Overweg die Richtung südöstlich von Kuka einschlug. Als Barth an den Tsadsee zurückkehrte, hatte er das große Unglück, seinen Freund Overweg zu Maduari ins Grab zu legen. Barth entschloß sich nun, die Handelsstadt Timbuktu zu besuchen, welche er über Minyo, Sinder und Gesaua unter großen Gefahren am 7. September 1853 erreichte. Nach einem Aufenthalte von sieben Monaten verließ er die von politischen Parteikämpfen zerrissene Stadt, durchschnitt das Sonrayreich und traf am 1. December 1854 in einem Walde bei Bundi mit dem vor zwei Jahren ihm zur Unterstützung nachgesandten Dr. Vogel aus Leipzig zusammen. Er setzte dann seine Heimreise fort und traf am 7. August nach einer Abwesenheit von fünf Jahren und fünf Monaten in Tripoli wohlbehalten ein. Vogel, durch astronomische und botanische Kenntnisse ausgezeichnet, hatte seine Reise von Tripoli über Mursuk auf dem geraden Wege nach dem Tsadsee angetreten und überall Vermessungen vorgenommen und die astronomische Lage der bewohnten Plätze, Gebirge und andere geographische Punkte bestimmt. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind seine Aufnahmen am Tsadsee und seine Beschreibung dieses Sees und der an denselben angrenzenden Landschaften und Völkerstämme. Vieles, was durch Clapperton und Denham geographisch und astronomisch bestimmt worden ist, wurde von ihm als irrig bewiesen und verbessert, so daß seine Thätigkeit für die positive Geographie von Bedeutung ist. Seine Absicht war von Anfang an, von den Ländern des Tsadsees einen Weg nach Wadai, Darfor bis nach dem indischen Ocean zu finden."

— Mittlerweile ist nun schon der erste Band von Barths Reisen in Afrika erschienen, und gleichzeitig beleuchtet Petermann in seiner Zeitschrift die Reise Livingstone's im Süden. Derselbe ist etwa 40 Jahre alt und lebte seit 1840 in Afrika, seine eigentlichen Reisen aber begannen 1849 und erforderten etwa sieben Jahre Zeit. Petermann schreibt: „Die Reisen und Entdeckungen des englischen Missionärs David Livingstone haben in der jüngsten Zeit verdientermaßen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und gebildeten Welt auf sich gezogen. Daß ein Europäer, meist ohne alle europäische Begleitung, 16 Jahre lang im Innern Afrikas gelebt, einen großen Theil dieser Zeit auf Reisen zugebracht, den Gefahren des Klimas, der Eingeborenen und der wilden Natur ausgesetzt gewesen, den Kontinent von einer Küste zur andern durchschnitten hat und dennoch mit seinem Leben davon gekommen, ja gesund und frisch nach Europa zurückgekehrt ist und sogar demnächst nach dem Schauplatz seiner Thätigkeit zurückzukehren gedenkt, — ein solches Faktum ist an und für sich ein seltenes Phänomen. Bei den Vorzügen eines aufmerksamen und intelligenten Reisenden besitzt Livingstone außerdem die Fähigkeit, astronomische Beobachtungen zu machen, welche im Innern eines Kontinentes wie Afrika einen ganz besondern Werth haben, weil unserer Kenntniß desselben bisher nur wenige solcher Beobachtungen zu Grunde gelegt werden konnten. Trotz alledem scheint es uns, als ob viele von Livingstone's Freunden und ein großer Theil des leichtgläubigen Publikums die Wichtigkeit dieser Reisen und ihrer Erfolge überschätze und verfrühten Ansichten und Hoffnungen Raum gebe. Was die Resultate von Livingstone's Reisen in einem geographischen und wissenschaftlichen Sinne anbelangt, so werden wir in den nächsten Wochen durch das von J. Murray in London angekündigte (und alsbald nach Ostern zu erscheinende) Reisewerk in den Stand gesetzt werden, dieselben besser zu übersehen, als es nach dem gegenwärtig vorliegenden Material möglich ist. Die bisherigen Berichte Livingstone's sind nicht frei gewesen von erstaunlichen Irrthümern und Widersprüchen, wie Veränderung in den Positionen von beinahe drei vollen Aequator-Graden, totale Umdrehung im Flußnetz u. dgl. Wie dem jedoch sein mag, so bleibt immerhin die Entdeckung des obern Zambesi eine der größten Errungenschaften, die überhaupt in Afrika gewonnen sind; denn von Zumbo an wußte man früher durchaus nichts über dessen weiteren Verlauf, und Livingstone ist der erste Europäer, der ihn von da an bis zur Einmündung des Leeba (mit Ausnahme des beträchtlichen Theiles zwischen der Konfluenz mit dem Kafue und dem großen Wasserfall) verfolgt hat. Was er über seine wahren Quellen, nämlich die Quellen des Liambey, — wie der Zambesi im oberen Laufe heißt, — erfahren hat, wird sich aus seinem Werke ergeben, ebenso, was er überhaupt über die Länder zu erzählen weiß, die außerhalb der von ihm gereisten Linie liegen: über die Reiche des Muropue und Kazembe, der beiden mächtigsten Herrscher in Inner-Afrika südlich vom Aequator; über den See von Umamesi, die Flüsse Zaire, Cunene, Tschobe, Limpopo und ihre Gebiete. Es ist das eines der hervorragendsten Resultate der Forschungen und Entdeckungen Dr. Barth's, daß er, ein großes und umfangreiches Netz von Routen eingeborner, besonders gebildeter muhamedanischer Reisenden an seine eigenen anknüpfend, die geographischen Grundzüge viel größerer Landstrecken, als derjenigen, die er selbst besucht hat, — darzulegen im Stande ist. Ob und wie weit durch Livingstone's Forschungen jener Theil des Innern Südafrikas dem Christenthum und dem Handel geöffnet werden kann, und besonders auch, wie dieselben von Europäern für ihren materiellen Nutzen ausgebeutet werden können, das müssen erst weitere Unternehmungen darthun. Daß die wichtigsten Naturprodukte in jenen Gegenden, wie überhaupt in der ganzen Aequatorial-Zone Afrikas, mehr oder minder gedeihen, ist wohl natürlich; daß aber Kaufleute nur ihre Schiffe hinzuschicken brauchten, um Schiffsladungen voll Baumwolle und Zucker u. s. w. zu holen, ist eine hitzige Spekulation, wenn schon diese Produkte an vielen Stellen wild gefunden wurden. In einer großen Versammlung, die in der Kapstadt am 12. November 1856 zu Ehren Livingstone's gehalten wurde, sprach der königliche Astronom M. Maclear in seiner Rede auch über die Wichtigkeit des Handels mit diesen neu entdeckten Ländern und bemerkte: „Man kann sich von dem Werth des Handels einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ein Pfund Thee in Tete 15 Schillinge (etwa 5 Thaler) kostete, als Livingstone dort war." Es frägt sich nur was für ein Theeumsatz in Tete überhaupt, wo nur 16 Portugiesen leben, die selbst alle Handelsleute sind, — je Statt finden kann, wenn man nicht erst dafür sorgt, daß Käufer dort sind. „In Angola soll der Kaffeebaum so verbreitet sein, daß irgend Jemand durch bloßes Umhauen desselben in Kurzem sein Glück zu machen und ein Vermögen zu erwerben im Stande sein würde." Derartige Angaben sind um so mehr als sanguinische Ergießungen anzusehen, als Livingstone selbst sich dagegen öffentlich verwahrt und „vor hastigen und übereilten Spekulationen warnt."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen halbjährlich 1 ₰ Gold. Expedition Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt. incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 14. Juni. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Linné und Upsala.

(Skizzen aus dem vorigen Jahrhundert.)
Mitgetheilt von Adolf Beckmann.

Der Ruf des unsterblichen Karl von Linné zog meinen Großvater, den späteren Göttinger Professor Johann Beckmann, zum Studium der Naturwissenschaften nach Upsala. Ueber seinen dortigen Aufenthalt in den Jahren 1765 und 1766 hat er mit dem Fleiße der Gelehrten des vorigen Jahrhunderts ein Tagebuch geführt, welchem ich den Stoff zu nachstehenden Skizzen zum größten Theil entnehme.

I. Die Universität.

Die schwedische Universität Upsala zählte zu jener Zeit, außer den Privatdocenten, 24 Professoren, unter denen der Archiater von Linné und der Canzleirath von Ihre, Herausgeber des „Ulfilas“, die berühmtesten waren. Neben ihnen gab es nur wenige ausgezeichnete Gelehrte, wohl aber manchen unbedeutenden Mann, der seine Stellung lediglich der Gunst des Stockholmer Hofes, den Adel und orthodoxe Geistlichkeit beherrschten, verdankte. Es hatte sich ein Nepotismus eingeschlichen, der mit orientalischer Willkür geübt wurde.

Linné selbst hatte die glückliche Wendung seines vorher sehr traurigen Geschickes nicht seinen durch das Ausland längst anerkannten Verdiensten, sondern nur diesem System zu danken. Als er 1739 in Stockholm als Arzt prakticirte, weil man ihm früher die akademische Carriere in Upsala verleidet hatte, und ihm als dem Würdigsten schon durch Haller mit Einverständniß des Curatoriums dessen botanische Lehrstelle an der Universität Göttingen, die dieser aufzugeben im Begriff stand, angetragen wurde, hatte es ihm im Vaterlande noch durchaus nicht glücken wollen. Da begab es sich, daß er einer Reichsräthin ein Medicament gegen den Husten verschrieb, welches diese immer bei sich tragen und bei jedem Anfall benutzen konnte. Die Reichsräthin spielte bei Hofe mit der Königin Ulrike Eleonore, hustete und steckte etwas in den Mund. „Warum thun Sie das?“ fragte die Königin. „Es giebt viel Linderung beim Husten“, antwortete jene. Auch die Königin litt am Husten, ließ sich von Dr. Linné dasselbe Mittel verordnen, es half und — dem großen Linné war geholfen. Nun nahm Graf Tessin sich seiner an; er wurde erster Arzt der Flotte, königlicher Botanikus, Stifter und erster Präsident der Stockholmer Akademie der Wissenschaften und sehr gesuchter Privatarzt. Dessen ungeachtet bekam er nicht die von ihm erbetene Professur der Botanik, welche im Jahre darauf durch den Tod Rudbeck's erledigt wurde. Sie ward seinem früheren Gegner, dem Mediciner Rosén, zu Theil, der wenig von Botanik verstand, aber noch wirksamere Einflüsse geltend zu machen wußte und später mit Linné, als dieser eine medicinische Lehrstelle zu Upsala erhalten hatte, tauschte. (Leben des Ritters Karl von Linné von D. H. Stöver, Hamburg, 1792.)

Ein minder glücklich ausgefallenes Erzeugniß dieser patriarchalischen Art von Berufung akademischer Lehrer zu Upsala war die Ernennung des ungelehrten Artilleriemajors Melderereuz zum Professor der Mathematik, welcher als „ein Lehrer sine moribus und oft sehr distract“ bezeichnet wird.

Der größte Mißbrauch war aber die Sitte, einzelnen Professoren zu gestatten, sich den Nachfolger selbst zu erwählen. Diese Erlaubniß bewog Linné, seinen Sohn für sich zu designiren, obgleich er gestand, daß er seinen später beim britischen Museum zu London angestellten Landsmann Solander für würdiger hielt.

Die Professoren führten im Allgemeinen ein wenig wissenschaftliches Leben, schrieben und lasen wenig, blieben namentlich der deutschen Literatur fast ganz fremd, indem viele dieselbe in großer Ueberschätzung der eignen Nationalgelehrsamkeit verachteten, hielten streng auf ihre akademischen Statuten und Freiheiten, unter denen sie die mehr als halbjährigen Ferien hauptsächlich hochachteten, und hatten es um das Jahr 1765 dahin gebracht, daß ein junger Mann in den meisten Wissenschaften bei der Stockholmer Akademie, deren Mitglieder gleichfalls Collegia lasen, bessere Gelegenheit zum Studium hatte, als in Upsala. Selbst die Botanik, welche in Stockholm der Professor Bergius nebst der Materia medica recht gut vortrug, war nicht ausgenommen, weil Linné's schon damals zu geistreichen Abschweifungen geneigte Lehrmethode einem Anfänger nicht verständlich genug geblieben war.

Aus diesem Umstande entsprang eine Eifersucht der Upsalaschen Professoren gegen die Stockholmer Docenten, welche jene bewog, diesen allerlei Hindernisse in den Weg zu legen. Den Professoren von Upsala wurde aber dieses schon deßhalb nicht schwer, weil sie bei der Regierung, die manchen von ihnen mit Adelsdiplom, Ordenskreuz und Titel bedachte, in größerem Ansehen standen.

Mitunter kam es freilich vor, daß die altadligen Familien sich weigerten, diesen Gelehrtenadel anzuerkennen. Namentlich passirte dieses dem Philologen Ihre, von dem ein adeliger Rittmeister öffentlich auf dem Ritterhause zu Stockholm bei dieser Weigerung behauptete, „er kenne niemand im ganzen Reiche, der eine schwärzere Seele habe.“ Ihre wollte den Junker anfangs injuriarum belangen, wagte es aber nicht. Aus Verdruß über diesen Vorfall führte er das „von“ nicht und nannte sich immer schlichtweg Ihre. Uebrigens stand der vortreffliche Gelehrte, der auch Ritter des Nordsternordens war, aber den Stern selten trug, im ganzen Reiche in hohem Ansehen. Er war ein genauer Bekannter Schlözer's. Als ihm Johann Beckmann einen Gruß von diesem überbrachte, zeigte er demselben sein damals erst bis zum Buchstaben D abgedrucktes Glossarium, dessen Verlag er selbst besorgte, und klagte dabei, daß der Drucker Ziervogel gestorben sei und seine Wittwe bonis cedirt habe, wodurch der Druck aufgehalten werde.

Der schwedische Buchhandel lag damals sehr darnieder. Es hielt schwer, einen Verleger zu finden. Linné bekam für seine weltberühmten Schriften vom Buchhändler Salvius, der allein einigen

Speculationsgeist hatte, für jeden »dicht geschriebenen« Bogen nur einen Dukaten Honorar und außerdem 10 Freiexemplare von jedem Werke. Der Sohn desselben erhielt sogar für seine Decades Plantarum nur 3 Platen, von denen 7½ auf einen Dukaten gingen. In Upsala existirte nur ein Buchladen, und dieser machte sein Hauptgeschäft mit Postillen.

Diese Ungunst der Verhältnisse mochte sehr dazu beitragen, die Ungeneigtheit der meisten Professoren zum Bücherschreiben zu bestärken. Der Gehalt derselben war nach unserem jetzigen Maßstabe gering. Linné bekam nur etwa 500 Speciesthaler. Auch werden die Honorare für Collegia nicht bedeutend gewesen sein, da die schwedische Studentenschaft sehr wenig bemittelt war. In der Zeit des rasch wachsenden Ruhmes Linné's war die Zahl der Upsalaschen Studenten von den gewöhnlichen 500 auf 1500 gestiegen (1759, Linné's Amoenitates acad. Vol. X.); 1765 war sie aber schon wieder sehr reducirt, da sich herausgestellt hatte, daß Schweden — die Zahl der auf seinen Hochschulen studirenden Ausländer war immer verhältnißmäßig gering — viel mehr Gelehrte ausgebildet hatte, als es zu verwerthen wußte. Auf allen schwedischen Universitäten mußte ein Inländer erst Theologica hören, wegen des theologischen Examens, vor welchem er nicht zu anderen Wissenschaften zugelassen wurde; darauf Philosophica, und erst nach dem philosophischen Examen konnte er sich auf die erwählte Hauptwissenschaft legen, in welcher er dann ein drittes Examen zu bestehen hatte. Ohne diese drei Examina sollte gesetzlich Niemand eine Anstellung haben. Durch diese Einrichtung erhielten die Theologen und Philosophen in Upsala stets volle Hörsäle, aber die meisten Professoren lasen ihre Collegia nachlässig und ohne rechte Application, und ebenso wurden sie von den Zuhörern besucht, die sich in denselben nichts notirten.

Die Upsalaschen Studenten theilten sich nach den vaterländischen Provinzen in »Nationen.« Sie führten im Allgemeinen ein ärmliches Leben. Schweden hatte sich von der entsetzlichen Noth, in die es der unbesonnene Karl XII. gestürzt, noch nicht erholen können. Sie mietheten sich bei der Bürgerschaft ein, welche nirgend gegen Studenten so grob wie hier gewesen sein soll; aber Möbeln, Bett und Aufwartung zugleich mit den Zimmern zu geben, waren die Wirthe nicht gewohnt. Die Schweden pflegten sich alles Nöthige mitzubringen und behalfen sich kümmerlich. Ausländer aber waren, wie gesagt, selten. Nur auf Zureden des Archiaters von Linné und seines Sohnes entschloß sich der Wirth meines Großvaters (der Rathsherr Goldbach) dazu, diesem auch Aufwartung u. s. w. zu geben. Für zwei Zimmer mit Möbeln und Bett, täglich zwei Mal Theewasser, Mittagstisch und Abends ein Butterbrot ließ er sich wöchentlich 6 Platen bezahlen, welches damals für ziemlich viel galt. Sehr viele Studenten erhielten von den Bürgern auch freie Kost und Wohnung, wofür sie die Kinder unterrichten mußten.

Schon die Vorschrift der drei Examina verlängerte den Aufenthalt auf der Universität. Noch länger aber wurde derselbe durch die übertriebenen Ferien ausgedehnt. Das Jahr war in drei Termine eingetheilt, und nach jedem Termin waren ein paar Monate Ferien, während welcher alle Studenten nach Hause reisten, um sehr spät zurückzukommen. Dies bewirkte, daß ein Student, um z. B. Dogmatik ganz zu hören, 4 bis 5 Jahre in Upsala liegen mußte.

Die Universität Upsala, welche mit vielem Stolze auf die anderen schwedischen Universitäten herabsah, war allerdings besser als diese eingerichtet, aber noch elend genug, wenn man die damaligen deutschen Hochschulen damit vergleicht. Die theologischen Professoren, von strenger protestantisch-orthodoxer Richtung, hatten in Upsala einen gewaltigen Einfluß. Sie galten sehr viel bei der Regierung und verketzerten jeden, der mit ihren Dogmen in irgend einer Wissenschaft in Conflict gerieth. Linné äußerte im Vertrauen, er habe in seinen Schriften aus Furcht vor ihnen manchen Gedanken »über die allgemeine Einrichtung der Natur« unterdrücken müssen. Die Geistlichkeit prädominirte überall im ganzen Lande, obgleich sie durch ihr eignes Leben viel Aergerniß gab. Es war noch nicht lange her, daß streng darauf gehalten wurde, daß an den vier Buß- und Bettagen jeder gesunde Mensch in der Kirche sein mußte, wo Diener mit Stäben die Schläfer unsanft weckten; ja es sind besondere Wächter auf den Straßen umhergeschickt, welche diejenigen Häuser anzeigen mußten, in denen sie während des Gottesdienstes Leute erblickt, oder deren Thüren sie nicht verschlossen gefunden hatten.

Auch bei den akademischen Feierlichkeiten, die sämmtlich mit großer Gewissenhaftigkeit nach dem einmal hergebrachten Ritus begangen wurden, genoß die theologische Fakultät einer Auszeichnung vor den übrigen. Ein Beispiel einer solchen Ceremonie ist folgendes.

Am 13. December 1765 trat der schon erwähnte Exmajor Melderereuz das Rectorat der Universität dem Professor der Geschichte Georgii ab. Jedes Jahr wechselte diese Würde; es blieb aber der Abgehende unter dem Namen eines Prorectors noch ein Jahr Stellvertreter des Rectors. Um 11 Uhr Vormittags wurde in der Domkirche geläutet, worauf die 24 Professoren aus dem Consistorium in Procession nach dieser Kirche gingen. Vor ihnen trugen zwei Pedelle die akademischen silbernen Scepter, die oben vergoldet waren. Sie waren etwas abenteuerlich gekleidet; trugen Hüte mit breiten gelben Tressen und blaue Mäntel mit gelben Schnüren, die auf dem Rücken mit drei Kronen geschmückt waren und nur bis an die Kniee reichten. In der Kirche vertheilten sich die Professoren, welche ihre gewöhnliche Kleidung trugen, in die Stühle, so daß die Theologen allein die eine Seite, alle übrigen die andere einnahmen. Der alte Rector, welcher gleich dem neuen in einen langen schwarzseidenen Mantel gehüllt war, betrat ein vor dem Altar errichtetes Katheder, vor welchem sich die Pedelle mit den Sceptern aufgestellt hatten. Da hielt er eine lateinische Rede mit mehr als polnischer Aussprache, die man nicht recht verstehen konnte, die aber nach dem Programm hauptsächlich über den Nutzen der Nachahmung der Natur bei den Künsten handeln sollte. Eigentlich war die Rede nur ein Fricassee aus Stellen der verschiedensten Autoren, als Cicero, Aristoteles, Hieronymus Cardanus, Baco, Paracelsus, Wolf, Suedenborg und vielen andern. Bei dem letzten Namen konnten die meisten Zuhörer, unter denen nur wenige Studenten waren, sich des Lachens nicht enthalten. Darauf rief der alte den neuen Rector zu sich und ließ ihm durch den Secretär der Akademie die Officia Rectoris vorlesen. Georgii las dann den Rectoreid selbst her und legte bei den Worten »so wahr mir Gott helfe« die Finger auf die ihm zugereichten Scepter. Der alte Rector gab ihm nun die Siegel des Consistoriums, das Constitutionenbuch, die Schlüssel zum Aerar und Carcer, das Album, wünschte ihm Glück und trat ab. Zuletzt las der neue Rector ein langes lateinisches Gebet ab, und damit endete der Actus.

Die akademischen Institute waren größtentheils in desolatem Zustande. Nur der botanische Garten war durch Linné in Flor gekommen. Die nicht zahlreiche Bibliothek befand sich in zwei einander gegenüber liegenden Zimmern eines nie geheizten steinernen Gebäudes, in dessen unterem Stockwerk die öffentlichen Auditorien lagen. In dem einen Zimmer waren die theologischen, juristischen und philosophischen Bücher, in dem andern die historischen und physikalischen, jedoch ohne gehörige Ordnung, aufgestellt. Jenes war jeden Sonnabend, dieses jeden Mittwoch Nachmittags offen. In einem verschlossenen Kasten wurden die seltenen Manuscripte aufbewahrt. Unter ihnen der berühmte Codex argenteus des Ulfilas, dessen Aeußeres folgendermaßen von J. B. beschrieben wird: »er ist in Quartformat, zwei Finger dick, in einem Einbande von dickem Silber mit Figuren en bas-relief; der Schnitt ist roth gefärbt; das Pergament von violetter Farbe; die weißen Buchstaben sind eingebrannt und mit vielem Fleiße ausgeführt, wiewohl sie jetzt wegen des hohen Alters etwas unleserlich scheinen.« Der Codex lag mit dem Donationsbrief des de la Gardie in einer besonderen hölzernen Kapsel. Ferner waren dort die Manuscripte eines russisch-lateinischen Lexikons in 4 Folianten, einer russischen Genealogie, welche Czar

Aleziewitsch (Feodor) in seinem Reiche bei Reformirung des Adels verbieten und verbrennen lassen, ein wohl geschriebener Pentateuch aus dem zehnten Jahrhundert mit neu unterschriebenen Punkten, einige Stücke vom neuen Testamente 2c. Man zeigte auf der Bibliothek unter dem Namen eines Kunstkabinets einen Schrank mit vielen Auszügen, aus kostbarem Holze und vielerlei seltenen und merkwürdigen Steinen zusammengesetzt, welchen die Augsburger an Gustav Adolf geschenkt haben. In den Auszügen lagen allerlei Seltenheiten, z. B. Christi Bildniß nach dem Bilde, welches beim heiligen Grabe verwahrt wird, ein hölzernes Modell von diesem Grabe, auch ein Buch mit gut gemalten Thierbildern von der Hand der Königin Christine. Im Gewölbe unter der Bibliothek war das akademische Aerar und in einem achteckigen Thurm über derselben der anatomische Saal.

Hier trug im April 1766 der Leibmedicus Aurivilius, Professor der Anatomie, das Allgemeinste von dem Bau des menschlichen Körpers über ein Cadaver vor. Dieses gehörte zu den Seltenheiten, da es der Anatomie fast immer an Leichen fehlte. Aurivilius ließ sich von jedem Zuhörer jedesmal 6 Mark als Eintrittsgeld bezahlen. Nie gab es eine größere Reinlichkeit auf einer Anatomie. Der Tisch war mit dem saubersten Leinenzeug bedeckt. Die ganze Leiche erschien niemals im Saale. Nur die für den Vortrag augenblicklich nöthigen Theile wurden einzeln auf den feinsten Porzellantellern hereingebracht, und wenn diese Theile noch zu groß waren, wurden sie so sehr mit Servietten bedeckt, daß man nur das Nothwendigste zu sehen bekam. Diese Manier gefiel sehr, und die Vorlesungen waren stets stark besucht, obgleich dieselben unmöglich sehr lehrreich sein konnten, da der Professor überdies in wenigen Stunden den ganzen Körper durchgehen mußte.

Das astronomische Observatorium, ein ehemaliges Privathaus in der Stadt, wollte sich trotz aller Veränderungen nicht zu seinem Zwecke schicken. Die Domkirche lag so nahe, daß sie in dieser Richtung fast die ganze Aussicht nahm. Der Meridian wurde durch einen Faden, den man, wenn es gerade nöthig war, über den Boden des Zimmers von einem bestimmten Punkte zu einem anderen an der entgegengesetzten Wand zog, festgesetzt, und diese Linie ging mit keiner Mauer parallel. Ein Mauerquadrant war nicht da und überall nicht viele Instrumente, von denen einige so unbequem aufgestellt waren, daß man sie nicht gebrauchen konnte. Doch gab es hier eine gute astronomische Bibliothek.

Trotz der strengen Kälte des schwedischen Winters mit den vorhergehenden „eisernen“ Herbstnächten und nachfolgenden „bleiernen“ Frühlingsnächten (eine Bezeichnung, die sich auch bei Linné findet), lasen die Professoren immer in ungeheizten Hörsälen, wo sie nebst den Studenten mit bedecktem Haupte froren. Diese Sitte war wenigstens etwas vernünftiger als die Mode der damaligen süßen Herrchen zu Stockholm, welche mitten im Winter in dünner französischer Kleidung, ohne Hut und höchstens mit einem Regenschirm oder einer Muffe bewaffnet, zu Fuß über die Straßen zu Visiten und Gesellschaften hüpften. Die Professoren mußten zwangsmäßig in den öffentlichen Auditorien lesen. Nur wenigen, z. B. Ihre, war solches in ihren eigenen Wohnungen gestattet. Allein diese hielten auch dort das Heizen für Luxus. Ihre's Lehrart kam der in unseren Schulen gleich. Er ließ die Studenten der Reihe nach z. B. aus dem Livius übersetzen, nahm es mit dieser Uebersetzung eben nicht genau, brachte aber gute philologische Anmerkungen.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehörten vorzüglich die in der Domkirche aufbewahrten Antiquitäten. Es fand sich dort eine zerbrochene Statue, unförmlich aus Holz gehauen, mit einem langen Barte, welche den nordischen Gott Thor vorstellen sollte. Einige bezweifelten dieses jedoch, weil Thor immer sitzend dargestellt werde, während dieser 2 Fuß hohe Rest einer Statue eine stehende Figur gewesen zu sein schien. Auch wurde der Mantel der dänischen Königin Margarethe und der kolossale Wetzstein gezeigt, den ihr König Albrecht, als sie diesem den Krieg erklärt hatte, zum Spott „um ihre Nadeln darauf zu schleifen“ übersandte. Der Stein war etwa drei Finger dick und fünf schwedische Ellen lang. Er war von Rothschild nach Schweden zurückgebracht, doch hatte man dort zwei Ellen davon zum Andenken gelassen. Die Königin revanchirte sich durch Uebersendung einer aus ihrem Hemde gemachten Standarte! Auch dieses zarte Andenken war im Dome zu bewundern. Ferner sah man hier die drei Kronen, welche ehemals bei den Krönungen gebraucht wurden, und mitten in der Kirche war oben am Gewölbe eine goldene Hand eingemauert, worunter der Thron bei den Krönungen errichtet worden. Zur linken Hand des Altars war am Capital eines steinernen Pfeilers die „Königin Disa“ eingehauen, wie sie halb geht, halb reitet und dadurch eine Hungersnoth hebt. Die Gebeine des heiligen Erich schlummerten in silbernem Sarge u. s. w.

Da sich der Charakter der Bevölkerung am ungenirtesten bei großen öffentlichen Calamitäten in seiner respectiven Stärke oder Schwäche zeigt, sei folgendes Unheil erzählt. Am 30. April 1766 Morgens 9 Uhr kam in Upsala in einem hölzernen Hause am Markte Feuer aus. Der Wind wehte so heftig, „daß man nicht den Hut auf dem Kopfe behalten konnte.“ Bald stand der ganze Markt, der meist große steinerne Häuser hatte, in Flammen. Nirgend gab es schlechtere Löschanstalten. Niemand dachte daran, die benachbarten hölzernen Häuser niederzureißen; es gab keine Feuerhaken; kaum wollten die Einwohner ihre Pferde zum Wasserfahren hergeben. Alles ging langsam, ohne alle Ordnung. Um 4 Uhr Nachmittags hatte sich die Feuersbrunst vom Markte bis an den Fluß verbreitet. Auch Linné's Wohnung kam in Gefahr, weßhalb er sein Herbarium und seine Bibliothek vor das Thor schaffte. Der Sturm ließ nicht nach. Man glaubte, es sollte abermals die ganze Stadt wie 1702 untergehen. Schon nahm jeder seine Pferde zurück, um sie gleich bei seinem eigenen Hause brauchen zu können. Gegen Abend legte sich endlich der Wind, und der Brand wurde in einigen Straßen gelöscht. Um 11 Uhr war jeder matt und elend und legte sich, wo er einen Platz fand. Nun nahm das Feuer wieder überhand. Da wurde die Trommel gerührt und ausgerufen: „auf und arbeitet, oder die Stadt geht unter; es sind nicht Leute genug beim Feuer!“ Alles lief nun wieder hin und löschte. Zwischen 7 und 9 Uhr des andern Morgens kam in dem höher gelegenen Theile der Stadt abermals an verschiedenen Stellen Feuer aus, wurde aber bald wieder gelöscht. Diese erneuerten Ausbrüche wurden dadurch verursacht, daß dort jeder kochen und braten wollte. Deßhalb wurde um 10 Uhr der weise Befehl ausgetrommelt, daß in 48 Stunden niemand Feuer anmachen oder Taback rauchen sollte, bei 5 Thaler Silbermünze Strafe! Man kehrte sich aber nicht daran. Die benachbarten Bauern waren nicht in die Stadt gekommen, weil gleichzeitig in der Nähe ein Dorf brannte. Die Studenten machten sich beim Brande am verdientesten, was die groben Bürger mit Dank zugestehen mußten. Einige räumten ganze Häuser aus, andere standen auf den Dächern und nahmen Wasser entgegen, andere leiteten die Pferde. Den ersten Mai wurden alle Studenten auf den Marktplatz zusammengerufen, wo ihnen der Rector Georgii im Namen aller dankte und sie fragte, ob sie sich auch zur Wache gebrauchen lassen wollten. Die Nationen blieben dann die folgenden Nächte abwechselnd beim Feuer, hielten die nun in die Stadt gerufenen Bauern zum Löschen an und durchzogen die Straßen. Es waren im Ganzen 87 Höfe oder Feuerstellen niedergebrannt, die Akademie hatte aber kein Haus verloren. Einige Tage nach dem Brande ließ der Kronprinz (später König Gustav III.) der Universität melden, er wolle herüberkommen, um den Schaden in der Stadt zu besehen. Allein die Professoren, welche seine Gegenwart eben nicht wünschten, erwiderten, daß die Pocken in Upsala wütheten, und so wurde nichts daraus. Der Archiater von Rosén hatte schon längst angerathen, dem Prinzen die Pocken zu inoculiren; aber die Königin hatte es nicht wagen wollen. Bei dieser Gelegenheit wiederholte Rosén seinen Rath und fügte seiner Unterschrift hinzu: dixi et salvavi animam meam.

II. Abriß von Linné's Leben.

Zum besseren Verständniß der später folgenden Mittheilungen aus Linné's Privatleben wird ein kurzer biographischer Abriß diensam sein. Ich habe dabei Stöver's Lebensbeschreibung zum Grunde gelegt, allein Manches nach Linné's mündlichen Erzählungen modificirt.

Karl Linné, am 25. Mai 1707 geboren, war der Sohn eines armen lutherischen Landpredigers in der schwedischen Provinz Smaland und wurde sehr frühzeitig zum Geistlichen bestimmt. Den ersten Unterricht erhielt er vom Vater. 1717 wurde er nach Wexiö geschickt, wo er bis 1724 die niedere Schule und dann das Gymnasium besuchte. Schon zu Hause hatte er die Liebhaberei des Vaters an seltenen Pflanzen getheilt. Auf der Schule vernachlässigte er seine Lectionen und trieb sich botanisirend umher. Er blieb daher sehr zurück. Es ging eine Beschwerde der Lehrer beim Vater ein. Dieser „entbrannte im Grimm“ und war so desperat, seinen Sohn bei einem **Schuster** in die Lehre geben zu wollen. Unrichtig ist die Notiz im Brockhausschen Conversationslexikon, daß dieser übereilte Vorsatz bereits ausgeführt gewesen, und als eine Extravaganz der Phantasie muß es bezeichnet werden, wenn das Hamburger Volksconversationslexikon ihn nach seiner angeblichen Befreiung von dem Metier eines Hans Sachs und Jakob Böhm beim Verlassen der Schusterwerkstatt „lustig den Knieriemen wegwerfen“ läßt. Ein Lehrer am Gymnasium, der Arzt Rothmann, hatte sein Genie erkannt, wußte es noch zeitig beim Vater durchzusetzen, daß er ihn für Medicin und Botanik bestimmte, nahm ihn in sein Haus und unterrichtete ihn in diesen Fächern. Zwanzig Jahre alt bezog er die schwedische Universität Lund, wo ihn Professor Stobaeus lieb gewann und seiner dürftigen Verhältnisse wegen zu sich nahm. Als er 1728 als Student nach Upsala gegangen war, gerieth er bald in die äußerste Noth, aß bei seinen Commilitonen und trug ihre Kleider nach. Das Schicksal machte ihn sogar zum Dilettanten in der ihm vom Vater zugedachten Profession, — er flickte seine Schuhe selbst, freilich nicht lege artis, sondern mit Kartenblättern und Baumrinden. Erst als Olaus Celsius, Professor der Theologie, aber zugleich berühmter Botaniker, von Stockholm nach Upsala zurückkehrte, erging es ihm besser. Dieser gab ihm wiederum freien Tisch und Wohnung. Jetzt kam er zuerst auf sein Sexualsystem in der Botanik, der er sich fast ausschließlich widmete. Noch Student, 23 Jahre alt, wurde er Adjunkt des siebenzigjährigen Professors der Botanik Olaus Rudbeck. Dieser hatte durch seinen Sohn von Linné gehört, ließ ihn kommen und meinte erst, er werde wohl wenig Kenntniß von der Botanik haben, da er noch so sehr jung sei. Er nahm ihn inzwischen mit in den botanischen Garten und fragte ihn nach den Namen einiger Pflanzen, welche Linné nach Tournefort nannte. Rudbeck sagte: „Ich liebe Hermannum, dessen Discipul ich gewesen.“ Da nannte Linné die Pflanzen mit gleicher Fertigkeit nach Hermann. Er erhielt nun nach einem öffentlichen Examen im Consistorio die Stelle eines Demonstrators. Als solcher hielt er mit großem Beifall Vorlesungen für Rudbeck im botanischen Garten. Nun faßte er auch den Plan zu einer besseren Classification im Thier- und Mineralreiche. 1732 sandte ihn die Societät der Wissenschaften in Upsala nach Lappland, um es naturhistorisch auszuforschen. Olaus Rudbeck war schon 1695 dort gewesen und hatte Linné durch seine Erzählungen Lust zur Reise gemacht, obgleich jener in der That nur auf dem vordersten Berge gewesen war. Seine damals gesammelten Merkwürdigkeiten waren aber bei dem großen Brande von 1702 in Upsala zu Grunde gegangen. Linné bekam etwa 60 Platen Reisegeld. Mit dieser erbärmlichen Summe, welche freilich nach Stöver mehr als noch einmal so viel, nämlich gegen 60 Thaler Courant, betragen haben soll, legte er in einem halben Jahre 800 deutsche Meilen zurück. Ein Küster war sein Dolmetscher. Viele merkwürdige Thiere und Pflanzen brachte er heim. Auch hatte er sich von seinem Reisegelde noch einen Rennthierpelz gekauft. Er wollte jetzt Fundamenta botanica drucken lassen, aber das Buch wurde verworfen, weil Celsius es zu sehr gegen Tournefort fand. In der Flora Lapponica beschrieb er die Pflanzen zuerst nach dem Geschlechte. Die Societät der Wissenschaften zu Upsala machte ihn zum Mitgliede. 1733 fing er in Upsala an, Vorlesungen über Botanik, Mineralogie und Probirkunst zu halten. Weil er viele Zuhörer hatte, betrieb es sein damaliger Rival, Docent Dr. Rosén, daß ihm die Vorlesungen untersagt wurden, indem er noch nicht Doctor war, welches die Universitätsstatuten von einem Docenten verlangten. Dies versetzte den vielgeprüften, sonst gutmüthigen und geduldigen Linné in die äußerste Verzweiflung und Wuth. Als ihm das Verbot im Consistorium eröffnet war, traf er auf der Straße mit Rosén zusammen, zog den Degen, der damals auf den Universitäten noch allgemein getragen wurde, und wollte ihn erstechen. Die Umstehenden hinderten ihn daran. Sein Gönner Celsius machte, daß er mit einem Verweis davon kam. Noch längere Zeit plagten ihn Mordpläne gegen Rosén, bis er einst in einer Nacht aus schweren Träumen erwachte und ihm der Gedanke, daß Gott die böse That rächen werde, recht lebhaft vor die Seele trat. Seine Errettung durch diese Ueberzeugung soll ihm Veranlassung zu einem besonderen Tagebuche unter dem Titel Nemesis divina gegeben haben. Er selbst gab freilich gegen J. B. etwas anderes an. Diese interessante Aufzeichnung von Thatsachen, bei denen er ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Gerechtigkeit erkannte, hat er nicht veröffentlicht. Ich werde von dem Inhalte des Tagebuchs nach seiner eignen Erzählung mittheilen. Im Herbste des Jahrs 1733 reiste er als Führer einer Anzahl seiner früheren Zuhörer in die Berggegenden. In Fahlun gewann der Landeshauptmann von Reuterholm großes Interesse an ihm und ließ ihn mit seinen Söhnen Norwegen bereisen. Im folgenden Jahre hielt er in Fahlun mineralogische Vorträge und verlobte sich mit einer Tochter des dortigen wohlhabenden Arztes Moré, der ihm eine Frist von drei Jahren zur Heirath vorschrieb und ihm den Rath gab, sich mehr auf die einträglichere Arzneiwissenschaft zu legen. Mit 36 Dukaten begab er sich nach Holland und wurde in Harderwyk am 24. Juni 1735 zum Doctor der Medicin promovirt. Es war in Schweden Sitte, sich die Doctorwürde aus dem Auslande zu holen. In Leyden gab er den ersten Grundriß seines Systema naturae heraus und reiste von dort mit Boerhaave's Empfehlung nach Amsterdam zum Professor der Botanik Johann Burmann. Hier fand er an dem Bürgermeister Georg Cliffort einen neuen Gönner, der ihn reichlich mit Geld versah, wofür er dessen Arzt und Ordner seiner Sammlungen und Gärten sein mußte. Dabei behielt er aber Muße genug, um einen großen Theil der Werke herauszugeben, die seinen Ruf in alle Welt verbreiteten. Zur Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten schrieb er in Feierabendstunden die Critica botanica, welche in einem munteren Tone verfaßt ist, weil er sich bei den grotesken Fehlern und horribeln Namen vieler älteren Botaniker sehr ergötzte. Cliffort ließ ihn auch nach England reisen, wo er die berühmtesten Botaniker kennen lernte. 1737 kehrte er nach Leyden zurück und half dem dortigen Professor van Royen den früher von Boerhaave eingerichteten botanischen Garten nach einem neuen (nicht nach seinem) System ordnen. Diese Veränderung geschah von Royen, der sich mit Boerhaave entzweit hatte, diesem zum Verdruß. Deßhalb wollte Linné nicht sein System befolgt wissen. Royen hatte erst kein Vertrauen zu dem Sexualsystem und sagte, Linné müsse wenig Verstand haben, wenn er glaube, die Staubfäden könnten bestimmte Kennzeichen der Pflanzen abgeben. Burmann hatte ihn aber auf andere Gedanken gebracht.

Die dreijährige Heirathsfrist war inzwischen verflossen. Linné scheint dies im Eifer für die Wissenschaft übersehen zu haben. Ein falscher Freund bewarb sich um seine Braut und hätte Moré's Einwilligung erhalten, wenn nicht ein anderer den Glauben an Linné's Treue wieder befestigt hätte. Dies mahnte ihn an die Heimkehr, welche 1738 über Paris und Rouen erfolgte. Freilich hatte er Haller versprochen, diesen auf der Rückreise in Göttingen zu besuchen, später

aber seinen Reiseplan geändert und kam nicht nach Göttingen, obgleich dies oft behauptet wird. Er etablirte sich in Stockholm als Arzt, hatte wenig zu thun und fand keine Anerkennung bei den Gelehrten seines Vaterlandes, bis sein Glücksschiff durch den Hauch eines in die Kur genommenen königlichen Hustens flott gemacht wurde, wie oben erzählt ist. Er heirathete nun seine Braut, zog später als Professor nach Upsala, stieg von Ehren zu Ehren, wurde Archiater, Ritter des Nordsternordens und geadelt, kaufte, meist von dem Gelde seiner Frau, die Landsitze Hammerby und Saevia (Söfja) in der Nähe von Upsala und lebte, wie er sich ausdrückte, „glücklich wie ein König in Persien."

Sein häusliches Glück ließ aber dennoch manches zu wünschen übrig. Seine Gattin, eine robuste Bergbewohnerin, war eben nicht die Feinste, soll auch in einigen Liebesbändeln sich nicht als sehr treu bewährt haben. Doch zog er sich dieses nicht sehr zu Herzen. Die böse Welt sprach sogar von einer Compensation, die er habe eintreten lassen. Er scheint übrigens etwas „unter dem Pantoffel" gestanden zu haben, und es ist daraus erklärlich, daß er seinen einzigen Sohn, den späteren Professor der Botanik Karl von Linné, gegen den unnatürlichen Haß seiner Mutter nicht recht zu schützen wußte.

Er besaß einen unermüdlichen Fleiß, den er fast ausschließlich dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften zuwandte. Gern verzichtete er auf den Ruf eines Polyhistors, der von seinen Zeitgenossen vielfach angestrebt wurde. Ueberdies mochte er fühlen, daß es ihm hierzu an der gehörigen Vorschule fehlte. Er war nur der lateinischen außer der schwedischen Sprache recht mächtig. Seine Kenntnisse des Deutschen waren sehr mangelhaft. Es ist daher zu bezweifeln, daß er wirklich mit dem Botaniker Ehrhard 1773 einen ganzen Nachmittag deutsch gesprochen hat, — es müßte denn eine sehr einsilbige Unterhaltung gewesen sein.

Deutsche Liebe.

* Den kurzen Titel „Deutsche Liebe" trägt ein kleines Buch, welches kürzlich erschienen ist. (Leipzig, Brockhaus.) Zur weiteren Erklärung ist nichts hinzugesetzt als die Worte „Aus den Papieren eines Fremdlings"; der Name des Verfassers bleibt ungenannt, man hört aber, daß er einem bedeutenden deutschen Gelehrten angehöre, der im Auslande lebt. Damit ist im Grunde noch wenig gesagt; auch hat das Buch in seiner einfachen Erscheinung nichts, was den Leser besonders anziehen und auffordern könnte. Es bleibt ihm überlassen, ob er an die Welt von Inhalt, welche es hat, herantreten oder es bei Seite liegen lassen will, um zu einem mehr bestechenden zu greifen. Er wird aber, entschließt er sich dazu, das Büchlein zu lesen, was in zwei Stunden ganz bequem geschehen kann, sich belohnt und freudig angeregt fühlen.

Es ist in der That, wie wir schon andeuteten, eine ganze Welt von Inhalt in der Schrift wie in den beiden Worten, die an seiner Stirne stehen, so daß man mit inniger Theilnahme und lebhafter Aufregung dem Verlaufe der Erzählung folgt, den Bemerkungen und Aussprüchen von Herzen zustimmt. Jene Naturwahrheit, welche uns fast abhanden gekommen ist und erst, seitdem die Nachwirkungen der Romantik überwunden sind, die hervorragendsten Erzählungen und Romane der letzten Jahre wieder auszeichnet, jene tiefe Kenntniß der Seele und der einfach schöne Ausdruck für dieselbe, deren sich so sehr wenige unserer Dichter rühmen können, verleihen dem Buch einen großen Reiz, den es auf jedes edle Herz ausüben muß, und einen großen Werth, der ihm eine bleibende Stelle in unserer Literatur sichert.

Zwar fehlt noch viel, — um das gleich jetzt zu sagen —, daß die „Deutsche Liebe" (die Schrift nämlich) vollendet und makellos wäre. Die Form hat etwas Unkünstlerisches, bisweilen Gewagtes, und der Verlauf der Erzählung ist durch große Abschnitte über das berühmte Buch „Die deutsche Theologie" und über ausgezeichnete, namentlich englische Dichter, über die Gebühr unterbrochen, da die berührten Gegenstände doch nur im losen Zusammenhange mit der Hauptsache stehen. Ferner hat die Geschichte unleugbar, wenigstens auf den ersten Blick, etwas Krankhaftes. Die Hauptfigur ist nämlich eine junge Fürstentochter, die von Kindheit auf mit dem Tode ringt, deren trübes Leben aber durch die Liebe erhellt und verschönt wird. Das hat etwas Bedenkliches und erinnerte uns unwillkürlich an Charlotte von Hagn, welche die Marie im „Clavigo" mit einem hektischen Husten ausstatten zu müssen glaubte. Aber man versöhnt sich mit dem Gedanken, denn er ist ungemein zart und mit sorgfältiger Hand ausgeführt; überhaupt ruht auf dem Realismus des Buches ein schöner idealer Hauch. Auch über den Zweifel kommt man hinweg, daß der Verfasser einen Fehler begangen, indem er seine Geschichte mit aristokratischer Vornehmthuerei in die „höchsten Kreise" verlegt habe, denn es ist nichts Geziertes, Gezwungenes und Unwahrscheinliches in der Begebenheit.

Es ist schwer, über das anziehende Buch zu berichten. Die Geschichte ist sehr einfach, eine reine Herzensgeschichte, die dem zugreifenden Recensenten unter der Hand wegschlüpfen würde. Werth und Bedeutung liegen in der Fülle von wahren und schönen Bemerkungen, die der Verfasser ausstreut, in der Seelenschilderung, die sich eben der Besprechung entzieht. Lassen wir ihn daher lieber, um seine Weise kennen zu lernen, gleich mit der ersten seiner Erinnerungen, in denen der gealterte Mann seine Jugendgeschichte und seine Liebe erzählt, für sich selbst sprechen.

„Die Kindheit hat ihre Geheimnisse und ihre Wunder — aber wer kann sie erzählen, und wer kann sie deuten? Wir sind Alle durch diesen stillen Wunderwald gewandert — wir habe Alle einst in seliger Betäubung die Augen geöffnet, und die schöne Wirklichkeit des Lebens überfluthete unsere Seele. Da wußten wir nicht, wo wir waren, und wer wir waren — da war die ganze Welt unser, und wir gehörten der ganzen Welt. Das war ein ewiges Leben — ohne Anfang und ohne Ende — ohne Stillstand, ohne Schmerz. Im Herzen war es hell wie Frühlingshimmel, frisch wie Veilchenduft — still und heilig wie ein Sonntagsmorgen.

Und was stört diesen Gottesfrieden des Kindes? Wie kann dies unbewußte und unschuldige Dasein je ein Ende nehmen? Was treibt uns heraus aus dieser Seligkeit der Alleinheit und Allgemeinsamkeit, und läßt uns plötzlich allein und einsam im dunkeln Leben?

Sagt nicht mit ernster Stirn, daß es die Sünde sei! Kann denn ein Kind schon sündigen? Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Ist es die Sünde, welche die Blüthe zur Blume macht, und die Blume zur Frucht, und die Frucht zu Staub?

Ist es die Sünde, welche die Raupe zur Puppe macht, und die Puppe zum Schmetterling, und den Schmetterling zu Staub?

Und ist es die Sünde, welche das Kind zum Manne macht, und den Mann zum Greis, und den Greis — zu Staub? — und was ist Staub?

Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Doch ist's so schön, an den Frühling des Lebens zurückzudenken, in sein Inneres zurückzuschauen — sich zu erinnern. Ja auch im schwülen Sommer, im trüben Herbst, und im kalten Winter des Lebens giebt's hier und da einen Frühlingstag, und das Herz sagt: „Mir ist's wie Frühling zu Muthe." Ein solcher Tag ist's heute — und da lege ich mich hin auf das weiche Moos im duftigen Wald, und strecke die schweren Glieder aus, und schaue hinauf durch das grüne Laub in das unendliche Blau — und denke: Wie war's doch in der Kindheit?

Da scheint Alles vergessen — und die ersten Seiten des Gedächtnisses sind wie eine alte Hausbibel. Da sind die ersten Blätter ganz verblichen, auch etwas angegriffen und nicht ganz reinlich. Erst wenn wir weiter blättern und zu den Capiteln kommen, wie Adam

und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, da fängt Alles an rein und leserlich zu werden. Ja, und könnten wir nur das Titelblatt mit dem Druckort und der Jahreszahl finden! Aber das ist ganz verloren, und statt dessen finden wir nur eine reinliche Abschrift — das ist unser Taufschein — und da steht's, wann wir geboren wurden, und wie unsere Eltern und Pathen hießen, und daß wir uns nicht für Ausgaben sine loco et anno halten dürfen.

Ja aber der Anfang — wenn es nur keinen Anfang gäbe; denn bei dem Anfang da hört gleich alles Denken und Erinnern auf. Und wenn wir so in die Kindheit, und von der Kindheit in die Unendlichkeit zurückträumen, da ist's, als ob der böse Anfang immer weiter fortginge, und die Gedanken laufen hinterher und können doch nie darüber hinwegkommen, sowie ein Kind den Ort sucht, wo der blaue Himmel auf der Erde liegt, und läuft und läuft, und der Himmel läuft immer vor ihm her, und liegt doch immer auf der Erde — aber das Kind wird müde und kommt nie dahin.

Als wir nun aber einmal da waren — da — hier — wie es nun einmal mit uns angefangen hatte — was wissen wir denn da? Ja die Erinnerung schüttelt sich wie ein Pudel, der aus den Wellen taucht und dem das Wasser in die Augen läuft — und er sieht recht wunderlich aus.

Ich glaube aber doch, ich kann mich noch erinnern, als ich zum ersten Mal die Sterne sah. Sie mögen mich schon oft vorher gesehen haben, aber eines Abends da war es mir, als wäre es kalt, obgleich ich meiner Mutter im Schoose lag — und es schüttelte mich, und ich fror, oder ich fürchtete mich — kurz es ging etwas in mir vor, was mein kleines Ich mehr als gewöhnlich auf sich aufmerksam machte. Da zeigte mir die Mutter die hellen Sterne, und ich wunderte mich und dachte, das hat doch die Mutter recht hübsch gemacht. Und dann fühlte ich mich wieder warm, und mag wohl eingeschlafen sein.

Und dann erinnere ich mich, wie ich einmal im Grase lag und Alles um mich her sich schaukelte und nickte, und summte und schwirrte. Und da kam ein ganzer Schwarm von kleinen vielfüßigen geflügelten Wesen, die setzten sich auf meine Stirn und Augen und sagten Guten Tag. Da thaten mir aber meine Augen weh und ich rief meine Mutter, und die sagte: „Armer Junge, wie ihn die Mücken gestochen haben!“ Da konnte ich die Augen nicht aufmachen und den blauen Himmel nicht mehr sehen. Aber meine Mutter hatte einen Strauß von frischen Veilchen in der Hand, und da war es mir, als ob ein dunkelblauer frischer würziger Duft durch meinen Kopf zöge, und noch jetzt, wenn ich die ersten Veilchen sehe, so erinnere ich mich, und da ist es mir, als müßte ich die Augen schließen, damit der alte dunkelblaue Himmel jener Tage wieder über meine Seele steige.

Ja, und dann erinnere ich mich, wie wieder eine neue Welt sich mir aufthat, und die war schöner als die Sternenwelt und der Veilchenduft. Das war an einem Ostermorgen. Da weckte mich die Mutter früh, und vor dem Fenster stand unsere alte Kirche. Die war nicht schön, aber sie hatte doch ein hohes Dach und einen hohen Thurm, und auf dem Thurm ein goldenes Kreuz, und sah so viel älter und grauer aus als die andern Häuser. Einmal wollte ich auch wissen, wer da drinnen wohnte, und sah hinein durch die eiserne Gitterthür. Da war es aber inwendig ganz leer, und kalt und schaurig — auch nicht Eine Seele im ganzen Haus — und seitdem schauerte es mich immer, wenn ich bei der Thür vorbeikam. Nun an dem Ostermorgen, da hatte es in der Frühe geregnet, und dann war die Sonne so recht in voller Pracht aufgegangen, und da glänzte die alte Kirche mit dem grauen Schieferdach und den hohen Fenstern und dem Thurm mit dem goldenen Kreuz in ganz wunderbarem Schimmer. Auf einmal fing das Licht, das durch die hohen Fenster strömte, zu wogen und leben an. Das war aber viel zu hell, als daß man hätte hineinsehen können; und als ich die Augen schloß, da kam das Licht doch in die Seele hinein, und drinnen schien Alles zu leuchten und zu duften, und zu singen und zu klingen. Da war es mir, als finge ein neues Leben in mir an, ja, als wäre ich ein anderer Mensch geworden; — und als ich die Mutter fragte, was das sei, so sagte sie, es sei ein Osterlied, das man in der Kirche sänge. Was für ein helles, heiliges Lied es war, das mir damals durch die Seele drang, habe ich nie herausfinden können. Es muß wohl ein altes Kirchenlied gewesen sein, wie sie unserm Luther manchmal durch die starre Seele brachen. Wieder gehört habe ich es nie. Aber noch jetzt, wenn ich ein Adagio von Beethoven, oder einen Psalm von Marcello, oder einen Chor von Händel, ja manchmal, wenn ich im schottischen Hochland oder in Tirol ein einfaches Lied höre, dann ist es mir, als ob die hohen Kirchenfenster wieder leuchteten, und Orgelton in die Seele dränge, und eine neue Welt sich öffne — schöner als Sternenhimmel und Veilchenduft.

Das ist es, was ich mich aus der ersten Kindheit erinnere — und dazwischen schwebt ein liebes Muttergesicht, wohl auch der milde ernste Blick des Vaters — und Gärten, und Weinlaub, und grüner weicher Rasen und ein altes ehrwürdiges Bilderbuch — und das ist Alles, was ich auf den ersten verbleichten Blättern des Gedächtnisses noch erkennen kann.

Dann aber wird es heller und deutlicher. Namen und Gestalten treten hervor. Nicht nur Vater und Mutter, sondern Brüder und Schwestern, und Freunde und Lehrer — und eine Menge fremder Leute. Ach ja, von den fremden Leuten — da steht so Manches in der Erinnerung geschrieben!“ —

Der Knabe kommt nun durch des Vaters Stellung zu dem kleinen Hof in Berührung mit den Prinzen, deren Gespiele er wird; so tritt in das Traumleben seiner Jugend schon die Gestalt der leidenden Gräfin Maria, welche von ihrem Krankenlager aus den Spielen der Knaben zusieht. „Ich liebte sie“, sagt der Verfasser, „so wie ein Knabe lieben kann — und Knaben lieben mit einer Innigkeit, Wahrheit und Reinheit, die nur Wenige im Jünglings- und Mannesalter bewahren. Aber ich glaubte, sie gehöre zu den fremden Menschen, denen man nicht sagen dürfe, daß man sie liebe.“

Der Knabe wird nun Schüler und Student. Einst während der Ferien kommt er in die Vaterstadt und knüpft die längst gelösten Verbindungen wieder an, nur die Beziehung zu den Hofkreisen nicht. Da erinnert sich seiner die einsam lebende Maria als eines Jugendfreundes und ladet ihn, der sich längst daran gewöhnt, daß er sie nie wiedersehen werde, zu sich ein. Das Verhältniß gestaltet sich von Neuem, wird im täglichen Zusammensein immer inniger und herzlicher, und allmälig entwickelt sich eine Liebe, deren beide sich kaum bewußt werden. Erst die Bemerkungen des Arztes der Leidenden machen es dem Studenten, der sich harmlos dem Zauber dieses Umgangs hingegeben, klar, wie es um sie steht, wie der sanfte Reiz ihrer Anmuth und Schönheit ihn umstrickt hat. Doch diese Liebe bedroht das kaum flackernde Licht ihres Lebens, und dieser Gedanke treibt ihn, ohne Abschied den Schauplatz seines Glückes zu meiden.

Aber in den Bergen Tirols sucht er vergebens Zerstreuung und Beruhigung, und gegen seinen Willen zieht es ihn hin zu dem Schlosse, welches sie bewohnt. Wohl finden sich nun die Herzen nach schwerer Trennung in inniger Liebe zusammen, und Maria schließt, die eigenen Bedenken beschwichtigend und den Vorstellungen der Ihrigen trotzend, den Bund: („Ich bin dein“, sagte sie; „Gott will's. Nimm mich so, wie ich bin — solange ich lebe, bin ich dein, und möge Gott uns in einem schöneren Leben wieder zusammenführen und dir deine Liebe lohnen“) — aber zugleich bricht auch die schwache Kraft ihres Lebens zusammen.

---

*Gedicht.

Der Komet von 1832.

Nach Béranger von Fr. Ruperti.

Es naht sich der Komet mit düsterm Blinken,
Und nichts bewahrt vor ihm das Erdenrund.
Schon seh' ich alles rings in Trümmer sinken,
Es geht die Sternkunst selber mit zu Grund.
Fahr', Gasthaus, wohl, wo selten nach Verlangen
Man auf für uns die Wein' und Speisen trug!
Zur Beichte eilt, ihr Seelen, hin, ihr bangen!
Aus sei das Lied! Die Welt ist alt genug.

Ja, armer Ball, verirrt im weiten Raume
Vermenge Tag und Nacht in Finsterniß
Und taumle hin verstört und wie im Traume,
Dem Kinderdrachen gleich, deß Faden riß.
Erfülle dein Geschick und geh' verloren,
Anrennend gegen eine Sonn' im Flug!
Zertrümmern war ja doch dir angeboren.
Aus sei das Lied! Die Welt ist alt genug.

Wer ist nicht müde täglich anzuschauen
Ehrgeiz und Thorheit durch einander hin
Und Irrthum, Mißbrauch, Raub und Kriegesgrauen,
Fürsten und Völker, gleich an Knechtessinn?
Wer ehrt noch unsre bleichen Gypsheroen?
Wer liest noch hoffend in der Zukunft Buch?
Des Bühnenspieles Täuschung ist entflohen.
Aus sei das Lied! Die Welt ist alt genug.

Die Jugend sagt: Bald sinkt der Ketten jede,
Bald ist zum Bessern alles umgewandt;
Das Gas erleuchtet sammt der freien Rede,
Wir fliegen mit dem Dampf durch Meer und Land.
Noch zwanzig Jahre, guter Alter, warte,
Dann hebt die neue Zeit den kühnen Flug.
Schon dreißig sind es, daß ich hofft' und harrte.
Aus sei das Lied! Die Welt ist alt genug.

Wohl sprach ich anders, als im Jugendschimmer
Das Leben nichts als Wonne mir verhieß.
O theure Erde, sagt' ich, weiche nimmer
Aus sicherer Bahn, die Gott dir selber wies.
Nun bin ich alt, und Lieb' und Lust entflohen,
Matt geht mein Herz, das einst so freudig schlug.
O nahe nur, Komet, mit Todesdrohen!
Aus sei das Lied! Die Welt ist alt genug.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Memoiren des königlich preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche. Herausgegeben von L. von Weltzien. 2 Thle. — System der Ornithologie Westafrika's. Von Gustav Hartlaub. — Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. — Aus nud über Italien. Briefe an eine Frenudiu. Von R. Schlüter. — Aus Dalmatien. Reiseskizzen von Ida von Düringsfeld. — Die Soldaten Friedrichs des Großen. Von J. von Wickede.

— * Die allbekannte Beckersche Weltgeschichte soll in einer neuen Auflage, der achten, erscheinen. Durch die bisherige Beschaffenheit des so stark verbreiteten Handbuchs und die großen Schwächen vieler seiner Partieen, dann auch durch die Fortschritte, welche die Geschichtschreibung seit 20 Jahren gemacht hat, ist eine völlige Umarbeitung des Werkes nöthig und daher auch beschlossen worden. Diese wichtige und schwierige Aufgabe hat Professor Max Duncker in Halle übernommen; sie hätte nicht leicht besseren Händen anvertraut werden können.

— * Von dem Buche des einstigen preußischen Ministerialrathes G. Eilers „Meine Wanderung durch's Leben" ist der zweite Band erschienen.

— * Der bekannte Aesthetiker Vischer in Zürich hat einen Vortrag, den er über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich über den Prolog im Himmel gehalten hat, im Druck erscheinen lassen.

— * Die große Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen in 30 Bänden ist nun vollständig erschienen.

— * Das kürzlich herausgekommene Buch „Die Schauspiele Calderons, dargestellt und erläutert von F. W. V. Schmidt, aus gedruckten und ungedruckten Papieren des Verfassers zusammengesetzt, ergänzt und herausgegeben von Leop. Schmidt" wird von der Kritik als eine werthvolle und willkommene Ergänzung der Literatur über den großen spanischen Dichter bezeichnet. Von seinen zahlreichen Dramen sind etwa vierzig bis fünfzig in das Deutsche übersetzt; das in Rede stehende Buch bespricht näher achtzig Stücke, deren Inhalt angegeben und erläutert wird, die anderen sind durch kürzere Besprechung vertreten. Man wird so über die einzelnen Poesien Calderons vollständiger unterrichtet, als es durch die bisherigen Hilfsmittel möglich war.

— * In Berlin wird ein neues journalistisches Unternehmen in das Leben treten, welches Organ der constitutionellen Partei sein und von den bekannten Abgeordneten Harkort, Milde und Molinari redigirt werden soll. Es führt den Namen „Preußische Jahrbücher" und zählt Häusser, Droysen und Duncker zu seinen Mitarbeitern.

— * Der bekannte französische Schriftsteller Eugen Sue, Verfasser der „Geheimnisse von Paris", ist so gefährlich erkrankt, daß man an seinem Aufkommen zweifelt.

— * Die französische Akademie hat den für die Poeten sehr niederschlagenden Entschluß gefaßt, in diesem Jahre keinen Preis auszutheilen, da von den eingegangenen Gedichten kein einziges etwas taugte. In Bezug auf das erträglichste äußerte Villemain, daß die Trompete zwar einen ganz angenehmen Klang haben könne, aber auf die Dauer ermüdend werde.

— * Das diesjährige niederrheinische Musikfest, das in Aachen gehalten wurde, ist so wenig befriedigend ausgefallen, daß es als verunglückt bezeichnet werden muß. Zunächst war schon der Fehler begangen worden, daß man Franz Liszt mit der Leitung beauftragte; der geniale Virtuos hat wohl das Feuer, welches einem Dirigenten zu wünschen ist, nicht aber die Ruhe und Umsicht, deren er bedarf. Ferner war die Folge dieser Wahl die Aufstellung eines wunderlich zusammengesetzten, unpassenden Programms; es kam dem Dirigenten darauf an, die neueste Musik vertreten zu sehen, und so hatte er eine der Aufgabe jener Musikfeste gar nicht entsprechende Zusammenstellung gemacht. Nachdem am ersten Tage Händels „Messias" aufgeführt war, folgte am zweiten eine bunte Musterkarte alter und neuer Compositionen. Daß darunter eine symphonische Dichtung von Liszt, „Festklänge", sich befand, mochte hingehen, obwohl der dem Componisten bereitete Triumph durch den Werth derselben nicht begründet war. Die Trilogie von Berlioz aber, „Des Heilandes Kindheit", erregte schon in den Proben so viel Opposition, daß man nur einen Theil derselben zur Aufführung bringen konnte. Dagegen fand eine Musik von Schumann zu Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch" große und gerechte Theilnahme. Der „Messias" und die Cantate „Christ unser Herr zum Jordan kam" verunglückten zum Theil durch auffallend plötzliche und nicht recht erklärliche Heiserkeit des Sängers dalle Aste; kurz überall ereignete sich so viel Unglück, da auch die Orchestersachen der Sicherheit und Feinheit in der Ausführung entbehrten, daß die ganze musikalische Feier mißglückte und einen schlimmen Gegensatz zu dem vorigjährigen Musikfeste zu Düsseldorf bildete, welches Julius Rietz leitete. Ueber Liszt selbst, dessen Clavierconcert in Es dur in etwas bedenklicher Weise aufgenommen wurde, äußert sich Ferdinand Hiller in der Kölnischen Zeitung scharf zurechtweisend. Bei dem „Messias" zeigte er eine gewisse absichtliche Theilnahmlosigkeit, als sei das Werk nicht würdig, aufgeführt zu werden; ein Verhalten, welches auf das Orchester lähmend einwirken mußte. Seine Art zu dirigiren war unbestimmt und willkürlich, so daß unsicheres Eintreten und arge Fehler bei Musikern und Sängern vorkamen. In vielen Nummern schien sogar der Dirigent noch gar nicht mit sich selbst im Reinen über das Tempo zu sein, und es brauchte eines Tactes und mehr, um die Sache in einen ordentlichen, geregelten Gang zu bringen. Liszt macht es oft wie ein Reiter, der seinem Pferde, nachdem er ihm lange die Zügel gelassen, plötzlich und ohne Vorbereitung die Sporen einsetzt, oder der es mitten im schärfsten Galopp mit einem Male zum Stehen bringen will. Das sind gefährliche Experimente, und es ist immer ein reiner Glücksfall, wenn sie kein schlechtes Ende nehmen. Liszt liebt nun einmal diese Musik nicht — das mag er mit sich selber ausmachen — aber wenn er sich ihr nicht hingeben kann, wenn er sie vielleicht nicht einmal recht genau kennt, so soll er sie nicht zu dirigiren übernehmen.

— * Die Wiener Censurbehörde in Theatersachen ist verrufen, und man erzählt sich Geschichtchen in Menge von der Verunstaltung Goethescher und Schillerscher

Stücke auf den österreichischen Bühnen. Neulich aber hat sich jene Behörde freisinniger benommen, als man von ihr erwartete. Auf dem Hofburgtheater sollte „Wallensteins Lager“ gegeben werden, und dem Schauspieler Beckmann, dem die Capucinerpredigt zufiel, wurde angerathen, die gefährlichen Stellen wegzulassen und die Rede lieber in Prosa zu halten. Da Beckmann aber befürchtete, in diesem Fall ausgelacht zu werden, so wandte er sich an die Censurbehörde, und diese entschied, die Capucinerpredigt solle ganz nach dem Wortlaute des Originals vorgetragen werden. So ruft denn jetzt der Wiener mit dem Wallenstein'schen Croaten dem Capuciner triumphirend zu: „Komm her, Pfäfflein, fürcht' dich nit, Sag' dein Sprüchlein und theil's uns mit.“

— * Am 27. Mai wurde zu Rom in der Villa Albani das vom König Ludwig von Bayern errichtete Denkmal für Winckelmann, den Schöpfer der Kunstkritik, feierlich eingeweiht. Der König war selbst zugegen und sprach eine Festrede, worauf die Hülle fiel. Abends wurde die Bildsäule mit bengalischem Feuer erleuchtet.

— * Mit der Echtheit des Lutherschen Trauringes, den man in München gefunden hat, ist es nichts. Im Jahre 1817 sind zum Jubiläum der Reformation in einer Silberwaarenfabrik zu Heilbronn solche Ringe in Menge angefertigt und verkauft.

— * Friedrich von Gagern. Von dem „Leben des Generals Friedrich von Gagern“ ist nun bald der zweite Band zu erwarten, dem aus Gründen, die in den Verhältnissen lagen, der dritte vorauseilen mußte. Dieser enthält den literarischen Nachlaß des Verstorbenen, der während seines Lebens viel weniger bekannt war, als er es verdiente. Eine Besprechung des Buches im „Deutschen Museum“ stellt die Bedeutung des Generals in das Licht: Fritz von Gagern war ein Mann von energischem und entschiedenem Willen und großer Thatkraft, von starkem Ehrgeiz, der sich jedoch nur auf würdige Zwecke richtete, des Enthusiasmus fähig, soweit sich dieser mit einem ruhigen und logischen, fast illusionslosen Verstande verträgt, aber der bloßen Gefühlsschwärmerei unzugänglich, allem bloßen Prunk und Schein abgeneigt und bis zu dem Grade Feind aller Lüge, daß er erklärte, gezierte und kokette Menschen mehr als wirklich schlechte zu hassen. Dabei war er durch Reisen und durch den Umgang mit der großen Welt in den Besitz umfassender und vielseitiger Welterfahrung gelangt. Schon in früher Jugend war er an der Seite seines Vaters in Paris, wo Talleyrand, als er demselben vorgestellt wurde, bemerkte, der Vater möge ihm keinen Sprachmeister, sondern vor allem einen „Maître de grâces“ besorgen. Das Kriegshandwerk lernte er im russischen Feldzuge und in den Kriegen von 1813—15 kennen; als Begleiter seines Vaters, der in Frankfurt die luxemburgische Stimme führte, wurde er diplomatischen Kreisen nahegeführt und lernte so die Jämmerlichkeiten des damaligen diplomatischen Treibens kennen und gründlich verachten. Im Generalstab des Prinzen von Oranien angestellt, machte er sodann seine militärische Carriere in den Niederlanden, wo er mit den Hofkreisen in vielfache Berührung kam. Der holländische Feldzug gegen die abgefallenen Belgier bot ihm später Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse sowohl zu erweitern als in praktische Anwendung zu bringen. Immer weiter dehnte sich der Horizont seiner Anschauungen und seines Wissens durch Reisen aus, die ihn bald nach London, bald nach Ostindien, bald als Begleiter des Prinzen Alexander der Niederlande nach Petersburg, Borodino und Moskau und auf der Rückreise nach Warschau und an die Höfe von Potsdam und Weimar führten, wo er den höchsten Personen bei Diners gegenüber und Staatsmännern und Generalen zur Seite saß. Das von ihm über die letztere Reise geführte Tagebuch bildet auch nächst demjenigen über seine Reise nach London die interessanteste, pikanteste und lehrreichste Partie dieses dritten Bandes, welcher seine nachgelassenen Aufsätze enthält, die er zu eigenem Gebrauche, zu Erinnerungszwecken, oder um sich über diese oder jene politischen Fragen klar zu machen, aber nicht zum Zwecke der Veröffentlichung niederschrieb. Er hatte nach eigenem Geständniß für seine Person eine „lebenslängliche Abneigung“ gegen alle Schriftstellerei, und am wenigsten fiel es ihm ein, auf diesem Gebiete mit den Professoren concurriren zu wollen, die er „politische Schulmeister“ nannte, und denen er vorwarf, „daß sie nach Abschaffung aller Privilegien der Professur das Monopol der Denkerpresse erhalten möchten.“ Als Reisebegleiter des Prinzen Alexander, der wie alle andern Prinzen mit Vogelschnelle reiste, das deutsche Element haßte und noch manche andere wenig angenehme Eigenschaften besaß, hatte Friedrich von Gagern von dem Prinzen von Oranien den Specialauftrag erhalten, die russischen Dragoner im Detail zu besichtigen und über sie bei seiner Zurückkunft Bericht zu erstatten. Gagern sah aber in Rußland und bei dem großen Manöver auf den Feldern Borodinos noch viel mehr als diese Dragoner, und so enthält sein russisches Tagebuch eine Fülle der interessantesten und pikantesten Mittheilungen über das russische Hofleben, über den Kaiser Nikolaus, über die andern Mitglieder der russischen Zarenfamilie, über des Kaisers Günstlinge, über den energischen aber insolenten Grafen Orlow, über den geckenhaft eiteln Tschernyschew, über die Generale Schilder und Jomini, über den Fürsten Paskewitsch und den Fürsten Gortschakow, der ihm wegen seiner Freundlichkeit und seiner in jeder Hinsicht großen und freien Begriffe, auch über Deutschland, unter den russischen Großen am besten gefallen zu haben scheint, über die mit Civilisationsfirniß überzogenen halbbarbarischen Sitten und Lebensgewohnheiten der vornehmen Stände, über die Corruption der Beamten, über die Häßlichkeit der untern Stände ꝛc. An pikanten Anekdoten fehlt es nicht, und es fällt in der That auf, wie frei sich der Klatsch in den höchsten Regionen in Rußland gehen lassen darf, so daß hierdurch gewissermaßen ein Ersatz für den Mangel an freier Bewegung der Presse gewährt ist. Im Allgemeinen enthüllen Gagern's Mittheilungen einen tiefen Abgrund von Corruption, die schleichend durch den ganzen, von fern den Schein von Großartigkeit bietenden Mechanismus geht und von Gagern mit erbarmungsloser Kaustik bloßgelegt wird. Liest man sie, so wird man versucht, Herzen Recht zu geben, wenn dieser versichert, daß Rußland niemals ein wirklich menschliches und menschenwürdiges Dasein gehabt habe. Auch die Mittheilungen Gagern's über den Potsdamer Hof sind von vielfachem Interesse. Man fühlt sich hier begreiflicherweise viel menschlicher angesprochen als in den Mittheilungen aus Rußland, obschon das Gesammturtheil Gagern's darauf hinausläuft, daß sich (im Jahre 1839) in den höchsten Regionen eine Art „intellectueller Anarchie“ bemerkbar gemacht habe, und daß das Ganze sich nur halte, „weil es in der letztern Zeit keinen allzu heftigen Stößen ausgesetzt gewesen.“ Man erinnert sich dabei unwillkürlich an die Ereignisse, die noch nicht ein Jahrzehnd später in Preußen eintraten, freilich nicht hier allein, sondern auch gleichzeitig an den meisten andern Punkten Europas; denn diese „intellectuelle Anarchie“ ist ein Uebel, woran fast alle festländischen Staaten kranken, und ob sie überwunden oder nicht im Geheimen vielmehr im Fortschreiten sei, dürfte billigem Zweifel unterliegen. Man kennt ja jene als ebenso kalt und leblos wie unerforschlich geschilderten zwei Augen, auf welche die Zukunft des continentalen Europa gestellt ist, das, wenn jene Augensterne sich plötzlich schließen sollten, mit einem Male eine sehr unerwartete Gestalt annehmen und in das alte, vielleicht nur noch ausgangslosere Chaos sich zurückgeworfen sehen dürfte. Ein nicht wenig erfreuliches Gegenbild gegen das Gagern'sche Panorama Rußlands bildet sein Tagebuch über seine Reise nach London im Jahre 1835, welches uns in Zustände einführt, die, wenn auch nicht für die Ewigkeit, so doch für noch lange Zeit Dauer und Haltbarkeit zu versprechen scheinen, weil sie nicht auf einem bloßen künstlichen und durch künstliche Mittel aufrechterhaltenen Mechanismus, sondern auf einem innern Lebensprincip beruhen, welches in seiner Circulation alle Adern und Glieder des Staatsorganismus durchdringt. Verrottet und veraltet mag auch an den englischen Verhältnissen so Manches sein, aber wir leben der Ueberzeugung, daß das in sich gesunde Princip, auf welchem der großbritannische Staat ruht, die Kraft haben wird, diese Gebrechen und Auswüchse abzustoßen und zu absorbiren. Gagern hielt sich nur 14 Tage in London auf, aber er benutzte in seiner Weise diese kurze Zeit auf das ökonomischste und fand Gelegenheit, nicht nur mit den merkwürdigsten Instituten und Sehenswürdigkeiten des Landes sich bekannt zu machen, sondern auch zwei der wichtigsten in jene Zeit fallenden Parlamentsdebatten und Abstimmungen beizuwohnen, der Königin vorgestellt zu werden, und Palmerston, Peel, Aberdeen, Spring Rice und andere staatsmännische und parlamentarische Notabilitäten in Person kennenzulernen. Seine Bemerkungen und Beobachtungen, zu denen ihm diese Bekanntschaften Anlaß gaben, sind ebenso fein als treffend und verdienen dieselbe Beachtung, welche seine allerdings pikantern Mittheilungen über russische Verhältnisse in der Presse gefunden haben. Unter den übrigen Aufsätzen dieses Bandes müssen namentlich die in ebenso knappen als in großen Zügen ausgeführten vier Feldherrenporträts: „Xenophon“, „Kosciuszko“, „Napoleon“ und „Wellington“, der schon durch seine Ueberschrift seine ironische Tendenz verrathende „Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an seines Gleichen“, die Charakteristik seines Vaters und seine eigene mit der Ueberschrift „Der Mann der That“ hervorgehoben werden. Eine gute Zahl anderer dient dazu, uns mit Fritz Gagern's Ansichten über Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Constitutionalismus, Majorate ꝛc. näher bekannt zu machen, soweit wir sie nicht schon aus den im ersten Bande enthaltenen Betrachtungen „Der gegenwärtige Zustand“ und „Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen“ kennen gelernt haben. Sie enthalten zwar für uns gerade nicht viel Neues, da diese Themata seitdem unzählige Male durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet worden sind; auch läßt sich die Anwendbarkeit der darin entwickelten, von dem Vorbilde des englischen Repräsentativsystems abstrahirten Grundsätze auf deutsche Verhältnisse allerdings mehrfach bezweifeln. Aber es giebt Gegenstände, die gerade in Deutschland nicht oft genug auf die Tagesordnung öffentlicher Besprechung gebracht werden können, und immer werden wir bei Friedrich Gagern die lichtvolle, knappe, strenglogische Methode, womit er solche Themata behandelt, anerkennen müssen. Das Hauptgebrechen der Gagern'schen Politik ist vielleicht darin zu suchen, daß sie, ausschließlich auf reinpolitischen Combinationen beruhend, die sich jetzt so unabweisbar aufdrängenden socialen Factoren gänzlich beiseite schob, als seien sie gar nicht vorhanden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Gelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 21. Juni. 1857.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Inhalts-Anzeige:

* Ein Haus am See.

Erzählung von J. E. Mand.

Mit dem Skizzenbuche in der Hand saß in dem Schatten eines großen Nußbaumes unweit des alterthümlichen Schlosses Chillon ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren und zeichnete so emsig, daß man unter dem runden Strohhut, der ihr Gesicht beschattete, nur das fein geschnittene Oval des Kinns und die braunen Locken, die es umgaben, zu entdecken vermochte. Endlich aber nahm sie den Hut ab und legte ihn neben sich in das Gras, indem sie das Haupt an den Stamm des Baumes zurücklehnte, und sah hinüber nach dem Hause, welches sie so eben gezeichnet hatte.

Es war mehr als die prüfende Aufmerksamkeit der Künstlerin, was in dem Blicke dieser tiefblauen Augen lag, die jetzt auf einem zierlichen Schweizerhause weilten, dessen geschnitzte Holzgallerie ringsum mit sorgsam gepflegten Blumen geschmückt war. Obstspaliere umgaben die unteren Mauern, und ein Laubengang, von Weinreben dicht beschattet, zog sich durch den Garten die Anhöhe hinauf, bis zu einem Wasserfall, der von den steilen Felsen, in deren Schutz die Besitzung lag, herunterrauschte. Vor dem Hause führte die Landstraße dicht am Ufer des See's entlang, auf welchen dasselbe die volle Aussicht genoß.

Die Sonne hatte ihren weitesten Bogen, der sich von einem Ende des Leman bis zum andern spannte, vollendet und neigte sich eben der blauen Linie des Jura zu, mit warmem Lichte die schönen Küsten zum Abschied vergoldend, als sich die geschlossenen Fensterladen jenes Hauses öffneten, und eine ältliche Dame auf die Gallerie trat, um ihre duftenden Pfleglinge zu begießen.

Lange und ernst schaute sie dem herrlichen Sonnenuntergang zu, der ihr blasses Gesicht röthete, wie die leichten Wölkchen am blauen Aether, nach denen sie hinauf sah wie nach den entschwundenen, rosigen Hoffnungen ihrer Jugend. Zwar lag der Ausdruck stillen Friedens jetzt auf diesem Antlitz; aber deutliche Spuren darin zeigten, daß viel Zeit und innerer Kampf dazu gehört habe denselben zu erlangen. Eine feine Spitzenhaube umschloß das schmale edle Gesicht, welches durch den dunkeln Scheitel, der sich schlicht um Stirn und Wangen legte, nur noch bleicher erschien. Ein schwarz seidenes Kleid von der höchsten Einfachheit, dessen einziger Schmuck fein gefältete Spitzen um Hals und Hände waren, gab der ganzen Erscheinung etwas Klösterliches, und unwillkürlich davon angezogen, ließ die Zeichnerin den Bleistift ruhen und sah mit einem wehmüthigen Gefühl, von welchem sie sich erfaßt fühlte, ohne zu wissen warum, dem stillen sorglichen Walten zu, mit welchem die Matrone um ihre Blumen beschäftigt war. Man sah es, daß sie einen großen Theil ihres Lebensgenusses ausmachten.

Da kam des Weges eine alte Frau, die ihren Korb niedersetzte, um auszuruhen, und dabei neugierig auf das Blatt schaute, das auf den Knieen des jungen Mädchens lag, in dem sie diesem ein freundliches „bon soir, Mademoiselle" bot.

„Ach! Sie haben ja da „la Consolation" ganz und gar abgemalt!" rief sie voll Erstaunen aus.

„Was nennt Ihr so, gute Frau?" fragte das junge Mädchen.

„Nun, dies Haus hier nennen wir so in der Gegend, seit das liebe Fräulein Almon darin wohnt."

„La Consolation! und warum?" wiederholte fragend Olga Chambeaud und sah sinnend hinüber.

„Ja, und Gottlob! Trost hat sie jetzt gefunden, die liebe Seele!" sagte die Alte mit herzlichem Ton. „Sie lebt nur, um Anderen Gutes zu thun, und wird dafür von allen Bedürftigen, die sie erreichen kann, geliebt und gesegnet. Seht, jetzt kommen die Kinder aus dem Hause, die sie täglich unterweist wie eine Mutter. — Aber freilich, als das junge Fräulein damals, vor etwa zwanzig Jahren, mit ihrer Mutter hier einzog", fuhr die redselige Frau kopfschüttelnd fort, „da dachte Niemand, daß sie noch solch ein friedliches, langes Leben führen würde! Sie war wie eine geknickte, weiße Rose, — wie der Herr Prediger sagte, bei dem ich damals diente — und voll Jammer und Herzeleid: denn sie war Braut, und dort unter den Cypressen bei Montreux hatten sie ihren Bräutigam begraben."

Erbleichend wollte Olga die Alte unterbrechen, aber es war, als ob die Stimme ihr versagte, und eine eisige Hand ihr Herz ergriff.

„Das arme junge Blut!" fuhr Jene unbekümmert fort: „er war, wie so viele Fremde, in unser Land gekommen, um seine kranke Brust zu heilen; aber vergebens. — Der Winter war rauh, und als im Frühjahr, wo die Hochzeit sein sollte, seine Braut und die Mutter kamen, da ging sein Leben zu Ende."

„Genug, genug!" rief fast flehend das bleiche Mädchen, raffte hastig ihre Sachen zusammen und enteilte, den Hut in der Hand, nach Schloß Chillon zu.

An dem Landungsplatze jener altersgrauen Feste, die seit Jahrhunderten schon ihren Fuß in den Wellen des Leman badet, lag ein kleiner zierlicher Kahn, den eben ein junger Mann verlassen hatte; ungesäumt stieg er die steile Treppe hinauf und schritt eilig auf der Landstraße weiter.

„Léon!" — „Olga!" riefen sich Beide schon von Weitem zu. „Aber was ist dir begegnet — du bist ja athemlos und blaß?" fragte Ersterer zärtlich besorgt, indem er ihr Zeichnenmappe und Schal abnahm.

„O, Nichts, mein Léon! nun du da bist, ist Alles gut", erwiederte Olga und legte ihre Hand in seinen Arm, wie um sich der geliebten Nähe recht zu versichern.

„Vergieb, daß ich dich so lange warten ließ", sagte er bittend, aber mein Bemühen einen größeren Kahn und Ruderer zu finden, war vergeblich.

„Du bist doch nicht allein gekommen?" rief Olga ängstlich. Léon lächelte: „Der Abend schien mir zu himmlisch schön, um ihn nicht auf dem Wasser zu genießen."

„Wie unvorsichtig!“ seufzte sie aus tiefster Brust und sah mit schmerzlichem Ausdruck in seine glänzenden braunen Augen, aus denen eine Mischung von schwärmerischem Gefühl und gutmüthiger Schelmerei sprach.

Ein leichter Strohhut bedeckte das lichtbraune lockige Haar, welches über der Stirn gescheitelt war, und ein feines Bärtchen umgab die frischen Lippen, um welche meist ein unbeschreiblich freundliches Lächeln spielte. Lebhafte Farben, von der Anstrengung und Bewegung noch erhöht, gaben seiner Erscheinung etwas jugendfrisches, kräftiges, was auf den ersten Blick nicht die Besorgniß rechtfertigte, mit welcher Olga den Geliebten betrachtete. Nur die Haltung seiner hohen Gestalt deutete auf eine gewisse Schwäche der Brust, und mehr als einmal legte er verstohlen die Hand darauf, wie um eine schmerzhafte Empfindung zu unterdrücken, die er dem Auge der Liebe verbergen wollte; auch der Glanz seines Auges, die Zartheit der schmalen Hand, und vor Allem ein leiser, kurzer Husten, verriethen den Feind, der an den Wurzeln dieses jungen Lebens nagte.

„Aber wo ist die Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Sie schalt mich, wie du es eben gethan, und wollte sich nicht von mir rudern lassen“ sagte Léon, „da bin ich denn allein gefahren, um dich wieder zu holen, die mich heut so böslich verließ, da ich auf den langweiligen Doctor warten mußte.“ —

Olga verließ seinen Arm, als sie an dem runden, epheuumkleideten Thurme anlangten, sprang rasch die Treppen hinab in den Kahn und trieb ihn mit einigen Ruderschlägen vom Lande. „Léon!“ rief sie diesem zu, „wenn du nicht willst, daß ich allein davon fahre, so versprich, mir die Ruder zu lassen; und erst als er endlich nachgab, durfte er sich auf das schmale Brett ihr gegenüber niederlassen.

„O, du schöner Tyrann!“ lachte Leon und küßte ihre Hand, die geschäftig war, ihm trotz aller Weigerung den grauen, warmen Plaid überzuwerfen, „warum bist du nur heute so ängstlich?“

Der ernste Ausdruck ihres Auges entsprach nicht ganz dem Scherz und Lächeln ihrer Lippen, womit sie ihre Stimmung zu verbergen suchte. Die körperliche Bewegung des Ruderns war ihr eine wahre Erleichterung, und rasch glitt das Kähnchen dem Ufer von Clarens zu. —

Léon Mancini war eines jener bevorzugten Wesen, auf denen der Blick des Schöpfers mit besonderem Wohlgefallen geruht zu haben scheint; reich ausgestattet in jeder Weise, besaß er die glückliche Gabe, Allen wohl zu thun, denen er nahte.

Zwar im eisigen Rußland geboren, wohin seine Eltern einem hohen Gönner aus Rom gefolgt waren, war Léon doch ein Kind des schönen Italiens, dem Geist und Wesen nach, geblieben, und die feine Politur der Petersburger Gesellschaft hatte diesen bildsamen Stoff mit allen Vorzügen geschmückt, die sie verleihen kann. Die vollendete Höflichkeit der Formen und jene Verbindlichkeit des Wesens, die sie auszeichnet, beruhte indeß bei Léon auf innerer Herzensgüte; sie äußerte sich bei ihm nicht nur gegen Höhere, sondern in jeder seiner Beziehungen.

Manch gefährlicher Strudel auf der scheinbar so glatten Oberfläche des Salonlebens hatte den schönen, frühentwickelten Jüngling erfaßt und in seine Wirbel gezogen, aber seine edlere Natur hatte sich immer wieder zum Lichte emporgerungen; ja selbst an der drohenden Klippe der Eitelkeit war sein liebenswürdiges Naturell nicht gescheitert; das Bewußtsein zu gefallen, war ihm eine süße Gewohnheit geworden und sprach sich in seinem Wesen mehr durch die Sicherheit eines glücklichen Kindes als durch das Bestreben, sich geltend zu machen, aus. Doch auch Léon hatte frühzeitig die Schwächen und Untiefen des menschlichen, und besonders des weiblichen Herzens erfahren, bis ihm sein guter Stern ein Bild reinster Weiblichkeit in Olgas jungfräulich edler Erscheinung entgegen führte.

Olga vereinigte in sich das deutsche Gemüth ihrer Mutter mit der echt französischen Liebenswürdigkeit ihres Vaters, welcher aus Frankreich nach der russischen Hauptstadt berufen worden war. Als Gespielin der jungen Großfürstinnen war sie in jener Hofatmosphäre heimisch, ohne jedoch deren verderblichen Einflüssen ausgesetzt gewesen zu sein. Der Tod des Vaters und einige Jahre Aufenthalt in der deutschen Heimath ließen sie erst später, und reich an innerer Ausbildung, zu dem Glanze der Hauptstadt zurückkehren, in deren Salons sie bald von Léon nicht unbemerkt blieb. Die ruhige Sicherheit ihres Wesens, bei aller heitern Unbefangenheit und Grazie des Geistes, gab dem geselligen Verkehr mit ihr jene anmuthige Leichtigkeit, wie er sie an den Frauen liebte. Er war ihr genaht, so wie er es mit vielem Glück bei den Damen im Allgemeinen zu thun pflegte; aber jede Schmeichelei und die frivolen Scherze, die auf jenem Boden mit der französischen Sprache, zugleich, mehr als in Paris heimisch geworden sind, glitten an dem klaren Blick ihres Auges und an der sittlichen Reinheit ihres Gemüthes ab.

Indeß war Olga, gerade weil sie sich von Léon angezogen fühlte, gegen den verwöhnten Liebling der Gesellschaft ziemlich zurückhaltend gewesen und wagte lange nicht an den Ernst eines Gefühls zu glauben, welches Léon selbst ja so oft zum Gegenstand seines ungläubigen Spottes gewählt hatte. Einen ganzen Winter lang hatte er sich so vergebens gegen das Geständniß gesträubt, daß es also doch ein Weib gebe, das eine wahrhafte Liebe verdiene: aber mit Entzücken legte er endlich sein Loos und seine theuer gewahrte Freiheit in Olga's Hände, als er an ihre Liebe glauben durfte.

Kein Wölkchen trübte Anfangs die Zukunft der glücklichen Verlobten, denn obgleich die Kriegsfackel im Osten noch fortbrannte, so zweifelte doch kein russischer Unterthan an der Uebermacht russischer Waffen. Aber anders war es beschlossen, und mit jeder neuen Niederlage stieg unter der waffenfähigen Jugend der Hauptstadt das Verlangen den kriegerischen Ruhm der Nation retten zu helfen. Ging auch Léon die patriotische Begeisterung für die Sache des Vaterlandes ab, dessen Adoptivsohn er doch eigentlich nur war, so hegte er dafür eine warme Hingebung für den Herrscher selbst, und das ritterliche Blut seiner Ahnen trieb ihn diese zu bethätigen. Eltern und Braut mußten sich in das Unabweichliche fügen, und die erste bittre Trennungsstunde schlug. Stolz und schön, wenn auch schweren Herzens, ritt Léon mit seinen Gefährten die Newsky Perspective entlang, wo die Geliebte wohnte, und verließ die Stadt.

Nur wenige Monde darauf führte ein leichtes Fuhrwerk aus den Steppen des südlichen Rußlands denselben jungen Mann, aber bleich und geknickt auf Kissen gestützt, durch dieselbe Straße zurück; ein Sturz mit dem Pferde bei einer Recognoscirung hatte ihm einen heftigen Blutsturz zugezogen, und nur schwer war es gelungen den rothen Lebensstrom zurückzudämmen, der mehr als einmal versuchte seinen natürlichen Lauf gewaltsam zu verändern. Endlich aber war es möglich gewesen dem Kranken die weite Heimreise zu gestatten; was Liebe und Sorgfalt nur irgend zu ersinnen vermochten, vereinigte sich nun daheim zu seiner Pflege, und Olga lebte nur in und für den Geliebten.

Allmälig jedoch siegte die Jugendkraft Léons, und rasch faßte die Hoffnung von Neuem Wurzel in den jungen Herzen, ja um so tiefer, seit es entschieden war, daß er seine völlige Herstellung in einem mildern Klima abwarten könne. Italien! dahin zog es ihn ja schon lange mit tausend unsichtbaren Banden, und unerschöpflich war dieses Thema für Beide, da Olga's Mutter eingewilligt hatte ihn zu begleiten und über sein Wohl zu wachen. —

„Wie viel heiterer“, sagte Léon, während ihr Kahn die Landzunge von Montreux umschiffte: „denke ich mir die Ufer des Comer See's mit ihren weißglänzenden Villen und duftenden Orangengärten; aus den gastlich offenen Fenstern tönt Musik den zahlreichen Gondeln entgegen, die sich in lebendigem Verkehr auf dem glatten Spiegel bewegen. Kaum in einer derselben würden an einem Abend wie dieser Laute und Gesang fehlen! Sieh dagegen hier, überall diese Stille, kaum zwei Kähne gleiten dort lautlos an einander dahin, und vom Ufer her regt sich kein Ton: Alles ist stumm und

ruht, von ernsten Schleiern umflossen. — Nein, was wäre mir das Leben ohne Musik, Künste und Poesie!?

„Ungenügsamer!“ lächelte Olga, nach der majestätischen dent du midi zeigend.

„Ja, selbst diese schneegekrönten Riesen, ringsum in ihre duftig blauen Mäntel gehüllt, können mir wohl imponiren und Auge und Seele zur Bewunderung erheben, aber fesseln könnten sie mich nicht. Im Gegentheil, ihr Anblick fängt an mich zu bedrücken, und ich sehne mich hinüber in das heitre Land meiner Väter.“ —

Olga bekämpfte mühsam eine hervorquellende Thräne, die Léons zuversichtliche Pläne ihr in's Auge trieben; sie fühlte, daß ein ganzer Strom der ersten folgen würde, wenn sie ihrer aufgeregten Stimmung nur einen Augenblick nachgäbe.

„Und ist der Winter vorüber, und wir haben am Osterfest das strahlende Kreuz der Peterskirche und die Girandola der Engelsburg bewundert“, fuhr Léon mit immer steigender Lebendigkeit fort, ihre Hand festhaltend und mit seligem Lächeln in ihr Auge blickend, „dann schüttle ich deine ärztliche Vormundschaft ab, wir gehen an den Comer See, in die Villa meiner Tante, und kein glücklicheres Paar soll es an seinen Ufern geben. O könnte ich für immer dort bleiben!“

„Nun, da du so ungeduldig bist, dich meiner Herrschaft zu entziehen, erwiederte lächelnd das junge Mädchen, so will ich sie noch in voller Ausdehnung üben, und somit mache dich nur gefaßt, bis zu der glänzenden Girandola keine Unvorsichtigkeiten mehr begehen zu dürfen wie die heutige! Zur Buße dafür leg' ich dir auf, nun nicht mehr zu plaudern und dich heut Abend ganz still in deinem Zimmer zu halten.“ —

Folgsamer, als er es eigentlich zu sein pflegte, schwieg Léon und zog die wärmende Hülle dichter zusammen. Der leichte Abendwind, der mit Olga's Locken spielte, regte seinen Husten an, und mit doppeltem Eifer ruderte sie dem nahen Ufer von Clarens zu, wo aus einem der hell erleuchteten Fenster des Pensionshauses die Mutter ihrer Ankunft entgegen harrte.

Seitdem Léon die Beschwerden der weiten Reise ohne einen Rückfall ertragen hatte und sich täglich kräftiger aufrichtete, hatte sich Olga wieder mit den heitersten Hoffnungen in völlige Sicherheit eingewiegt. Da war ihr mit einem Male, als habe der Anblick jener ernsten Frau in dem einsamen Schweizerhäuschen und die Erzählung der Alten den Schleier von ihrer eignen Zukunft hinweggezogen; sie hatte gesehen und aussprechen hören, was sie nicht den Muth hatte zu denken. Was sie auch im Lauf des Abends that, um die Centnerlast, die sich so plötzlich auf ihre Brust gelegt hatte, abzuwälzen, wie innig sich ihr Flehen vor Schlafengehen zu Gott erhob — bis in den tiefsten Traum verfolgte sie die bange Sorge.

„Du bist so bleich, Mutter“ war Olgas erster Ausruf, als Jene am Morgen vor ihr Lager trat. Was ist geschehen, hauchte sie kaum hörbar. Die Kniee wankten der zärtlichen Mutter, und ihre Lippen bebten, als sie sich auf den Sessel neben dem Bett niederließ. Léon hatte in der verwichenen Nacht einen schweren Rückfall erlitten; durch seine unvorsichtige Anstrengung am vorigen Tage hatte sich von Neuem eine Ader in der Brust geöffnet, und der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. —

Schon begann die Hand des Herbstes, des einförmigen Grüns der Natur müde, dies mit bunten Farben zu mischen, und die schneeweißen Schleier der höchsten Berghäupter wurden von Tage zu Tage länger; einzelne silberglänzende Möven streiften über den See, und leichte Nebelgestalten schwebten aus den Thälern empor. Da verließ an einem klaren Morgen ein Reisewagen, von vier muntern Pferden gezogen, das freundliche Dörfchen Clarens. Das bunt verzierte Geschirr der Thiere mit ihrem lustigen Schellenklang bezeichnete den Vetturin, und auf der großen Straße nach dem Simplon zu nahm er seine Richtung, begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden. Alle Mitglieder der Pension P. hatten das schöne, liebenswürdige Brautpaar lieb gewonnen und sahen es mit Wehmuth scheiden; denn Niemand vermochte die Hoffnung in der That zu fühlen, mit welcher Jeder Léon Mancini auf die heilende Luft Italiens vertröstet hatte.

An dem Hügel, auf welchem Montreux liegt, war der Wagen schon vorüber, da wandte Olga rasch den Kopf nach dem See zu, als wolle sie Clarens noch einmal aufsuchen. Sie mochte die dunkeln Cypressen jenes Kirchhofes nicht sehen, unter denen so manche schöne Hoffnung, so manches junge Herz ruhte. Hatte Leon sie errathen? Sein Blick begegnete dem ihren mit jenem unbeschreiblich milden wehmüthigen Lächeln der Liebe und Ergebung, welches sie jetzt öfter an ihm bemerkte, und dessen Macht ihre innerste Kraft vernichtete.

An Chillons grauen Thürmen vorüber gelangten die Reisenden nach wenigen Minuten an das Häuschen „la Consolation.“ Garten und Blumen dufteten in der freundlichen Morgensonne, der Wasserfall rauschte, und aus den offnen Fenstern des Erdgeschosses hörte man ein frommes Lied, von Kinderstimmen gesungen. Tiefer Friede ruhte über dem Ganzen; aber in Olga's Seele weckte er nur die Ahnung von dem verheerenden Sturm, der ihr drohte. Die mühsam erkämpfte Ruhe der einsamen Bewohnerin der sogenannten „Consolation“ schien ihr ein tägliches Sterben, rasche Vernichtung eine Wohlthat gegen dieses farb- und freudlose Dasein ohne den Sonnenschein der Liebe.

Sie athmete erst freier, als der schöne Leman, an dessen Ufern sie so viele trübe Tage verlebt hatten, hinter ihnen lag, und sie das Rhonethal aufwärts dem ersehnten Lande zueilten, wo sich ihr Geschick entscheiden sollte. . . . .

Halb versteckt unter immergrünen Eichen, Stechpalmen und Orangen, liegt ein Haus, dessen Fuß die Wellen des Comer Sees bespülen; um die weißen Säulen der Veranda schlingt sich der duftende Jasmin, und üppiges Weinlaub wehrt von oben der heißen Sonne. Die hohen Fenster sind noch mit Jalousien geschlossen, und nur die halboffene Thür nach dem Garten ladet zum Eintritt in ein großes, kühles Gemach ein, welches reich mit Kunstschätzen, aber doch wohnlich zugleich, geschmückt erscheint. Es ist die Villa Mancini.

Aber nur zwei Frauen traten in der Abendkühle aus jener Thür auf die Veranda, eine bejahrte Matrone mit weißem Haar und ein junges bleiches Mädchen, die jetzige Besitzerin des Hauses, Beide in tiefe Trauer gehüllt. Mit dem Ausdruck ängstlicher Sorge und tiefen Mitgefühls betrachtete die Mutter wechselsweise den bewölkten Himmel und die schmerzvollen Mienen ihrer Tochter, die beschäftigt war aus einem großen Korb mit Blumen die schönsten auszuwählen und zum Kranze zu winden.

„Geh heut nicht, mein Kind“, bat Frau von Chambeaud, „sieh, es droht ein Gewitter!“ Aber Olga schüttelte leise den Kopf, küßte die Mutter und verließ mit ihrem Kranze den Garten.

Nicht allzufern davon auf einer leichten Anhöhe deuteten hohe Cypressen und weiße Marmordenkmäler den Ort an, wohin Olga täglich wallfahrtete. Lange saß sie da und fühlte nicht, wie Thräne um Thräne ihre Wangen hinabglitt, wie der Wind sich heftig erhob und die Wolken vor sich her trieb; ihre Seele war fern. „Nein!“ seufzte sie und sah düster auf den blumengeschmückten Hügel zu ihren Füßen nieder, „nein, es führt keine Brücke aus den Wohnungen der seligen Geister hinab zu denen, die in Schmerz und Trauer vergehen; kein Zeichen darfst du mir geben, mein Léon, daß du noch mein gedenkst!“

Da ward es heller um sie her, und das schöne Kreuz ihr gegenüber schimmerte blendend im Abendlicht. Sie sah empor; aus den zerrissenen Wolken hervor drang der goldene Glanz und streifte mit feurigem Kuß über Land und See.

Olga fesselte andächtig die Hände über der Brust. „Ja“, flüsterte sie innig, „hinauf soll ich schauen, wo deine wahre Heimath ist; von dort wird mir die Kraft werden das Leben würdig zu ertragen, wie jenes ernste, prophetische Frauenbild in der „Consolation“ jenseits der Alpen.“

* Alfred de Musset.

Von Adolf Laun.

An die kürzlich hier mitgetheilten, von F. Ruperti übertragenen „Eitlen Wünsche“ des jüngst verstorbenen Dichters, den die Franzosen gern mit unserem Heine vergleichen, möge sich als Vorläufer einer umfassenderen Mittheilung ein gleichfalls charakteristisches, seinen Poésies nouvelles entnommenes Gedicht anschließen.

Der reichbegabte Liebling der französischen Jugend — auch das hat er mit Heine gemein — bekundet in seinen späteren lyrischen Produkten eine bedeutende Vertiefung, eine Trauer und einen Ernst, die auf trübe Herzenserfahrungen hinweisen und nicht mehr zu der cavalieren, sinnlich glühenden, mitunter sogar cynischen, aber immer geist- und phantasievollen Weise seiner früheren Dichtung stimmen. — Der Sänger der verwegenen Serenaden und der tollen Mondscheinballaden, der ungebundene Verspotter des classischen Zwanges und der sittlichen Anstandsregeln, der sich am bunten Farbenspiel, an barocker Mischung des Tons, an capriciösen Sprüngen und Ueberraschungen erfreute, dem die Liebe nur Genuß und Leidenschaft war, der nur erst vereinzelte Blicke in die Abgründe der Seele, in die Tiefen des Gemüthes warf, ist hier zum Denker, Grübler und Zweifler geworden, indem er, freilich ohne befriedigende Lösung zu finden, mitunter den höchsten Fragen und Problemen nachgeht. Die Geistesrichtung des Dichters, der Stoff und Inhalt seiner Poesie sind andere geworden, aber Ton und Farbe haben noch viel von seiner früheren Weise bewahrt, auf die sich folgende Verse von ihm anwenden lassen:

O Leser, denkst du jener Serenade,
Die unter dem Balkon Don Juan singt,
Die zärtlich weich und melancholisch klingt,
In der sich Sehnsucht, Lieb' und Schmerz umschlingt? —
Doch die Begleitung hat ganz and'ren Klang;
Es ist, als ob der schmeichelnde Gesang
Sie einzuhüllen sucht' in Klagetöne,
Sie aber, die so lustig hüpft und springt,
Mit ihrer Noten rasch bewegtem Tanze
Des Liedes schweigsam ernsten Gang verhöhne. —
Und dennoch, welche Freude macht das Ganze.

Der hier angedeutete Reiz des Pikanten findet sich fast in jedem Gedichte des launenhaften ungenirten Poeten, erscheint aber nie als ein gesuchter Gedanke; Einfälle, Bilder und Vergleichungen fließen ihm eben so natürlich zu wie die stets ungezwungenen, rhythmischen Bewegungen und Reime; nirgends merken wir Arbeit und Berechnung. In anderen Punkten mögen ihm Lamartine und Victor Hugo, mit denen er einst das romantische Triumvirat theilte, überlegen sein, in Natürlichkeit, Frische und Lebendigkeit, in dem, was die Franzosen verve nennen, sind sie es nicht; darin gleicht er, wo er sich mit ihm auf verwandtem Gebiete bewegt, dem Voltaire.

Das hier folgende Gedicht gehört nicht zu den bedeutendsten der Sammlung, ist aber für die Persönlichkeit des Dichters charakteristisch und könnte für seinen Stil bezeichnend sein, wenn es mir gelungen wäre, ihn in der Uebersetzung durchblicken zu lassen. Der wohl nur halb verlorne Abend mahnt schmerzlich an das halb verlorene Leben eines Mannes, der, wenn die sittliche Kraft der poetischen entsprochen hätte, vor allen berufen schien, das freie Recht der Poesie gegen den jetzigen Prosaismus seines Landes und seiner Zeit siegreich zu vertreten.

Ein verlorner Abend.

Im Schauspiel war ich jüngst — und fast allein —
Der Autor schien nicht sehr beliebt zu sein,
War's Moliere doch, ein Stümper, wie bekannt,
Der eines Tags den Misanthrop erfand.
Er wußte kein Intriguenspiel zu schnitzeln,
Die Geister nicht mit buntem Reiz zu kitzeln;
Gottlob, man ändert heute die Methode,
Viel besser schmeckt ein Drama nach der Mode
Und die Verwicklung, die dem Rebus gleicht,
Das seinen Witz auf Bilderbogen zeigt.

Ich lauschte jener Verse Harmonie,
Wo schlichte Weisheit redet das Genie,
Bewundernd jenen herben Wahrheitsdrang,
Der aus den stolz naiven Worten klang,
Die Kunde von der Welt, von Mensch und Zeit,
Die männlich traurig ernste Lustigkeit,
Bei der man lacht, wo man doch weinen sollte;
Wär's schon genug, wenn man Bewundrung zollte?
So fragt' ich mich. — Genügt es Abends herzugehn,
Des Dichters Meisterwerk mit anzusehn,
Zu lauschen jenem Aufschrei der Natur
Und, wischend aus dem Aug' der Thränen Spur,
Gemüthlich seinen Schritt nach Haus zu lenken
Und dann recht bald an Anderes zu denken?

Indem ich so in Träumerei versank,
Sandt' ich den Blick die Logenreih' entlang,
Bis er in eine Flechte sich verfing,
Die über einem weißen Nacken hing,
Wie Ebenholz umfaßt von Elfenbein.
Da fiel ein Vers von Chenier mir ein,
Ein Vers, der nur geträumt, der kaum geschrieben,
Nur ein Refrain, fast unbekannt geblieben;
Bei Moliere selbst wagt' ich daran zu denken,
Wie konnt' er seinen großen Schatten kränken?
Ich murmelte, indem ich nach dem Kinde blickte,
Das arglos mit dem Kopf vorüber nickte:
Dein Hals, auf dem dein Haupt sich lieblich wiegt,
Ist gleich dem Schnee, den er im Glanz besiegt.

Dann dacht' ich wieder, (denn so schweift mein Sinn),
Wie unser früh'rer Freimuth ganz dahin;
Nur Lust an Spott und gift'gem Scherz,
Beim Himmel, fehlt uns denn so ganz das Herz?
Bei Moliere's Dichtung solche Einsamkeit!
Ist's Schimpf und Schande nicht für unsre Zeit?
Da gilt es, wie des Liedes Reime sagen,
Die Welt zu fliehen oder d'rein zu schlagen,
Sind nicht mit Schmutz bedeckt Thalias Hallen,
Ist nicht nicht die Muf' in tiefe Schmach verfallen?
Die Feigen glauben dem, was Thorheit spricht,
Die alte Sonn' erzeuge Neues nicht;
Als würden neue Menschen, neue Thoren
Nicht jede Woche, jeden Tag geboren?
Auch unsre Zeit bringt reichen Stoff hervor,
Der Wahrheit leiht auch sie vielleicht ihr Ohr!

Ich wagt' es, wär' mir das Genie verliehn,
Die Geissel der Satir' hervorzuziehn,
Ich gäbe dem Alcest ein schwarzes Kleid;
Der einstmals focht mit Dichtereitelkeit.
Trät er jetzt in die große Stadt herein,
Viel Beff'res würd' ihm Stoff zum Aerger sein,
Als der Marquis, der Fant und die Kokette,
Als solch ein Autor alberner Sonette.
O unser Meister, der du längst in's Grab gesunken,
Fänd' ich in deiner Asche einen Funken,
Den ich erweckt', ich folgte deiner Bahn;
Wär's nur Versuch, es wär' schon viel gethan.
O lehre kühn wie du mich Wahrheit sagen,
Die Leidenschaft, die dich emporgetragen;
Fehlt's an Genie, man würde doch mich hören,
Wenn Muth und Zorn den Busen mir empören.'

So ließ ich mich auf eitlen Träumen gleiten;
Das holde Kind, die Mutter ihm zur Seiten,
Saß stets noch da, die dunkle Flechte schmiegte
Sich an den Hals, der sanft sich wiegte;
Das Stück war aus, die schöne Unbekannte
Stand auf, indem sie sich zur Thüre wandte,
Die schlanke Schulter ward vom Schal bedeckt,
Und in die Muff die kleine Hand gesteckt.
Ich folgt', indem ich mich erst wieder fand,
Als sie in ihrer Wohnung Thor verschwand.

Ach, Freund, (mein Leben pflegt ja so zu sein),
Mein Geist ging seinen eig'nen Weg allein,
Dieweil mein Körper auf ganz andrem Pfad
Der Jugend und der Schönheit Spur betrat.
Doch klang mir noch, als sich der Traum verlor,
Der liebe Vers von Chenier im Ohr:
Dein Hals, auf dem dein Haupt sich lieblich wiegt,
Ist gleich dem Schnee, den er an Glanz besiegt.

---

* Linné und Upsala.

(Skizzen aus dem vorigen Jahrhundert.)
Mitgetheilt von Adolf Beckmann.

III. Linné als Privatmann.

Johann Beckmann hatte sich vor seiner Abreise von Petersburg, wo er sich damals als Lehrer der Naturgeschichte an der Petersschule aufhielt, brieflich an Linné gewandt, ihm seinen beabsichtigten Aufenthalt in Upsala gemeldet und ihn um seine Protection gebeten. Ueber sein erstes Zusammentreffen mit Linné erzählt er: »Am 6. September 1765 kam ich in Upsala an. Es war in der Ferienzeit, welche Herr Archiater von Linné auf seinem Landgute Hammerby zubrachte, woher er jedoch heute zurückerwartet wurde. Ich ging in den Buchladen und fand daselbst einen etwas bejahrten, nicht großen Mann, mit bestaubten Schuhen und Strümpfen, langem Barte und einem alten grünen Rocke, worauf ein Ordenszeichen hing. Ich erstaunte nicht wenig, als man mir sagte, dies sei der berühmte Linné. Ich redete ihn an, als er nach Hause gehen wollte, und zwar lateinisch, weil er nicht völlig deutsch versteht, ich aber zu wenig schwedisch sprechen konnte. Er erinnerte sich gleich meines Briefs und war überaus höflich. Er war zu Fuß von seinem Gute gekommen, eilte nach Hause und nahm mich mit dahin. Als wir eintreten wollten, zeigte er auf das gegenüberstehende Haus und sagte (lateinisch, wie alle Gespräche unter ihnen geführt wurden): »Machen Sie, daß Sie in jenem Hause ein Zimmer bekommen; denn dort haben meine besten Zuhörer und Freunde gewohnt, auch jener Amerikaner Kuhn, der neulich abgereist ist; mein Sohn wohnt auch da; was mir irgend an Zeit übrig ist, pflege ich in diesem Hause zuzubringen und bei einer Pfeife Taback zu verschwatzen.“ — Jener (Adam) Kuhn war ein Pennsylvanier, der 3 Jahre hier Naturhistorie studirt hat; er brachte die nach ihm benannte **Kuhnia eupatorioides** mit. — Als darauf Dr. Kölpin kam, den Linné bereits kannte, und wir unsere beabsichtigte Reise nach dem Bergwerke meldeten, sagte er uns, indem er sich barbiren ließ, wie wir reisen, und was wir vornehmlich sehen müßten. Er schrieb auch einen Brief für uns an seinen Schwager in Fahlun. In der Stube hing sein Bildniß mit der **Linnaea** in der Hand und die Bildnisse der berühmtesten anderen Botaniker, auch Risse von einigen botanischen Gärten. Wir kamen auf die Insecten zu reden, worauf er uns gleich seine eigene Sammlung, die er in seinem Hause hatte, zeigte. Hierauf gingen wir in den vortrefflichen Garten, und ich kann nicht beschreiben, mit welcher fröhlichen Neugier er die während seiner Abwesenheit aufgegangenen und noch sonst nicht beobachteten Kräuter aufsuchte und uns wies. Er machte uns unter anderen auch auf **Antirrhinum cymbalaria**, welches an der Mauer wuchs, aufmerksam, das zu den berüchtigten **Poudres de succession** benutzt wird, obgleich die Pflanze an sich unschädlich ist. Es sah artig aus, mit welcher Freude ihn die Affen in dem Garten empfingen, und wie schmeichelnd ihm **Psittacus cristatus** sein cacadu zurief, und wie zärtlich sie alle wieder von ihrem Herrn behandelt wurden. Als ich einmal vor diesen Cacadus, deren viele dort sind, vorbei ging, griff einer mit dem Schnabel in den unteren Rand meines Huts, den ich in der Hand hatte, und durchbiß den doppelten Rand. Linné bat, ich möchte ihm den Hut lassen, weil er sich von mir eher den Kopf abreißen als den Hut wegnehmen lassen würde. Er selbst konnte aber mit ihm machen, was er wollte. Es lebten dort auch die beiden Bären, die in dem Buche: „**Amoenitates academicae**“ beschrieben sind. — Den Nachmittag mußten wir wiederkommen und ihm einen englischen Brief des Herrn John Ellis, Mitgliedes der Londoner Societät der Wissenschaften, übersetzen, weil er selbst der Sprache nicht so weit mächtig ist. Es gefiel ihm ausnehmend, daß ich englisch verstand. Herr Ellis klagte in sehr harten Ausdrücken über den Professor der Botanik Büttner in Göttingen, weil er sich so dreist und unverschämt die Entdeckung der vornehmsten Corallenarten nach der Pütterschen gelehrten Historie von Göttingen zugeeignet, da er daran doch nicht den geringsten Antheil habe, welches er auch bewies. Uebrigens sprach Linné von dieser Entdeckung (der Entstehungsart vieler sonst für Seepflanzen gehaltenen Polypengehäuse), als ob sie von ihm ausgegangen und an Ellis, der sie bekannt gemacht, gemeldet sei.«

Nach einer interessanten, etwa vierwöchigen Reise in die Bergwerke und nach Stockholm kehrte Johann Beckmann Anfang Octobers 1765 nach Upsala zurück und miethete sich in dem von Linné empfohlenen Hause ein, dicht neben dem Zimmer des jüngeren Linné. Da der Archiater v. Linné, wenn er sich in der Stadt aufhielt, fast täglich dieses Haus besuchte, so entwickelte sich zwischen ihm und Johann Beckmann ein sehr vertrauliches Verhältniß. Mit seinem Hausgenossen, dem Sohne, wurde er auch ziemlich vertraut. Die Unterhaltungen gingen sehr bald von wissenschaftlichen Gegenständen zu vertraulichen Mittheilungen aus dem Leben über.

Der jüngere Linné, obgleich schon im 22. Jahre Professor, führte, hauptsächlich in Folge seines traurigen Verhältnisses zur Mutter, ein nicht beneidenswerthes Leben. Einen großen Theil der Schuld trug übrigens seine eigne Persönlichkeit. Es fehlte ihm an Energie und Eifer für die Wissenschaften. Zur Naturhistorie war er von seinem Vater fast gewaltsam angehalten. Er mußte noch als Professor alle Collegia des Vaters besuchen. Dieser Zwang machte ihm das Studium der Naturwissenschaften nur noch mehr zur Last. Aber dennoch hatte er nichts weiter zu erlernen gesucht und war in allen anderen Theilen der Gelehrsamkeit ganz und gar unerfahren. Außer der schwedischen Sprache konnte er sich nur zur Noth in der lateinischen ausdrücken, ohne jedoch einen gehörigen lateinischen Aufsatz machen zu können. Er war niemals im Auslande gewesen und schien damals auch keine Lust zum Reisen zu haben, wozu ihm überdies die Eltern kein Geld gegeben haben würden. Er wurde überall sehr beschränkt gehalten, und es fehlte ihm oft an dem Nothwendigsten. Sein Vater scheint daher von dem öfter befolgten, verzeihlichen, aber erbitternden Princip später wohlhabend gewordener Väter ausgegangen zu sein, daß ihre Söhne sich ohne Noth behelfen müßten, weil sie selbst in ihrer Jugend durch die Noth dazu gezwungen gewesen. Die Mutter, welche den Sohn förmlich gehaßt haben soll, mochte diese Schwäche des Vaters besonders benutzen. Sie behandelte den Sohn ganz abscheulich. Einmal gab sie ihm eine Ohrfeige, als er schon Professor war. Als der Gatte ihr vorstellte, sie solle bedenken, daß der Sohn Professor sei, antwortete sie: »Und wenn er Archiater wäre, sollte er Ohrfeigen haben.« Dieser verdrießliche Vorfall war die Veranlassung, daß der Vater ihm in dem Goldbachschen Hause sein Logis anwies. Hieraus schon erklärt es sich, daß der Sohn die Eltern mehr fürchtete als liebte, und daß er nur ungern zu ihnen ging. Dazu kam aber noch, daß er die Tochter des ehemaligen Erzbischofs Troilius liebte, die Eltern aber die Zustimmung nicht geben wollten, weil sie kein Vermögen hatte.

Dessen ungeachtet suchte der Vater auf alle Weise für das Fortkommen des Sohnes zu sorgen. Als ihm die Freiheit gegeben wurde, sich einen Nachfolger zu bestimmen, sagte er öffentlich, daß er Solander dazu erwählen würde, wenn er selbst keinen Sohn hätte. Solander war ein gelehrter reicher Schwede und sollte Schwiegersohn Linné's, der noch drei unverheirathete Töchter hatte, werden, was sich jedoch zerschlug. Als bei Erledigung der Demonstratorstelle um diese der spätere Stockholmer Professor Bergius anhielt, bewirkte der

Vater, daß sie der Sohn bekam, und bald darauf ließ er ihn vom Könige zum Professor und seinem Nachfolger ernennen, nachdem er vorher auf Befehl des Königs ohne Examen und Disputation zum Doctor gemacht war. Daher kam es, daß der Sohn wenig Freunde unter den akademischen Lehrern hatte.

Ueber seinen ersten Besuch in Hammerby, wobei er Linné's Frau kennen lernte, und über den sonstigen Umgang mit Linné schreibt Johann Beckmann Folgendes: „Weil Herr Archiater mich früher von meiner Reise zurückerwartet und mehrmals nach mir gefragt hatte, begab ich mich gleich nach meiner Rückkehr nach seinem eine Stunde von Upsala liegenden Gute Hammerby, wo er sich aufhielt. Ich wurde auf das Freundlichste empfangen. Linné hat auf diesem Gute, wozu einige nahe liegende Bauerhöfe gehören, seine Zimmer mit Kupfern von Pflanzen aus den kostbarsten Büchern dergestalt ausgeklebt, daß es völlig Tapeten gleicht. Einige der Abbildungen sind auch von Hermann in Ostindien mit Tusche gezeichnet, die hernach im Horto Malabarico abgedruckt worden. Er machte mich mit seiner Frau bekannt. Sie ist gegen die Fremden nicht so artig, wie ihr Gemahl. Ihre gar zu bürgerliche Kleidung giebt ihr kein großes Ansehen. Als über Tische Herr Archiater ihr aus Scherz sagte: „Ich habe wieder einen Deutschen, Du mußt noch Deutsch lernen, um mit ihm reden zu können,“ antwortete sie, es wäre wohl nicht der Mühe werth, um Herrenunterhaltung Deutsch zu lernen. Ich erwiederte ihr gebrochen auf Schwedisch, sie hätte ganz recht, denn die deutschen Herren müßten der Damenunterhaltung wegen Schwedisch lernen. Dies machte Linné lachen, und sie schien später etwas feiner geworden zu sein. Ich brachte diesen Tag sehr angenehm mit Discouriren über allerlei Dinge zu, wobei wir uns einige Pfeifen Tabacк gut schmecken ließen.

„Einige Zeit später fuhr ich mit Linné und seiner Familie nach seinem ¼ Meile von der Stadt belegenen Gute Saevia. Auch hier zeigte er mir verschiedene Merkwürdigkeiten, z. B. die Tassen, welche Osbeck für ihn in China hatte machen und mit der Linnaea vortrefflich bemalen lassen, auch ein Messer, dessen Gefäß von Achat, und dessen Klinge auf der einen Seite vergiftet war. Dies Messer hatte der verstorbene König von Schweden gehabt.“

Um Pfingsten (1766) reiste Linné mit seiner ganzen Familie, außer dem Sohn, wieder nach Hammerby, wo er den ganzen Sommer bleibt und dann nur zweimal wöchentlich in die Stadt kommt. Er verlangte, ich sollte gänzlich mitziehen, was mir jedoch verschiedene Umstände widerriethen. Aber den vierten Festtag (hier haben die großen Feste 4 Tage) ging ich zu ihm hinaus und blieb daselbst einige Tage nicht ohne großen Nutzen und Vergnügen. Ich schlief des Nachts bei einem Bauern, der ein artiges Zimmer und ein gutes Bett hatte, wo schon früher Ausländer bei gleicher Gelegenheit gewohnt hatten. Des Morgens früh kam Linné zu mir. Nachdem wir dann Caffee getrunken, kletterten wir in Kamisölern auf den benachbarten Felsen umher, um Moose und Insecten zu sammeln. **Buxbaumia aphylla** ist zuerst von Celsius 1739 um Upsala gefunden, hernach hat man sie bis 1757 vergebens gesucht. Auch jetzt noch gehen Jahre hin, da man sie nicht findet. Ich hatte das Vergnügen, sie dies Jahr zuerst, und zwar an zwei Stellen zu finden.“

„Etwa ¼ Meile von Hammerby ist der Platz, wo in ältester Zeit die schwedischen Könige ausgerufen wurden. Linné führte mich auf unseren Wanderungen einige Male dorthin. An dem alte Wege nach Stockholm liegt an der einen Seite ein Berg mit dichter Fichtenwaldung, und an der andern steht ein kleines hölzernes Gebäude, zu welchem ein benachbarter Bauer den Schlüssel hat. In diesem fanden wir die **Mora-Stenar**, 10 Steine, mit meist undeutlichen Runeninschriften. Einer war viel größer als die andern, ein weißer Marmor, der aus dem Auslande herbeigeschafft sein muß, weil sich solcher in ganz Schweden nicht findet, 3 Fuß lang, 3 Fuß breit und 1½ Fuß hoch. Auf diesem Steine stand bei der Feierlichkeit der neue König, und auf den andern, die früher in einem weiten Kreise um jenen placirt gewesen sein sollen, später aber auch in das Häuschen gebracht sind, standen die Vertreter des Volks. Man behauptete, der Stein des Königs stände noch auf seiner alten Stelle, und das Häuschen wäre darüber gebaut. Mir fiel aber gleich auf, daß die Ebene, in der sich das Häuschen befand, sehr sumpfig war, und ich hörte nachher, daß die Steine in alten Zeiten sämmtlich auf dem erst später bewaldeten Berge an der anderen Seite des Weges gestanden. Der Stein des Königs war allein noch gut erhalten und hatte nicht allein oben 3 Reihen, sondern auch an allen Seiten runische Inscriptionen. Die übrigen Steine waren alle zerbrochen.“

„Als ich einmal Sonntags zu Linné kam und einige andere Professoren bei ihm fand, mußte ich zum Abendessen bleiben. Ueber Tisch kam das Gespräch auf Champagnerwein und meinte Linné, dieser Wein käme aus der Campagna di Roma.“

„Ich bin öfters bei Linné gewesen, wenn er Gesellschaft hatte. Dann wurde auch wohl gespielt. Er spielte selbst mit, und zwar nicht unglücklich. Statt der Marken wurden Ducaten gebraucht, meist seltene, oder doch schwedische aus Gold von Smaland, dem Vaterlande Linné's. Solcher Marken waren wohl 100 im Gebrauch.“

Der Künstlerverein in Bremen.

* Vor Jahresfrist ist in diesem Blatte mehrmals von dem Künstlerverein die Rede gewesen, welcher zu jener Zeit in Bremen gegründet wurde und rasch einen bedeutenden Aufschwung nahm. Im April hat er seine Kraft und Lebensfähigkeit glänzend bewiesen, indem der Plan, ein eignes Lokal in den großen, zur Domkirche gehörigen Räumen zu erwerben, mit lebhafter Theilnahme aufgenommen wurde; als beschlossen war, zu diesem Zwecke ein Actiencapital von 6000 Thalern aufzubringen, war in wenigen Tagen diese Summe bedeutend überschritten. Mit dem Mai hat der Verein sein erstes Jahr abgeschlossen, auf das er mit großer Freude zurückblicken kann, wie ein Bericht, der vom Vorstande gegeben wurde, hervorhebt. Die Thätigkeit des Vereins findet ihren Hauptausdruck in wöchentlichen Versammlungen, in denen Vorträge über Gegenstände der Wissenschaft und Kunst gehalten und musikalische Werke ausgeführt werden. Solcher Versammlungen hielt die Gesellschaft 42, in denen folgende Vorträge zu Gehör kamen:

über Darstellung des Schönen, Wesen der Kunst, Zweck und Wirkung derselben so wie das Band der Verwandtschaft unter den Künsten, Erkennen des Schönen, Stellung des Künstlers im Leben;

über die musikalischen Zustände, die Anfänge der dramatischen Kunst im Mittelalter, Haydn und seine Zeit, Mozarts erste Opern, Beethovens Leben, Gluck und Wagner;

über Richtung der modernen Malerei, Kunst und Kunstschätze in Berlin, Albrecht Dürer, die Ateliers der Wiener Künstler;

über griechische Architektur, Antike und Gothik, Entwicklung der Buchdruckerkunst;

über Galilei, Bedeutung der französischen Literatur, Napoleon, die Karlssage, Lessings Leben und Charakter, Schillers Verhältniß zu Goethe, Lord Byron, Heinrich Heine;

über Blattstellung und Keimen der Pflanzen, das Eisen und seinen Einfluß, Stenographie, Kometen, Einfluß von Vorurtheilen auf die Diätetik, gesunde und krankhafte Gemüthszustände.

Ferner wurden vorgetragen Festgrüße an Karl Steinhäuser und den Verein, Bruchstücke aus der Dichtung „Faust“ von Stolte, ein erzählendes Gedicht „Hannibals Tod“, Festgedichte zur Erinnerung an Schiller und Beethoven.

Von den Künsten, die im Vereine vertreten sind, war die Musik weitaus die thätigste und pflegte besonders mit Liebe und Erfolg das Streichquartett und die verwandten Gebiete. Ein Blick auf die Thätigkeit der musikalischen Mitglieder giebt das folgende Resultat. Es wurden 42 Werken ausgeführt, und zwar:

von Haydn 4, nämlich: 1 Symphonie für Orchester in B. 3 Streichquartette in C, Es und G moll;

von Mozart 8, nämlich: 1 Adagio für 2 Clarinetten und 3 Bassethörner, 1 Quintett für Streichinstrumente, 1 Quintett für Clarinette und Quartett, 4 Streichquartette in C, G, D moll und G, 1 Sonate für 2 Pianoforte;

von Beethoven 9, nämlich: 1 Octett für Blasinstrumente, 1 Quintett für Streichinstrumente, 4 Quartette in G, A, Es und F, 1 Pianoforte-Trio in B (Op. 97), 1 Sonate für Pianoforte und Violoncell in A, 1 Sonate für Pianoforte allein in D moll;

von Mendelssohn 6, nämlich: 1 Octett, welches zwei Mal zur Aufführung kam, 2 Quartette in Es und D, 1 Pianoforte-Trio in C moll, 2 Sonaten für Piano und Violoncell in D und B;

von Franz Schubert 2, nämlich: 1 Quintett für Piano und Streichinstrumente und 1 Phantasie für Piano zu 4 Händen;

von Hummel ein Septett für Piano mit Streich- und Blasinstrumenten;

von Bertini ein Sextett für Piano mit Begleitung;

von L. Pape 2, nämlich: 1 Quintett in D und 1 Quartett in C moll für Streichinstrumente;

von Georg Schmidt ein Septett für Streich- und Blasinstrumente;

von R. Nagel eine Sonate für Piano zu 4 Händen in Es;

endlich an einem außergewöhnlichen Versammlungsabende die Composition eines Gastes aus Petersburg: ein Nonett von Helfrich.

Dazu fügten die Sänger des Vereins den Chor der Gefangenen aus Beethoven's „Fidelio" und den Chor der Priester aus Mozarts „Zauberflöte", Chöre aus den „Jahreszeiten" von Haydn, Arie und Duett aus der „Iphigenie in Tauris" von Gluck, das erste Finale des „Tannhäuser" von Wagner und eine Festcantate und eine Hymne für Chor von A. A. Ritter.

Feuilleton.

— * Die trefflichen „Naturstudien" von Hermann Masius haben eine neue, dritte Auflage erlebt, in welcher die bisher getrennten beiden Theile vereinigt sind.

— * Bei Brockhaus in Leipzig erscheint in der nächsten Zeit eine Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert von A. Springer in Bonn; eine gewiß werthvolle und willkommene Bereicherung der Kunstgeschichte.

— * Das reisende Publikum machen wir auf die Städtepläne und Eisenbahn- und Flußkarten aufmerksam, welche dem Brockhausischen Reiseatlas angehören; er enthält z. B. die Pläne von Leipzig, Dresden, München, Hamburg. Sie sind sehr correct und hübsch ausgeführt, von handlichem Format und ungemein billig, enthalten auch nebenbei eine gut abgefaßte und ausreichende Beschreibung der Städte.

— * Eine Geschichte des deutschen Studententhums von O. Dolch ist zu erwarten.

— * Ein neues Heft der „geographischen Mittheilungen" von August Petermann (das dritte des Jahrgangs 1857) wird eröffnet durch eine Beschreibung des am nördlichen Eismeere, zu beiden Seiten der unteren Lena, belegenen Distrikts von Shiganok von Chitrov, Mitglied der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. Zwei andere Aufsätze betreffen das in neuerer Zeit so wichtig gewordene Gebiet des Baikal-See's; der eine derselben schildert nach authentischen russischen Quellen die zur chinesischen Grenze führenden Straßen, der andere die geologischen und geographischen Untersuchungen, welche der Stabs-Kapitän des Berg-Ingenieurs-Corps R. Miglitzky am Baikal-See angestellt hat, und die zu neuen interessanten Aufschlüssen über die Entstehungsart dieses großen Binnen-See's führen. Alle drei Aufsätze sind durch colorirte Karten illustrirt. Ein Aufsatz des bekannten Geographen W. Desborough Cooley bespricht das Land Milna und seinen großen Fluß, einen der Quellströme des Congo oder Zaire. Dr. Petermann giebt die Fortsetzung seiner Berichte über Dr. Eduard Vogel's Reisen in Central-Afrika. Eine mit erklärendem Texte versehene Kartenskizze von Dr. Petermann, gezeichnet nach der officiellen, im englischen Kriegs-Ministerium niedergelegten Karte, zeigt die russisch-türkische Grenze an den Donaumündungen nach den Bestimmungen des Pariser Schluß-Protokolls vom 6. Januar 1857.

— * Die musikalische Welt Londons schwelgt jetzt in Händelscher Musik. Als Vorbereitung zu den Riesenconcerten, welche im Jahre 1859 bei dem Jubiläum Händels stattfinden sollen, hält man jetzt schon Concertproben im kolossalsten Maßstabe, an welchen Sänger aus allen bedeutenden Städten der drei Reiche sich betheiligen. Die Aufführung von drei Oratorien erfolgt im Krystallpalaste von Sydenham, und man rechnet auf 12,000 Zuhörer, die ganz gut sitzen können. Für das Orchester ist ein eigner Riesenbau errichtet; es ist so stark, daß es bei der ersten Vorprobe in Exeterhall neben dem Chor gar keinen Platz fand und nur durch wenige Instrumente vertreten war. Der Chor nämlich bestand aus nicht weniger als 2000 Personen, 1100 Londonern und 900 Fremden; sogar Dublin und andere irische Städte waren durch auserlesene Contingente vertreten; Costa dirigirte. Die englischen Verehrer Händels sind entzückt über den Plan dieser Concerte, bei denen man freilich zweifeln muß, ob dieses fabelhafte Aufgebot von Kraft ein glücklicher Gedanke ist. Schon hat sich bei der ersten großen Probe im Krystallpallaste herausgestellt, daß die Solopartieen so gut wie ganz verloren gehen werden; bei dieser Gelegenheit hatte der Chor gar 2500 Mitglieder, das Orchester 500. Für dasselbe ist ein ungeheueres Gerüste errichtet, das amphitheatralisch sich erstreckt und zur Spitze die neue Orgel hat, welche 4500 Pfeifen, die längste von 32 Fuß, hat und 1000 Centner wiegt. Trotz den großen Kosten, welche die drei Concerte verursachen, rechnet man doch auf einen Reinertrag von ungefähr 5000 Pfd. Sterl.; der billigste Eintrittspreis für die drei Abende beträgt 2 Pfd.

— * Das mittelrheinische Musikfest, das vor einigen Tagen in Mannheim begangen wurde, ist besser ausgefallen als das niederrheinische in Aachen. Das Hauptwerk war Mendelssohns „Elias", der unter der Leitung von Ferdinand Hiller vortrefflich ausgeführt wurde. Die Orchester von Mannheim, Darmstadt, Mainz und Wiesbaden wirkten zusammen.

— * Die Kunstkritiker, welche die Werke großer Componisten erklären und den ihnen angeblich zu Grunde liegenden Hauptgedanken in das Licht stellen wollen, haben viel gestritten über den letzten Satz der Beethovenschen siebenten Symphonie (in A dur), den man nicht so ganz mit den vorhergehenden in Einklang bringen konnte. Die meisten halten das ganze Werk für ein Naturgemälde, das in dem vierten Theil in lebhaft aufgeregter, freudiger Weise abschließe. Eine jedenfalls sehr originelle, aber freilich ein wenig bedenkliche Erklärung giebt der Russe Oulibicheff, indem er in seinem Werk über Beethoven an der betreffenden Stelle sagt: „Der große Musiker wollte über die Grenzen der Möglichkeit hinausgehen, ein neues Organ in der Musik entdecken, das sie zu einer Offenbarung des Ueberirdischen machen sollte, und er gab sein eigenes Ich in Verzweiflung und Leiden. Eulengeschrei und Dissonanzen stören den Eindruck der siebenten Symphonie, aber ihr Vielen unverständlicher Schluß ist ironisch gemeint. Beethoven dachte sich von einem Maskenballe kommend auf der Straße unter brennenden Lampen und betäubenden Tönen. Eine trunkene Menge reißt ihn fort, sein keusches Ohr vernimmt freche Reden; er muß an Kaffeehäusern, Bierschenken, Tanzböden und schlechten Häusern vorüber, die er nie betreten hat. Dirnen drängen sich ihm auf, und die tiefste Verachtung bemächtigt sich seiner, die er in einem bacchischen Finale ausströmt."

— * Die Rachel ist aus Egypten zurück in Paris eingetroffen und hat der Theaterdirection angezeigt, daß ihre Gesundheit noch immer nicht ihr Auftreten gestatte. Nun ist die Frage wegen ihrer Pensionirung zu berathen; ein Anrecht hat sie noch nicht, da sie 18 Jahre Mitglied des Theaters ist, zur Pensionsberechtigung aber 20 erforderlich sind.

— * In Paris wurde vor einigen Tagen der künstlerische Nachlaß des berühmten Malers Paul Delaroche öffentlich verkauft. Vier vollständig fertige Bilder waren nur vorhanden. Diese sind: „die Jungfrau bei den heiligen Frauen am Charfreitag", „eine Martyrin zur Zeit des Diocletian", „Hemicyklus des Palastes der schönen Künste" und „der Christ, Beschützer der Betrübten." Das erste wurde mit 41,000, das zweite mit 36,000, das dritte mit 43,900 und das letzte mit 7400 Franken bezahlt.

— * Die Errichtung der großen Dichterdenkmäler in Weimar ist dadurch erleichtert worden, daß der Großherzog von Baden versprochen hat, die Fußgestelle aus einem in Baden vorhandenen, für architektonische Zwecke sehr geeigneten Gesteine zu liefern.

— * Der Bildhauer Achtermann in Rom hat eine Gruppe der Kreuzabnahme in carrarischem Marmor vollendet, welche jetzt die Zuschauer entzückt; sie soll das Grabmal des Erzbischofs Clemens August von Droste-Vischering im Dom zu Münster schmücken.

— * Zu Mergentheim in Schwaben, der Residenz des Prinzen Paul von Würtemberg, werden jetzt die großen naturhistorischen Sammlungen auf-

gestellt, die der unermüdliche Forscher als Frucht seiner Reisen heimgebracht hat. Der Prinz hielt sich seit seiner Rückkehr mehrmals in Bremen auf, wo er zum Theil selbst jene Sammlungen in Empfang nahm und ihren Transport leitete.

— * In der Lößnitz bei Dresden starb am 11. Juni im Alter von 76 Jahren eine vielgenannte Persönlichkeit, Moritz Retzsch, früher Professor an der Dresdener Akademie, Zeichner der „Umrisse“ zu den Werken von Shakspere, Goethe und Schiller.

— * Eine in Orleans bestehende Gesellschaft hat das Haus der Agnes Sorel, der Geliebten König Karls VII. zur Zeit der Jungfrau von Orleans, angekauft, um den beabsichtigten Abbruch desselben zu verhindern.“

— * Gottlieb von Hippel. Das „Weimarer Sonntagsblatt“ weckt die Erinnerung an Hippel durch folgenden Beitrag zu seiner Lebensgeschichte: „Th. Gottlieb von Hippel, geboren 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, wo sein Vater Rector der Stadtschule war, hatte nach dem Wunsche des Letzteren Theologie studiren sollen. Die Bekanntschaft aber mit einem ausgezeichneten Juristen flößte ihm eine besondere Vorliebe für die Rechtswissenschaft ein, besonders seit er durch einen Freund, der ihn nach St. Petersburg mitnahm, dort in höhere Kreise der Gesellschaft eingeführt wurde und dadurch das Treiben der großen Welt und deren Glanz kennen gelernt hatte. In das Vaterland zurückgekehrt, übernahm er in einer feingebildeten adeligen Familie die Stelle eines Hauslehrers, die ihm besondere Gelegenheit darbot, seine Menschenkenntniß zu vermehren. Dies Verhältniß, insbesondere aber die Neigung zu einer Dame aus einer der ersten und reichsten Familien Königsbergs brachte den Plan in ihm zur Reife, durch das Studium der Rechte sich eine glänzende Stellung und Reichthum zu bereiten. Mit unglaublicher Anstrengung und Entsagung verfolgte er fortan dieses Ziel und erreichte es. Doch blieb er unverheirathet, weil das, was ihm vorher Mittel zum Zweck sein sollte, allmälig zum alleinigen Zwecke geworden zu sein scheint. Zuerst begründete er, 24 Jahre alt, seinen Ruf als Rechtsanwalt, stieg dann von Stufe zu Stufe, bis er zum dirigirenden Bürgermeister, mit dem Titel eines geheimen Rathes und Stadt-Präsidenten erwählt ward. Als solcher ließ er seinen Adel erneuern. Das Leben dieses ausgezeichneten Mannes, der als Schriftsteller mit Recht für einen Vorgänger Jean Pauls gilt, ist voll der schroffsten Gegensätze und Widersprüche. Er zeigte bei hellem Verstande eine tiefe Schwärmerei und Neigung zum Aberglauben, neben andächtelnder Frömmigkeit eine vorwiegende Sinnlichkeit, neben liebenswürdiger Leutseligkeit maßlosen Ehrgeiz und Herrschsucht. Er schrieb ein Buch „über die Ehe“, deren Glück er pries, ohne daß er selbst verheirathet war, spottete in seinen „Kreuz- und Querzügen“ über Ahnenstolz und ließ sich selbst in den Adelstand erheben; schrieb ein Lustspiel: „Der Mann nach der Uhr“, und doch trug er selbst nie eine Uhr bei sich; ursprünglich arm, hinterließ er ein Vermögen von 150,000 Thalern, das er zum größten Theile der Stadt vermachte, und ließ sich auf dem Armenkirchhofe begraben; sein Haus (am Steindamm gelegen) war still wie ein Kloster, und doch wurde es nach seinem Tode ein Posthaus voll lärmenden Treibens. Seine Schriften, die er bekanntlich alle ohne Nennung seines Namens herausgab, bieten gleichfalls die sonderbarsten Contraste; bittere Satire neben kindlich harmlosem Scherz, eine Fülle überraschender Ideen neben sichtbarer Theilnahme an Individuellem und Kleinlichem. Sein Geist war in seiner amtlichen Wirksamkeit überall mit Verbesserungen beschäftigt, deren Königsberg, als das eigentliche Feld seiner Thätigkeit mehrere noch heute in gutem Andenken hat. So verdankt ihm die Stadt die Verbesserungen des Schulwesens, — er war es, der den Sohn von dem Magus des Nordens, den jungen Hamann, und andere ausgezeichnete Pädagogen an die gelehrten Schulen Königsbergs berief — so wie die Feuerlöschanstalten und Straßenbeleuchtung, die Anlage des als Spaziergang noch heute berühmten „Philosophenganges“ und der „Hufen.“ Auch vermachte er nach seinem Tode der Stadt seine reiche Gemäldesammlung, die man im heutigen Museum aufgestellt findet. Seine Wirksamkeit als Präses des damaligen Criminalgerichts wird gerühmt und führte er als solcher den abschreckenden Titel „Hofhalsrichter.“ Zu seinen Räthen gehörte u. A. auch von Stägemann. Als denkender und philosophischer Jurist hat er sich durch gekrönte Preisschriften über Theile des Entwurfs zum preußischen Landrechte ausgezeichnet. Hippel hatte zu seinen Tischgesellschaften gern Kant und Scheffner und andere geistreiche Männer um sich, und man erzählt, daß er absichtlich bei diesen Mittagen sich oft habe abrufen lassen, um einzelne Gedankenfunken aus den geführten Gesprächen in dem Nebenzimmer aufzuzeichnen. Für Schönheiten der Natur, an denen Königsberg leider so arm ist, hatte Hippel besonderen Sinn. Die durch Abhänge und durch einen Bach durchschnittene Landschaft an den sogenannten Hufen war seine Lieblingspartie, in der er das Schulzengut auf den Mittelhufen (das spätere Louisenhof) erkauft hatte, und die baumreichen Hügel jenes in einen englischen Park verwandeln ließ.

— * Bogumil Dawison. Aus Anlaß des von glänzendem Erfolge begleiteten, aber durch Krankheit unterbrochenen Gastspiels, welches Dawison in Breslau gab, hat der Dichter Rudolf Gottschall den Künstler in einem Artikel besprochen, aus dem wir einige Stellen herausheben wollen. „Das Spiel Dawison's ist vor allem naturwahr und wenn auch die bloße Nachahmung der Natur nicht das höchste Ziel der Kunst, auch nicht der darstellenden Kunst ist, so ist doch Naturtreue die nothwendige Unterlage für jeden idealen Aufschwung, wenn er nicht in den Wolken vernebeln soll. Gerade auf der Bühne ist der Kothurngang so gefährlich und auf der andern Seite nichts schwieriger, als ein einfaches naturgemäßes Gebahren zum Untergrunde des dramatischen Gemäldes zu machen. Wir haben sehr viele Schauspieler, die eine rhetorische Stelle mit genügender Declamation vortragen können, aber wenige, welche verstehen, sich zwanglos hinzulegen oder das Gähnen, das ihr monotones Pathos beim Publikum hervorruft, ihm mit erträglicher Wahrheit auf der Bühne nachzumachen. Das sind anscheinend Nebensachen; aber sie können, wenn die Kunst des Darstellers es versteht, sie unter Beleuchtung der verschiedenen Stimmungen zu rücken, dem Charakter und der Situation anzupassen, von großer Wirkung werden. In der That, wenn Dawison als Hans Jürge im Sonnenschein am Brunnen einschläft oder als Richard III. unter den Schaudern des Weltgerichts — so macht dieser natürliche Akt, den Dawison an und für sich mit seltener Ungezwungenheit und Wahrheit vorführt, den verschiedenartigsten Eindruck. Dort ein bösartiger Paria, in dem der gute Funken schläft, das Stiefkind der Natur, das sich auf einen Augenblick mit Behagen in ihrem Sonnenschein wärmen will; hier ein Despot am Vorabend der blutigen Entscheidung, in dem sich das Gewissen lebendiger regt und den bereits im voraus die Gespenster der Träume schrecken — welch eine verschiedenartige Beleuchtung, welch ein Farbenreichthum innersten charaktervollen Lebens, der über den einfachen Akt ausströmen muß! Aber daß Dawison als Grundlage seine Einfachheit und Naturgemäßheit festhält, daß er ihn selbst mit größter Anschaulichkeit ausmalt, daß er uns den natürlichen Menschen zeigt und auf ihm erst das geistige Bild des historischen aufträgt: das unterscheidet diesen Künstler von seinen meisten Collegen, welche bei großen pathetischen Charakteren sich von ihrer declamatorischen Höhe selten zu jenen irdischen Menschlichkeiten herablassen. Aber gerade diese kleinern Züge erhellen das große Bild; sie erwecken in uns das volle Vertrauen, daß auch der Künstler, wo er in die Tiefen entfesselter Leidenschaft steigt oder die weitreichenden Bestrebungen weltgeschichtlicher Charaktere darstellt, nimmer die Grenzlinien überschreiten wird, welche die Natur auch im Gebiet des Schönen festgesteckt. Dieser Vorzug wird sich nun auch in der Declamation nicht verleugnen. Die Declamation soll dem Charakter dienen und ihn nicht beherrschen; sie ist Mittel, nicht Zweck. Zum Zweck aber wird sie, wenn der Darsteller in eine Wortmalerei verfällt, welche vor übermäßigen Nuancirungen des Ausdrucks nicht dazukommt, den Charakter selbst plastisch festzuhalten. Ebenso schlimm ist die Verflüchtigung in eine kokette Lyrik, ein Schweben und Wiegen im melodischen Tonfall des Dichters — und jemehr der Poet dazu selbst zu verführen scheint, desto wirksamer ist das Entgegenstemmen des Darstellers, der jenem durch das Hervorkehren der charakteristischen Pointen den größten Dienst erweist, da die Schönheit der Verse von selbst durch ihren eigenen Zauber wirkt. Von jeder declamatorischen Manier ist Dawison vollkommen frei — er declamirt nicht, er spricht und zeigt, daß man der Begeisterung der Dichter auch ohne Cadenzen und Triller gerecht werden kann. — Diese Vorzüge alle scheinen zunächst mehr negativer Art, und es bleibt die Frage, wodurch Dawison die außerordentlichen Wirkungen hervorruft, die seine Leistungen begleiten. — Dawison ist ein Pole, vom Hause aus der deutschen Sprache unkundig. Durch eine harte Lebensschule, durch eine Reihe bitterer Erfahrungen, die heutzutage keinem Roscius erspart werden, mußte er hindurchschreiten, ehe er nur auf der deutschen Bühne festen Fuß gewinnen konnte. Sein Dialekt, sein Organ, — Alles legte ihm Schwierigkeiten in den Weg, über welche er mit der Ausdauer des Demosthenes den Sieg davon getragen. Sein Lebensgang legt daher Zeugniß ab für eine außerordentliche Energie des Charakters, in welcher wir auch in der That das Lebensprincip seiner darstellenden Kunst finden. Diese Energie, zusammen mit geistiger Schärfe, giebt schon bei der Auffassung der Rollen dem Künstler jenen kühnen Griff, der die Einheit einer Persönlichkeit erfaßt. Dawison sucht immer zuerst diesen innersten Quellpunkt des Charakters, den Darsteller von geringerer Energie im Hin- und Hertappen verfehlen. Scharfen, kräftigen Geistern sind jene kühnen Griffe eigen, welche begabten, aber von schwankenden Gefühlen geleiteten Naturen selten gelingen. Schöpferische Originalität der Auffassung, das ist eine bedeutende Ziffer in der Summe der Dawison'schen Vorzüge. Er giebt keine nachahmenden, an irgend ein Vorbild angelehnten, keine aus gelehrten Noten und Entwickelungen zusammengelesenen Rollen — was er schafft, ist frisch, neu, organisch aus einem ursprünglichen Kern entfaltet. Dies hat doppelten Werth in einer Zeit wie die unserige, in welcher die Tradition so mächtig ist. Dawison ist in seinen Auffassungen ein revolutionärer Schauspieler, ein kühner Interpret der Dichter, der ihren Gestalten oft von ganz neuem Standpunkte aus ein warmes Leben einhaucht.“ — Gottschall schließt seinen Artikel mit folgenden Worten: „Die Triumphe, die Dawison hier und überall feiert, sind Triumphe der echten darstellenden Kunst, die aus dem frischen Quell der Natur schöpft, ohne damit der Trivialität und spießbürgerlichen Nüchternheit Libationen zu machen. Es ist nicht die gemeine, es ist die große Natur, um mit Schiller zu sprechen, die wir in Dawison's Spiel wiederfinden. Scharfe Bestimmtheit der Conturen, genialer, niemals verwaschener Schwung, eine tiefe Durcharbeitung der Rollen, eine blitzartige Darstellung des Affects lassen das Genie dieses Künstlers als bahnbrechend für eine gesunde Wiedergeburt der deutschen Schauspielkunst erscheinen, wenn auch seine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit jeden Versuch äußerlicher Nachahmung ausschließt, und machen ihn außerdem zu einem willkommenen Leitstern der dramatischen Muse, welche einem solchen Darsteller ihre höchsten Probleme und kühnsten Schöpfungen anvertrauen darf, die in den Händen der Mittelmäßigkeit leicht Schiffbruch erleiden würden.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 26. Bremen, 28. Juni. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Ein Kunsturtheil aus Holland *).

Aus dem Holländischen übersetzt und mitgetheilt von Engelbert Sägelken.

An Versemachern hat unsere Zeit ebenso wenig Mangel wie die unserer Vorfahren. Auch ist für die Zukunft keine Gefahr, daß dieses Geschlecht je aussterben wird. Sollte es aber doch einmal dahinsinken, welcher Jammer für manche verlorne Stunde, die nun so angenehm zugebracht wird! Oder ist eine größere Wohllust denkbar, als sich hinzusetzen, um einen Vers zu machen, zu einem Publikum, das andächtig lauscht und leicht in Entzückung zu versetzen ist, im „Wohllautsmaße“, meistens auch im Reim zu sprechen, ohne daß man eigentlich Etwas zu sagen hat, wenigstens Etwas, das der Mühe werth ist gesagt zu werden? Wie bequem ist dieses und wie belohnend! Dazu ist kein Denken vonnöthen, keine reiche vielseitige Entwicklung des Geistes, um denselben über die Höhe der Zeitgenossen zu erheben; dazu braucht's keiner Gefühlswärme, noch eines Schatzes von Lebenserfahrung, von Welt- und Menschenkenntniß; dazu genügt vollkommen Maß und Reim und der Gedankenkreis der alltäglichen Menschenkinder. Maß und Reim sind immer die Zauberstäbe, die die platteste, niedrigste Prosa in Poesie, in „Bardengesang“ verwandeln. Wozu denken und fühlen? Viel besser ist's, den Tonkünstlern zu folgen, sowie sie in unsern Tagen zu Tausenden da sind, die ohne daß Etwas in ihrem Kopfe oder in ihrem Herzen sich vorfindet, sich dem, was sie ihre Phantasie nennen, hingeben und uns mit einer Menge von nichtssagenden Tönen bestürmen. Das heißt Phantasiren, Schaffen, sei es auch Nichts weiter als ein willkürliches Durcheinanderwirren von lang bestehenden Stoffen, die, aus ihrer schönen Vereinigung gerückt, hier zu einer ungeregelten Tonmosaik versetzt sind. Ja wahrlich es ist ein Hervorbringen, aber ein Hervorbringen von Verwirrung, ein Schaffen, aber ein Schaffen des Chaos aus einer Welt voll Regel und Schönheit. Und dennoch wird es gepriesen, bewundert und als Beweis von Genie mit Händeklatschen begrüßt. Warum sollte man auf der Bahn der Dichtkunst sich nicht gleiche Lorbeeren erwerben? Süße Klänge zusammen zu zaubern, worin einige Gefälligkeit ist, schöne Wörter, worin einige Abrundung sich findet, ohne daß irgend Verstand oder Gefühl verlangt wird; was kann anziehender sein als dieses? Und denke man sich erst die beneidenswerthe Lage der Hörer oder Leser! Frei zu sein von jeder Anstrengung, nicht zu tief im Herzen ergriffen, nicht von einer zu hellen, Alles beleuchtenden Gluth umstrahlt, sondern bei mattem Dämmerlicht in Schlaf gesungen zu werden: was kann man denn mehr verlangen als das?! So wird das Uebereinkommen gern abgeschlossen, der Vers geliefert und mit Ruhm bezahlt. Was auch vergehen mag, die Versemacher sind unsterblich; weder ein Philosoph wie Plato, noch ein Papst wie Hadrian VI. kann sie zu Boden werfen.

Aber nicht so üppig schießen die Dichter auf. Manche Epoche, und die unsrige gehört dahin, ist besonders arm daran. Und nicht so gemächlich verdienen sie ihre Ehrenkränze, und nicht so leicht werden sie begriffen und bejubelt. Ihr Verstand und ihr Gemüth sind nicht in Ruhe, sondern in Bewegung, in Entwicklung; kein Dämmerlicht ist es, worin sie tappen, sondern das reine Sonnenlicht, das Wärme und Leben weckt. Sie sprechen, nicht um auch einmal den Mund zu öffnen, sondern weil sie Etwas zu sagen haben, weil in ihnen Etwas vorgeht, was nach außen drängt; sie sprechen, weil sie gedacht haben. Sie dichten nicht drauf los, um flügger und fertiger zu werden, sondern in allen Richtungen durchkreuzen sie das Reich der Gedanken und Formen und glätten ihren Geist, um zu einem höhern Standpunkt zu gelangen, als worauf wir, die wir ihrer Stimme lauschen, noch stehen. Bloß so, wenn sie höher als wir stehn, sind sie werth, als unsre Lehrer, als Propheten vor uns zu treten; aber was sollten wir ihnen unser Ohr leihen, wenn wir fühlen, daß wir selbst mehr sind als sie? Das möchte, was bereits Heißsporn wußte, genug sein um Rothkehlchen abzurichten; aber ist es genug, um Menschen zu fesseln, deren Ohr bloß das Werkzeug des Geistes ist, in dem eine Welt von Gedanken lebt? Soll der Lehrmeister auf die Arbeit des Knaben aus einem andern Grunde lauschen, als um dieselbe zu verbessern? Nein, der Knabe zu den Füßen des Lehrers, so gehört es, und wir haben etwas Besseres zu thun als auf euern Leierkitzel zu hören, ihr armen Versfabrikanten, deren Kopf leer und deren Herz kalt ist! Aber auf euch wollen wir lauschen, wahre Dichter, die ihr in euch das Licht tragt, unsern Pfad zu erhellen und unsere Seele zu erwärmen und zu entflammen! Euer Geist steht höher als unser Geist, darum kommen wir zu euch, um gebildet und entwickelt zu werden. Dann steigen Gedanken in uns auf, die uns entweder fremd blieben oder die ihr besser und richtiger auszudrücken, besonders aber lebendiger und beseelter vor uns zu zaubern wißt, als wir es je vermochten. Ihr seid uns voraus auf dem Wege der Humanität, wie sollten wir zaudern, euch zu folgen?

Der wahre Dichter ist Denker, wenige waren es so wie Goethe. Einen Reichthum von Gedanken, wie er selten in den Werken eines Menschen angetroffen wird, finden wir in seinen Dichtungen verbreitet. In der Reihe der Denker, ihrer, deren Welt- und Lebensanschauung wir zu kennen suchen, räumen wir ihm einen Ehrenplatz ein. Es ist von ihm zu lernen, weil er selbst erst gelernt hat. Die Vorschrift, die er so schön ausdrückte:

> Wollt Ihr ins Unendliche schreiten,
> Geht nur im Endlichen nach allen Seiten!

ist der Ausdruck seines Lebens geworden. Was Kestner von ihm in seinem dreiundzwanzigsten Jahre bezeugte, „er hat sehr viele Kenntnisse und hat die Welt im Physischen und Moralischen zu seinem

*) Diese geistreiche kleine Abhandlung des bekannten holländischen Aesthetikers Opzoomer findet sich als Einleitung in der holländischen Uebersetzung von „Goethe's Leben von J. W. Schaefer“, die in Utrecht bei Dannenfelser 1856 erschienen ist.

Hauptstudium gemacht«, das gilt von seinem ganzen Dasein. Die Natur außerhalb des Menschen und der Meusch selbst waren beständig der Vorwurf seiner Untersuchungen; er drang in die Erde vor, um die Gesetze ihrer Bildung aufzuspüren; mit einem forschenden Auge erspähte er das Leben der Pflanze; selbst zum Lichte klomm er empor, um das Geheimniß seiner Strahlenbrechung zu ergründen und es in seine Farben zu zerlegen. Aber vornehmlich auf den Menschen war sein Blick gerichtet; er versenkte sich in die dunkelsten Winkel des Herzens, um das verborgene Leben daselbst zu beobachten. Von allen großen deutschen Dichtern hat ihn Herder vielleicht allein an Vielseiligkeit übertroffen; aber vergleicht ihn mit der gewöhnlichen Dichterzunft, und der Unterschied zwischen den Höhen Amerikas, die als Riese und Zwerg neben einander stehen, wird unbedeutend neben dem Unterschiede, der zwischen ihrer Eingeschränktheit und der Weite seiner Wissenschaft sich findet. Und all diese Wissenschaft, so verschieden und umfassend, so frisch und ursprünglich, so klar und unbefangen, beinahe in jedem Gedichte strahlt sie uns entgegen.

Aber ist Goethe denn ein Lehrdichter gewesen? Niemand hatte dazu weniger Anlage als er, oder vielmehr seine Anlage war zu groß; er war zu wahrhaft ein Dichter, um jenes werden zu können. Der Dichter, der vollkommen seinen Namen verdient, mag mitunter auch auf das Gebiet des Lehrgedichts einen kleinen Streifzug unternehmen, wie Herder sich eine Zeit lang mit dessen Vertheidigung befassen konnte: doch werden diese Augenblicke die am wenigsten dichterischen seines Lebens sein. Die Natur hat bei ihren Erzeugnissen die verschiedenen Arten nicht rauh gegen einander stoßen lassen, sondern einen sanften Uebergang, eine Verbindung gemacht, keine schmale, scharf gezeichnete Grenze, sondern eine breite schwachgefärbte Scheidung, bei der man nicht recht anzugeben weiß, wo das Gebiet der einen und wo das der andern Art seinen Anfang nimmt. Solche breite Scheidung giebt es auch zwischen dem Dichter und dem Prosamenschen, und sie wird eingenommen durch die Lehrdichter. Pope erkennt an, daß er sein Lehrgedicht über den Menschen eben so gut hätte in Prosa schreiben können, aber daß er gereimte Verse gewählt hat, damit dieselben besser im Gedächtniß haften blieben. Gedanken, wie man sie vom Lehrstuhle zu vernehmen pflegt, Weisheitslehre, Vernunftschlüsse, Betrachtungen, einfältige Prosa, aber umkleidet mit der Form der Poesie und bisweilen durch dieses Kleid, wie der Schauspieler durch sein Kostüm, zu etwas mehr Erhabenheit, etwas mehr Pathos gebracht, so daß kleine dichterische Episoden entstehen, electrische Funken im wissenschaftlichen Laboratorium: das ist der Charakter des Lehrgedichts. Jedes Fragepunktes bemächtigt es sich, nnd je prosaischer sein Gegenstand ist, um so mehr wird die Kunst des Dichters, der selbst durch so Etwas zum Feuer, zur Sangesgluth entflammt wird, gepriesen. Der Ursprung des Uebels, die Verrichtungen des Ackerbaus, die Natur der Dinge, Alles was noch eher eine Schilderung als einen Beweis hervorruft, Alles was keine Vollkommenheit, kein System fordert, bei allem dem kann das Talent von dem dichterischen Virtuosen nur noch wenig hervortreten. Auch hier vermag es ebenso wie in der Musik erst durch halsbrechende Künste zu glänzen, erst in Gedanken über das Recht der Rede, über die Möglichkeit mehrerer Welten, über die Kometen, die Nützlichkeit der Meßkunst, über die Kuhpockenimpfung, die Electricität, über die Krankheiten der Gelehrten, wobei es dann, mag gleich die dichterische Schönheit der Deutlichkeit geopfert werden, das höchste Lob ist, daß der Sternkundige, der Anatom, der Patholog keinen einzigen Fehler nachzuweisen im Stande ist, sondern Alles in Uebereinstimmung mit seinem Systeme findet. Als ob es nicht besser wäre, die Wissenschaft durch den Professor und nicht durch den Dichter vortragen zu hören, und als ob (ich spreche dieses einer talentvollen Schriftstellerin nach) die Kunst, die berufen ist, uns alle Beschwerden vergessen zu lassen, ihre Ehre darin setzen könnte, uns beständig an allerlei Beschwerden zu erinnern?! Und daß diese Schwierigkeiten in der That nicht so schwer zu überwinden sind, daß eine solche Größe des Künstlers mehr Schein als Wahrheit ist, das zeigt sich — auch hier stehen Dichtkunst und Tonkunst wieder einander gleich — an der übergroßen Anzahl Derer, die dazu im Stande sind. Keine einzige musikalische Ausführung, oder man kann, wenn man Behagen daran findet, dergleichen Kunststücke bewundern, aber wie selten wird man gerührt, bewegt, erschüttert; wie oft verzieht man die Lippen zu einem heimlichen Lächeln, daß auch vor dieser Schwierigkeit der Virtuose nicht besteht; aber wie selten rollt Einem eine Thräne des Gefühls aus den Augen! Ein kurzes Lied, das Einem die Seele bewältigt, nennt man ein Juwel sowie es in der Krone von nur einzelnen Dichtern getragen wird; aber eine wissenschaftliche Idee, einen Lehrsatz, in langen reimenden Versen zu besingen und selbst durch einige Gesänge hin fortzuführen, dazu ist der mittelmäßigste Kopf im Stande, der nur Fertigkeit und zähe Geduld, der »abgeschwächte Geist«, der nur noch einen »mäßigen Reichthum von Phantasie« besitzt. »Ich halte es«, sagt ein angesehener Mann, der auch zu dieser Dichterklasse gehört, »ich halte es mit Reim und Alexandrinern, darin braucht man keine Göttersprache zu reden.«

Warum Goethe kein Lehrdichter werden konnte? Sein ganzer Charakter war damit im Widerspruch. Er war kein Gelehrter, der auch so nebenbei in freien Stunden Verse machen konnte; er war Dichter, der aber seinen Geist gebildet hatte, gebildet auch durch die Wissenschaft. Und er war Dichter besonders weil er Mensch war, nicht ein bloßes Verstandeswesen, sonder ein ganzer Mensch. Seine reiche vielseitige Kenntniß der Natur ist die Nahrung, die er in sich aufgenommen hatte, um sich selbst geistig zu stärken, nicht um darin das Thema für seine Gesänge zu finden. Sie spricht auch in seinen Gedichten mit, aber sie ist mit wenig Ausnahmen nirgends darin der Hauptton, weil ihr Zusammenhang mit dem Gemüthe zu gering ist. Was den Menschen in seinem ganzen Wesen ergreift, das ist allein der Mensch selbst, und darum ist er fast in allen Gedichten Goethe's der Mittelpunkt. Alles, was in seinem Herzen vorgeht, seine Triebe und Leidenschaften, seine Hoffnung und Furcht, seine Kraft und seine Schwäche, sein Vertrauen und sein Zweifel, sein Verlangen und seine Aussicht, selbst seine Träume, seine Hirngespinste und Irrthümer, Nichts davon kann uns, die wir seine Naturgenossen sind, die wir dieselbe Rolle spielen müssen und vor denselben Fehltritten zu fürchten haben, kalt und gleichgültig lassen. Aber diesen Menschen lernen wir nicht aus Handbüchern, aus Abhandlungen über die Seelenlehre kennen, sondern allein aus Erfahrung, besonders aus Erfahrung von demjenigen, was in uns selbst vorhanden ist. Was einen Theil der Menschheit bewegt hat oder noch bewegt, wir mögen mit unserm Sinnen uns noch so sehr darin vertiefen, es bleibt uns fremd, wofern wir es nicht selbst gefühlt, nicht selbst durchlebt haben; es steht als Unsinn vor uns, wenn wir in unserm eignen Leben nicht einmal selbst den Sinn erfaßt haben. Daher die Beschränktheit, die Einseitigkeit, das Parteiische so manches Geschichtschreibers, der selbst in einem zu engen Kreis sich herumbewegt hat, um ein offnes Auge für das zu haben, was draußen liegt. Bloß über die Zustände unsrer eignen Seele haben wir einen helleren Begriff, weil wir ihren Ursprung, ihren Verlauf, ihren Einfluß kennen. Mit einer Begeisterung, die uns nie entflammte, treiben wir wie mit einer eiteln Schwärmerei unsern Spott; Bedürfnisse, die wir nie empfanden, erscheinen uns nur eingebildet; über Verkehrtheiten, wozu wir uns nie verlockt fühlten, setzen wir uns wie Heilige auf den Richterstuhl und fällen mitleidslos das Urtheil. Selbst Christus mußte in Allem gleich werden den Brüdern; denn in dem, wo er selbst versucht wurde und gelitten hat, kann er Denjenigen, die versucht werden, zu Hülfe kommen. Er kann Mitleiden haben mit unsern Schwächen, weil er in allen Dingen gleichwie wir versucht worden ist, obwohl ohne Sünde. Wir in unserm Schreibjahrhunderte bilden uns so oft ein, den Menschen aus gedruckten Blattseiten kennen zu lernen; die Völker des Alterthums dachten anders und

besser darüber. Selbst ihr Gott mußte Mensch werden, um Menschen zu verstehen und zu erlösen. Mahadöh, so beginnt eine der schönsten Balladen, die die deutsche Sprache besitzt,

> Mahadöh, der Herr der Erde,
> Kommt herab zum sechsten Mal,
> Daß er unsers Gleichen werde,
> Mit zu fühlen Freud' und Qual.
> Er bequemt sich hier zu wohnen,
> Läßt sich alles selbst geschehn.
> Soll er strafen oder schonen,
> Muß er Menschen menschlich sehn.

Die Ballade ist von Goethe, und was der indische Gott gethan hat, darin ist ihm der Dichter gefolgt. Nach Shakspere kenne ich Niemanden, der so vollkommen Mensch gewesen ist wie Goethe, und der Alles was menschlich ist in solchem Maße empfunden hat. Was Young so schön von Shakspere sagt, gilt auch von Goethe: „Er besaß die beiden Bücher, die viele Gelehrte nicht kennen und die bloß der letzte Brand vernichten wird, das Buch von der Natur und das Buch von dem Menschen. Die beiden hatte er im Kopfe und in seinen Werken schrieb er die schönsten Blätter ab.“ Ich habe oft — man stellte ihm dann Schiller gegenüber — von Leuten, die sich Kunstkenner nannten, Goethe schildern hören als den verständigen Beobachter, der mit scharfem Blicke, aber mit kaltem, gefühllosem Herzen, den Menschen in seinen verschiedenen Richtungen und Gemüthsbewegungen erforscht hat, um sie dann mit derselben Genauigkeit und Ausführlichkeit wieder zu geben, womit man die Gegenstände abzeichnet, deren Zusammensetzung durch das Mikroskop enthüllt ist. Mit fester Hand, so hieß es, weiß er die geringsten Abweichungen, die feinsten Schattirungen auszudrücken; aber bloß sein Verstand, nicht sein Gemüth ist dabei zugegen. Die zarteste jungfräuliche Frömmigkeit weiß er zu schildern, aber auch die niedrigste Spötterei, die das Heiligthum Gottes entweiht, den aufrichtigsten Glauben, der sich am Kreuzesstamme Christi festklammert, aber auch den scharfsinnigen Zweifel, der keinen Gott erkennt als in den großen Kräften der Natur und keinen Erlöser als in dem Grunde von eines Jeden eignem Herzen; er kann von Hoffnung sprechen, die sich selbst vom Grabe nicht entfernt, aber auch vom Genusse und der Wirksamkeit des Lebens, die die Grenzen unsers Daseins auf die Erde beschränkt, und bei alledem ist er gleichgültig und kalt wie eine marmorne Bildsäule, die den Seelenschmerz einer Niobe ausdrücken soll. Viel ist, daß man nicht noch hinzusetzt: Er selbst steht ungerührt dahinter als Mephisto mit dem höhnischen Lachen auf dem Gesichte. Wie man zu solch einer Vorstellung gekommen ist, läßt sich leicht erklären. Man stellte Gedichte neben einander, in denen die am wenigsten zu vereinbaren Empfindungen ausgedrückt, die widerstreitendsten Richtungen vergegenwärtigt werden, und man konnte nicht glauben, daß sie gleich lebendig gefühlt waren; sie konnten nur klar gedacht sein. So wurde Goethe der klare Bach, der ebenso getreu den sonnigen Himmel wie die dunkele, bewölkte Luft abspiegelt, aber selbst davon keine Empfindung hat. Man vergaß es, die Frage zu thun, die doch so natürlich ist, ob in dieser scharfen Gegenüberstellung kein Uebergang war, ob Tag und Nacht nicht in einander überflössen durch Morgen- und Abenddämmerung, ob zwischen den widerstreitenden Richtungen kein Zeitraum lag, der, voll von reicher Lebenserfahrung, zu andern neuen Vorstellungen und Stimmungen geführt hatte. Man suchte, der gewöhnliche Fehler unsers Geschlechts, nach einem feststehenden Systeme statt nach Entwicklung, Veränderung zu forschen. Hätte man diese allein ins Auge gefaßt, zu welch andern Resultaten würde man gekommen sein! Ich will nicht fragen, ob diese Vorstellung wohl mit dem übereinstimmt, was unsre Menschenkenntniß uns lehrt, ob ihr Inhalt wohl möglich ist und das menschliche Herz die Strahlen, die auf dasselbe fallen, je hindurch lassen kann, ohne dieselben zu brechen; ich will nicht von Möglichkeit, sondern allein von Wirklichkeit reden; sie ist mehr als hinreichend, um der ganzen Betrachtung ein Ende zu machen. Unkenntniß allein kann sie noch aufrecht erhalten. Der, welcher nicht nur hie und da, je nachdem Laune oder Gelegenheit es eingab, in Goethe's Werken geblättert hat, sondern seine Dichtungen kennt in der Zeit, wo sie geschrieben sind, und zugleich mit der Geschichte seines Lebens vertraut ist, der bemerkt wohl einen großen Unterschied in den Dichtungen selbst, wird aber auch zugleich tief getroffen von der vollkommenen Uebereinstimmung zwischen dem Gang seines Lebens und dem Gang seiner Poesie. Der Schlüssel zu seinen Dichtungen, — ich habe hier nicht einzelne schwierige, den Uneingeweihten dunkle Regeln, sondern den Geist im Auge — ist nirgends anderswo als in seinem Leben zu finden. Er spricht weil er fühlt; er dichtet was er durchlebte; von keinem andern Dichter gilt dieses mehr als von ihm, und glücklicher Weise ist uns auch von ihm wie von keinem andern Dichter das Leben so genau und vollständig bekannt und so vollkommen durchsichtig. Was er bloß gesehen, nicht selbst aufgenommen und empfunden hatte, vermochte er nicht wieder zu geben; andere unendlich kleinere Dichter verstanden das besser als er. Die feindlichsten Richtungen begegnen sich in seinem Faust, aber der Faust ist auch nicht in einem Athem gesungen; er ist das Werk von beinahe seinem ganzen Leben, und nicht ist es in der Ordnung, wie wir dasselbe kennen, der Regel nach hinter einander abgesponnen, sondern das, was einen viel spätern Platz einnimmt, ist oft viel früher geschrieben als Anderes, was nun ihm vorangeht. Grade darum ist der Faust das unübertroffene Meisterstück, das man nicht genug lesen kann und das man nie unbefriedigt aus der Hand legt, weil es alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Bewegungen des Gemüthes und Willens in sich faßt, weil es den Menschen in der ganzen Verschiedenheit seines Wesens mit den lebendigsten Farben schildert. Es giebt keine Stimmung, in der man sich befinden mag, für die nicht aus diesem herrlichen Gedichte des Lebens uns Töne entgegenklingen, die damit einen vollen und reinen Accord bilden. Was aber ganz besonders vom Faust gilt, das gilt auch mehr oder weniger von allen Dichtungen des großen Dichters. Alles, was man als Mensch fühlen kann, ist auch von Goethe gefühlt und von ihm mit all der Wärme, womit allein der wahre Dichter fühlen kann; das spricht uns auch aus seinen kleinen lyrischen Gesängen voll Theilnahme und Liebe an. Mit so viel Kraft bemächtigte sich seiner ein jedes Gefühl, das ihn bewegte, so tief drang es ihn in ein, daß er das Bedürfniß empfand es auszudrücken, wollte er dadurch nicht seine Menschenwürde, seine Erregbarkeit für neue Empfindungen verlieren. Er war nicht wie der Marmor, der den Seelenzustand wiedergiebt, ohne denselben zu empfinden; er war das überströmende Gemüth, das sich in Worten Luft machen, das volle Herz, das sich an dem Herzen eines Freundes seiner Last entledigen mußte.

Ich habe Goethe neben Shakspere gestellt, aber auch auf den Unterschied zwischen ihnen beiden will ich die Aufmerksamkeit richten. Von dem Leben von Englands größten Dichter ist uns beinahe Nichts bekannt; über alle geschmacklosen Fabeln, die darüber in Umlauf sind, hat Delius in einer kleinen, aber sehr geistreichen Abhandlung das Urtheil gesprochen. Und doch, davon hatte ich mich überzeugt, auch Shakspere, der den Menschen in einer noch größeren Vielseitigkeit malt als Goethe, hat selbst Alles, was menschlich ist, gefühlt und durchlebt. So den Menschen zu kennen ist unmöglich, wenn man sein Studienbuch nicht stets bei sich hat, und was hat man stets bei sich, wenn nicht sein eignes Herz, die Erfahrung seines eignen Lebens? Aber Shakspere, — und darum ist er, so wenig wir auch von seiner Geschichte wissen, nach meinem Urtheile ein größerer Mensch als Goethe, hält jede Stimmung, die seine Seele bewegt, lebendig fest, ohne dadurch für neue Stimmungen unempfänglich zu werden; Goethe dagegen muß sich erst davon losmachen, um dasselbe Ziel zu erreichen. Shakspere bleibt selbst erhaben über allen Empfindungen, die ihn bestürmen; Goethe wird dadurch überstürzt und kann sich erst aufrichten, wenn der Sturm vorbei ist. Shakspere dichtet wie er gefühlt hat, Goethe wie er am tiefsten fühlt.

Von Shakspere könnte man, aber in einem ehrenvolleren Sinne, sagen, daß bei ihm mehr der Verstand, von Goethe, daß bei ihm mehr das Gefühl die Quelle seiner Dichtungen ist. Darum war für Shakspere das Drama das wahre Feld seiner Wirksamkeit, wo er sich als den größten Mann der Christenwelt zeigen konnte, während Goethe's Dramen nur geringen Werth haben und die besten Stücke aus seinem Götz und seinem Egmont Copien des unsterblichen Britten sind. Aber im Lyrischen, in der Poesie des Gefühls, des Herzens ist Goethe durchaus einzig; auf diesem Gebiete ist er allein Meister. Es ist ein eitler Streit, welche Art von Poesie die höchste ist. Sollte ich auch dem Drama den Ehrenkranz reichen, so ist die Lyrik, nicht sowie sie bei uns im Gebrauch ist, wie ein erheucheltes, lang ausgedehntes wässeriges Gefühl, das nur auf Stelzen zu gehen vermag und

> Ziemlich schnell vorüberfährt,
> Durchwandelt Himmel, Höll' und Erd,

sondern, sowie sie bei Goethe ist, kurz und wahr, zart und rührend, so daß sie die zartesten Saiten unserer Seele in Bewegung setzt, — die Dichtkunst meiner Liebe, die ich wie die wohlriechendste Blume der Poesie verehre. Und ist es nicht bemerkenswerth, daß, während überall sonst die Poesie sich mehr der äußerlichen Form der Prosa genähert hat, sie allein in der Lyrik nie daran gedacht hat? Mußte das Gewand hier vielleicht so rein poetisch bleiben, weil der Körper selbst die reinste Poesie ist?

Goethe's Dichtungen sind das Bild seines Lebens, seines Herzens. Und sein Leben war reicher als das der meisten unter uns, sein Herz geöffnet allen Eindrücken, Empfindungen, Neigungen und Begierden, die in des Menschen Busen wohnen können. Aber zu sagen, daß dann in seinen Werken doch keine Einheit, keine Consequenz sei, bewiese nur aufs Neue unsre alte Systemsucht. Wissen wir denn nicht, daß es in der Welt auch Veränderung giebt? Kann die Pflanze, die zierlos aus dem Boden aufkeimt, nicht dereinst mit Blättern und Blumen prangen? Oder wenn sie solche bereits trägt, kann sie dieselben nie wieder abschütteln? In der Naturwissenschaft können wir, wenn wir uns nur nicht zu viel an Theorien wagen, ebenso im Recht und in der Staatswissenschaft allzeit gleich bleiben, aber was hat das Alles mit dem Gemüth zu thun? Wo das innerliche Leben des Menschen ins Spiel kommt, ist unsere Consequenz Nichts als Einseitigkeit, die einmal an die Mauer gelehnt, dort stehen bleibt, mag auch das Unwetter aufsteigen und die Blitzstrahlen daneben hinschießen. Der wahre Mensch lernt vom Leben; er ändert sich mit der Erfahrung, die er darin ansammelt. In Religion, in Welt- und Lebensanschauung ist die strenge Einheit nur dann zu erreichen, wenn man vor Allem, was zu anderer Einsicht leiten könnte, das Auge verschließt. Der Mann, der sich an ein bestimmtes System, an eine abgerundete Dogmatik anklammert und bis zu seiner Sterbestunde daran ohne zu wanken festhält, ist wahrlich unser Ideal nicht. Eins von Beiden: entweder er plaudert, ohne zu denken und Ernst damit zu machen, die einst angelernten Worte nach und ist bei all seinem Scheineifer ein gleichgültiges, oder er ist ein beschränktes, eingebildetes Wesen, welches meint, daß das Licht der Wahrheit bei ihm aufhört und draußen alles pechschwarze Nacht ist. Wer weder wahnwitzig, noch gleichgültig ist, wird nicht immer derselbe sein, sondern verschiedene Richtungen werden seine Brust durchkreuzen und was durch Menschen um ihn her gefühlt wird, wird er im Innersten auch mit empfinden. Hoffnung und Furcht, Niedergeschlagenheit und Munterkeit, Vertrauen auf eigne Kraft und innige Demuth, Befriedigung im Leben und Bedürfniß nach etwas Anderem, all diese widerstreitenden Wahrnehmungen wechseln in ihm mit einander ab.

> Es giebt im Menschenleben Augenblicke
> Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst,

sagt Schiller. Aber es giebt auch Augenblicke der Entfernung, sie mögen durch Schuldbewußtsein oder durch erhöhte Selbständigkeit verursacht sein. Wo ist der Gläubige, der wirklich Mensch ist, und nicht, von Zweifeln bestürmt, manchmal ausrufen muß: Ich glaube, Herr, komm meinem Unglauben zu Hülfe! Und wo ist der Ungläubige, (oder er muß als Schwärmer seines Unglaubens bloß eifern um Proselyten zu machen), der nicht oft das Auge gen Himmel hebt, um dort sein Vaterland zu suchen, und dem nicht die Glocken des Weihnachtsfestes die frohen Tage seiner Kindheit zurückrufen, als er auf dem Schooß seiner Mutter ein Weihnachtslied, ein Lied von dem großen Freunde der Kinder sang? Wer, der die Herrschaft der Sinnlichkeit beobachtete, hat nicht daran gezweifelt, ob wohl ein Geist in uns lebt, der für die Ewigkeit geschaffen ist; und wer, der an der Gruft seiner Theuern weinen mußte, hat nicht die Blumen der Hoffnung auf das Grab gepflanzt und von einem seligen Wiedersehen geträumt? Wer hat nicht in dem stolzen Gefühl seines sittlichen Werthes das Haupt aufgerichtet, und wer nicht mit dem Worte der Demuth auf den Lippen: „Herr, so du zum Gericht dich erheben wolltest“, sich in den Staub gebogen? Ich weiß es, arme Dogmensclaven, ob ihr euch Männer der Kirche, ob Philosophen nennt, vor diesem Reichthum des menschlichen Herzens seid ihr stockblind. Ihr könnt euch nicht denken, daß das Licht der Welt durch das große Prisma des Menschen verschieden gebrochen wird, und sich in eine Anzahl von Farben und Schattirungen zertheilt; ihr kennt keine andere Farbe als das fahle Grau, worin ihr selbst herumirrt, und in euerm Hochmuthe gebt ihr es für das reine, volle Licht aus. Aber erwartet von uns nicht, daß wir euch je als Maßstab menschlicher Größe annehmen und an eurer Jämmerlichkeit einen Goethe messen sollen.

Ich habe bereits genug gesagt, um Theilnahme für Goethe's Leben zu erwecken; man erlaube mir über das Leben selbst noch bloß ein einziges Wort. Ob es auf Jeden den Eindruck machen wird, den es auf mich gemacht hat? Je mehr ich Goethe habe kennen lernen, um so mehr habe ich ihn lieb gewonnen und auf ihn das schöne Wort angewandt, daß der wahrhaft gute Mensch doch den rechten Weg im Auge behält und, so oft er darauf zurückkehrt, um so schneller sich dem Ziele nähert. Ich will seine Mängel nicht verbergen und würde eine Lebensbeschreibung, die dieselben nicht ebenso gut wie seine Tugenden klar beleuchtet, durchaus mißbilligen. Wenn ich gerade an Friederike Brion gedacht habe, würde ich ihm, wenn er vor mir stünde, nur mit Widerwillen die Hand reichen können; aber dennoch ärgere ich mich, wenn die, welche nichts Anderes von ihm wissen als was er selbst so rührend bekannt hat, leichtfertig über ihn den Stab brechen. Habt ihr wohl bedacht, wenn ihr euer Urtheil so schnell abgefaßt habt, daß die selbst, deren Partei ihr nehmt, sich weigern würde, es zu unterzeichnen? Wißt ihr nicht, daß in einem ähnlichen Bekenntniß eine solche Größe liegt, daß ich euch fragen möchte, ob ihr dafür empfänglich seid? Aber wenn ihr ein Urtheil sprechen wollt, so bleibt bei dieser einen Begebenheit nicht stehen; durchforscht Alles, was von seinem Charakter bekannt ist, all die Beweise von wahrer Freundschaft, von Theilnahme, von Hülfsbereitschaft, von uneigennütziger Menschenliebe, und wenn ihr euch so das ganze Bild vor des Geistes Auge gestellt habt, dann beurtheilt ihn. Aber vor Allem denkt, wenn ihr auf Unparteilichkeit Werth legt, an all die Versuchung, welcher er viel mehr als irgend Jemand unter euch ausgesetzt war; vielleicht hat er, dem viel vergeben werden muß, auch viel geliebt. Ihr könnt euch vielleicht rühmen, daß ihr nie erlegen seid, aber wo ist euer Verdienst, wo eure sittliche Größe, wenn ihr nie in der Hitze des Kampfes gewesen seid? Nicht der ist der größte Feldherr, der nie eine Niederlage erlitten hat, sondern der, welcher nach jeder Niederlage sich wieder aufrichtet und am Ende das Feld zu behaupten weiß. Nicht der verdient im Reiche der Tugend die schönsten Lorbeeren, der nie die Stärke der Sinnlichkeit gekannt hat, sondern der, welcher sie vollends überwunden und selbst unter Straucheln und Irren dennoch die Reinheit seines Charakters bewahrt hat. Wir gewöhnlichen Menschen sollten uns

nicht im eiteln Wahne über solch einen Streiter stellen, sondern uns in Bescheidenheit für geringer halten als ihn. Eine Zeit bleibt er wohl hinter uns, aber er weiß uns einzuholen und vorbei zu streben; eine Zeit lang ist er wohl schwach und machtlos, aber er übt und härtet sich ab im Kampfe und ist bald stärker und mächtiger als wir. Sollen wir ihm stets seine Schwachheit vorwerfen? Das hieße schlecht das Vorbild der Seligen befolgen, die sich freuen, als Faust, der erlöste Sohn der Erde, der im stärksten Feuer des Lebens gewesen ist, und, empfing er gleich manche tiefe Wunde, doch am Ende den Sieg erfochten hat, ihnen über das Haupt wächst. So in der That mögen wir uns Goethe vorstellen: wir mögen ihnen nachsprechen:

Dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Doch warum soll ich den Leser noch länger im Vorhofe aufhalten? Mit wahrer Liebe habe ich die Aufgabe übernommen, Goethe bei unsern Landsleuten einzuführen. Möge Schaefer's Lebensbeschreibung, die wahr und ungeschmückt ist und ohne abgeschmackte Schmeichelei, sie zu einem eifrigen Studium von Goethe's Werken bilden und vorbereiten. Wir haben deß große Noth; unsere Poesie muß dadurch verjüngt, beseelt werden. Es steckt in ihr, eifert man gleich zu oft gegen französische Denkart, ein französisches Element, eine Nacheiferung der klassischen Zeit, das, obwohl wir es mit Ranke zu würdigen wissen, doch ästhetisch nicht obenan steht. Es wird Zeit, daß wir den Blick nach Deutschland und England richten, nicht um mit Amaranth und Satan Bob zu schwärmen, sondern um uns zu den Füßen Shakspere's und Goethe's nieder zu setzen, um von ihnen zu lernen, was Poesie ist.

* Linné und Upsala.

(Skizzen aus dem vorigen Jahrhundert.)
Mitgetheilt von Adolf Beckmann.

IV. Linné als Lehrer.

Linné ist nicht gewohnt, schreibt Beckmann, systematisch zu dociren und sich mit Kleinigkeiten, den Benennungen und dem eigentlichen Examiniren der Pflanzen, zu befassen. Er sieht lieber, wenn die Zuhörer mit ihm discouriren und ihn nach den Dingen, die ihnen noch fehlen, gelegentlich fragen. Es war ihm deßhalb lieb, daß ich die Anfangsgründe schon kannte und mir vorher dasjenige angemerkt hatte, was ich noch von ihm zu hören wünschte. Daher war die erste Frage, wenn er zu mir kam: „Haben Sie nicht einige Fragen? Worüber wollen wir sprechen?“ und muß ich versichern, daß ich ihn auf diese Weise nie habe mit Fragen ermüden können. Er zeigte mir zu einer bestimmten Stunde sein ganzes Herbarium und erklärte mir kurz, was bei jedem Genus Schwieriges vorkam. Ich besuchte auch sein Collegium, worin er die Naturgeschichte der Amphibien vortragen wollte. Sobald er aber mit den Eidechsen und Schlangen fertig war, nahm er einige Pflanzen aus dem Garten und erzählte dabei anmuthige Dinge aus der Botanik, so daß nicht weiter an die übrigen Amphibien gedacht wurde. Unter den schwedischen Studenten war keiner, der sich mit rechtem Fleiße den Naturwissenschaften widmete. Nur wenige von ihnen haben einen so nahen Zutritt zu ihm erhalten, wie die Ausländer, welche wegen der Naturhistorie kamen. Diesen waren aber die übrigen Professoren wenig gewogen, welches der Neid machte. Linné hat auch selbst niemals vertragen können, wenn diese bei anderen Professoren zugleich Collegia hören wollten, am wenigsten aber bei Wallerius. Diese Abneigung kam daher, daß beide sich zugleich um eine Professur beworben und Wallerius bei dieser Gelegenheit eine heftige Dissertation gegen Linné geschrieben hatte. Letztere wurde damals von den Studenten im Auditorium zerrissen, so daß Wallerius, als er vom Katheder kam, auf den Blättern seiner Dissertation gehen mußte. Dies hatte dieselbe so selten gemacht, daß ich sie theuer bezahlen mußte.“

Bei jenen an die Lehrmethode der alten Philosophen erinnernden Gesprächen verbreitete sich Linné über alle möglichen naturwissenschaftlichen Probleme, auch über solche, deren Berührung er gewöhnlich vermied.

Als sie am 31. October 1765 zusammen eine Pfeife rauchten, erzählte Linné, als er zuerst Professor geworden, habe er ein Colleg de generatione hominis gelesen. Dieses habe aber den Theologen so sehr mißfallen, daß er es nicht wieder habe lesen dürfen. Dann kam die Unterredung auf die Polypen und hiervon auf die Seele der Thiere. Linné hielt erst an sich, dann aber sagte er: „Die Seele ist nichts anderes als ein Ignis electricus. Man muß sich die Seele wie einen langen Docht einer Lampe vorstellen, welcher überall brennt. Zerschneidet man diesen brennenden Docht, so wird er deßwegen doch brennen und nun aus so vielen verschiedenen Lichtern bestehen, als man ihn in Stücke geschnitten hat, — nämlich wenn sie alle in Oel liegen. Die Polypen und Zoophyta haben eine Medulla spinalis, die durch den ganzen Körper geht und beständig wachsen kann, weil sie nicht, wie bei anderen Thieren in einer harten Scheide (Spina dorsi in vertebris) steckt. Hierin ist der Ignis electricus, und wenn jene gleich getheilt wird, so brennt und lebt sie doch, da sie einen Körper behält, in dem sie leben kann. Ist der Ignis einmal erstickt, so kann er auf keine Art wieder angefeuert werden. Ist er aber nicht ganz erloschen, so kann er wieder durch eine Electrisation angefacht werden. Wie aber diese Seele denken und wollen kann, solches wird auf ewig den Naturalisten verborgen bleiben. Man muß den Theologen glauben, was sie verlangen! Die Offenbarung kommt völlig mit der Natur überein, aber nicht so, wie sie die Theologen durch ihre Erklärungen verdrehen. Sie kennen die Natur, die die Offenbarung completiren soll, zu wenig, und jetzt leidet ihr Vorurtheil keine Veränderung mehr.“ — Linné bat dabei, nie auf diese Art wider Theologen zu disputiren, da sie sich nie ändern, sondern nur einen Haß gegen die Naturwissenschaften fassen würden, der auf diese leicht schädlich einwirken könnte.

Johann Beckmann erklärt bei dieser Gelegenheit, daß Linné die Religion liebe, die erhabensten Begriffe von Gott habe, ein genauer Kenner der Bibel sei und diese oft lese.

Dagegen las er gleich seinen Collegen nur lateinisch geschriebene wissenschaftliche Bücher und gar keine auswärtigen gelehrten Zeitungen, die überdies dort kaum zu haben waren. Daher kam es, daß er meistens nicht wußte, was man darin gegen ihn geschrieben hatte, und man kann es deßhalb nicht als Eigensinn ansehen, wenn er öfters nicht geändert hat, was in seinen Schriften mit Recht für irrthümlich erklärt ist. Aus demselben Grunde hat er auch Manches für seine Entdeckung gehalten, was schon bekannt war. Ebendaher kann man es aber auch nicht immer für das Resultat einer erhabenen Denkungsweise ansehen, wenn er auf Angriffe seiner Feinde und Neider gar nicht antwortete. Deren hatte er aber sehr viele, wie dies bei jedem Reformator der Fall ist. An manchen rächte er sich auf eine eigenthümliche Art; nämlich durch die Namen, die er den Pflanzen gab. Als z. B. de Sauvages ihm eine Blume, der dieser den Namen von Buffon gegeben, sandte und ihn dabei bat, dieser den Namen zu lassen, that er dies auch, schrieb aber den Namen mit nur mit einem f, also Bufonia, wornach es zweifelhaft blieb, ob er den Namen von bufo (die Kröte) oder von Buffon entnommen. Er rechtfertigte dies gesprächsweise damit, daß Buffon gar keine Verdienste um die Botanik hätte. Es ist übrigens bekannt, wie heftig Buffon in seiner Naturgeschichte gegen ihn geschrieben hatte. Der unbedeutende Siegesbeck hatte von Petersburg ab, durch Heister in Helmstedt angestachelt, unverantwortliche Ausfälle gegen Linné gemacht und fast alles an ihm getadelt. Dieses häßlichen Charakters wegen nannte er eine Pflanze, die eine Menge kleine Haken hat, Siegesbeckia. Die Forskolia hat er so genannt, weil sie alles an sich hält und fest an Holz und Finger klebt. Dies geschah, weil Forskal, der sie mit aus Arabien gebracht, so hartnäckig an seinen

Ansichten hing. Auf solche Art, meinte Linné, könnte er am besten seine eignen zahlreichen neuen Namen behalten.

Der jüngere Haller hatte auch gegen Linné geschrieben, worauf dessen Schüler Löfling antwortete. Linné erzählte aber, daß jener sich brieflich wegen dieser Uebereilung bei ihm entschuldigt habe. Diesen Löfling hielt Linné für den besten aller seiner Schüler. Mit dem älteren Haller, dem er früher so sehr befreundet gewesen, kam er durch nachstehende Geschichte auseinander. Ein gewisser Rothmann (wohl ein Verwandter von dem Lehrer Rothmann, der Linné vor dem Schusterhandwerk bewahrt hatte), studirte in Upsala, und Linné nahm ihn bei sich auf, gab ihm freien Tisch und verschaffte ihm ein Stipendium. Als dieser Undankbare nachher Gelegenheit fand, Deutschland und England zu bereisen, erzählte er allenthalben viel Böses von Linné und verschrie ihn namentlich als sehr stolz. Er erzählte dann auch an Haller, Linné hätte die Bildnisse aller Botaniker in seinem Saale hangen, aber Hallers Bild hinge untenan. Dies hat den großen Haller dermaßen verdrossen, daß er gar nicht zu versöhnen gewesen. Linné versicherte eidlich, er habe dem Rothmann niemals etwas zuwider gethan, und das Bild hinge noch auf derselben Stelle, die es der Symmetrie wegen habe erhalten müssen. Es war ein kleiner Kupferstich und hing neben dem Porträt Gmelin's.

Linné's neue Theorie von dem Entwickelungsgange der einzelnen Theile der Pflanzen und namentlich der Entstehung der Blüthen, wobei er die Anticipation eines fünfjährigen Wachsthums annahm, hat bekanntlich Goethe zu seinem interessanten Aufsatze „die Metamorphose der Pflanzen“ angeregt. —

Ueber Linné's Erfindung der willkürlichen Hervorbringung ächter Perlen wird sodann von Johann Beckmann bemerkt: „Am 15. December 1765 ließ mich Herr Archiater (obgleich es Sonntag war) Morgens zu sich rufen, um mich die Genera der Conchylien näher kennen zu lehren. In einem Fache seines Cabinets lagen neben der Mya margaritifera in einem Papiere 4 oder 5 echte Perlen von der Größe und Gestalt von Erbsen, welche er mit einer ihm sonst ganz ungewöhnlichen geheimnißvollen Miene zeigte und dabei sagte: „Diese Perlen habe ich mit meinem Geheimmittel selbst künstlich gemacht.“ Ich hatte schon früher gewagt, ihn auf diese Materie zu bringen, aber zur Antwort erhalten, daß er versprochen habe, nichts davon zu sagen. Als er seine Kunst in Stockholm bekannt gemacht, hat ihn der König lachend gefragt, ob er Perlen machen könne, und es durchaus nicht glauben wollen. Da hat Linné ihn dadurch überzeugt, daß er ihm eine gute Anzahl Muscheln mit Perlen zum Aufmachen offerirte. Alles, was ich nach und nach unvermerkt, theils von ihm selbst, theils von seinem Sohn, (dem das Geheimniß zwar nicht mitgetheilt, der aber aus Neugier sehr attent gewesen war), habe erfahren können, ist dieses. Er hat es zuerst mit der Mya margaritifera und vielleicht nur allein mit dieser versucht. Solches versicherte der Sohn, und die Perlen lagen auch im Kabinet bei dieser Muschel. Ueberdem habe ich einmal von ihm selbst erfahren, daß alle schwedischen Perlen aus dieser genommen werden. Er sagte mir aber auch, als wir von der Erzeugung der Schalen sprachen, daß alle Muscheln zum Hervorbringen von Perlen gezwungen werden könnten. Er hat dies Kunststück schon vor vielen Jahren gefunden, und zwar da, wo diese Muscheln recht häufig sind. Weil er nun selbst in der Flora Suec. sagt, daß die geeigneten Muscheln am häufigsten in den lappländischen Strömen und Bächen vorkommen, sollte man meinen, er habe die Kunst schon auf der Reise durch Lappland entdeckt. Allein bei seiner derzeitigen Noth würde er sie gewiß gleich ausgebeutet haben. Vielleicht hat er damals etwas bemerkt, das ihn erst später auf die Idee gebracht hat. Daß die Kunst sehr leicht und natürlich sei, hat er mir selbst gesagt und sich gewundert, daß niemand vor ihm darauf gekommen sei. Der Sohn versicherte, ganz gewiß zu wissen, daß man die Muscheln öffnen und ihnen einen gewissen Theil beschädigen müsse, was sie ihres zähen Lebens wegen aushalten könnten. Ich hatte vorher gelesen, daß manche Gelehrte glaubten, die Perlen entständen von einer Krankheit durch Zerreißung eines Gefäßes, das zur Nahrung der Schale bestimmt sei. Dies wird richtig sein, da es mit physikalischen Gründen und dem, was der junge Herr von Linné von seines Vaters Geheimniß wußte, so genau übereinstimmt. Die Perlen müssen alsdann sehr geschwind wachsen, denn Linné sagte mir von denen, die er mir zeigte, sie seien nur 5 Jahre alt und doch schon so groß (wie Erbsen). Uebrigens wachsen die guten Perlen in dem Thiere selbst und nicht an der Schale, denn Linné hielt die an letzterer gewachsenen für schlecht (unecht), weil sie meist an einer Seite flach und von schmutziger Farbe seien. Er zeigte mir auch eine Perle, welche ganz und gar undurchsichtig und braungelb war, und durch einige Fragen erfuhr ich, diese sei daher entstanden, daß die Kunst nicht recht angebracht worden. Weil die Muscheln in völlig offenem und fließendem Wasser gehalten werden müssen, hat er geglaubt, die Kunst nicht geheim treiben zu können. Er hat das Geheimniß darauf schriftlich der Regierung übergeben und versichert, nie einem Menschen auf irgend eine Art etwas davon zu entdecken. Der Sohn vermuthete daher nicht, daß er dereinst einige Nachricht davon unter den Papieren seines Vaters finden würde. Im „Altonaer gelehrten Merkur“ von 1763 wurde gemeldet, daß Linné wegen dieser Entdeckung geadelt sei und in seinem Wappen deßwegen eine Perle führe. Beides ist aber falsch. Das Wappen hat keine Perle, sondern ein Ei, womit der Landshöfding Tilas, der alle neueren Wappen blasoniren muß, nach Art der Aegypter die ganze Natur hat andeuten wollen, welches ich aus dem Adelsbriefe, den ich einmal gelesen, weiß. Dieser Adelsbrief ist ihm 1757, also lange vor der Bekanntmachung der Inoculation der Perlen, welche erst 1762 erfolgte, gegeben. Als nämlich der König (Adolf Friedrich) Rosén und einige andere Gelehrte in den Adelstand erheben wollte, sagte ihm die Königin (Luise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen, Verehrerin der Naturwissenschaften und Linné's Gönnerin), er sollte auch darum anhalten. Linné ging dann zum Könige und sprach: „Ew. Majestät erheben einige Gelehrte und Archiater in den Adelstand; ist Ihnen nicht gefällig, mir gleiche Gnade zu erweisen?“ Worauf der König: „Haben Sie es sich doch nie merken lassen!“ Es erfolgte sodann seine Nobilitirung am 4. April 1757. —

„Als ich mir Obiges von den Perlen angemerkt hatte, kam ich in Stockholm mit einem gewissen Baumann hierauf zu reden. Dieser Mann hielt sich seit zwei Jahren dort auf, ohne jemand wissen zu lassen, woher er sein Geld, und was für Absichten er habe. Er hatte viele Bekannte unter den Reichsräthen. Dieser Herr Baumann versicherte mir, er hätte die ganze Kunst von einem vornehmen Herrn erfahren, und als ich weiter in ihn drang, zeigte er mir folgende Worte aus der sechsten Ausgabe des Syst. Nat. Holmiae 1748 p. 195: „Locus margaritarum; testae excrescentia latere interiore, dum exterior latus perforatur.“

Es machte diese Perlenfabrikation damals viel Aufsehen und wurde viel darüber geschrieben und gestritten. Man kam wohl im allgemeinen der Sache auf den Grund, konnte aber die bei der Operation erforderlichen Details nicht auffinden. Man sagte, Linné habe für die Mittheilung des Geheimnisses von den schwedischen Reichsständen eine ansehnliche Belohnung erhalten, doch hätten diese die Erfindung nicht genutzt. Nach einer anderen Nachricht soll man bei der Regierung nicht zum Entschluß gekommen sein und der Kaufmann Bagge das Geheimniß für 500 Dukaten von Linné gekauft haben, dessen Erben das Manuscript versiegelt vorgefunden hätten.

Nach obiger Mittheilung ist es unzweifelhaft, daß Linné nicht allein sogenannte Baroqueperlen an der inneren Fläche der Schalen, sondern auch völlig runde Perlen in den Weichtheilen des Muschelthiers selbst zu erzielen wußte. Dem widerspricht auch nicht die vorhin angeführte Stelle aus der sechsten Ausgabe des Syst. Nat. von 1748, da die Annahme nahe liegt, daß er selbst erst später seine Erfindung vervollständigt habe und zu letzterem Resultate gelangt sei. Jedenfalls bleibt diese Thatsache für die noch immer zweifelhafte Theorie der Entstehungsart der Perlen von großem Interesse. Während Plinius die alte Fabel nacherzählt, daß die Perlen dadurch entständen, daß die Muscheln in der Brunstzeit sich an die Oberfläche der See erhöben und vom Himmelsthau befruchten ließen, sollten später dieselben von den weiblichen Muschelthieren gelegt werden, wie das Huhn seine Eier legt. Nach den neuesten Forschungen sollen die Perlen von Eingeweidewürmern des Muschelthiers, welches viel von Parasiten zu leiden hat, namentlich auch von einer im Thiere lebenden Art Wasserspinne, herrühren. Das Thier soll sich gegen diese Eindringlinge dadurch schützen, daß es dieselben mit einer Absonderung von der Beschaffenheit der Schalensubstanz umgiebt und so die Perlen bildet. Professor Meckel von Hemsbach zu Berlin hat jedoch trotz der sorgfältigsten Untersuchungen keine Entozoenreste als Kern der Perlen auffinden können *). Die obige mit Linné's Kunst harmonirende Ansicht scheint daher noch immer nicht widerlegt zu sein und muß wenigstens neben der neuesten bestehen. —

Es ist wunderbar, daß der sonst so aufgeklärte Linné noch Glauben an die schon von jener Zeit längst verworfene mystische Lehre von der Sympathie und Antipathie hatte. Die Erfahrung, erzählte er, habe ihn von deren Wahrheit überzeugt. Mehr als zwanzig Mal habe er bei Verwundeten das noch warme Blut an den Bandagen ohne Vorwissen des Patienten an das Feuer gehalten, und jedesmal habe derselbe über ein Brennen in der Wunde geklagt; sowie aber das blutige Leinen in kaltes Wasser gehalten sei, habe der Kranke Kälte empfunden. Ebenso habe er allemal das Blut gestillt, wenn er ein Tuch in das Blut getaucht und dieses in temperirte Wärme gebracht, z. B. unter der Achsel getragen, hernach

*) Siehe dessen „Mikrogeologie“, welche nach des geistvollen Verfassers zu frühzeitigem Tode von Dr. L. Billroth 1856 herausgegeben ist.

aber mit dem bekannten sympathetischen Pulver von Vitriol bestreut habe. Weil er beim „Verulamius“ gelesen, daß man Warzen vertreiben könnte, wenn man sie mit einem Stückchen Fleisch eines geschlachteten Thiers berührte und solches alsdann unter dem Tropfenfall begrübe, so habe er auch dieses oft versucht und jeder Zeit probat gefunden. Auf Einwendungen gegen diese Dinge sagte er: „Würden nicht die Physiker auch alle Erzählungen vom Magnet und der Electricität leugnen, wenn sie nicht durch die Erfahrung abgehalten würden? Sie nehmen, um sich zu helfen, ein Fluidum zum Vehiculo an; sie mögen auch bei jenen Exempeln so etwas annehmen.“ — Er schrieb auch der Seele eine Vis praesagiendi zu und brachte damit die Thränen in Zusammenhang. — Er sagte, oft habe er daran gedacht, eine Dissertation über Sympathie und Antipathie zu schreiben, wozu er vortreffliche Beobachtungen gesammelt habe; es sei ihm aber vor den Theologen zu bang.

Manche hielten ihn für keinen guten praktischen Arzt. Doch ließ sich sein College Rosén in einer schweren Krankheit allein von ihm behandeln, obgleich beide sonst nicht harmonirten. Rosén hat allemal die Meinung Linné's seiner eignen und derjenigen seines Schwiegersohns, des Leibmedicus Aurivilius, vorgezogen.

* Gedicht.

Der Bergsturz.

Romanze von P. J. Willatzen.

1.

Mild liegt die Septembernacht
Auf Graubündens Felsgeländen,
Wunderbare Sternenpracht
Strahlt vom Himmel aller Enden;
Doch wenn auch der Friede schafft
Droben in dem weiten Saale,
Tief die nachtumhüllten Thale
Füllt Getöse grauenhaft.

Nicht der Stürme wildes Heer
Bricht herein mit solchen Stimmen,
Prasselnd nicht der Flammen Meer,
Wüthen noch so sehr die grimmen;
So tobt nicht die Fluth, der Rhein,
Wenn die Alpengletscher schmelzen:
Hohe Felsenwände wälzen
Donnernd sich ins Thal hinein.

Aus dem Dörflein, welches dort
An den Berg sich scheint zu klammern,
Floh das arme Völkchen fort
Mit verzweiflungsvollem Jammern;
Nur ein greises Paar, dem nicht
Todesfurcht das Herz bezwungen,
Sitzt noch, Arm in Arm geschlungen,
Bei des Lämpchens mildem Licht.

Als zuerst, entsetzenvoll
Jedem Ohre, das Getöse
Aus dem Berge warnend scholl,
Wie's dort berste und sich löse,
Hat der Sohn das Enkelkind
Aus dem Bettlein schnell gerissen,
Und er floh, es vom gewissen
Tod zu retten, pfeilgeschwind . . . . . .

Neues Krachen und Getos:
Felsen, die sich thalwärts schieben, —
Sieh, da stürmet athemlos,
Wie vom Wahnsinn hergetrieben,
Wieder ins Gemach der Sohn:
„Vater, Mutter! folgt in Schnelle,
Denn der Tod dräut vor der Schwelle!“
Ruft er mit entsetztem Ton.

Aber ernst erhebt der Greis
Seine Stimme: „Flieh! o fliehe!
Dies ist unser letzt Geheiß:
Wie du dich noch rettest, siehe!
Denn du mußt für's Vaterland
Und dein Söhnlein dich erhalten,
Doch laß sterben hier uns Alten,
Wo einst unsre Wiege stand!“

Aus des Berges Tiefen dröhnt's,
Nah und näher rauscht Gerölle,
Näher wüthet, tobt und höhnt's,
Wie das ganze Heer der Hölle!
Und der Sohn ergreift die Flucht,
Und die Alten, sterbefertig,
Beten still, des Tods gewärtig
Durch der nächsten Felsen Wucht.

2.

Und aus weiter Ferne schaun
Bei des Tages erstem Strahle
Hunderte mit Angst und Graun
Nach dem lieben Dorf im Thale;
Aber wie sie spähn und spähn
Mit dem Aug', dem thränenfeuchten,
Trotz der Morgensonne Leuchten,
Nichts ist drüben, nichts zu sehn.

Eine Wolke Staubes hüllt,
Was noch gestern Heimath ihnen;
Wehgeklag' die Luft erfüllt,
Wilder Schmerz beherrscht die Mienen;
Nur ein Mann, der bleich dort steht
Mit dem Söhnlein auf dem Arme,
Schickt empor im stummen Harme
Für zwei Seelen sein Gebet.

Und die Morgenluft beginnt
Allgemach im Thal ihr Weben,
Nach und nach gelingt's dem Wind
Jene Wolke fortzuheben,
Und — o Wunder! Haus um Haus,
Selbst das Haus des Herrn, das kleine,
Tritt, verklärt vom Morgenscheine,
Unversehrt hervor daraus!

Und mit lautem Jubelton
Stürzet fort die freud'ge Menge,
Allen weit voraus der Sohn,
Weit voran vor dem Gedränge.
Sieh, da naht das greise Paar,
Und so finden sie sich wieder,
Und sie knie'n lobpreisend nieder,
Denn der Herr half wunderbar.

Feuilleton.

— * Die Sammlung plattdeutscher Gedichte, „Quickborn“, von Klaus Groth ist bereits in siebenter Auflage erschienen.

— * Von dem Memoirenwerke von Vehse über die deutschen Höfe ist ein neuer Band, der vierzigste, ausgegeben.

— * Die Schillerstiftung besitzt nach ihrem letzten Rechnungsabschluß ein Vermögen von ungefähr 45,000 Thalern.

— * Zu Ehren des Bildhauers Rietschel, welcher kürzlich in München weilte, wo seine Goethe-Schiller-Gruppe gegossen wird, gab die dortige Künstlergesellschaft ein Fest, bei welchem der liebenswürdige Meister auf die mannichfaltigste Weise geehrt wurde. Dingelstedt verglich in einer Tischrede Karl August von Weimar mit Ludwig von Bayern; was Jener in Weimar gehegt und gepflegt, das sei durch diesen in München ehern erstanden.

— * Die Aussichten für das Zustandekommen des Händeldenkmals in Halle sind nicht allzu glänzend; wenigstens wird, nach dem zu urtheilen, was bis jetzt geschehen ist, Deutschland allein kaum das Werk zu Stande bringen, wenn nicht gegen 1859 hin eine lebhaftere Betheiligung sich zeigt. Es könnte leicht so kommen, daß man stark auf das in London zusammengetretene Comite rechnen muß, dem Königin Victoria und Prinz Albert ihre Unterstützung zugesagt haben.

— * Das Standbild des Philosophen Kant, das in Königsberg errichtet werden soll, wurde in diesen Tagen zu Berlin gegossen und gelang vortrefflich.

— * Die sterblichen Ueberreste des auf Alba's Befehl zu Brüssel 1568 hingerichteten Grafen **Egmont** sind mit denen seiner Gemahlin im Inneren der Kirche zu Sotteghem in einem Grabgewölbe, dem Hochaltar gegenüber, beigesetzt. Beschwerlich war der Eingang zu dem Gewölbe, das zuletzt 1804 geöffnet wurde, um einen gerichtlichen Act aufzunehmen. Jetzt wird die Kirche umgebaut und auch eine neue Grabhalle hergestellt, in welcher am 1. Juli die Leiche Egmonts und die seiner Gemahlin feierlichst beigesetzt werden sollen.

— * In Stuttgart starb am 21. Juni im Alter von 64 Jahren der ältere Sohn des großen Dichters Schiller, der frühere Oberförster zu Lorch Karl Friedrich Ludwig von Schiller; ein wackerer und allgemein beliebter Mann. Er war ursprünglich preußischer Militär, trat aber nach den Befreiungskriegen in würtembergischen Staatsdienst; er mußte denselben wegen Kränklichkeit vor einigen Jahren aufgeben. Sein Sohn, der österreichische Rittmeister Friedrich Ludwig Ernst von Schiller, geboren 1826, wird als der einzige männliche Nachkomme des Dichters aufgeführt; vor Kurzem ist ihm jedoch ein Sohn geboren.

— * Wieder ist ein Buch über **Heinrich Heine** herausgekommen, das auch das Bild des Dichters enthält. Es hat, (wie das Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" mittheilt), einen Gymnasial- und Universitätsgenossen des Geschilderten, Herrn Friedrich Steinmann, zum Verfasser und giebt unter allen bisher erschienenen biographischen und literarhistorischen Werken über Heine die vollständigste Auskunft, sowohl über den Lebensgang als über die Arbeiten des Dichters, besonders was die noch ungesammelten aus den früheren Epochen herrührenden Erzeugnisse seiner Feder betrifft. Herr Dr. Christiani in Lüneburg, von dem Verstorbenen letztwillentlich mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses beauftragt, wird die Winke nicht übersehen, die Herr Steinmann über manche in verschollenen Journalen niedergelegte Gedichte und Aufsätze Heine's ertheilt, wie denn das in Rede stehende Buch selbst: „H. Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm", nicht allein für die noch am wenigsten erörterte Jugendperiode eine reiche Quelle von vertraulichen Aufschlüssen eröffnet, sondern neben Briefen aus Heine's Studentenjahren auch einzelne Strophen und Gedichte enthält, die dem Publikum überhaupt neu oder es wenigstens in der ursprünglichen Form sind, in welcher sie Herr Steinmann aufbewahrte.

— *,* Von dem populär-encyklopädischen Werke „**Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon**" ist soeben das fünfte Heft erschienen, welches wiederum eine Fülle ebenso interessanter wie gutgeschriebener Artikel enthält. Das Heft beginnt mit einem ersten Artikel über die „Memoiren des Herzogs von Ragusa", der die Analyse des merkwürdigen und bereits viel besprochenen Werks unternimmt. Die Arbeit, planmäßig und von sachkundiger Hand ausgeführt, liefert den schlagenden Beweis, welch große Bedeutung jene Memoiren, trotz ihrer unleugbaren Irrthümer und Uebertreibungen, für die Zeitgeschichte besitzen, und wie gerechtfertigt es ist, im Angesicht des neuen französischen Imperialismus abermals die Zeit, die Thaten und den Charakter Napoleons I. scharf ins Auge zu fassen. Die Auszüge, die hier aus den Memoiren des Herzogs von Ragusa mitgetheilt werden, dürften besonders allen Denen willkommen sein, welchen es an Zeit oder Gelegenheit fehlt, sich durch das weitläufige Werk selbst hindurchzuarbeiten. Der zweite Artikel, „Das Donaudelta", giebt eine eingehende Beschreibung der geographischen und physikalischen Verhältnisse des untern Donaugebiets, und erörtert außerdem die Maßregeln, welche zur technischen, politischen und militärischen Sicherstellung des freien Donauverkehrs vorgeschlagen worden sind. Ein dritter Artikel behandelt die Erzeugung des Ultramarin, die künstliche Herstellung jener schönen blauen Farbe, die von Liebig als der Triumph der Mineralchemie bezeichnet wird und in der Geschichte der Industrie von Bedeutung geworden ist. Ehedem fertigte man das Ultramarin aus pulverisirtem Lapis lazuli, und das Product war so kostbar, daß man davon in Deutschland nur wenige Pfunde im Werthe von 2500 fl. rhein. verbrauchte. Seit etwa 20 Jahren, seit die künstliche Herstellung (aus kieselsaurer Thonerde und Schwefel) im Großen begann, ist der Verbrauch dieser Farbe auf jährlich 100,000 Centner gestiegen, und das Pfund hat durchschnittlich den Werth von kaum 1 fl. rhein. Das Ultramarin ist, wie der Verfasser versichert, eine durchaus unschädliche Mineralfarbe, und seine Verwendung zur Bläuung oder vielmehr Weißmachung des Zuckers (2½ Pfund Ultramarin auf 1000 Centner Zucker) bleibt ohne Nachtheil für die Gesundheit der Consumenten. — Die beiden letzten größern Artikel des Hefts führen auf das biographische Gebiet. Der eine erzählt das äußerlich einfache Lebensgeschick unsers ausgezeichneten Dialektdichters Klaus Groth und erläutert zugleich umständlicher, wie der Verfasser des „Quickborn" uns die plattdeutsche Mundart in ihrer Gemüthstiefe aufgeschlossen hat. Der andere Artikel giebt die Lebensbeschreibung des britischen Handelsministers Robert Lowe, eines der bedeutendern Staatsmänner, welche gegenwärtig die Geschicke des großen Inselreichs leiten. Die „**Kleinern Mittheilungen**" des fünften Hefts liefern die Lebensskizzen einer ganzen Reihe britischer und russischer Admirale und Generale, die sich in dem letzten Orientkriege einen Namen erworben. Den Beschluß bildet der „Nekrolog zum Conversations-Lexikon", der diesmal den Buchstaben F. umfaßt.

— * **Kaspar Hauser.** Wer erinnert sich nicht jenes verwahrlosten Knaben Kaspar Hauser, der vor fast 30 Jahren in Nürnberg auftauchte, und an dessen Erscheinung sich so viele Gerüchte und Vermuthungen knüpften, die auch ein deutsches Fürstenhaus mit in ihre Kreise zogen. Ueber diesen Nürnberger Findling hat der Professor **Eschricht** in Kopenhagen im vorigen Winter eine Anzahl von Vorlesungen gehalten, die in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Unverstand und schlechte Erziehung" herausgekommen sind. Das Resultat, zu welchem der gelehrte Verfasser durch seine Untersuchungen kommt, ist nicht schmeichelhaft für Diejenigen, welche aus Kaspar Hauser etwas ganz Außerordentliches machen wollten. Eschricht behandelt den bisher noch nicht zur Genüge aufgeklärten Fall mit psychologischer Sachkenntniß und einem Scharfblick, den kein gutmüthiger Selbstbetrug, kein leeres Spiel mit dem angeblich Geheimnißvollen zu blenden vermag; seine Darstellung ist anziehend und fesselnd bis zum Schlusse. Hauser war nach Eschricht ein Idiot von der gutmüthigen, mitunter fast liebenswürdigen Art; in der Behandlung dieser Geschöpfe ist man seit zwanzig Jahren so sehr fortgeschritten, daß abenteuerliche Mißgriffe, wie sie zu Nürnberg in bester Meinung begangen wurden, jetzt kaum möglich wären. Die Angaben des anonymen Briefes, den Kaspar bei seinem ersten Erscheinen in Nürnberg vorzeigte, hält Eschricht für vollkommen richtig. Er gelangt zu folgendem Resultate: „Die klugen Leute, die das Mystische an Kaspar Hauser, von dem so Viele sich hatten bethören lassen, durchschauten, hatten ganz recht. Er starb als Lügner und Betrüger, getroffen von seiner eignen Hand. Aber hätte der Blick jener klugen Leute etwas tiefer zu dringen vermocht, so würden sie in diesem Lügner und Betrüger die Seele eines Kindes gefunden haben, das, frühzeitig von seiner Mutter verlassen und von seinem Pflegevater in die weite Welt ausgesetzt, hier — statt Personen zu finden, die in die Stelle einer Mutter und eines Vaters getreten wären und es zu dem äußerst einfachen Platz, für den die Natur es bestimmt hatte, würdig gemacht hätten — in die Hände von Gerüchtfabrikanten und Enthusiasten, narrenhaften Professoren und Sonderlingen aus allen Ständen fiel, welche Alle für das Kind Theilnahme zu haben vermeinten, während sie doch in ihm nur sich selbst und ihre eigenen Grillen liebten und es dazu machten, wozu es wurde. Dann hätten jene klugen Leute vielleicht nicht so schnell den Stab über Kaspar Hauser in seinem noch offenen Grabe gebrochen; sie würden eher zur Wehmuth gestimmt worden sein, zur Wehmuth, wenn nicht über ihn, den armen, irre geleiteten Idioten, so doch — über die Jämmerlichkeit dieser Welt. — „An Kaspar Hauser war keine körperliche Gewalt und ebenso wenig der Seelenmord verübt worden, den der Hang zum geheimnißvoll Furchtbaren erdichtete und wovon die Fabel durch die Personen, die sich Hausers bemächtigten, auf den stumpfsinnigen Jüngling übertragen und demselben nach und nach so sicher eingeimpft ward, daß der Unglückliche bald selbst zum gefälligen Mitarbeiter an den verschiedenen über ihn in Umlauf gesetzten Märchen ward. Alle Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen, die Vernunft der Thatsachen spricht nach Eschrichts Erörterungen dafür, daß Kaspar Hausers unentdeckt gebliebener Pflegevater im Verhältniß zu seiner Armuth ganz wohl für den „Trodde1" gesorgt hatte, wofür ihm so oder so die Verantwortlichkeit zugefallen. Wohlgenährt, gesunder Gesichtsfarbe, ohne Spuren irgend einer Mißhandlung an seinem Körper, allerdings aber nur mit dem Verstande eines vier- oder fünfjährigen Kindes ausgerüstet, trat der Findling in Nürnberg auf, um sich mittelst eines anonymen Briefes bei dem Rittmeister einer bayerischen Schwadron und als einen apokryphen Abkömmling dieser Schwadron vorzustellen, der nun ein Reiter werden wolle, wie es sein Vater gewesen. Der Verfasser des Briefes bezeichnete sich selbst als einen armen Tagelöhner. Das Kind sei ihm als ein halbjähriger Säugling vor die Thür gelegt worden, er habe es christlich, aber in strenger Verborgenheit auferzogen und — zehn eigne Kinder! Was immer richtig, was unrichtig in diesen Angaben sein mochte, so läßt sich etwas Aergeres doch schwerlich auf Hausers Pflegevater wälzen, als daß er den geistesschwachen Pflegesohn von allem Verkehr abgesondert heranwachsen ließ und sich seiner schließlich dadurch entledigte, daß er den Burschen in einer größeren Stadt aussetzte, nachdem ihm die Last der Ernährung zu drückend geworden zu sein scheint. Hätte Kaspar Hauser in Nürnberg eine Behandlung gefunden, wie sie die neueren Idioten-Erzieher den ihnen anvertrauten Zöglingen angedeihen lassen, wäre er auch nur einer verständigen Familienmutter übergeben worden, so würde er bald im Stande gewesen sein, seine Gedanken zusammenhängend mitzutheilen und über seinen früheren Aufenthalt zu erzählen, was ihm in der Erinnerung geblieben. Allein er fiel in die Hände von Enthusiasten, die ein abenteuerliches Räthsel an ihm zu lösen trachteten, von Gerüchtfabrikanten, von narrenhaften Professoren und Sonderlingen aus allen Ständen. Diese seine Wohlthäter verwirrten ihm die Seele, welche sie aufhellen sollten, sie erweckten das Vorstellungsvermögen des großen Kindes nur, um dasselbe mit ihren eignen Träumereien zu erfüllen und nachdem sie aus Kaspar Hauser herausgefragt hatten, was sie zu hören wünschten, so blieb dem armen Opfer nichts übrig, als die Rolle fortzuspielen, die man ihm aufgedrängt hatte. Nicht über den lügenden und betrügenden Kaspar Hauser bricht Eschrichts Darstellung den Stab, sondern über die Verblendung Derjenigen, die den hilflosen Idioten mit ihrem thörichten Verfahren zur Selbsttäuschung und dann zur Täuschung Anderer veranlaßten. Am 14. December 1833 kam Hauser in Ansbach, wo er seit 1831 bei dem Lehrer Meyer untergebracht war, mit einem Stich in der Brust nach Hause, und am 17. December starb er an dieser Wunde. Er wollte die Verletzung von einem fremden Manne im Hofgarten empfangen haben, allein alle Spuren und Umstände verriethen, daß ein Selbstmord begangen war. Dahin also hatte ihn der Eifer und die Verkehrtheit seiner Freunde getrieben, daß der Held des Romans endlich den Ausgang des letzteren in einem freiwilligen Tode suchen mußte."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 27. Bremen, 5. Juli. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Drei Zeugnisse für die gute alte Zeit.

Von Johannes Müller.

Die drei Zeugnisse, die wir in dem Folgenden den Lesern vorlegen, enthüllen freilich keine bisher unbekannten Seiten der Vergangenheit, dienen aber jedenfalls dazu, das Licht, das über sie verbreitet ist, und das Manche zu verdunkeln suchen, noch etwas heller zu machen. Dem Kulturhistoriker sind die Schäden, die sie bloßlegen, wohl bekannt; auch in dem größern Publikum hat man wohl von ihnen gehört und gelesen, ohne aber die Bedeutung derselben für den Gesammtcharakter der alten Zeit nach ihrem vollen Umfange aufzufassen. Ein tieferes Eindringen in die Kulturgeschichte überzeugt uns, daß wir diese Schattenseiten nicht als Begleiterinnen um so mehr strahlender Vorzüge anzusehen haben, sondern was sich von diesen aus der Zeit des bessern Mittelalters vielleicht noch fortgefristet hatte, ward von ihrem kältenden, tödtenden Einflusse so überdunkelt, daß der Fortschritt in Bildung und Gesittung bis heutzutage nicht in dem Wiedererringen, sondern in der Ueberwindung der alten Zustände bestanden hat. Uebrigens hat schon einer unserer bedeutendsten Kulturhistoriker den Lobrednern der guten alten Zeit die Frage hingeworfen: wann war diese gute alte Zeit, welches sind die Zustände, die ihr als die bessern an die Stelle der heutigen setzen möchtet? Diese Frage muß beantwortet werden, bevor die Kulturgeschichte die freilich planmäßige, aber nicht historisch gerechtfertigte Lobhudelei des Alterthums ernstlich sich zu Gemüthe ziehen kann.

Wir hoffen, daß die Nachricht von unsern drei Zeugnissen auch manchem Kulturhistoriker willkommen sein wird, da sie in drei seltenen alten Drucken enthalten sind und somit nicht jedem zugänglich sein dürften. Das erste Schriftchen hat Panzer in seinen Annalen der älteren deutschen Literatur I. 331 Nr. 696 verzeichnet; es führt den Titel: Ein wunderbarlich geschichte. Wye dye Merkischen Juden das hochwirdig Sacrament: gekaufft vnd zu marteru sich vnderstanden. Anno domini. 1510. Es ist dasselbe gedruckt zu „Nuremberg durch Hieronymum Hölzel.“ Der Inhalt ist folgender.

Zu wissen, daß dies läuftigen der mindern Zahl im zehnten Jahr am Mittwoch nach unser lieben Frauen Lichtmeß um die elfte Stunde in der Nacht hat ein böser Christ, mit Namen Paul From, von Geburt ein Pommer, zu Bernau gesessen, ein Kesselflicker, ein Mörder, aus teuflischer Eingebung in einem Dorfe, Knoblach genannt, dem Bischofe von Brandenburg zugehörig, in der Kirche das Ciborium aufgebrochen, daraus ein übergüldetes Büchslein, darin zwei consecrirte Hostien, eine große und eine kleine gewesen, sammt einer kupfern vergoldeten Monstranz gestohlen.

Mit diesem feinen Raube kommt der Dieb nach Spandau, wo er einem Juden Salomon die Monstranz anbietet. „Wo das gewest, ist mehr gewest!“ meint der, und somit zeigt der böse Christ ihm auch das Büchslein. Um dieses wird der Handel, nachdem sechszehn Groschen gefordert, mit fünf Silbergroschen (neun Märkisch) abgeschlossen.

Darauf zog der Dieb, „der gots verkauffer“, anfänglich in das Land „gen Wenden“, bald aber, ungeachtet ihn das Gerücht bereits als den Dieb bezeichnete, wieder in seine Heimath. Weil die Monstranz in seinem Hause ihn verrathen konnte, so warf er sie über die Mauer: die blieb aber aus göttlicher Vorsicht an einem Baume hangen, wo sie der Bürgermeister fand. Es ward nun der Dieb eingezogen, „welcher zuhand ohne alle Marter bekannte.“

Die Erzählung wendet sich nun zu dem Schicksale der verhandelten Hostien. Alle Fabeln, die seit dem dreizehnten Jahrhunderte wider die Juden aufgebracht sind, auch die Wundergeschichten, die damals schon die blutigsten Verfolgungen erzeugten, werden von Neuem vorgeführt. Der Jude legt die Hostie auf eine Tischecke, mißhandelt sie mit Hauen und Stechen auf alle Weise, vermag sie aber nicht zu zerstören, bis er denn in seinem Zorne endlich flucht: Bist du der Christen Gott, so erzeig dich in tausend Teufel Namen!

„Auf der Stund hat sich von dem Stich der heilige Fronleichnam Christi wunderbarlich in drei Theile, inmaßen ihn der Priester theilt, getheilt, also daß die Oerter blutnarbig gewesen.“ Diese Partikeln trug der Jude vier Wochen bei sich; darauf schickte er nach einem bereits früher getroffenen Uebereinkommen das eine Bruchstück dem Juden Jakob in Brandenburg, das andere dem Juden Markus zu Stendal. Das dritte Stück nahm er selbst noch mal vor. Bei dem Hauen und Stechen flossen zwar etliche Blutstropfen heraus, aber all sein Bemühen, „es zu vernützen“, gelang ihm nicht; auch nicht das Verbrennen und ins Wasser werfen. Ja, als er dasselbe zur Osterzeit in einen Matzen that und in den Backofen warf, „wiewohl es dazumal finster darin gewesen, so hätte er doch zuhand (laut seines eigenen Bekenntnisses) ein klares, helles Licht, und ob dem Borde ein schönes kleines Kindlein, eines Daumens lang, zwei Mal schweben gesehen.“ Darüber sei er hart erschrocken, aber, obschon er darauf zu fliehen versucht, sei es ihm unmöglich gewesen, von Spandau fort zu kommen.

Auf ähnliche Weise trieb es Markus zu Stendal, der sein Stück darauf gen Braunschweig oder Frankfurt a. M. sandte.

Bei der Marter, die der Jude Jakob mit seinem Stück vornahm, flossen auf den Tisch einige Blutstropfen, die sich nicht wieder abwaschen ließen, sondern man mußte sie mit einem Span aus dem Tische herausschneiden. Dieser Span sammt der Hostienpartikel kam dann nach Osterburg, wo ein „gewaltiger“ Jude Mayr die Hochzeit seines Sohnes Isaak feierte. Mayr brachte sie der Braut an das Bett mit den Worten: Sie sollte sich billig freuen und geehrt achten, da brächte er ihr den Christengott! Bei der nun folgenden Marter that Isaak der Bräutigam der Ehre wegen den ersten Stich.

Auch dieses Stück kam nach Braunschweig, wo alle Juden gefangen gesetzt wurden. Hernach kam das Brot, der Tisch, darauf

die Blutstropfen standen, und der Span nach Berlin; es geschahen Wunderzeichen: „und das Brot thut sich auf, fällt und löst sich mälich ab.“ —

Es haben auch die verstockten blinden Hunde, fährt die Erzählung fort, im Gefängnisse bekannt, daß sie in kurzen Jahren sieben Christenkinder, eins für vierundzwanzig Groschen von seiner eigenen Mutter, einer Bäuerin, eins um drei Gulden, auch eins um zehn Gulden gekauft, die mit Nadeln und Messern gestochen und gemartert und getödtet, das Blut mit Paradiesäpfeln eingemacht u. s. w., u. s. w. — Das Urtheil lautete, es sollte der Christ mit glühenden Zangen gerissen und verbrannt, deßgleichen ein besonderer Rost aufgerichtet werden, darauf man achtunddreißig Juden sollte an Halsbänder schmieden und zu Pulver verbrennen lassen. Die verstockten(!) Juden haben mit lachendem Munde das Urtheil angehört, mit ihrem Lobgesang ausgeführt und auf dem Rost nicht allein gesungen und gelacht, sondern auch zum Theil gesprungen, gejauchzt, die verbundenen Hände aufgeworfen, das Stroh zu sich geraspelt, in die Mäuler gesteckt — und also „ungeacht der mercklichen wunderzeichen, mit grosser bestendigkeyt den todt gelyden, den pawvelligen Christen zu sunderm erschrecken.“

Jakob und noch zwei ließen sich taufen; jener und der zweite wurden darauf enthauptet; der dritte, ein Augenarzt: darum, daß er allein an Kindern schuldig gewesen, ging mit Bewilligung in's graue Kloster. Die übrigen Eingezogenen, sechszig an der Zahl, läugneten, um die Sache überhaupt gewußt zu haben. — —

Diese charakteristische Geschichte berichtet u. a. auch König in seinem Versuch einer historischen Schilderung der . . . . . . Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis 1786, 1 Bd. (1792) S. 66, welcher gleichfalls einige ältere Quellen namhaft macht. Eine weitläuftigere ältere Darstellung, wenn wir nicht irren, verzeichnet auch Panzer in seinem obigen Werke.

Ueber das andere Schriftchen, das ohne Angabe des Orts im Jahre 1524 erschienen ist, giebt Panzer a. a. O. II., 320 Nr. 2488 nähere Auskunft. Es ist betitelt: Eyn warhafftig geschicht wie Caspar Tawber, Burger zu Wien in Osterreich für ain Ketzer, vnd zu dem todt verurtaylt vnd außgeführt worden ist. 1524. Herr gib mich nicht in den willen meiner feinde 2c. Ps. 26.

Die Vorrede schließt: — — habe ich solches aus dem Lateinischen ins Deutsche gebracht, nämlich um deswillen, daß die Blindheit (eine Strafe der Gottlosen) der Sophisten und falschen Gelehrten zu Wien, darzu auch das Gericht Gottes, welches er über die gehen läßt, die sein Wort nicht allein nicht annehmen, sondern auch verfolgen und auszutilgen sich befleißen, erkannt werden. — Nach derselben steht: Ein Urtheil, gefällt wider Caspar Tauber, Bürger zu Wien, etwa Nachfolger der lutherischen Secten. Es erging dieses Urtheil gegen ihn wegen einiger akatholischer Glaubensmeinungen, die sich, in sieben Artikel zusammengefaßt, auf das heilige Abendmahl, die Benediction, das Fegefeuer, das Priesterthum, die Beichte, die Fürbitte der Heiligen und die kirchliche Sündenvergebung bezogen; dazu waren lutherische Bücher bei ihm gefunden und hatte er selbst einen entsprechenden Tractat abgefaßt. Die Richter, wozu auch der Bischof Johann gehörte, ein Kammerprocurator als Ankläger, nebst den Beisitzern legten ihm vor allem einen feierlichen Widerruf, dann folgende Strafe auf. Die nachfolgenden drei Sonntage nach dem Widerruf sollte er vor der Kirchenthür des Stephansdomes, während man den Gottesdienst der Messe hält, mit kläglicher Bekleidung, mit einem Strick um den Hals gebunden, mit unbedecktem Haupte und barfuß, mit einer brennenden Kerze in seiner Hand stehen. Auch sollte er die nächsten vorhergehenden Feiertage mit Wasser und Brot fasten und an jedem dieser Festtage drei arme Personen speisen. Dann sollte er ein Jahr lang in einem Kerker Buße thun und allhin seine eigenen Sünden beweinen. — Nach reuiger Uebernahme dieser Buße sollte er Absolution erlangen, im Gegenfall als Ketzer erachtet werden. Uebrigens, sofern er begnadigt werde, habe er außerdem eine Türkensteuer zu entrichten und endlich immerdar ein Kreuz zu tragen, das ihm öffentlich werde übergeben werden. Daß er alle Kosten seines Processes zu tragen hat, ist selbstverständlich.

Es nahm aber der fernere Verlauf der Sache eine andere Wendung, als die Richter nach ihren vielen Bemühungen, Tauber zur Umkehr zu bewegen, verhofft hatten. Sie glaubten, er werde sich zum Widerruf bequemen. Damit aber, so lautet die Erzählung, solchem ihren Urtheil und falschen Fürnehmen genug geschehe, mußte Caspar Tauber am Tag unserer lieben Frauen Geburt auf St. Stephanskirchhof vor männiglich erscheinen, die Artikel zu widerrufen, die durch den Druck ausgegangen waren. Zu der Stunde nun, so der Chormeister predigt, wurde er in mittler Predigt durch den Richter und seine Diener auf einen hohen Predigtstuhl, welcher dort aufgerichtet war, gestellt. Er stand aber daselbst stillschweigend und geduldig vor allem gegenwärtigen Volke, so lange bis ihm der Chormeister zusprach und sagte: Tauber, Euch ist wissentlich, warum Euch unser durchlauchtigster, großmächtigster Fürst und Herr, Herr Ferdinandus, Prinz in Hispania, Erzherzog zu Oesterreich 2c. mein gnädigster Herr und Landesfürst, daher gestellt hat, ohne Zweifel zu widerrufen die Artikel, so hie vor Euch liegen; dem wollet nun genug thun und nachkommen. Nach solcher Ermahnung hob der fromme Christ seine Augen zu Gott gen Himmel und sprach: Ihr Allerliebsten in Christo, Gott der Allmächtige will nicht, daß dem Menschen zu schwere Bürden aufgelegt werden, als er anzeigt Jerem. am VIII. Kapitel. Darum ist meine Bitte an euch allhie versammelte und bitte um Gottes Liebe willen ein Vater unser zu beten, damit der allmächtige, ewige Gott, die so in dem wahrhaftigen christlichen Glauben sind, zu bleiben und zu verharren bestätigt; diese aber, so nicht erleuchtet sind, noch erleuchtet werden, in Christo Jesu unserm Herrn. — Eine solche Rede mochte der Chormeister als ein Feind der Wahrheit nicht leiden, welcher, als er neben Tauber auf einem andern Predigtstuhl stand, ihm in seine Rede geplatzt ist, sprechend: Tauber, ihr seid nicht zu predigen, sondern zu wiederrufen daher gestellt! Auf solches antwortete Tauber, mit sanftem Herzen und Worten sprechend: Mein Herr, ich habe euch lange zugehört, so hört nun auch ein kleines zu. Auf das sagte der Chormeister mit Zorn: Euch ist solches zu reden nicht befohlen, sondern redet und leset hier ab, was euch vorgelegt ist.

Es entspann sich auf den beiden Kanzeln ein förmlicher Hader; Tauber klagte, das Gericht habe ihn fälschlich bezüchtigt und einen Ketzer gescholten, in den allerwenigsten Punkten hätten sie ihn durch die heilige Schrift eines Irrthums überführt. „Sie haben mit mir in der Finstere gehandelt, sind selbst Ankläger, Verhörer und Verurtheiler gewesen und haben ihres Gefallens mit mir gehandelt, daß ich mich auf das Höchste beschwer. Ich erbiete mich noch zur Verantwortung vor unpartheiischen und unverdächtigen Richtern, und appellire hie öffentlich an das heilige römische Reich, daß sie mir daselbst Richter erwählen und mir alsdann genugsames Verhör zugelassen werde: so will ich mich in allen Artikeln, so ich bezüchtigt werde, verantworten, Recht geben und nehmen. Werde ich durch die heilige Schrift überwunden oder ungerecht befunden, so will ich darum leiden, was mir das Recht auflegt.“

Diese Rede hielt er nur unter heftigem Einspruch des Chormeisters, der ihn verschiedene Male zum auferlegten Widerruf ermahnte. Diesen verwarf Tauber unabänderlich, läugnete auch seine ketzerischen Ansichten, sowie daß er lutherische Bücher im Besitz gehabt habe. Also wollten sie ihn nicht weiter reden lassen. Er mußte von der Bühne herabsteigen und ward unter zahlreicher Begleitung des Volkes in das Gefängniß zurückgeführt. Von dort führte man ihn am 10. September in das Augustinerkloster, wo das Gericht von Neuem sich versammelt hatte. „Bürgermeister, Richter und die Meisten des Rathes zu Wien, Jedermann verhoffte, es sollte ein

offenes Verhör mit dem Tauber und den Schriftgelehrten gehalten werden, als Rede und Widerrede, und sich der Artikel, so er unbillig bezüchtigt, verantwortet haben, als ja billig wäre gewesen. Aber der Tauber stillschweigend, unbefragt vor ihnen gesessen, ohne allen Beistand.“ Er ward von einem Prokurator lateinisch, nachmals deutsch angeklagt, aber nicht befragt; darauf ward von dem Official über ihn die Sentenz in lateinischer Sprache verlesen und er für einen öffentlichen, verdammten Ketzer und ungehorsamen der heiligen christlichen Kirchen erklärt. Dafür nahm ein welscher Notar das umstehende gemeine Volk zum Zeugen, aber die Herren und Kaufleute mit sammt anderen Beistehenden murrten und sprachen: Weß sollen wir eingedenk sein oder worüber sollen wir Zeugniß geben, habt ihr doch euer Urtheil lateinisch gesprochen und wir es nicht verstanden! — Die Schriftgelehrten gingen davon und nun legte der Stadtrichter den Verurtheilten in Ketten. Tauber hielt noch eine Rede und ward dann in das Schergenhaus geführt. Hier soll er, nach der Aussage seiner Widersacher, aus Kleinmuth einen Selbstmordversuch gemacht haben; jedoch scheint diese Anschuldigung, wie die nähern Umstände darthun, falsch zu sein. Wahrscheinlich ward er gefoltert.

Am 17. September Morgens sechs Uhr ward er durch das Stubenthor hinausgefahren. In Gegenwart von kaum hundert Menschen und eines Geistlichen, dessen Beistand er jedoch ablehnte, ward ihm das Haupt abgeschlagen und sein Körper dann auf einem Scheiterhaufen verbrannt. —

Von diesem seltenen Schriftchen, welches wir im gedrängten Auszuge mitgetheilt haben, kennt Panzer drei dem Umfange nach verschiedene Ausgaben; Rabus, Historien (6. Bd. S. 22 ff.), die derselbe citirt, sind uns leider nicht zur Hand, da uns nur Bd. 1—5 (Straßburg 1556—58) zur Zeit zugänglich sind.

Ein Seitenstück zu Caspar Taubers Verfolgung liefert unser drittes Zeugniß: „Ein Wunderliche geschycht Newlich geschehen In dem Hag in Holland, im jar. MDXXVII. Den XX. tag Nouembris. Von einr Frawen geheissen Wendelmut Clausen dochter, einr Witwe die do verprendt ist. Appoc. 6 Herr du hailiger vnd warhafftiger, wie lang Richtestu, vnd Richtest nicht vnser blut, an denen, die auff der erdenn wonen.“ — Hierauf folgt ein kleiner Holzschnitt, der die Verurtheilte auf dem flammenden Scheiterhaufen darstellt, daneben ist eine Bank, die noch später erwähnt werden wird. Auf der Rückseite des Titels steht die Nachricht: Am 15. November ist Wendelmut, von Münchdamm in Holland, von dem Haus Wörden in den Grafenhaag gebracht, und der Graf von Hochstraten als Statthalter in Holland ist auf die Zeit auch dorthin gekommen.

Die salbungsvolle Vorrede können wir billig überschlagen. Am achtzehnten November erschien die Angeklagte vor dem Statthalter und dem Rathe: hat sie der R. gefragt, ob sie wohl geschlafen und sich wohl bedacht hätte auf solches, so ihr in dem Gefängnisse vorgehalten worden. Antwortet sie: Ja, und was ich gesagt habe, dabei will ich noch fest bleiben. R.: Es sei denn, daß du abstehest und widerrufst deine Irrung, so wird man dir einen schweren Tod anthun. Wendelmut: Ist euch die Gewalt von obenher gegeben, so bin ich bereit zu leiden. R.: Darum fürchtest du den Tod nicht, weil du ihn nie versucht hast. W.: Das ist wahr, und ich werde ihn immermehr versuchen, denn Christus sagt: Wer mein Wort behält, der wird den Tod immermehr schmecken in Ewigkeit, aber der reiche Mann schmeckt den Tod und wird ihn in der Ewigkeit schmecken. R.: Was hältst du vom Sakrament? W.: Ich halte es für Brot und Mehl, und in dem, das ihr für euren Gott haltet, sag ich es sei euer Teufel. R.: Was hältst du von den Heiligen? W.: Ich erkenne keine andern Fürbitter und Mittler denn Christum. R.: Du wirst müssen sterben, willst du anders nicht abstehen und dabei bleiben.

Aus diesem Bruchstücke wird man bereits die Art und den Gang der Sache abnehmen können. Die Angeklagte ward wieder in das Gefängniß zurückgeführt und hier von verschiedenen Seiten her, von ihren Irrthümern zurückzutreten, aufgefordert. Vergeblich. Dem Geistlichen, der ihr ein Crucifix mit den Worten wies: Schaut, hier ist euer Herr und Gott — erwiederte sie: das ist mein Gott nicht; es ist ein anderes Kreuz, dadurch ich erlöst bin. Das ist aber ein hölzerner Gott, werft ihn ins Feuer, und wärmt euch dabei! Ebenso verschmähte sie die heilige Oelung.

In Folge dessen ward sie für eine Ketzerin erklärt und gab der geistliche Commissarius „dise Wendelmut also in der Weltlichen hand, mitt protestation, das er in ihren todt nicht Consentiren (sic!) wölt, vnd gieng also auß dem Radt, mit seynen zwoyen Assessoren als die Gaistlichen Namen.“

Das weltliche Gericht verurtheilte sie zum Feuertode und zur Confiscation ihrer Güter. Also wurde sie auf einen Baum gestellt; sie bat jeden, den sie etwa beleidigt hätte, um Verzeihung und half dann dem Henker, das Pulver in ihren Busen schütten. Fröhlichen Gemüths, ohne Furcht ging sie zu dem Feuer; unverzagt trat sie auf den Stuhl zu und sprach: Steht der Stuhl auch fest, daß ich nicht falle? Sie stellte sich selbst fest an die Säule, mittlerweile der Henker anhob, oben und unten ihre Kleider zu binden. „Wendelmut schüttelte den Schleier vom Kopfe und fügte sich fein mit dem Halse, daß sie der Strick bald würgen möchte.“ Sie behauptete, im christlichen Glauben, aber nicht als Ketzerin zu sterben. Darauf würgte der Henker den Strick zu, daß sie starb. — Das geschah am 20. November 1527. — —

Das kulturhistorische Moment, das wir durch diese drei Zeugnisse zur Anschauung gebracht haben, tritt so bedeutsam hervor, daß wir uns eines weitern Zusatzes schon enthalten können. In den beiden letzten Vorlagen haben wir nicht das Confessionelle berühren wollen: nur die Weise, womit es sich in der guten alten Zeit geltend machte, war hier hervorzuheben und somit der Umschwung, den die folgenden Generationen mit Schrift und That nur nach vielen blutigen und unblutigen Kämpfen zu erzwingen vermochten. Wohl möchte mancher unter den Zionswächtern nach dieser Richtung hin die gute Zeit zurückwünschen, wo es ein unfehlbares Mittel gab, die opponirenden Meinungen zum Schweigen zu bringen, verflogen sie auch nicht immer mit der Asche des Verbrannten spurlos in alle Winde.

---

* Linné und Upsala.

(Skizzen aus dem vorigen Jahrhundert.)

Mitgetheilt von Adolf Beckmann.

V. Nemesis divina.

Als Linné's Umgang mit Johann Beckmann einen größeren Grad von Vertraulichkeit erreicht hatte, erzählte er ihm eines Abends seine Lebensgeschichte. Nur von dem verzweifelten Mordanfall gegen Rosén sprach er nicht. Doch gedachte er seiner Nemesis divina. Ueber die Entstehung dieser Aufzeichnungen sagte er aber: er habe beim Studium der Natur so viele Beweise der Vorsehung Gottes gefunden, daß er seit vielen Jahren auch ähnliche Beispiele aus den Schicksalen der Menschen gesammelt habe, die schon einen dicken Quartanten ausmachten, obgleich er nur solche aufgenommen, deren Wahrheit verbürgt sei. Er erzählte dann auch gelegentlich viele darin verzeichnete Beispiele der strafenden Hand Gottes, von denen einige hier folgen.

1. Graf Piper und der Landprediger.

Unter der wüsten Regierung Karls XII. war der Günstling Graf Piper einem braven Landprediger schon längst nicht gut. Als dieser einmal eine Predigt über den Text: „Wehe dem Volke, dessen König ein Kind“, gehalten und dabei viel von den Ungerechtigkeiten der Minister geredet, wußte der Graf die Sache dem König in so bösem Lichte darzustellen und ihn so zornig zu machen, daß er den armen Landprediger nach Nöteburg (jetzt Schlüsselburg, wo später

auch der russische Prinz Iwan gefangen saß), in die Gefangenschaft schickte. Als hernach (1702) die Russen den Ort einnahmen, ließen diese den Prediger wieder los. Da fügte es Gott, daß die Russen den Grafen Piper gefangen nahmen und ihn in dasselbe Gefängniß setzten, aus dem sie den Prediger befreit hatten, wo Piper auch gestorben ist, mehrentheils aus Hunger. (Diese Geschichte wird auch in Nordbergs Leben Karls XII. berührt.)

2. Der Häradshöfding.

Als unter dem Könige Friedrich (Prinzen von Hessen, Gemahl der Ulrike Eleonoren, der jüngeren Schwester Karls XII.), eine Häradshöfdingstelle zu besetzen war, wurde dazu, außer zwei jüngeren Candidaten, auch ein ehrwürdiger Mann, der seiner starken Familie wegen, seiner Verdienste ungeachtet, in großer Armuth lebte, vorgeschlagen. Der König nahm ihn wohl auf und ertheilte ihm die größten Versprechungen. Da bediente sich einer der jüngeren Candidaten des schändlichen Mittels, theils selbst, theils durch seine Freunde den Ministern vorzulügen, der ältere Mann habe von ihnen und dem Könige sehr übel geredet. Dadurch bewirkte er, daß der König bewogen wurde, ihm die Stelle zu geben. Darauf begegnete der neue Häradshöfding dem betrogenen Familienvater und war frech genug, ihn zu fragen, ob er ihm nicht gratulire? »Nein«, antwortete dieser, »denn ich weiß, auf welche Art Sie die Stelle erhalten haben.« Der junge Häradshöfding mußte sich zu Schiffe auf seinen Posten begeben. Es war Winter und stürmisch. Unterwegs kam er in große Gefahr, Schiffbruch zu leiden. Da sprang er mit einem Officier in den Kahn und fluchte und schwor, den zu erstechen, der nachspringen würde, weil er besorgte, der Kahn würde zu voll werden. Die beiden wurden dann in ihrem Kahne in die See getrieben, wogegen das Schiff wider alles Vermuthen glücklich in den Hafen gelangte. Lange wurden sie vermißt. Nach vielen Tagen trieben sie endlich an's Land; aber in einem jämmerlichen Zustande. Sie hatten den fürchterlichsten Hunger ausgestanden, schon ihre Schuhe verzehrt, und der Häradshöfding hatte endlich sein boshaft erschlichenes Anstellungspatent zu benagen angefangen. Einige Stunden nach seiner Ankunft am Lande ist er gestorben, der Officier aber wurde gerettet.

3. Corporal X.

Auf dem Reichstage von 1755 war es bekanntlich dem schwedischen Adel gelungen, dem Könige Adolf Friedrich den letzten Rest seiner Macht zu entreißen. Zum Sturze dieser Aristokraten-Regierung und zur Wiederherstellung der königlichen Prärogativen zettelten Graf Brahe und Freiherr Horn im Einverständniß mit der königlichen Familie und unter den Sympathien der Nation eine Verschwörung an. Die Königin Luise Ulrike machte Linné, als er bei Hofe war, selbst mit dem Plane bekannt. Acht Tage vor dessen festgesetzter Ausführung kam Brahe nach Upsala, logirte auf der Apotheke und ließ Linné mehrmals zu sich holen. Einmal sprachen sie beim Wein unvorsichtiger Weise in Gegenwart des Apothekers von der Conspiration, doch blieb derselbe verschwiegen. Drei Tage vor der Entdeckung der Verschwörung floh Horn aus Stockholm, weil er merkte, daß man nicht heimlich genug gehandelt hatte, kam Nachts in gemeiner Kleidung zu Linné, unterredete sich mit ihm eine Stunde lang und setzte dann seine Flucht fort. Linné scheint darnach an der Sache lebhaften Antheil genommen zu haben. Auch Ihre wußte darum. Kurz vor dem bestimmten Tage des Ausbruchs wurde der Corporal X zum Verräther. Die Häupter der Verschworenen, zumal Brahe und Horn, wurden von den Aristokraten hingerichtet. Als die Gräfin Brahe für ihren Gemahl einem von ihnen zu Füßen fiel, sagte der Mensch: »und wenn er hundert Köpfe hat, so muß er sie verlieren.« Der König war außer sich. Als er den Ständen erklärte, er wolle lieber Schweden verlassen, als so mißvergnügt regieren, antworteten ihm die Stände, er könnte gehen, aber die Prinzen gehörten dem Reiche und müßten bleiben. Der Verräther X wurde geadelt und bekam große Güter. Bald aber hatte er alles durchgebracht und lebte verachtet in so elenden Umständen, daß er es für ein großes Glück hätte ansehen müssen, wenn er wieder zum Corporalstock hätte zurückgreifen dürfen.

4. Blackwell.

Linné's Freund, der Baron Clas Alströmer, nach dem die Alströmeria benannt ist, war ein Mann von viel Reichthum und Einfluß, dem Schweden seine ersten und besten Fabriken zu danken hatte. Dieser schrieb an seine Freunde in England die Bitte, ihm einen Mann zu schicken, der die englische Oekonomie aus dem Grunde verstände, um durch ihn seine Güter besser einrichten zu lassen. Sie wählten hierzu den Londoner Bader Blackwell. Er wurde nicht allein von Alströmer, sondern auch von allen Ministern und dem Könige selbst, der ihm den Titel Leibmedicus gab, auf das Beste in Stockholm aufgenommen. Später stellte sich aber heraus, daß er ein Charlatan, Ignorant und Bösewicht war. Seine unverschämte Dreistigkeit ging sehr weit. Als er einst mit Linné bei einem Minister speiste und nach schwedischer Sitte vor dem Essen sehr vortreffliche Heringe herumgereicht wurden, sagte er, »er könne ein solches Katzengericht nicht genießen.« Einer der angesehensten und beliebtesten Männer in Stockholm erkrankte. Man schickte zu Blackwell, als dem größten Medicus. In drei Tagen hatte er den Kranken auf den Kirchhof geliefert, denn er verstand noch nicht einmal ein Recept zu schreiben. Linné war begierig, seine Wissenschaft näher kennen zu lernen, ging zu ihm, sprach mit ihm von Krankheiten und fragte ihn nach einigen Pflanzen; aber weder von dem einen noch von dem anderen wollte er reden und erklärte alles für »Bagatelle.« Er wohnte bei einem Makler, dessen Frau er liebte. Als der Mann einmal sich nicht wohl befand, gab er ihm Medicin, worauf derselbe nach wenigen Stunden zum Vergnügen der Wittwe und des Herrn Blackwell starb. Die Wittwe nannte er dann seine Cousine und nahm sie unter diesem Titel mit auf ein Gut, dessen Einrichtung er zu besorgen hatte. Die meiste Zeit lebte er aber in Alströmer's Hause, der alle seine Briefe frei nach England sandte. Als die Correspondenz gar zu lebhaft wurde und Alströmer ihm schon nicht mehr recht traute, erbrach er einmal einen Brief, den Blackwell an einen sehr vornehmen Engländer gerichtet hatte. Blackwell schrieb darin die schändlichsten Dinge von den Schweden und behauptete, er könnte die ganze Nation ruiniren, wenn zuvor Alströmer aus dem Wege geräumt wäre. Auch schrieb er, wenn man ihn mit Geld unterstützte, könne er den König (Friedrich), der mit seinem Nachfolger nicht zufrieden sei, leicht bewegen, einem englischen Prinzen den schwedischen Thron zu verschaffen. Alströmer zeigte diesen Brief den Reichsräthen. Darauf erhielt Blackwell einen Courier aus England, der den Befehl überbrachte, Alles zu diesem Plane vorzubereiten. Man hält für gewiß, daß dieser Courier von den Reichsräthen geschickt ist. Blackwell meinte aber, dies sei die Antwort auf seinen Brief, ging zum Könige und machte seine Anträge. Der König, schon von Allem unterrichtet, schickte ihn zum Hofmarschall und ersuchte ihn, diesem, der sein Getreuester sei, Alles zu entdecken. Blackwell eilte zum Hofmarschall, wurde hier sofort gefangen genommen und schließlich zur Enthauptung mit dem Beil verurtheilt. Er war mit dieser Strafe wohl zufrieden, weil sie in seinem Vaterlande nur an angesehenen Leuten vollzogen wurde. Frech im Tode wie im Leben sagte er bei der Execution zum Scharfrichter: »Ihr müßt mir erst sagen, wie ich liegen muß, ich kenne nicht die beste Lage, denn es ist das erste Mal, daß ich geköpft werde.« —

Außerdem hatte Linné auch Candidaten für seine Nemesis, die zur Zeit noch nicht von der göttlichen Gerechtigkeit ereilt waren. Dahin gehörte z. B. jenes Mitglied der Reichsstände, welches der Gräfin Brahe die oben erwähnte harte Antwort ertheilt hatte. Linné erzählte von diesem: »In seiner Jugend war der Commis eines sehr reichen Eisenhändlers und hatte das Glück, der schönen Frau seines Prinzipals zu gefallen. Eines Tags fand man den Eisenhändler

vor seinem Schreibtische mit seinem Federmesser erstochen. Man sagte, er habe sich selbst entleibt, allein die Umstände machten die Sache verdächtig. Der Commis heirathete die Wittwe, wurde ein reicher Mann und gelangte zu einflußreichen Stellen, in welchen er seine Untergebenen drückte.« — Johann Beckmann sah diesen Mann in Stockholm oft im Fenster über der Schloßwache liegen; mußte er dann nicht unwillkürlich an dessen Anwartschaft auf einen Platz in der Linné'schen Nemesis divina denken?

Linné sagte, er sei durch die von ihm aufgezeichneten Beispiele von der göttlichen Leitung der menschlichen Geschicke so sehr überzeugt, daß ihn dies veranlaßt habe, über die Hausthür seines Landguts Saevia die Worte des Poeten setzen zu lassen: innocue viveto, numen adest.

Als gelegentlich einmal wieder die Rede auf die Poudres de succession kam, versicherte Linné, Karl XI. habe auf seiner Reise nach Tornea dergleichen erhalten, worauf er nach einem halben Jahre gestorben sei. Er erzählte weiter: »Als der König sah, daß keine Medicin helfen wollte, fragte er den Leibmedicus ernstlich nach der Ursache.« Dieser antwortete: »Ew. Majestät haben zu viele Seufzer auf sich geladen, die alle Mittel entkräften.« »Ja!« erwiederte der König, »wollte Gott, daß nie die Reduction geschehen wäre!« Nach seinem Tode fand man die Eingeweide voll kleiner Geschwüre.

VI. Schluß.

Trotz der unverkennbaren Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit, die den berühmten Linné zierten, hatte er doch manche Eigenheiten, die diesen Charakterzügen zu widersprechen schienen. So war er z. B. nicht zu bewegen, aus dem ganz zu seiner Verfügung stehenden botanischen Garten, in welchem seine Wohnung lag, ein Exemplar für ein Herbarium an Johann Beckmann herzugeben, wenn der fraglichen Pflanzen auch mehr als genug vorhanden waren, während sein Sohn dies sehr bereitwillig that. Auch wurde in Stockholm erzählt, Linné und der Reisende Kalm hätten sich aus den von letzterem aus Amerika mitgebrachten Pflanzen einige Exemplare ausgesucht und dann alle übrigen in's Feuer geworfen, um nicht gezwungen zu werden, Anderen davon mitzutheilen.

Diese Züge scheinen darauf hinzudeuten, daß seine Liebe zur Wissenschaft nicht frei von Eifersucht gewesen, selbst als er schon „Botanicorum princeps“ war, wie er in einem Briefe von Vanelli in Lissabon titulirt wurde, und die hochgeschätzten Diplome der eigentlich nur noch aus seiner Person bestehenden upsalaschen Akademie der Wissenschaften in alle Länder vertheilte, wie der Papst das Pallium an die Bischöfe.

Es gab wohl niemals einen wärmeren Verehrer, nicht allein der wissenschaftlichen Verdienste, sondern auch der Persönlichkeit des großen Linné, als Johann Beckmann; dagegen wird auch wohl selten einer seiner auswärtigen Schüler von Linné mit gleicher Liebe und Freundschaft behandelt sein, wie er. Was wenigstens Fabricius, später Professor in Kiel, der 1763 bis 1764 sein Zuhörer und von ihm gleichfalls sehr freundlich aufgenommen war, im deutschen Museum von 1780 von seinem Umgang mit Linné berichtet, deutet auf wenig mehr als den gewöhnlichen geselligen Verkehr hin. Die von ihm über das Privatleben Linné's mitgetheilten Nachrichten waren aber bis dahin die speciellsten, welche aus eigner Beobachtung gegeben worden.

Johann Beckmann hatte seine Notizen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, hat gelegentlich nur Einiges davon in seinen Schriften benutzt und würde manche der von mir erzählten Thatsachen und kleinen Charakterzüge niemals veröffentlicht haben. Nachdem jedoch fast ein Jahrhundert darüber hingegangen ist und dieselben zum Theil ein kulturhistorisches Interesse gewonnen haben, konnte sich der Enkel durch die Rücksichten des Großvaters nicht mehr für gebunden halten.

Als Johann Beckmann Ende Mais 1766 seine für die nächsten Monate bevorstehende Abreise meldete, wurde Linné fast unwillig und wollte ihn durchaus noch länger behalten. Als er aber sah, daß es nicht zu ändern war, verlangte er, ihn die letzte Zeit desto öfter bei sich zu haben. Den Tag vor der Abreise kam er seinetwegen in die Stadt. Er war den ganzen Tag bei ihm, worauf sie sehr gerührt von einander Abschied nahmen.

Ich besitze noch das von Linné's Hand sehr leserlich geschriebene und mit seinem Wappen untersiegelte Zeugniß für meinen Großvater, worin er ihm ein sehr ehrenvolles Lob ertheilt und ihn für die Zeit seines Aufenthalts in Upsala seinen „inseparabilem socium“ nennt.

Seinen Namen hat er ohne Accent geschrieben. — Die Handschriften von Linné sind sehr selten geworden. Seine sämmtlichen nachgelassenen Manuscripte, Briefe und sonstigen Papiere, sowie alle seine Sammlungen, Bücher rc. kaufte bekanntlich nach dem 1783 erfolgten Tode des jüngeren Linné (der Vater war schon 1778 gestorben) Dr. Smith in London. Der Handel war von der Wittwe und den Töchtern des großen Linné abgeschlossen, als König Gustav III. auf Reisen war. Das Schiff mit der kostbaren Ladung war eben erst abgesegelt, als der König zurückkehrte. Sobald dieser von der Sache hörte, sandte er ein Kriegsfahrzeug dem Schiffe nach, um es zurückzuführen. Allein es war zu spät.

Das Plattdeutsche und Klaus Groth.

* Dem letzten Hefte des mehrfach erwähnten encyclopädischen Unternehmens »Unsere Zeit« entlehnen wir die folgende Betrachtung über das Plattdeutsche und den Dichter Klaus Groth:

»Die Dialektdichtung hat im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts, besonders aber seit dem großen Erfolge der »Alemannischen Gedichte« von Hebel, in Deutschland eine immer größere Ausdehnung gewonnen. Die straßburger Mundart ist von Arnold, die nürnberger von Grübel, die schlesische von Holtei, die westricher von Schandein, die südbayerische von Kobell und Pangkofer, mehre österreichische Mundarten sind von Castelli, Kaltenbrunner, Klesheim und Stelzhamer, die pfälzische von Nadler, die wiener, berliner und frankfurter von einem und dem andern Localpossendichter, zum Theil mit nicht geringem Glück für die Behandlung poetischer, besonders lyrischer Stoffe benutzt worden. Diese Dialektpoesie hat ohne Zweifel ihren Reiz, der sich namentlich von der Naivetät herschreibt, womit sich provinzielle Mundarten dem Ausdruck schalkhafter Empfindungen und local-volksthümlicher Vorstellungen und Anschauungen viel inniger herzuleihen pflegen, als die hochdeutsche Schriftsprache, die sich von jedem bloß localen Bodengeschmack losgerungen hat und in der das höhere Kulturleben und die universelle geistige Bildung der deutschen Nation ihren Ausdruck findet. Provinzielle Dialekte haben mehr oder weniger immer etwas Urzuständliches und Kindliches, sind in ihrer Entwickelung seit Jahrhunderten stecken geblieben und daher auch sehr wenig oder gar nicht geeignet, jenem höhern Kulturleben und der gewonnenen geistigen Bildung zum Organ zu dienen. Hierzu sind sie viel zu knapp, zu unausgebildet, zu local befangen, zu unbehülflich. Dagegen wird sich in ihnen viel reiner und unvermittelter ausdrücken lassen, was und wie die Bevölkerung eines beschränkten Landstrichs fühlt und empfindet. Von dieser Seite betrachtet, haben Dialektdichtungen ihren unbestreitbaren Werth, indem sie uns von dem deutschen Volksgemüth in seinen einfachsten Urelementen und in seinen verschiedenen Nuancen je nach Gau und Stamm wenigstens eine annähernde Vorstellung geben und daher gewissermaßen als ethnographische Supplemente zur allseitigen Kenntniß des deutschen Volks zu betrachten sind. Außerdem haben sie auch wesentlich dazu beigetragen, die Kenntniß von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der deutschen Mundarten zu erweitern, worüber namentlich Firmenich's große Sammlung eine interessante und lehrreiche Uebersicht gewährt. Mit ihrem ethnographischen Nutzen verbindet sich also,

von ihrem verhältnißmäßig poetischen Werth ganz abgesehen, auch ein linguistischer und grammatischer. Freilich wird man wohl thun, sich dem Gedanken, als ob in ihnen das Volksgemüth ganz rein von aller Beimischung zu Tage komme, immer nur mit einiger Vorsicht hinzugeben, da diese Dialektdichter meist nicht unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sind, sondern sich in seine Sprache und Gemüthsart erst künstlich hineingelebt und daher mehr oder weniger Elemente der höhern Kultur in ihrer Poesie mit verarbeitet haben. Auch würde diese Dialektpoesie dann ihr Bedenkliches haben, wenn sie auf Gleichberechtigung mit der hochdeutschen Anspruch machen oder gar dahin trachten wollte, irgendeiner Mundart auf Kosten der allgemeinen deutschen Schriftsprache zu selbständiger Geltung verhelfen zu wollen. Gegen solche Ansprüche, die in einzelnen Fällen wirklich wunderbarer Weise nicht ausgeblieben sind, ist schon früher die richtige Ansicht erhoben worden, daß die Schriftsprache einer jener Gegenstände sei, in denen die vielgespaltenen Deutschen einen Einigungspunkt finden, also ein Nationaleigenthum, das anzutasten man sich ja hüten müsse. Ueberhaupt konnte die Dialektpoesie nur bei einem Volke, welches wenig Zusammenhang in sich selbst hat und bei dem die einzelnen Theile und die eigensinnigen Localsonderheiten den Hang haben, sich selbständig neben dem Ganzen und innerhalb desselben geltend zu machen oder sich davon sogar möglichst loszureißen, eine solche Ausdehnung gewinnen, wie sie bei den Deutschen gewonnen hat. Daher auch die Erscheinung, daß sie bei den Süddeutschen, die größern Gaupatriotismus besitzen als die Norddeutschen, bis jetzt am häufigsten und eifrigsten cultivirt worden ist.

Die plattdeutsche Mundart, obschon sie als in sich geschlossenes, nur wenig nuancirtes Ganzes ein viel umfangreicheres Ländergebiet beherrscht als irgend eine der viel schattirten süddeutschen Dialekte, hatte bisher noch keinen Dichter aufzuweisen, der auf wirkliche literarische Bildung Anspruch zu machen gehabt hätte. Es hatte zwar an einzelnen Versuchen, plattdeutsch zu dichten, nicht gefehlt, aber diese waren von den plattdeutsch Sprechenden und Verstehenden, soweit sie ihnen bekannt wurden, eben nur als bloße Localspäße und schnurrige Einfälle betrachtet. Daß aus der Tiefe des Gemüths herauszudichten auch das Plattdeutsche ein geeignetes Organ sei, wußte man bisher kaum, obwohl einige versuchsweise von Voß plattdeutsch gedichtete hübsche Idyllen, in denen er aber sofort einen etwas burleskern Ton anschlug als in seinen übrigen, wohl eine Ahnung davon geben konnten, was mit diesem Dialekt als sprachlichem Material für poetische Aufgaben auszurichten und wie dieses Plattdeutsch ein sehr handliches Werkzeug sei. Das Plattdeutsch hat sogar einen nicht gering anzuschlagenden Vorzug selbst vor dem Schriftdeutschen voraus; es ist weicher, flüssiger, volltönender, weniger mit Zischlauten und harten Consonanten überladen, und was uns eben gegenwärtig an ihm platt erscheint, würde sich ohne Zweifel durch größere Ausbildung und Entwickelung daraus verloren haben, wozu nun freilich jetzt, wo sich der deutsche Geist und das Schriftdeutsch in Eins verschmolzen haben, nicht mehr die Zeit sein möchte. Bedürfte es doch vielleicht Jahrhunderte des angestrengtesten Anbaus und des — wozu gewiß gar keine Aussicht ist — gemeinsamsten praktischen wie theoretischen Zusammenwirkens, um nur feste und allgemein gültige Regeln für seine Orthographie und Grammatik aufzustellen. Das Plattdeutsche, sowie es jetzt ist, eignet sich freilich ganz und gar nicht zum Hochpathetischen, Schwunghaften und Oratorischen, dafür ist es aber auch in seiner kernigen Einfachheit, Schlichtheit und Klarheit der Phrase, dem Schwulst, dem gezierten und geschraubten Ausdruck gänzlich unzugänglich; und wenn das Plattdeutsch sich auch nicht für erhabene Reflexionen eignet, so doch um so mehr für den treffenden Ausdruck der auf gesundem Menschenverstand beruhenden praktischen Moral, für die Spruchdichtung. Schimmernde und glänzende oder die Seele in ihren innersten Tiefen mächtig aufregende Phantasiegemälde lassen sich zwar aus seinem Stoff nicht formen, aber um so fähiger zeigt es sich, tiefe und innige, dabei aber einfach natürliche Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Ganz vorzüglich eignet es sich aber für alle Arten der sowohl derben als schalkhaften Komik und Humoristik, mehr vielleicht als das Hochdeutsche, und für diese Gattung der Literatur wäre die Ausbildung und die häufigere Benutzung des Plattdeutschen allerdings ganz besonders zu wünschen. Dabei ist das Plattdeutsch sehr biegsam und der mannichfaltigsten rhythmischen Bewegung fähig und birgt in seinem Schoße einen Wort- und Formenreichthum, der fast unerschöpflich zu nennen ist.

Dies war das sprachliche Material, aus dem Klaus Groth seine Lieder, Volksgemälde und Dorfgeschichten formte, die nicht bloß ihn, die auch die plattdeutsche Sprache zu Ehren brachten. Und zwar war es die Mundart seines Heimathgaus, die dithmarsche, in welcher er seine bereits in sieben Auflagen verbreitete Gedichtsammlung „Quickborn“ und seine „Vertelln“ verfaßte und die von Professor K. Müllenhoff in seinem Glossar zum „Quickborn“ wegen mancher wesentlichen Vorzüge über ihre Schwestermundarten gestellt wird. „Quickborn“ erschien, von einem Vor- und Fürwort von Harms begleitet, zuerst im Jahre 1852 in Hamburg und wurde sehr bald von Gervinus, dann aber auch von der deutschen Kritik überhaupt mit seltener Einstimmigkeit als eine hervorragende poetische Erscheinung begrüßt. Schon der Titel war sehr glücklich gewählt. Quickborn heißt nämlich fließende Quelle, lebendiger Brunnen, Quelle der Erquickung. Ueberhaupt nannten die alten Niedersachsen solche Orte, wo sie perennirende Quellen fanden, Quickborn, und noch heut zu Tage führen viele Dörfer im Holsteinischen und Hannoverschen diesen Namen. Für die Groth'sche Liedersammlung hat aber der Titel zugleich eine allegorische Bedeutung. Es ist kein künstlich in das Erdreich der Poesie gebohrter Brunnen, aus dem die erquickende Fluth dieser Lieder quillt, sondern sie entströmt ihm fast unmittelbar, fast ohne alle künstliche Beihülfe, ohne irgend auffällige Beimischung chemischer Kulturpräparate, ohne störende Versalzung oder Versüßung durch Zusätze gesellschaftlichen oder literarischen Raffinements. Zeigen sich vielleicht auch hier und da Einflüsse der Kunstdichtung, und zwar namentlich nach der sentimentalen Seite, zuweilen auch in formeller Hinsicht, so sind dieselben so unmerklich, daß es eines scharfen Blicks bedarf, um sie von der volksthümlichen Strömung in seinen Liedern zu unterscheiden.

Hier ist der Ort, um Einiges über Klaus Groth's Lebensgang, so viel hiervon zur öffentlichen Kunde gelangt ist, einzuschalten. Klaus Groth ist am 24. April 1819 zu Heide geboren, in dessen Nähe noch jetzt sein Vater, den er in dem gemüthvollen Gedicht „Min Jehann“ redend einführt, als Mühlenbesitzer lebt. Sein Drang nach Wissen und die großen Fähigkeiten, die ihn schon früh vor seinen Altersgenossen auszeichneten, erweckten in ihm den Wunsch zu studiren, der sich aber nicht ausführen ließ, weßhalb er sich begnügen mußte, sich auf dem Seminar zu Tondern die Bildung eines Schullehrers zu erwerben. Er erhielt die Stelle eines Mädchenschullehrers in Heide und benutzte die ihm übrig bleibende freie Zeit, um mit größtem Eifer und Fleiß, aber leider nicht ohne Nachtheil für seine leibliche Gesundheit seinem Durst nach Wissen und geistiger Vervollkommnung genug zu thun; er warf sich auf das Studium der Philosophie, der Mathematik und Naturwissenschaften und erlernte mehre Sprachen. Der Schotte Burns wurde, wie es scheint, sein Lieblingsdichter und zum Theil auch sein Vorbild, wenigstens insofern, als er von Burns lernte, sich unmittelbar an die innern Gemüths- und Empfindungszustände des Volks und besonders des Landvolks zu halten, aus dem er ja auch wie Burns hervorgegangen war. Auch hat Klaus Groth einige Burns'sche Gedichte, z. B. „Tam o' Shanter“ in seinem Heimathsdialekt nachgebildet, sich übrigens sonst sowohl in formeller Hinsicht wie in Bezug auf den Inhalt seiner Gedichte von jeder auffälligen Reminiscenz freigehalten. Im Jahre 1847 nahm er seine Entlassung, indem er den Entschluß faßte, sich für das höhere Schulfach vorzubereiten. Diesen Plan kreuzte jedoch eine Krankheit, die ihn infolge zu eifrigen Studirens überfiel und ihn nöthigte, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf Femern seinen Aufenthalt zu nehmen. Hier blieb er sechs Jahre und hier, ganz auf seine innere Gemüthswelt zurückgewiesen und stillen Naturbetrachtungen lebend, verfaßte er den größten Theil seiner Gedichte, die ihn in nähere Berührung mit dem Professor Müllenhoff brachten, welcher sofort das Phänomenartige in dem bescheidenen Dichter erkannte und es sich seitdem angelegen sein ließ, den verschiedenen Ausgaben der Groth'schen Gedichte seine Sorgfalt zu widmen. Keineswegs vollkommen wieder hergestellt, begab sich Groth im August 1853 nach Kiel, um hier den Quellen literarischer Bildung näher zu sein und zugleich die Seebäder von Düsternbrook zu brauchen, die auch ihrer wohlthätigen Wirkung auf seinen körperlichen Organismus nicht verfehlten. Nachdem Klaus Groth noch 1854 eine Sammlung hochdeutscher Gedichte, die nicht denselben Beifall fanden wie seine plattdeutschen, und ein Jahr später sein „Vertelln“ (Braunschweig 1855), die schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage erlebten, der Oeffentlichkeit übergeben, reiste der Dichter nach Hamburg, brach von hier zu einer größern Erholungsreise nach Süddeutschland und der Schweiz auf und weilte dann längere Zeit in Bonn, wo er eine ebenso freundliche Aufnahme und liebevolles Entgegenkommen fand wie früher in den Universitätskreisen von Kiel. Von Bonn aus wurde ihm auch, zur Anerkennung seiner Verdienste um die plattdeutsche Sprache, das Diplom eines Doctors der Philosophie verliehen. Gegenwärtig lebt Klaus Groth in Dresden, unter Anregungen von mancherlei Art, die geeignet scheinen, den Gesichtskreis seiner Anschauungen noch zu erweitern und sein poetisches Talent vielseitiger auszubilden.“

Feuilleton.

— * Eine Sammlung Novellen von **Feodor Wehl** ist unter dem Titel „Herzensgeschichten“ bei Wigand in Göttingen erschienen. — Charlotte Corday, die Mörderin Marats, ist wieder zur Heldin eines Trauerspiels gemacht worden, dessen Verfasser **F. Eichhorn** ist. — **Alfred von Reumont** hat einen fünften und sechsten Band seiner Beiträge zur italiänischen Geschichte herausgegeben.

— * Zwei neue Lieferungen der Shakspere-Ausgabe von **Nicolaus Delius** liegen vor, enthaltend die geschichtlichen Dramen Richard II. und Heinrich IV. (Theil 1.) Die Kölnische Zeitung berichtet über den Fortgang des Werkes: „In der Vorrede zu King Richard II. geben zahlreiche Auszüge aus Holinshed's History of England Gelegenheit zu interessanten Wahrnehmungen, wie Shakspere seine Quellen benutzt hat. Neben der durchgängig zu Grunde gelegten Chronik von Holinshed soll, nach einer Vermuthung von Ch. Knight, Shakspere auch ein episches Gedicht über die Civil Wars von Samuel Daniel in der Entlehnung einzelner Phrasen benutzt haben. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Werken ist nicht sehr auffallend, und da überdies der Theil des Daniel'schen Gedichts, welcher die Schicksale Richard's behandelt, im Jahre 1595 erschien, so bleibt wenigstens die Möglichkeit einer Priorität des Shakspere'schen Drama's bestehen. Daß dagegen die Shakspere'sche Truppe zehn Jahre nachher neben dem Shakspere'schen Richard II. noch ein anderes Drama desselben Titels von unbekanntem Verfasser aufgeführt hat, ergiebt sich aus dem Tagebuche eines Doctor Simon Forman. Auch Heinrich IV. ist nicht ganz ohne Vorgänger. Die Geschichte Heinrich's IV. und seines Sohnes Heinrich V. war schon lange, ehe Shakspere sie in den drei nach ihnen benannten Dramen behandelt hatte, auf die englische Bühne gebracht worden in einem Drama, betitelt: „The Famous Victories of Henry the Fifth.“ Wie wenig Shakspere freilich außer den bloßen Namen und Figuren aus diesem rohen und witzlosen dramatisirten Wuste entlehnen konnte, ersehen wir aus einer ausführlichen Probe, die der Herausgeber mittheilt. Von den in den Famous Victories aufgeführten Gesellen des Prinzen entspricht Sir John Oldcastle, auch Jockey genannt, dem Shakspere'schen Sir John Falstaff, wenn auch nicht in der von unserem Dichter zuerst geschaffenen Charakteristik, so doch wahrscheinlich in der Erscheinung auf der Bühne, was denn eine zu Shakspere's Zeit häufig wiederkehrende Verwechslung oder Identification beider Figuren beim Publikum zur Folge hatte.“

— * Eine Prager Buchhandlung erhielt kürzlich eine Sendung von einer Ausgabe des neuen Testaments in chinesischer Sprache, die in Hongkong gedruckt ist. Dasselbe ist auf dem feinsten, doppelt gelegten chinesischen Papier gedruckt, in einer eigenthümlichen chinesischen Weise gebunden. Das Interessanteste bei diesem Buche ist jedenfalls der Preis, der trotz des weiten Weges, den das Buch bis zu der Prager Buchhandlung nehmen muß, nicht ganz einen Gulden beträgt.

— * Der Landammann **E. Dorer-Egloff** im Canton Aargau in der Schweiz hat eine Schrift über **Lenz** verfaßt, welche einige bisher nicht bekannte Dichtungen und Aufsätze so wie auch Briefe des unglücklichen Dichters an Lavater, Sarasin und dessen Frau enthielt, Lenz und seine Darsteller (besonders Goethe) beurtheilt. Aus dem Archiv der Familie Sarasin in Basel wird folgender Neujahrswunsch von Goethe's Mutter für Lenz mitgetheilt:

> Ich wünsch' Euch Wein und Mädchenkuß
> Und Eurem Klepper Pegasus
> Die Krippe stets voll Futter.
> Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
> Sagt Doctor Martin Luther.

— * Der ausgezeichnete Historiker **von Sybel**, der seit Kurzem in München Professor ist, wurde von der dortigen Akademie einstimmig zum Mitgliede erwählt; ein erfreulicher Sieg über die Angriffe, denen er von Seiten der Ultramontanen ausgesetzt ist.

— * Von den bekannten Brüdern **Schlagintweit**, welche eine wissenschaftliche Reise in Asien machen und von **Alexander von Humboldt** beschützt werden, sind zwei nach Deutschland zurückgekehrt und haben sich in Marienbad dem Könige von Preußen vorgestellt; der dritte ist noch am Himalaya.

— * In Leipzig starb am 29. Juni der Domherr Professor **Großmann** im Alter von 72 Jahren an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn vor einem Vierteljahre getroffen hatte. Der Verstorbene hat sich als Präsident des Gustav-Adolfs-Vereins, dessen alljährliche Versammlungen er leitete, große Verdienste erworben. Christian Gottlob Lebrecht Großmann war der Sohn eines Predigers und geboren zu Prießnitz bei Camburg, studirte von 1802 bis 1807 in Jena. Er rettete in der wilden Zeit von 1806 mit dem französischen Kapitän Gordan die mit Feuer und Schwert bedrohte Einwohnerschaft seines Geburtsörtchens; zur Erinnerung daran predigte er in den folgenden Jahren am 16. October zu Prießnitz, wo er Adjunct des Vaters war. Von 1811 bis 1822 verwaltete er die Pfarre in Gröbitz bei Weißenfels und kam dann als Professor und Prediger an die berühmte Lehranstalt Schulpforta, bald darauf als Oberhofprediger nach Altenburg. 1829 wurde er in Leipzig der Nachfolger Tschirners als Superintendent und Pastor zu St. Thomas und erhielt eine theologische Professur an der Universität. Die Gründung der Gustav-Adolf-Stiftung erfolgte 1832.

— * Der Bildhauer **Karl Steinhäuser** in Rom hat kürzlich wieder ein schönes Marmorwerk vollendet, das in den Privatbesitz einer Bremer Familie übergegangen ist. Es ist eine Erinnerung an drei verstorbene Kinder, welche es darstellt. Der dänische Bildhauer **Kollberg** in Rom hat in seinem Atelier zwei Statuen in Gypsabguß aufgestellt, welche das lebhafte Interesse aller Kenner hervorrufen, da sie zu den vollendetsten Schöpfungen der Sculptur neuerer Zeit gehören. Man schreibt darüber den „Hamburger Nachrichten“: „Die eine stellt einen Faun dar, der im Genuß des Weines denselben aus einer Muschel in den Mund träufeln und den leeren Weinschlauch nachlässig aus der andern Hand zur Erde fallen läßt. Die naturgetreue Durchführung bis in die geringsten Detaillirungen, ohne dadurch den Massen Abbruch zu thun, ist so dem Leben abgelauscht, daß das Werk zur täuschenden, künstlerischen Wahrheit wird. Einzelne Theile der Figur, welche wir in der Werkstätte des Künstlers liegen sahen, machten auf uns den Eindruck, als ob sie der Zeit angehörten, in welcher der Barberinische Faun, bekanntlich der Glanzpunkt der Glyptothek in München, geschaffen wurde. Die andere Statue stellt einen im Gange begriffenen jugendlichen Hirten vor, eine kleine Ziege im linken Arm tragend; ein Bild, welches man oft, besonders im Frühjahre, in den Straßen Roms sieht. Auch diese Figur ist dem Faun an künstlerischer Schönheit gleich und in mancher Beziehung vielleicht noch schöner durchgeführt, wenn nicht der gemüthliche, dankbarere Gegenstand bestechenden Einfluß übt. Die zarten, jugendlichen Formen einer doch muskulösen Natur sind mit großer Vollendung in dieser Statue wiedergegeben; man sieht besonders nichts Gelecktes und Verschwommenes darin, wie bei manchen modernen Sculpturen. Ein Abguß des Fauns befindet sich schon in Kopenhagen, doch soll, wie es heißt, derselbe dort nicht den gebührenden Beifall errungen haben. Dasselbe soll mit einer großen Zeichnung von Kollberg, Entwurf zu einem Basrelief, den Einzug Christi in Jerusalem darstellend, der Fall sein, welche als zu deutsch componirt gefunden worden sein soll; obgleich in Hinsicht des natürlichen Gefühls und Ausdrucks der Composition und Zeichnung den Deutschen gegenwärtig wohl vor allen andern Nationen der Vorrang gebührt. Kollbergs Zeichnung, die wir auch sahen, erinnert sehr an den Reichthum und die Schönheit des großen Meisters Thorwaldsen und ist im gleichen Sinne gedacht, man sieht durchgehends das Streben ihm nahe zu kommen. Augenblicklich ist der Künstler mit einer Zeichnung zu einem Basrelief, die Kreuztragung Christi vorstellend, beschäftigt, welche eine große Fülle der Composition und Verschiedenheit der Charaktere entfaltet. Leider fehlen nur gegenwärtig hier in Rom Männer wie Mr. Hope und Lord Bristol, die einst Thorwaldsen die Bahn brachen.“

— * Die **Rachel**, kaum wieder nach Paris zurückgekehrt, ist neuerdings so bedenklich erkrankt, daß ihre Freunde sehr um sie besorgt sind; das Leiden nämlich, das sie seit Jahren quält, hat sich auf den Kehlkopf geworfen. Die bösen Leute sagen, es geschehe ihr ganz Recht, die Natur lasse sich nicht ungestraft mißhandeln. Ein Haupt-Manöver der Mlle. Rachel als Schauspielerin bestand in ihren übertriebenen Forte's und Piano's der Betonung; ihr jetziges Hauptübel, welches sie für die Bühne unmöglich macht, besteht jetzt darin, daß sie ihrer Stimme nicht mehr mächtig ist; will sie leise reden, so geräth die Stimme wider Mlle. Rachel's Willen häufig ins Schreiende, und will sie laut reden, so giebt die Kehle nur einen heiseren, matten Ton.

— * Der Kapellmeister des Stadttheaters und Dirigent der Privatconcerte in Bremen, **Eduard Sobolewski**, giebt vom Juli ab eine neue musikalische Zeitschrift heraus, welche betitelt ist: „Debatten über dramatische-, lyrische-, Kirchen-, Concert- und Kammermusik, in einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden herausgegeben.“ Das erste Heft der monatlich erscheinenden Debatten liegt vor und handelt besonders von der alten italiänischen Musik unter vielen Beziehungen auf die jetzige deutsche, namentlich auch auf die symphonischen Dichtungen von **Liszt**. Der Herausgeber leitet das Heft durch folgende Bemerkungen ein: „Wir befürchten nicht, daß die Kunst durch Forschen in ihr inneres Wesen an Reiz verlieren werde. Wie die Einbildungskraft des Astronomen trotz der nebelauflösenden Kraft seiner gewaltigen Fernröhre sich nur um so tiefer und ahnungsvoller in den Weltenraum versenkt; so werden die Untersuchungen, die wir im Gebiete der Musik anstellen, dieser Kunst, die so rein selbständig in ihrer Innigkeit und Ausdrucksweise die tiefsten Erhebungen des Herzens wie keine andere auszusprechen weiß, nur den Zauber ihrer Unbegrenztheit verstärken. Nein! besorgten wir, daß durch Entfaltung des wunderbaren Gewebes ihres Organismus die Phantasie gelähmt oder der Genuß an Kunstschöpfungen verkümmert werden könnte, so hätten wir am allerwenigsten es unternommen an den Gegenstand unserer höchsten irdischen Verehrung, der uns Liebe, Leben ist, das Secirmesser zu setzen. Wir hoffen im Gegentheil uns durch diese Kunstbesprechungen auf einen

Punkt zu erheben, auf welchem wir nicht bald durch diese, bald durch jene Bedenklichkeit in unserm Schaffen oder Genießen des Geschaffenen gestört werden können. Einige von uns gehören zur sogenannten alten Schule, andere zur neuen, doch keiner der Unsern ist der Ansicht des Professor Fétis, daß die Lehre vom Fortschritt, so gut und wahr sie auch für Wissenschaften und Industrie ist, mit den Künsten der Imagination und am allerwenigsten mit der Musik zu schaffen habe. Nach unserer Ansicht braucht die Musik nicht allein Imagination, sondern auch Wissenschaft, und erstere wird, wenn auch nicht durch die letztere hervorgerufen, doch durch dieselbe bedingt. Eben das Wissen ist's, was die Schwäche von Fétis Angriff entschuldigt, wie manchen andern rechtfertigt. Wir hoffen, daß uns diese Kunstbesprechungen alle zu einer Partei vereinigen werden, nämlich: das Schöne jeder Zeit und in jeder Form anzuerkennen."

— * **Dänemark und Deutschland.** Vor einiger Zeit hieß es bekanntlich, daß Dänemark in der holsteinischen Frage den Forderungen der deutschen Großmächte sich fügen wolle; eine Aussicht, die längst wieder geschwunden ist. Mit Rücksicht auf diese Angelegenheit geht den „Grenzboten", als deren verantwortlicher Redacteur neben den Herausgebern Freytag und Schmidt jetzt Moritz Busch genannt wird, der Verfasser der trefflichen „Schleswig-Holsteinischen Briefe", von der Schlei in Schleswig der folgende Brief zu: „Die Dänen wollen also nachgeben. Gewisse deutsche Zeitungen jubeln darüber wie über einen großen Sieg. Andre bleiben kühl, und wir Schleswiger schließen uns ihnen an, da, wenn mit der Zusage, den holsteinischen Ständen die von ihnen noch nicht berathenen Theile der Gesammtstaatsverfassung zur Begutachtung vorzulegen, überhaupt etwas erreicht wurde, dieses Etwas nicht viel mehr als die Gelegenheit zu einer Demonstration sein kann. Gesetzt aber auch den unwahrscheinlichen, fast unmöglichen Fall, der Gewinn wäre ein größerer, Holstein würde wirklich, frei und unabhängig von der im Gesammtstaat herrschenden Dänenmajorität, wirklich einmal ganz für Deutschland gewonnen: so lange nicht Schleswig in das alte Verhältniß zu Holstein zurück und aus dem neuern zu Dänemark heraustritt, ist die dänisch-deutsche Frage selbst dann noch nicht genügend beantwortet, wenn, was wenigstens möglich ist, die zunächst Betheiligten, die Holsteiner, ihren Frieden mit Dänemark machen. Wir lassen es dahingestellt, ob man 1849 in Deutschland nicht weise gehandelt hätte, sich mit den damals herrschenden Eiderdänen zu vertragen oder wenigstens auf eine Ausgleichung einzugehen, welche die deutschredende Südhälfte Schleswigs mit Holstein und Deutschland, die Nordhälfte mit Dänemark verband. Man hätte auf diese Weise ohne weiteres Blutgeld den Kieler Hafen, Rendsburg und die starke Position bei Idstedt bekommen. Man zog es vor, das volle Recht in Anspruch zu nehmen, und man ist dabei völlig leer ausgegangen. Konnte man damals der Klugheit den Rang vor dem Rechte lassen, und hat man vielleicht gefehlt, indem man dies nicht that, so hätte man, wenn jetzt die Gelegenheit wieder winkte, keine Wahl mehr. Durch den Ausgang, den damals die Sache nahm, ist es Ehrensache für Deutschland geworden, sobald günstige Sterne scheinen, auch Schleswig wieder in den Kreis der Verhandlung zu ziehen, und wenigstens die öffentliche Meinung und die Presse, die ihr Stimme verleiht, darf kein Arrangement, das Schleswig nicht ausdrücklich mit berücksichtigt und die damals adoptirten Grundsätze verwirklicht, als ein endgiltiges gutheißen, ohne an der Ehre der Nation zu freveln. Die Zeiten sind indeß nicht der Art, daß man hoffen dürfte, die Angelegenheit werde jetzt, werde auch nur in der nächsten Zukunft von diesem Gesichtspunkte aus geregelt werden. Wenn in der Frage, so lange sie als bloß holstein-lauenburgische auftrat, England, Frankreich und Rußland sich gleichgiltig, wenigstens zweifelhaft verhielten, so wird ihr Verhalten, sobald sie Schleswig mit einschließt, unzweifelhaft feindlich gegen die Ansprüche Deutschlands sein, und davor müssen die deutschen Großmächte zurücktreten. Ob dies, wenn sie vollkommen einig und zu energischem Handeln im großen Stil entschlossen wären, Sache der Nothwendigkeit sein würde, will ich dahingestellt sein lassen. Genug, daß eine gründliche Wiederherstellung der vormärzlichen Verhältnisse in den transalbingischen Herzogthümern gegenwärtig nicht in ihren Plan aufgenommen ist. Eine andere Frage ist, ob nicht wenigstens etwas für Schleswig geschehen könnte, ob es außer der Macht Deutschlands liegt, der deutschen Sprache und Art in diesem Herzogthum Schutz angedeihen zu lassen, der mit allen Mitteln versuchten, in der rücksichtslosesten Weise auftretenden Danisirung endlich Halt zu gebieten und so mindestens die geistige Grenze Deutschlands im Norden da unverrückbar festzustellen, wo sie wirklich ist. Ich überlasse auch diese Frage dem Leser zur Beantwortung und gebe einfach einige neue Thatsachen zur Beurtheilung der Zustände, welche in Folge der Ansicht der deutschen Kabinete, die Dänen hier gewähren lassen zu müssen, sich entwickelt haben. Man weiß, wie furchtbar namentlich die Verwüstung ist, die durch Octroyirung der dänischen Kirchen- und Schulsprache in den deutschredenden Gemeinden Schleswigs angerichtet worden ist. Diese Verwüstung schreitet unablässig weiter nach Süden und erstreckt sich jetzt schon auf Kirchspiele, welche selbst nach dänischen Sprachkarten nur die deutsche Sprache reden und verstehen. Das Volk wird gleichgiltig gegen die Kirche, und es wird weiter kommen und gleichgiltig auch gegen die Religion werden. Schon ist es dahin gediehen, daß man sich frivole Späße mit der erstern erlaubt. Warum nicht, gehen doch viele der neuen dänischen Pastoren darin voran. Ein Freund in Angeln schreibt mir: „Auf ein günstiges Resultat der Ministerkrisis haben wir hier durchaus nicht gerechnet. Wir wußten, daß alles beim Alten bleiben würde. Trotzdem verzweifelt selten jemand. Unsere Leute sind aus zähem Holze gemacht, und sie besitzen einen unverwüstlichen Humor. Bekanntlich wurden seit dem Kriege auch bei uns viele Geistliche abgesetzt, und das Land mit dänischen Pastoren überschwemmt. In einem Kirchdorfe Nordangelns, das zwei Prediger besaß, blieb der Hauptpastor als unschädlich auf seinem Posten, und nur sein College wurde durch einen seeländischen Kandidaten ersetzt. Der Deutsche und der Däne predigten von nun an abwechselnd, Sonntag um Sonntag. Der erste fand stets eine volle Kirche, während letzterer nur zwei beständige Zuhörer besaß, den Küster und seine Frau. Dies war eine Reihe von Wochen ruhig fortgegangen, als plötzlich die beiden Prediger über ihre Amtsausübung in Streit geriethen. Seit Jahren hatte am Neujahrstage immer der Hauptpastor gepredigt. Dieses Mal traf es sich, daß die Reihe an dem Dänen war. Die Gemeinde, in dem Glauben, es werde heute wie immer gehalten, war sehr vollzählig versammelt. Als der Hauptpastor auf die Kanzel gehen will, tritt ihm der Däne entgegen. Es entspinnt sich nun vor der Kanzel ein Wortgefecht. Der Compastor, in der Hoffnung, die ganze Gemeinde werde nun gezwungen werden, eine stundenlange dänische Predigt anzuhören, erklärt rund heraus, er werde von seinem Rechte keinen Fußtritt aufgeben, und schüchtert seinen Gegner, einen alten Mann, mit der Drohung ein, er werde über sein ganzes Benehmen nach Kopenhagen berichten. Die Gemeinde sieht dem Streite ruhig zu, als aber endlich der Däne die Stufen hinaufsteigt, erhebt sich eine alte Frau und ruft mit lauter Stimme ihrem Manne zu: „Du, Jörn, de Dän predigt; dat könnt wi nich verstahn, lat uns na Huus gahn!" Nach dieser Aufforderung erhebt sich nicht bloß Jörn, sondern die ganze Gemeinde, und von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, verlassen selbst der Küster und seine Frau die Kirche. — In einem andern Dorfe bei Bredstedt ist es Sitte, daß beim jährlichen Vogelschießen der Hut des Schützenkönigs von den jungen Mädchen mit Bändern geschmückt wird. Beim vorletzten Feste traf es sich, daß nur blaue, weiße und rothe Bänder dargereicht wurden, und also die schleswig-holsteinischen Farben auf dem Haupte des Königs prangten. Erzürnt über diese Demonstration, fordert der Hardesvogt die Väter der Mädchen vor Gericht und verurtheilt sie, entweder so und so viel Thaler zu zahlen, oder ihre Töchter ins Gefängniß abzuliefern. Die Bauern erklären einstimmig, das letztere thun zu wollen. Die Mädchen gehen vergnügt ins Gefängniß, und als der Tag ihrer Entlassung erscheint, wird die gesammte Jugend der Umgegend aufgeboten, die Häuser werden geschmückt, und auf vierspännigen Wagen, im Triumphe und unter Sang und Klang werden die Deerns nach Hause geleitet." — Nicht viele verstehen es, der Sache eine so heitere Seite abzugewinnen. Der Grimm und Haß nimmt mit der Bedrückung täglich zu, und wenn man sieht, wie die Eltern den Kindern nach der Confirmation an den Kirchthüren das feierliche Versprechen abnehmen, nie wieder ein Wort dänisch zu sprechen, wenn man hört, wie der Vater zum Sohne, der den Fahneneid leisten will, ermuthigend sagt: „Een twungen Eed deit Gott leed, du brukst em nich to holen", — dann ahnt man, daß es unter der Asche glimmt, auch wenn man keine Flamme sieht. — Der Glaube an sein gutes Recht und eine bessere Zukunft ist nur wenigen ganz verloren gegangen. Dieser Glaube ließ während des Kriegs die größten Opfer gering erscheinen und ist jetzt der Sporn zu immer neuem, kräftigen Widerstande. Die Opposition in der Ständeversammlung besteht fast ganz aus Bauern. Die Hauptredner der vorigen Session, Rathmann Thomsen und Hansen von Grumbye sind nur einfache Landleute, aber Männer, die Herz und Kopf auf der rechten Stelle haben. Sie sind von Jugend auf bemüht gewesen, sich über die geschichtlichen und natürlichen Rechte ihres Landes zu unterrichten, haben immer mit eigenen gesunden Augen und Ohren beobachtet und sind daher jetzt jeden Augenblick kampfbereit, wenn es sich darum handelt, dem Lande ungerechte Steuern zu ersparen, oder es gegen neue Uebergriffe der Dänen nach Kräften in Schutz zu nehmen. Und sie finden Unterstützung im Volke. Bekanntlich verweigerten die letzten schleswigschen Stände die Repartition gewisser, ungerechter Steuern. Die Regierung repartirte trotzdem, der Landvogt in S. aber glaubte, jetzt sei der Augenblick gekommen, sich den Kammerjunkertitel oder einen Orden zu verdienen. Er berief sämmtliche Gevollmächtigte und die reichsten Bauern seines Districts und setzte ihnen auseinander, daß eine solche Steuerverweigerung als offenbare Rebellion betrachtet werden müsse, und daß es Pflicht des Volkes sei, aufs entschiedenste diese Handlung seiner Vertreter zu mißbilligen. Wie sie wüßten, habe auch der Abgeordnete ihres Districts mit der Majorität gestimmt. Er fordere sie deßhalb auf, eine Eingabe an das Ministerium zu unterzeichnen, worin dessen Handlungsweise bitter getadelt werde. Thäten sie das nicht, so wolle er alles thun, was in seinen Kräften stehe, um der Landschaft zu schaden, so wolle er verhindern, daß die Landschaft die 3 oder 400 Thaler erhalte, die sie von der Regierung zu fordern habe, und die bereits zur Auszahlung bereit lägen! — Die Bauern waren überzeugt, daß der Landvogt seine Drohungen ausführen werde, und es war für sie, die durch den Krieg und seine Folgen ungemein gelitten hatten, keine Kleinigkeit, die dänische Regierung von neuem zu reizen. Aber der alte schleswig-holsteinische Stolz war stärker als alle Rücksicht aufs Gemeindewohl. Sie erklärten dem ordenslustigen Landvogt, auf seine Petition könne in keiner Weise eingegangen werden."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 28. Bremen, 12. Juli. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Goethe und die Iphigenie.

Der erste Band der Biographie Goethe's von Lewes in der Uebersetzung von Dr. Julius Frese ist von der deutschen Kritik und vom Publikum mit seltener Theilnahme aufgenommen worden. Der zweite Band ist jetzt im Druck begriffen; da der Herr Uebersetzer uns die Aushängebogen freundlich mitgetheilt hat, so wollen wir diese zweite Abtheilung des Werkes in ähnlicher Weise wie die erste uns näher ansehen. Sie umfaßt die letzten fünfzig Jahre des Goethe'schen Lebens, 1779—1832. Der gewaltige Stoff ist in drei Büchern verarbeitet, von denen das erste den Krystallisationsproceß des Dichters zu Manneskklarheit und Mannesfestigkeit schildert, das zweite die Freundschaft und gemeinsame Thätigkeit mit Schiller darstellt, das dritte unter der Ueberschrift „Sonnenuntergang“ in gedrängten Umrissen die Geschichte der Jahre erzählt, in denen Goethe alle Weiten universeller Bildung durchmaß, während er die Tiefen der Menschheit nur noch selten berührte. Die beiden Eigenschaften, welche seinen ersten Band auszeichnen — energische Beherrschung des Stoffes und lebensvolle Darstellung — bewährt Lewes auch in diesem zweiten Bande. Niemals läßt er den äußern Verlauf der Lebensgeschichte den innern Gehalt und den Geist des Lebens überwuchern; mit tactvollem Verständniß für die Unterscheidung des Unwichtigen und des Wesentlichen weiß er seinen Stoff klar und frei zu gruppiren und auf die bedeutendsten Gruppen immer auch das hellste Licht zu leiten. Diese Kunst der Biographie (wie der Historiographie) ist einer der Vorzüge des Lewes'schen Werkes, die ihm bei manchen Schwächen und Mängeln eine dauernde Popularität auch in Deutschland sichern.

Von den Hauptabschnitten des zweiten Bandes seien, unter bloßer Andeutung derer, welche selbstverständlich den bedeutendsten Werken (Iphigenie, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea) gewidmet sind, einige besonders eigenthümliche hervorgehoben: Christiane Vulpius, Goethe als Naturforscher, Goethe als Theaterdirector, Bettina und Napoleon, Politik und Religion. — Von der uns gewordenen Erlaubniß Gebrauch machend, theilen wir zunächst den diesen Band eröffnenden Abschnitt über die Iphigenie mit, welcher vor allen seines Gegenstandes wegen jeden Gebildeten besonders interessirt.

„Die Entwicklung des Charakters, wie er in langsamer Wandlung aus der Regellosigkeit der Jugend zur klaren Stetigkeit des Mannesalters übergeht, läßt sich dem wachsenden Glanz der Morgenröthe vergleichen, die zuerst allmälig und dann in schweigender Schnelle die Finsterniß der Nacht zurückscheucht und endlich mit einem Flutbstrom von Licht den Himmel ruhig in Besitz nimmt. Mit solchem Bilde sei es gestattet, den Anbruch einer neuen Epoche in Goethe's Leben zu bezeichnen. Er tritt nun in eine Zeit, wo die Ausschreitungen einer erregbaren Natur immer mehr in dem Kreise der Regel sich halten, wo Ziele, unbestimmt bisher, klar werden, wo in den Tiefen seines Geistes vieles, das noch flüssig war, durch den Ernst, der dem Leben eine feste Richtung setzt, sich crystallisirt. Alle genialen Männer machen diesen Crystallisationsproceß durch; ihre Jugendzeit wird von dem Gewirr der Irrthümer und Leidenschaften getrübt, aber wenn sie diese Irrthümer überleben, so werden sie ihnen zu Gewinn. Wie die Abhänge großer Bergesrücken von Spalten zerklüftet sind, die geschmolzene Felsmassen füllen, und wie diese Spalten, nachdem die Lava sich abgekühlt hat, den Dienst colossaler Pfeiler leisten, welche die Gebirgsmassen stützen, so wirken bei genialen Männern die Leidenschaften: erst zerklüften, dann festigen sie das Leben. Der Diamant, wie man weiß, kann nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden: ist das nicht ein rechtes Bild für die Wahrheit, daß das Genie nur durch seine eigenen Abfälle wahrhaft belehrt werden kann?

„Geniale Menschen, sagt Friedrich von Müller, schweifen leicht über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus; im Gefühl, Außerordentliches leisten zu können, verschmähen sie oftmals die eng gezogene Schranke bürgerlicher Ordnung und, einer einseitigen Richtung aufs Ideelle hingegeben, das Studium der wirklichen Welt und ihrer Anforderungen. In Goethe dagegen finden wir von früh an zwei oft sich widerstrebende Eigenschaften innig verschwistert: eine überschwänglich produktive Phantasie und einen kindlich reinen Natursinn, dem überall ein Lebendiges begegnet und der überall thätig ins Leben einzugreifen strebt. Diese unvertilgbare Liebe zur Natur und zum praktischen Wirken schlingt sich das ganze Gewebe seines Lebens hindurch, sie schärft sein Auge für jede äußere Erscheinung, leitet die oft unruhige Thätigkeit seines Geistes zum Realen hin, wird ihm zum Gegengewicht und Heilmittel der Leidenschaften und bewahrt ihn, wie ein schützender Genius, mitten unter gefahrvollen Abwegen vor Verwirrung, mitten unter Abenteuern vor abenteuerlicher Richtung.“

Goethe trat jetzt (1779) in sein dreißigstes Jahr. Sein Leben erhob sich nun aus den träumerischen Nebeln, die es bisher umhüllten; an die Stelle jugendlicher Zerfahrenheit trat der feierliche Mannesernst und gipfelte sein Dasein zu imposanter Einheit. Er faßte den Entschluß,

> sich vom Halben zu entwöhnen,
> und im Ganzen, Guten, Schönen,
> resolut zu leben.

Die Ursache dieser Aenderung wird gewöhnlich in seinem Aufenthalte in Italien gesucht, aber der wahre Grund lag in der nothwendigen Entwicklung seines Geistes. Daß er diesen Fortschritt lange vor seiner italiänischen Reise gemacht hatte, das zu beweisen genügt die oberflächlichste Bekanntschaft mit der Zeit, die uns jetzt beschäftigt. Eine Stelle aus seinem Tagebuch, die ungefähr dies Datum trägt, ist dafür besonders bezeichnend. „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen, und alle alte Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheim-

nissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 October, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen.«

Diese Worte haben etwas wahrhaft Feierliches. Denselben Gedanken sprach er damals in einem Briefe an Lavater aus: »Die Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf auch nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.«

Für seinen damaligen Fortschritt kann kein besserer Zeuge angeführt werden als die Iphigenie auf Tauris, die er zu der Zeit schrieb. Diese wundervolle Dichtung war, seltsam genug, ursprünglich in Prosa geschrieben, und erst in Italien setzte sie der Dichter in Verse um. Prosa war damals die Mode des Tages. Götz, Egmont, Tasso und Iphigenie nicht weniger als Schiller's Räuber, Fiesco und Kabale und Liebe waren in Prosa geschrieben, und als Iphigenie in poetischer Form erschien, waren die Freunde in Weimar höchlich unzufrieden; sie gaben der Prosa den Vorzug — ein Geschmack, der uns so seltsam scheinen muß, als wenn sie einen Schwan am Ufer mehr bewunderten als getragen von der Wasserbrust eines Sees.

Diese Prosawuth gehörte so mit zu der Leidenschaft für die Rückkehr zur Natur. Verse erklärte man für unnatürlich, da sie doch, in Wahrheit, nicht unnatürlicher sind als Gesang. Wie der Gesang zur Rede, so steht die Poesie zur Prosa; er ist der Ausdruck für eine andere geistige Stimmung als die Rede. Leidenschaftliche Prosa kommt an die Poesie mit dem rhythmischen Triebe ihrer Bewegungen nahe heran, wie leidenschaftliche Rede mit ihrem wechselnden Falle auch dem Takte der Musik sich nähert. Die Araber geben in heftiger Erregung ihrer Sprache ein erkennbares Metrum, und sprechen Poesie, wie Mr. Jourdain Prosa sprach. Aber niemals ist Prosa Poesie, oder doch höchstens für einen Augenblick; und eben so wenig ist Rede Gesang. Das lernte auch Schiller einsehen; als er am Wallenstein arbeitete, schrieb er an Goethe (24. November 1797): »Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden.«

Daß auch Goethe eine Zeit lang der Täuschung anheimfallen konnte, Prosa sei natürlicher als gebundene Rede, ist um so überraschender, da seine Gedanken von selbst melodisch flossen. Seine Seele war Gesang. Die Fähigkeit, melodisch zu singen, behielt er bis ans Ende, als schon seine Prosa in Schwäche entartet war. Auch diese Iphigenie in Prosa ist mit Versen förmlich gesättigt. Er wollte in Prosa schreiben, aber seine Gedanken nahmen unwillkürlich die poetische Form an. Eine Vergleichung der prosaischen mit der poetischen Bearbeitung ist von großem Interesse. Man sieht da nicht nur, wie häufig in jener schon die Verse sind, sondern auch, wie wenige Aenderungen nöthig waren, um das prosaische Drama in ein Gedicht umzuschaffen. Es sind eben nur die kleinen Züge, welche die Poesie über die Prosa erheben. So, um ein Beispiel anzuführen; hieß es in der prosaischen Bearbeitung: »unnütz sein ist todt sein«; jetzt ist daraus der Vers geworden:

»Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.«

An einer andern Stelle, in der Rede des Orest (Act 2., Sc. 1.) ist eine schöne und schreckliche Hindeutung auf Klytämnestra:

— »Besser (zu sterben) hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder stellt.«

In der prosaischen Bearbeitung ist die Andeutung nicht klar; Orest spricht da nur von den »Netzen des Meuchelmörders.«

Die Aenderungen in der Form treffen nicht das Wesen dieses Drama's; wir müssen es daher als ein Werk der Zeit ansehen, die uns jetzt beschäftigt, und gehen sofort darauf ein, es näher zu betrachten.

Es ist sehr charakteristisch für Schlegel, daß er die Iphigenie ein »Echo griechischen Gesanges« nannte; er liebte solche rhetorische Zierlichkeiten. Daß aber Deutschland, ein Land von Gelehrten, diese Wendung so einstimmig wiederholte und ohne alles Arg nicht anstand, Iphigenie das schönste moderne griechische Trauerspiel zu nennen, ist wirklich überraschend; nur bedenke man, welche Unzahl von schlimmsten Irrthümern über das griechische Drama herkömmlich und verbreitet sind. Eine lange Zeit galten die drei Einheiten als wesentlich für das griechische Drama, und doch lag die Thatsache vor, daß in mehren Stücken die Einheit der Zeit offenbar vernachlässigt ist, und in zweien oder dreien die Einheit des Orts ebenfalls. Dann wieder hielt man die Vermischung des Komischen und Tragischen in demselben Stück für unzulässig, und doch ist die Thatsache handgreiflich, daß Aeschylus und Euripides diese Vermischung angewandt haben. Dann tauchte die Absurdität auf, das Schicksal sei der Angelpunkt der griechischen Tragödie, und doch ist es wiederum eine Thatsache, daß in der Mehrzahl der griechischen Trauerspiele die Schicksalsidee nur so weit Platz hat, als ihr die religiösen Anschauungen der Dichter nothwendig geben mußten, grade so wie den tragischen Auffassungen christlicher Dichter nothwendig christliche Anschauung zu Grunde liegt.

Kunstkritiker charakterisiren die Iphigenie gewöhnlich mit einer Wendung, die grade hinreicht, ihre Kritik zu verurtheilen. Iphigenie, heißt es, habe »die ganze Ruhe der griechischen Tragödie.« Man überlege nur — Ruhe in einer Tragödie! Das wäre wie Friedensstille in dem furchtbaren Aufschwellen vulkanischer Leidenschaften. Wie Aristoteles lehrt, wirkt die Tragödie durch Schrecken und Mitleid, indem sie in unserm Herzen Mitgefühl mit dem Leiden erweckt, und nun zu meinen, dies geschehe durch die »nachdenkliche Ruhe, die jeder Vers athmet«, heißt doch nicht weniger als meinen, ein Kriegslied feure das Blut der Kämpfer am heißesten an, wenn es den Ton eines Wiegenliedes annehme.

Unsere Begriffe von griechischer Kunst haben sich unvermerkt nach der griechischen Seulptur gebildet; daher vielleicht dies Gerede von Ruhe. Aber das Studium des griechischen Drama's hätte vor solchem Irrthum bewahren und zwischen der Ruhe der Entwicklung und der Ruhe des Lebens unterscheiden lehren sollen. Die leidenschaftlose Einfachheit der scenischen Darstellung bei den Griechen beruhte auf scenischer Nothwendigkeit, aber wir nennen einen Vulkan

doch nicht kalt, weil auf seinem Gipfel Schnee liegt. Wäre das griechische Drama auf Bühnen wie die des modernen Europa aufgeführt und von Schauspielern ohne Kothurn und Maske dargestellt worden, so würden die leidenschaftlichen Strömungen sich aus der Tiefe an die Oberfläche gehoben und entsprechend bewegte Formen hervorgerufen haben. Aber es lagen in seiner Natur Gründe, die das verhinderten. Im griechischen Drama war alles von einem colossalen Maße, wie es den Bedürfnissen eines Theaterpublikums von vielen Tausenden entsprach; die Massenwirkung überwog die Rücksicht auf das Detail; so nahm das Drama mit Nothwendigkeit etwas von den Formen der Sculptur, von ihrer stattlichen Gruppirung an, und die Rücksicht auf die scenische Wirkung bedingte einen eigenen Bau, bei dem die Harmonie der Theile mit dem Ganzen maßgebend war. Langsamkeit der Bewegung wurde Gesetz, weil bei raschem Gange die Wirkung gefehlt hätte. Wer das bezweifelt, der stelle sich auf Stelzen, spreche durch ein Sprachrohr und versuche sich so am Shakspere; dann wird er eine annähernde Vorstellung von den Hindernissen erhalten, welche die griechische Bühne ihren Spielern auferlegte; auf hohem Kothurn, um ihre Person größer erscheinen zu lassen, und durch eine klangverstärkende Maske redend, die einen einzigen festen Ausdruck hatte, konnten sie nicht spielen, wie wir jetzt das Wort verstehen, sondern nur recitiren, vermochten sie nicht den Wechsel der Leidenschaften auszudrücken, und so sah sich auch der Dichter von vorn herein gezwungen, die Leidenschaft nur in großen, festen Massen zur Darstellung zu bringen. Das sind die Gründe, weßhalb der Gang des griechischen Drama's mit Nothwendigkeit langsam und einfach war.

Dringen wir aber durch die scenischen Nothwendigkeiten hindurch und beachten wir nur das dramatische Leben, welches in den griechischen Tragödien pulsirt, was für eine Art Ruhe finden wir da? Ruhe ist ein relativer Begriff. Polyphem, der Felsblöcke schleudert wie Schulknaben mit Kirschkernen spielen, würde gewiß zu unserm Straßenlärm lachen, wie wir zu dem Gesumme von Fliegen, und Moloch, wenn er die unermeßliche Oede in leidenschaftlicher Reue über seinen Fall durchheult, würde uns Menschen um unsere wildeste Verzweiflung beneiden, die für ihn Ruhe wäre. Aber mit menschlichem Maß gemessen — wo ist der, dessen Weh „so voll Emphase tönt", daß er sagen dürfe, im Oedipus, im Agamemnon, im Ajax schlage der Puls der Leidenschaft ruhig? Die Labdakidensage ist eins der düstersten Gewebe, das die Parzen je gewebt.

Die Gegenstände, welche die griechischen Tragiker zu ihren Stücken gewählt, sind fast ohne Ausnahme solche, bei denen die tiefsten und dunkelsten Leidenschaften wirken: im Agamemnon Wahnsinn, Ehebruch und Mord, in den Choephoren Rache, Mord und Muttermord, im Oedipus Blutschande, in der Medea Eifersucht und Kindermord, im Hippolyt blutschänderischer Ehebruch, im Ajax Wahnsinn, und so durch die ganze Reihe hindurch. Und diese Leidenschaften wallen in steter Strömung, und erst mit dem Schlusse des Stücks endet auch der Wechsel von Schrecken und Mitleid. Mit andern Worten: trotz der Langsamkeit der Bewegung ist das griechische Drama grade durch den Mangel der Ruhe ausgezeichnet, die ihm eigenthümlich sein soll.

Damit berühren wir den ersten tiefgehenden Unterschied zwischen Goethe und den griechischen Dramatikern. Die Ruhe, die durch äußere Umstände den Griechen aufgedrungen wurde, die für sie eines ihrer Hindernisse war, wie die Härte des Marmors den Bildhauer hemmt, die hat Goethe angenommen, ohne daß äußere Bedingungen ihn nöthigten, und die Ruhe, welche die griechischen Dramatiker nur an der Oberfläche bewahrten, hat Goethe in das innerste Leben seiner Dichtung eindringen lassen. In dem, was nebensächlich, was ein Bedürfniß der Zeit war, hat Goethe die Griechen nachgeahmt, im Wesentlichen, Charakteristischen nicht.

Goethe's Iphigenie müssen wir also aufhören mit griechischem Maße zu messen. Deutsch ist das Stück. Tiefe sittliche und Seelenkämpfe treten darin an die Stelle der leidenschaftlichen Kämpfe in den alten Mythen. Es ist nicht griechisch, weder an Gedanken, noch Empfindungen. Deutsch ist es, und in das mythische Skythien trägt es das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts so gut und mit gleicher Berechtigung hinüber wie Racine den Hof von Versailles in das Lager von Aulis versetzt hat *). Worin die Iphigenie der griechischen Tragödie gleicht, ist nur zweierlei: einmal der langsame Fortschritt und die Einfachheit der Handlung, wodurch auch der Dialog eine entsprechende Ruhe erhält, und dann die Sättigung mit mythischem Stoff. Alles Uebrige ist durchaus deutsch. Schiller, der Dramatiker, erkannte das klar genug. Nachdem er (1802) die Iphigenie zum Behuf der Aufführung aufs neue mit Aufmerksamkeit gelesen, schreibt er an Körner: „Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem echten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich auch mir so bewährt." Das klingt etwas anders als Herder's Behauptung, das Stück sei so hoch über Euripides, wie Sophokles über Euripides.

Schiller fügt indeß hinzu, das Stück werde „durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, welche ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." Das heißt die rechte Saite anschlagen. Ein Drama ist es nicht, aber ein wunderbares dramatisches Gedicht. Der große und feierliche Fortgang seiner Entwicklung entspricht den ebenso umfassenden wie einfachen Gedanken, die es darlegt. Seine Ruhe ist Majestät. In der spiegelhellen Klarheit der Sprache erscheint die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, die das Gedicht durchtönt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem heiligen Tempel. Und über allen Zauber im Einzelnen geht der eine große Zauber, der sonst griechischen Statuen vor allen andern Schöpfungen von Menschenwitz und Menschenkunst eigenthümlich angehört — die vollendete Einheit im Eindruck des Ganzen; da scheint nichts gemacht, sondern alles natürlich zu werden, da ist nichts überflüssig, sondern alles steht in organischer Zusammengehörigkeit, nichts ist zu besonderer Wirkung da, sondern das Ganze ist Wirkung. Das Gedicht nimmt uns die Seele ein, aber so schön die einzelnen Stellen sind, in unserer Bewunderung denken wir selten an Einzelnheiten, wir denken an das zauberische Ganze."

* Zur Erinnerung an Rahel.

Rahel und ihre Zeit, von Eduard Schmidt-Weißenfels. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1857.

Eine edle weibliche Persönlichkeit, die von großem Einfluß auf ihre Zeit war, wird in diesem Buche der Lesewelt vorgeführt, umgeben von Personen, die ebenfalls mächtig auf jene Zeit einwirkten. Varnhagen von Ense, Rahels Gatte, sagt von ihr: „Sie vereinigte in sich Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune."

*) Dieses Vergreifen in den Lokalfarben, wegen dessen man den Racine mit mehr Gelehrsamkeit als Scharfsinn verspottet hat, ist nicht nur durch die Forderungen der Kunst selbst geboten, sondern die Griechen auch haben diesen Irrthum, wenn es ein Irrthum ist, begangen. Euripides hat sich in seiner Iphigenie so grobe Anachronismen zu Schulden kommen lassen, wie nur je dem Racine vorgeworfen sind; und mit Recht hat er das gethan: er schrieb für die Mitwelt, nicht für die Vorwelt.

Rahel war, so lange sie lebte, ein Centralpunkt des schöngeistigen Lebens in Berlin, und nach ihrem Tode hat sie, durch die von ihrem Gemahl herausgegebenen Schriften, eine europäische Berühmtheit erlangt. Ohne Reichthum und Schönheit zu besitzen, Jüdin von Geburt, versammelte sie noch als Rahel Levin einen Kreis der vornehmsten und geistreichsten Männer und Frauen um sich, ohne sie mit materiellem Luxus zu bewirthen. Bei einer einfachen Tasse Thee wurden die neuern Erzeugnisse der Literatur und die Tagesbegebenheiten besprochen. Rahel wurde die Schöpferin einer gesprochenen Literatur, die damals die Hauptunterhaltung der Aristokratie bildete. Durch sie entwickelte sich zuerst der Kultus der Frau von Geist, doch war sie niemals Schriftstellerin, aber sie setzte ihren Stolz darin, ungedruckt eine der größesten zu sein. Die 1830 erschienenen »Denkblätter einer Berlinerin« sind die einzige gedruckte Schrift von ihr. In ihren letzten Lebensjahren war sie sehr kränklich; ein Freund ihres Gemahls bat diesen um Beiträge zu seinem Journal, und Varnhagen gab mit Rahels Bewilligung eine Masse von Sprüchen, Aphorismen, Axiomen und Stellen aus ihren Briefen heraus, die ein schönes Bild des Innern der leidenden Frau geben, das still denkenden Geistern und gefühlvollen Herzen Trost und Erquickung reicht. Rahel schrieb an Gentz 1830 bei Uebersendung dieser Schrift: »Auf diesen Blättern steht bei weitem nicht das Meiste von dem, was ich litt und dachte. Alles ist aus meinen Lebensjahren genommen; es sind für mich destillirte Essenzen meist aus meinen Lebensschmerzen; interessant auch für einen, der mich nicht kennt, wenn er nur mit einem höhern Verständniß begabt ist.«

Rahel verehrte Goethe über Alles, sie vergötterte ihn, und ihrer Vermittelung gelang es, diesen Dichter zum Bildner der norddeutschen Jugend zu machen, die seine Schriften und Grundsätze fast ausschließlich in sich aufnahm. Rahel selbst hatte in ihrer innersten Natur weit weniger Sympathie mit Goethe, als sie glaubte. Ihr ernster Geist neigte sich vielmehr dem mystisch-frommen, streng tugendhaften Philosophen Saint Martin und dem hoch poetischen, philosophisch religiösen Angelus Silesius zu, die sie in spätern Jahren ernstlich studirte. Ihr treffliches Herz, ihr grades, offenes, immer herzliche Theilnahme aussprechendes Wesen gewann ihr noch mehr Freunde als ihr Geist, und die Gebildeten wurden vorzüglich von dem treffenden Scharfsinn und der Gerechtigkeit ihrer Urtheile über Persönlichkeiten angezogen, worin sie mit dem Franzosen la Bruyère in seinen „Caractères" wetteifern konnte. So sagte sie über den Grafen Tilly, einen geistreichen schönen Emigranten, der in Berlin den Don Juan spielte, und dessen spätere Memoiren ein Stück Lauzun und Casanova bilden. »Der ist komisch und schlecht, denn er hat Reue und ist unsicher über sich. Sein Leben war halb lächerlich, halb schrecklich anzusehen; er empfindet gewiß eine innerliche Angst und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenblicklichen Ruhe gebracht; ein schwankender Zustand, wozu auch Geburt, Schönheit und Geistesgaben mitwirkten und alte verderbte Erziehung, die sonst häufiger mit großen Vorstellungen und Achtung der Religion und Sitte zusammenhing. Er war ein Exemplar ehemaliger verkehrter Franzosensitte und Erziehung, genoß alle ihre Vortheile und erlag ihren tiefen Fehlern.« Rahel gab in dieser Schilderung ein Bild der meisten Emigranten, Zöglinge der Regentenzeit und Voltaire's.

Ueber Frau von Stael-Holstein, die so viel Aehnlichkeit mit Rahel hatte, erscheint indessen ihr Urtheil nicht gerecht; sie sagt: »Es fehlt ihr eine stille ruhige Seelenatmosphäre, um gut zu schreiben.« Rahel war, trotz ihres philosophischen Geistes, eine große Anhängerin der romantischen Schule und liebte und pflegte diese in Heinrich Heine; über Victor Hugo's Notre Dame schrieb sie 1831. »Alle, welche mit ihrem Urtheil frei einem Buche gegenüber stehen, werden den Roman Notre Dame und seinen Autor lieben.« — Im Jahr 1823 schrieb sie über das Werk des damals noch sehr jungen Thiers: »Das Buch über die Pyrenäen und das mittägliche Frankreich ist ganz vortrefflich. Es ist unglaublich, daß dies ein so junger Mann und ein Franzose geschrieben hat, gleich einem Pulsfühlen thut es kund, wie weit diese Nation fortgeschritten ist. Wenn das Rousseau von seinen Landsleuten erlebt hätte. Lauter Thatsachen, voller gesunder Ansichten über das spanische Grenzland. Der Artikel Marseille ist vortrefflich, man erhält dadurch die größten Aufschlüsse. Thiers wird ein großer Staatsmann werden. Er sieht, was da ist, und mit der Sache ihren Grund zugleich; ein Dichter ist er im Ausdruck; er weiß, was er gesehen hat, nachzubilden im unendlichen Gebrauch seiner Sprache.« — Nach Rahels Tod erfüllte sich diese Prophezeiung.

Rahel verband scharfe Klarheit und tiefe Weisheit mit Naivetät des Glaubens, philosophische Gedanken mit rührender Einfalt. Darum ließ auch Varnhagen unter ihr Porträt den Ausspruch von Angelus Silesius setzen:

Die Einfalt acht' ich hoch, der Gott hat Witz beschert,
Die den nicht hat, ist nicht des Namens werth.

In einem Brief an den Grafen Custine über das Gebet sagt sie: »Ich muß sagen, daß ich es nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzustande mit Geflissenheit der Willkür stimmen kann. Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das Eine bleibt meines Bedünkens auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen. Am allerwenigsten das Gebet, dieses Ausströmen der Seele! Ein Gedanke an Gott ist Beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind Beten. Wenn wir erliegen in Entzücken oder Angst, dann strömt das Gebet. Ein anderes als das uns aufgegebene Dasein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte schweigen, uns aufzuschwingen ohne irdische Bedingung.«

Der Verfasser des Buches über Rahel sagt unter Anderm: »Der Weltschmerz, den Lord Byron zur Erkenntniß brachte, und dem Heinrich Heine eine nationale Färbung verlieh, ist das Resultat der abgebröckelten Religiosität, für deren innige Erinnerung sich nur wenige Geister fanden. Die Jugend wurde aller Dinge überdrüssig und fand keinen Reiz in der Welt mehr. Sie kannte die Menschen nicht und hatte keine Erfahrung, aber aus Büchern hatte sie das Alles gelernt. Sie gebehrdete sich wie Unglückliche, die aller Illusionen beraubt, aller Hoffnung bar sich in die Einsamkeit flüchten. Mit allem ihren Weltschmerz hatte sie keine Gefühle, aber die Leidenschaften eines reifern Alters. Der wahre erhebende Gottesglaube fehlte der Jugend, und deßhalb brach auch das Glockenspiel ihrer Gefühle zusammen. Die wahre Religion, nicht allein die gelehrte, muß das Herz beleben, will es nicht ohne Halt und Poesie sein und in jenen traurigen Zustand gerathen, der die Jahreszeiten durcheinander wirft und den Winter mitten in einen Frühling ohne frische Blumen setzt.« — Folgende Aufstellungen des Verfassers werden wohl wegen ihrer Ueberschwänglichkeit nicht allgemeine Zustimmung finden: »Die Zeit Rahels ist eine der größten der Menschheit. An ihrer Schwelle steht Rousseau, das ist die französische Revolution und die Geburt der neuen Zeit; an ihrem Ende steht Saint Simon, der Rousseau erklärte, die neue Zeit gewissermaßen confirmirte, und die Julirevolution als der faktische Sieg der Intelligenz. Vergessen wir denn nicht, welchen Dank wir jener so abgegrenzten Zeit schulden, welche Pflichten wir geerbt haben, und welche Thaten nach so glänzendem Vorspiel und so tausendfältigen Anregungen die Menschheit und die Nachwelt von uns verlangen.«

Darin wird jedoch der Unbefangene mit dem Verfasser übereinstimmen, daß Rahel der Gesellschaft in Berlin Geist und Herz einhauchte. Es war damals ein Mittelpunkt geistiger Kräfte, mäßig, arbeitsam, dem Luxus fremd. Ein geringes Einkommen reichte hin um angenehm in geistigen Genüssen zu leben. Jetzt ist es eine Weltstadt geworden, voll von Eleganz und Reichthum, wetteifernd mit Paris an Aufwand und Pracht, aber Geist und Herz sind nicht in demselben Maße vertreten. An äußerer religiöser Färbung, an strengen Forderungen der Sittlichkeit und Tugend fehlt es zwar nicht, aber die Mysterien von Berlin dürften denen von Paris in Sünden nicht allzusehr nachstehen. E...

Madame de Soubise.

Par Alfred de Vigny.

„Arquebusiers! chargez ma couleuvrine!
Les lansquenets passent! sur leur poitrine
Je vois enfin la croix rouge, la croix
Double et tracée avec du sang, je crois!
Il est trop tard; le bourdon Notre-Dame
Ne m'avait donc éveillé qu'à demi?
Nous avons bu trop longtemps, sur mon âme!
Mais nous buvions à saint Barthélemy.

Donnez une épée
Et la mieux trempée,
Et mes pistolets.
Et mes chapelets.
Déjà le jour brille
Sur le Louvre noir;
On va tout savoir!
— Dites à ma fille
De venir tout voir."

Le Baron parle ainsi par la fenêtre;
C'est bien sa voix qu'on ne peut méconnaitre;
Courez, Varlets, Échansons, Écuyers,
Suisses, Piqueurs, Pages, Arbalétriers!
Voici venir madame Marie-Anne;
Elle descend l'escalier de la tour:
Jusqu'au pavé baissez la pertuisane,
Et que chacun la salue à son tour.

Une haquenée
Est seule amenée,
Tant elle a d'effroi
Du noir palefroi.
Mais son père monte
Le beau destrier,
Ferme à l'étrier:
— „N'avez-vous pas honte,
Dit-il, de crier?

Vous descendez des hauts barons, ma vie,
Dans ma lignée on note d'infamie
Femme qui pleure, et ce, par la raison,
Qu'il en peut naître un lâche en ma maison.
Levez la tête et baissez votre voile:
Partons. Varlets, faites sonner le cor,
Sous ce brouillard la Seine me dévoile
Ses flots rougis . . . Je veux voir plus encor.

La voyez-vous croître
La tour du vieux cloître?
Et le grand mur noir
Du royal manoir?
Entrons dans le Louvre.
Vous tremblez, je crois
Au son du beffroi?
La fenêtre s'ouvre,
Saluez le Roi."

Le vieux Baron, en signant sa poitrine,
Va visiter la reine Catherine;
Sa fille reste, et dans la cour s'assied,
Mais sur un corps elle heurte son pied:
— „Je vis encor, je vis encor, madame;
Arrêtez-vous et donnez-moi la main;
En me sauvant vous sauverez mon âme;
Car j'entendrai la messe dès demain."

— „Huguenot profane,
Lui dit Marie-Anne,
Sur ton corselet
Mets mon chapelet.
Tu prieras la Vierge,
Je prierai le Roi;
Prends ce palefroi,
Surtout prends un cierge;
Et viens avec moi."

* Frau von Soubise.

Von Alfred de Vigny.

„Ladet mein Falconet, Arquebusiere!
Ich seh die Landsknecht', und mich dünkt als ziere
Endlich das Kreuz ihr Wamms, das Doppelkreuz,
Und roth, ja roth von Blute, glaub' ich, dräut's.
Wir sind zu spät; der Sturm von Notre Dame
Erweckte halb mich nur aus meiner Ruh!
Wir tranken wohl zu lang, — das macht der Name, —
Wir tranken Sankt Bartholemäus zu.

Einen Degen bringe,
Meine beste Klinge,
Bring Pistolen mir,
Hol' auch mein Brevier.
Schon das Frühlicht taget
Auf des Louvre Grau;
Bald sehn wir genau;
Meiner Tochter saget
Daß sie komm' und schau'."

So redet der Baron von dem Balkone.
Er selber ist's, man kennt ihn leicht am Tone.
Auf, Pagen, Knecht', Armschützen, Stallgesind,
Vorreiter, Schweizer, Falkner, auf geschwind!
Seht hin, da kommt das Fräulein Mariane!
Sie steigt herab des Thurmes Treppengang.
Bis auf das Pflaster senkt die Partisane
Und salutirt die ganze Reih' entlang.

Nun für sie der fromme
Damenzelter komme;
Denn zu wild ist ihr
Jenes schwarze Thier.
Auf dem stolzen Hengste
Wiegt ihr Vater sich
Fest und ritterlich.
„Weinst du? hast du Aengste?
Spricht er, schäme dich.

Du stammst, mein Kind, aus freiherrlichem Stande;
In meinem Hause zeichnet man mit Schande
Ein weinend Weib, und das mit gutem Recht,
Denn solch ein Weib bringt Memmen in's Geschlecht.
Dein Haupt erhebe sich, dein Schleier falle!
Nun vorwärts! Edelknechte, stoßt ins Horn!
Die Seine durch den Nebel, dünkt mich, walle
Blutroth — ich will noch mehr sehn — kommt nach vorn.

Sehet ihr des dunkeln
Klosters Spitzen funkeln?
Schwarz und mächt'gen Bau's
Ragt das Königshaus!
Kind, siehst du Gespenster?
Es ist nichts als fern
Sturmgeläut, mein Stern.
Grüßt hinauf zum Fenster
Unsern gnäd'gen Herrn!"

Der Freiherr schlägt ein Kreuz mit frommer Miene
Und suchet heim die Kön'gin Catharine;
Das Fräulein bleibt und hält im Hofe Ruh,
Da stößt an einen Körper sich ihr Schuh.
„Ich leb', ich lebe, tönt's aus matter Kehle,
Reicht mir die Hand, o Herrin, bleibet stehn!
Wer mich errettet, rettet meine Seele,
Denn morgen noch will ich zur Messe gehn."

„Ketzer, sündenvoller,
Vorn auf deinen Koller,
(Spricht das Fräulein,) pflanz'
Meinen Rosenkranz.
Gnade dir der Himmel
Und der König mir.
Nimm die Kerze dir,
Steig' auf diesen Schimmel
Und nun komm von hier."

Marie ordonne à tout son équipage
De l'emporter dans le manteau d'un page,
Lui fait ôter ses baudriers trop lourds,
Jette sur lui sa cape de velours,
Attache un voile avec une relique
Sur sa blessure, et dit, sans s'émouvoir:
„Ce gentilhomme est un bon catholique,
Et dans l'église il vous fera voir.“

Murs de Saint-Eustache!
Quel peuple s'attache
A vos escaliers,
A vos noirs piliers;
Traînant sur la claie
Des morts sans cercueil,
La fureur dan's l'oeil,
Et formant la haie
De l'autel au seuil?

Dieu fassè grâce à l'année où nous sommes!
Ce sont vraiment des femmes et des hommes;
Leur foule entonne un Te Deum en choeur,
Et dans le sang trempe et dévore un coeur.
Coeur d'Amiral arraché dans la rue,
Coeur gangrené du schisme de Calvin.
On boit, on mange, on rit; la foule accrue
Se l'offre et dit: C'est le pain et le vin.

Un moine qui masque
Son front sous un casque
Lit au maître-autel
Le livre immortel;
Il chante au pupitre,
Et sa main trois fois,
En faisant la croix,
Jette sur l'épître
Le sang de ses doigts.

„Place! dit-il; tenons notre promesse
D'épargner ceux qui viennent à la messe.
Place! je vois arriver deux enfants,
Ne tuez pas encor, je le défends;
Tant qu'ils sont là, je les ai sous ma garde.
Saint Paul a dit: Le temple est fait pour tous;
Chacun son lot, le dedans me regarde,
Mais une fois dehors, ils sont à vous.“

— „Je viens sans mon père,
Mais en vous j'espère,
(Dit Anne deux fois
D'une faible voix);
Il est chez la Reine.
Moi, j'accours ici
Demander merci
Pour ce capitaine
Qui vous prie aussi.“

Le blessé dit: „Il n'est plus temps, madame;
Mon corps n'est pas sauvé, mais bien mon âme.
Si vous voulez, donnez-moi votre main
Et je mourrai catholique et romain;
Épousez-moi, je suis duc de Soubise;
Vous n'aurez pas à vous en repentir:
C'est pour un jour. Hélas! dans votre église
Je suis entré, mais pour n'en plus sortir.

Je sens fuir mon âme;
Êtes-vous ma femme?“
— „Hélas! dit-elle, oui“,
Se baissant vers lui.
Un mot les marie.
Ses yeux, par l'effort
D'un dernier transport,
Regardent Marie,
Puis il tombe mort.

Ce fut ainsi qu'Anne devint duchesse;
Elle donna le fief et sa richesse
A l'ordre saint des frères de Jésus,
Et leur légua ses propres biens en sus.
Un faible corps qu'un esprit troublé ronge,
Résiste un peu, mais ne vit pas longtemps:
Dans le couvent des Nones en Saintonge,
Elle mourut vierge et veuve à vingt ans.

Sie heißt die Diener welche sie umringen,
In eines Pagen Mantel fort ihn bringen,
Läßt ihn vom schweren Wehrgehenk befrein,
Hüllt ihn in ihre Sammtkapuze ein,
Nestelt ein Tuch mit einem Heil'gensplitter
Um seine Wund' und spricht dann fest und klar:
„Ein guter Katholik ist dieser Ritter,
Und das beweisen wird er am Altar.“

Sankt Eustachius Hallen,
Pöbelschwärm' umwallen
Eurer Treppen Flucht,
Eurer Pfeiler Wucht.
Leichen ohne Bahre
Schleifen sie herbei;
Wuth und Raserei
Drängt bis zum Altare
Sich in dichter Reih'.

Erbarm dich Gott des Jahrs in dem wir leben!
Ja, Männer, Weiber sind's die uns umgeben,
Ein Menschenchor der dies Tedeum bringt,
Der jetzt ein Herz in Blut taucht und verschlingt,
Coligny's Herz, entrissen auf der Straße,
Ein Herz zernagt von Calvins Ketzerein;
Der Haufe trinkt und schmaust und reicht zum Spaße
Das Herz umher nnd spricht: „Hie Brot und Wein!“

An dem Hochaltare
Ließt das ewig wahre
Buch ein finstrer Abt,
Stirn vom Helm verkappt;
Singt geweihte Lieder,
Aber seine Hand,
Segnend ausgespannt,
Träufelt Blut hernieder
Auf den heil'gen Band.

„Platz!“ ruft er, „haltet euer Wort, ihr Frommen!
Die zu verschonen die zur Messe kommen.
Platz! denn zwei Kinder treten dort herein;
Erschlaget sie noch nicht; ich sage nein!
Hier stehn die Beiden unter meiner Wache;
Der Tempel, sagt Sanct Paul, gehört der Welt;
Jedem sein Theil; das Innr' ist meine Sache;
Habt ihr sie draußen, thut was euch gefällt.“

„Ohne Vater komm' ich,
Euch vertraue fromm ich“,
(Zweimal so beginnt
Leis des Freiherrn Kind.)
„Er, zur Kön'gin schritt er,
Ich, ich stehe hier
Um zu flehn daß Ihr
Schonet diesen Ritter,
Und er fleht mit mir.“

Der Ritter spricht: „Den Leib ich Gott befehle;
Mit ihm ist's aus; gerettet ist die Seele;
Gebt Eure Hand mir, edle Dam', und wißt,
Dann will ich sterben als ein röm'scher Christ.
Freit mich; ich bin der Herzog von Soubise;
's ist nur für einen Tag: Euch macht's nichts aus;
So tret' ich, ach, in eure Kirch', und diese
Kirche, sie läßt mich nimmermehr hinaus.

Seel' entflieht dem Leibe;
Hab' ich dich zum Weibe?“
Und ans Ohr ihm nah
Haucht sie seufzend, „Ja!“
Durch ein Wort verehlicht,
Schon in Todes Bann
Schaut er sie noch an,
Schaut sie an beseligt,
Fällt todt nieder dann.

So ist das Fräulein Herzogin geworden.
Sie hat das Lehn und alles Gut dem Orden
Der Brüder Jesu opfernd dargebracht,
Und ihm dazu ihr Erbtheil auch vermacht.
Ein schwacher Leib, zernagt von tiefem Grame,
Hält eine Zeitlang Stand, doch bricht er bald:
Im Kloster zu Saintonge starb die Dame,
Jungfrau und Witwe, zwanzig Sommer alt.

Otto Gildemeister.

Feuilleton.

Zwei Bilder von J. B. Scholl und G. Engel in Rödelheim.

* Wenn ein Künstler mit einer von dem gewöhnlichen Geleise abweichenden Darstellung vor das Publikum hintritt, so mag dies nicht ohne große Bangigkeit und ein gewisses Verzichtleisten geschehen, wenn nicht Anmaßung alle derartigen Bedenklichkeiten fern hält. Nachdem ich die Urtheile vieler Beschauer der Scholl-Engelschen Bilder, welche in diesen Tagen in Bremen ausgestellt sind, in Leipzig gehört habe, fühle ich mich gedrungen, ein bescheidenes Wort zum richtigen, mir wenigstens richtig scheinenden Verständniß derselben in diesen Blättern vorzubringen.

Es besticht mein Urtheil nicht, daß einer der beiden genialen und mit Erfolg nach Selbständigkeit ringenden Künstler mir Freund ist, obgleich ich nicht leugnen mag, daß dies meinen Entschluß zu diesen Zeilen unterstützte. Wer den unterzeichneten Namen kennt, der weiß, daß es ihm nicht beikommt, ein fachverständiges Urtheil abgeben zu wollen. Er will bloß versuchen, ob Andere ihm nachempfinden können.

Das Bremer Sonntagsblatt darf mir keinen Raum für eine Darlegung der künstlerischen Weltanschauung der Urheber der Bilder gestatten, wie mir diese aus früheren Gesprächen und aus anderen Arbeiten derselben bekannt ist. Ich will auch die Bilder nicht beschreiben, denn sie sind ja eben vor Augen der Leser, und noch weniger will ich über die künstlerische Ausführung mir ein Urtheil anmaßen. (Mit letzterem Worte will ich übrigens keineswegs den „Laien“ die Urtheilsberechtigung abgesprochen wissen!)

Prüderie und Frömmelei mäkeln an beiden Bildern. Erstere natürlich an der „irdischen“, letztere an der „himmlischen“ Liebe. Erstere soll man nach ihnen gar nicht malen, in letzterer nicht eine junge glückliche Mutter mit ihrem derben Jungen gewissermaßen der „Maria mit dem Christuskinde“ substituiren. Doch schien man sich hier in Leipzig letzteres noch eher gefallen zu lassen, als ersteres. Darum will ich mich auf die „irdische“ Liebe beschränken.

Wo ist in dem Bilde etwas, was an klassischen Bildern — ich erinnere nur an die Tizian'sche Venus — nicht auch vorkäme und unbedenklich gefunden wird? Das ganze Bild scheint mir durchströmt von markiger Lebensfülle und vergeistigter tiefempfindender Verkörperung innerlichster Regungen.

Dem Schläfer „bringt“ ein Traumgesicht die Geliebte auf goldenem „Präsentirteller“ — eine Besprechung in einem Frankfurter Blatte glaubte eine „Muschel“ daraus machen zu müssen — und ich räume den Künstlern gern die Berechtigung ein, einen Volksausdruck in jovialer Laune zu benutzen, denn die Benutzung ist ganz an ihrem Platze. Die Künstler appelliren weiter an Jedermanns Knabenkenntniß von den deutschen Faltern. Wer mißversteht die Bedeutung des Kleinen mit den Flügeln des „Trauer“-Mantels, der oben den Vorhang vorzieht? Die schwarzen Flügel des „Admirals“ mit der brennendrothen Binde passen auf den Rücken des kleinen Schwarzen, des Repräsentanten der am tiefsten stehenden, fast nur erst noch sinnlich ausgeprägten Menschenrasse, der die Saiten in der klopfenden Brust des Schläfers — nicht bloß die der Geige! — anklingen läßt. Der kleine „Nacht-Schmetterling“ mit dem braunen Teint ist am meisten beflissen, die süße Last zu befördern, während sich der mit den neidisch-gelben Flügeln des „Citronenvogels“ decorirte kleine Kobold ganz vorn der Darbringung zu widersetzen scheint. Aber vollends gar kein Zweifel scheint mir der Gesichtsausdruck des zarten Knäbleins mit den Flügeln des „Apollo“ zuzulassen. Gäbe es einen Papilio Plato, die Künstler hätten sicher dessen Flügel vorgezogen! — Doch ich will in Beziehung auf diese kleinen postillons d'amour den Lesern nicht weiter vorgreifen.

Die reizende Braut ist auf Rosen gebettet, welche alle Nuancen der Farbe der Liebe tragen, und eine weiße eben aufbrechende Knospe ist mit anderen im Herunterfallen begriffen und berührt bereits die Stirn des Schläfers. Sie steht in schönem und klarem Einklang mit der Perlenschnur, nächst dem Myrtenkranz dem einzigen Schmuck der Braut, und mit der Thräne in deren Auge, welches sich rückwärts in die Zeit der Mädchenspiele wendet.

Was soll ich vom Träumenden sagen? Er ist ganz die reine, kräftige Jünglingsnatur; auf dem schlummernden Antlitz spiegelt sich das reizende Traumbild.

Hymen mit der Fackel, welche allein die ganze Composition beleuchtet, obgleich für den Beschauer ihr Licht durch den dunkelrothen Vorhang fällt, ist eine edle Verkörperung eines in ruhiger und doch heiterer Würde thronenden Gebotes. Was einem, in Allem und Jedem seinen Spiegel sehenden, unreinen Gemüthe unrein scheinen könnte, über Alles strömt die herrliche Erscheinung des Hymen ein reines, jeglichem Schatten wehrendes Licht aus. Dieser Hymen ist der Freibrief des Bildes gegenüber jeder prüden Kritik.

Nicht jetzt erst, am Ende meiner Gedanken über das herrliche Bild, wie sie in mir einer nach dem andern aufglimmten, nicht jetzt erst, sondern gleich am Anfange legte ich mir die Frage vor, ob deren Aussprechung dem Bilde nicht etwa gar ein schlechter Dienst sein möchte? Aber ich fürchte das nicht. Scholl und Engel gehen mit Bewußtsein ihren eigenen Weg, und wer sie da nicht begleiten will, um den dürfen sie sich nicht bekümmern, und darum bekümmern sie sich nicht um ihn. Es ist lange des Ueber- und Unnatürlichen viel gemalt worden — Scholl und Engel greifen in die frische, volle Natur, aber, wie ein gesundes Auge sieht, mit vergeistigender Hand. Ihre Bilder sind nicht für die „schweifende Menge“, die ihre Augen zwar im Kopfe, aber den Kopf nicht in den Augen hat.

Leipzig, 7. Juli.

E. A. Roßmäßler.

— * In der ersten Nummer unseres Sonntagsblattes von diesem Jahre wurde ein Besuch in Schillers Geburtshause zu Marbach in Würtemberg geschildert und der Wunsch ausgesprochen, daß dies Haus, welches jetzt von einem ehrbaren Bäcker bewohnt wird, angekauft und ein Eigenthum des deutschen Volkes werden möge, wozu das 1859 bevorstehende Jubelfest der Geburt Schillers auffordere. Dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen. Das in Marbach bestehende Schillercomité hat nach Besiegung mancher Schwierigkeiten das Haus angekauft, unter der Bedingung, daß der Bäcker noch bis 1859 sein Gewerbe darin ausübe. Am hundertjährigen Geburtstage des Dichters soll alsdann dort eine große Feier stattfinden.

— * Die Grundgrabung für die Denkmäler Schillers und Goethe's in Weimar, die neulich schon begonnen hatte, ist wieder eingestellt worden, indem der Bildhauer Rietschel geltend gemacht hat, daß es doch wohl das Passendste sei, die Bildsäulen vor dem Theater aufzurichten. Der Platz für Wieland bleibt derselbe, ein still gemüthlicher Platz unter einem großen schattigen Baum, rings von Blumen umgeben, wie es dem „Liebling der Grazien“ zukommt. Neuerdings sind ziemlich bedeutende Beiträge für die Errichtung der Denkmäler eingegangen, namentlich aus Norddeutschland; manche Gegenden haben aber noch gar kein Lebenszeichen von sich gegeben.

— * An der Restauration der Wartburg wird neuerdings mit vermehrten Kräften gearbeitet; der Bau soll in der Art gefördert werden, daß der Thurm und der große Saal gegen den September fertig sind. Bei Gelegenheit der Enthüllung der Bildsäulen von Goethe, Schiller und Wieland in Weimar wird dann eine Festfahrt nach der Wartburg unternommen werden.

— * Ein Werk, das in seinem Beginn mit großem Interesse begrüßt wurde und sich anfangs auch als werthvoll bewährte, dann aber immer oberflächlicher wurde, die Geschichte der deutschen Höfe von Eduard Vehse, ist jetzt mit dem vierzigsten Bande abgeschlossen. Derselbe beendet die Geschichte der kleinen Höfe, von denen hier noch das Haus Liechtenstein, die hohenzollern'schen Linien von Hechingen und Sigmaringen und die beiden Fürstenhäuser von Baireuth und Ansbach zur Darstellung kommen. Das Haus Liechtenstein gebietet über die kleinste unter den souveränen Herrschaften Europas; das Fürstenthum dieses Namens mit dem Hauptorte Vaduz hat nur $2\frac{1}{2}$ Quadrat-Meilen und 7000 Einwohner. Desto bedeutender ist das Grundeigenthum der Liechtenstein in Oberschlesien, Mähren, Böhmen, Oesterreich, Kärnthen ꝛc. Herr Vehse schlägt seine Ausdehnung auf mehr als 100 Quadrat-Meilen mit 50 Städten und Flecken und 1000 Dörfern an.

— * Eine junge Schriftstellerin, Fräulein Doris von Paschkowsky in Eimsbüttel bei Hamburg, hat gleich mit ihrer ersten Erzählung, welche an die Oeffentlichkeit gelangt, einen Preis gewonnen, welcher von den Westermannschen illustrirten Monatsheften ausgesetzt war. Sie heißt „Asperula odorata“ und soll im Augusthefte dieser Zeitschrift abgedruckt werden.

— △ Aus Dalmatien; von Ida von Düringsfeld, mit Anmerkungen von Otto Freiherrn von Reinsberg. Band 1. Prag, Bellmann, 1857. — Unsere fleißige Schriftstellerin, welche der deutschen Literatur ungetreu zu werden drohte, indem sie ihren letzten Roman „Nikto Wielki“ französisch erscheinen ließ und damit viel Glück machte, hat jetzt ihre Reise nach Dalmatien herausgegeben. Dies Land voll der merkwürdigsten Gegensätze hat schon mehrere Reisende beschäftigt, allein bisher die Damen abgeschreckt, sich dort lange genug aufzuhalten, um dasselbe so kennen zu lernen, wie es erforderlich ist, um es dem Leser bekannt zu machen. Die mit trefflichen Vorkenntnissen ausgestattete Verfasserin zeigt eine seltene Fassungskraft. Dazu kommt noch der jetzt wirklich seltene Umstand, daß der Gemahl dieser Dame mit derselben im fortwährenden Einverständniß arbeitet. So hat er dieser Reisebeschreibung die ein Drittel des Ganzen betragenden Anmerkungen beigefügt, um die besuchten Orte statistisch und geschichtlich zu beschreiben, wobei er zugleich eine seltene Bücherkunde über dies Land an den Tag gelegt hat. Er hat sich viel mit der slavischen Sprache beschäftigt; nun ist Ragusa im Mittelalter als das slavische Athen bekannt, das im folgenden Bande vorgeführt werden wird. Schon früher hat diese Dichterin die von ihrem Manne gesammelten czechischen Volkslieder in deutscher dichterischer Uebertragung herausgegeben. Er ist jetzt mit der genauen Erforschung der flämischen Literatur beschäftigt; die Frau giebt die dortigen Volkslieder in deutschen Gedichten wieder

— Δ Hippolyte Castille, dieser fleißige französische Biograph, fährt mit seiner Sammlung politischer und geschichtlicher Porträts fort. Diese kleinen Bändchen zum Preise eines halben Franken, nebst einer Abbildung der betreffenden Person und einem Facsimile der Handschrift 64 Seiten umfassend, erfreuen sich eines außerordentlichen Beifalls. Schon sind 20 Bändchen erschienen, welche die jetzt bedeutendsten Zeitgenossen vorführen, und man muß gestehen, daß es der Gewandtheit eines so freisinnigen Schriftstellers alle Ehre macht, daß er über die verschiedenartigsten Persönlichkeiten, die in der letzten Zeit eine Rolle gespielt haben, so viel sagen darf; woraus man sich nebenbei überzeugt, daß die Presse in Frankreich weniger beschränkt ist als in manchen andern Ländern. Das letzte Porträt ist das von Friedrich Wilhelm III., dem Könige von Preußen. In dieser Schilderung hat der Verfasser das Junkerthum in Preußen nicht im Mindesten geschont.

— * In Hamburg gab man auf dem Stadttheater ein Trauerspiel „Der Bürgerssohn von Valencia" von A. L. Lua, dessen Wirkung auf die Zuschauer mehr eine erheiternde als eine erschütternde war. Das Stück scheint im Jahre 1848 entstanden zu sein, trägt wenigstens den Charakter der damals üblichen freiheitlichen Rede, hat überdies bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Goetheschen Egmont und ist überhaupt ein Zeugniß poetischer Unfähigkeit. Der Stoff ist den spanischen Kämpfen im zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhundert gegen die Königsmacht Karls, des späteren deutschen Kaisers, entnommen.

— * In Sotteghem in Belgien erfolgte vor einigen Tagen eine feierliche Ceremonie. Die sterblichen Ueberreste des Grafen Egmont und Sabina's von Bayern, seiner Gemahlin, so wie die Herzen von dreien der Kinder dieses erlauchten Paares, welche in einem Grabgewölbe der dortigen Kirche beigesetzt waren, sind aus letzterem, das schadhaft geworden, in ein eigens zu diesem Zwecke neu erbautes gebracht worden, das einen Ausgang auf den Marktplatz hat. Der Sarg des Grafen wurde von den ältesten und hervorragendsten Mitgliedern der „Gesellschaft vom heiligen Sebastian" getragen, welcher Egmont einst selber angehört und der er ein heilig aufbewahrtes Halsband zum Geschenk dargebracht hat. Den Sarg der Gräfin trugen andere ausgezeichnete Mitglieder der Gemeinde. Eine unabsehbare Reihe von den in Belgien so zahlreichen Gesellschaften aller Art, so wie von Einheimischen und Fremden, die in Menge herbeigeströmt, schlossen sich dem feierlichen Zuge an, welcher sich unter dem Klange der Glocken, dem Donner der Kanonen und den ernsten Gesängen der Geistlichkeit nach dem neuen Gewölbe hinbewegte. Nach Beendigung der kirchlichen Formalitäten richtete Herr Ruysschaert, der Bürgermeister von Sotteghem, eine Ansprache an die Versammelten, in welcher er mit glühenden Worten Egmont's Leben und seinen Tod ihnen ins Gedächtniß zurückrief.

— Δ Die Leopoldinische Akademie der Naturforscher in Breslau, die älteste diesseits der Alpen, hat in diesen Tagen ein großes Unglück betroffen. Sie hat, an den Wohnort ihres Präsidenten gebunden, ihren Sitz in Breslau, da der Präsident derselben, der berühmte Botaniker Nees von Esenbeck, daselbst wohnt. Die Regierung unterstützte diese Akademie insofern, daß sie die Herausgabe der Acten derselben durch eine Summe erleichterte, welche höchstens dem Gehalt eines der vielen Hunderte von Hauptleute gleichkam, welche das Heer zählt. Jetzt ist nun dieser Akademie die Portofreiheit entzogen worden. Dies ist eine Lebensfrage für dieselbe, denn da sie mit allen bekannten Akademien in Verbindung steht, wird dadurch eine solche Portoausgabe hervorgerufen, daß die Akademie nothwendig eingehen muß, wenn der Präsident nicht nach Wien übersiedelt, wozu er entschlossen sein soll. Für alle Freunde der Naturwissenschaft in Preußen ein harter Verlust. Der Fürst Demidoff hat für die Akademie eine neue Preis-Aufgabe gestellt, nämlich: Ueber das Vorkommen der Versteinerungen bei der Bildung der Erde. M. P.

— * Aus Goethe's Leben. In seiner Biographie Goethe's fährt Lewes nach der Besprechung der „Iphigenie", die weiter oben mitgetheilt ist, folgendermaßen fort: „Zu dem historischen Lauf unserer Erzählung zurückkehrend, finden wir Goethe zu Anfang des Jahres 1779 sehr thätig in seiner neuen amtlichen Wirksamkeit. Er hat die Leitung des Kriegswesens übernommen, das in Folge von Vorbereitungen zu einem Kriege (dem bayerischen Erbfolgekriege) plötzlich eine vermehrte Bedeutung erhielt. Er ist viel zu Pferde, im Lande herum, und bemüht sich aus allen Kräften, die Lage des Volkes zu verbessern. „Das Elend (schreibt er in seinem Tagebuche) wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen." Unter diesem Wenigen verdient die Verbesserung der Löschanstalten Erwähnung, die bei den vielen Bränden im Lande und dem großen Schaden, den sie bei gänzlich mangelnder Ordnung anrichteten, sehr dringendes Bedürfniß war. Schon in seiner letzten Frankfurter Zeit hatte Goethe bei einem Brande in der Judengasse thätige Hülfe geleistet, in die rathlose Masse der Neugierigen und helfenden Ordnung gebracht, durch entschlossenes Beispiel zu gemeinsamer, systematischer Arbeit angefeuert; jetzt war er in Apolda und Ettersburg wiederholt thätiger Zeuge verderblicher Feuersbrünste und setzte sich dabei so aus, daß ihm „die Augenbrauen versengt wurden und das Wasser ihm die Zehen brühte"; er brachte es beim Herzoge dahin, daß regelmäßige Löschanstalten geschaffen wurden. Am 28. August desselben Jahres — seinem dreißigsten Geburtstage — erhob ihn der Herzog, in Anerkennung seiner geleisteten Dienste, zum Geheimen Rath, was er freilich, wie Wieland scherzend meinte, schon vorher allezeit gewesen. Der Frankfurter Bürgerssohn selbst bemerkte zu dieser neuen Ehre: „Es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete. On ne va jamais plus loin que quand on ne sait où l'on va, sagte ein großer Kletterer dieser Erde." Und wenn er selbst schon es wunderbar fand, Weimar fand es skandalös. „Der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann (schreibt Wieland), der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan, ist, seitdem er Geheimer Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt." Indeß der Herzog, wenn er überhaupt dieses Wuthgeschrei hörte, würdigte es keiner Beachtung. Mehr als je hielt er sich zu seinem Freunde. Gleich nachher, am 12. September, trat er mit ihm eine Reise nach der Schweiz an, im tiefsten Geheimniß, in ganz bürgerlicher Weise, mit geringem Gepäck; außer Goethe war nur der Oberforstmeister von Wedell in seiner Begleitung. Zunächst gingen sie nach Frankfurt; dort wohnten sie in dem alten Hause am Hirschgraben, wo der würdige Rath Goethe die stolze Freude hatte, nicht nur seinen Sohn als Geheimerath, sondern auch den Fürsten, seinen Freund und Herrn, zu bewirthen. Frau Rath, wie man sich denken kann, war überglücklich; solcher Besuch erregte den Stolz der Mutter und den Stolz der Hausfrau zugleich. (Bei einem andern Besuche des Herzogs, im December 1784, schrieb Frau Rath an Fritz von Stein: „Der Herr Herzog . . . kam über Frankfurth und ich hatte die Freude, ihn in meinem Hause mit einem Frühstück zu bewirthen. Ich bin viel glücklicher als die Frau von Reck. Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich (sic) kommen sie Alle ins Haus, das war ungleich bequemer, — ja ja, wems Gott gönnt, giebt ers im Schlaf.") Von Frankfurt ging die Reise nach Straßburg. Da zog ihn die Erinnerung an Friederike unwiderstehlich nach Sesenheim. Ueber diesen Besuch schreibt er an die Stein: „Den 25. Abends ritt ich nach Sesenheim und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt ich sitzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar der uns sonst hatte künsteln helfen wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestiftet hatte, eine Kutsche die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann." Es liegt etwas durchaus Rührendes in diesem Wiedersehen und auch darin, daß er diese feine Erzählung an die Frau richtete, die er damals liebte und die ihm nicht mit einer Liebe wie einst Friederike erwiederte. Friederike ihrerseits erscheint hier wie immer als eine zarte und edle Natur, eines glücklicheren Looses würdig. Ihr ganzes Leben war Liebe, Entsagung, Aufopferung. Nach Goethe's erstem Abschied von Straßburg hatte sich Lenz in sie verliebt; auch andere warben um sie, aber sie wies alle Anträge ab. „Das Herz, das Goethe geliebt hat, sagte sie, kann keinem andern Manne angehören." Den 26. Sonntags traf er wieder mit seinem Reisegefährten in Straßburg zusammen, und des Nachmittags — schreibt er — „ging ich zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann aus allem was ich höre scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang, alles was sie brauchte u. s. w. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster, Abends eine Stunde ins Theater. Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondenschein weg. Die schöne Empfindung die mich begleitet kann ich nicht sagen." Fühlt man nicht aus diesen kurzen Berichten die Verschiedenheit der beiden Frauen heraus, und die Verschiedenheit seiner Neigung zu ihnen auch?"

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Belgerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 29. Bremen, 19. Juli. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Cardinal Alberoni.

Von A. Itzenplitz.

Das Leben dieses Ministers Philipps V., des spanischen Königs, gleicht einem Romane. Aus der bescheidenen Stellung eines Abbate erhoben ihn Genie und Glück zum allmächtigen Minister eines mächtigen Staates; großartige und tiefangelegte Pläne zur Machtvergrößerung Spaniens schienen schon, trotz des Widerstandes der damaligen drei Hauptmächte Europas ihrer Ausführung nahe, als er — einen Augenblick vom Glücke verlassen — schneller als er gestiegen war, in das Nichts der Machtlosigkeit und Dunkelheit zurückstürzte.

Giulio Alberoni war als Unterthan des Herzogs von Parma geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und glaubte sein Glück gemacht zu haben, als er eine Pfarre in dem Oertchen erlangte, in welchem er geboren war. Vielleicht lebte auch der Pfarrer ruhiger und zufriedener als der spätere Cardinal und Minister.

Ein Zufall ließ Alberoni die Bekanntschaft des Herrn von Capistron machen. Dieser Dichter wurde in der Nähe von Alberoni's Wohnung seiner sämmtlichen Effecten beraubt. Der Pfarrer lieh ihm Kleider und das nothdürftige Geld, bis Rom zu gelangen. Diese Bekanntschaft wurde die Veranlassung zu Alberoni's Erhöhung.

Während des spanischen Erbfolgekrieges besetzte die französische Armee unter Vendome die parmesanischen Staaten. Die regelmäßigen Zufuhren von Lebensmitteln blieben aus, und die feindlich gesinnten Landleute hatten ihre Vorräthe zu verstecken gewußt. Im Gefolge des Marschalls befand sich Capistron. Die Umgegend erinnerte ihn an sein früher hier bestandenes Abenteuer und brachte ihn auf den Gedanken, von Alberoni die Angabe der Verstecke der Lebensmittel zu erlangen. Alberoni wurde vor den Marschall gerufen und entsprach dem Verlangen desselben, sah sich aber in Folge dieses Verrathes gezwungen, seine Pfarre und sein Vaterland zu verlassen. Er folgte dem Feldherrn auf seinen verschiedenen Zügen und ging mit ihm nach Spanien. Dort herrschte für den schwachen, thatlosen Philipp V. dessen Favoritin, die Prinzessin Ursini. Vendome bedurfte für seine Beziehungen zu derselben eines gewandten Unterhändlers, während er sich an der Spitze der Armee befand, und wählte Alberoni zu diesem Geschäfte aus. Das Wesen desselben und seine Geistesfähigkeiten nahmen die Prinzessin außerordentlich für ihn ein, und er selbst versäumte wiederum keine Gelegenheit, sich in der Gunst der mächtigen Dame festzusetzen. Als der Herzog von Vendome starb, trat Alberoni ganz in die Dienste der Prinzessin und erlangte in kurzer Zeit ihr unbedingtes Vertrauen.

Philipp wurde Wittwer, und da er erst dreiunddreißig Jahre alt war, beschloß er eine zweite Gemahlin zu nehmen und richtete seine Blicke auf die Prinzessin Elisabeth Farnese, Nichte des Herzogs von Parma. Die Ursini mußte der Gedanke, daß die neue Königin ihrem eignen Einflusse Abbruch thun oder ihn wohl gar beseitigen könnte, in große Unruhe versetzen, und sie theilte Alberoni, der als Parmesane die Prinzessin kennen und beurtheilen konnte, ihre Befürchtungen mit. Der schlaue Italiäner begriff sogleich die Umstände und seine Stellung zu denselben. Er schilderte die Prinzessin als eine Person, die keine andre Beschäftigung kenne, als sich zu putzen und zu amüsiren, deren gänzlicher Mangel an Geist jeden Gedanken an eignen Willen oder wohl gar Ehrgeiz ausschlösse. Nach dieser durchaus nicht wahren Charakterschilderung glaubte die Ursini nichts Besseres thun zu können, als die Wahl des Königs mit allem ihren Einfluß zu fördern und ihren Vertrauten zum Unterhändler in dieser Angelegenheit zu bestellen.

Alberoni reiste ab mit dem Entschlusse, als Trabant des aufgehenden Gestirns zurückzukehren. — Angekommen am Hofe von Parma, theilte er der Prinzessin seinen Kunstgriff mit und drang auf schnellen Abschluß der Verhandlungen, da er sich versehen mußte, daß die Favoritin von der Wahrheit unterrichtet werden, und daß sie in diesem Falle den König zur Zurücknahme seiner Bewerbung bewegen würde. Seine Vorsicht war nicht unbegründet. Trotz aller Beschleunigung der Verhandlungen langte grade am Vorabende des zum Abschlusse angesetzten Tages ein Courier an ihn, mit dem Befehle, die Unterhandlungen auszusetzen. Alberoni verlor die Geistesgegenwart nicht. Mit dem Pistol in der Hand stellte er dem Boten die Wahl zwischen Sterben — und andernfalls reicher Belohnung, wenn er es so einrichten wollte, daß er erst am nächsten Tage angekommen zu sein schiene. Der Bote entschied sich für das Letztere und erschien erst am nächsten Tage; die Prinzessin war Königin von Spanien.

Dieser zweite, der Fürstin geleistete Dienst übertraf noch bei Weitem den ersten, und Elisabeth gab das Versprechen, daß ihre Erkenntlichkeit der Höhe ihrer Stellung und der Größe der ihr ersparten Demüthigung angemessen sein sollte. Elisabeth reiste nach Madrid ab, in ihrer Begleitung Alberoni in der Eigenschaft eines Residenten von Parma. Jedenfalls auf seinen Rath forderte die neue Königin von ihrem Gemahle als erste Gunst die Entfernung der Ursini vom Hofe, und zwar noch vor ihrer Ankunft in Madrid, und in einem Tone, der keine Weigerung zuließ.

Ihr Geist verschaffte der Königin bald unbeschränkten Einfluß auf das Gemüth Philipps V., und der erste Gebrauch, den sie von ihrer Macht machte, war die Erhöhung Desjenigen, dem sie zwei Mal den Thron verdankte, und in dem sie alle Eigenschaften, die zur höchsten Machtstellung berechtigten, entdeckt hatte. Alberoni wurde in den Staatsrath berufen, zum ersten Minister ernannt, seine Ernennung zum Cardinal vorbereitet.

Der weitausgreifende Geist dieses Mannes hatte jetzt Raum und Mittel für sein Streben gefunden. Seine erste Sorge wendete er der Hebung des Ackerbaus, des Handels und Gewerbfleißes im Lande zu. Die spanische Seemacht, die zum Nichts herabgesunken war, erstand zu neuer Bedeutung. Diese Art der Verwaltung während

eines Jahrzehnts war die Vorbereitung zu späteren Vergrößerungsplänen nach außen, und man muß der richtigen Wahl jener Mittel umsomehr Anerkennung zollen, als der Grundsatz, daß die feste Begründung der innern Zustände eines Landes erst den Maßstab für seine Machtstellung nach außen abgebe, damals noch keineswegs Gemeingut der Staatsmänner war.

Zu dem Drange seines eignen Genies gesellte sich noch der Ehrgeiz der Königin, die ihren Söhnen Throne zu verschaffen suchte. Spanien war durch den Friedensschluß von Utrecht stark benachtheiligt worden und konnte sich über die mehr als saumselige Ausführung der Friedensbedingungen von Seiten des Kaisers beklagen. Ebenso konnte es das von dem Regenten von Frankreich, Philipp von Orleans, veranlaßte Bündniß zwischen Frankreich, England und Holland als gegen sich gerichtet ansehen. In diesen Klagen hofften Alberoni und die Königin den Vorwand zu ihren Angriffen zu finden, die zunächst auf Italien gerichtet waren.

Mit bewundrungswürdiger Klugheit und Einsicht in die inneren Verhältnisse Frankreichs und Englands entwarf Alberoni seine Pläne zur Beschäftigung dieser beiden Mächte im eignen Lande und somit zur Lähmung ihres Beistandes an Oesterreich, mit welchem letzteren allein er fertig zu werden hoffen durfte. Holland war so wenig bei der Sache interessirt, daß es durch geschickte Unterhandlungen leicht zur Neutralität bewogen werden konnte. Frankreich seufzte unter der grenzenlosen Willkür des Regenten, der unter Beistand des berüchtigten Schotten Law vermittels der Zettelbank und Mississippi-Companie das Land bis auf den letzten Livre ausraubte. Der frühere Haß gegen Ersteren und die Beschuldigungen desselben in Bezug auf den Vergiftungstod dreier Dauphins und einer Dauphine waren wieder erwacht, seit er die Anfangs von ihm erregten Hoffnungen schmählich betrogen hatte. Alberoni organisirte von Madrid aus eine Verschwörung, welche den Zweck hatte, daß man sich zugleich der Person des Regenten und des siebenjährigen Königs bemächtigte, mittels Autorität des Letzteren die Generalstaaten berief, welche alles seit dem Tode Ludwigs XIV. Geschehene, namentlich die Umstoßung seines Testaments, die Law'sche Bank und die Verträge mit England und dem Kaiser zum Nachtheile Spaniens annullirt hätten. Von den Provinzen waren es die Bretagne und Poitou, welche die meisten Elemente der Unzufriedenheit enthielten, und die nur auf den Anstoß von außen warteten, um sich zu erheben. Alberoni gab den vereinzelten Bestrebungen Ordnung und Leitung. Die Provinzen und Paris erwarteten von Madrid das Signal zum Springen der Mine.

In England war die Machtstellung der protestantischen Thronfolge noch nicht so befestigt, daß eine gut ausgerüstete Expedition mit dem vertriebenen Prätendenten an der Spitze nicht Aussicht auf zeitweiligen Erfolg gehabt hätte. Alberoni rüstete eine Flotte aus, gab Geld, Kriegsmaterial und Führer.

Für die Ausführung seines eigentlichen Planes stand eine Flotte im Mittelmeere in Bereitschaft, als deren Zweck man die Unterstützung Venedigs gegen die Türken angegeben, und die deßhalb keinen besonderen Verdacht bei Frankreich und Oesterreich erregt hatte. Diese Flotte erschien plötzlich vor der Insel Sardinien, die im Frieden von Utrecht an den Kaiser gekommen war, der sie aber dringend gegen Sicilien auszutauschen wünschte und deßhalb schon in Unterhandlungen mit dem Herzog von Savoyen stand. Die Insel wurde (1717) fast ohne Widerstand genommen.

Doch die Kunde von diesem kecken Handstreiche verbreitete die größte Aufregung in Europa. England, Frankreich und Oesterreich schlossen in Erwartung des Zutritts von Holland (1718) die Quadrupel-Allianz, in welcher der Kaiser die definitive Aufgabe seiner Ansprüche auf Spanien und Indien aussprach, dagegen sich verpflichtete, im Vereine mit Frankreich und England Spanien zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Italien zu zwingen. Nur den Söhnen der Elisabeth wurde die Anwartschaft auf den Besitz der Herzogthümer Parma und Piacenza bewilligt.

Alberoni ließ sich durch die Notificirung dieses Bündnisses nicht einschüchtern, sondern gab den Befehl zur Wegnahme von Sicilien, das sich, wie erwähnt, im Besitze des Herzogs von Savoyen befand. Auch dieser Streich gelang ohne Schwierigkeiten. Doch von hier an sank der Stern des ehrgeizigen Mannes. In Paris erwartete der spanische Gesandte, Herzog von Cellamara, die letzten Befehle zur Ausführung des Complottes. Alberoni schickte den Abbate Portocarrero mit einem detaillirten Ausweise über den Stand der Angelegenheit. Portocarrero, bei Poitiers eine Furth passirend, warf um; seine große Unruhe wegen eines Koffers und seine verzweifelten Anstrengungen, denselben zu retten, erregten Verdacht. Der Abbate wurde angehalten, und der Koffer an den Regenten nach Paris gesendet. Trotz seines ausgedehnten Spionirsystems erhielt dieser durch den Inhalt des Koffers die erste Kunde von dem Bestehen eines Komplotts gegen ihn; in aller Stille that er die zur Vereitelung desselben nöthigen Schritte.

Die englische Flotte überraschte die spanische beim Cap Passaro und vernichtete sie. Die spanischen Truppen auf Sicilien mußten, obgleich tapfer kämpfend, den deutschen, welche die englischen Schiffe massenweise hinüberschafften, das Feld räumen, wurden belagert und mußten sich ergeben. Der Herzog von Savoyen überlieferte die festen Plätze, die er noch inne hatte. Die Flotte, die den Prätendenten nach Schottland bringen sollte, hatte mit widrigen Winden zu kämpfen und konnte nicht landen. Der in der Bretagne und Poitou vorbereitete Aufstand mißglückte durch die Feigheit eines der Führer, über dessen Eigenschaften Alberoni schlecht unterrichtet worden war. Die Schiffe, welche Truppen, Waffen und Geld an Bord hatten, wurden durch Stürme zerstreut. Zwei von ihnen erschienen noch zeitig genug, um die Häupter der Bewegung an Bord zu nehmen und zu retten. Endlich rückte eine französische Armee in Spanien ein und nahm Fontarabia und San Sebastian. Das Zusammentreffen so vieler Unfälle und die Aussicht auf das ungestörte Zusammenwirken der drei mächtigen Staaten bestimmten Philipp, sich den Bestimmungen der Quadrupel-Allianz zu unterwerfen und seinen ersten Minister zu opfern. Selbst die Königin, gewonnen durch die in Aussicht gestellten Erwerbungen für ihre Söhne, gab ihren Günstling auf. Alberoni mußte das ganze Odium des mißlungenen Unternehmens auf sich nehmen, damit einigermaßen die Ehre des Fürsten gedeckt wurde.

Die Welt urtheilt nach dem Erfolge, und so war nichts natürlicher, als daß sie Alberoni für einen leichtsinnigen Thoren, einen unfähigen Kopf erklärte, der die königliche Gewalt gemißbraucht hatte und strenge Züchtigung verdiente.

* Goethe und Christiane Vulpius.

(Aus Lewes': „Goethe's Leben und Werke", Band 2.)

An einem Herbsttage des Jahres 1788 wurde Goethe auf einem Spaziergange in seinem vielgeliebten Park von einem frischen, hübschen, jungen Mädchen angesprochen, das ihm mit vielen Verbeugungen ein Gesuch überreichte. Er sah der Bittstellerin in die glänzenden Augen und warf dann einen freundlichen Blick in ihre Bittschrift, in welcher der große Dichter gebeten wurde, durch seinen Einfluß einem jungen Schriftsteller eine Stelle zu verschaffen, der in Jena von Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen lebte. Der junge Schriftsteller hieß Vulpius, und seinen Rinaldo Rinaldini wird mancher meiner Leser in jungen Jahren unter Herzklopfen gelesen haben. Seine Räuberromane waren eine Zeit lang sehr populär, aber heutzutage ist sein Name der Vergessenheit nur dadurch entrissen, daß er der Bruder jener Christiane Vulpius war, welche die Bittschrift für ihn an Goethe überreichte und damit den ersten Schritt that, seine Frau zu werden. Christiane ist in vielen Beziehungen eine interessante Figur für die Goethefreunde, und die Liebe, die sie dem Dichter

einflößte, nicht weniger als die treue Anhänglichkeit, mit der sie ihm achtundzwanzig Jahre diente, sind eines freundlicheren Nachruhms werth, als man ihr gewöhnlich zu Theil werden läßt.

Ihr Vater war einer jener Elenden, deren Trunksucht langsam aber sicher eine ganze Familie ins Unglück bringt; oft versetzte er seine eignen Kleider, um nur Geld zum Trinken zu haben. Sobald seine Kinder heranwuchsen, suchten sie von ihm wegzukommen und sich selbst zu ernähren: der Sohn durch literarische Thätigkeit, die Töchter durch Anfertigung künstlicher Blumen, (dieser wenig beachtete Umstand giebt wohl den Schlüssel zu dem Gedichte „Der neue Pausias“,) Handarbeiten u. dgl. Man sagt gewöhnlich, Christiane sei äußerst ungebildet gewesen, und böswillige Federn berichten leichtfertig, Goethe habe sein Dienstmädchen geheirathet. Sie ist nie sein Dienstmädchen gewesen, noch auch war sie ungebildet. Allerdings war, wie die vorstehenden Anführungen beweisen, ihre Stellung in der Gesellschaft eine sehr bescheidene; aber daß sie nicht ungebildet war, geht aus den unzweifelhaften Thatsachen, daß Goethe für sie die römischen Elegien und die „Metamorphose der Pflanzen“ schrieb und in ihrer Gesellschaft seine optischen und botanischen Forschungen betrieb, deutlich genug hervor. Wie viel sie davon verstand, können wir freilich nicht wissen, aber das läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er solche Unterhaltungen aufgegeben haben würde, wenn sie nicht ein lebendiges Verständniß gezeigt hätte.

„Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen“ — so heißt's in den Elegien, und das ist entscheidend. In seiner vielseitigen Correspondenz sehen wir ihn durchgängig je nach der Verschiedenheit seiner Freunde mit verschiedenen Gegenständen sich beschäftigen und Fragen behandeln, die nicht bloß ihn selbst, sondern auch jene interessirten, und in dem weiten Umkreis der Dinge, die er beherrschte, gab es gar vieles, worüber er sich mit Christiane hätte unterhalten können, wenn er bei ihr Mangel an Verständniß für naturwissenschaftliche Erscheinungen wahrgenommen hätte. In einer der Elegien, der achten, geben uns wenige Zeilen ein klares Bild, von welcher Art ihr Verstand und ihre Schönheit war; ein Verstand nämlich, wie er freilich von Schulmeistern nicht gewürdigt wird, weil er zum regelrechten Lernen nicht befähigt ist, und eine Schönheit, welche der gewöhnliche Geschmack nicht schätzt, weil sie die gewöhnliche Regelmäßigkeit der Züge entbehrt. Die Verse lauten:

> Wenn du mir sagest, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
> Nicht gefallen und dich habe die Mutter verschmäht,
> Bis du größer geworden und still dich entwickelt — ich glaub' es:
> Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
> Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
> Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

Und in einer solchen Frage muß doch gewiß des Dichters Zeugniß gelten!

Falle ich indeß, bei der Berichtigung eines allgemeinen Irrthums, nicht in den entgegengesetzten Fehler. Christiane hatte ihre Reize, aber sie war nicht hochbegabt, war keine Frau von Stein, war nicht befähigt, die höchsten Flüge seines Geistes zu theilen. Einen behenden Mutterwitz, einen lebhaften Geist, ein liebendes Herz und große Anstelligkeit zu häuslichen Dingen, das alles besaß sie unzweifelhaft; sie war heiter, lustig, vergnügungssüchtig, selbst bis zum Uebermaß, und, wie die Gedichte beweisen, zu denen sie ihn begeisterte, sie war weniger die Geliebte seines Geistes als seiner Neigungen. Den Kopf von einer Fülle heller, goldbrauner Locken umgeben, die Gestalt klein und zierlich von reizender Fülle, mit lachenden Augen, schwellenden Lippen, die Wangen strahlend von rosiger Gesundheit (diese Schilderung giebt Stahr, Weimar und Jena II., 192.) — so erschien sie, nach dem Zeugniß von Adele Schopenhauer, einer völlig unbefangenen Zeugin, als ein „jugendlicher Dionysos.“ Gleich bei der ersten Begegnung war Goethe von ihrer Naivetät und ihrer kindlichen Heiterkeit vollständig bezaubert; er erkannte in ihr eine jener freien, gesunden Naturen, welche die Bildung der Welt nicht verkünstelt hat. Sie war ihm wie ein Kind des finnlich-schönen Italiens, welches er eben mit so tiefem Schmerz verlassen hatte, und in allen Sprachen der Welt giebt es nur wenige Gedichte von so leidenschaftlich bewegtem Ausdruck wie die, in denen er das Glück, das sie ihm gegeben, verewigt hat.

Warum heirathete er sie nicht sofort? Seine Abneigung gegen die Ehe ist uns schon bekannt, und zu dieser allgemeinen Abneigung kam dieses Mal noch die Rücksicht auf die große Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Stellung. In der That war der Abstand so groß, daß nicht nur das Verhältniß deßhalb zum öffentlichen Aergerniß wurde, sondern auch Christiane selbst den Heirathsantrag ablehnte. Wenigstens erzählt Stahr, daß, wie es noch Lebende aus ihrem eigenen Munde vernommen, die lange Verzögerung der förmlichen Heirath (bis 1806) nur ihre Schuld gewesen sei; ihre große Bescheidenheit und Demuth habe sich, wie diese Zeugen ihn versichert, „mit jeder Existenz neben Goethe begnügt.“ Gewiß ist es, daß er um Weihnachten 1789 nach der Geburt seines ersten Kindes (August von Goethe, bei dem der Herzog zu Gevatter stand) die Geliebte sammt ihrer Schwester und Tante ganz in sein Haus nahm *) und das Verhältniß immer als eine Ehe ansah. „Sie ist immer meine Frau gewesen“ sagte er, als er sie endlich wirklich geheirathet hatte. Aber wie er auch die Sache ansehen mochte, die öffentliche Meinung vergab ihm seinen Verstoß gegen die Gesetze der Gesellschaft nicht. Die Welt tadelte ihn laut; selbst seine Verehrer können an dies Verhältniß nicht ohne Schmerz denken. „Die Nation“, sagt Schaefer, „hat ihrem größten Dichter die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen; nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als diese Halb-Ehe.“

Seien wir indeß gerecht. Kann sich auch Niemand des Bedauerns enthalten, daß Goethe, der einer reinen Häuslichkeit so besonders bedurfte, keine Frau gefunden hat, die ihm in jedem Sinne des Worts sein Weib, die Herrin seines Hauses, die Gefährtin seines Lebens gewesen wäre, so wird doch bei allseitiger Erwägung der Umstände Niemand das Geständniß zurückhalten können, daß bei dem tiefdunklen Schatten auch hellstes Licht war. Von der Schattenseite dieses Verhältnisses, namentlich in gesellschaftlicher Beziehung, haben wir bereits gesprochen; sehen wir nun auch, welches Glück es ihm brachte zu einer Zeit, wo er höchst einsam, höchst unglücklich war. Die Vaterfreuden, nach denen sein Herz sich sehnte, eine treue und hingebende Neigung, eine liebende Hand, die für seine Häuslichkeit sorgte **), und in dieser Häuslichkeit einen Frieden, den er bisher vergebens gesucht hatte — das alles fand er in dieser Ehe ohne Priestersegen.

> Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
> Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
> Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
> Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

---

*) Auf diese Umsiedlung bezieht sich das zierliche Gedicht „Gefunden“, welches Stahr mit Recht die anmuthigste Parabel nennt:

> Ich ging im Walde
> So für mich hin,
> Und nichts zu suchen
> Das war mein Sinn.
>
> Im Schatten sah' ich
> Ein Blümchen stehn,
> Wie Sterne leuchtend,
> Wie Äuglein schön.
>
> Ich wollt' es brechen,
> Da sagt' es fein:
> Soll ich zum Welken
> Gebrochen sein?
>
> Ich grub's mit allen
> Den Würzlein aus,
> Zum Garten trug ich's
> Am hübschen Haus.
>
> Und pflanzt es wieder
> Am stillen Ort;
> Nun zweigt es immer
> Und blüht so fort.

**) In den Votivtafeln (1796) richtete Goethe an sie das Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe):

> Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
> Erst als Blume. Du bist, häusliches Mädchen, gemeint.

Von seinen Briefen an sie ist unter andern einer (noch ungedruckt) erhalten, den er zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft schrieb; darin spricht er mit der Leidenschaft eines jugendlichen Liebhabers sein Bedauern aus, daß er auf seinem Ausfluge nicht etwas von ihr mitgenommen habe, wenn's auch nur ein Pantoffel wäre, er würde sich dann weniger einsam fühlen. Um solche Liebe zu erwecken, muß Christiane ein ganz anderes Weib gewesen sein, als man sie gewöhnlich darzustellen liebt. Auch die kürzlich veröffentlichten Briefe Goethe's an Herder und seine Frau, gegen die er über sein Verhältniß mit ungenirtester Naivetät sich ausspricht, enthalten zahlreiche Beweise, wie leidenschaftlich er damals an „seinem Mädchenhing“*). Endlich sei noch erwähnt, daß auch seine Mutter mit der Wahl ganz zufrieden war, Christiane als ihre Schwiegertochter in ihrem Hause empfing, zärtliche Briefe an sie schrieb und alle Einmischung unberufener Schwätzer wiederholt ablehnte.

Die römischen Elegien haben ein zwiefaches Interesse: einmal als Ausdruck der Empfindungen des Dichters, und dann als die vollendetsten Gedichte dieser Art in der gesammten Literatur. Es zeigt sich darin, wie tief ihn der Aufenthalt in Italien mit dem Geiste der alten Kunst gesättigt hatte. Und doch, während er den Geist vergangener Zeiten mit unvergleichlichem Glück wiedergiebt, ist er zugleich durchaus originell. Nirgends in der griechischen oder römischen Literatur finde ich diese Vereinigung von weltumfassenden Gedanken, welche dem Verse Größe geben, und von individueller Leidenschaft, die ihm Tiefe giebt. Es sind nicht einfache Elegien, Ergüsse persönlicher Empfindungen, es sind römische Elegien, und eine Welt spiegeln sie wieder. In modernen Gedichten sind sonst alle klassischen Anspielungen meistens kalt und tragen die Spuren mühsamen Studiums, sind nicht die unmittelbar natürlichen Formen des poetischen Ausdrucks; hier in den römischen Elegien lebt die klassische Welt, ja bisweilen kann man fast sagen, der Dichter sei antiker als die Alten. Schlegel sagt von ihnen mit glücklichster Wendung, sie bereicherten die römische Dichtkunst mit deutschen Gedichten. Die dreizehnte Elegie z. B. (Amor der Schalk) ist ganz in Anakreons Weise, steht aber weit über Allem, was wir von Anakreon haben. Antik auch ist die unverhüllte Sinnlichkeit des Dichters und der durch nichts beirrte Ernst seiner Leidenschaft, ein Ernst, der die sonstige Thätigkeit seiner Natur nicht verschlingt, sondern sich mit ihr verbindet. So zeigt uns die wunderbare fünfte Elegie ein Bild der lebendigsten Sinnlichkeit, welche die poetische Thätigkeit nicht stört, sondern fördert. Welch ein Gedicht! welch eine Welt von Empfindungen und Gedanken eröffnen Verse wie diese:

> Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
> Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
> Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
> Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
> Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.

Das ist ein rechtes Bild von Goethe's Liebesgeschichte: die Leidenschaft nährte die Flamme seines Genius und erstickte sie nie; er genoß in vollen Zügen, aber dazwischen in Augenblicken der Ruhe waren ihm seine hohen Ziele lebendig gegenwärtig.

Als Beispiel von der Verschmelzung individueller Leidenschaft mit klassischer Form, welche gleichsam die Vergangenheit in der Empfindung der Gegenwart wieder aufleben läßt, mögen die folgenden Zeilen gelten:

> Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
> Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
> Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
> Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
> Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
> Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
> In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
> Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
> Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
> Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
> Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
> O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.

Manche der schönsten Stellen wage ich gar nicht anzuführen, da sie ebenso antik in der Gradheit des Ausdrucks sind, wie in andern Beziehungen. Goethe hat mit Recht gegen Eckermann bemerkt, die poetische Form sei ein eigenthümlicher Schleier, welcher die Nacktheit des Ausdrucks verhülle; es lägen, sagte er, in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen, und wenn man den Inhalt seiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das „ganz verrucht“ ausnehmen. Zur Beantwortung der Frage, wie weit ein Dichter berechtigt ist, über die herkömmlichen Begriffe seiner Zeitgenossen von Schicklichkeit und Anstand sich hinwegzusetzen, mag ein Wort von Schiller angeführt sein. „Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen los gesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig und, was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine: du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.“

Hätte Goethe nichts geschrieben als die römischen Elegien, so stände er doch unter den deutschen Dichtern in erster Reihe. Sie sind außerdem als Beiträge zu seiner Lebensgeschichte kaum weniger interessant. Sie reden laut von der geistigen Einwirkung Italiens; sie sind beredtes Zeugniß von seiner Liebe für Christiane. Wohl hat er ihren Reizen und dem Glück, das sie ihm gab, noch andere Huldigungen dargebracht, aber diese allein würden hinreichender Beweis sein, wie ungerecht das Urtheil ist, welches die bösen Zungen von Weimar über sie in Umlauf gesetzt haben, ein Urtheil freilich, welches durch ihr späteres Leben einige Unterstützung erhielt, als Jugend und Schönheit dahin waren und die Fehler ihrer Natur bös hervortraten. Wie Goethe selbst das Unglück hat, daß er in der Erinnerung der Nachwelt fast nur als der ruhige alte Herr fortlebt, selten dagegen als der herrliche Jüngling und Mann, wie die Büsten, Bilder und Anekdoten, die wir von ihm haben, überwiegend aus der letzten Hälfte seines Lebens stammen, so hat auch seine Frau das Unglück gehabt, daß die Berichte über sie meist von denen herrühren, welche sie erst kennen lernten, als die Anmuth und der Reiz

*) Einige Stellen aus diesen, verhältnißmäßig weniger bekannten Briefen seien hier angeführt. Die erste Erwähnung seiner Geliebten ist aus dem August 1789, wo er von Ruhla, „dem Lande der berühmten Bergnymphen“ schreibt: „doch sehne ich mich herzlich nach Hause, meine Freunde und ein kleines Erotikon wieder zu finden, dessen Existenz die Frau dir wohl wird vertraut haben.“ Bei der Abreise nach Venedig, wo ihn der Abschied von Christiane und seinem drei Monate alten Kinde „ganz mürbe“ gemacht, empfiehlt er dem Freunde „sein Mädchen und seinen Kleinen“, die „ganz und gar verlassen“ seien. Aus Venedig schreibt er, Mai 1790, wie es ihn nach Hause verlange; sein Kleiner sei unwohl gewesen, „es hat mich sehr beunruhigt, ich bin noch nicht daran gewohnt;“ dann dankt er von Herzen für die Gesinnung gegen seine Zurückgelassenen; „sie liegen mir sehr nahe und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe; wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt.“ Am bezeichnendsten wohl für seine damalige häusliche Stimmung und ganz in der besten Weise seiner lustigen Jahre schreibt er von Breslau, wohin er mit dem Herzog gegangen war, im September 1790: „Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, und mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen.“ — Von einem Minister an einen Generalsuperintendenten geschrieben, lassen diese Worte zugleich den leichten, heitern Geist jener Zeit recht erkennen.

Anmerkung des Uebersetzers.

ihrer Jugend den ungeschickten und breiten Formen des Alters Platz gemacht hatten. Ein Biograph aber hat die Aufgabe, durch fleißige Nachforschung die verschiedenen Zeiten eines Lebens in ihrer Wahrheit zu erfassen, und wie ich sorgsam bestrebt gewesen bin, den jungen Goethe in seinem Treiben, Lben und Lieben darzustellen, so habe ich auch versucht, die junge Christiane von der Nachrede falschen Geschwätzes zu retten und ihre Jugend gegen das spätere Alter in das Licht zu setzen.

Daß man in Weimar das neue Verhältniß Goethe's laut mißbilligte, obgleich man gegen seine Beziehung zu Frau von Stein nicht ein Wort geäußert hatte, ist bereits erwähnt. Das Hauptärgerniß scheint gewesen zu sein, daß die Geliebte an Rang so tief unter ihm stand. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich. Endlich kam es zum völligen Bruch zwischen ihm und der Frau von Stein.

Der Herr Uebersetzer begleitet den von uns mitgetheilten Abschnitt des Buches von Lewes mit folgenden Bemerkungen:

„Ich kann diesen Abschluß der Stein'schen Episode nicht vorübergehen lassen, ohne meine etwas abweichende Ansicht über den Bruch des langjährigen Verhältnisses und die gleichzeitig eintretende Beziehung Goethe's zu seiner späteren Frau besonders auszusprechen.

Nachdem lange genug die böseste Nachrede gegen Christiane Vulpius, bisweilen mit hämischer Freude, immer ohne Kritik, nachgesprochen ist, hat sich in neuester Zeit in der Goetheliteratur eine Wendung zu ihren Gunsten geltend gemacht. Die andere Freundin Goethe's, Frau von Stein, hat entsprechend das umgekehrte Schicksal erfahren; sie wird jetzt von manchen eben so scharf angegriffen, wie ihre glücklichere Riwalin beredt vertheidigt. Beides geschieht namentlich von Ad. Stahr und Lewes. Ihnen entgegen steht Schöll, der als Herausgeber der Briefe an die Stein bereits mehrmals erwähnt ist. Da die Briefe der Stein selbst alle vernichtet sind, so ist das Material, nach welchem der Bruch zwischen ihr und Goethe beurtheilt werden muß, durchaus einseitig und unbefangene Prüfung um so schwieriger, aber auch um so gebotener.

Im Grunde ist es zu verwundern, daß das innige Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein sich eine so lange Reihe von Jahren erhalten hat, da der natürliche Abschluß durch eine Ehe sich bald als unmöglich herausstellen mußte. Goethe bedurfte des Weibes, der häuslichen Genossin. Daß er diesen Wunsch überhaupt erfüllte, trotz der Stein und ohne sich durch das Verhältniß zu ihr beirren zu lassen, daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Ebenso wenig aber der Stein daraus, daß sie sich vor seinem Verhältniß zu Christiane zurückzog. Im Einzelnen mag sie weder weltklug noch edel genug gehandelt haben; gewiß aber ist, daß ein unbefangener Leser sich bei Goethe's Entschuldigungsbriefen eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren kann. Wie schlecht stimmt es zu seiner sonst ausgesprochenen Leidenschaft für Christiane, wenn er sie gegen die Stein „das arme Geschöpf“ nennt! wie wenig treu und edel erscheint er, wenn er die Hülfe der Freundin in Anspruch nimmt, daß das Verhältniß zu der Geliebten nicht ausarte! und wenn er gar die Unfreundlichkeit der Stein auf diätetische Rücksichten zurückführt und beinahe Versöhnung zu hoffen scheint, falls sie nur den Kaffee aufgebe, so bleibt doch auch dem wärmsten Verehrer des Dichters nichts übrig, als den Kopf zu schütteln. Um indeß so billig zu sein wie gerecht, übersehen wir einen wichtigen Umstand nicht: briefliche Aeußerungen haben den Vortheil, die Menschennatur in ihrer unverstellten Unbefangenheit zu zeigen, aber sie verewigen auch die flüchtigsten Erregungen des Augenblicks und bringen die Gefahr mit sich, über dem Wechsel der Stimmungen, den sie wiederspiegeln, die bleibenden Züge zu vergessen. Briefe haben für die Kenntniß des Innern eines Menschen denselben Werth wie Daguerreotype für sein Aeußeres: ob sie ein richtiges Bild geben, hängt von der Atmosphäre und der Stimmung ab, in der sie entstanden sind — auch wohl davon, für wen sie bestimmt sind.

Ueber Christiane Vulpius stimme ich eher mit dem Verfasser überein, der zudem ihre Schattenseiten, die später so unangenehm hervortraten, weit entfernt ist zu übersehen oder zu verschweigen. Daß Goethe sie in den ersten Jahren zu seinen Studien heranzog, läßt sie dem Verfasser geistig wohl in einem etwas zu günstigen Lichte erscheinen; es war gewiß mehr ein Versuch des Dichters, sie zu sich emporzuheben, als daß es ihrem Vermögen wirklich entsprochen hätte.“

---

* Madame de Soubise*).

Nach Alfred de Vigny.

„Die Büchsen ladet und dann blast Fanfare!
Die Schweizer ziehn vorüber; ich gewahre
Auf ihrer Brust des Kreuzes rothe Gluth,
Gefärbt, gelobt sei Gott, von Ketzerblut.
Es ist schon spät. So bin ich von dem Klange
Der Glocke Notredame's nur halb erwacht?
Wir zechten gestern Abend gar zu lange,
Wir tranken auf Bartholomäus-Nacht!

Laßt mir von meinen Klingen
Die allerbeste bringen
Und reicht mit dem Brevier
Auch die Pistolen mir!
Das Frühroth ist entglommen,
Es liegt das Louvre, traun,
Schon hell im Morgengraun.
Heißt meine Tochter kommen,
Das Fest mit anzuschaun!“

Es redet so hernieder vom Balkone
Der Graf mit lautem, froherregtem Tone.
Stallmeister, Knappen, Pagen, säumet nicht!
Ein jeder weiß, was ihm gebeut die Pflicht.
Da, sehet, steigt bereits Fräulein Marie
Die Wendeltrepp' herab mit leichtem Fuß.
Die Partisanen senkt bis an die Kniee
Und bietet ihr geziemend euren Gruß.

* Madame de Soubise.

Nach Alfred de Vigny.

„Ihr Büchsenschützen, ladet mein Gewehr!
Die Lanzenknechte ziehn die Straß' einher,
Ich sehe endlich doch in rother Gluth
Ein Doppelkreuz, ich glaub', es ist von Blut.
Zu spät hat mich geweckt der Glockenklang
Von Notredam', ich lag und schlief zu lang.
Ich trank zu viel und habe spät gewacht,
Doch galt's ja der Bartholomäusnacht.

Daß man ein Schwert mir bringe
Mit guter, scharfer Klinge,
Und eilt, mir die Pistolen,
Den Rosenkranz zu holen;
Schon hell wird nach und nach
Des Louvre schwarzes Dach,
Bald weiß man, was geschehen;
Ruft meine Tochter wach
Was kommt mit anzusehen.“

So der Baron, der an dem Fenster stand,
Die Stimme ward von Allen gleich erkannt.
„Ihr Pagen, Schweizer, Läufer, gebet Acht,
„Ihr Büchsenschützen, auf und Platz gemacht!
Madame Maria Anna kommt daher,
Ich sehe sie vom Thurm heruntersteigen;
Ihr sollt des Grußes Ehre ihr bezeigen,
Senkt eure Piken, präsentirt's Gewehr!“

---

*) Unsere Leser werden mit einigem Staunen in der heutigen Nummer dasselbe Gedicht finden, welches schon in der vorigen enthalten war. Der Zusammenhang ist dieser: In einem Freundeskreise war von der Kunst des Uebersetzens die Rede, und drei der Anwesenden verabredeten sich, das Gedicht von Alfred de Vigny „Madame de Soubise“, als ein schwer wiederzugebendes, in das Deutsche zu übertragen. Was so entstanden ist, theilen wir an dieser Stelle mit; das Original mit der Nachbildung von Otto Gildemeister war vor acht Tagen abgedruckt.

Anm. der Red.

Ein Zelter, sanft von Wesen,
Wird für sie auserlesen,
Da sie den Rappen scheut,
Deß Hufschlag Funken streut.
Der Vater faßt die Zügel
Des Hengstes, und er spricht
Mit zornigem Gesicht,
Sich schwingend in den Bügel:
„Sei doch so zaghaft nicht!

Mach' deiner Abkunft Ehr' und deinem Stande!
In meinem Hause traf beständig Schande
Ein Weib, das weint und seinen Muth verliert,
Da einen Feigling es gar leicht gebiert.
Das Haupt erheb' und senke deinen Schleier!
Ertöne, Horn! Vorwärts mit frischem Muth!
Schon wird die Luft vom dichten Nebel freier
Und zeigt der Seine rothgefärbte Fluth.

Sieh hin, im Morgengrauen
Vermagst du dort zu schauen
Den Nebeldunst hindurch
Die düstre Königsburg.
Dir beben noch die Glieder,
Weil dumpf die Glocke schallt?
Ein Fenster offen! Halt!
Der König blickt hernieder;
Begrüßet ihn alsbald!"

Absteigend schlägt das Kreuz mit frommer Miene
Der Graf und geht zur Kön'gin Katharine;
Die Tochter setzt im Hof sich tief bewegt,
Da stößt ihr Fuß an etwas, das sich regt.
„O neigt Euch zu mir her, mir Trost zu geben!
Noch ist ein Hauch in mir, ob auch nur schwach.
O rettet meine Seele wie mein Leben!
Ich folg' Euch in die Messe willig nach."

„Beugst reuig du die Kniee,
O Ketzer?" spricht Marie;
„Heft' an den Busen dir
Den Rosenkranz von mir.
Zur Jungfrau mußt du flehen
Wie zu dem König ich;
Hier ist ein Roß für dich.
Zur Kirche laß uns gehen;
Komm und begleite mich!"

Sie winkt den Dienern Beistand ihm zu leihen;
Sie richten in die Höh' ihn, sie befreien
Ihn von dem Wehrgehäng, das ihn beschwert,
Und heben ihn mit Vorsicht auf das Pferd.
Den Mantel wirft sie um ihn, auf der Wunde
Befestigt sie ein Heil'genbild sodann.
„Zur Kirche nun!" ruft sie mit bleichem Munde;
„Ein guter Christ ist dieser Edelmann!"

Ihr hohen Tempelhallen,
Welch grause Beter wallen
Heut' in gedrängter Schaar
Zum heiligen Altar!
Kaum Menschen zu vergleichen
Sind sie bespritzt mit Blut,
Die Augen sprühen Gluth,
Sie ziehn und schleppen Leichen
Einher in Grimm und Wuth.

Ist Wirklichkeit, was hier die Blicke schauen?
Sind das wahrhaftig Männer so wie Frauen?
Der Haufe singt den Lobgesang im Chor
Und hebt mit wilder Lust ein Herz empor;
Es ist Coligny's Herz, des Admirales,
Das man dem Ketzer ausriß voller Wuth,
Man ißt es lachend statt des Abendmahles
Und ruft dabei: „das ist mein Fleisch und Blut!"

Es steht am Hochaltare
Ein Mönch, die wirren Haare
Mit einem Helm bedeckt
Und weit den Arm gestreckt;
Dumpftönig singt er Lieder,
Er ruft den Ketzern Fluch,
Und wie das Kreuz er schlug,
Troff schwarzes Blut hernieder
Auf's heil'ge Bibelbuch.

Ein Pferd, das sanft und sacht
Einher geht, wird gebracht,
Der ungestüme Scheck
War ihr ja stets ein Schreck;
In seines Handpferds Bügel
Steigt der Baron hinein.
Er hält es fest am Zügel
Und spricht: „was fällt dir ein
So zimperlich zu sein?"

„Du weißt ja, daß es stets für Schande galt
In unserem Geschlecht, so brav wie alt,
Ein Weib, das zagt und Thränen weint, zu sehn,
Ein Feigling könnte d'raus hervor ja gehn;
Das Haupt empor, laß deinen Schleier fallen;
Ihr Jäger, stoßt in's Horn, wir reiten fort;
Schon seh' ich dort die Seine blutig wallen,
Doch gerne säh' mein Auge mehr noch dort.

Steigt nicht im Nebelflor
Der Klosterthurm empor,
Des Louvre hohe Wand
Am dunklen Seinestrand?
Hinein! — sei nicht erschrocken
Beim Ton der Sturmesglocken! —
Ein Fenster öffnet sich,
Der König! — neige dich."

Der Alte macht ein Kreuz mit frommer Miene
Und tritt hinein zur Kön'gin Katharine,
Die Tochter harrt im Hof auf einem Sitze,
Da plötzlich stößt sie mit des Fußes Spitze
An einen Körper an. — „„Ich leb', ich lebe,
Reicht mir die Hand, damit ich mich erhebe,
Ihr heilt der Seele, nicht dem Leib allein,
Denn morgen wird mein Weg zur Messe sein.""

„Erheb' dich, Hugenott,
Zur Jungfrau fleh', zu Gott,
Dir hülfreich beizustehen;
Ich will zum König gehen
Und Rettung dir erflehen;
Nimm diese Kerze hier,
Den Rosenkranz zu dir,
Besteig dies schwarze Thier
Und komm und folge mir." —

Marie befiehlt, ihn auf das Roß zu tragen
Und ihm des Pagen Mantel umzuschlagen,
Sie deckt sein Haupt mit ihrem sammt'nen Hut,
Sie löset seine schwere Degenkette
Und legt den Schleier mit dem Amulette
Auf seine Wund' und ruft mit festem Muth:
„Ein Katholik ist dieser Edelmann,
Kommt in die Kirche nur und urtheilt dann!" —

Eustachs geweihte Schwelle,
Warum wie Sturmeswelle
Dringt dort mit wildem Schrein
Das Volk zu dir hinein?
Durch dunkle Säulenreihn
Schleppt eine rohe Schaar
Der Leichen blut'ge Bürde
Am Boden auf der Hürde
Bis hin zum Hauptaltar. —

Gott wolle gnädig auf die Zeiten schauen!
Von wilden Männern wogt es dort und Frauen,
Sie stimmen ein Tedeum an im Chor
Und ziehn, in Blut getränkt, ein Herz hervor,
Colignys Herz, der für Calvin gestritten,
Das man ihm auf der Gasse ausgeschnitten,
Man beut sich's dar und lacht und sagt dabei,
Daß dies der Wein, das Brod des Lebens sei. —

Im Helm vom Busch umwallt
Steht eine Mönchsgestalt
Am Altar auf dem Chor
Und liest das Meßbuch vor;
Dann stimmt mit hellem Klang
Sie an den Weihgesang
Und ruft den Dom entlang,
Indem zum Kreuz sie schlingt
Die Hände, blutumringt.

„Gebt Raum!“ so ruft er; „unser Wort in Ehren!
Wir schonen jeden, der sich will bekehren.
Gebt Raum! Es nahen sich zwei Kinder dort;
Ich untersag' euch jetzt noch ihren Mord.
Der Tempel ist, so spricht Sankt Paul, für Alle!
Hier nehm' ich Beide unter meine Hut,
Doch sind sie außerhalb der Kirchenhalle,
In Gottes Namen, dann vergießt ihr Blut!“

„O Priester“, spricht mit Beben
Marie, „um das Leben
Des Mannes, den Ihr seht,
Seid brünstig angefleht!
Er legt voll tiefer Reue
Euch seine Seele bloß,
Er kehrt zum Mutterschooß
Der Kirch' in alter Treue;
O sprecht ihn gnädig los!“

„Es ist zu spät, zu spät!“ so spricht der Wunde;
„Ob büßend auch die Seele mir gesunde,
So nimmer doch, ich fühl' es klar, der Leib;
O reichet mir die Hand und seid mein Weib!
Ich bin der Herzog von Soubise; danken
Möcht' ich Euch gern, so gut ich es vermag.
Ich sterb' in dieser heil'gen Kirche Schranken;
Vermählt Euch mir für meinen letzten Tag!

Die Seel' entflieht; du Reine,
O sprich, bist du die Meine?“
Sie beugt das Haupt ihm nah'
Und seufzet leise: „Ja!“
Dies Wort thut ihm Genüge,
Und Lächeln im Gesicht
Schaut er der Augen Licht,
Die sanften, bleichen Züge,
Bis ihm das seine bricht.

Sein Tod erhob zur Herzogin Marien;
Die reichen Güter, die er ihr verliehen,
Hat sie, vermehrt mit ihrem eignen Land,
Sogleich der heil'gen Kirche zugewandt.
Ein tiefer Gram, ein stilles, düstres Trauern
Verzehrt des jungen Körpers Kräfte bald;
Sie stirbt in eines Nonnenklosters Mauern,
Jungfrau und Wittwe, zwanzig Jahre alt.

Fr. Ruperti.

„Macht Platz, gedenkt des Worts, das ihr gegeben,
Schenkt jedem, der zur Messe kommt, das Leben,
Macht Platz, es naht sich dort ein junges Paar,
Noch tödtet nicht, hier in der heil'gen Halle
Beschütz' ich sie vor jeglicher Gefahr,
Denn Paulus spricht: Die Kirch' ist da für Alle,
Hier ist der Priester Herr, hier sind sie mein,
Sind sie hinaus, dann soll'n sie euer sein.“

„Ich komm' zu dir allein,
Denn zu der Königin
Ging dort mein Vater hin,
Du sollst uns Hülfe leihn
Und unser Retter sein“,
So spricht Marie mit Beben,
„Ich flehe für das Leben
Des wunden Hauptmanns hier,
Der selbst auch fleht zu dir.“

Der Hauptmann aber seufzt: „zu spät, ich sterbe,
Doch helft mir, daß ich ew'ges Heil erwerbe,
Reicht mir die Hand für eine kurze Frist,
Ich sterb' als Katholik dann und als Christ;
Soubise heiß' ich, eine Herzogskrone
Wird, seid Ihr meine Gattin, Euch zum Lohne,
Für einen Tag nur ist's, nicht steig' ich wieder,
Die ich betrat, der Kirche Stufen nieder.

Die Seel' entflieht dem Leib,
Ich fühl's. Seid Ihr mein Weib?“
Sie spricht ein Ja und neigt
Sich zu ihm hin und schweigt.
Ein Wort vereinte sie;
Er lenkt in Todesqual
Des Auges feuchten Strahl
Noch einmal zu Marie,
Es war das letzte Mal. —

So ward Maria Anna Herzogin,
Doch alle ihre Güter gab sie hin
Und was als Vaters Erbtheil ihr geworden
Der Jesubrüderschaft hochheil'gem Orden. —
Wohl kämpft ein schwacher Leib mit der Gewalt
Der Seelenqual, doch kann's nicht lange dauern;
Als Jungfrau, Wittwe, zwanzig Jahre alt,
Starb sie in der Saintong', in Klostermauern.

Adolf Laun.

Feuilleton.

Bacherl in Berlin.

*Schon oft hat sich mir wie vielen Andern die Bemerkung aufgedrängt, daß man in Berlin, vergleichsweise mit andern europäischen Hauptstädten, sich für wenig Geld außerordentlich viel Vergnügen verschaffen könne. Einen neuen, freilich über alle Voraussetzung gehenden Beleg für jene Bemerkung sollten die zwei Vorlesungen des ursprünglichen Verfassers des „Fechters von Ravenna“ geben. Für 15 — 10 und 5 preußische Silbergroschen — je nach dem Platze im Saale — hat sich eine gute Anzahl Berliner köstlichen Spaß, unerschöpflichen Stoff zum Lachen, für eine ganze Woche hinreichend, erkauft. In Berlin dachte Niemand daran, daß es dem bereits in Augsburg, Wien, Prag und Leipzig ausgelachten Poeten in den Sinn kommen würde, auch noch ein Attentat auf die Stadt, in deren Mauern die Wiege des Kladderadatsches stand, zu versuchen. Bacherl ist aber nicht so dumm, wie er aussieht, denn der reelle, schließlich entscheidende, klingende Erfolg ist für ihn.

Ist es Ihnen schon begegnet, daß Sie sich von einer Ihnen unbekannten Person nach dem Namen und aus einzelnen Ihnen bekannt gewordenen Lebensumständen derselben ein genaues Bild entworfen haben, und daß Sie später dieses Bild der Wirklichkeit ziemlich entsprechend fanden? Der Mann, der aus den Coulissen der Kroll'schen Bühne hervortrat, war — mag es Zufall sein — war genau derselbe, den ich erwartete. Eine ziemlich kleine, nicht dicke und nicht dünne Gestalt, ohne den mindesten Anflug von etwaigen Kulturversuchen, ein sechsundvierzigjähriges Gesicht, zwischen und unter dessen männlichen Falten, Gruben und Krähenfüßen eine unbeschreiblich kindliche Bornirtheit ausgebreitet liegen; unter der Nase starrt ein schuhbürstenartiges Exemplar von Bart, das klassisch geradlinige Haar ist hinter die Ohren gestrichen und fällt von dort strohdachähnlich über den Rockkragen hinab.

Berlin besaß und besitzt zum Theil noch recht gute Komiker, von denen ich den sächsischen, schwäbischen, bayerischen, schlesischen, österreichischen Dialekt in prächtiger Karrikatur sprechen gehört habe; wie aber die beste Karrikatur meiner Erfahrung nach noch immer hinter der Natur zurückbleibt, so waren auch die Chargen jener Komiker nur schwächliche, matte Kopien im Vergleich zu dem „paierschen Taitsch“ des Herrn Franz Bacherl. Die Zuhörerschaft war nichts weniger als unvorbereitet, aber so holprige Verse, so elende Gemeinplätze, so unsinnige und kindische Bilder hatte man doch nicht erwartet. Sie können denken, in welchen Jubel die spottsüchtige Berliner Bevölkerung ausbrach. Allein heiter und naiv sieht das nichtssagende Auge des Poeten auf die lachende, höhnende, klatschende, pfeifende, zischende und dacaporufende Menge rings um ihn; harmlos wiederholt er auf Verlangen zwei-, drei-, viermal den Unsinn der Hauptpointen, welche den Schmuck seiner lyrischen und dramatischen Mißgeburten bilden. — Man kann nicht anders glauben, als daß diese Gemüthsruhe gegenüber dieser Verhöhnung das Resultat der schon lange gewonnenen Ueberzeugung ist, daß der beste und entscheidende Theil dieser Vorlesungen erst anhebt, wenn diese selbst beendet sind, und das Einkassiren der reichlichen Eintrittsgelder beginnt. — Nach der Intensität und Dauer des Lärmens zu urtheilen, würde das Gedicht: „die beiden poetischen Pole“ in einem Wettkampfe unter den Gelehrten des Kladderadatschs den Preis davon getragen haben; in dem Gedichte selbst wurde wieder der Lärm zum Höllenspektakel bei der Phrase: „Ein süttlikes (südliches) Häärz im Nohrden gehäckt (gehegt).“ Erst eine viermalige Wiederholung konnte die Zwergfellerschütterungen bei den Zuhörern etwas mildern. — „Zerrissene Länder vergeh'n, — wie Mücken am Sternenschein“, „Ich habe gedhan in des Ihnern dhiese Stülle das dhaire Pild“, „des Fräulerrs Beschattung“ — das sind die wenigen Bruchstücke, die mein Gedächtniß unter dem immer neu auf dasselbe eindringenden Schwall von Unsinn festhalten konnte.

J.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen sind zu nennen: Die Zerstörung von Jerusalem. Trauerspiel von Leonhard Wohlmuth; die Hand des Fremden. Historischer Roman von Brrnd von Guseck. 2 Bde.; dir Philosophie beim Wein. Von Johann Nepomuck Vogl.

— * In diesen Tagen erscheint der zweite Band des großen Reisewerkes von Heinrich Barth.

— * Der Hofrath Wagner in Göttingen, der vor zwei Jahren einen so heftigen Kampf über die große Streitfrage „Leib und Seele“ zu bestehen hatte, giebt soeben eine Schrift heraus, welchr betitelt ist: „Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft.“

— * Die Ausschreibung von Preisen für dramatische Werke durch den Maximiliansorden in München hat das Eintreffen von sehr vielen Arbeiten zur Folgr gehabt. Da der Einsendungstermin mit diesem Monat abläuft, so hat König Max die Preisrichter ernannt; nämlich für die Tragödie von Schack, Geibel und von Sybel, für das Lustspirl von Kobell, Carriere und Bodenstedt.

— * Die Roman-Bibliothek „Album“ enthält den ersten Band einer neuen Erzählung, „Oberndorf“, von Robert Prutz, über welche die „Hamburger Nachrichten“ sagen: Was von dem Buche vorliegt, ist die Jugendgeschichte eines Poeten, des Candidaten Eduard Walldorf und seines Freundes und Studiengenossen Anton Feldner. Den letzteren ruft ein alter, eigensinniger Oheim zu sich nach Rußland, den Ersteren sehen wir am Schlusse des Bändchens von einer hochpreislichen Oberschulbehöede wegen politischer Schriftstellerei aus der Candidatenliste des Ländchens gestrichen und aus dem kleinen Städtchen ausgewiesen, wo er seine Wohnung nach beendigtem Universitäts-Cursus genommen. Diesr Einleitung ist heiter gelaunt gegeben, reich an kleinen gemüthlichen Zügen und mit Charakteren ausgestattet, unter denen sich ein Bürgermeister sehr komisch hervorthut, ein aus dem Leben der Kleinstaaten herausgegriffener Piepmeier, in dem sich ein wunderbares Gemisch freisinniger Beredtsamkeit mit der strengsten Polizeidespotie vereinigt findet. — Dasselbe „Album“ bringt auch den ersten Theil eines neuen Romans von Karl von Holtei; er hat den Titel „Noblesse oblige“ und ist nach einem Drama „Alt und Jung“ gearbeitet, das Holtei auf einigen Bühnen darstellen ließ, ohne daß es Glück machte.

— * Johannes Keplrr. Die Werke eines der größesten deutschen Männer, Johannes Keplers, des ersten Astronomen und Vaters der gesammten neueren Sternkunde, sind nicht in einer des Mannes und der Wissenschaft würdigen Gesammtausgabe vorhanden. Manches von ihm existirt nur handschriftlich, Anderes in selten gewordenen alten Ausgaben. Jetzt endlich ist die Aussicht da, die geistigen Schöpfungen des ausgezeichneten Mannes bei einander und in würdiger Gestalt zu erhalten, indem eine Anzahl von Gelehrten, Professor Frisch in Stuttgart an der Spitze, sich zu diesem Zwecke vereinigt und ihre Aufgabe so weit gelöst hat, daß der Prospect ausgegeben werden konnte. So wird Kepler, der ein Leben voll Noth und Elend durchzumachen hatte (1573 — 1630), jetzt wenigstens noch ein gebührendes geistiges Denkmal erhalten. Es war sehr schwierig, so weit zu gelangen, da manche wichtige Manuscripte des Astronomen zerstreut, viele namentlich in Rußland waren, wo man sie aber bereitwillig zur Verfügung stellte. Die neue Ausgabe soll nun alle Werke Keplers mit Ausnahme der bloß Tafeln enthaltenden, dann seinr Briefe und sein Leben umfassen, und es ist eine Subscription eröffnet. Die Sammlung hat nicht nur für Astronomen, sondern bei der Vielseitigkeit Keplers auch für Philosophen, Historiker, Philologen, Freunde der Literatur und Kulturgeschichtr hohes Interesse; die Schriften werden unverändert und auch in der ursprünglichen Zeitfolge wieder gegeben.

— * Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ schließen einr Besprechung der „Aesthetik“ von Vischer mit folgenden Worten: „Aber wie steht es um den Dank der Nation und iheer Lenker für ein Werk, das der Nation Ehre macht? Die Data der Vorreden weisen es aus. Die erste ist aus Tübingen, die letzte aus Zürich datirt. Der Verfasser begann sein Werk über das Schöne und die Kunst auf einer kleinen deutschen Universität, wo kein Bildwerk, kein Gemälde, kein Schauspiel zu sehen, keine Oper oder Symphonie zu hören ist. Er setzte es auf dieser Universität fort und entwickelte, flüchtige Reisebeobachtungen ausbeutend, insbesondere die Lehre und Geschichte der bildenden Künste mit solcher Meisterschaft, daß zu erwarten stand, in jenen deutschen Staaten, deren Hochschulen mit reichen Kunstsammlungen zusammenwohnen, werde man sich sagen: Wie, einen solchen Mann lassen wir in Tübingen sitzen? ziehen ihn nicht heran, um dir Schätze, die wir hüten, durch ihn erst lebendig und für deutsche Bildung fruchtbar zu machen? Das war umsomehr zu erwarten, als Jedermann wußte, daß demselben Mann eine seltene Lehrgabe zur Seite stand, die seinr Vorlesungen mit zu den besuchtesten der Universität machte. Aber nichts von alledem. Vischer blieb Professor in Tübingen. Die Schweiz erkannte besser seinen Werth. Sie rief ihn, und er folgtr. Folgtr, um in einer größern Stadt wenigstens Menschen, Leben, Weltverkehr zu schauen. Ob er für Deutschland verloren bleiben wird? Ob man in Berlin oder München endlich erkennen lernen wird, wo ein solcher Mann hingehört? was man den Kunstschätzen, die man besitzt, was man der deutschen Bildung schuldig ist? Und ob man es erkennen wird, ehe es zu spät ist?“

— * Das Theaterwesen im Auslande. Der einstige Berliner Schauspielintendant von Küstner giebt in seinem „Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik“ Uebersichten über das Bühnenwesen in Frankreich, Spanien, England, Rußland und anderen Ländern. Denselben sind die folgenden Notizen entnommen: „Die französische Hauptstadt zählt augenblicklich im Ganzen 26 Theater und theaterähnliche Schaustellungen, wie z. B. der Circus in den Champs-Elysées ꝛc. Dieser letztern giebt es 5, so daß also die Zahl der eigentlichen Theater 16 beträgt, wovon 5 vom Staat unterstützt werden: nämlich die große Oper mit (im Jahre 1853) 680,000 Francs, das Théâtre français mit 240,000 Francs, die Opéra comique mit derselben Summe, das Odéon und das Théâtre italien mit je 100,000 Francs, so daß also die Gesammtsumme, welche der Staat jährlich zur Unterhaltung der Pariser Theater beisteuert, nicht weniger als 1,180,000 Francs beträgt. Auch die Provinzialtheater in Marseille, Lyon und Bordeaux genießen eine jährliche Unterstützung von beziehentlich 120,000, 50,000 und 90,000 Francs, wozu noch, wenigstens in den beiden letztgenannten Orten, zwei völlig miethsfreie Häuser nebst freiem Inventarium kommen. Die 28 Pariser Theater werden nach einer Durchschnittsrechnung täglich von 20,000 Personen besucht, d. h. von je 1000 Einwohnern sind täglich 16 bis 17 im Theater. Wären, bemerkt Herr von Küstner hinzu, die Theater der Berliner so groß wie diejenigen der Pariser, so müßten von den 450,000 Einwohnern, welche Berlin gegenwärtig zählt, täglich 7 bis 8000 im Theater anzutreffen sein, eine Summe, die jedoch in der That noch nicht zur Hälfte erreicht werden dürfte. Die sämmtlichen jährlichen Einnahmen der Pariser Theater und Spectakel wurden im Jahre 1853 auf 10 Millionen Francs veranschlagt, sind jedoch seitdem bedeutend gestiegen. Neue Stücke wurden 1856 in Paris 252 gegeben; die droits d'auteur, die bekanntlich in Frankreich von jeder Aufführung gezahlt werden, belaufen sich durchschnittlich auf 1 Million Francs jährlich, wozu 800,000 Francs allein von den Pariser Theatern aufgebracht werden, der Rest von 200,000 Francs aber sich auf die verschiedenen Provinzialtheater vertheilt, von denen z. B. dasjenige zu Lyon jährlich 16,000 Francs für den angegebenen Zweck verwendet. Die Zahl der dramatischen Künstler in Frankreich, Sänger, Schauspieler, Tänzer, Chor und Corps de Ballet, wird im Ganzen auf 6000 Köpfe abgeschätzt; davon kommen auf Paris allein, jedoch mit Inbegriff der Musiker und des sämmtlichen Verwaltungspersonals, 4600, die zusammen 5½ Millionen Francs beziehen. Schauspielhäuser giebt es in Frankreich 361, davon in Paris und der Umgebung 36 mit zusammen 34,000 Plätzen. Schauspieltruppen rechnet man in Frankreich 136; davon kommen auf Paris und seine Umgebung 36, auf dir Provinzen 100 und zwar gehört die größere Hälfte der letztern zu den stehenden Truppen. Sehr interessante Vergleichungspunkte sowohl mit diesen französischen als auch mit unsern deutschen Zuständen bietet die Uebersicht der russischen Theater. Alle Provinzialtheater in Rußland stehen unter dem Ministerium des Innern, die Theater von Petersburg und Moskau dagegen, die unmittelbar von der Regierung unterhalten werden, gehören zum Ressort des Ministeriums des kaiserlichen Hauses. Petersburg besitzt im Ganzen 5, Moskau 3 Theater, unter welchen letztern das neue, erst vorigen Herbst bei Gelegenheit der Krönung Alexanders II. eingeweihte „Große Theater“ zu den größten und prachtvollsten der Welt gehört. Die jährliche Unterstützung, welche von der Regierung gewährt wird, beläuft sich bei den Petersburger Theatern auf 404,374, bei den drei Moskauer dagegen auf 107,000 Rubel Silber, wobei jedoch außerordentliche Zuschüsse nicht ausgeschlossen sind. Sehr verdienstlich, sowohl durch ihre Neuheit wie durch ihre Vollständigkeit, sind ferner dir Notizen über das spanische Theater; der Verfasser verdankt dieselben größtentheils dem Herausgeber des „Kasseler Sonntagsblatts“, Herrn Dr. Otto Braun in Kassel, der sich längere Zeit in Madrid aufgehalten und daselbst namentlich das spanische Theater studirt hat. Sehr im Widerspruch mit der mangelhaften Administration, die wir uns im Uebrigen in Spanien herrschend denken, ist das spanische Theaterwesen, in der Hauptstadt sowohl wie in den Provinzen, durch ein eigenes vom Jahre 1849 datirendes Gesetz mit großer Sorgfalt geregelt. Sämmtliche spanische Theater zerfallen danach in drei Klassen. Zur ersten, welche eine jährliche Gewerbsteuer von 3000 Realen entrichten, gehören im Ganzen 8 Theater, darunter 3 in Madrid, 1 in Barcelona, 2 in Sevilla, 1 in Cadiz und 1 in Valencia. Die zweite Klassr zahlt eine Steuer von 1500 Realen; zu ihr gehören das Instituto zu Madrid sowie die Provinzialtheater zu Coruña, Granada, Malaga, Valladolid, Saragossa. Alle übrigen hier nicht genannten Theater endlich werden der dritten Klasse beigezählt, welche jährlich 500 Realen zu steuern haben. Madrid selbst besitzt 10 Theater, von denen das Teatro real oder de Oriente das größte, das de Buenavista das kleinste. Doch spielt keins von allen 10 Theatern das ganze Jahr hindurch, sondern nur in Saisons, die bei den verschiedenen Theatern verschieden fallen.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 30. Bremen, 26. Juli. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Pierre Jean de Béranger.

Von Fr. Ruperti.

Chanter, ou je m'abuse,
Est ma tâche ici-bas.

Die Stadt Paris, ja, man kann sagen, das gesammte Frankreich wurden in den letzten Wochen in die lebhafteste Aufregung und zum Schluß in tiefe Trauer versetzt durch die Krankheit und den Tod eines Mannes, der wie wenige ein Liebling der Nation war und in seiner spätern Periode vielleicht keinen einzigen Feind hatte, eines Dichters, dessen Lieder, wie sie die Freude der Zeitgenossen ausmachten, leben werden, so lange eine französische Sprache besteht. Das prachtvolle Leichenbegängniß, welches dem Verewigten zu Theil ward, sprach die allgemeine Sympathie nicht weniger aus als vorher die Besorgniß, mit der man auf sein Sterbelager blickte. Auch in Deutschland, obwohl er uns und unsere Literatur, die er nicht kannte, nur wenig beachtete, hat der Geschiedene zahlreiche Freunde gehabt, die in ihm den Vertreter alles dessen sahen, was der französische Charakter Edles, Schönes und Liebenswürdiges haben kann, und es geziemt sich wohl, ihm in dankbarer Anerkennung vielfachen Genusses und mit gerührtem Herzen einige ehrende Worte des Nachrufs in die Gruft, welche seine Erdenhülle aufgenommen hat, folgen zu lassen.

Pierre Jean de Béranger, trotz des de vor seinem Namen von bürgerlicher Abkunft, — wie er denn selbst in einer Chanson voll bittern Spottes gegen den Adel und mit dem kecken Endreime „Je suis vilain et très-vilain" in nachdrücklichem Stolze darauf hinweist, — wurde im Jahre 1780 zu Paris im Hause seines „armen, alten Großvaters", eines Schneiders, geboren. An seiner Wiege, die nicht von Blumen war, stand, wie er es in einem späteren Gedichte schildert, eine Fee, die sein erstes Schreien und seine ersten Schmerzen durch sanfte Melodieen beschwichtigte, aber ihm von allen Gütern der Erde nichts als einen heitern Sinn und die Gabe des leichten Liedes versprach. Im großelterlichen Hause wuchs er, in Hinsicht auf seine Erziehung vielleicht vernachlässigt, heran; als ächter Pariser Gamin sah er als Knabe von neun Jahren der Erstürmung der Bastille zu, die er später an demselben Tage aus seinem Kerker so wundervoll besungen hat. Als die Revolution in stets wilderen Gang kam, ward er nach Péronne geschickt, wo eine Tante von ihm einen Gasthof hielt. Hier besuchte er zuerst eine Schule, ohne indeß viel in derselben zu lernen. Die Lehranstalten des damaligen Frankreichs waren im Verfall oder nahmen Theil an der Aufregung der Zeit. Die jungen Republikaner, voll vom Gefühl ihrer Menschenrechte, gehorchten wenig und trieben, wozu sie Lust hatten; sie beschäftigten sich ernsthaft mit den großen Fragen, die den Convent in Anspruch nahmen, sie debattirten und entwarfen Adressen, und Béranger soll dabei besonders als Redner und Schriftführer sich hervorgethan haben. Lateinisch und andre fremde Sprachen hat er daher niemals getrieben, mit auswärtigen Literaturen keine Bekanntschaft gemacht, außer dem, was durch Uebersetzungen ihm zugänglich war, und später erst mühsam manche Kenntnisse sich angeeignet. Bei dem ächtfranzösischen Genre, das er erwählte, schien es auch bei ihm weniger nothwendig zu sein. Die ersten Bücher, die er las, waren die Bibel und eine Uebersetzung des Homer; in der Folge kamen der Telemach, Racine und Einzelnes von Voltaire hinzu. Der Letzte verfehlte sicher nicht auf ihn Einfluß zu üben; wenigstens stand es mit seinem Katholizismus wohl damals schon nicht zum Besten, wie das aus der kecken Frage über den Nutzen des Weihwassers hervorgeht, die er an seine Tante richtete, als er aus der langen Betäubung erwachte, in welche ein Blitzstrahl, von dem er getroffen ward, ihn geworfen hatte. Im Alter von vierzehn Jahren kam er als Lehrling in eine Buchdruckerei, und hier lernte er durch den Vorsteher derselben, der selbst dichtete, zuerst orthographisch schreiben und erwarb sich einige Kenntniß der französischen Metrik, wofür er seinem Prinzipal sich stets sehr dankbar zeigte.

In seinem achtzehnten Jahre begab er sich zurück nach Paris, wo die Verhältnisse seines Vaters sich inzwischen gebessert hatten. Er konnte nun etwas mitmachen und für seine Geistesbildung Sorge tragen; er besuchte die Theater, die sich wieder zu heben anfingen, er las Werke, namentlich dichterische, und stellte selber im Versemachen Versuche an. Bald indeß war es mit der Herrlichkeit vorbei, sein Vater wurde von neuem arm, und er gerieth in große Bedrängniß; aber sein heiterer Sinn verließ ihn nicht, und er wußte sich das Leben in seinem so oft besungenen Dachstübchen so angenehm als möglich zu machen. Unter den französischen Schriftstellern war namentlich Chateaubriand von Einfluß auf ihn, er studirte dessen Schriften mit Eifer und schien dadurch in eine Bahn gelenkt zu werden, die seinem Talente wenig angemessen war. Anfangs hatte er Dramatiker werden und namentlich Lustspiele schreiben wollen, aber wenn er zu Molière's Größe hinaufblickte, ward er ängstlich und verzweifelte ein solches Vorbild erreichen zu können. Dann verfaßte er, eben durch Chateaubriand angeregt, sehr ernsthafte Gedichte und wählte Stoffe, die ihm später fern lagen, wie er denn sogar das jüngste Gericht und die Wiederherstellung des Gottesdienstes besang. Auch trug er sich mit der Idee eines großen Epos, dessen Held der alte Frankenkönig Chlodwig sein sollte, aber gewissenhaft wollte er damit bis zum dreißigsten Jahre warten und so lange nur Vorstudien machen.

Im Jahre 1803 nahm er von seinen Gedichten die, welche er für die besten hielt, und übersandte sie an Lucian Bonaparte, den Bruder Napoleons, der bekanntlich ein eifriger Freund und Beförderer von Wissenschaft und Kunst war und selber mit schriftstellerischen Arbeiten, namentlich mit der Abfassung eines großen Heldengedichtes sich abgab. Lucian ließ den jungen Dichter zu sich einladen, er empfing ihn als einen gleichstrebenden Freund mit Wohlwollen und gab ihm nicht bloß guten Rath, sondern überließ ihm auch seinen Gehalt als Mitglied des Instituts, den Béranger bis

1812 bezogen hat. Er hat dafür sich jenem immer in einem hohen Grade dankbar bewiesen. Er wollte, als Lucian sich etwas später in die selbstgewählte Verbannung zurückzog, seine Gefühle gegen ihn durch die Widmung einer Sammlung von Schäfergedichten öffentlich aussprechen, aber die kaiserliche Censur, streng wie sie war, verwehrte es, und die Idyllen sind ungedruckt geblieben. Lange nach dem Sturze Napoleons, im Jahre 1833, hat Béranger die Ausgabe seiner späteren Chansons Lucian gewidmet mit einer Zueignung, die dem Prinzen des Napoleonischen Hauses wie dem Dichter gleiche Ehre macht.

Im Jahre 1809 nahm Béranger eine Stelle von der Regierung an; es war freilich, da es ihm an literarischen Kenntnissen fehlte, nur eine geringe, die eines Sekretärs beim Unterrichtswesen. Seiner Sinnesweise hätte es am meisten zugesagt, ganz unabhängig zu leben; die Freiheit, so sagt er in einer Chanson, entzückt mich, aber ich habe großen Appetit. Wenn er auch einfach lebte und bescheiden in seinen Wünschen war, so brachte er doch bisweilen gern mit Freunden in heiterer Gesellschaft zu, die feinen Weine verachtete er gleichfalls nicht, seine Lisette mußte dann und wann doch auch ein Geschenk haben, und alles das kostete Geld. Sein Amt trug ihm allerdings nicht viel ein, aber es war doch etwas Sicheres, und übermäßig viel dafür zu thun hatte er auch nicht. Mehr und mehr vergaß er inzwischen seine beabsichtigten umfangreichen Werke, auch sein großes Epos, er erkannte, daß das leichte Lied sein eigentlicher Beruf sei oder doch am raschesten zu allgemeiner Anerkennung führe, und bald wurde er durch einige seiner Chansons nicht bloß in Paris, sondern in ganz Frankreich bekannt, ohne daß etwas von ihm gedruckt gewesen wäre, wie es denn überhaupt im Charakter dieser Gattung liegt, daß dahin gehörende Gedichte mit Blitzesschnelle mündlich oder durch Abschriften sich verbreiten. Zwei, die in den Jahren 1812 und 1813 entstanden, machten vor allem Aufsehen und gewannen Beifall, le Sénateur und le Roi d'Yvetot. Das erste soll selbst Napoleon ein Lächeln abgelockt haben; das zweite, welches einen versteckten muthwilligen Angriff auf seine überkriegerische Regierung enthielt, ließ er in der Erinnerung an die russische Niederlage und im Hinblick auf die sich vorbereitenden großen Ereignisse ruhig und ungeahndet hingehn. Zur Zeit des Sturzes von Napoleon und während der hundert Tage verstummte seine Muse; das Amt eines Censors, welches ihm damals angetragen wurde, wies er trotz aller damit verknüpften Vortheile als nicht vereinbar mit seiner freien Gesinnung entschieden zurück. Grade als die Verbündeten zum zweiten Male in Frankreich standen, im Jahre 1815, erschien die erste Sammlung seiner Gedichte, die einen großen Beifall erntete und gleich vergriffen war. Sie enthielt bereits einige seiner schönsten Dichtungen; unter den Augen der Feinde und gleichsam ihnen zum Trotz sang er im Unglücke den Ruhm der französischen Waffen und schien es mehr und mehr als seine Lebensaufgabe zu erkennen, durch seine leichten Lieder in trüben Tagen die Herzen seines Volkes zu erheitern und die Thränen der Verbannten zu lindern.

Immer entschiedener aber betrat er dann die Bahn der politischen Poesie. Es ist bekannt genug, wie das wieder hergestellte Bourbonische Königshaus, namentlich etwas später unter Karl X., von einer ultraroyalistischen Partei, von Adligen und fanatischen Priestern fortgerissen mehr und mehr dahin strebte, die eben erst verliehene Charte zu unterdrücken oder wenigstens zu beschränken, und das letzte Ziel der Uebereifrigen war eine Herstellung der alten Zustände von Frankreich, die sie als die glücklichen bezeichneten. Mehr noch als von den Bourbonen galt das Wort Napoleons, „nichts gelernt und nichts vergessen", von dieser Partei, für welche die ganze Revolution mit ihrer Menge von schmerzlichen Erfahrungen nicht dagewesen zu sein schien. Immer stärker aber entfremdeten sie dadurch sich die Masse des Volkes, ja, es wuchs ein bitterer, ein tödtlicher Haß allmälig in den Gemüthern auf gegen sie. Béranger war immer ein Freund der Freiheit gewesen; wenn er auch Napoleons Größe bewunderte und über den Ruhm Frankreichs wie alle andern seine Freude hatte, so haßte er doch seine Willkür und Despotie, und noch heftiger wandte sich nun seine Entrüstung gegen die Bourbonen, die sich auch als Feinde der Freiheit zeigten und doch neben jenem Gewaltigen nur als Schwächlinge erscheinen mußten. Er begann den Kampf gegen sie mit den Waffen, die ihm zu Gebote standen, mit den Waffen seiner leichten Lieder, in die er alles, was ihm dienen konnte, Wahres und Falsches, Vergangenes wie Gegenwärtiges, Vernunft und Leidenschaft, Ernst wie Satire geschickt zu verweben wußte. Selten ist wohl eine Regierung so unaufhörlich, so beißend witzig, so heftig und unerbittlich bekämpft worden wie die damalige Französische durch Béranger; er gehörte bald zu ihren furchtbarsten Gegnern, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Grundlage des Throns der älteren Bourbonen auch wesentlich durch ihn mit untergraben worden sei. Daß Lieder so wirken konnten, hängt mit Geschichte und Sitte des französischen Volkes, hängt mit dem ganzen Nationalcharakter auf das engste zusammen. Seine Chansons, bekannten Melodieen angepaßt, gingen, flogen von Mund zu Munde, überall wurden sie gesungen. Fremde, die damals Frankreich bereisten, konnten nicht genug davon erzählen; in den Salons theilte man sich dieselben mit, der Postillon auf seinem Bocke sang sie wie der Bauer hinter dem Pfluge, die Markörе in den Gasthöfen trällerten ihnen damit entgegen, in den Kasernen wie in den Schenken ertönten sie, auf Straßen und öffentlichen Plätzen hörte man kaum etwas anderes; 10,000 Exemplare seiner neuen Sammlung gingen in einem Nu ab, und als die Regierung den Verfasser zu verfolgen und das Werk zu unterdrücken beschloß, waren nur noch vier unverkauft geblieben.

Die liberale Partei hat oft darüber geklagt, daß die Regierung Béranger mit übergroßer Strenge behandelt und ihn ohne Weiteres seiner Stelle beraubt habe, aber gewiß mit Unrecht; ganz abgesehen davon, daß jede andere ebensogut einen solchen Gegner aus ihren Diensten entlassen hätte, hat sie ihn nicht einmal abgesetzt, er hat vielmehr freiwillig auf sein Amt verzichtet. Als seine erste Sammlung erschien, die bereits manches Anstößige enthielt, ward er darauf aufmerksam gemacht, wie die Herausgabe solcher Gedichte sich für einen beim öffentlichen Unterrichtswesen Angestellten wenig schicke, und daß er in Zukunft sich in Acht nehmen möge; er schrieb sich diese Warnung in das Gedächtniß, ließ sich indeß nicht abhalten ähnliche Lieder zu dichten und gab sie selbst im Jahre 1821 heraus, aber einsehend, daß man ihm doch seine Entlassung geben werde, fand er auf seinem Bureau sich nicht wieder ein. An dem Prozeß, der in dem genannten Jahre gegen ihn anhängig gemacht ward, nahm das ganze Volk den lebhaftesten Antheil, denn man betrachtete ihn jetzt als einen Märtyrer der Nationalfreiheit, und die ausgezeichnetsten Talente unter den Rechtsgelehrten von Paris beeiferten sich ihn zu vertheidigen, aber mehrere seiner Lieder verletzten allerdings die Sittlichkeit, und andre mußten eifrigen Katholiken Anstoß geben; so wurde er denn durch die Jury mit einem Uebergewichte von sieben gegen fünf Stimmen zu dreimonatlichem Gefängnisse und einer Geldstrafe verurtheilt. Nachher, im Jahre 1828, ging es ihm noch einmal so; da ward ihm sogar eine Strafe von neun Monaten und von 10,000 Franken zuerkannt. Aber er grämte sich grade nicht darüber; wußte er, sein Volk kennend, doch recht gut, wie das aus seiner Aeußerung gegen den von gleichem Schicksale betroffenen Courier hervorgeht, daß eine solche Verurtheilung 200,000 Franken werth war. Mehr und mehr war er der Lieblingspoet der Nation geworden, wenigstens soweit sie liberalen Tendenzen sich hingab, und auch die Gegner dieser Richtung konnten doch dem Zauber seiner nichtpolitischen Gedichte sich kaum entziehen. Die Geldbuße, die ihm auferlegt war, ward gleich durch eine Subscription, bei der sein Freund Lafitte sich besonders thätig zeigte, zusammengebracht. Statt im Gefängnisse in Elegieen sich zu ergießen, dichtete er in la Force und St. Pélagie einige seiner hübschesten und heitersten Lieder. Er

bekam oft genug Besuche von Einheimischen wie von Fremden, wie denn die bekannte irländische Schriftstellerin Lady Morgan ihm einen solchen abstattete; er erhielt Beweise der Theilnahme aus ganz Frankreich; aus Bourgogne, aus der Champagne, den Girondegegenden sandte man ihm Weine über Weine, Jäger schickten den besten Ertrag ihrer Jagd, andre spendeten Früchte, Confituren und Aehnliches, so daß er fast vor diesen Gaben sich nicht zu lassen wußte. Mochte gelegentlich einmal, wenn die Töne der lustigen Karnevalsmusik in seinen Kerker drangen, wenn er an die Heiterkeit seiner Freunde in diesem Augenblicke dachte oder hörte, daß seine Lisette ohne ihn zu Balle gegangen sei, der Unmuth ihn übermannen, daß er hinter Gefängnißmauern die Stunden der fröhlichen Thorheit verbringen müsse, und er dann in launigem Zorne von neuem seine Liedespfeile entsenden mit der Drohung, „Vous me le paierez, mon bon Roi", — seine Stimmung blieb doch eine ungetrübte, und er spricht einmal in einer Chanson ergötzlich genug darüber sich aus; bisher, so meint er, habe er die Freiheit geliebt, aber seitdem er nur ein bißchen die Kette gekostet, sei er andern Sinnes geworden und selbst bis in die Gemächer des Louvre solle sein Refrain ertönen: „Fi de la liberté! A bas la liberté!"

Nach der Julirevolution, an welcher er einen nicht unbedeutenden Antheil genommen, verstummte Béranger, und er selbst meinte damals, daß man mit Karl X. auch die Chanson entthront habe. Seine alten Freunde waren Minister geworden, er selber hätte auch eine einträgliche, glänzende Stelle bekommen können, aber er verschmähte das aus Unabhängigkeitsgefühl, nur Singen war sein Beruf, und er blieb der Aufforderung treu, die der Himmel, als er ihn schuf, an ihn gerichtet hatte, der Aufforderung, nichts zu werden. Allerdings war er mit dem Gange, den später die Sache nahm, keineswegs zufrieden, auch der Julithron bot angreifbare Seiten genug, aber er benutzte sie nicht, und vielleicht hat man nicht Unrecht, wenn man sagt, daß er es aus einer Art von Schamgefühl unterlassen habe. Der Liberalismus, dessen eifriger Anhänger er gewesen, war zur Herrschaft gelangt und konnte seine Gedanken, durch welche die Welt befreit und beglückt werden sollte, realisiren, aber die Männer, welche ehemals die Vorfechter gegen die Bourbonen abgegeben hatten, waren, als sie jetzt die Gewalt erhielten, auch Menschen geblieben, und die Wirklichkeit blieb hinter dem Ideal weit zurück; genug, Béranger, wenn auch unzufrieden, blieb doch ruhig und hat die Juliregierung nicht angegriffen, obgleich er nicht wie andre von den Liberalen Vortheile von ihr gehabt hat. In Hinsicht auf seine politischen Grundsätze aber ist er wohl noch mehr Demokrat geworden, und an einen völligen Sieg der Demokratie knüpft er seine Hoffnung für die Zukunft; er träumt von einer befestigten und wahrhaft glücklichen Republik, wo der Letzte aus dem alten Herrschergeschlechte, als Bettler nach Frankreich zurückkehrend, von einem Manne aus königsmörderischer Familie Almosen erhält.

Seitdem lebte er in der Zurückgezogenheit, mit einer kleinen Leibrente sich begnügend, die ihm seine Gedichte eingebracht hatten, nur wenige Freunde sehend und von allem Politischen sich fern haltend. Nur Mitglied des Comitees für Polen ward er, so wie er für jenes unglückliche Volk, als es seinen Verzweiflungskampf gegen Rußland begann, in begeisterten Liedern noch einmal seine Stimme erhob. Seine letzten, Lucian Bonaparte gewidmeten Poesieen haben einen allgemeineren Charakter. Wie sein ganzes Leben hindurch zeigte er auch in der Beziehung sich gemäßigt und verständig, daß er erkannte, es müsse einmal eine Zeit kommen, wo die schöpferische Kraft im Dichten ein Ende nehme, und wo es die Achtung gegen das Publikum gebiete zu schweigen. Indeß tauchte auch später noch gelegentlich ein Lied auf, und wie hätte es anders sein können bei einem Manne, der von Jugend auf sich mit der Poesie befaßt hatte? Und daß er trotz seines einsamen Lebens von der Nation nicht vergessen war, zeigte sich bei Gelegenheit der Februarrevolution, wo er unter die Vertreter der neuen Republik gewählt ward; indeß ruhte er, damals noch viel weniger als früher zu einer solchen Wirksamkeit geeignet und geneigt, nicht eher, als bis man seines Amtes ihn entlassen hatte. Die letzte Wendung der Dinge in Frankreich hatte wohl wenig seinen Beifall, und er mußte noch dazu sich sagen, daß er durch seine Gedichte, besonders unter dem Landvolke, die Napoleonische Dynastie in lebhafter Erinnerung erhalten habe. Es heißt von ihm, er habe ironisch gebeten, daß man ihm seine Chansons verzeihen möge, da er umsonst gesungen, und Lieder und bittre Epigramme sind unter seinem Namen insgeheim in Umlauf gesetzt worden; indeß hat ihn, den Liebling des gesammten französischen Volkes, niemand angetastet. —

Béranger hat sich bloß in der Chanson versucht und sich auch, bescheiden wie er ist, nicht einmal einen Dichter, sondern nur einen Chansonnier genannt. Die Chanson ist uralt in der französischen Literatur; man würde aber unrecht thun, wenn man das Wort durch das deutsche **Lied** übersetzen wollte, denn unser Lied ist im Durchschnitt ganz etwas anderes. Tiefere Empfindung, wie sie im deutschen Liede sich zeigt, tritt ursprünglich in der Chanson nicht hervor, im Gegentheil Muthwille, Witz und Satire; es sind leichte, flüchtige Liedchen, gewöhnlich mit epigrammatischer Wendung, verschieden in Hinsicht ihrer metrischen Form, aber alle einander gleich durch den am Schlusse hervortretenden Refrain, der bei dem Reichthum, welchen im Ganzen die französische Sprache an Reimen hat, sich leicht anbringen und gewandt handhaben ließ. Nothwendig war für sie der Gesang, so wenig der für den Inhalt passen mochte, aber J. J. Rousseau hat ja schon den Franzosen, ohne daß es gefruchtet, zugerufen: Wenn ihr die Empfindung zu singen verständet, so würdet ihr nicht den Verstand singen. Die Chanson ist der Ausbruch einer kecken Laune, sie spottet bald mehr bald weniger bitter über öffentliche wie gesellige und häusliche Verhältnisse; alles vom Könige bis zum Bettler herab, wie man nicht mit Unrecht gesagt hat, ist in Frankreich chansonnirt worden. Sie zeigte sich zu allen Zeiten der spätern französischen Geschichte, als der Volkscharakter sich bestimmter ausgebildet hatte; nur einmal verstummte sie, während des Terrorismus, aber nach dem Sturze Robespierre's und seiner Genossen erhob sie gleich keck wieder das Haupt. Es hängt diese Gattung mit der Geschichte, mit den Sitten und dem Charakter des französischen Volkes auf das engste zusammen, und daher erklärt sich auch, wie sie eine so gefährliche Waffe wider die Bourbonen in der Hand Bérangers werden konnte. Schon Chamfort hat witzig Frankreich als eine „monarchie absolue, tempérée par des chansons" bezeichnet; „tout finit par des chansons", ist ein oft vernommenes Wort, und Béranger hat den Vers, „les refrains forment notre histoire", oder er nennt seine Lieder „espèces de mémoires chantans." In der Chanson erhebt sich der Franzose über die Unwahrheit, den Dualismus oder wie man es nennen will, die seinem Leben vielfach zum Vorwurf gemacht werden können; in ihr befreit er sich von dem Druck der Verhältnisse, welcher schwer auf ihm lastet, und der gesellschaftlichen Höflichkeit oder Lüge gegenüber spricht er sich unverholen aus und nennt die Dinge dreist und keck bei ihrem rechten Namen. Die Chanson ist, wie treffend gesagt worden, das Schnippchen, welches der ungezogene Knabe, der vom Vater oder Lehrer gezüchtigt wurde, muthwillig schlägt, wenn jener eben den Rücken gewendet hat. Kein Genre ist in Frankreich so beliebt gewesen, keines steht mit dem Volkscharakter in so inniger Verbindung; deßhalb ist Béranger der nationalste Dichter, der mehr als irgend ein anderer bei Hohen und Niedrigen, bei Alt und Jung Anklang gefunden hat, und der alles Denken und Empfinden, alle trefflichen Eigenschaften und Schwächen seiner Landsleute in seinen Poesieen wiederspiegelt. Manches von dem hier Ausgesprochenen gilt übrigens nur von der älteren Chanson, nicht von der Bérangers; er hat die Gattung unendlich erweitert. Er selber bemerkt darüber, die Chanson, bis dahin ein Ausdruck populärer Gefühle, habe sich heben müssen, da seit der Revolution die Gefühle des Volkes ganz andere geworden wären;

mit dem Singen von Wein und Liebe, mit dem Verspotten von betrogenen Ehemännern und geizigen Advokaten habe man nicht mehr ausgereicht. Viele von seinen Gedichten würden wir Romanzen nennen und sie unter die schönsten unserer Literatur rechnen, und wieder andere würden wir als rührende Elegieen oder durch kühne und erhabene Gedanken uns ergreifende Oden bezeichnen.

Béranger gehört streng genommen weder zu den Klassikern noch zu den Romantikern, seine Stellung ist eine ganz eigenthümliche. In der Vorrede zu seinen letzten Liedern, die überhaupt charakteristisch ist, und die jeden Leser für ihn einnehmen muß, spricht er selbst sich über sein Verhältniß zu diesen wie zu jenen aus. Indeß kann man doch sagen, daß er den Romantikern näher steht; schon der Umstand, daß Chateaubriand ihn in seiner Jugend begeisterte, spricht dafür, denn von diesem wollten ja die strengen Klassiker auch nichts wissen. Er hat der jungen Schule, wie sie hervortrat, eine aufmerksame Theilnahme zugewendet und sie ermuntert, er hat ihr das Recht zugesprochen, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen, während er sie andrerseits zur Mäßigung und zu einem billigen Urtheil über die Vergangenheit aufforderte. Zwar meint er in Beziehung auf ihre Begeisterung für das Altfranzösische, es sei nicht grade nöthig gewesen, dem Jahrhundert der Emancipation den Rücken zuzukehren und den Sarg des Mittelalters zu durchsuchen, es sei denn, um die Ketten zu messen und zu wägen, welche die hohen Barone den armen Leibeigenen aufgebürdet, indeß findet er doch dafür eine Entschuldigung; er entsann sich vielleicht des Umstandes, daß er selbst einzelne Stoffe wohl dem Mittelalter entlehnt hatte, und meint zum Schlusse, während Kolumbus durch das Atlantische Meer auf Asien, die Wiege der alten Welt, zuzusteuern geglaubt, habe er die neue entdeckt. Den eigentlichen Klassikern stand er noch weit ferner; sahen doch diese schon über die Chanson, die er allein cultivirte, von ihrem vermeintlich hohen Standpunkte mit Geringschätzung hinweg, während die Romantiker entschieden die Bevorzugung einzelner Gattungen verwarfen und die Poesie in allen finden und geben zu können glaubten.

Er selbst scheint übrigens in einer eigenen Täuschung in Hinsicht seiner Gedichte sich zu befinden. Wir wissen aus seinem Leben, daß er in seiner früheren Jugend mit großen Plänen im Kopfe sich trug, daß er vor allem ein umfangreiches Heldengedicht zu schreiben sich vornahm; es ist, so sagt er selber darüber, vielleicht keine Gattung der hohen Poesie, in der ich mich nicht versucht hätte, ehrgeizige Dichterträume haben meine Jugend schmeichelnd umspielt. Alle diese Entwürfe aber ließ er fahren, und wie er es darstellt, aus Pflichtgefühl; er legte sich auf die Chanson, weil er dadurch der Freiheit und dem Vaterlande am meisten nützen zu können meinte. Das Volk bedurfte eines Mannes, der mit ihm die Sprache redete, die es versteht und liebt, und dazu bot er sich an; Frankreich müsse es ihm Dank wissen, daß er dieses Fach angebaut, während er in den andern auf einen bei weitem mehr sichern und dauernden Erfolg habe rechnen dürfen, und es würde ungerecht sein, wenn man seine Lieder beurtheilen wolle, ohne den Einfluß, den sie geübt, zu beachten. Darin aber können wir, wie gesagt, ihm nicht beistimmen, wir müssen seine Ansicht für einen Irrthum erklären, und wir erwarten auch, aufrichtig gestanden, nicht viel von dem großen Epos, das nach der Angabe eines Journals in der That noch unter seinen Papieren sich finden soll. Wenn er darin Recht hat, daß manche seiner Lieder mehr einen historischen Werth haben, namentlich die gegen die Bourbonen gerichteten, so ist doch entschieden die größere Hälfte derselben ächt poetisch, und diese Gedichte von ihm werden nie vergessen werden, sie werden leben, so lange es ein französisches Volk giebt, ja, so lange der Sinn für Poesie noch nicht ganz aus der Welt entschwunden ist.

In Hinsicht auf seine Sprache steht er auch den Romantikern weit näher. Es ist erwähnt, daß ihm alle Gelehrsamkeit, namentlich die Kunde des klassischen Alterthums, abging; und wenn nun auch sein eigner gesunder Sinn ihm sagte, daß es thöricht sei, Dichtern einer längstvergangenen Zeit nachzuahmen, die doch auch damals in der Gegenwart gelebt und gedichtet hatten, daß man höchstens von ihnen lernen und sie als Fackeln zur Erhellung der Bahn benutzen könne, so trug doch besonders auch wohl dieser Mangel an Kenntnissen, vor allem des Alterthums und seiner Mythologie, dazu bei, ihn auf einen andern Weg zu bringen, der aber durchaus der richtige war. In seinen Gedichten ist nichts von jenen klassischen Gemeinplätzen, von jener Menge von alten Gottheiten, die kein Leben mehr für uns haben; da ist nicht jene pedantisch umschreibende Sprache, die vor jedem Ausdrucke sich entsetzt, der etwa auch im gewöhnlichen Leben vorkommt, und durch ihn die Würde der Poesie gekränkt glaubt; er nennt jedes Ding bei seinem Namen. Uns Deutsche kann er in der Beziehung an Goethe erinnern, der auch den Wust von mythologischen Namen aus unserer Lyrik beseitigte und eine einfachere, natürlichere Sprache in dieselbe einführte. Später konnte er sehen, wie die Romantiker in ähnlicher Weise verfuhren, und wie sie auch theoretisch das als richtig nachwiesen, was er gleichsam instinctmäßig immer geübt hatte. Bérangers Form ist übrigens eine durchaus vollendete; da ist kein Wort zu wenig oder zu viel, und jedes steht an der rechten Stelle. Es ist ihm wohl Nachlässigkeit vorgeworfen worden, aber nach unserer Meinung mit Unrecht, oder es ist doch eine Nachlässigkeit, die wieder künstlerisch wird und ihm ungemein reizend steht. Er hat sich keine Mühe, keine Anstrengung verdrießen lassen, und an manchen seiner Lieder, die uns jetzt leicht hingehaucht scheinen, hat er Monate lang gearbeitet. Es ist ihm gelungen, in den Geist der Sprache einzudringen, sie ist ein immer gefälliges Werkzeug in seiner Hand, dem die verschiedensten Töne, hohe wie tiefe, ernste und ergreifende wie flüchtig nur vorüberschwebende zu Gebote stehen.

Sehen wir auf den Inhalt dieser Gedichte, so lassen sie sich dreifach eintheilen, etwa in politische Lieder, in Lieder des Lebensgenusses, des Weins und der Liebe und in solche, in denen er sich höher erhebt und bedeutende, allgemeinmenschliche Interessen zum Gegenstand nimmt. Aber auch schon die politischen, wie verschieden sind sie unter sich! Unter dem Eroberer leiht er zuerst der Sehnsucht nach Frieden seine Stimme; er besingt den Glanz, den der Gewaltige über Frankreich verbreitete; er nimmt auf das tiefste Antheil an dem Sturze, an dem tragischen Ausgange des Titanen, während er vor dem Lebenden niemals das Knie beugte, und wie er in der Erinnerung des Volkes und seiner alten Krieger fortlebt, das hat niemand schöner zu schildern gewußt. Er tröstet die Gefallenen, und selbst den Fremden gegenüber, die noch auf Frankreichs Boden stehen, feiert er den Ruhm der französischen Waffen. Daß er dabei manchmal zu weit geht, ist nicht zu läugnen. Allerdings ist vom Dichter unter solchen Verhältnissen nicht immer Unparteilichkeit zu verlangen; er leiht seine Stimme den verschiedensten Empfindungen der Zeit, der Liebe wie dem Zorne und Hasse, und ungerechte Anklagen sind auch wohl öfters schon aus dem Munde der Muse hervorgegangen. Wir Deutschen dürfen uns nur an die Zeit des Befreiungskrieges erinnern, wo manche unserer Poeten in ihren Liedern in einer uns jetzt abgeschmackt vorkommenden Weise die Franzosen und ihren Kaiser so tief wie möglich stellten, ohne daß es ihnen nur entfernt in den Sinn kam, wie sie den Ruhm der eignen Großthaten in jenen glorreichen Jahren dadurch um ein Bedeutendes verringerten. Indeß bleibt, wenn wir auch alles dies in eine billige Erwägung ziehen, dennoch ein starker Tadel auf Béranger haften, der aber nicht bloß ihn, sondern seine ganze Nation trifft; er hängt zusammen mit der Eitelkeit derselben, in welcher sie sich als die große bezeichnet, mit der sich die andern nicht entfernt vergleichen dürfen; die müssen im Gegentheil es sich gefallen lassen, als nordische Barbaren, als Völker oder selbst Horden ohne Ruhm („peuplades sans gloire") hingestellt zu werden, wie das Béranger einmal thut. Die Franzosen haben natürlich das Recht, alle Völker zu besiegen, ihre Länder zu erobern und

ihre Hauptstädte zu besetzen; wenn aber ihnen zur Vergeltung dasselbe geschieht, so wird ein Zetergeschrei erhoben, da findet eine Verletzung aller ewigen Gesetze statt, und es steigert sich das bis zu einer solchen dreisten Naivetät, daß wir es Raub genannt sehen, wenn die Fremden bei einem solchen Umschwunge des Glücksrades das ihnen Genommene, wie z. B. die Werke der Kunst, wieder zurückfordern.

Blickt man auf seine gegen die Bourbonen gerichteten Lieder, so mischen sich allerdings auch hier Wahrheit und Unwahrheit, Recht und Unrecht, aber man kann ihnen nicht widerstehen, man wird mit fortgezogen, und man muß zu seiner Ehre hervorheben, daß er anfangs ihnen nicht feindlich entgegen trat, daß er selbst in einigen Gedichten sie feierte, indem er die Beruhigung und das Glück Frankreichs von ihnen erwartete. Erst als sie die rückgängige Bahn einschlagen, stellt er sich ihnen entgegen, er vertritt ihnen den Weg und vertheidigt den gesetzmäßigen Boden des Rechtes und der Freiheit. Nun verfolgt er mit unbarmherzigem Spotte sie und ihre Helfershelfer, die Höflinge, die Jesuiten, den herrschsüchtigen Klerus, den wieder auftauchenden Spuk des Lehnwesens, und diesen Erbärmlichkeiten gegenüber erscheinen in desto hellerem Glanze die glorreichen Erinnerungen der Republik und des Kaiserreiches, und die alte Fahne wird aus dem Staube hervorgezogen, der ihre edlen Farben deckte. Mag er im Zauberspiegel das Frankreich der Zukunft, von den **Barbons** (Grauköpfen) beherrscht und von den Jesuiten gesegnet, („béni par eux tout dégénère") zu einem Pygmäenstaate herabgesunken sehen, der endlich von einem Riesen in die Tasche gesteckt wird, oder, in die Zeiten des Mittelalters sich zurückversetzend, die Krönung Karls X. als die Karls des Einfältigen schildern; mag er durch den heiligen Ignaz von Loyola den Teufel in der Hölle vergiften und ihn dann auf den erledigten Thron sich setzen lassen oder auch die Hochzeit des Papstes mit komischer Feierlichkeit besingen; mag er den alten Napoleonischen Korporal, der sich an seinem milchbärtigen Offizier vergriffen, zur Hinrichtung begleiten oder des verbannten Malers David Leiche an der Gränze zurückweisen, — immer ist er originell und doch zugleich wahr, immer trifft er die Saiten, die in den Herzen seines Volkes nachhallen, und auch für speciell französische Zustände weiß er die Theilnahme des Fremden zu gewinnen, und grade das möchte doch wohl den ächten Dichter charakterisiren.

Sein Geist ist auch keineswegs so eng, daß er durch die politischen Verhältnisse Frankreichs sich fesseln ließe, wenngleich sein eignes Volk ihm am nächsten steht. Er trägt seine Blicke weiter, er feiert die unglücklichen Griechen, welche, von den christlichen Königen verlassen, den Kampf der Unabhängigkeit gegen ihre Osmanischen Bedrücker bestehen; eine Brieftaube bringt ihm die Nachricht von der Befreiung Athens und wird zum Danke aus seinem Becher getränkt; er zieht im Geiste in jene Gegenden, er wünscht dort zu sterben, wo unter dem mildesten Himmel die Freiheit und der Gesang so schön geblüht haben. Er zeigt Sympathie für Italien und Spanien; er nimmt Theil an der Sache, die so viele damals begeistert hat, an der Polnischen; er wünscht ein rüstiger Husar zu sein, um für sie den Säbel schwingen zu können, und wie den in der Elster ertrinkenden Fürsten Poniatowki läßt er das im Verzweiflungskampfe ringende Polen seine Hand nach Frankreich ausstrecken, damit es Hülfe und Rettung bringe. Oder er schildert auch in einer seiner großartigsten Kompositionen die heilige Allianz der Völker, welche die ächt christlichen und beglückenden Ideen ins Leben rufen soll, welche von den Königen angeregt, aber nicht verwirklicht worden sind; der Friede, ein hehrer Jüngling, steigt, Lenzblumen und Aehren ausstreuend, vom Himmel hernieder, er fordert die Sterblichen auf, nicht mehr in wilden Kriegen, dem Schlachtwagen eines Eroberers folgend, sich selber zu zerstören; schon sei die Erde genug mit Blut getränkt, sie biete hinlänglichen Raum, alle, sich die Hand zum heiligen Bunde reichend, sollen von nun an ungetrübt die Früchte des Friedens, der Ordnung, der Bildung genießen.

Was die Lieder der zweiten Klasse, die des Lebensgenusses, des Weins und der Liebe, betrifft, so finden wir nicht wenige darunter, die wir durchaus verwerfen müssen. Die französische Chanson hatte immer einen Anstrich von Frivolität, und überhaupt nimmt man in Frankreich manche Dinge leichter als bei uns; aber das spricht den Dichter nicht frei, und wir können nicht umhin, einzelne seiner Stücke als unsittlich, als gemein und widerwärtig zu bezeichnen. Er selber sucht das zu rechtfertigen, indem er sagt, seine Lieder machten keinen Anspruch darauf, bei der Erziehung von jungen Mädchen benutzt zu werden, und er habe sich nicht gescheut, so sich auszusprechen, weil er eine Untersuchung seiner Sitten nicht fürchte; er bemerkt, er habe die ganze Zeit schildern wollen, und seine Lieder seien wahrscheinlich ohne diese Zugabe weder so weit noch so tief noch so hoch gedrungen. („Ueber das Letzte", so fügt er spitzig hinzu, „mögen sich die Salonstugenden ärgern!") Er beweist dadurch, daß er sein Volk kennt, aber zur Rechtfertigung kann es ihm für uns nicht dienen, nicht einmal zur Entschuldigung. Das Häßliche darf allerdings in der komischen Poesie und in der ernsthaften etwa als Folie des Schönen erscheinen, und manche Dichter, z. B. Shakspere, haben durch die Schilderung des Lasters selbst ein sittliches Gefühl in unserer Brust zu wecken verstanden; aber das Unsittliche, das Lasterhafte darf sich nicht breit machen, es darf nicht mit Vorliebe, mit einem gewissen Wohlgefallen daran dargestellt werden, und es giebt Dinge, die so häßlich, widerwärtig und gemein sind, daß der Dichter ihnen mit Verachtung den Rücken zuwenden muß, und keineswegs ist es seine Aufgabe, mit der Fackel der Poesie in alle schmutzigen Winkel des Lasters hineinzuleuchten. Ueber die Gedichte dieser Art müssen wir also, wie gesagt, unbedingt den Stab brechen.

Sehen wir aber von solchen hinweg, so finden wir genug, an denen wir in einem hohen Grade uns ergötzen können, und es ließ sich das auch erwarten. Die französische Nation ist anerkanntermaßen die gewandteste und feinste in geselliger Beziehung, und wie sollte sie nicht Lieder besitzen, welche die geselligen Verhältnisse mit Glück hervorheben und das Angenehme und Erheiternde derselben feiern? Hier ist Béranger durchaus fein und anmuthig, er predigt das verständige Maß, von einer gar zu lärmenden Freude will er nichts wissen, ihn und seine Nation charakterisirt das Wort, „dinons pour le dessert"; er kann als der ächte Apostel der Fröhlichkeit bezeichnet werden. In merkwürdiger Art mischt sich bisweilen eine Melancholie ein, die auch die Freude zu mäßigen beiträgt. Vom heitern Mahle, das ihn und seine Freunde vereint, wo der Wein funkelt und fröhliche Lieder ertönen, schweifen seine Blicke zum Grabe, das aller harrt; aber es geschieht keineswegs mit Angst und Zagen, er glaubt an Unsterblichkeit und zittert nicht vor dem Tode, er vertraut auf einen allgütigen Gott, der schon, wie das in einem seiner Lieder so herrlich ausgesprochen ist, für seine Menschenkinder sorgen wird.

In der frühern französischen Lyrik war die Liebe fast immer eine sinnliche, leichte, und eine ideale Auffassung derselben trat selten oder niemals hervor. In dieser Beziehung bildeten die französische und die deutsche einen entschiedenen Gegensatz, wie das schon Benjamin Constant, der beide kannte, auffiel und ihn veranlaßte, eine Abhandlung darüber zu schreiben. Auch bei Béranger ist sie meistens wenig ideal. Mehrere Namen begegnen uns in seinen Gedichten, vor allen die oft besungene Lisette; aber mag er sie so reizend, so liebenswürdig, so gut wie möglich schildern, ein Zug kommt doch vor, der unser Gefühl auf das äußerste verletzt; er sagt einmal ganz unbefangen, während ein Dichter einer andern Nation in einem solchen Falle es verschwiegen haben würde, er habe nachher erfahren, wer ihre Toilette bezahlt. Eine französische Dame schon hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, und er vertheidigt sich und Lisette in einer so kindlich naiven Weise, daß selbst Worte wie „elle se mettoit avec tant de goût, et tout lui alloit si bien" als Entschuldigungsgründe nicht fehlen. Und doch finden wir auch in dieser Beziehung Anklänge, die aus einer größern Tiefe des Herzens stammen,

und man müßte sich auch wundern, wenn es bei einem sonst so trefflichen, so gefühlvollen Dichter nicht der Fall wäre. In einigen seiner Lieder ist die Liebe nicht bloß eine leichte, schnell vorüberrauschende, sie ist eine die ganze Seele ergreifende und erfüllende Empfindung. In der guten Alten z. B. stellt er sich als einen bald Sterbenden dar; er fordert seine schon ergraute Freundin auf, nach seinem Tode sich der vergangenen Tage zu erinnern, wo sie in heiterm Jugendmuth durch Liebe glücklich waren, und seine Lieder zum Troste zu singen, aber er ermahnt sie auch, hinüberzublicken in jene Welt, wo sie wieder vereinigt werden, und wo die Liebe keine Trennung kennt.

Wenn uns die Liebe, wie sie in seinen Gedichten hervortritt, nicht ganz befriedigt, so müssen wir dagegen in jeder Weise seinem Freundschaftsgefühl Gerechtigkeit widerfahren lassen. In einer Menge von Gedichten erscheint die Freundschaft, und immer in der würdigsten Art. Mit ganzer Seele giebt er sich denen hin, die er einmal als tüchtig erkannt und erkoren hat, ohne Freundschaft vermag er nicht zu leben, und rührend ist namentlich seine Anhänglichkeit an den damals so schmählich aus der Kammer gestoßenen Deputirten Manuel, um den er die herrlichste Todtenklage anstimmt, dessen Andenken er später noch wiederholt feiert, als er von den meisten andern schon vergessen ist. Dieselbe Gruft hat ihn jetzt mit seinem längst vorangegangenen Freunde vereint.

Merkwürdig sind die Lieder, in welchen seine religiösen Ansichten sich kund geben. Man hat ihn oft verketzert und als irreligiös hingestellt, und während der Restauration ward er ja auch deßhalb grade angegriffen, worauf allerdings nicht viel zu geben ist. „Worüber ich mich lustig mache, das ist die Livree des Katholizismus; ist das Gottlosigkeit?“ so sagt er selbst darüber. Sein Glaubensbekenntniß ist ausgesprochen in dem Gott der guten Leute. Der Gott, so heißt es hier, vor dem er sich tief neigt, ist kein Gott des Zornes; er, der alle geschaffen, ist gegen alle milde, und er hat Freundschaft, Liebe, alle edleren Regungen dem Menschen eingeimpft, ihm stellt er sich vertrauensvoll anheim, wenn er diese Welt, in der es ihm so gut gefallen hat, verlassen soll. Mag es auch scheinen, als ob seinen Ansichten die Tiefe abgehe, so ist er doch religiöser als mancher andre Dichter des neueren Frankreichs, der dafür gilt. Die christlichen Tugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, liegen, wie nicht mit Unrecht bemerkt worden ist, seiner Philanthropie zum Grunde, und namentlich hebt er die Liebe hervor, wie in dem charakteristischen Stücke, wo eine barmherzige Schwester und eine Operntänzerin zugleich vor der Himmelspforte erscheinen und von Petrus eingelassen werden.

Seine späteren Gedichte sind alle ernsten Inhalts, und es treten in ihnen nicht selten die tiefsten sittlichen Ideen hervor; er schwärmt für die ganze Menschheit, deren Glück, wie er selber sagt, der Traum seines Daseins war. Sogar gewöhnlichen Volksaberglauben weiß er mit ernsten Betrachtungen, mit sittlichen Ermahnungen in Verbindung zu bringen, und auch bei der Schilderung des Niedrigen läßt er doch oft genug das Edlere der menschlichen Natur noch hervortreten. Hat er durch manche seiner frühern Lieder vielleicht nachtheilig gewirkt, so macht er es durch seine späteren vollständig wieder gut, denn auch sie sind durchaus populär und allen Klassen der Gesellschaft verständlich. Während früher die französische Poesie sich nur an die höhern Stände hielt, hat er sie nach unten zu erweitert; das Volk war die Muse, die ihn begeisterte. Seine bessern Liedern haben, allgemein verbreitet wie sie sind, gewiß schon einen großen Einfluß geübt oder werden ihn sicher noch in Zukunft gewinnen, und für die Nation kann das nur vortheilhaft sein.

Fassen wir noch einmal alles kurz zusammen: Unerschütterlicher Frohsinn, die höchste Liebenswürdigkeit bei einzelnen menschlichen Schwächen, Bescheidenheit, wie sie in solcher Weise bei Franzosen wohl seltener gefunden wird, Begeisterung für Freiheit und Vaterland, für Menschenrecht und Menschenwohl, Religiosität bei allem kecken Sichhinwegsetzen über die Dogmen des Katholizismus, scharfer Verstand und tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens mit allen seinen Tugenden und Fehlern, dabei eine Tüchtigkeit der Gesinnung, eine Festigkeit und Unabhängigkeit des Charakters, ein edler Wohlthätigkeitssinn, wie sie nicht häufig sind, — sollten Eigenschaften der Art nicht den ächten Dichter machen? Freilich muß immer noch hinzukommen, daß er seine Gedanken, seine Empfindungen auszusprechen, daß er ihnen Form und Gestalt zu geben weiß, und eben das war Béranger in einem hohen Grade verliehen.

Wir können jetzt, da der Tod den Abschluß seines Lebens gebracht hat, sein Loos wohl als ein glückliches preisen. Von einem ganzen Volke so innig geliebt zu werden, unter den Klagen und Thränen eines ganzen Volkes in das Grab zu sinken, was kann es Neidenswertheres, Schöneres geben? Ob er mit der Art seiner Bestattung, wenn er sie voraus gewußt, zufrieden gewesen wäre? Wir wollen es, milde gestimmt, nicht untersuchen. Unserntheils aber rufen wir dem Lieblinge der gesammten französischen Nation, der auch uns so werth war, wir rufen dem edlen, liebenswürdigen Dichter, der auch als Mensch so redlich und bieder sich bewies, aus voller Seele ein „Have pia anima“ in die Gruft nach.

Gelnhausen und Fulda.

* Ein Werk, auf dessen Erscheinen wir vor einigen Monaten aufmerksam machten, ist in diesen Tagen in den Buchhandel gekommen, nämlich: „Die Museen und Kunstwerke Deutschlands. Ein Handbuch für Reisende und Heimgekehrte. Erster Theil: Norddeutschland mit Einschluß der Rheinlande. Von Dr. Hermann Alex. Müller. Leipzig, J. J. Weber.“ Der zweite Band soll bald folgen. Der Herr Verfasser, welcher im vorigen Jahre eine kleine Schrift („Die mittelalterlichen Kirchengebäude Deutschlands nach der alphabetischen Reihenfolge ihrer Oerter“) herausgab, übergiebt hier den Kunstfreunden ein größeres Werk, welches ganz Deutschland umfaßt. In der Art des bekannten Buches von Füßli „Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein“ behandelt Müller zunächst hier Norddeutschland, welches in 29 Reiserouten abgetheilt ist, von denen einige wieder Unterabtheilungen und Abstecher haben. Die vom Herrn Verfasser gewählte Eintheilung in Reiserouten ist die jetzt beliebte und hat manche Vorzüge; man wird deßhalb das Werk, wozu man auf den ersten Blick verleitet werden könnte, nicht für ein gewöhnliches Touristenbuch halten; schon ein flüchtiger Durchblick desselben überzeugt von des Verfassers ernsten und gründlichen Studien seines Gegenstandes. — Die Ausstattung dieses Werkes, welches Müller dem jungen, frisch aufstrebenden Künstlerverein in Bremen gewidmet hat, ist von der Art, wie sie sich von der genannten Verlagshandlung erwarten ließ; für eine etwaige zweite Auflage stellen wir die Bitte an dieselbe, wenn möglich eine Anzahl Kupfer, und wären es auch nur Umrisse von architectonischen Gebäuden in Art der Titelvignette, welche das Portal des neuen Museums in Dresden zeigt, hinzuzufügen.

Als eine Probe von der Behandlungsweise des Verfassers theilen wir das Kapitel „Gelnhausen und Fulda“ mit, welches in künstlerischer Hinsicht wegen der architektonischen Schätze, die jene Städte besitzen, besonders anziehend ist.

„Das einst als Reichsstadt unter den schwäbischen Kaisern so blühende Gelnhausen ist durch zwei Bauwerke des Mittelalters zu wichtig, als daß wir es nicht von Frankfurt aus, wo wir ihm am nächsten sind, besuchen sollten, zumal da sich am füglichsten von dort der Weg nach dem altklösterlichen, jetzt von allen großen Verkehrswegen ausgeschlossenen Fulda fortsetzen läßt. Ohne Aufenthalt passiren wir das moderne, gewerbreiche Hanau und erreichen nach einigen Stunden der Landstraßenfahrt die nächste Station Gelnhausen, wo wir unter wehmüthigen Gedanken an die Zertrümmerung des deutschen Kaiserthrones und die Zersplitterung des Reiches Halt machen, um das, was von der ehemaligen Pracht der Kaiserburg Friedrich Barbarossa's und den einst so zahlreichen Kirchen und Kapellen mitten unter dem Gemisch des jüdischen und christlichen Völkchens von Tagelöhnern noch vorhanden ist, zu besuchen.

Neben der Vorstadt Ziegelhaus, auf einer Insel der Kinzig, findet der Wanderer umgeben von einem Häufchen armseliger Hütten die Trümmer des Palastes, den Barbarossa sich etwa um das Jahr 1170 erbaute, und von dem doch wenigstens so Viel erhalten ist, daß der Baukundige sich von der Gesammtanlage des Ganzen eine Vorstellung machen kann. Da ist im Westen die Einfahrt in die ehemalige gewölbte Halle, hinter der sich der weite, mauerumgebene Hofraum ausdehnte. Südlich neben der Halle sieht man die Trümmer eines Thurmes und nördlich die des Schlosses, an dessen südlicher Façade, welche die Fensteröffnungen noch erhalten hat, sich Spuren der ehemaligen Freitreppe befinden. Diese Fensteröffnungen in den 5 Fuß dicken Mauern gewähren einen architektonisch interessanten Anblick. Ihre gekuppelten Säulen sind mit Kapitälen der reichsten und feinsten romanischen Ornamentik versehen und tragen über dem sinnreich zugebauenen Deckgliede den breitlaibigen Rundbogen. Etwa 43 Fuß hinter dieser Façade sehen wir die Reste der entsprechenden nördlichen 9 Fuß dicken Langemauer. Sie zeigt uns noch Reste eines Kamins mit sonderbar fremdartigen, zum Theil normannischen Ornamenten. Alles Uebrige, was auf die innere Raumvertheilung des Schlosses hindeuten könnte, ist verschwunden. Eine wahre Freude aber empfindet man beim Anblick der noch wohl erhaltenen Eingangshalle, in deren Mitte zwei dicke, sich stark verjüngende Säulen mit Würfelkapitälen stehen, die mit den entsprechenden Wandpfeilern und den an den Schloßhof grenzenden östlichen Pfeilern die sechs Kreuzgewölbe und deren kräftige Rippen tragen. Ueber dieser Halle liegt die leider viel

weniger erhaltene Schloßkapelle, die von W. nach O. zweischiffig und durch Oeffnungen im Fußboden mit der darunter liegenden Halle verbunden war. Was sich an ihren Mauern noch von Pfeilern und Säulen vorfindet, ist so vollkommen in Zeichnung und Ausführung, wie kaum irgend ein anderes Denkmal der romanischen Baukunst; aber besonders schön in den Verhältnissen und eigenthümlich in der Construction ist ihre östliche, nach dem Schloßhofe liegende Außenseite.

Wenn uns diese vermuthlich durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges geschehene Zerstörung zur Wehmuth stimmen mußte, so ist dagegen die Erhaltung der Pfarrkirche deßhalb um so erfreulicher, weil sie uns als ein Musterbeispiel der organischen Zusammenhanges der beiden Hauptbaustile des Mittelalters gilt. Als solches kommt sie an Werth den Domen zu Limburg und Bamberg gleich; und doch, wie wesentlich verschieden von beiden im Grundrisse und in der Anlage! Hier in Gelnhausen bildet nicht, wie sonst gewöhnlich, die Westseite den Glanzpunkt des Gebäudes, sondern die Ostseite, die uns den fünfseitigen Chor zeigt und die neben dem Querschiff sich erhebenden Thürme, die noch fast ganz im romanischen Charakter erst im obersten Geschoß einen leisen Ansatz zur Gothik blicken lassen. Aehnlich ist der mächtige achtseitige Thurm über der Vierung mit seinen überhöhten Kleeblattbogen im mittelsten der drei gekuppelten Fenster. Weniger schüchtern tritt die Gothik schon in jener Außenseite des Chores, der charaktervollsten Partie des ganzen Baues, hervor. Die kleine Arkadengalerie hat den dreitheiligen Kleeblattbogen, begnügt sich aber nicht mehr mit dem gewöhnlichen Dachgesims, sondern hat über jeder Polygonseite ein Giebeldreieck, an dessen Schenkeln der Bogenfries sich hinaufwindet. Und wie zierlich die Fensterchen dieser Giebel; wie belebend die Rundfenster mit ihrem Vierblatt in der Mauer hinter der Arkadengalerie! So schmuckreiche, gleich der Blume sich immer mehr nach oben entfaltende Ansätze zur Gothik giebt's z. B. im Dom zu Limburg noch nicht. Gehen wir weiter westlich zum Querschiff, so finden wir zwei Portale, die noch im romanischen Stile construirt, doch oben in ihrem Abschluß den Spitzbogen haben, in dessen Felde Maria mit dem Christkinde von vier Heiligen umgeben dargestellt ist. Durch eins dieser Portale betreten wir das Innere, wo uns außer der Unregelmäßigkeit der ungleichen Breite der Seitenschiffe die große Einfachheit des Langhauses auffällt. Nur je drei ganze und zwei halbe Pfeiler, sämmtlich in geringen Zwischenräumen, scheiden die Schiffe und tragen die Spitzbogenarkaden. Im Mittelschiff sind sie mit Halbsäulen besetzt, die aber, da das Langhaus flachgedeckt ist, nicht als Gewölbeträger dienen. Dagegen ist das Querschiff mit seiner achtseitigen Kuppel über der Vierung und der Chor spitzbogig überdeckt. Auch hier ist letzterer die bedeutungsvollste, durch die Eigenthümlichkeiten des Uebergangsstiles interessanteste Partie des Innern. Dahin gehören die in die Mauer eingeblendeten zwei Reihen von Galerien mit ihren nicht auf eine Säule sich stützenden, sondern in eine Console auslaufenden Kleeblattbogen, und noch mehr die Eintheilung der Säulenschäfte durch umgelegte Ringe. Auch die Kapitäle der Säulen haben schon sämmtlich concave Form und zum Theil gothisches Laubwerk, aber an den Wandconsolen haftet noch der phantastische Schmuck des Romanismus.

Von hier aus möchte es am geeignetsten sein, der von allen Eisenstraßen noch so fern liegenden alten Bonifaciusstadt Fulda einen Besuch abzustatten, in welcher sich neben dem Grabe des Apostels der Deutschen noch eine Kirche erhalten hat, deren Alter und Bauart dem ältesten Gotteshause in Deutschland, dem Aachener Münster, gleichkommt.

Klein und unscheinbar steht die Michaelskirche auf ihrem Hügel neben dem Dom; wer sie aber eines näheren Blickes würdigt, wird ihre architektonische Bedeutung alsbald erkennen und nicht zweifeln, daß aus der Zeit ihrer ersten Erbauung durch den Abt Eigil in den Jahren 820—822 der Rundbau des Innern herrührt, der durch acht Säulen einen Mittelraum mit Umgang bildet. Die in ächt karolingischer Weise noch korinthisirenden Kapitäle tragen Halbkreisbogen und darüber die sich über das Dach des Umgangs erhebende Umfassungsmauer. Unter dieser Form der Kirche liegt die Krypta von ähnlicher Gestalt, mit einer das Gewölbe tragenden Mittelsäule und einer später in den Umgang hineingebauten Kapelle. Sie birgt im Osten hinter dem Altare noch die steinernen Sarkophage jenes ersten Kirchenerbauers und des Geschichtschreibers Marianus Scotus. Der Oberbau wurde darauf gegen das Ende des 11. Jahrhunderts durch den Abt Ruthard erweitert, indem er ihn mit dem oberen Umgange, der östlichen Absis, dem westlichen Langhause und dem kleinen vierseitigen Glockenthurm versah und der Südseite die Vorhalle anbaute, durch welche man in die Krypta gelangt. So wurde der Bau 1096 geweiht und blieb im Wesentlichen unverändert, bis der nicht allein selbst corrupte, sondern auch Bestehendes corrumpirende Geschmack des vorigen Jahrhunderts sich im Innern und an den Umfassungsmauern so viele Verunstaltungen erlaubte, daß wir die durch den Marburger Architekten Lange kürzlich geschehene Hinwegräumung derselben und die Wiederherstellung der Kirche in ihrer mittelalterlichen Gestalt und farbigen Decoration dankbar anzuerkennen haben.

In schneidendem architektonischen Contrast gegen die Michaelskirche steht der nur wenige Schritte von ihr entfernte Dom, dessen Bau, das Werk eines gewissen Johannes Dinzenhofer, aus den Jahren 1704—13 herrührt, aber doch wenigstens im Aeußeren die Formen noch ziemlich rein und frei von den Verdrehungen und Verschnörkelungen seiner Entstehungszeit gehalten hat. Die Lage des Domes ist frei und schön, aber leider nur zu niedrig und geradezu verkehrt, da die Thürme östlich und der Chor westlich liegt. Hier im Osten steigen die beiden Thürme viereckig in vier Geschossen auf, geben sodann in ein Achteck über, welches mit einer haubenförmigen Kuppel bedeckt ist, und schließen mit einer zwiebelbekrönten Laterne und einem kreuztragenden Aufsatze. Zwischen ihnen der dreistöckige Mittelbau mit seinem antikisirenden Giebel, seinen verkröpften Gesimsen und seinen beiden Flachbogen über dem Portale. Die ganze Façade wird durch römisch-dorische und korinthische Säulen und Pilaster, sowie in zwei Stockwerken durch Nischen mit verschrobenen Statuen belebt. Rechts und links schließt sich dieser Ostfaçade eine runde Kapelle an. Weiter nach Westen sehen wir nördlich und südlich die Mauern der beiden Seitenschiffe und die höhere des Mittelschiffes, welche sich jenseits des nur wenig vorspringenden Querbaues fortsetzen. Das Mittelschiff schließt westlich mit einem platten Chor, während sich an das letzte Gewölbejoch der Seitenschiffe einstöckige Anbauten lehnen, nämlich nördlich die Marienkapelle, südlich die Sacristei. Außer den beiden hohen Thürmen der Ostfaçade hat die Kirche über der Vierung eine achteckige Kuppel mit einer zwiebelbekrönten Laterne darüber und auf dem westlichen Gewölbejoch des Mittelschiffes einen Dachreiter. — Im Innern sehen wir einen solchen Reichthum an Ornamenten, wie an plastischem und malerischem Schmuck vor uns, wie in wenigen der Gottlob ziemlich seltenen deutschen Dome der Rococozeit. Großartig und bunt ist der Eindruck, den alles dies auf den Beschauer macht, aber keineswegs erhebend und beruhigend. Nur das Eine läßt sich der kunstreichen Ausschmückung des Innern nachrühmen, daß sie im Stil einheitlich ist und die zweideutige Tugend der Consequenz beobachtet. Den Theil des Hauptschiffes, welcher westlich unmittelbar an die Vierung grenzt, nimmt das Presbyterium mit dem prachtvollen, marmornen Hochaltar ein, und hinter diesem Presbyterium liegt der hohe Chor, unter dem sich die Gruft des heiligen Bonifacius, also eine moderne Krypta, befindet. Wir steigen hinab und erblicken am äußersten Westende das Grab des Heiligen unter dem Altar, der mit plastischen und malerischen, darauf bezüglichen Darstellungen geschmückt ist, während ringsumher an den Seitenwänden 16 bronzirte Statuen aus Sandstein stehen. Reich, wie die Kapellen mit allerlei Sculpturen und Statuen von Heiligen ausgestattet sind, so reich ist auch die Sacristei an Reliquien, namentlich an Gebeinen, die zum Theil sogar den Aposteln selber angehören sollen!

Nach diesem wenig erbauenden Anblick suchen wir das Freie und wandeln an der dem Schlosse gegenüber liegenden Hauptwache vorüber, wo sich auf mäßig freiem Platze das 1842 errichtete eherne Standbild des Bonifacius erhebt, ein kräftiges, trefflich gelungenes Werk des 1850 in Rom verstorbenen Werner Henschel. Mit kühnem, gottbegeistertem Blick schaut das Antlitz in apostolischen Zügen aufwärts, während die Rechte das Kreuz als Zeichen der von ihm verkündeten Lehre erhebt und die Linke die heilige Schrift hält.

Feuilleton.

Das Leichenbegängniß Bérangers.

* Die Leiche Bérangers, von dessen poetischer und nationaler Bedeutung der Hauptartikel unseres heutigen Blattes handelt, ist am 17. Juli, nicht ganz einen vollen Tag nach dem Absterben, auf dem Kirchhofe Père Lachaise in Paris beigesetzt worden und ruht dort nun in der Nähe so mancher Hülle, die einst gefeierten Männern angehörte. Die Bestattung war von so eigenthümlicher Art, daß wir der Vollständigkeit wegen, obwohl die Einzelheiten aus den Zeitungen längst bekannt sind, noch einige Bemerkungen darüber hier beifügen wollen. Die Regierung hatte in der Besorgniß, daß die Pariser Bevölkerung, namentlich die Arbeiter, den Leichenzug zu politischen Demonstrationen mißbrauchen möchten, die Bestattung zu einer Staatssache gemacht, auf den Wunsch des Verstorbenen sich berufend, und den Tod desselben so lange verheimlicht, bis alle Maßregeln getroffen waren. Das Volk wurde verhindert, als solches dem Sänger die letzte Ehre zu erweisen, und von den Hunderttausenden, die herbeigeströmt waren, hat nur der kleinste Theil den Sarg, der seine irdischen Ueberreste enthielt, zu sehen bekommen; auch an den folgenden Tagen war seine Grabstätte, auf welcher die Regierung selbst ein Denkmal errichten will, von Polizeiagenten umgeben. Den Eindruck, den das ganze Verfahren machte, spiegelt die folgende, am Beerdigungstage Bérangers geschriebene Pariser Correspondenz in der „Allgemeinen Zeitung" wieder. „Seit langem sind die Pariser nicht so sehr überrascht worden als heute Morgens, da sie aus einer an allen Gassenecken angeschlagenen Polizeiverordnung erfuhren: Béranger werde um Mittag auf Kosten des Kaisers und mit strengem Ausschlusse des Publikums beerdigt werden. Im Ausland kann man sich kaum einen Begriff davon machen, wie sehr der Verstorbene von den Alten, die mit ihm gelebt hatten, wie von den Jungen, für die er ein Symbol, eine Mythe voll griechischer Anmuth war, geliebt wurde. Alle Schlagwörter, wie: der Ruhm, die Revolution, die Liebe, der Wein, sind in einer unverwelklichen Guirlande mit dem Namen Béranger verknüpft. Alle Klassen der Gesellschaft und alle Parteien, mit Ausnahme der Ultramontanen und der Legitimisten, konnten ihn ihren Dichter nennen, da er vor allem national war. Die größte Schuld des Dankes hatten die Imperialisten an ihn abzutragen, aber nichts berechtigte sie den Todten für sich in Beschlag zu nehmen, nachdem der Lebende ihnen nie angehört hatte. Das Volksgefühl wurde dadurch verletzt. Die Bewohner des Stadtviertels wo der Dichter gewohnt hatte, erwachten heute in einer Art von Belagerungszustand. Die Gassen waren mit Truppen und Polizei-Wachmannschaft besetzt. Wenn ein Minister, ein Bischof, ein General stirbt, wird die Leiche feierlich ausgestellt. Für den Dichter der Nation mußte aus politischen Rücksichten eine Ausnahme gemacht werden. Statt der letzten Ehre, die ihm das Volk, Reiche wie Arme, erwiesen hätte, wurde für ihn der officielle Pomp der Staatscarossen und die Begleitung von 300 Sergents de Ville dekretirt. Das Leichenbegängniß war eine Verhaftung. Truppen eröffneten und schlossen den Zug. Starke Abtheilungen von Sergents de Ville in weißen Sonntagshosen unterbrachen ihn an vier Stellen. Die Zulassungskarten für Leidtragende wurden auf der Polizeipräfectur ausgetheilt. An schwarzen Fracks mit rothen Bändchen fehlte es nicht; aber das Publikum kannte keinen dieser Herren, die von Amtswegen Trauer trugen und die der Freundschaft gebührenden Plätze einnahmen. Die Presse, die Literatur, die Künste, die Wissenschaften und die Jugend waren so wenig oder gar nicht vertreten, daß eine Miethkutsche, in der man das volle Gesicht des Herrn Jules Janin entdeckte, großes Aufsehen verursachte. Obschon die Absicht einer Volksdemonstration entschieden in Abrede gestellt wird, läßt sich die Nothwendigkeit von militärischen und polizeilichen Vorsichtsmaßregeln nicht verkennen. Der letzte Wunsch des Todten in Betreff einer stillen Beerdigung wäre sicher beachtet worden. Aber 300,000 Menschen wären dem Sarge gefolgt, und aus dieser Masse, der heute weniger zu trauen denn je, konnte ein elektrischer Funken springen. Aus den Vorsichtsmaßregeln ist eine Demonstration geworden, in welcher die Regierung zeigte, daß sie nach Ablauf der verfassungsmäßigen Wahlagitation jede ungesetzliche Bewegung, selbst wenn sie aus dem Herzen des Volks käme, mit einer nie dagewesenen Machtvollkommenheit beherrsche."

— * Man hat Béranger mannichfach ins Deutsche zu übertragen gesucht, aber bis jetzt ist es trotz des Reichthums und der vielseitigen Ausbildung unserer Sprache nur ungenügend gelungen. Der französische Dialekt ist an und für sich schon kürzer, wodurch die Schwierigkeit sich erhöht, und bei der Weise, wie die dortigen Dichter den Reim gebrauchen, ist er auch reicher an solchen als der unsrige, und bei Béranger kommt nun noch der Refrain und eine schwer zu beschreibende Eigenthümlichkeit seiner Poesie hinzu. Wenn wir Original und Nachbildung mit einander vergleichen, so kommt die letzte einem vor, wie Champagner, der lange gestanden hat, und wo der feine esprit mit dem feinen Schaum längst entflogen ist. Die erste Uebertragung einzelner Lieder Bérangers rührte von Philippine Engelhardt her und war ziemlich schlecht. Dann folgte eine von Chamisso und Gaudy, in welcher viele ernsthafte und auch einzelne heitere recht gut wiedergegeben waren, daran schloß sich die von dem Enkel der Erstgenannten, von Rathusius, eine ganz verfehlte, die sogar in der Albernheit sich gefiel, an die Stelle des vollendeten Reims im Original die Assonanz zu setzen. Fast alle Gedichte von Béranger wurden dann schließlich übertragen von Rubens (Seeger), von den ernsten viele recht gut, die komischen freilich auch ungenügend, wie denn die allerdings auch am schwierigsten zu übertragen sind. Einzelne Uebersetzungen haben außerdem in verschiedenen Zeitschriften gestanden. So viel ist gewiß, wer Béranger recht kennen lernen und mit Genuß lesen will, hat sich an das Original zu halten.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen sind die folgenden zu nennen: Bilder und Skizzen aus Kansas während des jüngsten Bürgerkrieges. Von Th. H. Gladstone. — Ein Familienleben, Roman nach Thatsachen von Isidor v. M. — Der Scheikh, Novelle von M. G. Kittel. — Eine Grafenkrone, Roman von L. Otto. 3 Bde. — Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin A. von Lützow's, die Freundin Karl Immermanns. Von L. Assing.

— * Die beiden poetischen Führer „Helvetia" und „Italia" von Levin Schücking sind in neuen Ausgaben erschienen; es sind Sammlungen von Gedichten, welche diese Länder, ihre Naturschönheiten, geschichtlichen Erinnerungen und Sagen preisen.

— * Aus dem Nachlasse von Robert Schumann sind neuerdings fünf Jagdlieder für vierstimmigen Männerchor mit Begleitung von vier Hörnern herausgegeben.

— * Der Novellist Hermann Schiff, von dem wir vor Monaten berichtet haben, daß er gänzlich verarmt und auf seine Bitte vom Hamburger Senat in das Werkhaus aufgenommen sei, ist aus seiner traurigen Lage erlöst. Einige Freunde haben ihn in den Stand gesetzt, jenen schrecklichen Aufenthalt zu verlassen und nach Neumünster in Holstein überzusiedeln, wo für seinen weiteren Unterhalt gesorgt werden soll. Man hofft, daß nun auch seine geistigen Kräfte neuen Aufschwung nehmen werden.

— * Wieder ist ein Schauspieler der alten Schule gestorben, der alte Wauer, der bis vor Kurzem der königlichen Bühne zu Berlin angehörte und sie nach seinem Jubiläum verließ; er hat ein Alter von 74 Jahren erreicht. Früher war er ein tüchtiger dramatischer Sänger, einst ein gefeierter Leporello; später beschränkte er sich auf das Schauspiel und war in einigen derben Rollen, z. B. als alter Miller in „Kabale und Liebe", unübertrefflich.

— * Der dänische Componist Niels Gade hat sich mit einer geistvollen jungen Dame, Fräulein Mathilde Slaeger in Kopenhagen, verlobt.

— * Heinrich Marschner befindet sich jetzt in London zum Besuch und wird von der dortigen musikalischen Welt mit der höchsten Auszeichnung aufgenommen. Eine Zeitung sagt: „Der Besuch eines solchen Mannes, unglücklicher Weise für unsere alten und neuen philharmonischen Gesellschaften zu spät in der Saison, darf nicht ohne ausgezeichnete Anerkennung vorübergehen. Es giebt heutzutage der gesunden Musiker zu wenig, als daß wir diejenigen, die noch leben und schreiben, nicht vor Allem hoch halten sollten."

— * In Wien ist am 15. Juli eine in der musikalischen Welt, namentlich unter den Clavierspielern bis zum Anfänger herab allbekannte Persönlichkeit verstorben, Karl Czerny, dessen unermüdliche und kolossale Productivität oft bewundert worden ist. Czerny hatte das unter Seinesgleichen nicht sehr häufige Glück, durch seine Thätigkeit sich eine glänzende äußere Stellung zu verschaffen. Die Zahl seiner mit Angabe der Opuszahl im Druck erschienenen Arbeiten beläuft sich auch nicht weniger als 849, sehr viele sind gar nicht in solcher Weise bezeichnet oder finden sich nur handschriftlich vor. Czerny starb nach längerem Leiden im Alter von 66 Jahren; er war geboren in dem Jahre, da Mozart starb, nämlich 1791. Der Verstorbene war nie verheirathet, führte ein sehr einfaches harmloses Junggesellenleben und hatte seine Steckenpferde, namentlich Liebhaberei für Katzen, die er abgerichtet hatte. Fast alle deutschen Musikverleger haben Compositionen oder Arrangements von ihm herausgegeben und hoch bezahlt, noch mehr aber erhielt er von Londoner Verlegern. Vor zwanzig Jahren besuchte er einmal die englische Hauptstadt, wurde sehr ehrenvoll aufgenommen und spielte mit der jetzigen Königin Victoria vierhändig, was er seitdem oft hervorhob. Uebrigens war er sehr bescheiden, einfach und mild im Urtheil; man sah ihn in Concerten auf der letzten Bank sitzen, das Käppchen auf dem Scheitel. In seiner thätigsten Zeit arbeitete er, wie erzählt wird, an mehreren Pulten, hier eine Etude, dort eine Sonate u. s. w.; hatte er hier ein Blatt beendet, so trat er an das nächste Pult und schrieb dort weiter. Mit ihm ist eine der letzten Erscheinungen der glänzenden Kunstepoche Wiens heimgegangen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 31. Bremen, 2. August. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

I.

. . . . Manchmal in den heißen Junitagen liege ich auf der oberen Decke meines Bettes und träume halbwach, besonders wenn der Jasmin blüht, und die volle Scheibe des Mondes ihr Licht auf die weiße Gardine meines Kämmerleins wirft. Dann ist es, als ob Alles um mich her auch träume, und die Fliegen schnurren an der Wand umher, bis sie herabfallen in ein Glas oder in einen Krug. Dann höre ich es durch die lautlose Nacht, wie sie sich die nassen Flügel durch wiederholtes Schnurren abtrocknen und an die Decke fliegen, wo sie sicher sind. Dann steht auch das Fenster offen, und Nachtschmetterlinge flattern herein, umkreisen ein Paar Mal das kleine Gemach, zerschlagen sich die Flügel an den Fensterscheiben, bis sie eine offene finden, und suchen durch dieselbe das Weite. Ich aber schlummere weiter und tiefer, und meine Seele verwechselt die Dinge, die ihr die Sinne zuführen, und das Sumsen dünkt ihr das Schlagen einer entfernten großen Thurmuhr. Und zu dem offenen Fenster zieht der betäubend süße Geruch der Jasminblüthen herein — und gaukelt um meine träumende Seele. Wie ein leiser Lufthauch zieht sie von dannen, weit, weit hinweg über Thäler, Berge und Wälder, und durch die Jahre zurück über Schluchten voll bitteren Jammers und über Felsen von Schmerz und Herzeleid, welche die Jahre gehäuft hatten.

Immer süßer und süßer duftet es nach Jasminblüthe; ein grün-dunkles Laubdach dämmert in meine Seele hinein, und aus hohen breiten Lindenbäumen schimmert uns ein altes, graues Gebäude mit vielen, vielen Fenstern und grünen Vorhängen entgegen. Es ist einfach mit grauen Schindeln gedeckt, und in der Mitte zwischen zwei kleinen Schornsteinen steht ein Thürmchen. Unter dem Dache dieses Thürmchens hängt eine Glocke; man kann es von unten sehen, wie sie sich grade bewegt, und über den ganzen breiten Kirchhof, auf dem das Gebäude steht, schallt ihr Ruf: „Kommt herein, kommt herein, kommt herein.“ Hei, das ist ein Springen und Laufen über den frischen Grasplatz! Groß und Klein, Sextaner und Primaner, die sich über den Kirchhof während der Freiviertelstunde verbreitet hatten, um in den Rosenhecken Metallkäfer oder Moschusböcke zu suchen, eilen hastig herbei und hüpfen über die Gräber der Todten hinweg und vertheilen sich summend in den kühlen Gängen des alten Gebäudes mit den kleinen Fenstern und den grünen Vorhängen. Nach einigen Minuten hört man Thüren auf- und zuschlagen, endlich ist alles still — mäuschenstill. Ich finde mich wieder in einem alten, dunklen Zimmer. Mehrere lange Bänke, eine schwarze Tafel auf einem Holzgestell, ein Katheder und drüber das Bild Doctor Martin Luthers sind die einzigen Dinge, die es enthält. Statt der Tapeten sind Tausende von Dintenklecksen an den Wänden zu sehen — wunderliche Gruppen von karrikirten Menschengesichtern, romantische Namen von Mädchen neben Jahreszahlen der wichtigsten Ereignisse aus der Weltgeschichte, Bibelsprüche und mathematische Figuren mit ihren Beweisen darunter — schnell mit Bleistift hingeschrieben — O, — dieses Zimmer, — ich kenne es —, ja, es ist meine alte, liebe Quarta! Das dunkle, saftige Grün der Linden davor breitet über den ganzen Raum ein eigenthümliches Licht — das Fenster steht offen nach dem Garten zu, und herein strömt der süße, süße Jasminduft. Es ist kühl darin — kühl bis ans Herz hinan — und ein frischer Windstoß treibt zu dem offenen Fenster einen Regen von Jasminblüthen herein und rauscht in den aufgeschlagenen Büchern. Hinter den Büchern sitzen Knaben mit frischen, blühenden Gesichtern die Bänke entlang, und ich sitze mitten unter ihnen.

Da öffnet sich nach wenigen Minuten noch einmal die Thür, die Knaben erheben sich alle mechanisch und schieben dabei ihre Butterbröte, die sie in Papier gewickelt, in die Rocktaschen — unser ehrwürdiger, alter Lehrer, dessen Beiname Murf sich von Generation zu Generation vererbt hatte, ist herein getreten und setzt sich mit ernster, wichtiger Miene auf den Katheder. — Eine friedliche Pause ist eingetreten. Ueber ihm hängt der dicke Doctor Luther — eine Copie nach Lucas Kranach, den wir immer so bewunderten, weil er einen jeden ansah, wir mochten uns in der geräumigen Klasse hinstellen, wohin wir nur wollten — und alle meine Kameraden vom Ackermann bis zum Max von Zedlitz saßen um mich herum mit ängstlichen Gesichtern und blassen Mienen, und der dicke Martin Luther sah wieder einen jeden so scharf an und schien ihn zu fragen: „Hast du dich auch heut auf den Cornel präparirt?“ Und ich sah es Allen an, daß sie sich in den zwanzig Jahren, in denen wir keine Cornelstunde bei Murf gehabt, auch nicht präparirt hatten so gut wie ich, und darum tröstete ich mich. Und Murf fing an sich zu räuspern, — und sogleich nahmen viele Quartaner ihre Taschentücher heraus und schneuzten sich entweder aus Verlegenheit, oder um nicht zuerst dran zu kommen. Ich aber sah ihn starr an — und mich überlief ein kalter Schweiß, denn ich wußte, daß er schon vor zwölf Jahren ins Grab gelegt worden war, in die kühle Erde auf dem Kirchhof mit den großen breiten Linden, wo unser Gymnasium stand, nicht weit von seiner Quarta, und ich hatte ja selbst an seinem Grabe gesungen: Integer vitae scelerisque purus non eget Mauri jaculis nec arcu, Fusce, pharetra. — Und als es vorbei war, da hatte der kahlköpfige Director eine sehr langweilige Rede gehalten über diesen Vers und die doppelte Lesart Mauri und Mauris — und hatte die Worte angewandt auf den todten Collegen mit großer Erbauung, — und ich selbst hatte hierauf drei Hände voll Erde in sein Grab geworfen, — und jetzt saß Murf wieder auf seinem Katheder, als ob ihm gar Nichts passirt sei, und glotzte mich an mit seinen Todtenaugen. Ich aber saß vor ihm und sah ihm starr in das Todtengesicht — es war aber nicht bleich oder erdfahl, sondern roth und frisch — und kein Leichenduft erfüllte die Stube,

wiewohl viele um mich herum herumsaßen, von denen ich wußte, daß sie schon längst hier und dort in der kühlen Erde schlummerten — sondern es roch Alles ganz süß um mich herum nach Jasminblüthe. Und Murf that seinen Mund auf, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen, und sah mich mit großen Augen an wie gewöhnlich und rief mich zuerst auf. Da holten die andern wieder frischen Athem, und ich erhob mich, schlug meinen Cornel auf und begann: Miltiades Cimonis filius Atheniensis. „Dummes Zeug“, unterbrach mich Murf, „das fehlte noch, daß wir den Cornel wieder von vorn anfingen. Wir sind stehen geblieben im Atticus Kapitel X., und hier hast du fortzufahren!“ Ich blätterte in meinem Cornel, es war eine alte Tauchnitzer Ausgabe — Stück für Stück für 2½ Sgr. neu zu haben in jeder deutschen Buchhandlung, beim Antiquar natürlich noch etwas billiger — ich hatte die meinige für eine abgerichtete Feldmaus von einem angehenden Tertianer erhandelt. Ich blätterte und blätterte, und zwischen den Blättern meines Buches fielen eine Menge getrockneter Veilchen, Vergißmeinnicht, Rosenblätter, und was da mehr ist, heraus und jemehr ich blätterte, desto mehr wurden ihrer, bis zuletzt ein großer Haufen vor mir auf dem Tische lag, und ich nicht begreifen konnte, wie so vieles in dem kleinen Buche Platz gehabt. Und auf den Rosenblättern stunden allerhand Namen — und es kam mir vor, als ob ein zuckendes Herz darunter läge, denn die trockenen Blätter bewegten sich im Takte, in demselben Takte, in welchem ein Herz schlägt. Endlich fand ich den Atticus und schlug auf Kap. X. und las und las. Doch wiewohl ich nicht präparirt war, so übersetzte ich doch gut und geläufig, und Murf meinte, ich hätte seit der letzten Stunde ein leidliches Quantum Latein hinzugelernt. Ja wohl, alter, ehrlicher, heimgegangener Murf — ich war seit der letzten Stunde, die ich bei dir hatte, nicht nur im Latein, sondern auch in vielen andern Dingen ein gut Stück vorwärts gekommen, hatte mich ja seit der Zeit sogar schon ein lustrum auf deutschen Hochschulen umhergetrieben. O, ich hatte bei Bernhardi und Meier in Halle noch andre Wunderdinge gelernt als das Bißchen Latein, was ich dir eben auftischte, und du würdest dich gewundert haben über deinen Quartaner, wenn ich Alles ausgekramt hätte, was ich seit der Zeit gelernt —! Was würdest du Augen gemacht haben, wenn ich dir ein umständliches Recept der römischen Bartpomade oder eine haarkleine Beschreibung der Bettvorhänge der seligen Aspasia mitgetheilt hätte, wie dergleichen überraschende Dinge noch jetzt in meinem Collegienhefte über römische und griechische Privatalterthümer stehen.

Ich war mit dem Kapitel zu Ende, und Murf räusperte sich wie gewöhnlich. Er verzog seine strengen Mienen zu einem freundlichen Lächeln, durch welches jedoch der strenge Pädagog unbarmherzig hindurchblickte, und schlug sein Buch zu, indem er den Zeigefinger zwischen den aufgeschlagenen Seiten stecken ließ. „Die Uebersetzung war gut“, hub er an, und seine Stimme zitterte etwas Weniges, „und du hast wieder gezeigt, daß du was Ordentliches lernen kannst, wenn du willst, mein Sohn — aber du willst nicht immer, siehst du, und das ist schlimm genug, denn dies ist der Anfang zu deinem unvermeidlichen Verderben — der Mensch muß wollen, was er soll, sonst wäre ihm besser, man drehte ihm das Genick herum. In dir sitzt aber schon der Teufel des bösen Willens — und der muß ausgetrieben werden —; der Mensch ist von Natur ein Schlingel, sagen die Theologen — folglich bist du auch ein Schlingel; — die Menschen sind böse von Haus aus, folglich bist du auch ein Bösewicht; — pfui über dich Bösewicht mit deinem verstockten Herzen, in welchem der Satan wohnt!“ — — Und bei diesen Worten glühte sein Gesicht — seine Augen schossen furchtbare Blitze und drehten sich kreisförmig wie die der nachgemachten Uhu's im Freischützen — seine struppigen Haare sträubten sich und thaten sich weit auseinander, und über seinen ganzen Vorderkopf zeigte sich eine blutrothe Narbe, aus welcher einige Tropfen Blut über sein Gesicht perlten — dann hob er den Cornel drohend in die Höhe, und mir ward es heiß über den ganzen Leib. O, wir kannten ihn alle nur zu gut, diesen furchtbaren Cornel; es war eine Ausgabe mit fortlaufendem Commentar, doppelt mit Papier durchschossen und „Halbfranz“ gebunden. „Ich will ihn austreiben, den leidigen Satan, aus deiner Seele, du Pflastertreter — du lebendig umherwandelnder Fleischklumpen“ — und mit diesen Worten hieb er mir den Classiker des silbernen Zeitalters ein Paar Mal um den Kopf, daß ich taumelte und vor Schmerz stöhnte und wimmerte, — und meine Nachbarn auf beiden Seiten sechs Schritt von mir stoben; — und sein Geschrei wurde immer wüthender, er kreischte immer lauter, er schlug immer schneller, — mein Kopf schmerzte immer heftiger, — die ganze Klasse schien in Aufruhr zu gerathen, — ich hörte Fenster klirren, Dintenfässer flogen umher und krachten an die schwarze Tafel, die ganze Klasse schien zusammenzustürzen — — da faßte mich Lina, unser Dienstmädchen, am Arme, die mir Kaffee bringen wollte und vor Schreck das ganze Tragbrett mit dem Service hatte fallen lassen. „Um Gottes Willen, was ist Ihnen? Sie sind ja außer sich“ — und ich schlug die Augen auf; es war heller Tag, und ich sah mich erstaunt um. Ich mußte mich lange besinnen, ehe ich fassen konnte, daß ich mich eigentlich weit von dem Schauplatze meiner Jugendstreiche, nämlich in meinem Bettzimmer in der freien Reichs- und Hansestadt Bremen befand. Ich sah Kaffee, Milch, zerbrochene Tassen nebst Schwarz- und Weißbrod am Boden liegen und fing an das diabolische Gepolter und Fensterklirren zu begreifen, was meine Schulkameraden im Traume verursachten. Und wieder holte ich frischen Athem und dankte Gott, daß ich nicht mehr Quartaner auf dem S.'schen Gymnasium in Schlesien war, und daß ich nur geträumt hatte. Aber ein unerträgliches Kopfweh spürte ich doch — und ich konnte es mir Anfangs nicht erklären, woher es rühre, da ich den Abend vorher weder im Rathskeller noch auf der Terrasse von Hillmanns Hotel zugebracht hatte. Mein Fenster aber stand offen, und die Sonne schien hell herein, und mein ganzes Zimmer war erfüllt von betäubend süßem Jasminduft. „Warum schließen Sie auch mein Fenster nicht des Abends“, sagte ich mürrisch zu Lina, die noch ganz verdutzt dastand, „muß ich mir um Ihrer Nachlässigkeit willen das Leder von einem todten Schulmeister vollprügeln lassen wie der dümmste Schuljunge!“ Lina schien nicht zu begreifen, was ich damit sagen wollte, sondern kniete nieder und wischte den Kaffee auf und die Milch, sammelte die Scherben und trug sie weinend hinaus.

Ich konnte den ganzen Tag über den Traum nichts los werden; meine freundliche Wirthin legte mir ihn aber aus und sagte, es bedeute schlechtes Wetter, wenn einem von Todten träume. Den alten Murf hatte ich immerwährend vor Augen mit seiner Narbe über der Stirn und den dicken Cornel in der rechten Hand, und ich ärgerte mich über die Prügel, die ich von ihm bekommen, weil ich drei Tage lang Kopfweh hatte; die Fenster aber ließ ich dicht schließen, daß der fatale Jasmingeruch nicht mehr in mein Schlafzimmer dränge; — aber, wie meine Wirthin voraus gesagt, — das Wetter wurde wirklich schlecht, und binnen drei Tagen waren die Jasminblüthen von einem starken und anhaltenden Regenguß herabgeschlagen, lagen zerstreut auf der dunklen Erde und wurden in den Gartengängen zertreten.

Ich blieb ganz eigen gestimmt während dieser drei Tage, theils in Folge des Traums, theils auch wegen des schlechten Wetters — am Abend des letzten Tages jedoch erhielt ich einen Brief von meiner Mutter. Außer einigen Familienneuigkeiten enthielt derselbe noch folgende Notiz: „Am Sonntag war auch Herr Dr. Mäusekorn bei uns. Er erkundigte sich sehr angelegentlich nach dir, und läßt dir mittheilen, daß er durch einen Zufall in den Besitz der sehr interessanten Manuscripte und Briefschaften deines ehemaligen Lehrers, des Dr. von Langenau, gekommen sei. Er würde, wie er mir sagte, gewisser Verpflichtungen wegen, die er gegen den Verstorbenen habe, dessen werthvolle Arbeiten herausgeben, doch erklärt er, daß es ihm bei seiner geschwächten Gesundheit und seinen überhäuften Arbeiten durchaus unmöglich sei, und bedauert sehr, daß er darauf verzichten

müsse. Da er deine angehende schriftstellerische Thätigkeit mit großem Interesse verfolgt, so erklärt er sich bereit, dir diese Hinterlassenschaft zu beliebiger Benutzung zu übermachen. Freilich, meinte er, würdest du ein saueres Stück Arbeit haben; — denn da der Wahnsinn des Verstorbenen Jahrelang unentdeckt gewesen sei, so hätten sich in die ernsthaftesten Arbeiten die sonderbarsten Ideen und Verkehrtheiten eingeschlichen, und sei die Correspondenz des Verstorbenen aus seinen Jugendjahren und seinen eigenen Tagebuch-Notizen das Interessanteste des ganzen Vermächtnisses.«

Dieser Brief kam mir ganz zu gelegener Zeit; ich schrieb an Mäusekorn, und es verging keine Woche, daß ein ziemlich großes Packet eintraf, welches die erwähnten Schriftsachen enthielt. Ich fand dieselben bereits ziemlich geordnet, und da mein Interesse durch die Schläge, die ich noch eben im Traum von ihm erhalten hatte, wieder lebhaft für den merkwürdigen Verstorbenen aufgefrischt worden war, ging ich bald rüstig an die Arbeit. Ich fand mehr, als ich erwartete. Ein ganzes Menschenleben mit großartigen Ereignissen breitete sich vor mir aus, ich vertiefte mich auf Wochen in die Schicksale und wunderlichen Ideengänge dieses einen Mannes, von dessen merkwürdigem Charakter und Leben ich das, was ich aus eigener Erfahrung weiß, vorerst mittheilen will, ehe ich das folgen lasse, was ich aus seinen Memoiren schöpfte.

Als ich den Dr. von Langenau kennen lernte, war ich ein Knabe von 12 Jahren. Ich besuchte zu jener Zeit das Gymnasium in einer ziemlich bedeutenden Provinzialstadt des Königreichs Preußen, wo Langenau als einer der tüchtigsten Lehrer wirkte und Ordinarius der Quarta war. Er war ein großer, breitschultriger Mann, mit martialisch funkelnden Augen und einem schwarzen Schnurrbart, der eher einen Militär als einen Schulmann in seiner Person vermuthen ließ. Obgleich er mit Niemanden in der Stadt Umgang pflog, stand er doch in allgemeiner Achtung bei dem Publikum. Seine Collegen schätzten ihn, weil er ein grundgelehrter Mann war, wie es hieß, mehr aber noch, weil er sich seit zwanzig Jahren hartnäckig geweigert hatte, eine höhere Klasse als die Quarta zu übernehmen, so daß sie stets über ihn aufgerückt waren, was in Bezug auf ihr Gehalt höchst wesentlich war. Außerdem ward erzählt, daß er von seiner jährlichen Einnahme 100 Thaler an den Ordinarius der Quinta abgab und 100 Thaler zur Unterstützung einer Lehrerwittwe, die gar nicht einmal in dem Orte wohnte, und die er nur dem Namen nach gekannt, zu verwenden pflegte, so daß er nun mit dem Reste von 400 Thalern lebte, so gut es ging. Seine Lebensart war aber in ihrer Art originell. Er bewohnte ein kleines Dachstübchen in der Nähe des Gymnasiums, welches Nichts weiter enthielt als seine Bücher, sein Bett, ein Pult und zwei Stühle, wozu man noch allenfalls ein kleines Waschtischchen mit Zubehör rechnen kann. Ein Theil seiner Bücher stand in dem Wohnzimmer des Pedells, der im Gymnasium wohnte. Murf hatte sie immer gern bei der Hand, wenn er in der Schule unterrichtete. Ich war oft in seiner Wohnung, wenn ich die corrigirten griechischen Exercitien bei ihm abholte, und konnte mich jedesmal eines gewissen bänglichen Gefühls nicht erwehren, wenn ich den großen, athletischen Mann, vor welchem Jung und Alt solchen Respekt hatte, in dieser engen Behausung erblickte. Seine Kleidung war ebenso einfach wie seine übrige Lebensweise. Im Sommer trug er Rock, Weste und Beinkleider von billigem, graubraunem Baumwollenstoff und eine leichte, seidene Mütze, im Winter Tuchkleider von derselben Farbe. Seinen Kaffee trank er Früh und Nachmittags in der Wohnstube des Pedells, dessen Frau ihn wie einen Sohn liebte und Alles that, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Ebenso nahm er das Abendbrot dort ein und schien sich durchaus Nichts daraus zu machen, daß seine Tischgesellschaft außer dem Ehepaar noch aus zwei kleinen schmutzigen Kindern und drei Katzen bestand. Ja, ich erinnere mich gesehen zu haben, daß er es mit stoischer Gelassenheit ansah, wenn einer der kleinen Schmutzfinken ihm mit den Fingern ein Stück Fleisch von der Gabel wegstipitzte, oder die eine Katze ihm unter dem Arme hervorkroch und sich den besten Bissen von seinem Teller herabholte. Dann klopfte er sie höchstens mit seinem Löffel sanft auf die Nase, wobei er eigenthümlich lächelte, indem er ausrief: »I nu, du dummes Thier, i nu, was willst du denn hier?« Diesen Reim schnappte ich einmal auf, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn triumphirend der gesammten Quarta mitzutheilen, die von nun an des Pedells Katzen mit dem lautesten Herschreien dieser Verse bewillkommete, wo sie sich nur blicken ließen. Diese eigenthümlichen cynischen Gewohnheiten erstreckten sich aber noch weiter. Er aß für sein Leben gern Milchsuppe. Weit entfernt sie vom Teller zu essen wie andere Leute, ließ er sich dieselbe in einem ziemlich geräumigen, irdenen Topfe bringen, stemmte diesen auf den Tisch, und indem er mit der einen Hand den Henkel faßte, mit der andern den rostigen eisernen Löffel, den ihm des Pedells Frau gab, verzehrte er sein frugales Mahl mit demselben Wohlbehagen, mit welchem Andre einige Dutzend Austern schlürfen.

Aus dem Gesagten läßt sich leicht schließen, daß das Betragen des Sonderlings gegen seine Schüler bedeutend von dem reglementmäßigen Benehmen der übrigen Lehrer abwich. Er hatte so eigentlich keine Methode, nach welcher er unterrichtete, und doch unterrichtete er gut. Wer bei ihm keine lateinische und griechische Grammatik lernte, der mußte von der Natur in doppelter Beziehung vernachlässigt sein. Einmal mußten seine geistigen Fähigkeiten zu den untergeordnetsten von der Welt gehören, da Murf mit großer Gewissenhaftigkeit der Klasse jede grammatische Regel wohl zehn Mal in einem Athem vorsprach, zum anderen mußte er mit einem übermäßig dicken Kopffell versehen sein, und zwar aus folgenden Gründen. Hatte unser unermüdlicher Präceptor eine Regel zehn bis fünfzehn Mal wiedergekäut, (dies war sein eigener Ausdruck) so ließ er sie einen von uns wörtlich wiederholen. Wehe dem, der einen einzigen Fehler machte! Wie ein Habicht auf seinen Raub, so stieß der entrüstete Pädagoge von seinem Katheder auf ihn herab, spreitzte seine kolossalen Hände breit auseinander und ließ einen unaufhörlichen Regen von Schlägen auf den Kopf des Unglücklichen fallen, während sein langer Sommerrock dabei wie ein Husarendollmann im Winde flatterte. Dabei wiederholte er mit unglaublicher Schnelligkeit die Regel wohl noch ein halbdutzend Mal, jetzt aber mit den obligaten, stehenden Schimpfwörtern, so daß die bekannte Regel im kleinen Zumpt ungefähr so lautete:

> Viele Wörter sind auf is — du nichtswürdiger Schlingel
> Masculini generis — er einfältiger Junge, er —
> panis, piscis, crinis, finis — er Pflastertreter er —
> ignis, lapis, pulvis, cinis — du unerhörter Esel du —
> orbis, amnis und canalis — merke dir das, du stupider Bengel,
> sanguis, unguis, glis, annalis — du schamlos fauler Fleischklumpen —
> fascis, axis, funis, ensis — er erbärmlicher, fauler Gauch —
> fustis, vectis, vomis, mensis — o, er gemästetes Büffelkalb!

In dieser Tonart ging es dann weiter durch alle neununddreißig hindurch, wo bei den Worten: sentis, caulis, penis, pollis Murf endlich keinen Athem und sein hartköpfiges Schlachtopfer keine Besinnung mehr hatte. Da der Ausdruck Schlingel eine sehr bedeutende Rolle bei dergleichen Aufführungen spielte, so nannten wir diese Procedur gewöhnlich *schlingeln*, und es gab wohl keinen Einzigen in der Klasse, der nicht einmal von Murf in oben beschriebener Weise *geschlingelt* worden wäre. Mancher Pädagoge wird über diese barbarische Manier zu unterrichten die Nase rümpfen und seine entschiedene Mißbilligung darüber aussprechen, indessen kann ich nicht sagen, daß sich diese einfache Methode in Bezug auf die grammatischen Regeln schlecht bewährt hätte. Grade die *längsten* Regeln wurden gewöhnlich am besten gelernt, weil diese unserem alten Murf eine gar zu ausgedehnte Gelegenheit zum Schlingeln boten; darum nahm sich jeder in Acht, und wenn ich diese Dinge nach so vielen Jahren, die mich von des seligen Zumpts Auszug aus seiner lateinischen Grammatik trennen, noch so geläufig weiß, so liegt der Grund einfach in der handgreiflichen Manier meines unvergeßlichen Lehrers. Es war ja ein Spaß, bei zwei Versen wie:

> Brauch männlich o, or, os, er
> Und e-s des der Sylben mehr,

geschlingelt zu werden; — auf diese zwei Zeilen kamen ja höchstens ein Dutzend Kopfnüsse und drei bis vier Pflastertreter und belebte Fleischklumpen. Nun darf man keineswegs glauben, daß wir auch nur die geringste Abneigung gegen diesen Mann gehabt hätten. Da er im Uebrigen einen wahrhaft kindlich guten Charakter besaß, so hatte ihn der ärgste Schlingel, der ausgemachteste Pflastertreter, der seine Regeln nie wußte, ebenso lieb wie der belebte Fleischklumpen, der seine Grammatik stets wie am Schnürchen hersagte. Die Herzensgüte des originellen Mannes war nämlich ebenso außerordentlich wie seine sonstigen Eigenschaften. Oft kam es vor, daß ärmeren Schülern, die das Gymnasium besuchten, das eine oder das andere Buch fehlte, weil die Eltern es für den Augenblick nicht anschaffen konnten. Ein solcher Knabe durfte die Dürftigkeit seiner Eltern nur entfernt berühren, und Murf drängte eine Fluth von Schlingeln und Vagabunden in die Tiefe seines Innern zurück und hemmte die Walkbewegungen seiner Fäuste, wenn er sie auch bereits drohend über dem Haupte des Schülers geschwungen hatte. Gleichsam sich besinnend, fuhr er mechanisch in die Westentasche, in der sich natürlich Nichts befand als ein Zahnstocher, und, wie wenn er die Verlegenheit selbst verschuldet hätte, sprach er denn wohl mit entschuldigendem Tone: „Mein Gott ja, Kind — es ist wahr — daran habe ich ja gar nicht gedacht — es fällt deinem Vater gewiß recht schwer — wie viel Kinder seid ihr? — sechs Kinder, lieber Himmel — ja, sechs Kinder bei den Zeiten — nun, höre, hier hast du mein Buch, sage deinem Vater, hörst du, grüße ihn von mir, und sage deinem Vater, er braucht dir keins zu kaufen.“ Wehe dem Schlingel, der in solchem Falle das Buch nicht angenommen hätte! Ich war Augenzeuge eines solchen Falles. Ein neuaufgenommener Knabe wies ein ihm angebotenes Buch bescheiden zurück, indem er schüchtern sagte: „Ach, Herr Doctor, das kann ja mein Vater nicht verlangen, daß Sie“ — — der Junge konnte den Satz nicht vollenden, denn Murf warf mit furchtbarer Entrüstung nicht nur sein eigenes Buch an die Stubenthür, indem er den verdutzten Schüler anschrie: „da hast es, dort liegt's“, — sondern er war auch mit einem Satze vom Katheder, faßte den erschrockenen Jungen mit der einen Hand beim Kragen, mit der anderen nahm er dessen Büchertasche und so transportirte er Alles, was er in seinen nervigen Fäusten fühlte, mit Vehemenz zur Thür hinaus. Bücher und Schüler flogen an die Thür der gegenüberliegenden Tertia. Natürlich gerieth auch diese Klasse in Aufruhr; das Poltern auf Tischen und Bänken verbreitete sich in andere Klassen und brachte die ganze Schule in Allarm. Murf jedoch, um alle weiteren Folgen unbekümmert, verfolgt den Fliehenden bis auf den Vorplatz des Gymnasiums, wo zur Zeit tiefer Schnee lag. Von diesem ballte er nun einige mächtige Haufen zusammen und schleuderte sie mit erhöhtem Ingrimm hinter dem Davoneilenden her, bis dieser seinen Blicken entschwunden war. Ruhig, als ob gar Nichts geschehen wäre, kam Murf dann in die Klasse zurück, lieh sich ein Buch von einem der Schüler, — und in der nächsten Stunde hatte er ein nagelneues Exemplar. Mit dem geprügelten Quartaner war er dann so freundlich wie vorher, nur mußte der Verbrecher von nun an genauer lernen als alle anderen. Wem er einmal auf seine Manier ein Buch aufgedrungen hatte, für den war das Geschenk nach unseren damaligen Begriffen gar kein Segen; er wurde wenigstens zehn Mal ärger geschlingelt, wenn er auf dem faulen Pferde ertappt wurde, als jeder Andere.

Nun darf man keines Wegs glauben, daß Murf gar nicht verstanden hätte, auf unsere knabenhaften Anschauungen einzugehen oder an unseren jugendlichen Freuden Theil zu nehmen. An schönen Sommertagen wurde wohl einmal ein Spaziergang von der ganzen Klasse unternommen. Das war ein Fest für Alle, wenn Murf nach seiner Weise sagte: „Hört, ihr seid zwar alle Schlingels, — Herumtreiber seid ihr und faule Gäuche — ja wohl seid ihr das — gemästete Fettklöße — einer wie der andere, und Pflastertreter; — ja, was wollt ich doch sagen — es ist ein hübscher Tag heute, Kinder, und die Sonne scheint wieder einmal so warm, wie ihr es gar nicht verdient, ihr Fleischklumpen — aber, wie wäre es, wenn wir trotzdem heute einen Spaziergang nach Teichwitz machten? Geld braucht ihr nicht, Jungen, es soll euern Eltern nichts kosten — den Schlingel will ich sehen, der mir einen Pfennig mitnimmt — aber es soll euch an Nichts fehlen, Gott bewahre! — also merkt es euch, um 2 Uhr gehen wir fort, und jeder nimmt mir einen Stock mit, daß mir keiner unter Wegs liegen bleibt — Marodeure will ich nicht — und Stubenhocker auch nicht.“ Nach einer solchen Rede war er die Freundlichkeit selbst, er machte ein vergnügtes Gesicht, rieb sich die Hände, und war auf dem Platze der Zusammenkunft, noch ehe es 2 Uhr geschlagen hatte. Hier drängte sich nun aber auch die ganze ausgelassene Schaar um ihn; er selbst war seelenvergnügt, das sah man ihm an. Auf dem Dorf angekommen, sorgte er nun zuerst für ihren Lebensunterhalt. Was es geben würde, wußten wir schon, 8 bis 10 Schüsseln süße Milch war das Erste, was die Wirthin, die ihn schon seit Jahren kannte, auftrug. Dazu ließ er sich 3 bis 4 große Landbröte bringen, die er mit eigner Hand in Stücken von mächtigem Umfang zerlegte. Dann vertheilte er Löffel unter uns, und mit lautem Jubel fielen wir über die frugale Mahlzeit her. Er selbst aß seine Suppe wie gewöhnlich aus einem großen Topfe und kümmerte sich nicht im Geringsten darum, wie wir mit unserm Essen zu Stande kamen. So viel kann ich mich erinnern, daß es mir und meinen Kameraden delicat schmeckte, und selbst einige junge oberschlesische Grafen und Barone aßen die großen Brocken mit solchem sichtlichen Behagen, wie es kaum die Drescher auf den Gütern ihrer Väter thun konnten. War nun dieses einfache Mahl beendet — und das war ziemlich rasch der Fall, da wir uns ganz streng nach unserm Lehrer und Meister richteten und aufhören mußten, wenn er aufhörte, — so wurde sogleich eins von den beliebten Knabenspielen begonnen: Räuber und Fänger, Burgerobern u. s. w.; dabei war aber keiner so ganz mit Leib und Seele bei dem Spiele als wieder unser Murf. Wie einen homerischen Helden konnte man ihn dann schreien hören, ganz allein vertheidigte er irgend eine fingirte Bastion, und stürzten auch die Stürmenden zu Dutzenden auf ihn los und über ihn her, sprangen sie ihm auf den Rücken, die Schultern, krochen ihm die Kleinen an den kolossalen Lenden in die Höhe oder wagte sich ihm einer von den stärksten gar zwischen seine weitgespreizten Beine um ihn so mit dem Rücken in die Höhe zu heben und umzuwerfen, er blieb doch immer Sieger; denn einem wilden Eber gleich, der die Bracken von sich abschüttelt als wären es Ratten, so schleuderte er uns mit seinen kräftigen Fäusten in der Luft herum, daß wir Purzelbäume schossen und schreiend und kreischend über einander fielen. Kein Wunder, daß wir den Mann mit dem rasenden Ajax verglichen; denn wie dieser unter den Schafheerden, so wüthete Murf dann unter den Quartanern. War er uns los geworden, so rannte er mit glühendem Gesichte hinter uns her, und wir zögerten keinen Augenblick in diesem Falle schleunigst Reißaus zu nehmen, so schnell uns grade die Beine tragen wollten. Erwischte er einen, so hatte der auch, wie wir uns auszudrücken pflegten, „seine vollständigsten Keile“ weg, — und der kühle Buchenwald hörte die derben Schläge auf dem Haupte des Gefangenen klatschen, und das geschwätzige Echo wiederholte im raschen Aufeinanderfolgen die unvergeßlichen Worte: „Langsamer, alberner, fauler Schlingel, gemästetes Büffelkind, belebter Fleischklumpen, vagabundirender Pflastertreter, fauler Gauch u. s. w.“ Dieser Schluß erhöhte auch unser Interesse an dem ganzen Kampfe in hohem Grade. Da wir Etwas dabei wagten, hatte unser Muth zugleich eine eigene Herausforderung, der Geprügelte wurde aber derb ausgelacht. War es nun Abend geworden, so gingen wir singend, unsre Hüte mit grünem Laube geschmückt, nach Hause. Auch Murf war bekränzt; — ein ungeheurer Kranz von Eichenlaub hing um seine Schultern, dies war Herkommen, — aber er sprach kein Wort, er sah dann wohl einige Minuten in die glühende Abendsonne, seine dunklen Augen gaben ein unheimliches

Licht von sich, und ehe wir es uns versahen, war er quer Feldein gegangen und bald aus unsren Blicken entschwunden. Höchstens sagte er vorher dem Primus mit ruhiger, sehr weicher Stimme: „Kinder, geht jetzt allein nach Hause, den Weg werdet ihr wohl finden.“ So geschah es denn auch — der andere Tag war gewöhnlich ein Sonntag und Montag ging die Schule wieder an.

Der Bodensee und seine Umgebungen.

* Im Cotta'schen Verlag erschien ein dreibändiges Werk über den Bodensee und seine Umgebungen. Schon diese Ausdehnung ergiebt, daß hier eine sehr gründliche und ausführliche Schilderung des herrlichen Sees vorliegt; sie ist übrigens nebenbei auch mit vieler Wärme und gut geschrieben. Der Verfasser beschreibt zunächst anschaulich und genau, zum Theil auf das prächtige Buch von Steub „Drei Sommer in Tirol“ gestützt, das österreichische Ufer, Bregenz und den Bregenzerwald, und leitet sein Buch mit folgenden Bemerkungen ein:

„Wer auf den Höhen des Gebhardsberges bei Bregenz, des Hoyrenberges bei Lindau, auf den Altanen der Schlösser zu Heiligenberg, Hohentwiel oder auf der Waldburg, wer vom Gipfel des Freudenberges bei St. Gallen, vom tannenreichen St. Peter- und Paulshügel oder gar vom Pfänder und Hohenkasten seine Blicke von den kühnen wild zerrissenen Gebirgsformen der Alpsteinkette, von den beschneiten Häuptern des Gebirges, von der unendlichen Fläche grünen, blühenden, mit unzähligen Hügelkuppen bunt gemischten Uferlandes, wie das schwäbische Gestade es darbietet, über den blaugrünen Wasserspiegel des Bodensees hinschweifen läßt, der ladet sich unwillkürlich selbst, wenn nicht mit lautem Wort, doch mit lebhaft bewegtem Herzschlage zu ruhigem Genusse, zu längerem Verweilen an diesem herrlichen Gelände ein. Und jeder schöne Frühlingsmorgen und Sommerabend wird es ihm klarer machen, daß er ein reiches, gewaltiges Prachtbild vor Augen hat. Wer malt die Ueberraschung des Wanderers, der aus den einförmigen, nur selten und schwach auf- und absteigenden Kornebenen Oberschwabens auf wechselloser Landstraße heranpilgert und plötzlich den See zu seinen Füßen erblickt? wer die Ueberraschung derjenigen, welche vom fliegenden Dampfroß geleitet, plötzlich oberhalb Friedrichshafen und Lindau die meerartige Wassermasse, umgürtet von ihren grauen, schneeweißen Wächtern vor sich ausgebreitet sehen? Und kehrt der Wanderer gar von einer wirklichen Alpenreise heim, so wird der Contrast des schrofferen steileren Südens mit dem offenen, lachenden Gelände am Nord- und Westrande der Alpen, erst recht seine Wirkung thun: er wird nach einem Landungspunkte suchen, und die Idylle, welche überall wohin das Auge blickt, aus fruchtreichen Gärten, üppigen Wiesen, aus Weinbergen, Obstgärten und schattigen Wäldern, aus kühlen Thälern mit plätschernden Bächen, aus dem lieblichsten Gewirre in einander verschlungener Hügel und Niederungen, aus freundlichen Dörfern, und gar häufig auch aus freundlichen Menschenaugen ihm entgegenwinkt, gern mit der Romantik der Gletscher, der tosenden Wasserfälle und der unerreichbaren Eiskuppen des Hochgebirges vertauschen. Umfassen auch andere Seen größere Wassermassen, schmücken sich auch ihre Ufer mit zackigeren Felsen, ihre Gelände mit üppigerer, südlicherer Vegetation, so erscheinen doch die Ufer des Bodensees mit ihren vielen traulichen Städten und Dörfern, ihren Schlössern und Ruinen, ihrer fleißigen, sorglichen Kultur heimathlicher und traulicher für das deutsche Gemüth. Drängt dort das Gefühl zu hohem, raschem Genuß, so spricht hier das Herz: man sei zu Hause, man sei in der lieben Heimath.

Die beiden großen und schönen Wasserbecken, welche sich am Nordost- und Südwestrande der Schweiz in fast gleicher Höhe über dem Meere, in fast gleicher Länge, Breite und Tiefe ausdehnen, haben in den letzten Jahren vielfache Anziehungskraft auf das reisende Publikum geäußert und manche Parallelen in Bezug auf die landschaftlichen Reize ihrer Ufer, auf den socialen Comfort ihrer Städte und Umgebungen hervorgerufen. Diese Anziehungskraft wird sich in Folge des außerordentlichen Aufschwungs aller Verkehrsanstalten im gebildeten Europa noch unendlich steigern. Byrons unvergleichliche Gedichte, Matthisson, Voltaire und Rousseau haben nicht weniger zur Anziehung der Fremdenschaaren an den Genfersee, den lacus lemanus der Römer, beigetragen als die historischen Erinnerungen, die schroff gezackten Savoyerberge, die herrlichen Gruppen der Dent du Midi, der Dent du Morcles, die üppigen Weingelände von Lavaux und Lacôte, als die Fernsicht auf den Montblanc, die zierlichen Städte Genf, Lausanne, Vevey, und die täglich umfangreicher emporblühende Gasthaus- und Pensionsindustrie. Freilich lieferte uns Gustav Schwab in seinem trefflichen Buche: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale“ einen hübschen Kranz von Gesängen und Balladen und gab in jüngster Zeit Ottmar Schönmuth eine Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten des Bodensees und seiner Umgebungen heraus, aber wenn auch das schwäbische Ufer unter dem Scepter des staufischen Kaiserhauses ein Garten der Ritterehre und des Sängerruhmes war, und in keinem Beete dieses Gartens die Herrlichkeit eines streitbaren und liederreichen Adels — wie Schwab sagt — üppiger als an den lachenden Ufern des Oberrheins und dem Gestade des herrlichen Bodensees, des schwäbischen Meeres, wo die Burgen tapferer Männer wie Adlernester sich in den Fluthen spiegelten, emporwucherte, so ist es doch nur wenigen vergönnt die Blumen alter Minnesänger aus grauer Vorzeit zu pflücken und zu würdigen, und den Nimbus einer volltönenden modernen Leier, wie die des Lord Byron, hat jedenfalls bis zur Stunde der Leman vor unserem Bodensee voraus. Wenn aber Voltaire sagt: mon lac est le premier, wenn Alexander Dumas den Leman-See mit dem Golf von Neapel vergleicht und Boufflers ihn: un portrait en miniature de l'Ocean nennt, so ist das eine Poesie, die der wärmste Verehrer von Naturschönheiten mit Recht belächelt. So lesen wir denn mit Vergnügen in der „Illustrirten Zeitung“ und bestätigen es, daß die Wassermassen des Bodanus imposanter und meerartiger sind als die des Leman, daß man sich am Bodensee vom See selbst, als einem großartigen Naturphänomen angezogen fühlt, während uns sonst mehr nur die Uferlandschaften in die Augen fallen. Da haben wir eine Wasserfläche von beinahe 10 Quadratmeilen mit einem Umfang von über 26 Meilen vor uns, und das Auge blickt 5 bis 6 Meilen weit über die Länge des Wellenspiegels. Da giebt es noch rechte Stürme, hohe Fluth, 20 Fuß hohe Wellen, nicht nur Stürme im Glase Wasser. Da spielen die Gewässer in den prachtvollsten Tönen, da raucht und dampft der See, verschwindet bei Nebel und trüben Tagen das jenseitige Ufer in der scheinbar grenzenlosen Wasserwelt, taucht sich an klaren Abenden die große Sonnenscheibe glühend in die Wogen; da schaukeln sich die schreienden Mövenschwärme und die bunt gefiederten Wasserhühner zu Hunderten auf den weißen Schaumkämmen der Wellen, kreist der Seeadler über den laichenden Fischen, ziehen die Fischer den centnerschweren Wels an den Kahn. Da fliegen mit gewaltigen Segeln die schweren Lastschiffe im Winde dahin und schaufeln zumal ein halbes Dutzend Dampfer von allen Seiten einem Hafen zu. Da muthet uns noch Wasserleben an, wie an den Meeresküsten.

Und spielten nicht die Ufer des Bodensees, über welche der schwäbische Kreis einst ein Imperium universale ausübte, das ihm den Namen des schwäbischen Meeres verlieh, von altersgrauen Zeiten her in der Geschichte eine Rolle? Sind sie nicht ein Spiegelbild deutscher Volks- und Kulturgeschichte im Kleinen, vielleicht so vollständig als in den Schicksalen unserer größeren Königreiche, obschon Niemand sie aufzeichnete, sondern nur in Fragmenten und Skizzen sie darlegte? Hier kämpften schon vor Christi Zeit die Römer mit den Tigurinern, Rhätiern und den Stämmen der Vindelicier. Hier ertönten die weltbekannten Namen Drusus und Tiberius. Straßen, Kastelle und wichtige Colonien erstehen durch sie: die Wälder lichten sich durch den Fleiß der römischen Legionen, und der erste Anfang

italischer Kultur keimt glücklich empor. Hier erscheinen zu Ende des dritten Jahrhunderts die Alemannen am See. Constantius Chlorus kämpft gegen sie, und noch heute bewahrt die Stadt Constantia seinen Namen, obschon kein Schriftsteller, keine Inschrift, keine Münze ihre Gründung nennt. Dann prallen hier in wilden Stürmen Völker aus allen Richtungen gegeneinander, Alemannen, Sueven, Vindelicier und Franken. Unter Chlodwig, Klothar und Dagobert bricht sich neben Gesetz und Ordnung auch das Christenthum in unserer Gegend kräftig Bahn, obgleich fromme Männer aus Italien schon früher im zweiten Jahrhundert in die einsamen Alpen geflohen waren und den christlichen Glauben zu verbreiten gesucht hatten. Wer sollte hier nicht der Namen Fridolin, Gallus, Willimar, Columban und der ihrer Genossen Mang, Placidus, Siegmar und anderer Boten des Evangeliums gedenken, welche von den freundlichen, bevölkerten und angebauten Ufern des Bodensees das Christenthum in die wilden Wald- und Gebirgsthäler rings umher weiter trugen! Da erhoben sich auf den Trümmern der alten römischen und rhätischen Städte Wohnungen, Klöster und Pflanzschulen des neuen Glaubens. Die Mönche schämten sich der harten Feldarbeit und anderer Geschäfte nicht, welche die Wohlthat geselliger Bildung vorzubereiten im Stande sind, sie pflügten, pflanzten Obstbäume, trieben selbst ihre Viehheerden aus, spannten die Segel und zwangen den stürmischen See, sie flochten die Netze und theilten den Hungrigen den Fang aus. Neben den Klöstern erhoben sich allmälig Paläste und Burgen an schönen, frei und hochgelegenen Punkten, und in diese Wohnungen hoher, tapferer Herren und Machthaber zieht Gesittung und Kultur ein und verbreitet sich unter den Karolingern in immer größeren Kreisen. Wir erblicken Karl den Großen mit seiner Gemahlin Hildegard in Constanz, wo er schriftliche Freiheit aller Art ertheilt. Die Blüthe gelehrter Bildung keimt auf der Insel Reichenau empor, auf welcher Kaiser Karl der Dicke sein Grab fand. Das edle Gewächs, das mit seinen Ranken jetzt fast den ganzen See umschlingt, wird heimisch an seinen Ufern, und sein lichteres, hoffnungsvolles Grün tritt an die Stelle der finsteren Wälder. Höfe, Weiler und Dörfer entstehen, in deren Namen man sehr oft die jetzigen Ortschaften wieder erkennt. Reich ist die Geschichte des Bodensees unter dem salischen und sächsischen Hause, aber noch reicher unter den Hohenstaufen. In seines Reiches freier Stadt Constanz thronte Friedrich Barbarossa und hielt Tag mit den versammelten Fürsten, erwog die Freiheiten der Städte und die Hoheitsrechte des Kaisers und schloß im Jahr 1183 den denkwürdigen Frieden von Constanz. Im Schlosse Arbon sagte der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Konradin von Schwaben, seinem deutschen Vaterlande Lebewohl. Die lachenden Ufer des Oberrheins und das Gestade des herrlichen Sees waren unter dem Scepter des staufischen Kaiserhauses ein Garten der Ritterehre und des Sängerruhmes geworden, und die lieblichen Lieder schallten wie ein Chor von Nachtigallen auf beiden Gestaden einander entgegen. Wer kennt nicht die Edlen von Sax, das Grafengeschlecht der Montfort oder der Grafen von Fahnen, den Ast der Grafen von Werdenberg, von Hohenems, und viele hundert andere Namen, in denen Ritterthum und Minnegesang in voller Fülle blühte. Auf die Helden- und Dichterglorie der Hohenstaufen folgt dann eine ruhigere, prosaischere Zeit unter Rudolf von Habsburg und seinem Sohne, und im 14. Jahrhundert der Kampf und der Sieg des Bürgerthums am See, dessen Innungen und Zünfte allmälig erstarkt waren, so daß der Bürgerstand nicht füglich mehr von der Staatsverwaltung ausgeschlossen werden konnte. Dieß ist die Zeit des Emporblühens eines regen Städtelebens und reichen Handelsverkehrs an vielen Uferpunkten, in Constanz, Lindau, St. Gallen, wo die Herrlichkeit des Adels zu Ende geht, wo die Geschlechter, die seit Jahrhunderten an beiden Ufern des Bodensees im Glanze geherrscht, verarmen und eins um das andere versinken, die Zeit der Appenzeller Kriege und Siege. In diese Kämpfe schiebt sich das traurige Zwischenspiel des wüthendsten Fanatismus ein, wo sich zu Constanz geistliche und weltliche Würdenträger des Morgen- und Abendlandes zahlreich zu einem großen Concil versammeln, wo ein schwacher, wortbrüchiger Kaiser der Hierarchie die Opfer von Huß und Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen darbringt. Aber diesem Verbrechen entkeimte hundert Jahre später die goldene Frucht der Glaubensfreiheit, die abermals an unserem Gestade sich rasch und reich entfaltete. Mehr als die Schweizer- und Schwabenkriege, in welchem jedoch Kaiser Maximilian von den Schweizern bei Schwaderloch in der Nähe von Constanz eine empfindliche Niederlage erlitt, berührte die Reformationszeit, und in ihr vorzüglich der Bauernkrieg die Ufer des Bodensees. Unter den unaufhörlichen Kämpfen und Kriegen konnte kein rascher Fortschritt der Kultur stattfinden, obschon der Luxus im Steigen war. Mit der Reformation jedoch wurde in denjenigen Städten, die sie annahmen, der Grund zu einer besseren Schulbildung gelegt. Ein halbes Jahrhundert Ruhe beförderte geistiges und leibliches Wohlsein: Wald, Feld, Garten und Rebe wurden veredelt, und an den blühenden Ufern wohnte ein fröhliches Geschlecht. Nach einem Briefe des bekannten Rechtsgelehrten Jasius an Herzog Christof von Würtemberg hatten auf dem Concil zu Trient (1545) die Prälaten aus der Gegend des Bodensees das Heimweh: „wären lieber zu Reichenau, Meersburg u. s. w. gewesen, und sehnten sich nach dem lustigen Bodensee und den schönen Kreaturen, so dessen accolae erzeugen.“ Im siebenzehnten Jahrhundert tobte der dreißigjährige Krieg mit entsetzlicher Wuth am hiesigen Gestade. Da tränkten die Schweden ihre Pferde im Bodensee, Constanz, Ueberlingen, Bregenz, Lindau wurden belagert, der ritterliche Wiederhold befehligte auf Hohentwiel und vertheidigte mannhaft seine Veste, kriegerische Flotten durchfurchten den See, die Wage schwankte lange hin und her, und als endlich der Friede kam, da zeigten sich erst die Spuren der Zerstörung in ihrer wahren Gestalt, überall Armuth und Elend an den sonst so gesegneten Ufern. Der Schluß des letzten Jahrhunderts und die erste Hälfte des jetzigen, wo viel Altes vollends vermoderte und aus gährendem Leben sich Neues und Gutes gestaltete, erschütterte in einzelnen Intervallen, mitunter in recht fühlbaren Schlägen, Städte und Dörfer unserer Ufer. Heute jedoch ist das große Wasserbecken der Träger eines gewaltigen Verkehrs. Vier vollendete und noch mehrere im Bau begriffene Eisenbahnen münden an seinen Ufern. Häfen, Leuchtthürme, Schiffswerften, Dämme, Waarenmagazine erheben sich überall in prachtvoller, großartiger Gestalt, umfassende Kanalbauten und Flußcorrectionen werden mit Eifer ergriffen und mit Ausdauer vollendet. Ein reiches, vielfältiges Straßennetz schmückt die Uferstrecken im Norden und Süden, im Westen und Osten. Ein reger Menschenverkehr belebt sie. Mehrere Aktiengesellschaften entsenden alltäglich aus den Häfen von Bregenz, Lindau, Friedrichshafen, Rorschach, Romanshorn und Constanz nach allen Richtungen 20 Dampfer, deren Zahl von Jahr zu Jahr sich vermehrt. Stattliche Schlepp- und Lastschiffe führen ungeheure Massen von Getreide und Kaufmannsgütern aller Art von einem Ufer zum andern, und schon verbinden unterseeische Telegraphendrähte das deutsche Ufer mit dem schweizerischen. Ueberall offenbart sich Leben und Kraft in reichster Fülle. Prachtvolle Paläste, zierliche Villen und Landhäuser erheben sich rings um den Uferrand; große, neue, geschmackvolle Gasthöfe, Pensionen, Bäder, Kur- und Molkenanstalten erstehen in Städten, Flecken und Dörfern, und Fremde aller Nationen strömen heran, besuchen den Bodensee und weilen mit Lust und Freude in seinen freundlichen, traulichen Uferorten.“

---

* Gedichte.

Gedichte von W. Keim.

Schöpfung.

Der Schöpfungstag! die Elemente bäumen
Sich hoch empor in zügellosem Toben,
Noch ist das Land nicht aus der Fluth gehoben,
Das Licht nicht, um den Berg mit Gold zu säumen.
Da schwebt der Geist des Schöpfers ob den Räumen,
Die wild von mächt'gen Stürmen sind durchstoben
Es baut sich auf der blaue Himmel oben,
Und unten singen Vögel in den Bäumen.

Das ist ein Bild, mich selber jetzt zu schildern.
Ein Chaos war, was ich bisher verlebte,
Ein Kommen und ein Gehn von dunklen Bildern.
Nun da ob meinem Herzen schwebt dein Bildniß,
Wie Gottes Geist einst ob den Wassern schwebte,
Tritt Ordnung auch in meines Lebens Wildniß.

Im Mai.

Wie ist die Welt so schön, wie ist die Welt so weit,
Wo du hin magst gehn — Lust und Herrlichkeit,
Grün der Waldesdom, grün das Wiesenthal,
Blaue Frühlingsluft, goldner Sonnenstrahl,
Und die Lerchen
Ueber allen Bergen
Jubiliren, daß mein Herz erklingt.

Und mit lust'gem Sinn schreit ich fröhlich aus,
Wandre leicht dahin, weit ins Land hinaus,
Halte nirgend Rast, als wo die Schenken stehn,
Als wo mit leichtem Schritt schöne Mädchen gehn;
Eins zu trinken,
Wo die Becher blinken,
Eins zu küssen, eh ich scheiden muß.

Ich bin ein lustig Vögelein.

Ich bin ein lustig Vögelein,
Und als ich dich erschaut,
Hab' in dein junges Herz hinein
Ich schnell mein Nest gebaut,
Wo minnige Gedanken
Gleich weißen Lilien schwanken,
Recht mitten in dein Herz hinein
Hab' ich mein Nest gebaut.

Und hab's mit frischem Liedermund
Verkündet aller Welt,
Den Sternen an dem Himmelsrund,
Den Blumen auf dem Feld.
Nun thun sie mich beneiden
Im Wald und auf der Haiden,
Die andern all — daß ich mein Nest
Hab' in dein Herz gebaut.

Marie.

Dein Aug ist blau, deine Locken sind braun,
Deine Hand ist lilienweiß,
Du bist die schönste von allen Frau'n,
Ich gebe dir gerne den Preis,
Marie!

Du bist so schön wie das Sonnenlicht,
Wenn's funkelt im Morgenthau,
So schön wie der Stern, der die Wolken durchbricht,
Du bist die schönste Frau,
Marie!

Ich singe dir gern mein bestes Lied,
Doch du willst es nimmer verstehn.
Wie der Lufthauch, der über die Rose zieht,
So verklingt es, so läßt du's verwehn,
Marie!

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Amoranthes. Ein Frühlingstraum von Müller von der Werra. — Lucius von J. von Eichendorff. — Johann Knox und die Königin Maria. Ein Vortrag von F. W. Krummacher. — Bücher der Natur. Die wichtigsten Abschnitte der gesammten Naturwissenschaft in populären Darstellungen, herausgegeben von E. A. Roßmäßler. Erstes Heft, die Natur des Hochgebirges von A. Dräger. — Von dem großen Werke von H. Barth Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855 erschien der zweite Band. — F. von Raumer's bekannte Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit erscheint in dritter Auflage. — Der Graf Zinzendorf und Herrenhut oder Geschichte der Brüderunität bis auf die neueste Zeit von H. F. Schröder.

— * In diesen Tagen erscheint ein erzählendes Gedicht „Hannibals Tod" von P. J. Willatzen; der Verleger hat es recht hübsch und geschmackvoll ausgestattet.

— * Die Ausführung des in Ansbach zu errichtenden Denkmals für den Dichter August von Platen ist nunmehr gesichert. König Ludwig schenkt das Erz, Ansbach übernimmt das Postament, Professor Helbig führt die Statue selbst für 5700 Gulden aus.

— * München verliert in diesen Tagen einen seiner bedeutendsten Künstler, den Maler Albert Zimmermann, welcher einen Ruf als Professor an der Akademie in Mailand angenommen hat. Er geht dahin, nachdem er ein neues Gemälde, einen Abend im Gebirge, vollendet haben wird; ein kürzlich ausgestelltes, kleines, aber klassisch schönes Bild, „Motiv aus dem Isarthal", hatte allgemeine Bewunderung erregt. Die Münchener Künstler haben dem Scheidenden auf der Menterschwaige ein herzliches und durch die Zahl der Anwesenden glänzendes Abschiedsfest gegeben.

— * Die allgemeine deutsche Kunstausstellung, deren Veranstaltung zu den Beschlüssen der im vorigen Jahre zu Bingen gehaltenen Künstlerversammlung gehörte, muß in diesem Jahre noch ausgesetzt werden, da man sie in Frankfurt nicht zu Stande bringen konnte. Dort soll jedoch für 1858 nach dem Vorgange von London, Paris und München ein großartiger Bau errichtet werden, den man zuerst für die Malerei und Bildhauerkunst, dann für Industrie, endlich zu einer Blumenausstellung und zu einem großen Musikfeste benutzen will.

— * Ein in der Kunstwelt hochgeschätzter Mann, der Hofrath Dr. Johann Georg Keil, Domdechant zu Wurzen in Sachsen, ist vor Kurzem im Alter von 76 Jahren gestorben. Er hinterläßt eine sehr gewählte Gemäldegalerie und eine vorzügliche Kupferstichsammlung. In Gotha geboren, war Keil längere Zeit Bibliothekar in Weimar, beschäftigte sich besonders mit den romanischen Sprachen und gab unt. And. die Hauptwerke Calderons im Urtext bei Brockhaus heraus.

— * Der Professor der Chemie und Physik an der Universität zu Erlangen, Hofrath Karl Wilhelm Gottlob Kastner, ist dort am 15. Juli gestorben. Vor fünfzig Jahren schon erschien seine „Chemie" in zwei Bänden, der seitdem eine Reihe von andern Fachbüchern folgte. Kastner, geboren 1783 zu Greifenberg in Pommern, hatte bei seinen wissenschaftlichen Plänen mit sehr ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen, setzte es durch, 1805 in Jena als Privatdocent aufzutreten, und gehörte seitdem nacheinander den Universitäten Heidelberg, Halle, Bonn und Erlangen an.

— * Aus der Haft in der böhmischen Festung Josefstadt entkam vor Kurzem einer der Stimmführer von 1848, der Literat Dr. Schütte, welcher in den politischen Bewegungen jenes Jahres und namentlich auch bei dem ungarischen Aufstande von 1849 eine Rolle spielte, gefangen genommen und zu zwanzig Jahren Festungshaft verurtheilt wurde. Derselben ist er nun mit zwei Offizieren, die das Zimmer mit ihm theilten, durch sehr kluge Täuschung des Wärters und unter fremder Beihülfe, der man noch nicht auf die Spur kommen konnte, entsprungen. Eines Morgens fand man statt der drei Gefangenen Puppen in den Betten und erkannte alsbald, daß die Vermißten durch den Schornstein entkommen waren, wo sie fremde Kleider gefunden und die ihren zurückgelassen hatten. Sie sollen im nahen Grenzstädtchen ganz vergnügt zu Mittag gegessen haben; seitdem sucht man sie vergebens.

— ⁂ Das neue populär-encyklopädische Unternehmen der Verlagshandlung F. A. Brockhaus: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" schreitet in seinen monatlichen Heften mit Regelmäßigkeit vorwärts. Das soeben ausgegebene sechste Heft beginnt mit einem umfassenden Aufsatz, der unter dem Titel „Das neue Paris" die äußere Physiognomie und zugleich das innere Getriebe dieser Weltstadt in der Epoche Napoleons III. in geistvoller und übersichtlicher Weise schildert. Nach einleitendem Rückblick auf den vormaligen Zustand der Stadt treten wir in die gewaltigen Baurevolutionen des jetzigen Gouverne-

ments ein und werden mit den Louvrebauten, den großen Straßenbauten und Durchschnitten im Centrum, den architektonischen Veränderungen in der Peripherie und den neuen öffentlichen Garten- und Baumanlagen der französischen Capitale bekannt gemacht. Hieran schließen sich Erörterungen über die Gruppirung der Pariser Bevölkerung, die Miethpreise und die Ursachen ihrer Steigerung, so wie über die Bauart und Einrichtung der neuen Häuser und Wohnungen. Die letzten Abschnitte handeln von den geistigen Richtungen und Lebensansichten des neuen Paris, der Geselligkeit, den Sitten, endlich von dem Charakter der heutigen Finanziers, welche die Gesellschaft durch ihre Reichthümer und Operationen bewegen und beherrschen. Der Verfasser entwickelt seinen schwierigen Gegenstand mit Sachkenntniß, Geist, scharfem Urtheil und sittlichem Ernst, und zeigt sich überdies als Meister in der Handhabung seiner Muttersprache, trotz seines langjährigen Aufenthalts in Paris. Jene letzten Abschnitte besonders werden von allen Denen mit großem Interesse gelesen werden, welche die Richtungen und Strebungen des Zeitgeistes mit Aufmerksamkeit zu verfolgen gewohnt sind. Das Ganze ist insbesondere eine dankenswerthe Mittheilung für alle Besucher der Seinestadt. Auf das Gebiet der Technik überführend, erörtert der zweite Artikel des Hefts unter dem Titel „Rauchverzehrende Feuerungen“ die mechanischen Vorrichtungen, welche man bisher erfunden und angewendet hat, um die Rauchmassen, diesen Comfort und Gesundheit bedrohenden Plagegeist der Fabrikorte, durch seinen eigenen Erzeuger, durch das Feuer selbst, wiederum zu vernichten. Der Verfasser bespricht die ganze Reihe der dahin einschlagenden Apparate, insoweit als ihm der Laie zu folgen vermag. Die Angelegenheit, höchst wichtig für alle Gegenden und Ortschaften, wo die moderne Industrie ihre Riesenmaschinen und Dampfschlote aufrichtet, ist bereits in England und Frankreich zum Gegenstand der Gesetzgebung geworden. Ein dritter Artikel, „Die beiden Charles Napier und ihre Familie“, beschäftigt sich mit den in neuester Zeit hervorragenden Männern jener merkwürdigen Familie, deren Name uns auf jeder Seite der Geschichte des modernen England, in den Kriegen zu Lande wie zur See, im Parlament wie in der Wissenschaft und Literatur, entgegentritt. Hieran knüpft sich ein kurzer, aber interessanter Aufsatz über „das Kanalproject von Kustendsche“, durch dessen Ausführung man namentlich zur Zeit des orientalischen Kriegs den Stromlauf von der Wendung bei Czernawoda aus direct in das schwarze Meer führen wollte und so den Donauverkehr mit Einem Schlage den russischen Anfechtungen zu entziehen gedachte. Der letzte der größern Artikel giebt die auf authentischem Material beruhende Biographie des Finnen Elias Lönnrot, der, in seiner Jugend Schneider, jetzt Professor an der Universität Helsingfors, durch eigene Anstrengung seinem Talente die gelehrte Laufbahn zu öffnen wußte und sich auf derselben große Verdienste um die Wiederauffrischung der Denkmäler finnischer Nationalpoesie erworben hat. Besonders ist dieser Gelehrte allen Literaturfreunden des Auslandes durch die Sammlung und Herausgabe des Epos „Kalevala“ bekannt geworden.

— * **Das neue Paris.** Weiter oben ist die ausführliche Abhandlung „Das neue Paris“ erwähnt, mit welcher das sechste Heft des Unternehmens „Unsere Zeit“ eröffnet wird. Wir theilen aus derselben den Abschnitt mit, in welchem der Verfasser die Gründe und den Plan der großartigen Bauunternehmungen Napoleons III. auseinandersetzt. Es heißt dort: Die jetzige Regierung hat ihre Mission vollkommen begriffen und ihren Antritt dadurch verewigt, daß sie in dem Theile der Stadt, wo die Noth am größten, die Abhülfe also am dringendsten war, Arbeiten von ungemeiner Wichtigkeit anordnete und mit ebenso ungemeiner Thätigkeit betrieb. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, wenn man behaupten wollte, seit dem ersten Kaiserreich hätte sich keine Regierung in Frankreich Mühe gegeben, Paris im modernen Sinne umzuschaffen und weiterzubringen. Während der Restauration geschah dafür freilich nicht viel, und die Staats- und Stadtbauten wurden damals von den Privatbauten ebenso überflügelt, als diese unter Napoleon I. hinter jenen zurückgeblieben waren; aber die Julidynastie leistete Erhebliches für die Verbesserung der Stadt nach neuern Begriffen und Ansprüchen. Paris behielt bis auf die neueste Zeit in seinem Aeußern noch viel Altfränkisches und konnte aus den kothigen Straßen und stockenden Morästen in seiner Mitte nicht herauskommen. Ein kluger und kräftiger Herrscher, in Friedensangelegenheiten den Grundsätzen des Stifters seiner Dynastie getreu, sollte es auf eine neue Stufe der Ausbildung heben. Napoleon III. ward der Wiederhersteller der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in Frankreich, und mit diesen gingen Handel und Kunstfleiß aus ihrer Erstarrung hervor. Je überspannter die drückende Angst gewesen, die den bewegenden Triebfedern des Gemeinwesens alle Elasticität benommen, desto außerordentlicher war das wachsende Vertrauen, mit dem die zurückgehaltenen Kräfte emporschnellten. Die zahlreichen Unternehmungen auf Actien, die beispiellos großen Staatsanleihen schufen auf einmal eine unglaubliche Menge schnell beweglicher Kapitalien; und wenn die Reisenden von allen Seiten in Masse das Versäumte nachholten, so steigerte sich zugleich der Speculationsgeist der Pariser bis zu einer schwindelnden Höhe, von der er selbst durch den Druck eines auswärtigen Kriegs nicht herabgebracht werden konnte. Ganze Quartiere verschwanden und entstanden wie durch Zauberschlag. Es ist unglaublich anzuhören, aber mit amtlichen Actenstücken zu belegen, daß für die bessere Gestaltung von Paris unter dem jetzigen Kaiserreich allein in fünf Jahren über vier Mal soviel gethan worden als unter der Restauration und Julieregierung zusammengenommen in 31 Jahren. Die Ausgaben für die Vergrößerung von Straßen und Plätzen im Innern von Paris beliefen sich von 1816—30 auf 10,250,000 Fr., und von 1831—47 auf 24,500,000 Fr.; dagegen wurde von 1851—55 die ungeheuere Summe von 157,651,000 Fr. zu demselben Zwecke verwendet. Diese Angabe ist zugleich für den Umfang des neuesten Bauwesens wie für seinen Abstand von dem ältern sehr bezeichnend. Aber nicht bloß dem äußern Umfange, sondern auch dem innern Wesen nach unterscheiden sich die heutigen Unternehmungen von den vorigen insofern charakteristisch, als man dabei eine tiefgreifende Methode bemerkt, die entschieden darauf hinwirkt, Paris von seinem Erbübel der Engbrüstigkeit zu befreien und aus seinem uralten Wirrwarr rein zufälliger Anlage herauszubringen. In der That ist seit der Anwendung dieser Methode die gesündere und regelmäßigere Herstellung der Stadt mit jedem Jahre sichtbarer geworden, und noch immer legt man die Grundsteine zu riesenmäßigen Werken, die nicht wie früher bloß aufs Tapet, sondern auch in Ausführung kommen. Daß das Urtheil hierüber verschieden, die Stimmung aber vielfach gegen diesen Napoleon'schen Baugeist ist, versteht sich von selbst; denn es giebt manche mit der bestehenden Ordnung unzufriedene Leute, die Allem, was die Regierung thut, einen andern, und womöglich einen schlechten oder doch schwachen Grund beimessen, allen ihren Absichten auch den besten, einen falschen Schein leihen, von öffentlichen Dingen nur sprechen, um sie sarkastisch durchzuhecheln. Die Unzufriedenen also finden in dem haufenweisen Ankaufen und Niederreißen der Häuser für die Durchbrechung neuer Straßen, sowie in den an öffentlichen Gebäuden vorgenommenen Ausbesserungen und Erweiterungen, in den zahlreichen Neubauten eine unverzeihliche, zwecklose Verschwendung. Um den jetzigen Inhaber der Tuilerien vor einem neuen 29. Juli oder 24. Februar zu sichern, wurde der Louvre ausgebaut, die Menge neuer Boulevards durchbrochen, das Macadamisirungssystem in den Hauptstraßen eingeführt, kurz ganz Paris nach einem strategischen Plane umgeschaffen. Die von den vielen Bauanstalten etwas milder und unbefangener Urtheilenden sagen: Napoleon III. habe dabei bloß die Verschönerung der neuen Kaiserstadt zum ehrgeizigen Zweck. Ich will die strategischen und ästhetischen Beweggründe zu den großen Arbeiten in allen Theilen der Stadt nicht platterdings abstreiten, entdecke aber in diesen Unternehmungen noch zwei weitere Hauptursachen, die, wenn sie anders richtig gesehen sind, den Parisern beweisen sollten, daß der Kaiser nicht allein an ihr Wohl denkt, sondern auch Mittel dazu zu finden den Kopf hat. Paris ist keine Handels- und Fabrikstadt, die, wie London, auf eigenen Füßen geht und steht. Die ungeheure Menschenmasse, welche es in sich schließt, lebt größtentheils nur vom Luxus und Aufwand der Reichen in Frankreich und im Auslande, die ihre Einkünfte hier verzehren und folglich alle Hände in Bewegung setzen. Die reichen Ausländer wurden aber durch die Februarrevolution aus Paris verscheucht, die einheimischen Geldreichen scheuten oder weigerten sich Aufwand zu machen, und die Pariser Gewerbe, welche diese Elemente zu alleiniger Grundlage haben, sahen ihre ergiebigsten Hülfsquellen geschmälert. Jede Regierung, welche äußere Form, welchen Namen sie auch haben oder noch erhalten mochte, mußte also, wenn sie einigermaßen Bestand gewinnen wollte, darauf bedacht sein, den müßigen Händen Arbeit zu verschaffen und Geld in Umlauf zu bringen; nicht bloß, weil der Arbeiter essen will, sondern weil ein geschäftsloser Mensch in keinem Staate, am wenigsten in einem noch wankenden Staate, etwas taugt. Nach dem Staatsstreiche suchte daher Ludwig Napoleon, um seine Macht zu befestigen, durch große Unternehmungen einen starken Eindruck auf die öffentliche Meinung zu machen, und wollte namentlich Sorge für das Wohl der Hauptstadt an den Tag legen. Dies ist die erste Ursache, warum er das öffentliche Bauwesen so gewaltig in Schwung setzte. Nach einem in Paris gebräuchlichen Sprichwort „geht Alles gut, wenn das Bauwesen (le bâtiment) geht.“ Darunter begreift man eine beträchtliche Anzahl specieller Gewerbe, die zusammen eine weitverzweigte Industrie bilden und wenigstens 50,000 Arbeiter, d. h. etwa den vierten Theil der ganzen Arbeitermenge in Paris beschäftigen. In Folge des neuen Aufschwungs stieg das alljährlich auf Privatbauten verwendete Betriebskapital in kurzer Zeit von 28 auf 250 Millionen, und wuchs in demselben Verhältniß die Masse von Arbeit für die Arbeiterklasse. Der Flor aller zum Bauwesen gehörigen Handwerke brachte auch die übrigen Gewerbe wieder in Gang. Und seitdem so öffentlicher Nutzen und Glanz, Eitelkeit und Prunksucht die Hauptstadt und ihre Industrie von neuem beleben, ist Paris auch wieder geworden, was es ehedem war: der allgemeine Tummelplatz unendlicher Zerstreuungen, der große Weltmarkt des Luxus und der Verschwendung. Ist die erste Ursache des vielen Abbrechens und Aufbauens in Paris von allgemein staatswirthschaftlicher Art, so hat die zweite einen lokal-ökonomischen Charakter. Ein Theil von Paris war unverhältnißmäßig volk- und gewerbreich, ein anderer dagegen fast leb- und geschäftslos. Alles drängte sich um das Palais-Royal, den Louvre und die Hallen zusammen. Dies war die erwünschte Gegend für den Detailhandel, weil sie mitten in der Stadt und so nahe an den schönsten Boulevards lag. Ueberall Laden an Laden, überall die nie rastende Industrie, das rührige, nimmersatte Scharren und Knarren der Krämerei. Die Wohnungen waren hier kostbar; aber wer in diesem Bezirke eine besaß, glaubte durch die Lage schon sein Glück gemacht zu haben. Das ehemals reiche Quartier des Marais, die schöne Vorstadt Saint-Germain und das Westende waren hingegen dermaßen herab oder so wenig heraufgekommen, daß nur der Handwerker und Fabrikant, der nicht vom Tagsgebrauch und Tagsverkauf lebte, hier etwas unternehmen konnte. Diese Gegenden hatten nichts, was die Straßen belebt und mit Bewegung anfüllt. Der mittelste Strich dagegen enthielt Alles, was beständigen Umsatz anregte und seinen Umkreis zum lebhaftesten, unreinlichsten, lärmendsten, aber auch zum einträglichsten Fleck in Paris machte. Je weiter von da weg, desto lichter die Stadt, desto länger und breiter die Straßen, aber desto geringer auch der Handel und Verkehr. Die entferntesten Viertel hatten sozusagen gar keine Verbindung untereinander und lagen wie Dörfer rund herum zerstreut. In diesen dorfartigen Revieren ging Alles stiller und ländlicher her. Kurz, auf einigen Punkten herrschte drängendes Leben und Treiben, während andere fast unbewohnt und verlassen blieben. Sobald also die Zahl der Häuser in dem volkreichen Theile der Stadt vermindert wurde, mußten die Einwohner sich schon dazu bequemen, jene öden Theile zu bevölkern, und so die Budenleute hier wie dort Zuspruch finden. Sollte eine stärkere Fülle von Lebenskraft durch alle Verzweigungen des großen Stadtkörpers sich ergießen, so mußte dem überfüllten Herzen ein gehöriges Quantum Blut abgelassen und jedem künftigen Andrang der Art vorgebeugt werden. Die Saumseligkeit und Schüchternheit der frühern Staats- und Stadtbehörden, besonders ihre Scheu, durch außerordentliche Anleihen sich allzu tief in Schulden zu stecken, hatte diesen Aderlaß entweder nie gewagt oder immer verschoben und das Uebel beim Alten belassen. Die jetzige Regierung, rascher, muthiger und freier in ihrer Bewegung, hat diese pecuniären und anderweitigen Bedenklichkeiten beiseite gesetzt und läßt sich in der Ausführung ihrer Baupläne von nichts behindern. Ich glaube, sie thut wohl daran. Der Fonds des Nationalvermögens von Frankreich wird dadurch nicht verschwendet, da das Geld nicht außer Landes geht. Der Staatsschatz wird freilich dadurch etwas angegriffen und die Stadtkasse erschöpft und verschuldet: gleichviel! Das Wohl des Ganzen wird dadurch gefördert und das bereits gewonnene Resultat setzt in Erstaunen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 32. Bremen, 9. August. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Zur Charakteristik des höheren französischen Lustspiels.

(Aus einem Vortrage im Künstlerverein zu Bremen.)

Von Adolf Laun.

In einer früheren Erörterung *) suchte ich das Vorurtheil, das mir jetzt bei uns auf der französischen Literatur zu lasten scheint, zu bekämpfen und hob die Punkte hervor, in denen sie Mustergültiges, von keiner anderen Nation Erreichtes geleistet hat. Unter ihnen nimmt den ersten Platz ein: die Darstellung der wirklichen Welt, wie sie sich in Gesellschaft und Sitte gestaltet, verbunden mit der Lösung psychologischer Probleme und scharfer Zeichnung der Charaktere, in die sich gern Satire, Reflexion und moralische Apercus mischen. Das aber ist neben dem Roman vor allem die Sphäre der Comödie; sie hat es sich in Frankreich zur Aufgabe gemacht, das wirkliche Leben mit seinen Kämpfen und Gegensätzen zu beleuchten und hat stets nach concentriter Durchführung eines Grundgedankens gestrebt, gehöre derselbe ins höhere Gebiet der Ethik, ins mittlere der Lebensklugheit und praktischen Erfahrung, oder begnüge er sich damit, eine lokale und temporäre Verkehrtheit darzustellen und zu bekämpfen.

Diese Gattung der Comödie, die man haute comédie nennt, hat neben den anderen Gattungen des sich mannichfach modificirenden Lustspiels stets ihre Tradition bewahrt und ist ungeachtet der romantischen Revolution immer dieselbe geblieben.

Ich weiß es, dies classische, regelrechte Lustspiel steht bei uns in schlechtem Credit, wir haben dasselbe auch eigentlich nie bei uns einzuführen gesucht; ich kenne in der gesammten deutschen Literatur kein Beispiel einer haute comédie im streng französischen Sinne, denn von bloßen Uebersetzungen und Umarbeitungen französischer Originale rede ich hier nicht. — Wir können uns in die klare, bestimmte Weise, die Nichts errathen läßt, die keine Perspective in's Unendliche bietet, nicht hinein finden; uns kommen die Charaktere abstract und schablonenhaft vor, wir vermissen Fülle und Mannichfaltigkeit der Ereignisse, Handlungen und Beziehungen, unserer Phantasie wird über den Salon und das Bürgerzimmer hinaus kein Blick in die weite Natur, in Wald und Feld, in Volk und Geschichte geboten, wir bleiben stets in modernen, gesellschaftlichen und städtischen Zuständen haften und stoßen allenthalben auf das, was wir täglich sehen und erfahren; mit einem Worte, das Ganze erscheint uns prosaisch, nüchtern und conventionell, selbst die Komik ist immer eine absichtsvolle und bewußte, sie tritt immer als Persiflage, Satire und Witz auf, aber nie als jener freie, spielende Humor, der über der Welt und den Menschen schwebt, der das Diesseits dem Jenseits entgegensetzt und mit der auf den Kopf gestellten Welt ein freies, übermüthiges Spiel treibt; wir finden da Nichts von jener naiven Bewußtlosigkeit und poetischen Willkür, hinter der Tendenz und Absicht verschwinden; Alles hat einen festen gesellschaftlichen Boden und die darauf sich entwickelnden Gegensätze werden immer nur unter einander, aber nie mit einem Höheren verglichen, die Widersprüche finden keine speculative und poetische Lösung, nicht die thörichte Menschheit wird verspottet, sondern immer nur der einzelne thörichte Mensch, wie er sich in den gegebenen Verhältnissen gebahrt und seine Schrullen hegt und pflegt. — Selbst die Durchführung des Grundgedankens ist uns zu handgreiflich und bestimmt, das „fabula docet" tritt zu klar heraus, die Lösung erscheint uns oft als die eines ethischen Rechenexempels, das Gesicht des strafenden Moralisten blickt zu sehr hinter der Maske des Comus hervor, seine Reflexionen langweilen, seine Sentenzen erkälten uns.

Damit ist hinreichend erklärt, weßhalb trotz unserm allseitigen Aneignungstriebe die haute comédie, die ein specifisch französisches Product ist, nie bei uns hätte lebensfähig werden können, wenn auch die Voraussetzungen, auf denen sie sich in Frankreich entwickelte, die Concentration des gesellschaftlichen Geistes in der tonangebenden Hauptstadt, absolute Einheit, scharf umgränzter Nationalgeist, gemeinsame und festausgeprägte Gesprächsweise und Sitte bei uns je vorhanden gewesen wären.

Dennoch aber scheint mir diese bei uns so mißliebige Gattung unserer nähern Kenntniß würdig; ihr Studium könnte auf unsere neuere Dramatik einen sehr wohlthätigen Einfluß ausüben; grade das, worin unsere neuere Lustspieldichter sündigen: Mangel an gründlicher Charakteristik, Verworrenheit des Plans und der Handlung, Leichtfertigkeit der Motive, Ueberladung mit unorganischen Ornamenten und nicht zur Sache gehörender Tendenzreiterei, Stillosigkeit, die sich entweder in überpfefferter Gesuchtheit, oder in roher Salopperie des Dialogs kund giebt, für diese und viele andere Fehler finden wir bei den Franzosen in ihren besseren Producten die entgegengesetzten Tugenden.

Vor allen ist aber Moliere, der Vater dieser Gattung, zugleich ein unerreichter Meister derselben. Die von ihm geschaffene Tradition hat sich bis heute aufrecht erhalten, und Alle, die in dieser Gattung arbeiten, folgen seinem Muster; der Begriff der Schule tritt nirgends so klar hervor als hier. — Sollte es gelingen, an einem Beispiel seine Weise deutlich zu machen, so hätte ich das gesammte höhere Lustspiel des lustspielreichen Frankreichs charakterisirt und damit meine frühere Behauptung, Moliere sei einer der wichtigsten Vertreter der französischen Literatur und Kunst, überhaupt des französischen Geistes und Charakters, näher begründet.

Die Betrachtung des wirklichen Lebens, die Art und Weise, wie die menschliche Eigenthümlichkeit in demselben zum Vorschein kommt, die Gegensätze, in denen der Mensch sich in gegebenen Verhältnissen zu anderen bewegt, die Einseitigkeit, die ihn mit der Welt in Conflict bringt, die Narrheit, zu der sie sich steigert, die Thorheit, zu der sich eine besondere Sitte und Zeitrichtung emporschraubt, vor allem aber die psychologische Begründung solcher Eigenthümlichkeiten und das schließliche Zurückweisen alles Einseitigen und Ueberspannten

*) Vergl. Nr. 17 des Sonntagsblattes von diesem Jahre.

auf ein gesundes Maß. — dahin geht sein Streben, darin sucht er die Comödie zur Schule des Lebens, zu Lehrerin practischer Weisheit und zugleich zum Spiegel der Zeit zu erheben und repräsentirt in diesem Streben eine der wichtigsten Seiten der französischen Poesie, eine Seite, die für uns freilich schon halb und halb im Gebiet der Prosa liegt. Ich wähle den »Misanthropen;« es ist das erste Stück, mit dem er diese Gattung begründete und einen scharfen Gegensatz bildete gegen die bis dahin von seinen in- und ausländischen Vorgängern und von ihm selbst befolgte Weise.

Er läßt darin alle anderen komischen Elemente, den Witz des Zufalls, die Spannungen und Ueberraschungen einer bunt verflochtenen Intrigue,;alles in die äußere Erscheinung tretende Burleske und Groteske bei Seite und concentrirt sich gänzlich auf Durchführung von Charakterbildern, die sich auf dem sorgfältig gemalten Hintergrunde der Sittenschilderung erheben; Alcest ist der Held des Stückes, der Misanthrop; man würde aber sehr irren, wenn man eine Abstraction ohne Fleisch und Blut, eine individualitätslose Maske erwartete, im Gegentheil, Alcest ist ein sehr individueller Mensch, der eine ganz besondere Physiognomie hat, er ist Franzose, Franzose des siebzehnten Jahrhunderts, und bewahrt von Anfang bis zu Ende die zugleich leichte und vornehme Haltung des feingebildeten Edelmanns. Er ist eine großartige, edel angelegte Natur, ein Mann von hohem Geist und vollendeter Bildung, vermöge deren er gegen die ihn umgebende Flachheit, Falschheit und Verschrobenheit, die volle Unabhängigkeit des Geistes und ein unerschütterliches Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit bewahrt hat; er hat vor den entnervenden Einflüssen der Zeit das Bewußtsein seiner Manneswürde, den idealen Sinn seiner Jugend gerettet. — So geartet geräth er in jenen unvermeidlichen Kampf mit der gesellschaftlichen Welt, aus der er zuletzt müde und resignirt scheidet. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse bildet den eigentlichen Inhalt dieses eigenthümlichen Stückes, dessen Schluß gegen alle sonstige Lustspieltradition verstößt und nur eine bedingte Befriedigung gewährt. Er liebt eine junge, schöne, geistreiche Dame, die ihn mit unendlich schlauer Kunst zu fesseln weiß aber jeder Erklärung ausweicht, um das kokette Spiel mit ihm und anderen Anbetern, in dem sie die Befriedigung ihrer Eitelkeit findet, so lang wie möglich fortzusetzen. Zuletzt aber führt sie durch Unbesonnenheit und Uebermuth ihre eigne Entlarvung herbei, die Anbeter verlassen sie höhnisch, nur Alcest, der das ganze Stück hindurch ihr Spiel halb durchschaut und dennoch ihrem Reiz und seiner Leidenschaft erliegt, bleibt ihr, er verzeiht ihr und trägt ihr noch einmal seine Hand an, verlangt aber dafür, daß sie mit ihm der Welt entsage. Da sie dies Opfer nicht bringen will, wird ihm das Maß ihrer Liebe klar, er verläßt sie und geht in die Einsamkeit mit dem Ausruf:

> Ich flieh empört, um nicht dem Unrecht zu erliegen,
> Aus einem Abgrund fort, wo alle Laster siegen
> Und seh' ob irgendwo den Platz ich finden kann,
> Wo man die Freiheit hat, zu sein ein Ehrenmann.

Das war bei der gegebenen Voraussetzung die einzig mögliche Lösung. Alcest wird vom Band der Liebe, das ihn in Widerspruch mit sich selber brachte und ihn zu allen Inconsequenzen, unter denen sein Stolz litt, veranlaßte, befreit, aber seine Misanthropie ist nicht geheilt; das Stück bleibt ein ungelöstes Problem, ähnlich wie der Goethe'sche »Tasso«, mit dem es trotz aller Verschiedenheit der Gattung und des Tons, in Zeichnung und Behandlung des Hauptcharakters eine gewisse Verwandtschaft hat.

Das Drama ist also ein rein innerliches, die äußere Handlung tritt fast ganz zurück gegen das Bedürfniß, die Charaktere bis ins feinste und schärfste aus sich selbst heraus und im Gegensatz zu andern zu malen. Es ereignet sich fast Nichts, keine Intrigue wird gespielt, kein Knoten schürzt und löst sich, es wird Nichts gethan, fast nur gesprochen, eigentlich komische Incidenzien kommen fast gar nicht vor. Dennoch aber folgen wir von Anfang bis zu Ende mit gesteigertem Interesse der Entwickelung des Ganzen, der pathalogische Antheil, den wir an den Gemüthsbewegungen des Helden nehmen, die Aufregung, in die ihn der Widerspruch des kühlgesinnten, Alles beschönigenden Jugendfreundes, Philinth, versetzt, seine Angriffe gegen die Medisance, Eitelkeit, Frivolität und Hohlheit, die er im Salon der schönen Wittwe findet, an den seine Leidenschaft ihn fesselt, die Anstrengung, die er macht, als Mann von Welt, sein cholerisches Temperament zu beherrschen, das Gewitter, in dem es sich zuletzt jedesmal Luft macht, sein immer erneuter Versuch zur Entscheidung mit der gewandten Frau zu kommen, sein Drängen und Stürmen, ihr Drehen und Winden, die Gewandtheit, mit der sie jedes Mal die Situation beherrscht, das Interesse, welches wir an der Art und Weise nehmen, wie die andern Charactere sich bethätigen, das Alles ist ein hinreichender Ersatz für die gewöhnliche dramatische Spannung und bietet zugleich eine reiche Komik dar, die freilich der feinsten und zartesten Art ist, und durch unsere Reflexion über die Widersprüche im Wesen des Menschen, über den Gegensatz zwischen Schein und Wahrheit, Ziel und Erfolg und andere menschliche Unzuträglichkeiten erst vermittelt wird, die unser Lächeln, aber nur selten unser Lachen hervorruft.

Mit dem komischen Eindruck ist es ja eine eigene Sache, er beruht vielmehr als der pathetische auf der selbstthätigen Betheiligung des Hörers und Zuschauers, auf den je nach seiner Weltanschauung, Bildung, Auffassung und augenblicklichen Stimmung dies und jenes komisch wirkt, was einen anderen gleichgültig läßt oder ihm sogar rührend und ergreifend erscheint; das Komische muß so zu sagen erst am Objecte entbunden werden und beruht zur Hälfte auf der Stellung, die der Betrachtende zu ihm einnimmt. —

Das hier Bemerkte gilt natürlich nur vom Fein- und Edelkomischen (das Grobkomische wirkt vermöge seiner sinnlichen Energie viel allgemeiner und unmittelbarer), und der Misanthrop ist ein interessantes Beispiel jener Darstellungsweise, wo das Rührende und Erschütternde mit solchen Zügen verbunden ist, die unwillkürlich zum Lächeln zwingen. Der Grundgedanke, das psychologische Problem, die philosophische belehrende Absicht, die verhandelten Fragen, die Conflicte, in denen die Charaktere sich bewegen, das Alles ist ernster Natur, aber durch eine leise Verzerrung der Umrisse ins Carrikirte sowie durch eine Fülle komischer Details und pikanter Nebenpartieen sorgt der Dichter doch stets dafür, daß die Comödie nicht in die Tragödie übergeht und bleibt durch Feinheit der Mischung und naturwahre Gestaltung noch fern von der später durch Destouches und Diderot eingeführten, durch Lessing bevorworteten und durch Kotzebue, Iffland und andere nachgeahmten comédie larmoyante, in der Rührung und Moral so dick aufliegen, daß der künstlerische Hauch verschwindet und der poetische Genuß von dannen fliegt.

Durch die Wahrheit und Natürlichkeit seiner Gestalten, die nie von der Oberfläche des Lebens, sondern stets aus den Tiefen der menschlichen Natur geschöpft sind, überragt Moliere alle andere französischen Dramatiker, selbst da, wo er mit Absicht und Bewußtsein carrikirt; man braucht nur die ausschweifenden Linien des Gesichtes und der Gestalt wieder zusammen zu ziehen und ein wirklicher, wahrer Mensch steht vor uns. Das ist auch der Grund, weßhalb seine Charaktere trotz ihres Anschließens an Sitte, Ort und Zeit, trotz ihres individuellen Gepräges eine unvergängliche typische Bedeutung bewahrt und selbst über Frankreich hinaus sprichwörtliche Kraft gewonnen haben.

Doch kehren wir zurück zum »Misanthropen«, der nicht die kulturhistorische Bedeutung, die scenische Kraft des »Tartuffe« nicht die heitere Persiflage, den schalkhaften Witz und die drolligen Situationen der »gelehrten Frauen« besitzt, der aber als fein ausgeführtes Charaktergemälde höher steht als beide und in Frankreich stets für das Meisterstück dieser Gattung anerkannt wurde, wenn es auch bei seinem ersten Erscheinen noch mit der Ungunst des durch Possen verwöhnten, noch nicht für so feinen Genuß gebildeten Publikums zu kämpfen hatte. — Die Zeichnung des Hauptcharakters ist eine

sehr lebendige, durch Licht und Schatten nuancirte; der hervorragende Zug ist allerdings Verbitterung gegen die Menschen, hervorgerufen durch frühere schlimme Erfahrungen, die sich im Verlauf des Stückes steigert und in eigentliche Misanthropie ausartet; indeß diese Eigenthümlichkeit absorbirt nicht alle anderen, und was man so oft an der Charakter-Comödie tadelt, daß die Menschen darin nur Personificationen abstracter Eigenschaft sind, findet hier keineswegs Statt, das Typische und Individuelle verbindet sich hier in bewunderungsneidiger Weise, und fast möchte man wünschen, Moliere hätte sein Stück „Alcest“ statt „le misanthrope“ genannt; jener banale Vorwurf, der auch anderen seiner Charakterschöpfungen gemacht wird, wäre nicht oft so erhoben worden; Alcest ist eben so wenig ein abstracter Misanthrop, als Hamlet ein abstracter Unentschlossener, Othello ein abstracter Eifersüchtiger, Macbeth ein abstracter Herrschsüchtiger ist. —

Gerade Alcest ist eine von Haus aus weiche, liebende Natur, sein Menschenhaß ist sogar nur ein Resultat seiner Menschenliebe, er möchte, daß Alle so wahr offen und ehrlich wären, wie er selbst, aber die Feigheit und Erbärmlichkeit, die er rings umher bemerkt, reizt seinen Aerger und steigert sein Selbstgefühl bis zu einem Uebermaß, wo Gerechtigkeitssinn und Freimuth in Tadelsucht und Rücksichtslosigkeit umschlagen, wo die einseitig exaltirte Tugend zur Thorheit wird, sich selber carrikirt und der Satire anheim fällt. Er sagt die Wahrheit, er sagt sie aber auch da, wo sie Nichts nützt, und keine höhere Pflicht das Schweigen verbietet, er ist indignirt über Schlechtigkeiten, aber auch über kleine Schwächen, und das dabei entfaltete Pathos wird komisch; ein eitler Herr liest ihm ein albernes Sonett vor, er findet eine solche elende Reimerei des Hängens werth und läßt sich mit dem Verfasser derselben in ein Duell ein; er hat einen Proceß mit einem Schurken, will aber nicht die durch die Klugheit gebotenen Schritte thun, um ihn zu gewinnen, denn solches ist unter seiner Würde, er verliert ihn lieber, um in seiner Meinung von der Ungerechtigkeit der Welt Recht zu bekommen, mit Grund schelten zu können. —

> Zwar zwanzigtausend Francs kann mein Verlust wohl sein,
> Doch zwanzigtausend Francs, die mir das Recht verleihn,
> Auf die verderbte Welt mit Fluchen d'rein zu fahren
> Und ew'gen Groll für sie im Herzen zu bewahren....
>
> Ich hasse in den Tod das heutige Geschlecht,
> Wenn mich's für weise hielt', es wär' mir gar nicht recht.

Sein Stolz, seine Unabhängigkeit artet in Menschenverachtung, sein Freimuth in Widerspruchsgeist und Rechthaberei aus:

> Denn schlöß' er jemals sich dem Sinn der Menge an,
> Mein Gott, dann wär' er ja kein ganz besondrer Mann

sagt Celimene, die ihn kennt, von ihm.

Durch solche und ähnliche Züge gewinnt das Bild individuelle Färbung, wird der Tugendrigorist der edle Weise ein schwacher Mensch, ein Thor wie alle anderen. — Am interessantesten ist aber sein Verhältniß zu Celimenen, der **Philosoph im Netze der Kokette**; das ist ein Problem, das einen Moliere reizen mußte; und das er mit um so größerer Wahrheit schildern konnte, als er an sich selbst im Verhältniß zu seiner reizenden, aber gefallsüchtigen leichtfertigen Frau dasselbe erlebt hatte. Alle Qualen der Eifersucht, die er Alcesten durchmachen läßt, hatte er selber erfahren. Schlegel, dem als Romantiker der Widerspruch zwischen Liebe und Vernunft nicht unbekannt sein konnte, tadelt das Verhältniß als unmöglich, würde es aber gleich jedem anderen Unbefangenen für einen Meisterzug des Genies angesehen haben, wenn Shakspere es erfunden und dargestellt hätte. Die Liebe Alcestens ist nicht, wie Schlegel meint, ein flüchtiger Sinnenreiz, sondern eine tiefe, glühende Leidenschaft, die in den glänzenden Geistesgaben der Dame, in ihrer Schönheit, und der vollendeten Kunst, mit der sie sein liebebedürftiges Herz zu fesseln weiß, ihre Erklärung findet. Moliere wetteifert hier mit Racine, dem großen Maler der Liebe und Eifersucht, und übertrifft den durch die Tragödienetikette gebundenen Dramatiker durch freieren, energischeren Ausdruck, durch Züge voll Naturwahrheit und Naivetät. Zu einer Zeit, wo die Liebe entweder auf heroischen Stelzen einherging oder zur Galanterie wurde, wußte er fast allein für sie den ächten Herzenston zu treffen, aber nirgends so wie hier, wo sie bei den gegebenen Voraussetzungen als die Schwäche einer großen und starken Seele erscheint und ihre Macht in erschütternder Weise kund giebt, jedoch so, daß sie nicht ohne leises Lächeln aufgenommen werden kann.

> Madame, muß ich, beim Teufel, so Sie lieben?
> Ha, sollt ich je mein Herz entreißen Ihren Händen,
> Dann würd' ich dankerfüllt den Blick zum Himmel wenden!
> Und ich gesteh' es ein, ich thue, was ich kann,
> Die Seele zu befreien aus dieses Zaubers Bann,
> Jedoch mein heißes Müh'n ist ohne Frucht geblieben,
> Zur Sündenbuße scheint's, muß ich, Madame, Sie lieben.

Solchen und noch stärkeren Ausbrüchen, in denen Zorn, Liebe und Eifersucht sich mischen, begegnen wir in seiner stets aufgeregten, stets schwungvollen Sprache öfter, und Celimene, die ihn trotz seines mürrischen Wesens den anderen süßlichen Anbetern vorzieht, die ihn liebt, so viel eine Kokette lieben kann, ist klug genug, aus seinem Schelten die feurigsten Liebeserklärungen herauszuhören, sie fühlt sich dadurch geschmeichelt und weidet sich an der Schwäche des sonst so starken, aber von ihr beherrschten Mannes. Ich glaube nicht, daß die hier gelöste Aufgabe mit größerer Wahrheit und tieferem psychologischen Scharfblick je von einem Lustspieldichter gelöst worden ist. Sie verlangt eine große Meisterschaft des Spiels, begeistert aber auch dazu, vor allem durch die Lebendigkeit des Dialogs, wo die Rede zur Handlung wird und jedes Wort den mimischen Ausdruck weckt. —

Philinth, der Jugendfreund Alcestens, der Repräsentant der entgegengesetzten Lebensansicht, der eigentliche Moralist im Stücke, entbehrt gleich den anderen weisen Brüdern und Schwägern der Moliere'schen Comödie, die über den Conflicten stehend in gewissem Sinne den Chor der Alten ersetzen, der individuellen Lebenswärme und ist mit seinen Sentenzen recht langweilig, dient aber vortrefflich dazu, den Unmuth des Misanthropen durch seine kühle Ruhe zu reizen und in Spannung zu erhalten. **Schlegel** tadelt den Umgang von zwei so entgegengesetzten Charakteren als unmöglich; sehen wir nicht aber täglich, daß polarische Naturen einander anziehen? Der Reiz, der Celimene und Alcest zu einander zieht, beruht ja auf etwas Aehnlichem. — Die Kunst der Gegensätze versteht überhaupt Niemand besser als Moliere, darauf beruht ein großer Theil seiner dramatischen Wirkung und seines komischen Effectes; auch in diesem Stück übt er sie bei der Gruppirung aller Haupt- und Nebencharaktere. — An der Seite der jungen, weltlichen, aber offenen Kokette, steht Arsinoe, die viel ältere, verschmitzte und frömmelnde, eine Art Tartuffe im Weiberrock, von der jene sagt:

> Wenn's Zeit zum Beten ist, gewiß, das weiß sie schon,
> Doch schlägt sie ihr Gesind' und zahlt ihm keinen Lohn,
> In allen Kirchen stellt sie ihre Gluth zur Schau,
> Doch schmückt sie sich und spielt recht gern die hübsche Frau;
> Vor nackten Bildern pflegt sie scheu zurück zu treten,
> Doch fehlt's ihr nicht an Sinn für die Realitäten.

Beiden gegenüber vertritt Celimenes Cousine, die einfache anspruchslose Eliante, die reine, unverdorbene Weiblichkeit; sie ist durch wenige, aber liebenswürdige Züge gezeichnet, sie liebt Alcest, weiß ihm aber zu entsagen und begnügt sich mit der Hand Philinthens, der sie glücklich machen wird, wie sie ihn. Neben dem tiefgebildeten Edelmann, Alcest, der auch in der Ueberlegenheit seines ästhetischen Geschmacks sein Zeitalter weit überragt, der Gespreiztheit und Unnatur bis in die Sonettpoesie hinein bekämpft, stehen die drei eitlen faden Marquis, ächte Salonsmenschen ihrer Zeit, und bilden mit ihrer selbstgefälligen, schönrednerischen Galanterie einen schlagenden Gegensatz zu Alcestens tiefer Liebesgluth. — Acasts und Clitanders Zwiegespräch, ihr Renommiren und Selbstpersifliren erinnert un-

willkürlich an die Correspondenz der beiden Junker im Kladderadatsch, der Herren von Strudelwiz und Prudelwitz z. B.:

Acast:

Auf Ehr', ich sehe nicht, wenn ich es recht bedenke,
Daß irgend etwas sei, was meine Seele kränke,
Ich bin begütert, jung, mein Stammbaum, mein Geschlecht
Rühmt seines Adels sich, ich denke, sehr mit Recht;
Ich hoffe, bei dem Rang, den die Geburt mir gab,
Schlägt man mir wohl ein Amt, das mir genehm, nicht ab.
Geschmack, den hab ich auch, und Geist, wie fehlte der?
Selbst ohne Studium, fällt mir kein Urtheil schwer,
Ich bin gewandt und leicht in Haltung und in Gang,
Die Zähne weiß wie Schnee, die Taille fein und schlank,
Die Toilettenkunst, die Kunst sich gut zu tragen,
Gewiß die wird kein Mensch mir abzusprechen wagen.
Man achtet mich, man sieht mich aller Orten gern
Ich bin bei Frauen beliebt, geschätzt vom höchsten Herrn;
Mein theuerster Marquis, ich bilde mir es ein,
Man kann schon überall damit zufrieden sein.

Der Dichter weiß mit wenigen scharfen Strichen sehr anschaulich und bestimmt zu zeichnen, selbst die moralischen Apercus der Redenden, ihre Sentenzen, die localen und zeitlichen Anspielungen dienen dazu; die Personen charakterisiren sich, indem sie andere charakterisiren, der Witz, die Satire und die Persiflage erscheinen nie als eingelegt und bloß fürs Publikum bestimmt, sie kokettiren nie mit demselben. — Da es grade in diesem Stücke galt, die höfischen Kreise, den Salon zu schildern, dessen Lebenselement die Medisance ist, so sind die Besucher desselben nicht allein Objecte der Satire, sondern selber auch Satiriker, die ein Füllhorn von geistreichen und pikanten Bemerkungen über die socialen Verhältnisse der Zeit ausgießen und Portraits zeichnen, in denen man sogleich bestimmte Originale erkannte.

So sagt Acast:

Gewiß der Herr Tinant ist ein sehr wicht'ger Mann;
Er rennt mit wirrem Blick an Einem stets vorbei,
Und thut im Grunde Nichts, wie thätig er auch sei,
Bei Allem, was er sagt, macht stets er seine Fratzen,
Man möchte fast bei ihm vor Ungeduld zerplatzen;
Kommt ein Gespräch in Zug, gewiß er unterbricht's,
Thut immer sehr geheim, und was er sagt ist Nichts.
Er trägt stets Bagatelle als etwas Wicht'ges vor
Und Alles raunt er, selbst: „bon jour Monsieur", in's Ohr.

So sagt Clilander:

Gerald, Madame, ach der erzählt nur gar zu gern,
Verläugnet aber nie dabei den großen Herrn
Und kommt fast gar nicht mehr aus hohen Kreisen fort,
Prinzessin, Herzog, Graf, das ist sein drittes Wort,
Ihn drückt die Vornehmheit, und hört man ihn was sagen,
So dreht sich's immerfort um Hunde, Pferd' und Wagen;
Er geht darin so weit, daß er die Höchsten dutzt
Der Ausdruck: Sie, mein Herr, wird nie von ihm benutzt....

Der junge Cleon, der für äußerst angenehm
Selbst bei den Höchsten gilt, was halten Sie von dem?

Cel. Daß es sein guter Koch, der ihn so weit gebracht,
Und daß man den Besuch der guten Tafel macht;

El. An leckren Bissen fehlt es dort auch wahrlich nicht.

Cel. Ja, leider nur servirt er sich als Beigericht,
Sehr schmackhaft ist sie nicht, die alberne Person,
Und er verdarb damit gar manches Gastmahl schon;
Vergeblich sucht man Sinn in seinem Redeschwall,
Denn was man von ihm hört, ist Nichts als Ton und Schall.

Clit. Man sagt, er stände mit Belisen sehr genau.

Cel. Wie geistlos, ach mein Gott, ist diese arme Frau;
Besucht sie mich, sogleich beginnen meine Plagen,
Man schwitzt, man quält sich ab, ihr etwas nur zu sagen.
Doch da sie gänzlich kahl an Worten und Ideen.
Bleibt jeden Augenblick die Unterhaltung stehn,
Vergeblich ist's, ob man auch noch so Fades spricht;
Man unterbricht damit die dumme Stummheit nicht.
Ob schön das Wetter sei, ob trocken, naß, ob kalt,
Mein Gott, ein solcher Stoff erschöpft sich allzu bald,
Und doch zieht ihr Besuch, der langweilt und verstimmt
In eine Länge sich, die gar kein Ende nimmt,
Und gähnt man zwanzig Mal, und sieht man nach der Uhr,
Sie sitzt da wie ein Klotz und regt sich nicht die Spur.

Rousseau tadelt hier Moliere, daß er bei den Verderbnissen des Privatlebens, bei den Lächerlichkeiten der höheren Stände stehen geblieben sei und nicht auch zugleich die Faulheit der öffentlichen und politischen Zustände angegriffen habe. Eine naive Zumuthung unter Ludwigs l'état c'est moi; es war schon viel, daß der Dichter des wagte, seine Geißel bis in die Nähe des Throns zu schwingen und aus der Umgebung des Königs die Originale zu seinen Croquis zu wählen; die Stunde Mirabeau's, der socialen Reformen, hatte noch nicht geschlagen; die Bühne war im 17. Jahrhundert noch nicht, was sie mit der gesammten Kunst und Literatur im 18. wurde, ein Organ für die Forderungen des Volksbewußtseins, für die neuen zeitbewegenden Ideen, die der Philosophie entsprungen nach theatralischer Gestaltung, die Beaumarcheus ihr gab, und nach praktischer Ausführung, welche die Revolution brachte, verlangten. Sie enthielt und mußte sich aller politischen Tendenz enthalten und durfte nur so lange auf den Schutz des Königs hoffen, als sie sich nicht in seine Regierung mischte. — Grade Moliere war unter allen Dichtern des Versailler Hofes derjenige, der am meisten wagte und als besonderer Günstling des Königs wagen konnte. Er genoß als Komiker etwas von den Privilegien der abgeschafften Hofnarren und durfte seinem freimüthigen Misanthropen manches in den Mund legen, was kein anderer Dichter vorzubringen gewagt hätte; unter Anderen z. B. Folgendes über den Hof:

Madame, was soll ich denn an jenem hohen Ort,
Mich triebe meine Art zu denken gleich von dort,
Der Himmel, der mich schuf, hat nicht in mich gelegt
Den Sinn, der mit der Luft des Hofes sich verträgt
Ich finde nicht in mir die Tugend und die Kraft,
Mit der man Geltung dort und Ansehn sich verschafft,
Da mein Talent zumeist in Offenheit besteht,
So weiß ich nicht, wie man die Leute hintergeht.
Wer nicht verbergen kann das, was er fühlt und denkt,
Dem wird für lange dort kein Aufenthalt geschenkt u. s. w.

Der Dichter, der in den „précieuses ridicules" und den „femmes savantes" die ästhetischen Hofzirkel, im „Tartuff" die vornehme und officielle Frömmigkeit, in den „Fâcheux", im „Dandin" und „Bourgeois gentil-homme" die unnoble Noblesse, der in anderen Stücken die Hofräthe, Hofärzte, die hohen Gerichtspersonen und Intendanten durchhechelte, war in seiner Kammerdienerstellung vielleicht ein freierer Mann, als mancher vom Publikum abhängige Theaterdirector.

Es ist allerdings schwer, in der Uebersetzung die Eleganz, den Wohllaut und den scharf pointirten Ausdruck des Originals wiederzugeben. Der Alexandriner klingt im Deutschen, das die Sylben nicht allein zählt, sondern auch mißt, monoton und klappernd; im Original ist das keineswegs der Fall, wenn er gut gesprochen wird. Gerade in diesem Stück begleitet er in mannichfachster Modulation alle Stimmungen vom leichten Scherz bis zum höchsten Pathos und drückt in den belebten Repliken und pointenreichen Wechselreden, die sich oft zur Lebendigkeit einer wirklichen Action steigern, eben so gut die gewichtige Sentenz als das leichte satirische bon mot aus. — Nur wer das ganze Stück, das vermöge seiner Gattung ein Hauptgewicht auf die Conversation legt, von guten französischen Spielern hat spielen sehen, begreift, daß es trotz seines Mangels an eigentlicher Handlung und eigentlicher Komik selbst vom größern Publikum mit Begeisterung aufgenommen wird, und daß man es noch beim letzten Napoleonsfeste für das eigentliche Volk zur Darstellung im Freitheater wählen konnte; die specifisch französischen Vorzüge, die sich bei manchen Veralteten in den Molierischen Stücken immer neu erhalten, lassen sich kaum dem Auslande vermitteln. Bedeutend sind ferner die technischen Vorzüge des Stückes: der enggeschlossene orga-

nische Bau des Ganzen, der sich an die Tragödienweise, an die drei Einheiten, anschließt, aber vermöge der einfacheren Handlung und der durch die Natur der Dinge gestatteten Concentrirung von Ort und Zeit viel weniger durch sie gedrückt wird.

In der Exposition, die gleich mit dramatischer Lebendigkeit mitten in die Sache einführt, welche die zu erwartende Conflicte andeutet und zur Handlung hinüberleitet, in der Aneinanderfügung der Acte und Scenen, die nicht nur auf einander folgen, sondern auch aus einander hervorgehen, die nie müssig Leeres haben und durch gehalteneren oder leichteren Ton mit einander variiren, in diesen und anderen Punkten ist eine so tiefe gründliche Kunst, wie man sie vom Lustspieldichter und vom Franzosen nicht erwartet, wie man sie bei Moliere's Nachfolgern nicht mehr findet und am wenigsten bei Scribe.

Diese oft verspottete Regelmäßigkeit, diese Concentrirung auf einen Hauptcharakter, diese Durchführung eines Grundgedankens hat gegenüber unserer Willkür, Zerflossenheit, Buntheit und Verworrenheit, die wir der mißverstandenen Nachahmung Shakspere's, den Romantikern und den speculirenden Tendenz- und Effectdichtern im neueren Lustspiel verdanken, ihre sehr beachtenswerthen Vorzüge, sie könnte uns in selbständiger Aneignung zum Correctiv dienen und zum Einfachen, Wahren und Gesunden zurückführen. — Lessing, Holberg, Iffland, Schröder und selbst Kotzebue haben in dieser Richtung und im Anschluß an Moliere und seine Schule, Gestalten und Charaktere geschaffen, die, dem wirklichen Leben entnommen, wirkliches Leben in sich tragen, und eine mimische Darstellungskunst hervorriefen, die wir in dieser Gründlichkeit, Einfachheit und Wahrheit nicht mehr kennen. Mit der Blüthe und Entwickelung des Charakterlustspiels hängt aber die Blüthe der Schauspielkunst aufs Engste zusammen. Dasselbe entwickelt an ihr ethische, psychologische Seiten, die der Tragödie in ihrem allgemeineren Pathos entschlüpfen, und welche die anderen Gattungen des Dramas und Lustspiels nur oberflächlich berühren.

Der Mensch ist für den Menschen stets der interessanteste Gegenstand der Betrachtung, alle Kunst und alle Literatur malt und zeichnet ihn mit ihren Mitteln; aber das Drama stellt ihn uns wirklich und handgreiflich vor Augen, und das Charakterlustspiel vermag uns an ihm seine tägliche Physiognomie, die Seiten zu zeigen, die er im Privatleben, im Hauskleide und Gesellschaftsrock entfaltet, die Seiten, die, wenn sie auch nicht den höchsten Inhalt seines Wesens ausmachen, doch ein wesentlicher Bestandtheil desselben sind; das Charakterlustspiel genauer und individueller zeichnend als die Tragödie und sich vor den Uebertreibungen der Posse bewahrend, ist eine Schule der Menschenkenntniß, die in klaren, handgreiflichen Beispielen lehrt, eine Sittenzeichnerin, die auch das zur Anschauung Anschauung bringt, was den höheren Gattungen des Dramas verwehrt ist, sie zeigt das practische Leben, wie es ist, sie giebt uns Unterricht in der Weltklugheit, weist aber Nichts desto weniger auf eine höhere ethische Wahrheit hin.

Von diesem Standpunkte aufgefaßt, ist es zu beklagen, daß wir jene Gattung so wenig bebauen, daß unsere Dichter ihre Muster fürs Lustspiel jetzt immer nur bei den oberflächlichen Vaudevillsfabrikanten wählen, daß sie statt die großen Vorbilder Frankreichs, Spaniens, Englands und besonders Moliere frei zu studiren und sich durch sie zu selbständiger Produktion anregen zu lassen, dieselben entweder ganz verschmähen oder ihnen hier und da eine pikante Einzelheit entnehmen, und noch dazu aus dritter Hand. Ich verkenne nicht, daß es uns bis jetzt noch an den Voraussetzungen fehlt, die eine eigentliche nationale Comödie in Frankreich möglich machten, ich begreife sehr wohl, daß viele Seiten der haute comédie unserer phantasiereicheren, poetischeren Natur widerstreben, aber ich zweifle nicht an der Möglichkeit, daß auch wir dereinst bei allmäligem Schwinden des Particularismus und Provinzialgeistes, wenn der rechte Genius dazu sich fände, ein Charakter- und Sittenlustspiel gewinnen können, welches vielleicht reicher, umfassender und poetischer sein wird als das französische und speciell Molierische, dem aber die gründliche Technik, die Klugheit und Erfahrung, und die durchgängige Bühnenmäßigkeit des alten Meisters manchen guten Wink, manchen nützlichen Rath geben kann.

Zum Schluß aber will ich mich noch auf eine Autorität stützen und meine vielleicht einseitige Vorliebe für Moliere mit den Aussprüchen eines Mannes decken, der gewiß nicht der Gallomanie verdächtig ist. Es ist kein Anderer als Goethe, der den „Misanthropen“ eines seiner liebsten Stücke nannte, und dessen vorurtheilsfreies Wort die ganze Bedeutung des Stückes würdigt: „Ernstlich beschaue man sich den Misanthropen und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommner und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Bedeutung dieses Stückes tragisch nennen, einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns selbst zur Verzweiflung bringt und uns wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist und wie mit sich, so auch mit anderen nur gar zu gern wahr und natürlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umher gehen kann; gegen einen solchen ist Timon ein bloßes komisches Subject. (Goethe's Werke, Band 46.) Endlich mag von den bei Goethe zerstreuten, stets anerkennungsreichen Aussprüchen eine Aeußerung mitgetheilt werden, die Eckermann im dritten Bande seiner Gespräche mit Goethe, Seite 132, aufbewahrt hat: Wenn wir übrigens für unsere modernen Zwecke lernen wollen, uns auf dem Theater zu bewegen, so wäre Moliere der Mann, an den wir uns zu wenden hätten. Ich kenne und liebe Moliere seit meiner Jugend, und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern besonders das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie, ein Takt für das Schickliche und den Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke, aber diese geben von ihm gleichfalls eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Moliere zu vergleichen wäre.

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

II.

So kannte ich den Sonderling bereits drei Jahre, als ihn ein eigenthümlicher Vorfall für immer aus unserer Mitte rückte. Es war seit Jahren seine Gewohnheit gewesen, im Hochsommer, wenn die Tage recht lang sind, des Mittwochs und am Sonnabend Nachmittag Ausflüge in das Gebirge zu machen. Zu diesem Behufe nahm er gewöhnlich einen Schüler der obern Klassen mit, den er unterwegs frei hielt. Mit den Secundanern und Primanern lebte er überhaupt auf einem ziemlich cordialen Fuße. Er holte sie bei solchen Gelegenheiten selbst in ihren Wohnungen ab und verkehrte wohl auch sonst noch mit ihnen wie mit jüngern Freunden. So viel weiß ich wenigstens aus sicherer Quelle, daß er Manchem Geld lieh, wenn er im Besitz desselben war, und daß er ihn auf den neuen Monat vertröstete, wenn sein Beutel grade leer war. Eines Sonnabends Nachmittag nun hatte er zu einer solchen Tour einen seiner jüngern Collegen, den Doctor Rübsame, aufgefordert. Beide beabsichtigten eine Reise nach Fürstenstein, Salzbrunnen und in die umliegenden

Berge, von welcher sie möglicher Weise erst Sonntag Abend zurückkehren konnten. Dieser Doctor Rübsame war Ordinarius der Quinta und dem alten Murf in mehr als einer Beziehung verbunden.

Der Tag war wunderschön; mehrere Wochen vorher hatten gewaltige Wolkenmassen auf der ganzen Gebirgskette der Sudeten gelagert, und auch der alte Zobten war wie in eine graue Pelzmütze eingehüllt. Ein feiner, lang anhaltender Regen hatte mehrere Tage vorher den Laub- und Graswuchs in hohem Grade befördert, wenn auch die Wege dabei gelitten haben mochten. Im höhern Gebirge, wo dieselben steinig und schräg sind, fließt das Wasser jedoch sehr schnell durch die Felsspalten ab, und man kann gewöhnlich nach dem stärksten Regen trocknen Fußes wieder vorwärts kommen. Auch die Sonne hatte schon den ganzen Vormittag gewirkt, und Felder, Wiese und Wald strotzten von Gedeihen. Die Kirschbäume waren bereits unten im Lande verblüht, im Gebirge aber standen sie noch hie und da im vollsten Schmuck ihrer milchweißen Kronen, oder sie streuten einen Silberregen auf die unter ihnen Wandelnden und über den dunklen Weg, sobald ein frischer Windzug durch die Allee fuhr. Murf war in solchen Augenblicken ein schlechter Gesellschafter. Er konnte sich Viertelstunden lang einen einzigen solchen Baum ansehen und dann mit der albernen Bemerkung kommen: „Es ist doch wunderbar, warum die Natur so viele Blüthen wachsen läßt, um sie dann so nutzlos auf der Erde zu verstreuen, damit sie zertreten werden. „Dummes Zeug", setzte er dann hinzu, „die Seele des Menschen ist mit noch mehr Hoffnungen behangen als dieser Baum mit Blüthen, und wie bald schütteln Stürme sie ab, daß sie an die Erde fallen und von jedem Lumpen zertreten werden."

Die Sonne barg sich eben hinter den langen Rücken der Riesenberge. In abenteuerlichen Formationen gruppirten sich die Wolken auf den violettblauen Höhenzügen. Gravitätische Gesichter mit dicken Nasen, aufgeworfenen Lippen und wallenden, rosenrothen Perücken wechselten ab mit abenteuerlichen Thiergestalten, bis Alles wieder in verzerrte Fratzen zerschwommen war, und andere Gebilde hinter diesen in die Höhe stiegen. Murf sah starr nach der der Sonne abgekehrten Seite des Gebirges, auf welcher bereits blaugraue nebelhafte Schatten lagen, durch die einzelne, weiße Schneeflecken hindurch schimmerten.

Die beiden Wanderer waren schon eine geraume Zeit die steile Lehne des Sattelwaldes hinaufgestiegen; bald war jedoch das Wirthshaus erreicht, aus welchem ihnen schon von Fern lautes Lachen und Harfenklänge entgegenschallten. Sie traten ein, und ohne auf die Anwesenden zu achten, machten sie es sich bequem, genossen ein einfaches Abendbrot, welches aus weiter Nichts als Butterbrot mit Koppenkäse bestand, worauf jeder noch einen Napf voll aromatischer Erdbeeren genoß.

In der Baude — so heißen die Herbergen auf dem schlesischen Gebirge — befanden sich noch zehn bis zwölf andere Personen beiderlei Geschlechts. Vier anscheinend betrunkene Breslauer Studenten saßen um zwei böhmische Harfenmädchen, die ihre Finger mechanisch über ihre Instrumente gleiten ließen, dabei aber kein Wort von dem verloren, was die jungen Herren ihnen sagten. Oft unterbrachen sie ihre hüpfenden Walzer, um sich in einem schallenden Gelächter Luft zu machen, wenn sie etwas Pikantes gehört hatten; dann setzten sie wieder an einer beliebigen Stelle ein, bis der Tanz zu Ende war. Ihnen zur Seite saß ein, wie es den Anschein hatte, noch junger Mann, mit trüben, tiefen Augen, bleichem Gesicht und schwarzem Haar und Bart. Er unterhielt sich mit einem Hunde, den er streichelte, und mit welchem er ein sonderbares Gespräch führte.

„Wie heißest du, mein Thierchen" — fragte, als das Spiel zu Ende war, der junge Mann das freundliche Wachtelhündchen.

„Mylord" war die Antwort des klugen Geschöpfes.

„So, Mylord also? ei sieh doch. Bist du denn auch treu?"

„O, ja, sehr!" erwiederte der Wachtelhund.

„Wie alt bist du, mein Mylordchen?"

„Drei Jahre" —

„Drei Jahre, sieh doch, und noch keine Frau?"

„Noch keine Frau!"

Der Tausendkünstler würde das überraschende Gespräch noch lange fortgesetzt haben, wenn nicht das schallende Gelächter der Zuhörer ihn unterbrochen hätte. „Sehr gut, Lebaldowsky, sehr gut — köstlich durchgeführt!" riefen die Studenten ihm einstimmig zu. — Der junge Bauchredner gab der Aelteren der beiden Schönen, welche die Studenten Wlasca nannten, einen Wink, worauf sich das Mädchen sofort mit ihrem Notenblatte erhob. Bei dieser Bewegung zogen die Anwesenden mechanisch ihre Börsen. Wlasca war eine schlanke, fast junonische Gestalt, mit großen eigenthümlich lichtblauen Augen. Ihre blonden Haare hingen ihr in Locken ins Gesicht, das man hätte schön nennen können, wenn nicht das Gepräge des Lasters darauf gestanden hätte. Dies schien noch mehr bei ihrer jüngeren Begleiterin der Fall zu sein, die eine derbe, üppige Person war, mit kleinen, stechenden, braunen Augen und schwarzen, schlichtgekämmten Haaren. Die beiden Ankömmlinge waren unbeachtet geblieben, da sie, ermüdet wie sie waren, sogleich an der Thür Platz genommen hatten. Als Wlasca mit dem Notenblatte ihre Runde gemacht, näherte sie sich auch ihnen, um die übliche Contribution einzutreiben. Murf hatte der jungen Künstlerin den Rücken gewandt und steckte eben einen ungeheuren Bissen Brotes mit einem verhältnißmäßigen Stück Käse in den Mund, als seine Augen auf das Mädchen fielen, das mit gleichgültigem Blick auf seine Spende harrte. Kaum hatte er einige Secunden auf ihr Gesicht gesehen, als er den Bissen statt in seinen geöffneten Mund an die Erde fallen ließ, wo Mylord ihn sofort aufschnappte. — Am ganzen Leibe zitternd wie Espenlaub sprang Murf hierauf von seinem Stuhle auf und trat drei Schritt zurück. In einem Augenblick ward er leichenblaß, im andern wieder blutroth im Gesicht, seine Augen traten grauenhaft aus ihren Höhlen — sein Mund zuckte lebhaft wie immer, wenn er innerlich aufgeregt war; er versuchte zu sprechen, aber die Brust war ihm wie zusammengeschnürt, — er brachte kein Wort vor, er kratzte wie ein Fieberkranker mit den Fingern auf dem Tische — an seinen Kleidern — immer noch keine Luft; — die Narbe über seiner Stirn schwoll dick auf, — alle Anwesenden sahen sich erschreckt nach dem sonderbaren Menschen um, — das Mädchen blickte ängstlich nach den Studenten, die ebenfalls aufgesprungen waren — dann war es plötzlich, als ginge ein Ruck, ein elektrischer Schlag durch seinen ganzen Körper, seine Nüstern flogen weit auf, und mit donnernder Stimme brach er auf einmal in die Worte aus: „Das also ist aus dir geworden, Miranda, eine Pflastertreterin, ein vagabundirender, musikalischer Fleischklumpen? — Mord und Tod, hätte ich dich glaukopische Sirene nur nicht in dem verfluchten Zelte des Trojaners zurückgelassen; aber Troja ist gefallen nach der Schlacht von Belle Alliance, wo die große Sprützenprobe gehalten wurde, und wir zogen ein in die verpestete, dem Fluche verfallene Stadt. — und der Kaiser Alexander hatte einen nagelneuen Rock an und grüßte alle Frauenzimmer zu beiden Seiten der Straße, ich aber ritt stumm neben meiner Schwadron, und überall suchten dich meine Augen, überall, überall; doch ich konnte dich nicht finden. Nun bist du hier oben, wunderliches Ding, und bist noch so hübsch wie damals, als ich unter dem Kastanienbaume lag, und du mir mit dem weißseidenen Tuche das Blut und den Schweiß von der Stirn wischtest. — Ich begreife nicht, warum du noch kein altes, eingeschrumpftes Ding bist Miranda, denn es sind etliche zwanzig Jahre, daß ich dich nicht gesehen, denke dir, etliche zwanzig Jahre, und dein alter Vater ist noch immer nicht gekommen mit dem Trojaner, dem er zu meinen Füßen den Degen durch den Leib stoßen wollte. O, du reine, unschuldige Jungfrau mit dem verdorbenen Herzen, deren züchtigen Busen nur der Mond und die Nachtlampe sah, nicht wahr, der Trojaner ist doch an Allem schuld, mein Mäuschen, an Allem? Aber beruhige dich:

Kommen wird einst ein Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus fällt, und Priamus' Volk, des Lanzenberühmten.

Und wir, das Volk der Achäer, zogen ein in die Stadt, und die

Stadt brannte an allen Ecken, nämlich von Oellampen, mein Jungferchen, da sie von Polizei wegen illuminirt wurde, und das Volk der Trojaner klatschte in die Hände von Polizei wegen, ich aber suchte dich auf, La ruette d'Arcolé N. 10, und dort stieg ich hinauf, hinauf, weit hinauf — wohl an sieben Treppen, und ich meinte schon, ich stiege in den Himmel, aber da lagst du und rangst die Hände auf der scheußlichen Strohmatte, — und dein verfluchter trojanischer Hauptmann war zum Teufel gegangen. Aber du rangst die Hände so lustig und weintest dabei so ausgelassen, daß ich selber lachen mußte, als ich dich sah — Jesus, ich habe gelacht, daß die Dachziegeln auf deiner Mansarde borsten — und die alten, lumpigen, runzlichten Spinnen vor Angst hinter ihre Netze krochen. Weißt du noch, wir sangen Beide das schöne Lied:

„Eine silberne Scheibe,
Eine goldene Kling',
Mein Schatz ist von Adel,
Wie freut mich das Ding!"

Die Umstehenden wußten nicht was sie zu dem Allen sagen sollten. Wlasca und ihre Begleiterin Lisinka hatte sich mit dem jungen Manne schon längst heimlich entfernt ehe Murf nur merkte, daß er eigentlich zu andern Leuten gesprochen, als die er meinte; er riß die Augen weit auf und sah sich wild im Zimmer um — dann stürzte er mit lautem Geschrei zur Thür hinaus.

Der Begleiter des tollen Schulmeisters war, wie man wohl denken kann, in keiner geringen Verlegenheit. Die Anwesenden drängten sich um ihn herum und wollten wissen, wer der Verrückte wäre; ja Einige machten ihm sogar harte Vorwürfe, daß er es gewagt habe, einen so gefährlichen Menschen in anständige Gesellschaft zu bringen; Doctor Rübsame war mehr todt als lebendig; als jedoch der Wirth versicherte, daß der Herr Doctor von Langenau ihn schon sehr oft besucht habe, und daß er ihn seit mehr als 15 Jahren kenne, da erholte er sich allmälig von seinem Schreck und fügte hinzu, daß der Unglückliche, dessen traurigen Zustand er heute das erste Mal zu bemerken Gelegenheit gehabt, ein Lehrer der Jugend und wohlbestallter College des königlich preußischen Gymnasiums sei, an welchem er selbst die Ehre habe zu wirken. Diese Mittheilung beruhigte wenigstens die Gemüther so weit, daß sich die Gesellschaft niedersetzte, und den Versuch machte, durch mancherlei Hypothesen und Conjecturen das Kauderwelsch der Verrücktheit in die ihnen nicht viel geläufigere Sprache des Menschenverstandes zu übersetzen; — es entstand daraus, wie der Leser vielleicht schon vermuthet, die höchst schale Retroversion eines Liedes das zur Ueberschrift hat: Unglückliche Liebe.

O du alter, biederer, ehrlicher Murf, wunderlichster aller wunderlichen Menschen! womit soll ich dich in diesem Zustande vergleichen? Mir kommst du vor wie ein altes verstimmtes Clavier, das vor Jahren einst voll süßer bezaubernder Harmonien war — und dessen Saiten nun der Rost zerfressen hat, so daß es abscheulich verstimmt wurde. Auf einem solchen verstimmten Instrumente denke ich mir ein trauriges, melancholisches Liebeslied, von Scheiden und Meiden, und von brechenden Herzen gespielt — und ich habe deine ganze verworrene Mittheilung verstanden.

Der Mond stand ruhig, eine volle, silberne Scheibe am klaren Himmelsgewölbe; tief von unten erscholl das Rauschen und Brausen der Fichtenwälder, — man vernahm aber auch zugleich das Geräusch des fallenden Gerölles und größerer Steine, die dem Hinadeilenden nachfolgten wie tausend ihn hetzende Kobolde, und hier und dort, hüben und drüben rief das Echo seinen kreischenden Ruf nach: „Miranda, Miranda, Miranda!" Rübsame saß noch lange vor der Thür und kaute an seinen Fingernägeln, wobei er bisweilen seufzend nach der Gegend hinsah, wo der unglückliche College verschwunden war. Wenn dieser den Hals brach, bekam er dessen Stelle, d. h. 200 Thaler mehr als das, was er schon hatte, — und die Hochzeit mit des Stadtsyndikus ältester Tochter war nun so gut als gewiß. Tief in den Thälern hallte es nur noch schwach „Miranda, Miranda", aber die Fichten rauschten und rauschten immer stärker. Die Gewässer brausten dazwischen, und fernes Klappern der Mühle war in der stillen Nacht, trotz der Höhe des Berges vernehmbar. Am Horizont zuckten helle, blitzende Lichter empor, da es den Tag über im Lande sehr schwül gewesen, doch war kein Donner vernehmbar, denn das Gewitter mußte sehr weit sein, was man schon daraus schließen konnte, daß bei der bedeutenden Entfernung des Horizonts nicht einmal Wolken bemerkbar waren.

Da an ein Aufsuchen des Entflohenen während der Nacht nicht zu denken war, mußte sich Doctor Rübsame endlich entschließen, allein auf dem Bergrücken zu übernachten. Er benutzte diese Gelegenheit, um sich im Geiste den Eindruck vorzustellen, den die Nachricht von Langenau's nun doch endlich eingetretener Verrücktheit auf den Director, auf seine Collegen, auf den Syndicus und seine Familie machen würde; — seine Phantasie gerieth, was sehr selten war, in Aufruhr, — er versetzte sich in Gedanken in eine selige Umarmung mit seiner Braut Rudolphine und träumte die Nacht hindurch von Gevattern.

Die übrigen Fremden hatten alle ihre Lagerstätten aufgesucht; nur die Studenten saßen noch in einer Ecke des Zimmers und tranken. Sie trugen roth-schwarz-goldene Bänder über der Brust und auf dem Kopfe kleine Käppchen ohne Schirm von denselben Farben. Die durch Murf geschehene Erwähnung des Einzuges der Alliirten in Paris, hatte sie auf ein Gespräch über Napoleon geführt. Der eine sprach für, der andere gegen den Tyrannen, der eine für, der andere gegen das deutsche Reich, der eine für, der andere gegen die Republik, der eine für, der andere gegen die Civilehe im Falle, daß einmal eine Republik zu Stande käme; dann sprach der eine für, der andere gegen die Emancipation der Frauen, worauf ein heftiger Streit folgte, da der eine für Wlasca, der andere für Lisinka sprach, bis endlich der dicke Wirth hereintrat, und dem Streite dadurch ein Ende machte, daß er ihnen das Licht wegnahm, wobei er ihnen ziemlich derb sagte, daß sie zu Bett gehen müßten, wenn sie am andern Morgen um drei Uhr aufstehen wollten, um den Sonnenaufgang zu sehen.

Ohne Widerrede folgten die Musensöhne der Aufforderung des Wirthes, den sie den dicken Schmull nannten, weil er Samuel hieß, und lagerten sich neben dem halb träumenden Rübsame auf ihre Moosbetten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen nennen wir zuerst ein Werk, welches in diesem Augenblick von doppeltem Interesse ist: Ostindien, seine Geschichte, Kultur und seine Bewohner, 2 Bände von P. van Mökern. — H. Schlüter behandelt in seinem Buche: Aus und über Italien namentlich Venedig und dessen reiche Kunstschätze. — O. L. B. Wolf's bekannter Hausschatz deutscher Prosa erschien in achter Auflage. — Noblesse oblige, Roman in drei Bänden von K. von Holtei. — Die klassische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von F. G. Findel. — Waidmanns Heil. Ein Buch für Jäger und Jagdfreunde von F. Gerstäcker. — Studentica. Leben und Sitten deutscher Studenten früherer Jahrhunderte von F. H. Meyer.

— * Das Buch des französischen Gelehrten und Staatsmannes Alexis de Tocqueville „Das alte Staatswesen und die Revolution" ist in deutscher Bearbeitung von Arnold Boscowitz erschienen. (Leipzig, Mendelssohn.) Es behandelt eingehend die inneren Verhältnisse Frankreichs unter den Bourbonen vor der ersten Revolution, die Lehnsrechte und die administrative Vormundschaft, die Absonderung der Stände, die Lage des Bauernstandes, die schwachen Reformversuche unter Ludwig XVI. und den Ausbruch der Revolution.

— * Bauernfeld hat einen Band „Wiener Bilder in Versen“ vollendet und Anastasius Grün gewidmet. Das Buch ist satirischen Inhalts und dürfte zu Weihnachten erscheinen.

— * Am 16. Juli starb zu Gießen der Professor der Theologie Karl August Credner, eine wissenschaftliche Notabilität auf seinem Felde. In den letzten Jahren war er durch körperliche Leiden und allerlei Mißgeschick seiner akademischen Thätigkeit entzogen und ist zuletzt einer zunehmenden Lähmung der Sprachorgane in Folge eines Schlaganfalls erlegen. Unter seinen theologischen Werken sind besonders diejenigen, welche zur Erklärung des neuen Testamentes dienen, geschätzt.

— * Ein musikalisches Wunderkind ist in Hessen aufgetaucht, der zehnjährige Sohn des Professor Deurer in Gießen, Ernst, welcher als Knabe von fünf Jahren schon Sonaten von Mozart und Beethoven der Mutter ohne Unterricht nachspielte und jetzt selbst Sonaten schreibt, ohne theoretische Unterweisung erhalten zu haben. Kenner haben diese Sonaten nicht nur für gedankenreich, sondern auch für regelrecht durchgeführt erkannt und sind entzückt von dem Kinde, dessen Genie, wenn das Gesagte begründet ist, allerdings ein ganz außerordentliches wäre. Da die Eltern durchaus nicht beabsichtigen, aus ihm ein forcirtes Concertpräparat zu machen, vielmehr seine Entwickelung einen natürlichen Weg machen lassen wollen, so ist Bedeutendes zu erwarten.

— * Die erste echtdeutsche Oper Mozarts ist bekanntlich die um 1781 componirte „Entführung oder Belmonte und Constanze.“ Der Text war nach Bretzner bearbeitet, welcher im Jahre 1782 in der Leipziger Zeitung folgende Anzeige erließ: „Ein gewisser Mensch, Namens Mozart in Wien, hat sich erdreistet, mein Drama „Belmont und Constanze“ zu einem Operntext zu mißbrauchen. Ich protestire hiemit feierlichst gegen diesen Eingriff in meine Rechte und behalte mir Weiteres vor. Christoph Friedrich Bretzner, Kaufmann, Verfasser des „Räuschchen.“

— * Frau Jenny Lind-Goldschmidt, welche kürzlich eines Töchterleins genas und den Sommer in Oberlößnitz bei Dresden wohnt, gedenkt nach England überzusiedeln und soll nicht abgeneigt sein, eine neue Kunstreise nach Amerika zu machen, da ihre Stimme wieder frisch und stark ist.

— * Der prächtige Stephansdom in Wien wird restaurirt; der Kaiser hat das Werk durch einen Zuschuß von 50,000 Gulden gefördert, und man rechnet auch auf eine allgemeine Betheiligung durch freiwillige Beiträge.

— * Zur Geschichte Hölderlins. Wir haben erwähnt, daß der Buchhändler Jügel in Frankfurt zum Besten der Schillerstiftung eine Schrift herausgegeben hat, welche betitelt ist: „Das Puppenhaus, ein Erbstück der Gontard'schen Familie, aus den Erinnerungen eines Siebenzigers.“ Der Verfasser hat eine Fülle von anziehenden Aufzeichnungen aus seinem reichen Leben in diesem Buche niedergelegt. Zu ihnen gehört eine von ihm verbürgte, welche zur Aufklärung der Jugend- und Leidensgeschichte Hölderlins gehört, der im Jahre 1844 als Greis von der Nacht des Wahnsinns, die auf ihm lastete, erlöst ward. Hervorgerufen ward dieser Wahnsinn durch sein Verhältniß zu der Mutter seiner Zöglinge: „Die Familie, die sich den Dichter zum Hauslehrer gewählt hatte, die Familie des Herrn Jakob Friedrich Gontard in Frankfurt also, war zur Hälfte eine Hamburgische. Die Hausfrau, die schöne Susette, geborne Borkenstein, war von Herrn Gontard, der sich mehr als trockener Geschäftsmann, denn durch irgend andere Vorzüge seiner Persönlichkeit hervorthat, aus Hamburg heimgeführt worden. In der Kirche von Ottensen draußen und in Gegenwart des befreundeten Klopstock hatte die Trauung stattgefunden. Der von dem „alten Wandrahmen“ ausgehende Hochzeitszug traf am Altonaerthor auf das Leichenbegängniß einer Wöchnerin. Die reizende Braut, überhaupt sehr ernst gestimmt an dem Tage, brach, von dem Anblick des Leichenzugs mit einer bösen Ahnung bestürzt, in jammerndes Schluchzen aus. Erst Klopstock's dichterischer Beredtsamkeit in Ottensen gelang es, die tief innerlich erschütterte Susette etwas zu beruhigen. Nach der Hochzeit reisten die Neuvermählten nach Frankfurt, wo sie ihre Wohnung nahmen. Frau Susette Gontard war nicht lange verheirathet, als sie ihre heiß geliebte Mutter sterben sah, die ihr von Hamburg nach Frankfurt gefolgt war. Ein Verlust, für den sie die Freude an ihren Kindern nur zum Theil zu trösten vermochte. Der Gemahl Jakob Friedrich, den Herr Jügel durch das Motto charakterisirt: „Les affaires avant tout“ glaubte seine Schuldigkeit gegen seine Frau vollständig dadurch zu erfüllen, daß er ihr zur Führung des Hausstandes ein Mädchen aus guter Familie an die Seite gab und für die Kinder, die noch in einem sehr zarten Alter standen, einen Erzieher berief: eben den Dichter Hölderlin aus Neidlingen in Würtemberg. Frau Susette hatte eine Ausbildung erhalten, wie sie der Hamburgischen Familie Borkenstein würdig war, die einen Klopstock zu ihren nächsten Freunden zählte. Die Belesenheit, das Zartgefühl, die poetische Begabung Hölderlins, der überdies in seinem schönen Aeußern eine überraschende Aehnlichkeit mit Susetten's Bruder besaß, dienten daher dem Dichter zur lebhaftesten Empfehlung bei der Mutter seiner Zöglinge. Ein Verhältniß entstand, das Herr Jügel zwar auch gegen den leisesten Verdacht verbotener Annäherung in Schutz nimmt — dessen rohe Zerstörung aber dennoch Beiden das Herz brechen sollte. Die Aufzeichnungen geben zu verstehen, daß Hölderlin von der oben erwähnten jungen Haushälterin aus guter Familie mit einem Auge voll Sehnsucht betrachtet worden sei, und daß sich dieser unter dem sentimentalen Dienst, den der schwäbische „Fridolin“ seiner Dame widmete, vernachlässigt fand. Es scheine nämlich, als ob diese Haushälterin dem aus seinem Club oder von Geschäften nach Hause kehrenden Jakob Friedrich, auf die Frage nach seiner Frau wiederholt die eigenthümlich spitz betonte Antwort gegeben habe: „Herr Hölderlin liest ihr vor.“ Endlich loderte der Aerger des Eheherrn einmal zornig auf. Mit den Worten: „Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau!“ brach der Mann in das Zimmer herein und auf Hölderlin los. Die Scene würde sofort die heftigste Fortsetzung genommen haben, hätte den schuldlos beleidigten Dichter nicht ein Blick auf die holde von ihm so hochverehrte Frau bei Fassung erhalten. Hölderlin verließ das Zimmer, um seinen Koffer zu packen und noch in der Nacht aus dem Hause zu gehen. Die empörte Susette bemühte sich vergebens, dem Gekränkten Genugthuung zu verschaffen. Ein Fieberanfall hinderte sie an einem sofortigen Aufbruch nach Hamburg zum Bruder. Allein die krankhafte Reizbarkeit blieb ihr, die Rötheln, an denen die Kinder litten, theilten sich der Mutter mit. Sie starb, und mit an Wahnsinn grenzender Verzweiflung erkannte jetzt Herr Jakob Friedrich, was er mit seiner jähen Uebereilung verschuldet hatte. Hölderlins Lebens hüllte sich in die Nacht des Wahnsinns.“

— * Natur und Geist. Dr. Louis Büchner, welcher durch sein Buch „Kraft und Stoff“ einen so heftigen, noch immer fortdauernden Streit über den Materialismus“ anregte, hat soeben ein neues Werk erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Natur und Geist; Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die real-philosophischen Fragen der Gegenwart.“ Das erste Bändchen, „Makrokosmos“, leitet der Verfasser durch folgendes Vorwort ein: „Mit einem Gefühl der Verzagtheit, aber gestärkt durch das Bewußtsein, daß er nur von einem redlichen Streben nach Wahrheit geleitet wurde, übergiebt der Verfasser die nachfolgenden Blätter in die Hände des gebildeten Publikums. Es ist darin der Versuch gemacht, den materialistischen (naturalistischen) und den spiritualistischen (religiösen) Standpunkt in den philosophischen Fragen, von denen die Gegenwart vorzugsweise bewegt wird, einander gegenüberzustellen und mit soviel Objectivität und Unparteilichkeit, als für einen Einzelnen möglich sein dürfte, die Gründe darzulegen, welche sich von jedem dieser Standpunkte aus für und wider geltend machen lassen. Zugleich suchen die beiden Freunde, denen die Rollen in diesem Zwiegespräch zugetheilt sind, einen jedesmaligen Schluß- oder Vereinigungspunkt ihrer Meinungen durch annähernde Feststellung der Grenze zu gewinnen, über welche unsre auf Naturkenntniß basirte philosophische Ueberlegung nicht hinauszugehen im Stande ist. Dem Leser wird es natürlich überlassen bleiben, sich mit seiner eignen Meinung mehr der einen oder mehr der andern Richtung zuzuneigen, oder nach seiner besonderen Ueberlegung einen mittleren Weg einzuschlagen. Derselbe wird dabei an unsre eigne Leistung einen nicht allzu strengen kritischen Maßstab anlegen, wenn er bedenkt, daß die hier erörterten Fragen zu den schwierigsten gehören, welche sich der menschliche Geist überhaupt vorlegen kann, und daß die Aufgabe, deren annähernde Lösung wir uns hier gestellt haben, in ihrer ganzen Größe für einen Einzelnen fast unbesiegbare Hindernisse darbietet. Nur sehr hervorragende und durch die Gunst der Natur nicht bloß, sondern auch der äußeren Umstände bevorzugte Geister dürften im Stande sein, eine solche Menge und Gründlichkeit positiver Kenntnisse mit einer solchen Größe philosophischer Umsicht und Unbefangenheit in sich zu vereinen, welche nöthig sind, um jener Aufgabe in ihrem ganzen Umfange Genuge zu leisten. Auch die gewählte Gesprächsform bietet für den logisch geordneten Verfolg einer philosophischen Frage, ohne daß wesentliche Punkte ausgelassen werden, Schwierigkeiten, welche nur Derjenige ganz ermessen wird, der selbst einmal philosophische Gespräche niedergeschrieben hat. Der Verfasser, welcher — durch praktische Thätigkeit in seiner Zeit beschränkt — genöthigt war, seine Gedanken in einer kürzeren Zeit, als er gerne hätte verwenden mögen, zu Papier zu bringen, hat gegeben, was und so viel er unter diesen Umständen vermochte, und würde den Zweck, den er im Auge hatte, für erreicht ansehen, wenn es ihm gelungen wäre, zum Ersten: das gebildete Publikum so für die Einzelheiten der behandelten Fragen zu interessiren, wie ihm dieses früher für ihre allgemeinsten Seiten gelungen ist — zum Zweiten: vielleicht einigen Fachmännern Anregung gegeben zu haben, sich von ihrem Standpunkte aus spezieller und häufiger, als dieses bisher geschehen ist, ihn und das Publikum belehrend über jene Fragen auszusprechen — endlich: seinen zahlreichen Gegnern und Widersachern gezeigt zu haben, daß ihm die schwachen oder angrifflichen Seiten der bisher von ihm zum Theil mit vertretenen philosophischen Richtung ebensowohl bekannt sind, als ihre starken. Trotz jener schwachen Seiten und trotz der allgemeinen Verfolgung, welcher sie sich zu erfreuen hat, hält er diese Richtung fortwährend für das belebende Ferment in den geistigen Kämpfen der Gegenwart und dazu bestimmt, nicht blos eine gründliche Reform der Philosophie herbeizuführen, sondern auch die gebildeten Klassen mit ganz andern geistigen Strömungen und Gesichtspunkten, als bisher, bekannt zu machen. Ob sie vielleicht eine neue und verbreitete Weltanschauung dauernd daraus zu entwickeln im Stande sein wird, ist eine Frage, über der bis jetzt noch der Schleier der Zukunft ruht. In einer so wichtigen Sache, deren Erledigung noch lange auf sich warten lassen wird und deren Erörterung nicht, wie einzelne Kurzsichtige meinen, geschlossen ist, sondern erst am Ende ihres Anfangs steht, hielt sich der Verfasser für berechtigt und verpflichtet, seinen, wenn auch vielleicht schwachen, Beitrag zum Besten des Ganzen zu liefern. — Nachdem das vorliegende erste Bändchen die in das Gebiet der großen Welt oder des Makrokosmos einschlagenden Fragen behandelt hat, wird sich das zweite Bändchen unter dem besonderen Titel Mikrokosmos mit dem Menschen, dem Verhältniß von Leib und Seele und den damit zusammenhängenden Fragen in der nämlichen Weise beschäftigen, und jedes Bändchen wird für sich ein Ganzes bilden. Die zahlreichen Zuschriften, welche der Verfasser aus allen Theilen Deutschlands aus Anlaß seines Schriftchens: „Kraft und Stoff“ erhalten hat und fortwährend erhält, werden demselben fernerhin um so angenehmer sein, je mehr sie sich auf die Sache selbst beziehen und ihm Beiträge dazu oder Aufklärungen über einzelne bezügliche Thatsachen oder dunkle Punkte seiner Anschauungen zu liefern beflissen sind.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 33. Bremen, 16. August. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Kulturgeschichtliche Betrachtungen.

Von Karl Seifart.

I. Das Alterthum.

Wer in der Geschichte mehr sieht als chronologisch aneinander gereihete Begebenheiten, welche so oder anders hätten sein können, wird in derselben ein lebendiges System erkennen, welches auf einem leitenden Urgrunde ruht und in seiner ganzen Ausführung von diesem einen leitenden Principe durchdrungen ist. — Es gehört zu den größten Verdiensten Herders, daß er in diesem die Geschichte zu einem vernünftigen Ganzen verknüpfenden Principe den göttlichen Geist sah und dadurch eine wahrere und geistvollere Auffassung der Geschichte anregte. Mag man sich nun diesen Geist als einen persönlichen Gott, oder als einen der Marterie immanenten in der Menschheit zum Bewußtsein kommenden Geist vorstellen, so viel bleibt gewiß, die Factoren der Geschichte sind nicht geistlos, oder wie die Priester sagen, gottlos. — Nichts ist geistlos; denn was wir Geist nennen ist die mit der Materie untrennbar verbundene Thätigkeit, er ist ihr Streben und ihre Kraft, er ist es, „was die Welt im Innersten zusammenhält.“ Selbst der Felsblock hat einen Geist, den man vis inertiae nennen kann, die Kraft seines passiven Widerstandes ist sogar sehr bedeutend, er gehorcht dem Gesetze der Schwere mit ununterbrochener Energie. —

Je vollkommener aber ein Körper erscheint, desto geistiger oder thätiger ist er, desto mehr Mittel und Werkzeuge hat er zu einer Mannichfaltigkeit des Thuns, er ist organisch. — Die der Materie immanente Thätigkeit als ein Ganzes, als ein Weltgesetz aufgefaßt, ist ein Ringen und Streben nach organischer, geistig verklärter Gestaltung. Diesem Streben unterliegt die ganze bunte Fülle der vor uns ausgebreiteten Natur; von der rohen Steinmasse an durch alle Stufen der Schöpfung bis zu der lebendigen Beweglichkeit der vollendetsten Organismen, ringt sich der Geist zu immer höhern, seinem Wesen mehr adäquaten Existenzen hindurch, im Schaffen zerstörend, im Zerstören schaffend. Den niedrigen Formen der Materie entwindet er sich und unterwirft sie vollkommnern Existenzen, die unorganische Welt, die Erde, wird Grund und Boden einer höhern Erscheinungsform des Geistes, sie unterliegt der beseeltern Pflanzenwelt, und die Pflanzenwelt in der ganzen Fülle ihrer Entwicklung von den Flechten bis zum stattlichen Baum und der noch vollkommnern Sinnpflanze, muß wieder einem geistig lebendigern, beseeltern Kreise von Geschöpfen unterliegen. So sehen wir in der Natur in einer Reihefolge von immer vollkommnern Erscheinungen den Geist zu Tage treten.

Am meisten aber vom Geist erfüllt oder wie es die Bibel in ihrer kindlichen Naivität poetisch ausdrückt, unmittelbar von göttlichem Odem angehaucht, ist der vollkommenste Organismus, der Mensch. Er ist das geistvollste Geschöpf, weil er vor allen andern die meisten Werkzeuge zur mannichfaltigsten Thätigkeit hat. Sein bestes Werkzeug ist der Kopf mit seiner Denkkraft, diesen gebraucht er, um die schon von Natur ihm verliehenen Werkzeuge noch bis ins Unendliche zu vermehren; der Kopf ist das geistvollste und deßhalb thätigste seiner Organe, es muß immer arbeiten, man kann nicht Nichts denken, und diese ununterbrochene Thätigkeit des Kopfes, hat denn auch die Entwicklung des Geistes am energischten in dem Processe zur Erscheinung gebracht, welchen wir Geschichte nennen.

Mit der Production des Menschen hat die Natur der Erde ihre Bestimmung erfüllt, ihren höchsten Zweck erreicht; deßhalb zeigen sich auch nach der Entstehung des Menschen, keine noch besser organisirte Wesen auf der Erde; der Mensch ist die am herrlichsten entfaltete Blüthe der Natur. Die Thätigkeit der Neugestaltung des Geistes in der Natur war damit abgeschlossen, aber nur um jetzt im Menschen selbst eine neue und geistig angemessenere Thätigkeit zu entfalten. Das Gesetz des Fortschritts zu immer höherer Vollkommenheit tritt jetzt im Menschen als ein selbstbewußtes, als ein sittliches auf, der Mensch soll jetzt als selbstbewußtes Wesen dem Triebe der Fortentwicklung folgen, und er soll, weil er wollen kann.

Dieser Trieb zeigt sich anfangs sowohl beim Kinde, als bei den noch in kindlicher Befangenheit dahinlebenden Urvölkern als ein dunkler Drang zur Veredelung, daher finden wir selbst schon bei den frühesten Völkern eine wenn auch mit krassem Aberglauben vermischte Religion, welche mehr oder weniger das Streben nach Vervollkommnung als Pflicht auferlegt. Dem gebildeten Menschen der spätern Zeit dagegen ist jene von der Religion auferlegte Pflicht ganz zur Natur geworden, er braucht nicht mehr den äußerlichen Antrieb durch Furcht vor Strafen oder Hoffnung auf Belohnung, er folgt dem Triebe des Geistes, weil er nicht anders will und kann, und daher kommt es, daß die sogenannten Freigeister in der Regel die sittlichsten Menschen sind. „Wenn der französische Hof freigeistig gewesen wäre, sagt Pierre Bayle, würde er je so gegen die Calvinisten verfahren haben, wie er verfuhr? würde er je eine Bartholomäusnacht gefeiert haben?“ —

Wie im Anfang der Erdbildung der Geist erst in der rohesten Materie nur schwach zu Tage kam, so zeigt er sich auch in der Urgeschichte der Völker noch schwach und unentwickelt, denn es liegt ja eben im Begriff der Entwicklung, daß ihr Ausgangspunkt unvollkommner sein muß, als ihr Fortgang und ihre Vollendung. Die Urgeschichte berichtet von einem Kindesalter der Menschheit, sie erzählt von Völkern, in welchen das Bewußtsein menschlichen Werthes und menschlicher Bestimmung kaum der Ahnung nach vorhanden war; der Geist so gering in ihnen entwickelt wie im Kinde, war befangen in dunklen Vorstellungen, Launen und Einfällen, aber dieser kindische Geist wohnte in ausgewachsenen, starken und leidenschaftlichen Barbaren-Körpern. Die thierische Natur überwog noch die menschliche, daher jene für unsere Gefühle und Anschauungsweise haarsträubende Barbarei und Menschenverachtung, wie sie die Geschichte der ersten uns bekannten asiatischen Reiche zeigt. Der Mensch

scheint hier noch unter's Thier herabzusinken, er ist satanisch, denn noch gebraucht er die Vernunft, „um thierischer als jedes Thier zu sein." — Schweigen wir von der Rohheit und Barbarei der asiatischen Despotieen, wo Glück und Leben von Millionen Sklaven durch die Laune eines durch seine Willkühr geleiteten Herrschers beständig gefährdet waren, erinnern wir nicht an die von Blut und Gräueln strotzenden Geschichten der Perser, an die Menschentwürdigung und die bestialisch-orgiastischen Kulte der Babylonier und Assyrer, sondern gehen wir zu dem Volke über, in welchem zuerst ein Bewußtsein der Menschenwürde erwachte, zu den Griechen, und untersuchen wir, ob diesem schon so vergeistigten Volke, eine dem Gesetz der Entwicklung folgende Nation späterer Zeiten, an Menschlichkeit und sittlichem Werth nachstehe.

Bei dem Versuch einer solchen Betrachtung habe ich freilich die Leser an längst Bekanntes zu erinnern, denn die vorzugsweise sogenannte antike Welt, ist den Meisten mehr oder weniger schon seit den Schuljahren bekannt; aber grade die Weise, wie die antike Welt in den Schulen aufgefaßt und dargestellt wird, ist leicht geeignet, zu einer Ueberschätzung des Werthes derselben zu führen. Wir lernen in der Schule das Alterthum nur von seinen glänzendsten Seiten kennen, wir lesen dort grade die ausgesuchtesten Classiker, die Werke der seltensten und edelsten Geister, und da unsere Lehrer nach dem gewöhnlichen Bildungsgange das antike Leben selbst nur aus diesen Quellen kennen gelernt haben, unterbleibt es in der Regel, daß neben den Lichtseiten auch die Schatten- und Nachtseiten des Alterthums gehörig hervorgehoben werden.

Auch das verherrlichte Land der Hellenen litt an dem Grundübel aller antiken Staaten, an dem unsern Gefühlen und Anschauungen ganz fremden, gräulichen Sklavenwesen. Wenn der Grieche einerseits auch nichts Höheres kannte als den Menschen, so daß er sich selbst seine Götter nur als höchst vollkommene Menschen dachte, so dehnte er diese Auffassung doch nur auf wenige freie Mitbürger aus. Die beiweitem größte Einwohnerzahl der griechischen Städte bestand aus Sklaven, welche ganz der Willkür ihrer Herren preisgegeben nur als Sachen betrachtet wurden. Die industriellen Thätigkeiten waren zum größten Theil den Sklaven übertragen, und wenn nun auch manch freier Bürger die dadurch gewonnene Muße den Künsten, Wissenschaften oder der Staatsverwaltung widmete, so gebrauchte die größere, ungebildetere Menge jene Muße auf eine für die Gesellschaft höchst verderbliche Weise. Laster, deren Namen die moderne Welt nicht einmal gern ausspricht, waren in Griechenland so wenig anstößig, daß sie zur Sitte wurden und selbst die vorzüglichsten Geister befleckten. Wie Aristoteles, der gelehrteste Denker des Alterthums, die Sklaverei so natürlich fand, daß er den Sklaven nur als ein „lebendiges Werkzeug" zu definiren wußte, so verherrlichte sein Lehrer Plato in einer besondern, sehr geschätzten Schrift das oben angedeutete Laster, für welches unser Criminalgesetzbuch schwere Strafe bestimmt. Wenn solche Männer schon uns nach unsern heutigen Rechts- und Sittlichkeitsbegriffen als Verbrecher erscheinen müßten, wie mochte es mit dem rohern, ungebildetern Haufen aussehen!? Die Geschichte antwortet auf diese Frage überall mit Berichten von Undankbarkeiten, Treulosigkeiten, Barbareien im Kriege, rücksichtslosen Bestrebungen des Ehrgeizes. Neben den kolossalen Tugenden Einzelner, steht die Ueberzahl kolossaler Laster der Menge. — Die sittlichen Zustände des griechischen Volks waren selbst in der höchsten Blüthezeit der Art, daß der vorzüglichste Geschichtschreiber desselben, Thucidides, nicht selten zu Taciteischer Entrüstung über die allgemeine Verderbtheit hingerissen wird: „Indem sie sich, sagt er einmal, der schönen Worte von Gleichheit bürgerlicher Rechte oder von den Vorzügen einer weisen Aristokratie bedienen, setzen die Häupter in den Städten unter dem Schein, dem Staate zu dienen, diesen auf's Spiel. Indem sie auf alle Weise dahinstreben, sich einer über den andern zu erheben, verüben sie die gräulichsten Dinge. Die meisten Menschen überhaupt wollen lieber für böse und klug, als für einfältig und rechtschaffen gelten, sie schämen sich des Letztern, wie sie sich aus dem andern eine Ehre machen." So Thucidides, der von dem Kriege schreibt, welcher die kurze „Blüthe Griechenlands abstreifte." — Die vielgerühmten Demokratien der Alten, die nicht einmal, weil sie auf der Sklaverei basirten, diesen Namen verdienen, wie lange haben sie bestanden, wie lange haben sie einen einigermaßen gesicherten Rechtszustand gewährt? Stets gefährdet von Tyrannen oder Demagogen kann uns z. B. die atheniſche Republik nur ihrem Begriffe angemessen scheinen; während der Lebensdauer eines einzigen Mannes, des Perikles, als dieser große Mann starb, erlag der Staat theils den Pöbelführern, theils dem neidischen Stammes-Particularismus des unmenschlichsten Griechenvolkes, der Spartaner. Aber auch das Zeitalter der Perikles kann uns keineswegs ein Muster sein. Ein Mann, der nicht nur ein gründlicher Kenner des Alterthums war, sondern mit universellem, gelehrtem Scharfblick alle Jahrhunderte durchleuchtete, Kurt Sprengel, sagt in seiner Geschichte der Arzneikunde, da, wo er die große sittliche und wissenschaftliche Ueberlegenheit des achtzehnten Jahrhunderts dem Alterthum und Mittelalter gegenüber darthut: „Es ist wahr, Perikles Zeitalter zeichnet sich dadurch vor allen andern aus, daß eine geringe Anzahl Männer der griechischen Nation die meisten Wissenschaften und Künste auf eine nie geahnte Höhe brachten, und daß einer der Weisesten unsers Geschlechts für die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit muthig als ein Muster vollendeter Sittlichkeit in den Tod ging. Grade deßhalb aber kann es dem Kenner nicht entgehen, wie wenig wissenschaftliche Aufklärung unter der griechischen Nation verbreitet, wie groß das sittliche Verderben der Athener im Allgemeinen war." — So ist's, auf den einen Freigeist Sokrates kommen gleich die drei Gläubigen, Mellitus, Anytus und Lykon, griechische Ketzerverfolger, und wo es die gegeben hat, sind immer Menschen und Zustände nicht menschlich, sondern satanisch gewesen. Ein und derselbe Teufel hat sowohl die heidnischen als die christlichen Inquisitoren besessen. — —

Kaum erniedrigte die persische Despotie den Menschen so tief, wie die staatlichen und socialen Einrichtungen der sogenannten freien Spartaner; die heiligsten menschlichen Gefühle wurden durch die unmenschlichsten Institutionen mit Füßen getreten. Ehen durften nicht nach freier Wahl, sondern mußten nach dem Gutdünken der auf gute Race abzielenden Behörde geschlossen werden; verkrüppelte und kränkliche Kinder wurden von Staatswegen getödtet, die gesunden Kinder den Eltern entrissen und in einer Weise erzogen, welche eine humanisirende und geistige Bildung ganz ausschloß und nur den Körper für den legalen Mord abrichtete. Ein so erzogenes Volk war dann allerdings fähig, ganze Bruderstämme durch die grausamsten Kriege zu vernichten, in's Elend zu jagen und zu den entwürdigendsten Sklavendiensten zu zwingen, mußte aber endlich, als die sorgfältig gepflegten Keime der Unmenschlichkeit und Barbarei verderblich emporschossen und Alles überwucherten, nothwendig wie die übrigen Griechen zu Grunde gehen. — Demoralisirende Sklaverei, kindischer Stammes-Partikularismus und die harte Eitelkeit, welche in andern Nationen nur Halbmenschen sieht, hinderten eine weitere und dauernde Entfaltung des griechischen Geistes. Die Griechen sind von der Erde verwischt wie die Römer und nur was bevorzugte Geister unter ihnen in Kunst und Wissenschaft Unsterbliches geschaffen haben, überdauert ewig die Völker mit ihren Schwächen und Unvollkommenheiten.

Auch das römische Volk, wenn auch, wie ein großer Philolog es treffend bezeichnet, „civilisirter" als die Griechen, krankte doch ebenfalls vom Beginn an an der Verkennung des Menschenwerthes, an dem Mangel an Nächstenliebe, an der Sklaverei. Charakteristisch leitet das harte, habsüchtige, gemüthlose und vorwiegend verständige Volk der Römer in seinen Sagen seinen Ursprung von Raubgesindel und Verbrechern ab, welchen der Brudermörder Romulus, um seine neue Stadt zu bevölkern, ein Asyl eröffnet hatte. Die kriegerische Tugend, die Tapferkeit, war ihnen die Tugend vorzugsweise,

und diese kriegerische Tugend übten sie seit den ältesten Zeiten männlich zur Unterdrückung ihrer Nachbarvölker. Selbst wo bei den Römern die Tugend in anderer Weise zur Erscheinung kommend, sich als höchste Selbstverläugnung kund giebt, tritt sie in einer schauerlichen Kolossalität auf und vermag eher unsern Abscheu als unsere Bewunderung zu erwecken. Wenn wir uns auch noch dazu verstehen könnten, die Tugend eines Brutus zu bewundern, der die eigenen royalistischen Söhne zum Tode verurtheilte, so wendet sich unser Gefühl gewiß mit Abscheu von einem Manlius Torquatus, der seinen vortrefflichen Sohn, weil er von jugendlicher Kampfeslust hingerissen, sich einen kleinen Subordinationsfehler hatte zu Schulden kommen lassen, dem Beile des Henkers überlieferte. — Mögen solche Ueberlieferungen sich nun auf wirkliche Facta beziehen, oder bloße Sagen sein, das bleibt sich im Wesen ganz gleich, in der Sage und Dichtung tritt eben der Charakter des Volks zu Tage, und keine Sage wird einen Anklang finden und der Ueberlieferung werth gehalten werden, wenn sie dem Volkscharakter nicht entspricht.

Die Härte des römischen Volks dehnte sich nicht allein auf die Familie und die Sklaven, sondern auch auf die unterworfenen Völker aus. Die römische Republik war nur eine der Mehrzahl der Staatsangehörigen sehr drückende Oligarchie, wenige durch Abstammung oder Vermögen hervorragende Geschlechter der Stadt Rom, sahen nur in der ganzen eroberten Welt ihre Domäne, welche auf's schamloseste und unbarmherzigste von Proconsuln und Zollpächtern ausgesogen wurde. Die Religion dieses harten Volkes war eine „dira superstitio", ein unheimlicher, finsterer Aberglaube, welcher selbst noch in der spätern Zeit Menschenopfer forderte; in bedrohlicher Lage wurden, um die zürnende Gottheit zu versöhnen, Sklaven lebendig begraben. Diese Religion der Vogelschauer und Eingeweidewühler wußte wenig von Milde und Menschenliebe, keine religiöse und moralische Mahnung hielt die Arme stürmender römischer Soldaten auf, wenn sie Schwert und Fackel zur Vernichtung schwangen. Große, volkreiche Städte wurden von Grund aus zerstört, die Einwohner niedergehauen oder als Sklaven fortgeschleppt, ja das furchtbare Loos der Verwüstung durch Feuer und Schwert traf oft ganze Länder. —

Das Eindringen griechischer Bildung und Wissenschaft milderte wenig an dieser Barbarei, denn alle Humanität weckende und fördernde Bildung, blieb nur wie in Griechenland das Eigenthum Weniger aus den reichen und bevorzugten Ständen.

Nachdem die spätere römische Republik sich länger als ein Jahrhundert in den blutigsten Bürgerkriegen zerfleischt hatte, während welcher, um nur ein Beispiel anzuführen, Sulla 6000 seiner Gegner auf einmal im Theater niedersäbeln lassen konnte, ward die zerrissene Republik die Beute einzelner Tyrannen, welche durch Bestechung und Schmeichelei den mehr und mehr verwildernden Pöbel für sich gewannen. Wenn unsere Proletarier in Zeiten der Noth nach „Brot und Arbeit" schreien, so schrie der gemeinere und müssigere römische Pöbel nach „Brot und Schauspielen." Und was für Schauspiele waren dies? Schauspiele, die uns das Haar sträuben würden! Welch ein Gemüth gehörte dazu, um durch Ströme vergossenen Menschenblutes, durch klaffende Wunden, durch vom Todeskrampf verzerrte Mienen ergötzt zu werden! Obwohl schon der hochgebildete und humanisirte Cicero indignirt ausruft (Fam. 7, 13): „Was kann das für einen gebildeten Menschen für eine Ergötzung sein, wenn ein schwacher Mensch von der stärksten Bestie zerrissen wird!" so blieben diese Gräuel doch die Lieblingsschauspiele des Volks selbst noch in der christlichen Zeit; die Christen drängten sich, wie Salvian berichtet, mit derselben Blutgier zu diesen Schauspielen, wie früher die Heiden. — Der entsetzliche Zustand des römischen Volks, sowie die Verwilderung der Gemüther unter einem Tiberius, Calligula, Nero, Commodus u. s. w., ist zu bekannt, als daß ich ihn hier noch durch Beispiele vor Augen zu stellen hätte, Tacitus, Dio Cassius und Sunton entwerfen uns ein Bild von diesen Zeiten, daß wir mit Grund sagen könnten: Nie war die Menschheit verderbter, nie so tief gesunken, als zu jener Zeit. —

Dies Resultat scheint nicht mit meiner an die Spitze dieser Betrachtung gestellten Behauptung zusammenzutreffen, daß nämlich im Fortschritt der Zeit auch die Menschheit vollkommener und besser geworden sei, da ich doch zugebe, daß in den spätern Perioden der römischen Geschichte das Volk ungleich verderbter erscheint als in den frühern. — So erscheint es jedoch nur nach einer Seite hin betrachtet; — wenn auch das durch Bestechlichkeit, Wollust und unsinnigen Luxus entnervte und demoralisirte Volk der römischen Kaiserzeit, seinen rohen aber kräftigen Vorfahren darin nachsteht, daß es deren rauhe, wir können mit einem paradoxen Ausdruck sagen, unmenschliche Tugend nicht mehr kennt und übt, so hat es doch dadurch wieder einen großen Vorzug, daß es civilisirter und cultivirter, einzelne Individuen zu erzeugen fähig war, die das, was auch im Alterthum als wahrhaft geistig edel und göttlich hervortrat, in herrlichen Denkmälern der Nachwelt zur Veredelung und Bildung überliefern konnten. Zur Zeit des ältern Brutus, des Virginius oder eines Manlius Torquatus, konnten keine ewigen Lehrer der Nachwelt wie Cicero, Seneka, Tacitus und andere gebildet werden. Diese Geister standen unter ihren Zeitgenossen wie Nüchterne unter Trunkenen und sie sind es gewesen, welche nach späten Jahrhunderten uns aus der Barbarei des Mittelalters erlösten und menschlichere Weltanschauungen und Zustände herbeiführten. — Außerdem war man in den spätern Römerzeiten schon so in Wissenschaft, Kunst und Industrie vorgeschritten, daß unsere kriegerischen Vorfahren, als sie der römischen Welt ein Ende machten, sich das von Römern und Griechen durch Jahrtausend lange Entwicklung mühsam Erworbene, mit leichter Mühe aneignen konnten. Wie gering würde selbst jetzt noch der Grad unserer Civilisation und Humanität sein, wenn die Deutschen auf ihren Kriegs- und Eroberungszügen des vierten und fünften Jahrhunderts, nur mit Völkern auf einer der ihrigen gleichen Kulturstufe, zusammengetroffen wären. — Von dem Guten und für die Fortentwicklung der Menschheit Tauglichen aus der Griechen- und Römerwelt, ist die neue Zeit so durchdrungen, daß nicht allein jeder Deutsche, sondern fast jeder Europäer und Amerikaner, wenn er auch niemals ein griechisches oder lateinisches Wort gehört hat, ja wenn ihm die Völker, welche diese Sprachen redeten, nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, doch, unter dem Einfluß ihrer auf uns vererbten Kultur erzogen, von staatlichen, rechtlichen, moralischen und industriellen Bestimmungen geleitet wird, welche ihre Wurzeln im Alterthum haben. —

Die Menschheit im Großen und Ganzen, immer vorzugsweise repräsentirt in den gebildetsten, welthistorischen Völkern, bringt die Fortentwicklung des sittlichen Geistes zu Tage; einzelne Völker gehen darüber zu Grunde, zumal wenn sie die Verkennung menschlicher Bestimmung und menschlichen Werthes als einen Todeskeim von Anfang an in sich trugen; aber auch ein zu Grunde gegangenes Volk hat darum nicht vergebens gelebt, indem es einem andern Volke unterlag, warf es sich diesem gleichsam als Dünger unter und hilft noch im Tode die Frucht geistiger Entwicklung reifen, gleichwie in der Natur der blühende Flor des Frühlings und Sommers zu Grunde geht, um durch seine Verwesung der neuen Blüthenwelt des künftigen Jahrs Nahrung und Gedeihen zu geben.

Ein treffendes Bild von dem Entwicklungsgang der Menschheit gebraucht der Fortsetzer von Kurt Sprengels Geschichte der Arzneikunde, Burkhard Ebele, wie denn die Naturkundigen überhaupt einen richtigern Blick in alle Verhältnisse und auch in die Geschichte thun als andere Gelehrte, deren Wissenschaft sich über unbewiesenen Voraussetzungen oder über Vorstellungen aus dem Kindesalter der Welt aufbaut. „Die Geschichte der praktischen Medicin, sagt Ebele, schließt mit demselben Ergebnisse wie die Weltgeschichte. Rascher Fortschritt und trauriger Rückschritt im Einzelnen — dabei aber unverkennbare, allmälige Weiterbildung des Ganzen, so

daß wir ohne zu spielen, den Gang der Menschheit im Bilde der Spirallinie versinnlicht finden, die zwar, indem sie sich um ihre Axe bewegt, von Zeit zu Zeit rückwärts, im Großen und Ganzen aber vorwärts, einem unbekannten Ziele zugeleitet wird." —

* Stille.

Nach dem Schwedischen des K. A. Nicander.
Von Eduard Ziehen.

Heilige Stille!
Tod in dem Leben,
Leben im Tode,
Mutter der Forschung,
Quelle der Dichtung,
Schirm' meinen Frieden!
Rette die Seele
Aus dem verhaßten
Wilden Gewühle!
Breit' deine warmen,
Schneeigen Schwingen
Ueber mein Herz,
Fächl' es in Schlaf,
Mach', daß es schweige,
Mach', daß es ruhe,
Schweige, wie Meerfluth
Schweiget nach Stürmen,
Ruhe, wie Kinder
Ruhen beim Tanze.
Heilige Stille!
Tod in dem Leben,
Leben im Tode,
Schenke mir Frieden!

Still war des ersten
Menschen Gedanke,
Still war des ersten
Menschen Gebet,
Still war der zaubrische
Frieden in Eden.
Strahlen und Thau
Tranken die Blumen —
Strahlen und Thau
Fielen ja stille
Nieder vom Himmel.
Ruhig und stolz
Strebten die Bäume
Hoch in die Lüfte,
Grüßten der Sonne
Stillen und reinen
Ewigen Schein.

Gleich mit dem ersten
Laut auf der Erde
Starb auch die Unschuld.
Falsch war der erste
Unstäte Westwind,
Der so geschäftig
Flüsternd umspielte
Blumen und Blüthen,
Und in der Bäume
Laubigen Zweigen
Plaudert' und schwatzte.
Falsch und verräth'risch
Zischte der Schlange
Giftige Zunge:
So mit dem ersten
Laut auf der Erde
Starb auch die Unschuld.
Wild war der erste
Mord, der des Weltmeers
Ruhigen Spiegel
Stürmisch bewegte.
Wild war der erste
Donner, der brach die
Kronen der Eichen.
Wilder erscholl des
Erzes Gedonner, des
Menschenvertilgenden
Sohnes der Hölle.
Bei seinem ersten
Tosen auf Erden
Starb der olympische
Genius des Friedens.

Lieb' ist am reinsten,
Ehe sie redet;
Dichtung am schönsten,
Wenn sie noch weilet
Still in des Dichters
Glühendem Herzen;
Tugend am hehrsten,
Die sich nicht preiset,
Schweiget und handelt
Mächtig und still;
Leiden am edelsten,
Wenn es nicht klaget,
Schweiget und stirbt.

Heilige Stille!
Segnende Pilgerin
Aus der verklärten
Geister Gefild!
Irrst du verlassen
Hier in dem wilden,
Stürmenden Weltraum,
Bist du verachtet
Hier vor den Menschen,
Weile, o weile!
Setze dich nieder
Still an mein Lager,
Schenk' eine Ahnung,
Schenk' mir ein Abbild
Von dem ersehnten
Ewigen Leben!
Heilige Stille!
Tod in dem Leben,
Leben im Tode,
Schenke mir Frieden!

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)
Von Friedrich Ehrendorf.

(Fortsetzung.)

Rübsame war eigentlich kein böser Mensch, denn er that Nichts, wofür er nicht in irgend einem Klassiker eine Belegstelle fand und da er viel gelesen hatte, so fand er für alle seine Handlungen, sie mochten gut oder schlecht sein, Belegstellen in Menge. Es ging ihm wie manchen Leuten mit der Bibel und dem Corpus juris. Da nun aber die Griechen und Römer bekanntlich keine Götter, sondern Menschen waren wie wir, so hatte Rübsame eigentlich eine recht bequeme Moral; zu seinem Ruhme müssen wir jedoch gestehen, daß er nicht mehr Egoist war, als jeder andere Philologe, wiewohl dies im Vergleich mit anderen Menschenkindern so viel heißt als: ein ganz vollkommener. Er freute sich in seinem Herzen über die urplötzliche Wendung der Dinge, und konnte kaum den Anbruch des Tages abwarten.

Er stand leise auf, schritt tappend über die Beine seiner Schlafkameraden hinweg und gelangte vor die Thüre des einfachen Bretterhauses. Die frische, kalte Morgenluft, die auf Bergen noch weit empfindlicher zu sein pflegt, wehte ihm entgegen. Er knöpfte den Rock zu und schob den Kragen desselben in die Höhe. Es war eine grauenhafte Nacht. Das Gewitter, das sich am Abend nur durch grelles Wetterleuchten angekündigt hatte, war unterdeß heraufgezogen und hing in gräulichen Wolkenballen rings um die Kämme und Kegel der westlichen Gebirgsgruppen. Doch Alles war still und ruhig — und der Wind brauste hohl in den verderbenschwangern Massen.

Wie die Heerhaufen einer großen Armee sich schweigend sammeln, um die ihnen vom Feldherrn angewiesenen Positionen einzunehmen, so drängten sich auch die schweren Wolkenschichten aneinander und ließen sich wie auf ein geheimnißvolles Commando lautlos an bestimmten Plätzen nieder. Keine nur irgend hervorspringende Kuppe, keine scharfe Felskante blieb unbesetzt — die fernsten Höhenzüge trugen einzelne Wolkenballen, die vorgeschobenen Posten nicht unähnlich waren. Die Massen, welche gewissermaßen das Gros der Armee bildeten, hatten sich festgeklammert an das große und kleine Rad, an die Sturmhaube und die eigentliche Schneekoppe, und zogen dort vermöge ihrer elektrischen Kraft immer neue, immer größere Verstärkungen an sich. Man konnte die Bewegung beinahe exakt und regelmäßig nennen; — denn kein Wölkchen, auch nicht das kleine Nebelgebilde, das am vorigen Abend in irgend einer Schlucht, um wilde Hagedornbüsche, oder über irgend einem Bache mit hüpfenden Wellen gespielt hatte, versagte seinen Dienst. — wie ein lustiger Ritter schwebte es empor, und verschwand in der Menge.

Auf dem Rücken des Eulengebirges hatten sich ähnliche Massen gelagert, und es schien, als ob der gegenüberliegende Zobten ein Reservecorps derselben aufgenommen hätte. Zwei feindliche Heerlager schienen einander gegenüber zu stehen. Der östliche Flügel der Riesengebirgsgruppe begann zuerst zu operiren. Ein zackiger Blitz flog der schroffen Stirn des Hochwaldes entgegen, wo es schien, als habe die Avantgarde des Feindes Posto gefaßt, ein kraftvoller Donner erfolgte fast gleichzeitig, und alle Thäler und Felsgründe brüllten ihn wieder. Da flammte wie zur Erwiederung ein grelles Licht über den breiten Rücken der Eule, — doch erfolgte kein knallähnliches Krachen, sondern das dumpfe Grollen des groben Geschützes. Schon vorher hatte der Wind scharf geweht, jetzt fegte er an den Lehnen der Berge umher, daß sich die Wipfel der Tannen seitwärts bogen vom gewaltigen Stoße, und das Bretterhaus auf dem Sattelwalde in allen Fugen krachte. Nach Nordwesten hin, von den Hochsteinen und dem Iserkamm herüber, erfolgte nun eine gewaltige Entladung elektrischen Feuers, die von einem Schlage begleitet war, der den anderen an Donner noch überbot, und sich am Ende in lauter einzelne schnell auf einander folgende Schläge zertheilte, dem Pelotonfeuer eines ganzen Bataillons nicht unähnlich. Alle Thäler, alle Schluchten ahmten diese Schläge nach, so daß es wirklich war, als ob große Massen von Infanterie auf einmal ins Feuer geführt würden.

Aber auch der ferne Gegner blieb die Antwort nicht schuldig. Dumpfgrollend entsandten die Massen des Eulengebirges einen zweiten Blitz, der mächtig über den breiten Himmel hinweglohte, und zugleich entstand ein grauenhaftes Gewühl in den Wolkenballen. Einem ungeheueren Wurme gleich regte die ganze Masse hundert Gelenke zugleich; mit überraschender Schnelligkeit ballten sich die hellgrauen Klumpen durch einander, von denen die schwarzen — gleichsam der Kern — gräulich abstechen. Die Luft erfüllte in diesem Augenblicke ein unheimliches Zischen und Pfeifen. Es war, als wäre dies das Signal zum allgemeinen Kampf, denn jetzt brach der Sturm von allen Seiten los. Blitz auf Blitz flatterte durch die zitternde Luft, welche die nackten Häupter der Felsen furchtbar peitschte; bei dem hundertzüngigen Echo war kein Donnerschlag mehr vom andern zu unterscheiden. Aber, war es Täuschung oder Wahrheit, durch den entsetzlichen Aufruhr der Elemente schien er dennoch die Stimme seines Collegen zu vernehmen — dessen Ruf „Miranda, Miranda, Miranda“ sich in einzelnen Pausen wiederholte. Rübsame schauderte zusammen. Die Felsen erzitterten in ihren Grundfesten, im Innern des Berges brauste es hohl — er drohte im allgemeinen Aufruhr zu bersten — da auf einmal schoß wie eine Natter der Blitz ganz senkrecht hinab ins Thal — ein kurzer greller Schlag — ein, zwei, drei, vier Secunden Pause, dann eine auflodernde Flamme! — es hatte in die einsam am Fuße des Berges befindliche Mühle eingeschlagen und gezündet. Rübsame erbebte unter dem Eindrucke der gewaltigen Naturscene. Er zitterte und trat in die Stube zurück, wo die übrigen Personen schon wach waren. Die Studenten waren schnell angekleidet — sie stürzten an ihm vorüber der brennenden Mühle zu Hülfe. Rübsame war schwächlich von Natur und solcher Leistungen ungewohnt, er zog es daher vor, das Unwetter unter Dach und Fach abzuwarten. Bald löste sich auch Alles in einem allgemeinen Regenguß auf, der so dicht war, daß weder von den gegenüberliegenden Bergen noch von der nächsten Umgebung das Geringste zu sehen war; nur wo die Mühle brannte, schimmerte ein mattrother Schein durch das dichte Tropfenmeer. Bei der ungeheuren Verschwendung elektrischer Kraft hatten sich die lustigen Heermassen endlich erschöpft, und gewissermaßen aus Millionen Wunden blutend strömten sie den segenspendenden Regen auf das dürstende Land nieder. So entsteht aus dem Zorn Versöhnung, aus dem Haß die Liebe, so kann auch aus dem Verderben der Segen geboren werden. Freilich brannte hier eine Mühle nieder, das einzige Erbe einer zahlreichen Familie, aber zugleich füllten sich die Gräben, die Bäche, die Quellen, die Flüsse mit Wasser, um Tausende von Mühlen, die am Flusse hinab bis ans Meer hin liegen, mit reichem Vorrath dieses nützlichen Elementes für die trockenen Sommermonate zu versorgen.

Rübsame war damit beschäftigt das eben stattgefundene Gewitter mit den mannichfachen Beschreibungen solcher Naturscenen im Virgil zu vergleichen, als ein Vorfall eigner Art seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Auf einer Tragbahre von Buchenästen brachten die Studenten Wlasca, die älteste der beiden Harfenistinnen, anscheinend todt oder in bewußtlosem Zustande den Berg herauf. Ihr Kleid war an mehreren Stellen versengt; ihr Haar war aufgelöst und fiel wirr über ihr bleiches Gesicht. Die jungen Männer sprachen leise, als brächten sie eine Schlafende, legten sie in der Stube nieder auf das Bett, von welchem Rübsame eben aufgestanden war, und entfernten sich wieder schnell.

Rübsame war, wenn es ohne große Opfer geschehen konnte, im Ganzen ein mitleidiger Mann, zumal da das Mitleid eine Tugend ist, welche die Alten wenigstens kannten, wenn auch nicht allzuhäufig übten. Er nahm sich der Unglücklichen an, so gut er konnte, oder so gut er es verstand. Er befahl der Magd, dem einzigen weiblichen Wesen, das sich im Hause vorfand, die nassen Oberkleider von der Verunglückten zu entfernen. Nachdem dies geschehen war, befahl er noch das Mieder, welches sehr eng zu sein schien, zu öffnen. Bei dieser Gelegenheit entfiel ihrem Busen ein kleines Medaillon, und es war wohl mehr Zufall als Neugierde, daß es Rübsame aufhob und betrachtete. Es war einfach und stellte das Portrait eines Mannes dar, der militärisch gekleidet war. Der junge Gelehrte, wiewohl sonst gewöhnt, über eine Gemme aus der Zeit des Perikles in Extase zu gerathen, betrachtete das auf Porcellan gemalte Bildchen mit gleichgültigem Blick und war eben im Begriff, es dem Wirth zu übergeben, damit es nicht verloren ginge, als ein tiefer Seufzer aus der Brust der Ohnmächtigen seine Aufmerksamkeit vollends davon abzog und sie auf die Hülfsbedürftige wandte. Wlasca schlug auch nach einigen Secunden krampfartigen Ringens ihre Augen auf und fing statt aller Antwort auf die stürmenden Fragen des Doctors bitterlich zu weinen an. Es war kein Wort aus ihr herauszubringen. Der Doctor der Philosophie fand bei diesen Anzeichen des Lebens seine weitere Anwesenheit in der Baude überflüssig. Er benutzte das Aufhören des Regens, um sich schleunigst auf den Heimweg zu begeben. Seine Zeche war schnell in Richtigkeit gebracht, und hastigen Schrittes wanderte er durch das nasse Heidegras und die hohen Sträucher der blühenden Heidelbeeren. Als er in dem Walde anlangte, der sich bis ins Thal hinabzieht, tropfte es noch von allen Bäumen nieder, und wenn ein Lüftchen durch den Wald ging, da rauschte es auf einmal weithin, und blitzende Perlen klapperten auf den breiten Blättern des wilden Huflattichs. Die Vögel erhoben schüchtern ihre Stimmen hier und dort, nur der Specht und die Meise waren dreister und klopften und hackten vergnügt und unverdrossen, als ob in der Natur gar Nichts vorgefallen wäre. Rübsame

drang rüstig vorwärts, sah sich nirgends um und bemerkte kaum, daß der ganze Himmel sich wunderbar aufgeklärt und die Sonne mit rosigem Glanze bereits die Wipfel der Buchen und Tannen küßte. Die Kräuter und Bäume strotzten von Leben und Kraft, aber Rübsame sah es nicht, — und als er den breiten Fahrweg erreichte und die Apfelbäume ihn mit den duftenden Blüthenblättern beregneten, achtete er nicht darauf; in wenigen Stunden war er in der Stadt.

III.

Sein erster Gang war nach der Wohnung seines Reisegefährten. Mit hastigen Schritten eilte er die Treppe hinauf, aber die Wirthin trat ihm entgegen, als er in die Stube stürzen wollte, und hielt ihn am Aermel zurück, indem sie ihm ganz leise sagte: Er möge nur ja nicht hinein gehen, der Herr Doctor sei diese Nacht bei dem furchtbaren Gewitter ohne Hut und Stock, mit herabgerissenem Rocke und ganz durchnäßt nach Hause gekommen, er phantasire heftig in dem er entsetzlich auf einen gewissen Paris fluche, der aus Troja sein müsse, und der ihm ein junges Mädchen entführt habe, das Helene heiße, und dem er eine Kugel durch den Kopf schießen müsse im Angesichte des griechischen und trojanischen Heeres.

„Gott behüte ihn nur, und der Herr verzeihe mir die schwere Sünde", setzte sie hinzu, „aber, wissen Sie, es ist bei ihm schon lange hier nicht mehr richtig", und dabei wies sie mit dem Zeigefinger auf ihre Stirn, eine vielsagende Bewegung, die der Doctor mit einem stummen Achselzucken beantwortete. Auch hatte die gutmüthige Wirthin bereits nach dem Arzte geschickt, und dieser verordnete, der Doctor solle zu Bett gebracht werden. Diese Verordnung war jedoch überflüssig gewesen; denn in Folge des Gewitterregens und der anstrengenden Reise während der Nacht war Langenau so ermattet, daß er sich ohne Umstände und ohne sich zu entkleiden aufs Bett geworfen, wo er bereits so tüchtig schnarchte, daß man es auf dem Vorsaale deutlich hören konnte. Sein College, der junge Doctor Rübsame, hielt es unter so bewandten Umständen für das Gerathenste, den Director der Schule, den ehrwürdigen Polykarpus, von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen, der natürlich nicht wenig erschrack, wie alle Schuldirectoren zu thun pflegen, wenn einer ihrer Hauptlehrer überschnappt.

Seiner Pflicht gemäß eilte der gelehrte Herr, der um seiner vielfachen Verdienste willen sich bereits den werthvollen Titel eines Professors errungen, sich in sein drittes Paar Unterbeinkleider und seine mit edlem Pelzwerk gefütterten Oberkleider zu werfen, (denn ihn fror auch im Sommer und er lag noch zu Bett, als Rübsame eintrat), und nachdem ihm dies gelungen war, ward ein mächtiger Paletot über den ganzen Kleidervorrath geworfen, über dessen hochaufgeschlagenen Kragen eine gewaltige Pelzmütze nur wenige Zoll hervorguckte. Diese Kleidermasse hüllte den gelehrten Herrn so ganz ein, daß Nichts von seinem ganzen Körper, außer seiner entsetzlich großen Nase sichtbar war, an deren Bläſſe man allein die Verlegenheit und den Schreck bemerken konnte, in die ihr Träger versetzt war. Bald sah man den Kleiderwulst sich in hastigen Schritten nach der Wohnung des Kranken bewegen, die er endlich schweißtriefend erreichte. Hustend und stöhnend wälzte er sich über die finstere Treppe hinauf, wo ihn die Wirthin, die, wie wir bereits wissen, zugleich des Doctors Pflegerin war, empfing und ihm unter Thränen mittheilte, daß der Doctor verrückt sei, mit Stiefeln und Sporen auf seinem Bette liege und rasend schnarche. Der Director drang darauf, daß ihm die Stube geöffnet würde, weil er im Eifer seines Pflichtgefühls darauf bestand, sich selbst zu überzeugen. Als er eintrat, lag der lange Mann, durchnäßt wie er war, auf seinem Bett. Die schwarzen Haare hingen über sein Gesicht, er war bleich und verstört und schnarchte fast unnatürlich. „Vesana mens in sano corpore", sagte der schwitzende Gelehrte seufzend und zog seine Pelzmütze etwas mehr über die Ohren; dann drehte er sich mit gespreizten Beinen in dem kleinen Zimmer ein paar Mal um sich selbst, wobei er die Finger bedeutungsvoll an seine lange Nase legte. Dies that er aus Mangel an Raum, da er sonst in besonders wichtigen Fällen mit langen Schritten durchs Zimmer zu spazieren pflegte, wie z. B. damals als er erfuhr, daß ein Primaner ein zärtliches Verhältniß mit seiner jüngsten Tochter angeknüpft habe. Endlich sagte er zu der noch immer harrenden Frau des Hauses: „Hören Sie, liebe Frau; ich kann Ihnen nicht helfen, ich muß, um mich zu überzeugen, den Mann wecken."

Es verhielt sich mit diesem „muß" aber so, daß ihm seine Frau auf die Seele gebunden hatte, ihr doch ja genau und umständlich mitzutheilen, in welchem Stadium der Verrücktheit der Doctor sich befände. Die Frau Professorin hatte sich daher gleich nach ihres Mannes Weggang in ihren Visitenanzug geworfen; Hut und Schleier lag zum Aufsetzen bereit, um nur die Nachricht sogleich brühwarm der Pastor Primarius, ihrer Schwägerin, mittheilen zu können. Dieser war nämlich bereits durch einen dienstbaren Geist telegraphirt worden, die Frau Professorin werde sehr bald mit einer äußerst wichtigen Neuigkeit bei ihr eintreffen, und da die Frau Bürgermeisterin eben zum Besuch da war, so blieb dieselbe noch ein Weilchen sitzen, obgleich sie schon vor zwei Stunden der lieben, guten Pastor Primarius versichert hatte, sie müsse fort. Da ihr kleiner Sohn, ein Schüler des Gymnasiums, sie begleitet hatte, so schickte die Bürgermeisterin den kleinen Fritz nach Hause: er möge dem Papa sagen, daß sie ihm bald eine sehr wichtige Neuigkeit in Betreff des Herrn Doctor von Langenau mitbringen würde, und da der kleine Junge den Vater nicht zu Hause fand, weil dieser noch in einer außerordentlichen Rathssitzung war, die man schleunigst in Betreff einer Illumination zu Ehren des durchreisenden Landesfürsten des Sonntags hatte vornehmen müssen, so eilte er schleunigst nach dem Rathhause, um dort seine Meldung anzubringen. Der wohlbeleibte Stadtregent vernahm die Mittheilung seiner Gemahlin mit der ihm eigenthümlichen Gravität, die er selbst gegen sein Kind nie verleugnete, sobald er sich in den geweihten Räumen des Rathssaales befand, und mit erhöhtem Pathos kündigte er den versammelten Herren an, daß er bald von seiner Gemahlin mit einer höchst überraschenden Nachricht werde beglückt werden; er erkläre daher die Sitzung noch nicht für geschlossen, wiewohl zur Berathung Nichts weiter vorläge, und die Herren waren mit dem Gesagten ebenso vollkommen einverstanden, wie überhaupt mit Allem, was ihnen vorher bereits vom Herrn Bürgermeister vorgelegt worden war. Nur der jüngste Rathsherr erlaubte sich in Anbetracht seines hungrigen Magens — es war nämlich bereits Mittag geworden — die gehorsamste Bemerkung, daß, da bekanntlich der Nierenbraten durch zu langes Stehen am Feuer eher verliert als gewinnt, und dieser bedenkliche Fall in seinem Hause zufälliger Weise vorliege — seine Frau auch in eben dem Maße ungeduldig würde, als er länger, als gewöhnlich die Sitzung dauere, von seinem Hause hinweg bliebe, er darum auch den Antrag stelle, daß der weise Rath beschließen wolle, drei oder vier Gerichtsdiener nach den Wohnungen der Herren Collegen hinzuschicken und die ehrsamen Hausfrauen ob der Zögerung um Geduld und Nachsicht zu bitten, sintemalen der Herr Rath mit einer sehr wichtigen Neuigkeit zu Hause eintreffen würde.

Dieser Antrag wurde zur großen Freude des jungen Rathsherrn von den Vätern der Stadt mit Acclamation angenommen, denn es war der erste, den er in den drei Jahren seiner Amtsführung durchgebracht hatte. Die Gerichtsdiener handelten sofort ihrer Instruction gemäß, und es ist nicht zu leugnen, daß sie ihre Pflicht thaten. In weniger als einer Viertelstunde waren nicht nur die Familien der Rathsherren, sondern auch einige zwanzig andere davon benachrichtigt, daß etwas ganz Neues passirt sei, und daß diese Neuigkeit den Doctor von Langenau betreffe. Die ganze Stadt war auf diese Weise für den Empfang der Nachricht disponirt. — Sie glich einer Leidner Flasche, deren Metallknopf mit Elektricität gefüllt ist, und nur der Berührung harrt, um den zündenden Funken zu entsenden.

Mittlerweile war der Director in des Doctors Zimmer getreten.

Der aber lag ruhig und schnarchte. Der Professor Polykarpus weckte ihn, indem er ihn an der nervigen Hand faßte und ihm so laut es ihm möglich war ins Ohr schrie: „Herr College! wie geht es Ihnen?“

„Danke, ganz gut!“ sagte der Doctor in schlaftrunkenem Zustande, ohne die Augen aufzuthun.

„Befinden Sie sich denn ganz wohl?“ fuhr der Professor fort zu inquiriren.

„Den Verhältnissen angemessen“ sagte der schläfrige Doctor, indem er sich mit dem Gesicht von der Seite des Fragers abwandte.

Der Professor schüttelte den Kopf. Schon um seiner Frau willen, die zu Hause auf wichtige Nachrichten wartete, mußte er Gewißheit haben.

„Wissen Sie denn auch, wer ich bin?“ — fuhr er fort, indem er nun dem Kranken nach dem Puls fühlte und ihm dabei ins Ohr schrie.

„Sie müssen ein Schulmeister sein, sonst würden Sie mich nicht College angeredet haben.“ —

„Der Professor Polycropus spricht mit Ihnen!“ —

„Alle Teufel“, sagte der Doctor — die Augen aufschlagend und sich die Stirn reibend. — „Mir träumt da eben, ich bin im Hôtel de Berlin und spiele eine Partie Whist — und es belästigt mich irgend ein alberner Schulfuchs mit seinem Geschwätz. Aber, nehmen Sie's nicht übel, Herr Professor, wer kann für seine Träume — ich wollte die Partie nicht verlieren und war darum etwas kurz mit Ihnen. Aber darf ich Sie bitten mir zu sagen, was mir so früh die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

Der Professor gerieth bei dieser vernünftigen Aeußerung in keine geringe Verlegenheit, da er auf eine Verrücktheit gefaßt war.

„Ich hörte, Sie seien plötzlich sehr krank geworden“ — stotterte er endlich erröthend.

„Ich, krank? entgegnete der Doctor mit gedehnter Stimme, indem er seine Wirthin, die noch immer da stand, verwundert ansah. Ich bin in meinem Leben nicht krank gewesen.“

„Aber Sie kamen so aufgeregt nach Hause“, sagte die Wirthin, die sich ihrerseits ebenfalls in ihren Voraussetzungen getäuscht sah.

„Das glaubt der Teufel, Frau!“ war des Doctors laconische Antwort, „wenn man von einem mehr als vierstündigen Platzregen durchnäßt wird. — Sehen Sie, dort liegen meine Kleider, sie sind noch zum Auswinden; ich mußte durch dick und dünn waten! — Das war ein Wolkenbruch, wie ich nie einen in den Bergen erlebt habe!“

Der Professor zitterte am ganzen Leibe; denn er hatte den Doctor noch nie so vernünftig sprechen hören und schämte sich deßhalb entsetzlich vor seiner Frau.

„Nun, liebster College“, fuhr er dann fort — „ich bitte Sie, bleiben Sie heute ruhig im Bette liegen, ich schicke den Arzt sogleich.“

„Ich werde den Teufel thun, Herr Professor; jetzt habe ich mich genug ausgeruht, und dort liegen die griechischen Exercitien der Secunda zur Correktur.

„Das hat dies Mal ja gar keine Eile — bleiben Sie doch nur wenigstens ein Paar Tage zu Hause, ich bitte Sie darum“, sagte der beschämte Gelehrte schweißtriefend.

„Es ist mir rein unbegreiflich Herr Professor, wie Sie dies von mir verlangen können“, platzte der Doctor heraus.

„So bleiben Sie nur heut wenigstens im Bett.“

„Keine Secunde mehr! — ich stürbe vor langer Weile.“ —

Bei diesen Worten war der Doctor mit einem Satze aus dem Bette gesprungen, um aus dem Kleiderschrank ein Paar trockne Beinkleider herauszuholen, die er ohne Umstände in Gegenwart des Professors anlegte. „Sie müssen das einem alten Soldaten nicht übel nehmen“ — sagte er lachend — „ich bin von den Kriegsjahren her etwas ungenirt geblieben.“

Der Professor bemühte sich in diesem Benehmen eine Spur von Verrücktheit zu entdecken, mußte sich aber doch selbst zugeben, daß er dann zu weit ginge. In wenigen Minuten war der Doctor mit seiner Toilette fertig, und indem er dem Professor vergnügt auf die Schulter klopfte, sagte er: „Jetzt wird das Mittagsessen schmecken!“

Der Professor wußte nicht, was er zu all dem sagen sollte; er hatte sich den Doctor im vollständigen delirium gedacht, und niemals hatte er ihn vernünftiger gefunden.

Was sollte er nun seiner Frau mittheilen!?

Ohne Umstände öffnete hierauf der tollgeglaubte Doctor die Thür; der warmverpackte Professor schritt kopfschüttelnd voran, dann kam die Wirthin und Langenau folgte, indem er das Lied sang:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.

Unten auf der Straße trennten sie sich; der Doctor ging nach der Restauration, wo er sein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Der Professor wälzte sich klopfenden Herzens nach seiner Amtswohnung, wo seine Frau bereits „auf dem Sprunge“ stand. Als sie ihn die Straße herabkommen sah, hing sie nur schnell ihr großes Tuch um, und setzte sich den Hut auf; — dann, sobald sie ihn ins Haus treten hörte, öffnete sie oben die Stubenthür — als er über die Treppe hinaufstolperte, wobei er vor Unbehülflichkeit an allen Ecken anstieß, lief sie den Corridor entlang bis zur Brüstung, die die Treppe umgiebt, indem sie neugierig und kläglich zugleich rief: Wie steht es mit ihm? — lebt er noch? wie ist er verrückt? — ist er melancholisch? — hat er die Drehkrankheit? — rast er? — ist er tiefsinnig? — spricht er viel von seinen früheren Liebschaften? ich bitte dich, lieber Mann — so sprich doch ein Wort, und spanne meine Neugierde nicht aufs Aeußerste.

Feuilleton.

— * Die Meidingersche Verlagshandlung in Frankfurt geht mit dem Gedanken um, die von ihr herausgegebene und von Otto Müller gegründete „Deutsche Bibliothek“, die mit den Romanen „Afraja“ von Theodor Mügge und „Charlotte Ackermann“ von Otto Müller eröffnet wurde, in einer neuen Ausgabe erscheinen zu lassen, und zwar um die Hälfte des früheren Preises, also zum halben Thaler für den Band, der einen ganzen Roman enthält.

— ** Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache von Karl Graeser, Lehrer am Gymnasium zu Marienwerder. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Obige Grammatik ist unstreitig eine der besseren, denn sie bietet uns die Resultate wissenschaftlicher Sprachforschung in einer allgemein verständlichen Form; sie erleichtert das Studium durch eine einfache, für das Bedürfniß der Schüler berechnete Anordnung der Lehrsätze; sie liefert ein passendes Material zur Anwendung der Regeln und überschreitet nie die Grenzen eines Schulbuchs. Für Philologen ist diese Grammatik also nicht geschrieben, aber sie ist ein zweckmäßiges Hülfsmittel für Alle, die in möglichst kurzer Zeit das Englische richtig schreiben und sprechen lernen wollen. Sie enthält drei Abtheilungen, nämlich: Vorschule der Aussprache, Formenlehre und Syntax. Die Regeln für die Aussprache des Englischen nützen wenig und hätten daher wegbleiben können; doch hat der Verfasser ein vernünftiges Maß gehalten. Dagegen hat derselbe dasjenige besonders berücksichtigt, was dem Deutschen schwer fällt. Z. B. die Rection der Verba, die Lehre von den Präpositionen und die verschiedenartige Anwendung des Verbs „lassen.“ Einer besonderen Erwähnung verdienen die Repetitionen zur besseren Einprägung des Gelernten. Nachdem eine Zahl von Regeln durchgenommen und gehörig eingeübt ist, erfolgt ein Rückblick auf das Gelernte. Auf diese Weise wird in der Schule ein befriedigendes Resultat erzielt, nämlich die Fähigkeit, richtig englisch zu schreiben und zu sprechen. Wir freuen uns, diese Grammatik den Lehrern an Gymnasien und Realschulen empfehlen zu können, und wünschen schließlich, daß dieselbe die veralteten und mangelhaften Sprachlehren eines Fick und Lloyd recht bald aus allen Schulen verdrängen möge. T. R.

— * Ein erst vor einem halben Jahre in Paris gegründeter und von Kapellmeister Eberwein geleiteter deutscher Sängerverein „Germania“ hat ungeachtet seines kurzen Bestehens bereits reichliche Triumphe geerntet. Beim Sängerfest

von Caen sowohl, als bei dem von Melun, wo 5000 Sänger wetteiferten, erhielt derselbe den ersten Preis, nämlich eine goldene Medaille. In Caen wurde der aus 28 Mitgliedern bestehende deutsche Verein auf alle mögliche Weise fetirt, und es wurden in Frankreich wohl noch nirgends so viele Vive's auf die Deutschen ausgebracht, wie in Melun. Die Fahne des Gesangvereins trägt die deutschen Farben: Schwarz, Roth, Gold. Seit 1848 hatte man dieselben in Frankreich nicht mehr gesehen.

— * Eine interessante Streitfrage schwebte längere Zeit zwischen der königlichen Theaterintendanz in Berlin und dem Componisten Gläser in Kopenhagen. Die bekannte Oper desselben, „Des Adlers Horst“, war auf Veranlassung von Johanna Wagner auf die Berliner königliche Bühne gebracht worden. Gläser erhob nun Ansprüche auf Tantiemenantheil, welchen die Intendanz anfangs nicht geben wollte, da ja die Oper einst vom Königstädtischen Theater angekauft, jetzt mit dem Inventar desselben an die königliche Bühne gekommen sei. Jetzt hat sich aber Herr von Hülsen auf den Rath seines Anwalts doch entschlossen, Tantieme zu zahlen, und Gläser hat etwa 600 Thaler bekommen. Einst hatte ihm das Königstädtische Theater Alles in Allem nur 100 Thaler bezahlt.

— * Man schreibt uns aus dem Rheingau: Ihr Blatt berichtet zwar mehr über das Gedeihen der Literatur als über das des Weins, aber auch von diesem mag die Rede sein dürfen, wenn er so herrlich gedeiht wie heuer. Im gesegneten Rheingau sieht man der ergiebigsten Ernte entgegen, und die berühmten Weinjahre unseres Jahrhunderts, 1811, 22, 34, 46, sind in Aller Munde; Viele wollen behaupten, das laufende werde alle früheren übertreffen. In der That ist der bisherige Verlauf ein fast beispiellos günstiger und gestattet die kühnsten Erwartungen. Wandern Sie durch die Städtchen des Gaus, so begegnen ihnen neue Fässer, die soeben fertig geworden sind, und alle Welt spricht vom Stande der Reben. In Hattenheim, das den trefflichen Markobrunner erzeugt, fand man an einem kleinen Stocke 29 Trauben. In Rüdesheim, — wollen wir nebenbei bemerken, — ist vor Kurzem der letzte Sechsundvierziger, der sich dort noch vorfand, verkauft worden, $2^1/_2$ Stück, die ursprünglich 2000 Gulden werth waren, jetzt 8700 Gulden kosteten. Es kaufte sie ein wohlhabender Mann in Hattenheim, und zwar nicht um eines Gewinns willen, den sie ihm hätten bringen sollen, sondern zum eignen Gebrauch.

— * Goethe's Haus (nach der Schilderung von Lewes Bd. 2.) „Bei der Rückkehr aus der Campagne in Frankreich erwartete den Dichter in Weimar eine angenehme Ueberraschung; der Herzog hatte während seiner Abwesenheit das Haus am Frauenplan neu aufbauen lassen. Dies Haus galt damals für einen Palast und war ein sehr glänzendes Geschenk. Der Neubau war noch nicht so weit vorgerückt, als daß es Goethe nicht im Einzelnen nach seinem Geschmacke hätte einrichten lassen können; er legte die prächtige Treppe an, die zwar für die Verhältnisse des Hauses zu groß, aber eine angenehme Erinnerung an Italien war. Durch die Fenster des Hauses sieht man die Büsten der olympischen Götter, die dort als Symbole der Ruhe und Vollendung stehen. Beim Eintritt in den Hausflur verweilt der Blick auf zwei schönen Gypsabgüssen, die in Nischen stehen, oder auf dem Plane von Rom, der die Wand schmückt, und auf dem Deckengemälde der Aurora von Heinrich Meyer. Nahe an der Thür steht die Gruppe von Ildefonso und auf der Schwelle spricht das römische Salve sein freundliches Willkommen. Oben im ersten Stock empfängt uns das Junozimmer, so genannt von der kolossalen Büste der Juno Ludovisi, welche Goethe aus Rom mitgebracht hatte; an den Wänden hängen die Loggien von Raphael. Links davon ist das Empfangszimmer; darin steht das Klavier, welches so manchen musikalischen Abend beleben half; Hummel und der junge Mendelssohn haben darauf gespielt, die Catalani und die Sonntag haben dazu gesungen. Ueber den Thüren hängen Meyer's mythologische Cartons, an den Wänden ein Abdruck der aldobrandinischen Hochzeit, Skizzen von großen Meistern und Radirungen. Ein großer Schrank enthielt Kupferstiche und Gemmen, ein Wandschrank Bronze-Statuetten, Lampen und Vasen. Auf der anderen Seite des Junozimmers waren drei kleinere Gemächer; das erste enthielt Skizzen von italienischen Malern und ein Gemälde von Angelika Kaufmann, das zweite und dritte allerlei Thongefäße und einen Apparat zur Erläuterung der Farbenlehre. Nach hinten schloß sich an das Junozimmer ein kleineres, welches die Büsten von Schiller, Herder, Jacobi, Voß, Byron und anderen enthielt. Von hier ging es einige Stufen hinab in ein kleines Eßzimmer, wo Goethe gern aß, wenn er nur wenig Gesellschaft hatte, von da endlich führte eine kleine Treppe in den schönen, geschmackvoll angelegten Garten. Hier standen kleine Lusthäuser, in denen die naturwissenschaftlichen Sammlungen waren. — Das Heiligthum des Hauses bilden das Arbeitszimmer, die Bibliothek und das Schlafzimmer. Die eben beschriebenen Räume vergegenwärtigen dem Besucher die Stellung Goethe's als Minister und Kunstliebhaber und sind nach dem Weimarischen Maßstabe jener Zeit höchst stattlich und prächtig, aber die Zimmer, in die wir jetzt treten, sind selbst nach dem Weimarschen Maßstabe von mehr als bürgerlicher Einfachheit. Durch ein Vorzimmer, wo in kleinen Schränken die mineralogischen Sammlungen stehen, treten wir in das Arbeitszimmer, ein niedriges, enges, etwas dunkles Gemach, mit nur zwei winzigen Fenstern und mit einer wahrhaft rührenden Einfachheit möblirt. Noch jetzt ist alles darin so erhalten, wie es am Todestage des Dichters war. In der Mitte steht ein einfacher ovaler Tisch von schlichtem Eichenholz. Kein Lehnstuhl ist da, kein Sopha, nichts was auf Bequemlichkeit deutet, nur ein gewöhnlicher harter Stuhl und daneben der Korb, in welchen Goethe sein Taschentuch zu legen pflegte. An der Wand rechts ein langer Tisch von Birnbaumholz und ein Bücherbrett mit Wörterbüchern und Handbüchern; da hängt auch ein Nadelkissen, ehrwürdig vor Alter, mit Visitenkarten und andern Kleinigkeiten; da auch ein Medaillon von Napoleon mit der Umschrift: „Scilicet immenso superest ex nomine multum.“ Auf der Wand daneben wieder ein Bücherbrett mit einigen Werken von Dichtern. An der Wand links ist ein langes Schreibpult von weichem Holz, an dem er gewöhnlich schrieb. Darauf liegen die Originalmanuskripte des Götz und der römischen Elegien, und eine Büste Napoleons von milchweißem Glas steht da, welches gegen das Licht gehalten blau und feuerfarben schillert und darum Goethen als ein Beleg zu seiner Farbenlehre werth war. Ein Bogen Papier mit Notizen aus der Tagesgeschichte ist nahe der Thür angeheftet, und an der Thür selbst hängen musikalische und geologische Schemata. Diese Thür an der linken Wand führt in das Schlafzimmer, wenn ein kleines Kabinet mit einem Fenster diesen Namen verdient. Ein einfaches Bett, ein Lehnstuhl davor und ein winziger Waschtisch mit einer kleinen weißen Schale und einem Schwamm, das ist das ganze Mobiliar. Wer für den großen und guten Mann, der hier geruht und seinen letzten Schlaf geschlafen hat, nur einiges Gefühl hat, dem treten bei diesem rührend einfachen Anblick die Thränen in die Augen und der Athem geht ihm schwerer. Auf der andern Seite neben dem Arbeitszimmer liegt die Bibliothek, die freilich eher eine Rumpelkammer von Büchern genannt werden muß. Die Bücher stehen auf schlichten tannenen Brettern, kleine Stückchen Papier, mit den Aufschriften Philosophie, Geschichte, Poesie u. s. w. geben eine gewisse Ordnung an. Mir war es interessant, diese Reihe von Büchern zu durchmustern, und angenehm überrascht wurde ich, als ich in einem englischen Buche, welches Carlyle dem Dichter zugeschickt hatte, ein Stück von der Handschrift unsers berühmten Landsmannes fand.“

— * Die Mädchen von Irawaddi. Aus einem englischen Werke giebt das „Ausland“ Schilderungen aus dem hinterindischen Lande Irawaddi. Wir entnehmen denselben die folgende Episode: „Als wir Anker geworfen hatten, kam eine Schaar munterer Mädchen, etwa zwanzig an der Zahl, herunter um uns zu sehen; sie standen unter dem mütterlichen Schutze gewisser halbbärtiger, sehr häßlicher, geschwätziger und keineswegs zarter Weiber. Die hübschen Mädchen waren sehr neugierig und keineswegs scheu, vielleicht zu unschuldig um scheu oder auch nur befangen sein zu können. Die Arglosigkeit ihres Benehmens auf dem Schiff, wohin wir sie galanterweise eingeladen hatten, hatte zwar etwas komisches, und manche von ihnen würde vielleicht, wenn sie keine Heidinnen gewesen wären, in Verlegenheit gerathen sein. Sie durchstöberten unsere Bunks, und machten sich ohne Erröthen lustig über die Geheimnisse des Innern der Constabelkammer. Aber ach, sie waren in ihrem Leben noch nie in Ohnmacht gefallen — sie kannten ebenso wenig das „flüchtige Salz“ als das Sakrament. Eine starkmüthige Jungfrau — die, ihrem furchtlosen Studium unserer Tracht nach, eine Schneiderin oder eine auf dem Weg der Seelenwanderung hieher versetzte Bloomer gewesen sein muß, suchte mit Hülfe eines Midshipman in ein Paar meiner rothflanellenen Hosen hinein zu kommen. Unsere Promische Bloomer war über ihren Kleiderschmuck höchlich erfreut, und spazierte, um sich in ihrem Glanze zu zeigen, überall herum. Fragte man sie, wie ihr der rothe Flanell behage, so antwortete sie mit einer oder zwei birmanischen Sylben, die, höflich ausgedrückt, „kitzeln“ bedeuten. Sie war in der That voller Lustigkeit, bis ich auf den Einfall gerieth, die kundigste der alten Weiber, die sich für die Mutter bald dieses, bald jenes der Mädchen ausgab, und sich höchst geschäftig zeigte — zu fragen: „wie viele Rupien für die lustige Mima?“ Kaum waren die scherzhaften Worte dem hübschen Wesen wiederholt worden, so überflog eine düsterer Wolke ihr Gesicht, und sie warf plötzlich alle meine kleinen Geschenke mit schöner Zorngebärde auf das Verdeck, und floh mit Ausrufen, in welchen Erstaunen, Unwillen und Schrecken zugleich sich kundthaten, nach dem Verdeck, eilte über die Laufplanke, ehe wir den Grund errathen hatten, hinweg, und stürzte sich in ihr Boot. In den Strom abstoßend, ruderte sie langsam zwischen dem Dampfer und der Küste „ab und zu“, schluchzte und schmähte mit der reizendsten Kindlichkeit. Keine Erklärungen, keine Liebkosung, keine Entschuldigung konnte sie andern Sinnes machen, und als ich an die Seite des Schiffes ging, und die Beleidigte zu betrachten suchte, ward sie ganz dramatisch. Sie ließ ihr Ruder auf den Boden des Nachens fallen, tauchte ihre hübschen Finger in das Wasser zu beiden Seiten des schlanken Fahrzeugs, hob sie dann ganz triefend in die Höhe und wusch ihre Hände, zum Zeichen, daß sie nichts mit mir zu thun haben wolle. Die anderen dagegen kicherten und lachten, schmunzelten und tändelten, als wäre nichts vorgefallen. Als wir auf die Kanonen deuteten und Gesichter schnitten und „Bum, bum!“ sagten, schrieen sie ein wenig auf, und zogen sich eine Strecke weit zurück, kamen dann aber wieder heran, und machten sich bald überall und mit allem zu schaffen. Und als wir auf die weißen Rollen der Hängmatten wiesen und ebenfalls Bum, bum! sagten, spielten sie die Bestürzten abermals eben so natürlich und ungezwungen wie zuvor. Durch einige Stückchen türkischrothen Zeugs, einige Handvoll Korallenkügelchen und einige künstliche Blumen, die ich mir schon lange zuvor für solche Gelegenheiten angeschafft, gewann ich die Vermittelung eines Dutzends von ihnen, denen es auch wirklich gelang, meine beleidigte Bloomer zu veranlassen als Friedenspfand von mir ein neusilbernes Zündhölzchenbüchschen mit einigen Wachszündhölzchen anzunehmen, deren Knattern sie in ihren liebenswürdigen Augenblicken höchlich ergötzt haben würde. Sie nahm es, indem ich es ihr von der Laufplanke aus zuwarf, in ihre flinken Finger, dann aber sah ich sie nie mehr.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

№ 34. Bremen, 23. August. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Aus den Centralkarpathen.

Von G. Staub.

Angeregt durch Karl Ritters Vorträge, begeistern sich drei universalisch naturforschende Musensöhne Berlins zu dem Entschluß, den hohen Tatra oder die Centralkarpathen zum Zielpunkt einer wissenschaftlichen Fuß-, Ferien- und Uebungsreise zu wählen. Ueber die Entfernung dieses europäischen Gebirges wird lebhaft hin und her gestritten. Es ist schon spät im Sommer, und kaum bleibt noch Zeit zu den nothdürftigsten Vorbereitungen. Aber ohne einigen Apparat an Büchern und Instrumenten thut es kein ächter Nachfolger Humboldt's. Also ein Höhenmessungsbarometer (von Pistor), ein Psychrometer (von A. von Greiner), ein Compaß, die müssen zunächst angeschafft werden. Kaum minder unentbehrlich erscheinen zahlreiche Werkzeuge zum Einfangen, Morden und Aufbewahren von allerlei Gethier. Hauptsache ist selbstverständlich ein tüchtiger Vorrath von dem, was erforderlich zum Sammeln und Trocknen von Pflanzen; und endlich — wer hätte Friedrich Hoffmann's köstliche Vorlesungen gehört, ohne auf einer solchen Reise nicht wenigstens einige mineralogische Hämmer und Meißel mitzunehmen. Von Büchern bleibt es bei zehn Bänden, darunter Wahlenberg's „Flora Carpathorum", von Sydow's „Reise", Leonhard's „Agenda geognostica", Reichenbach's „Flora germanica excursoria." Dazu kam, was etwa Studenten auf einer Fußreise von Göttingen nach dem Harz an Gepäck mitzunehmen pflegen, und sollte noch kommen, was unterwegs an Thieren, Pflanzen und Steinen erbeutet werden mochte; mehr nicht. So zogen die drei fort. Wie's ihnen ergangen, gehört nur zum kleineren Theile hierher; manchmal wunderlich genug. Der wissenschaftliche Enthusiasmus hatte zumal schwere Prüfungen zu bestehen. Schreiber dieser Zeilen erinnert sich eines Tages, an welchem es sein Schicksal war, die mineralogischen und geognostischen Sammlungen tragen zu müssen. Schwer lastete beim Marsch in heißer Mittagsstunde der Sack auf dem unteren Theile seines Rückens, und unbarmherzig fügte der Eifer der Genossen immer noch Neues hinzu. Lange ertrug er's in Geduld — aber plötzlich nicht länger mehr. Ingrimmig fuhr die Hand in den verwünschten Sack, und ungesehen flog eine kostbare Stufe nach der anderen in den Chausseegraben hinab.

Nach ihrer Rückkehr wurde in Berlin den Jünglingen die Ehre zu Theil, von der geographischen Societät zu einem Bericht und Vortrag über die Ergebnisse ihrer Reise aufgefordert zu werden. Den größeren Theil der von ihnen heimgebrachten naturwissenschaftlichen Ausbeute durften sie in den königlichen Sammlungen der Universität niederlegen.

Lange und gern hält die Erinnerung den Traum jugendlicher Erlebnisse fest, aber im Zwielichte wachsender Entfernung verliert jedes Bild, auch das durchsichtigste an Klarheit, und das nothwendig mehr und mehr

„Until the man perceives it die away
And fade into the light of common day."

Den Wanderer, der von Norden her die hohen Centralkarpathen zu erreichen sucht, erwartet auf halbem Wege zwischen Krakau und Neumark ein wahrhaft überraschender Anblick. Stundenlang hat sich bereits die Straße im Thale der Raaba hingezogen. Herzlich müde sah man sich an der bescheidenen Schönheit seiner Wandungen, die in lieblichem, aber wenig ausdrucksvollem Wechsel herbstlich bunte Laubwaldung, zerstreute Gehöfte, Rasenabhänge mit dunkler Fleckung von Juniperusgebüsch und mit grasendem Vieh staffirt, und hie und da selbst kühne Versuche zu Felsbildung zur Erscheinung brachten; da ändert sich fast plötzlich die Scene. Kaum hat man die letzten Häuser des gallizischen Fleckens Lubien im Rücken, als schon die Straße, sich jetzt im Thale der Lubienka, eines Nebenflüßchens der Raaba fortziehend, in kurzen Windungen anzusteigen beginnt. Gar bald ist des Berges Gipfel erreicht, und vor dir starrt, scheinbar in geringer Entfernung und wie unmittelbar aus der Ebene aufgethürmt, die gewaltige Masse des Tatra, die „Wettersäule Osteuropa's", in die Wolken empor. In wilder Kühnheit der Umrisse, ein Bild sturmgepeitschter Wogen, ragt dicht zusammengedrängt Gipfel an Gipfel. Als ich am 11. September auf der Höhe hinter Lubien stand, verloren in Bewunderung so großartig herrlicher Gebirgsgruppirung, verdunkelte schon schwergeschichtetes Gewölk den südlichen Horizont, und bald verschmolzen, den flüchtig gewonnenen Eindruck erhöhend, Land und Luft zum unvergeßlichen Bilde.

Das große Meerauge und die Fünfseen.

„Unde sunt." Woher sind Sie? — Mit diesem Pröbchen ungarischen Lateins wurden wir von einem phantastisch gekleideten rothbemützten Burschen begrüßt, der an der Spitze einer Schaar angetrunkener wilderregter Bauern auf uns einstürmte, als wir eben stillvergnügt und sorglos botanisirend oder Steine klopfend am Ufer der Bialka hinspazierten, und zwar in der Richtung nach Bukowina zu, dem Ziele unserer heutigen Wanderung. Man hatte uns, so schien es, bereits längere Zeit aus sicherer Ferne beobachtet und unser Thun und Treiben im höchsten Grade verdächtig gefunden. Dazu mußte noch kommen, daß wir ohne es zu wissen die ungarische Grenze überschritten hatten. So war denn nach Herbeiziehung von Hülfstruppen ein Angriff en masse auf uns beschlossen und unter der Leitung des organista und notarius des Städtchen Biala mit glänzendem Erfolge ausgeführt worden. Da half kein Remonstriren, weder in lateinischer noch in deutscher Sprache. Unsere passuales seien falsch, anständige Leute benutzten doch lieber eine „occasio", anstatt zu Fuß zu reisen, u. s. w. Noch wurde ein letzter Versuch auf die auri sacra fames, oder besser, denn leider konnten nur drei Zwanziger gewagt werden, auf den amor sceleratus habendi unseres jacobinischen Freundes gemacht. Vergebens, unter starker Escorte ging's nach Biala zurück. Da dieser letztere aber als Organist mit der Kirche und als Notar mit dem Gerichte zusammenhing, so glaubte

er wahrscheinlich beiden Behörden mit uns gerecht werden zu müssen. Wir wurden also zunächst zur geistlichen, nämlich zum Pfarrer, geschleppt und trafen diesen auf dem Flur seiner Wohnung in Gesellschaft einer bildhübschen jungen Person magyarischer Abkunft und einiger prachtvoller Wolfshunde von der ächten weißen Rasse an. Der in köstlichem Latein und unter schlecht verhaltenem obligaten Lachen von unserer Seite über uns abgestattete Rapport hatte bei dem geistlichen Herrn einen wahrhaft unchristlichen Zornesausbruch zur Folge, und es würde bei der erhöhten Stimmung unserer Lebensgeister sicher zu Thätlichkeiten gekommen sein, hätte nicht das gefühlvolle Herz der schönen Frau (wir sind nicht undankbar, Madame!) zu unseren Gunsten intervenirt. Dann ging's mit der ganzen etwas matter triumphirenden Schaar zum Amte. Aber hier hatte sich der Diensteifer unserer Verfolger gewaltig verrechnet. Ein Blick auf uns selbst und ein zweiter in unsere Päße genügten, den biederen Tricesimus von der Unverdächtigkeit unserer Personen zu überzeugen. Eine Viertelstunde später sah uns um seinen gastlichen Heerd versammelt, und bei einer Flasche herben Ungar's empfanden wir dankerfüllt das kleine Abenteuer, das uns in diesem Winkel der Welt so ganz unverhofft einen Menschen hatte finden lassen.

Bei fürchterlich schlechtem Wetter wird spät Abends Bukowina erreicht, ein 1700 Fuß über der Meeresfläche hoch in den grünen Vorbergen der Karpathen verstecktes Dörfchen, dessen Försterwohnung dem Reisenden (zumal dem in strömendem Regen völlig durchnäßt anlangenden) das gemüthlichste Obdach bietet, und dessen reizende Umgebung ganz geeignet ist, ihn die Vorfreuden des Karpathenparadieses kosten zu lassen. Uns war es beschieden, daselbst noch den ganzen folgenden Tag verweilen zu müssen; eine harte Probe für das geringe Geduldmaß unserer jungen Seelen. Einer jener ruhigen, ermüdenden, gleichmäßig andauernden, nie aus Takt und Tempo kommenden Regen, die einen glauben machen könnten, es werde so fortregnen bis an's Ende aller Tage, fiel am 14. September 1836 in Bukowina. Der Himmel — „une triste et froide coupole de plomb"; der Erdboden — sehr naß und von unergründlicher Beschaffenheit. Dramatis personae: 1) „dominus silvanus" der Förster, ein noch rüstiger geschwätziger Alter, viel von erlegten Gemsen und von Erfolgen auf anderen Gebieten fabelnd, und während der 36 Stunden unseres Verweilens unter seinem Dache sehr erbaulich schwankend zwischen vollständiger und partieller Trunkenheit; 2) Suska, ungarische Gehülfin. Sehr angenehme Erscheinung, aber leider nur der magyarischen und polnischen Sprache mächtig, was doch trotz allerseits besten Willens recht störend; 3) ein junger schlanker Slovak von der melancholisch edlen Gesichtsbildung der Goralen, uns als guter Schütz und gebirgskundiger Mann zum Führer für den folgenden Tag bestimmt; 4) drei fahrende Schüler. — Einige Unterhaltung gewährt das seit 1833 geführte Fremdenbuch. Nur eine Stimme des Entzückens und der Bewunderung über die Herrlichkeit der Karpathennatur, aber auch mehr als ein Stoßseufzer, in welchem sich gefährlich auf beschwerlich reimt. Der Botaniker Professor Zawadsky aus Lemberg hatte sich darin mit sehr interessanten Angaben über die Pflanzen des großen Fischsee's verdient gemacht. Er hatte „beim ersten Schnee, wenn man zum schwarzen See geht, eine reiche Lese gehalten", und eifrig copiren wir das von ihm mitgetheilte Verzeichniß derselben. Auch die Schilderung eines total mißglückten Versuches, die Lomnitzer Spitze von der Nordseite aus zu ersteigen, fesselt unsere Aufmerksamkeit.

Gegen Abend wird's hell. Höher geht die Luft. Die ganze Natur athmet auf. Ein letzter scheidender Sonnenblick lockt zu einem Spaziergang ins Freie hinaus. Die Nähe des herrlichen Gebirges wirkt überwältigend. Wundervoll erglänzen gegen die tiefe Bläue des Abendhimmels die hohen schneegekrönten Gipfel. Kein Laut unterbricht das geheimnißvolle Rauschen der Tannenwaldung zu ihren Füßen; Alles verheißt uns Glück.

In der Frühe eines frischen Herbstmorgens ausziehen auf eine Wanderung ins Gebirge, ist eine Wonne, auch wenn du dieselben Pfade hundert Mal zuvor betratst, auch wenn jeder Baum und jeder Stein am Wege dich als Bekannte grüßen. Liegt aber an einem solchen Morgen ein wildes einsames unbekanntes Gebiet vor dir, das deine Erwartung mit allem Reiz und Zauber großartiger Alpenschönheit schmücken darf, so ist das ein Hochgenuß, um welchen ich mich noch in der Erinnerung selbst beneiden möchte.

Zum ersten Male seit unserem Verweilen in diesen Gegenden zeigte sich, als wir am 15. September eine Stunde nach Sonnenaufgang aufbrachen, die Nordseite des Tatra ihrer ganzen Ausdehnung nach frei und unbewölkt. Anfangs geht's im Thale der Bialka fort, immer im Schatten hoher Tannenwaldung. Das Flüßchen rauscht, meist ungesehen, eintönig zu deiner Rechten. Parus ater spielt munter in den tieferen Zweigen; das fröhliche Zirpen dieses Vögelchens ist der einzige thierische Laut, den wir vernehmen. Nach einer Stunde etwa lichtet sich der Wald, und man biegt, das Wasser immer zur Rechten behaltend, ins Rostockithal ein. Von nun an geht's ohne Unterbrechung scharf aufwärts. In seinem unteren Theile erinnert dieses tiefeingeschnittene Thal an die schöneren Harz- und Sudetenthäler. Zu beiden Seiten desselben thürmen sich hohe und sehr abschüssige Berge auf, deren Wendungen sich bis nach der Mitte zu verflachen, und deren reiche Vegetation (Buchen, Ahorn, Carpinus u. s. w., abwechselnd mit düsterer Nadelholzung) ein prächtig buntes Gemisch herbstlicher Farben darbot. Ueberall nicken aus dem Laubwerk heraus die corallenrothen Fruchtbüschel der Eberesche. — Höher hinauf wird's immer schöner und lohnender. Sehr deutlich unterscheidet man auf einzelnen freieren Punkten die Vegetationsgürtel des hohen Tatra. Dunklen Schatten gleich scheint die Zwergfichte (Pinus mughus) an geschützteren Stellen aufwärts zu kriechen und allmälig fleckenartig zu verschwinden; namentlich in jenen schon aus weiter Entfernung sichtbaren Furchen oder Rillen, welche die zerstörende Gewalt großartiger atmosphärischer Erscheinungen, Gewitter und Wolkenbrüche von unerhörter Heftigkeit, seit Jahrtausenden in die Granitwände jener Felsenkolosse einwühlte, und ohne welche deren Ersteigung unmöglich sein würde. Vom Gipfel der Magura herab, eines Vorberges von der Höhe des Brockens, genossen wir dieses Schauspiel in seiner ganzen Pracht. Der ewigen Schnee tragende Kegel der über 8000 Fuß hohen Eisthalerspitze und der mächtige fast senkrechte Abfall des Muran übertreffen, von hier aus gesehen, an landschaftlicher Wirkung jede Erwartung.

Das Thal selbst nimmt in seinen höher gelegenen Partien mehr und mehr den Charakter schauerlicher Wildheit an. Nur streifweise zeigt sich noch Baumwuchs. Nackte Felsmauern stehen zu beiden Seiten, und zwischen ihnen hindurch braust wildschäumend die Rostocka, oft durch thorartige Schmalheit des ausgewaschenen Bettes zu tobenden Strudeln eingezwängt, dann wieder über zerklüftetes Gestein und chaotisch durcheinander gewürfelte Blöcke hinwegsetzend und mit betäubendem Lärm zum Ohr des hoch über ihr stehenden Wanderers hinausdringend; ein Lieblingsrevier für die Wasseramsel, die in den reißendsten Wirbeln untertauchend, hier überall unruhig hin und her flog. Von selteneren Pflanzen sammelten wir auf losem Gerölle den braungelben Fingerhut (Digitalis ochroleuca) und an ähnlichen Lokalitäten die gelbblühende Salvia glutinosa. Noch hoch oben, aber immer in der Nähe des Wassers, wuchs mit köstlich rothen Blumen Lychnis diurna.

Man hat endlich nach fünfstündigem anhaltenden Steigen die Krummholzregion erreicht. Der Weg ist längst über die Maßen beschwerlich geworden, und es erfordert Gewandtheit und Sicherheit um nicht zu straucheln. Von einem Granitblock auf den anderen springend und oft nur mit Hülfe langer Alpenstöcke höher aufwärts gelangend, gewährte uns an mehr als einer schlimmen Stelle das feste knorrige Geäst jenes Baumes die ersehnte Stütze. Doch wir sind erschöpft; ruhen wir ein kurzes Weilchen aus und werfen einen Blick dankbaren Interesses auf das wunderbare Gewächs, in dessen

luftiges Reich wir nicht ohne Mühe eingedrungen sind, dessen harziges Aroma wir tief athmend schlürfen, und das in der Fremdartigkeit seiner Erscheinung einen, fast mögte ich sagen, mystischen Reiz auf uns ausübt. Das Plätzchen ist romantisch genug. Zur Linken haftet das Auge an dem milden Blaugrün mughus-gekrönter Kuppen; nach rechts zu, nur wenige Fuß entfernt, scheut es vor der schwarzen Tiefe eines ungeheuren Abgrundes. Die Zwergfichte (Pinus mughus), ein ächtes Kind der Alpen, bekleidet auf ihrem eigentlichen Gebiete, d. h. auf Höhen zwischen 4700 bis etwa 5800 Fuß, alle Berggehänge mit immergrüner Decke. Gleichförmig hoch oder besser gleichförmig niedrig bildet sie hier mit rötblichen, biegsamen, seltsam verschlungenen, weitaus am Boden hinkriechenden Wurzeln und Aesten ein undurchdringliches Dickicht, welches sich erst oberhalb seiner eigentlichen Grenzen mehr lichtet und endlich, gleichsam zusammenschrumpfend, in ein nur wenig über den Boden erhabenes nadelloses Wurzelgeflecht ausläuft. An manchen Stellen steigt aber der mughus tief aus seiner natürlichen Lebenssphäre herab. So fanden wir ihn zu unserer Verwunderung in der Umgebung des Försterhauses zu Javorina, schon hier üppig entartet, aber bis zur Unkenntlichkeit verändert im botanischen Garten zu Krakau. Lebhaft steht mir unsere erste sehr stürmische und eisig-neblige Begegnung mit demselben vor der Seele. Diese hatte einige Wochen früher stattgefunden und zwar unter den ungünstigsten Auspicien, auf dem Gipfel der Babia-Gura nämlich, einer isolirten 5400 Fuß hohen östlich von den Beskiden gelegenen Bergmasse Galliziens, mit welcher es uns noch außerdem sehr curios erging. Die Geschichte weiß von Mönchen zu Tournay in Flandern, die ums Jahr 1095 die Abtei Ferrières nur mit außerordentlicher Mühe aufzufinden vermochten. Aber wird man es glauben, daß wir im Jahre 1836 die Babia-Gura drei Tage hindurch wie eine Stecknadel gesucht haben?

Doch genug der Abschweifung. Es ist jetzt ein Uhr Nachmittags, und die Fünfseen müssen ganz nahe sein. Da enthüllt eine plötzliche Biegung des Pfades unseren Blicken das prachtvollste Schauspiel. Ueber die Felswand herab, welche den größten und tiefstgelegenen der Seen nordöstlich abschließt, bildet der Abfluß desselben, also der Ursprung der Rostocka, den herrlichsten Wasserfall. Nicht völlig senkrecht zwar und in der Mitte durch ein hohes zackiges Felsstück gleichsam getheilt, stürzt derselbe mit furchtbarem Getöse an 300 Fuß herab, in sprühendes Schaumgewölk den Zuschauer einhüllend, der sich halbbetäubt und durch das unvergleichliche Schauspiel wie gebannt von seinem Erstaunen nicht zu erholen vermag. Wenige Schritte am Falle hinauf, und wir stehen, an sechstehalb tausend Fuß über der Meeresfläche, im Hochthale der Fünfseen.

— — „I love all waste
And solitary places, where we taste
The pleasure of believing, what we see,
Is boundless, as we wish our souls to be."

Die grandios-schauerliche Oede und Wildniß dieser Lokalität dem Leser durch eine Beschreibung anschaulich zu machen, würde mir schwerlich gelingen, auch wenn ich es versuchen wollte. Hier ist karpathischer Charakter in seiner ganzen starren Größe und Erhabenheit. Hohe senkrechte Granitwälle, in ihren tieferen Schluchten und Spalten nie schmelzende Schneeanhäufungen bergend, begrenzen das geräumige Bassin, in welchem in nur geringer Entfernung von einander und getrennt durch Trümmerwälle, auf wenig über einander erhabenen Staffeln fünf Seen liegen, deren oberer kleinster fast ganz rund und fast das ganze Jahr hindurch mit einer Eiskruste bedeckt ist, deren unterer aber, von mehr ovaler Gestalt, eine kleine halbe Stunde im Umfang haben mag. Mächtige Schutt- und Geröllmassen, ein Bild wüster Zerstörung, füllen den übrigen Raum aus. Die Vegetation steht hier auf ihrer letzten Stufe; nur in der Nähe des Wasserfalles sind noch Spuren von Knieholz, zwischen welchem wir in wenigen dürftigen Exemplaren die gelben violetgefleckten Blüthen der Gentiana pannonica sammeln. Und doch wuchs hier ein schönes Pflänzchen in üppiger Fülle, Rhodiola rosea nämlich, die mit hochrothem Blätterkranze das schwarze tiefklare Wasser der Seen säumt. Wie das pflanzliche, so scheint auch animalisches Leben fast erstorben. Wohl ertönt wie aus nächster Nähe der gellende Pfiff des Murmelthiers, aber eines solchen ansichtig zu werden möchte nicht oft gelingen, und wer nicht etwa kurz nach Sonnenaufgang hier oben ist, wird auch meist vergebens nach Gemsen ausspähen. Uns verrieth der helle sehr eigenthümliche Ton herabprasselnden Gerölles aus großer Höhe deren Nähe, aber das Glück die herrlichen Thiere in geringer Entfernung sehen und bewundern zu können, sollte uns für eine spätere Gelegenheit vorbehalten sein; fast tröstend erklang in der Einöde des Fünfseethals der unbedeutende Gesang des Anthus arboreus, eines unscheinbaren aber munteren Vögelchens, das uns seit unserem Eintritt in die Mughus-Region nicht verlassen hatte.

Die Führer drängen zum Aufbruch, und über die Kopaspitze hinab treten wir unseren Weg zum Meerauge an. Keiner von uns wird den unvergleichlichen Ort wiedersehen, Keiner ihn jemals vergessen können.

Der schmale Felsengrat, Kopaspitze genannt, den man gleich anfänglich zu übersteigen hat, um in die Tiefe des Fischseethals zu gelangen, fesselt uns einige Zeit durch den Reiz seiner Pflanzendecke. Zum ersten Male lernten wir die für die europäische Alpenflora so charakteristische Form zwergartiger Weiden kennen, die, nur wenige Zoll hoch, in verschiedenen Arten (Salix herbacea, retusa und Jacquiniana) mit dichtem immergrünen Geflecht den Boden überzogen. Zwischendurch wuchsen unter anderen selteneren Alpenpflanzen Cistus alpestris mit hochorangengelber Blüthe und Campanula alpina, niedrig, weißwollig und mit einer Fülle hängender Glocken geschmückt. Die Alpenanemon, deren weiße Blüthen wir auf dem Brockengipfel schon Ende Mais vergebens suchen, war hier noch in voller Pracht. Ganz unerwartete Schwierigkeiten bot das Herabklimmen am jenseitigen Abhange. Sehr abschüssig und mit kurzem, glatten rigiden Rasen bekleidet, zeigte sich derselbe an einigen Stellen in dem Grade unzugänglich, daß uns nichts weiter übrig blieb, als zu rutschen, ein kindliches Vergnügen, welches einen indessen recht warm machen kann, besonders wenn man nicht deutlich sieht, wo das Rutschen aufhören wird. Jedenfalls können wir diese Art und Weise der Fortbewegung als viel Zeit ersparend empfehlen, denn die Strecke bis zum Meerauge hinab, nach dem Fremdenbuche in Bukowina sieben bis acht Stunden erfordernd, wurde von uns in der halben Zeit zurückgelegt. Manches seltenere Pflänzchen blieb auf dieser improvisirten Schnellfahrt bei krampfhaften Versuchen zu bremsen in unserer Hand; so Bartsia alpina und Euphrasia salisburgensis.

Der große Fischsee oder, im engeren Sinne des Wortes, das Meerauge, von allen karpathischen Seen der größte und tiefste, bildet eine der wundervollsten Partien des Tatra und ist als leicht und gefahrlos zugänglich häufig besucht worden. Wer wie wir das Meerauge zuerst aus großer Höhe herab und in der grausenerregenden Tiefe eines finsteren scheinbar engen Felsenkessels liegen sieht, der vermag sich von dem wirklichen Umfange desselben noch keine Vorstellung zu machen. Wer aber von Javorina kommend und aus dem Dunkel des Waldes heraustretend, die Höhe des nördlichen Querwalles gewinnt, wo der Bischof von Tarnow, Gregor Thomas von Ziegler, fromm überwallenden Herzens ein Kreuz errichtete, der wird die einzig großartige Herrlichkeit dieses Ortes voll und ungetheilt in sich aufnehmen; er wird vielleicht an seine Erinnerung die Frage stellen, ob die vielgepriesene Alpenwelt der Schweiz und Tirols ihm an irgend einer Stelle Aehnliches zeigte.

Und doch bediente sich hier die Natur zum schönsten Bilde der einfachsten Mittel. Vor dir liegt die klare tiefgrüne Fläche eines großen länglich runden Sees, inmitten eines Thales, das von drei Seiten durch kahle senkrecht abstürzende perlgraue Felsenmassen eingeschlossen ist. Auf der Südseite, also dir gerade gegenüber, er-

reichen diese Granitthürme die kolossale Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Im Westen und Osten sind sie zwar niedriger, steigen aber wie jene an vielen Stellen fast unmittelbar aus den Fluthen des Sees empor. Wo dies nicht der Fall, erstrecken sich Trümmerhalden nicht übermäßig steil nach der Steinwand hinauf. Wie im Bassin der Fünfseen lagern hier nie schmelzende Schneefelder, und längs des Randes derselben zumal an geschützteren Stellen erfreut den Botaniker die üppigste und köstlichste Alpenflora. Schon aus der Ferne hatte uns das saftig-frische Grün dieser Stellen angelockt, die wir mühsam über lockeres Geröll emporklimmend erreichten, und deren Pflanzenschatz unsere kühnsten Hoffnungen weit übertraf. Schwer widerstehe ich der Versuchung, hier in wissenschaftliches Detail einzugehen. Zwergartig niedrig, aber mit großen hochrothen Blumen überwucherte die Alpennelke (Dianthus alpinus) die größeren Blöcke, während Myosotis alpestris, das Vergißmeinnicht jener hohen Regionen, mit Blüthenbüscheln vom tiefsten Indigoblau aus den Ritzen des Gerölls hervorschwankte. Die seltenen Steinbrechearten, Saxifraga carpathica, ajugaefolia und hieracifolia, Soldanella alpina, Arabis ovirensis mit rother Blüthe, Gentiana nivalis, Veronica aphylla, Ranunculus glacialis, Geum reptans — diese alle und viele andere der schönsten Alpenpflänzchen sammelten wir hier auf den Geröllhalden des Meerauges, einer Lokalität, die wir nebst dem „Drechselhäuschen“ der Südseite, dem „dives convallum“ Wahlenbergs, allen Freunden der Botanik ans Herz legen wollen.

Es war schon sehr finster, als Einer nach dem Anderen beutebeladen in der Bretterhütte anlangte, die hier unsern des Sees ermüdeten Reisenden ein Obdach für die Nacht bietet. Nachdem die gesammelten Pflanzen eingelegt, eine Arbeit, die mir nie so viel Vergnügen machte als das Aufsuchen und Pflücken derselben, suchte sich Jeder sein Ruheplätzchen. — Der große Fischsee hat, um dies noch hinzuzufügen, den Umfang einer halben Meile; seine größte Tiefe beträgt 192 Fuß. Er ist der einzige Karpathensee, in welchem Fische leben.

Ein mit Geröll und gewaltigen Trümmern überdeckter, aber zwischen diesen alpine-Vegetation tragender Abhang führt in der südöstlichen Ecke des Meerauges ziemlich steil zum „schwarzen See“ hinan. Er ist bedeutend kleiner als jener und soll noch tiefer sein. Aus seiner ganz schwarzen Wasserfläche steigen die ihn einschließenden fast senkrechten Felsthürme noch an 2000 Fuß hoch auf; von allen ähnlichen Oertlichkeiten im Gebirge die schauerlichste. Die Frühstunden des nächsten Morgens finden uns zwischen den Granitblöcken am Rande dieses Sees herumvoltigirend, natürlich wieder mit der Botanisirbüchse. Swertia perennis, Phyteuma spicatum, Cacalia albifrons, Sonchus alpinus, Sempervivum montanum und Epilobium alpinum wachsen in reicher Fülle auf den kalten schneefeuchten Uferhalden.

„Atrum hiemat pisces defendens mare.“

So endete mein erster Ausflug in die Wildniß des Tatra. Er war in jeder Hinsicht ein gelungener zu nennen und ganz geeignet, hätte es dessen überall bedurft, zu kühneren Unternehmungen aufzufordern. Wohl lohnt es der Mühe, dieses herrliche noch so wenig gekannte Gebirge zu besuchen. Es erinnert nur schwach an die Alpen Südeuropas, vielleicht mehr an die Norwegens. Die tiefe Wirkung karpathischer Sceuerie auf empfängliche Gemüther scheint mir hauptsächlich auf der großartigen Einfachheit ihrer Elemente zu beruhen. Sie entbehrt jedes landschaftlichen Schmucks, aber der vereinte Effect absoluter Einsamkeit und kolossaler Verhältnisse ist mächtig und unberechenbar. — Das Beschwerliche und die Gefahren der Bereisung hat man sehr übertrieben. Und wenn's wirklich manchmal nicht abgeht ohne ein gutes Maß physischer Anstrengung und Ausdauer, wenn's mitunter neben nicht unerheblichen Strapazen noch Entbehrungen setzt — denn es giebt keine Betten in den Karpathen, und Kartoffeln mit Brinsenkäse gekocht, wie dazumal manchen lieben Tag unser Ein und Alles, ist ein gar simples Gericht — was fragt am Ende nach dem Allen die Jugend, die glückliche!

„Des Lebens schlimmste Krankheit ist's, daß wir
Noch wissen, was wir waren, wenn wir längst
Es nicht mehr sind — —“

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)
Von Friedrich Ehrendorf.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte dich, mein Kind“, sagte der Professor sanft; „beruhige dich nur einen Augenblick und laß mich zu Athem kommen.“

Bei diesen Worten hatte sie ihn an dem Kragen seines Paletots völlig über die Treppe hinaufgezogen, und nun stand er keuchend und stöhnend vor ihr. Nach einem heftigen Räuspern und Husten sagte endlich der Professor: „Meine gute Dora, der Doctor ist so vernünftig, wie ich ihn lange nicht gesehen habe; — er sprach mit mir über vielerlei ernste Dinge und in einer Weise, in der du nur mit mir sprechen kannst, und du weißt, daß ich dich für sehr vernünftig halte.“

„Wa — was?“ — kreischte die enttäuschte Professorin, „der Doctor wäre nicht verrückter als ich? Das ist ja rein unmöglich!“

„Beruhige dich“, bat der Professor mit flehend zum Himmel gerichteten Augen.

„Ich mich beruhigen, bei solcher Impertinenz?“ fuhr sie entrüstet fort — „dich in deiner besten Ruhe zu stören und dann doch nicht ein Mal von —“

„Dora!“ — bat der Professor wieder.

„Nun, so sage mir nur wenigstens, wie du ihn fandest — in welcher Situation.“ —

„O“ — sagte Polikarpus und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — „als ich in seine Stube trat, schlief er sehr fest; er schnarchte wie eine Robbe, und als ich ihn weckte, stand er auf um zu Tische zu gehen.“

„Wie sahen denn aber seine Kleider aus, hörst du — seine Kleider — denn darauf kommt Alles an.“ —

„Nun, entgegnete der gutmüthige Gatte, — seine Stiefeln waren natürlich vom Marsche sehr schmutzig, sein Rock zum Auswinden naß und an mehreren Stellen heruntergerissen.“

„Also doch heruntergerissen —“ fragte die neugierige Ehehälfte noch ein Mal rasch, gleichsam erfreut, nun doch einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Gut lieber Mann, der Rock also heruntergerissen! — Nun mache dir es bequem, ich bin in einigen Minuten wieder hier.“

Mit diesen Worten hüpfte sie behend über die Treppe hinab und eilte zum Hause hinaus. Die Wohnung des Pastor Primarius war nicht weit entfernt. Da sie in einem Garten lag, war die Schwägerin ihr bis ans Thor entgegen gegangen. „Nun, meine Gute, Liebe, erzähle doch!“ rief die Pastorin der Ankommenden schon von Weitem entgegen, „was hast du uns Neues zugedacht?“

„O, viel, sehr viel — wundre dich nur, ich bitte dich! — Aber, nein, es ist abgeschmackt, und ich würde es nicht glauben, wenn es mein eigner Mann mir nicht selbst erzählt hätte; denke dir um Gottes willen, diese Nacht ist der Doctor von Langenau wie ein Wahnsinniger während des fürchterlichen Gewitters im Freien herumgestreift, — so daß er wie ein Wilder, denke dir, mit heruntergerissenem Rocke und, o — ich mag es gar nicht aussprechen — scandalös soll es gewesen sein —! aber du weißt es von mir Berthchen“, setzte sie dann bedeutungsvoll hinzu, und legte den Finger an den Mund, „es ist auch jetzt noch nicht ganz richtig hier — aber er verstellt sich nur so und thut, als ob er eben so gescheidt wäre als mein Mann, der übrigens gar nicht begreifen wird, wohin ich eigentlich gelaufen bin.“

Nach dieser kurzen Mittheilung machte die geschäftige Frau kehrt, und die Pastorin hüpfte lachend zu der Frau Bürgermeisterin zurück. „Nun, meine Gute, Liebe! was glauben Sie?“ rief sie ihr entgegen, „was werden Sie sagen? Sie werden staunen! — es wird Ihnen unglaublich sein, wie mir, wenn ich es nicht aus dem Munde meiner eigenen Schwägerin hörte, die es von ihrem ebenso glaubwürdigen Manne hat. Denken Sie, diese Nacht ist der Doctor von Langenau bei dem gräßlichen Gewitter total verrückt geworden, ist ins Freie hinausgelaufen und vom Wetter ganz durchnäßt, bis aufs Hemd entkleidet, zurückgekommen.“

„Ums Himmels willen, wie ist das möglich?“ rief die Bürgermeisterin entsetzt. „Wie kann sich ein Mensch so sehr compromittiren! So lange mein Mann Bürgermeister ist, sind so unerhörte Dinge nicht vorgefallen, der Wahnsinn übersteigt alle Grenzen; ich stehe wie auf Kohlen —, leben Sie wohl — ich brenne vor Ungeduld zu wissen, was mein Mann dazu sagen wird.“

Bei diesen Worten gab sie der Pastorin einen flüchtigen Kuß und eilte dann, wie aus der Pistole geschossen, in die Stadt hinein.

Die Väter der Stadt waren noch immer beisammen. Die alten Herren schliefen, der Bürgermeister nahm alle fünf Minuten eine Prise, und die jüngern Mitglieder des Magistrates fingen aus langer Weile Fliegen. Da flog endlich nach langem Harren die Bürgermeisterin über den Markt hinweg; sie sah ihren Mann schon von Weitem auf dem Balkon des Rathhauses stehen und winkte ihm mit dem Taschentuche, herabzukommen. Gravitätisch stieg der ehrwürdige Herr über die breite Treppe hinab. Seine Ehehälfte stürzte ihm athemlos entgegen. Jedes Fältchen in ihrem einst schönen Gesicht war Entsetzen und Grauen. „Denke dir“, rief sie ihm zu, „der arme Doctor von Langenau ist diese Nacht toll geworden, rein toll, es ist entsetzlich, was man sich erzählt, und doch ist es wahr. — Wenn ich es nicht aus dem Munde der Pastor Primarius hätte, die es wieder von ihrer Schwägerin, der Professorin weiß, deren Mann es ihr unter dem größten Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat, — ich würde es nimmer glauben!“

„Mein Gott, dieser Fall ist ganz bedenklich“, sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd, „dann müßte er ja pensionirt werden und fiele der Stadt zur Last — hm — hm — und wie äußert sich seine Tollheit?“

„O, ganz entsetzlich! Er ist diese Nacht wie ein Wüthender bei dem Gewitter ausgebrochen, ist unter Sturm und Regen, denke dir! beinahe ganz entkleidet umhergelaufen, — denke dir nur einen Lehrer unseres Gymnasiums — während des Regens in solchem Zustande —! — ist dies nicht grauenhaft?“

Der Bürgermeister wiegte noch ein Mal das würdige, sorgenvolle Haupt und kratzte sich auf dem Kopfe, dann wandte er sich schweigend von seiner Gattin ab, indem er sie ruhig stehen ließ, bis sie sich von selbst entfernte.

Wie wenn eine Lawine, auf der Spitze irgend eines Berges aus einem unbedeutenden Schneehäufchen entstanden, sich zu Thale wälzt und im Fall durch den angehäuften Schnee sich immer mehr und mehr vergrößert, bis sie zuletzt zu der furchtbaren Größe angewachsen ist, die sie befähigt, ganze Ortschaften zu verschütten und Wälder wie ein Stoppelfeld zu zerknicken, so gewinnen auch Gerüchte, die sich lawinenartig aus einem Frauenmunde in den andern wälzen, allmälig an Umfang und Größe, und wie dort das winzige Schneekrönchen nicht mehr aus dem ungeheuren Ballen zu erkennen ist, ebenso ist das winzige Körnlein Wahrheit, das dergleichen Gerüchten zu Grunde liegt, in einen ungeheuren Wulst von Uebertreibung und Unwahrheit gewickelt und am Ende gar nicht wieder herauszuerkennen.

Der Bürgermeister verfügte sich bedächtigen Schrittes in die harrende Versammlung. Vor der Thür der Rathsstube legte er sein ohnehin schon pedantisches Gesicht in noch ernstere Falten und nahm die würdigste Miene an, deren er fähig war, und die er sich fast ausschließlich für das Pfingstschießen einstudirt hatte, bei welchem er den alle Jahre regelmäßig wiederkehrenden Toast auf das Wohl der Stadt auszubringen pflegte. Dann sprach er laut und deutlich: „Meine Herren, ich habe Ihnen ein höchst beklagenswerthes Ereigniß mitzutheilen. Der Herr Doctor von Langenau, bisheriger Collega am hiesigen, städtischen Gymnasio, ist diese Nacht durch Gottes unbegreiflichen Rathschluß um seinen so ausgezeichneten Verstand gekommen. Die Stadt dürfte somit, wenn der Fall eintreten sollte, daß er pensionirt werden muß, eine Mehrausgabe von 4 bis 500 Thaler jährlich haben — was einen höchst verdrießlichen Ausfall giebt, nicht wahr Herr Kämmerer?“

„Höchst verdrießlichen Ausfall, Herr Bürgermeister“, war des dürren Kämmerers laconische Antwort.

„Uebrigens, da der gelehrte Schwiegersohn des Herrn Syndicus, Herr Doctor Rübsame hoffentlich und aller Wahrscheinlichkeit nach durch diesen unvorgesehenen Vorfall in die Stelle des — hm — hm —“, hier hustete der Herr Bürgermeister, denn er wollte sagen „Hingeschiedenen“, verbessert sich aber und sagte: zu pensionirenden Doctor von Laugenau —“ einzurücken die sicherste Aussicht hat, so darf ich nicht unterlassen, Ihnen Herr Syndicus oder vielmehr ihrem künftigen Schwiegersohn, Herrn Doctor Rübsame, von ganzem Herzen zu dem traurigen Vorfall zu gratuliren. — Damit Sie aber, meine Herren, den deutlichsten Beweis in Händen haben, daß sich die Sache wirklich so verhält, so ermangele ich nicht, Ihnen mitzutheilen, daß der betreffende und mehrerwähnte Doctor von Langenau vergangene Nacht in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn aus seiner Wohnung gebrochen und mit Nichts weiter als seinem Siegelring bekleidet bei dem furchtbaren Gewitter im Freien umhergelaufen und am hellen, lichten Tage zum Scandal des Publikums durch die belebtesten Straßen zurückgekehrt ist. Die Quelle, aus welcher ich diese wichtige Nachricht schöpfe, ist authentisch; denn ich habe sie aus dem Munde meiner Frau, die sie durch die Pastor Primarius erfahren hat, deren Schwester, die Frau des Herrn Professor Polykarpus, ihr den Vorfall vor einigen Minuten mittheilte, sobald der Herr Professor sich selbst von der Wahrheit der Sache vollkommen überzeugt hatte.“ Die Rathsherrn sprachen ihre Verwunderung und ihr Bedauern aus, und in einer Viertelstunde wußte es die ganze Stadt, und ein Sextaner erzählte es dem andern, daß der Doctor von Langenau vollständig toll geworden sei.

Armer, ehrlicher Ruf, die Philister über dir!! So warst du denn von der ungeheuren Lawine begraben, die hier eine wenn auch nur sechszüngige Fama über dich gehäuft hatte?

Nach dem Gesagten dürfen wir jedoch unsere Leser über die wahre Sachlage nicht im Unklaren lassen. Es wird ihnen nicht entgangen sein, daß die Verstandeskräfte des sonst vorzüglichen Mannes allerdings bedeutend gelitten haben mußten; und zwar lag die Veranlassung dazu schon in den Tagen seiner Jugend. Er hatte damals als Offizier im Lützowschen Freicorps an den Befreiungskriegen Theil genommen, und in einem hitzigen Gefecht war ihm durch den Säbel eines französischen Dragoners jener furchtbare Hieb über die Stirn und den Vorderkopf beigebracht worden, von dem schon am Anfange dieser Mittheilungen die Rede war. Die Wunde ward zwar nach langem Krankenlager und mehrmonatlicher Geistesverwirrung geheilt, doch kehrten die Spuren derselben besonders an heißen Tagen und bei heftigen Gemüthsbewegungen bisweilen zurück, und man konnte sich aus diesen Störungen auch wohl die Sonderbarkeiten erklären, die das ganze Wesen des Mannes so auffallend charakterisirten. Die sonderbare Scene mit dem Harfenmädchen auf dem Sattelwalde, und die verwirrten Aeußerungen Langenaus hingen sicher mehr oder weniger mit diesen Umständen zusammen, auch trugen bittre Erfahrungen in seiner Jugend und schmerzliche Erinnerungen zu solchen Ausbrüchen des Paroxismus bei, wie aus den losen Blättern seines Tagebuches fast unwiderleglich hervorgeht. Sie allein können uns als Schlüssel seines von Allen, die damals mit ihm umgingen unverstandenen, räthselhaften Wesens dienen. In

jener verhängnißvollen Gewitternacht, wo sein Zustand allerdings ein höchst bedenklicher hätte werden können, war er, nachdem er eine Zeitlang über Stock und Stein den Berg hinabgeeilt oder vielmehr gestürzt war, ermattet zusammengesunken, aber durch ein plötzliches sehr heftiges Nasenbluten außer aller Gefahr und zur Besinnung wieder gebracht worden. Die Spuren dieser natürlichen Rettung fanden sich noch deutlich auf seinen Kleidungsstücken vor.

Während die hundertzüngige Fama von Dächern und Thürmen, auf Straßen und Plätzen, mehr aber noch in den Cafés, die Langenau bisweilen zu besuchen pflegte, unermüdlich thätig war, saß der vermeintlich tolle Doctor ganz ruhig in dem Hotel zur Eintracht und verzehrte bereits die zweite Portion Rindsbraten. Einige Referendarien, die in demselben Lokal des Mittags und Abends ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen pflegten und eine halbe Stunde nach der Magistratssitzung zu Tische gingen, stellten sich neugierig in einem Kreise um den Essenden und zischelten sich etwas ins Ohr, wodurch der Doctor sich jedoch keineswegs stören ließ. Zu ihnen traten dann einige Aerzte, mehrere Lieutenants und Officianten, und alle betrachteten mit neugierigen Blicken den rasenden Pädagogen. Endlich setzten die jungen Herren sich ebenfalls zu Tisch, und einer der Aerzte redete den um seine Umgebung unbekümmerten Doctor endlich mit einem Blick von Schlauheit und Vorsicht an: „Sie scheinen großen Appetit zu haben, liebster Doctor.“

„Ich sage Ihnen, ich erfreue mich eines riesigen Hungers. So habe ich seit den Feldzügen nicht gegessen wie heut.“

„Sie haben, Ihrer Gewohnheit gemäß, heute gewiß wieder einen weiten Spaziergang gemacht.“

„Sie haben es getroffen“, war die Antwort — „ich habe mich vom Regen tüchtig durchwaschen lassen. Es war aber auch ein grandioses Wetter“, fuhr er unbefangen fort; indem er ruhig dabei weiter aß, „ich dünkte mich in den furchtbarsten Schlachtenlärm zurückversetzt.“

„Und wie sind Sie hier angekommen?“ inquirirte der listige Referendarius weiter, wobei alle Anwesenden gespannt und erwartungsvoll hinhorchten.

„Wie ich angekommen bin? Außerordentlich gut, ich bin hergeflogen, um meine Kleider zu wechseln. Sie sollten meinen Rock sehen, wie durchnäßt und zugerichtet er ist!“

„Sie hatten also ihren Rock an, als Sie hier ankamen?“

„Glauben Sie, ich bin toll und werde in Hemdsärmeln durch die Stadt laufen?“

Die Anwesenden schnitten verwunderte Gesichter, und Niemand wagte weiter zu fragen. Als das Mittagsessen vorbei war, bot der lange Referendarius Storch dem Doctor eine Partie Schach an. Dieser nahm sie an, und alle Herrn stellten sich erwartungsvoll um den Tisch der beiden Spieler. Mit sechs bis acht Zügen war der Referendarius matt, und alle klatschten Bravo und murmelten und zischelten sich wiederholt in die Ohren. Auch der Bataillonsarzt, der als der geschickteste Schachspieler in der Gesellschaft bekannt war, erbot sich zu einer Partie, doch auch seine Kunst erlag gar bald der Taktik des alten Soldaten.

„Alle Wetter“, rief einer der Referendarien, „Doctor, Ihr spielt brillant!“

„Keine Spur von delirium“, zischelten die Doctoren, „wer Teufel aber hat den Unsinn aufgebracht?“ — „Ich weiß aus sicherer Quelle“, — sprach ein Anderer beim Weggehen, — „daß heute im Magistrat bereits darüber entschieden ist, daß Rübsame seine Stelle bekommen soll.“

Auch unser alter, ehrlicher Murf machte sich auf. Er wischte sich noch ein Mal den Mund mit der Serviette wie andere vernünftige Leute, dann legte und rollte er sie ordentlich zusammen, steckte sie ins Serviettenband, schob den Stuhl unter den Tisch, nahm seine Mütze und ging. Als er auf die Straße kam, sahen ihn die Vorübergehenden, welche ihn kannten, groß an, sagten aber Nichts, sondern gingen ruhig ihrer Wege. Ein alter Major endlich, der ihm begegnete, hielt ihn auf.

„Was Teufel, Kamerad“, rief er ihm herzlich zu, „wo kommen Sie her?“

„Von Tisch, wie gewöhnlich“, antwortete verwundert der Pädagoge.

„Da höre ich eben, ein böser Dämon habe Sie beim Kopfe gekriegt, und es sei bereits im Himmel Quartier für Sie gemacht.“

„Wenn die Marschordre kömmt, — dann werde ich nicht verfehlen ins Quartier einzurücken, ich fühle mich aber so äußerst wohl, daß ich glaube, es wird noch Mancher meiner Bekannten vor mir als Fourier abgehen müssen.“

„Na, Freundchen, desto besser! — freut mich zu hören.“ — Der Officier ging weiter.

„Potz Tausend, Doctor — alle Welt schreit Sie für todt aus“, rief der Justizrath Dürr, der eben nach seinem Bureau eilte, dem Doctor zu, „und ich sehe zu meinem Vergnügen, daß Sie recht vergnügt auf den Beinen sind.“

„Das ist ja wahrhaft zum toll werden“, platzte der lang Gequälte endlich aus, „welcher satanische Pflastertreter hat sich denn diesen albernen Spaß gemacht?“ — Aergerlich stürzte er fort nach seiner Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Septemberfeste in Weimar.

* In den Tagen vom 3. bis zum 5. September erfolgt in Weimar die feierliche Enthüllung der Denkmäler Schillers, Goethe's, Wieland's und des Herzogs Karl August; der 3. September ist der Geburtstag dieses Fürsten. Das Festcomité ladet zu dieser Feierlichkeit ein und erläßt ein Programm. Am 2., 3. und 4. September sollen Meisterwerke unserer größten Dichter unter Mitwirkung bedeutender dramatischer Künstler zur Aufführung kommen, und zwar zunächst Goethe's „Iphigenie in Tauris“, wobei der letzte Schüler des großen Dichters, Genast, den Thoas, Emil Devrient den Orest darstellt. Am 3. folgt ein neues Festspiel von Franz Dingelstedt, dann „Paläophron und Neoterpe“ mit verändertem Schlusse und der dritte Act des „Don Carlos“, welcher die große Scene zwischen Philipp und Posa enthält; endlich am 4. Scenen aus „Tasso“, „Egmont“, „Maria Stuart“, „Faust“ und der „Glocke.“ Die Dichterzimmer im Residenzschlosse und in den Häusern Goethe's und Schillers werden geöffnet sein. Am 5. führt ein Extrazug die Gäste nach Eisenach zur Besichtigung der Restaurationsarbeiten auf der Wartburg und bringt sie Abends heim zum Concert unter der Leitung von Franz Liszt. Das Comité, bestehend aus den Herren Beaulieu-Marconnay, Bock und Schöll, hat ein Bureau für die Septemberfeste errichtet und die Nachweisung von Wohnungen und Austheilung der Billets übernommen.

In eben jenen Tagen wird auch in Weimar der Versuch der Begründung eines Vereins für deutsche Kulturgeschichte gemacht werden; Karl Biedermann schlägt vor, daß die Freunde dieser immer mehr sich ausdehnenden Wissenschaft über Idee, Zweck und Bedürfniß eines solchen Vereins in vertraulicher Weise berathen möchten. Von einer Seite wurde zwar bemerkt, daß diese Bestrebungen sich am Besten an die bestehenden Geschichts- und Alterthumsvereine anschließen würden, von anderer dagegen hervorgehoben, daß die Kulturgeschichte eine neue Strömung des deutschen Geisteslebens sei und ihr eignes Bett haben müsse. Der Gedanke, welchen Biedermann anregt, ist gesund und gut; an seiner Verwirklichung ist nicht zu zweifeln, und wir wollen nur hoffen, daß sich während der Festzeit die ruhigen Stunden finden, die für den Zweck erforderlich sind.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen nennen wir eine Schrift von Wilhelm Grimm: „Die Sage vom Polyphem."

— * Franz Schuselka eröffnet ein neues literarisches Unternehmen, „Jahrbücher des Fortschritts", welche in zwanglosen Heften von 8 bis 10 Bogen erscheinen sollen.

— * Das Goethe-Schiller-Standbild von Rietschel, welches am 3. September in Weimar errichtet werden soll, wird in diesen Tagen in München, wo es gegossen wurde, öffentlich ausgestellt, um sodann verpackt und fortgeschickt zu werden.

— * Zu Ostheim bei Weimar starb am 15. August der letzte Dichter aus der Blüthezeit Weimars, der pensionirte Superintendent Christian Schreiber, bekannt durch lyrische und religiöse Dichtungen, deren noch in diesem Jahre mehrere entstanden sind. Goethe nahm sich des Poeten an und hatte ihn gern; auch Frau von Stael zog ihn in ihre Kreise.

— * Am 15. August starb zu Ziebigk bei Köthen der Professor Naumann, einer der bedeutendsten Naturforscher auf dem Gebiete der Ornithologie.

— * Die deutsche Künstlerwelt, welche im vorigen Jahre zu Bingen so heiter zusammen war, ist auf diesen Herbst nach Stuttgart eingeladen worden, wo in den letzten Tagen des September die Versammlung gehalten werden soll.

— * Die Pariser musikalischen Kreise lassen nicht ab, Rossini zu bitten, daß er noch eine Oper schreiben möge, was seit 1829, wo der „Tell" entstand, nicht geschehen ist. Der Maestro läßt sich aber nicht aus seiner Ruhe herausbringen; dagegen hat er kürzlich sechs Gesangstücke nach demselben Text, einen Bolero für eine junge Sängerin und ein Hornsolo componirt.

— * Kürzlich ist das Kloster von San Juste in Spanien, das durch die letzten Jahre Kaiser Karls V. weltberühmt geworden ist, versteigert und vom Marquis Miravel um 20,000 Duros erstanden worden. Unter denen, welche Gebote machten, soll auch der französische Kaiser gewesen sein.

— * Dem Sieger von Roßbach, dem preußischen Reitergeneral Friedrich von Seydlitz, soll in seinem Geburtsort Calcar ein großartiges Denkmal errichtet werden, zu welchem man am 5. November, dem hundertsten Jahrestage der Schlacht, den Grundstein legen will. Es wird mit dem Piedestal die Höhe von 17 Fuß haben.

— *d.* Man schreibt uns aus Breslau: Hier ist jetzt eine Industrie-Ausstellung katholischer Erzeugnisse eröffnet, die für eine Provinzialstadt recht gut ist und besonders einen bedeutenden Reichthum an unterirdischen Schätzen aufzuweisen hat. Da aber Breslau die vierte Stadt Deutschlands der Einwohnerzahl nach ist, kann man nicht sagen, daß das Ganze diesem Range entspricht. Das Leben der großen Stadt deuten hier etwa nur einige Kaufläden an, weil da die Durchreisenden sehr bedeutende Einkäufe machen; sonst aber fehlt der Charakter einer großen Stadt. Daran ist zum Theil das Kastenwesen schuld, das in Preußen besonders durch das jetzt auf der höchsten Stufe der Blüthe stehenden Junkerthum sehr gefördert wird. Die Anwesenheit des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Bräutigams der englischen Prinzessin, hat dies Kastenwesen nicht verwischen können. Jede Coterie hat ihn abgesondert gefeiert, und es hat an ihm nicht gelegen, daß der hiesige Ton nicht besser geworden ist. Im Gegentheil kann man den in Schlesien in den verschiedenen Coterien herrschenden Ton am besten daraus abnehmen, daß der Adel durch Jagden und dergleichen noble Festlichkeiten sich hat hervorthun wollen, die Kaufmannschaft durch prachtvolle Bälle u. s. w. Aber die Handwerker haben eigentlich ihre Hochachtung auf die edelste Weise dargethan; nämlich durch ein Kunstwerk, würdig der Zeit, wo die Medici noch Seidenweber und die Sforza Tuchmacher waren. Die Gewerbe haben dem Prinzen nämlich ein Album verehrt, in welchem auf mehr als 50 Blättern die Schutzpatrone und andere Denkwürdigkeiten jedes Gewerbes von bedeutenden Künstlern in Aquarell dargestellt sind; unter diesen zeichnet sich besonders der sehr geachtete Maler Koska aus. Das Schuhmachergewerbe bot Scenen aus dem Leben des Dichters Hans Sachs und des tiefen Denkers Jakob Böhme.

— ∴ Von dem populär-encyklopädischen Unternehmen der Verlagshandlung F. A. Brockhaus: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon", ist soeben das siebente Heft erschienen. Es beginnt mit einer Abhandlung, welche die äußern, natürlichen wie politischen, Verhältnisse des großen chinesischen Reichs, sein Ländergebiet, seine Grenzstellung zu Großbritannien und Rußland erörtert. Der von einem bekannten Sinologen geschriebene Aufsatz, welcher unter Anderm auch eine gründliche Einsicht in die geheimen Friedenseroberungen der Russen am Amur gewährt, bildet die Grundlage zu weitern Mittheilungen über die neuesten Zustände und Vorgänge im Reiche der Mitte, die für eins der nächsten Hefte in Aussicht gestellt werden. Der folgende Aufsatz behandelt nach trefflichen Materialien die Geschichte und Statistik des österreichischen Eisenbahnwesens seit seinen Anfängen in den zwanziger Jahren bis in die neueste Zeit. Es giebt hiernach kaum einen zweiten Staat, in welchem die Eisenbahnen eine so tiefgreifende politische und nationalökonomische Rolle zu führen berufen sind, und in dem sie zugleich eine von den innern Verhältnissen so nothwendig bedingte Entwickelungsgeschichte bereits durchlaufen haben, als dies in der vielgegliederten österreichischen Monarchie der Fall ist. Ein dritter Aufsatz faßt die Thatsachen zusammen, die in zuverlässiger Weise in Frankreich selbst über den Charakter und die Verbreitung des gefürchteten Geheimbundes Marianne bekannt geworden. Der Verfasser, ein Deutscher, der im südlichen Frankreich lebt, führt uns schließlich zu der Ueberzeugung, daß jene permanente Verschwörung auf einer allgemeinen moralischen Krankheit des französischen Arbeiterstandes beruht, die aber in innigem Zusammenhange steht mit dem geist- und herzlosen Materialismus, in welchem die höheren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft herumtreiben. Ein vierter Aufsatz bewegt sich auf dem Gebiete der technischen Chemie. Wir werden hier belehrt über die chemische Natur, die künstliche Fabrikation und den großen Einfluß der Soda auf unser ganzes modernes Industriewesen, und erfahren, daß gerade die Massenherstellung dieses Produkts als ein bedeutender Factor in dem ökonomischen Aufschwunge der drei Industrievölker der Gegenwart anzusehen ist. Das Heft geht sodann auf das Feld der Biographie und Charakteristik über und macht uns zuvörderst ausführlich mit dem Leben und den Werken des nordamerikanischen Dichters Longfellow bekannt, dessen Muse sich an deutschem Geiste und an deutschen Vorbildern herangebildet hat. Dieser Dichterskizze folgt ein Aufsatz über den Philosophen Kuno Fischer, welcher in neuester Zeit nicht nur durch seine akademischen Schicksale, sondern zugleich auch durch sein bedeutendes Lehrtalent sowie als philosophischer Schriftsteller die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zog. Den Beschluß der größern Aufsätze des Hefts bildet die Lebens- und Charakterskizze des großherzoglich weimarischen Ministers Bernhard von Watzdorf, eines Staatsmannes, ausgezeichnet durch segensreiche Amtsthätigkeit in dem kleinen Staate, dessen Ruder er führt, sowie durch echtdeutsche Gesinnung und Festhalten an einer gesunden Fortschrittspolitik, die, wie früher der Demagogie, so jetzt der Rückschrittspartei mit männlicher Sicherheit und klarem Bewußtsein entgegentritt. Die „Kleinern Mittheilungen" des Hefts enthalten, außer dem bis L fortgeführten „Nekrolog zum Conversations-Lexikon", eine Reihe vollständiger Biographien theils lebender, theils kürzlich verstorbener Zeitgenossen. Es sind diesmals geschildert: der Graf Karl Friedrich von Hahn, bekannt durch seinen aufopfernden Enthusiasmus für das Theaterwesen; der als Schriftsteller und Kenner der germanischen und romanischen Literatur ausgezeichnete Tübinger Professor Heinrich Adalbert Keller; der britische Statistiker und Nationalökonom John Macgregor, vor Kurzem oft genannt wegen seiner Verwickelung in den Bankerott der Royal British Bank; der berühmte dänische Sprach- und Geschichtsforscher Christian Molbech; der geniale, aber durch Selbstschuld untergegangene nordamerikanische Dichter Edgar Allan Poe; der österreichische Dichter und Bibliograph Constant Wurzbach.

— * Die deutschen Höfe im 18. Jahrhundert. Das „Weimarer Sonntagsblatt" enthält folgende Betrachtung von Karl Biedermann: „Gewiß war es mehr als bloßer Zufall, daß die ärgste Sittenverderbniß und der maßloseste Leichtsinn sich gerade an den Höfen entwickelte, welche auch politisch ihr Gleichmaß und ihren ruhigen Halt am meisten verloren hatten und einem Zustande der Unsolidität und des Schwindels verfallen waren. Dies waren vorzugsweise die Höfe der Mittelstaaten. Sie hauptsächlich hatten seit dem westfälischen Frieden und vollends seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. große Politik mit kleinen Mitteln zu treiben sich vermessen, hatten die Anlehnung an größere Mächte gesucht, um dadurch eine Bedeutung zu gewinnen, welche die natürlichen Hülfsquellen ihrer Länder ihnen versagten, oder hatten wohl auch unternommen, zwischen solche vermittelnd hineinzutreten, um auf diese Weise eine gewisse Rolle zu spielen. Diesen Weg hatte Kursachsen während des dreißigjährigen Krieges, Bayern ebenda, dann wieder im spanischen und österreichischen Erbfolgekriege betreten. Dazu kamen Standeserhöhungen, welche einzelne deutsche Fürsten zweiten Ranges gerade um diese Zeit theils wirklich erlangten, theils erstrebten, vor Allem der verführerische Glanz auswärtiger Kronen, deren Besitz entweder sich ihnen darbot oder von ihnen gesucht ward. Noch vor dem Ausgange des 17. Jahrhunderts sah man die jüngere braunschweigische Linie durch Erwerbung des Kurhutes sich über die ältere emporschwingen, und etwa zwei Jahrzehnte später war dieser neue Kurhut von der funkelnden Krone eines der ersten Reiche Europas umschlungen. Das Haus Sachsen nahm Besitz von dem Throne der Jagellonen und wußte sich durch zwei Generationen auf demselben zu behaupten, und die wittelsbachische Dynastie, welche schon zu Anfange des dreißigjährigen Krieges in der einen ihrer Linien einen Königstitel — freilich auch nur den Titel — besessen hatte, streckte, in der andern Linie, noch zweimal die Hand nach Kronen aus und wagte den Kampf mit den mächtigen Habsburgern. Auch Würtemberg, das schon lange sich über seine Größe hervorzudrängen gesucht, strebte, wetteifernd mit Hessen, nach einer zehnten Kur. Alles, was wir von den Einflüssen der

dynastischen Politik auf die Sitten und die Lebensweise der Höfe früher im Allgemeinen gesagt haben, findet seine vollste Anwendung auf diese Politik der Mittelstaaten. Eine gewisse krankhafte Unruhe, sich bemerklich zu machen, zu glänzen, eine Rolle zu spielen, hatte sich vor Allem der Regenten dieser Staaten bemächtigt und trieb sie ebenso in ihrem Hofleben zu lächerlichen Uebertreibungen des Ceremoniells und zu aberwitziger Verschwendung, wie in ihrer Politik zu Bestrebungen, welche weder der Wohlfahrt ihrer Völker, noch der Würde und Sicherheit des Reichs zuträglich waren. Dem Taumel steter Aufregung, in welche ihre kleinliche Großmannssucht sie versetzte, entsprach vollkommen der Taumel ewig wechselnder Zerstreuungen, in dem sie nebst ihrer Umgebung Tag für Tag sich umhertrieben, und, wie sie über ihren dynastischen Plänen für Vergrößerung und Auszeichnung gewöhnlich die Entwicklung der innern Kräfte ihrer Länder vernachlässigten, so stand ihnen auch in ihrer Lebensweise, ihrem Umgange und ihren Beziehungen zum Volke die einfache und bescheidene Rolle von Landesvätern am Wenigsten mehr an, mit welcher ihre Vorfahren sich begnügt hatten und manche ihrer Mitfürsten sich noch begnügten. Es ist nicht schwer, diesen innern Zusammenhang zwischen der Politik und der Lebensweise der Fürsten zweiten Ranges an der äußeren Zeitfolge der Thatsachen nachzuweisen. Mit Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, beginnt am Hofe von Hannover der Prunk und die Steifheit eines im großen Stile und nach dem Muster der Königshöfe eingerichteten Lebens, und seinen Höhepunkt erreicht dieses Leben unter Georg, dem ersten Könige von England aus dem braunschweigischen Hause, während später, da die Beherrscher der zwei getrennten Reiche sich selten mehr in ihrem Stammlande aufhalten, ihr deutscher Hof wieder an Glanz und Bedeutung verliert. In Sachsen war der Zauber feenhafter Pracht und ritterlicher Galanterie, den August um sich verbreitete, ebensowohl eine Berechnung der Politik, um die prachtliebende und galante polnische Aristokratie an ihren neuen König zu fesseln, wie ein Ausfluß der persönlichen Neigungen dieses letzteren. In der Pfalz datiren ebensowohl die ersten entschiedenen Anfänge der Wiederaufnahme einer Großmannspolitik (nach dem dreißigjährigen Kriege), wie die einer ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofwirthschaft von einem und demselben Fürsten, Karl Philipp. Für Max Emanuel von Bayern ward die Statthalterschaft der Niederlande, — seinen Hoffnungen und Absichten nach die Vorstufe größern Machterwerbes — der Anfang eines ausschweifenden Lebens, welches dann auch sein Sohn, Karl Albert, unter ähnlichen Anreizungen von Außen fortsetzte, und in Würtemberg geht die Steigerung des höfischen Ceremoniells und die wachsende Lockerung der Sitten Hand in Hand mit dem immer stärker hervortretenden Bestreben, sich unter den größern Staaten bemerklich zu machen und durch eine Politik der Anlehnung, bald an Frankreich, bald an Oesterreich, eine Rolle zu spielen. Auch die zahlreichen Glaubenswechsel deutscher Fürsten, welche gegen das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts stattfanden, trugen nicht wenig zu der Lockerung der Sitten und der Entfremdung der Höfe von den übrigen Kreisen des Volkes bei. Schon an sich war ein solcher Wechsel des religiösen Bekenntnisses meist die Folge und das Symptom eines bedenklichen Uebergewichts von Eigennutz oder Leichtsinn in dem Gemüthe des fürstlichen Apostaten. Friedrich August I. von Sachsen schwor den väterlichen Glauben ab, um der Krone Polens theilhaftig zu werden. Anton Ulrich von Braunschweig veranlaßte erst seine Enkelin, um sie als deutsche Kaiserin zu sehen, zur Vertauschung ihrer angebornen Religion mit der ihres kaiserlichen Verlobten, und trat bald darauf, um die Gewissensbisse der gewaltsam Bekehrten zu beschwichtigen, selbst zum Katholicismus über. Andere Fürsten wurden zu dem gleichen Schritte bewogen, indem man ihnen von Seiten der römischen Kirche allerhand Zugeständnisse in Bezug auf ihr sittliches Verhalten in Aussicht stellte. Wieder ein anderes Mal war es dieselbe Uebermacht sinnlich geistiger Erregbarkeit, aus welcher die Hinneigung zu dem phantasiereichen Kultus der römischen Kirche und die Empfänglichkeit für die wollustathmenden Sitten des Südens entsprang. Der neue Glaube selbst bot manche verführerische Lockung für die Entfesselung von Neigungen, welche der kalte und strenge Protestantismus darniedergehalten, wenigstens nicht ermuntert hatte. Das glänzende und sinnenblendende Ceremoniell, welches die Kirche Roms zu einem wesentlichen Bestandtheil der Verehrung des Uebersinnlichen macht, schien eine ähnliche Verherrlichung der irdischen Majestät, welche sich ja als einen Abglanz der göttlichen darzustellen liebte, nahezulegen, und der feierliche Pomp, mit welchem gold- und juwelenstrahlende Bischöfe, umgeben von einem glänzenden Geleite anderer Geistlichen bei den rauschenden Klängen italiänischer Kirchenmusik, inmitten eines Lichtmeeres von Hunderten von Wachskerzen, einen katholischen Fürsten einsegneten, war freilich Etwas, dem der Protestantismus mit seinen nüchternen und, so zu sagen, bürgerlichen Formen Nichts entgegenzustellen hatte. Die zahlreichen kirchlichen Feste und die häufigen Prozessionen des katholischen Kultus gaben zu vielfacher Entfaltung von Pracht und Etikette erwünschte Veranlassung und begünstigten in eben dem Maße den aristokratischen Müßiggang, wie die Abneigung des Protestantismus gegen das Uebermaß der Feiertage die bürgerliche Werkeltagsthätigkeit ermunterte. Die bequeme Moral der Jesuiten ersparte den bekehrten Machthabern alle jene Conflicte, die sie doch dann und wann mit dem schwerfälligeren Gewissen ihrer protestantischen Beichtväter zu bestehen gehabt hatten. Die Casuistik der Schüler Loyola's, welche für so Vieles eine Rechtfertigung bereit hatte, war nicht verlegen, die zärtlichen Herzensneigungen verliebter Fürsten nicht bloß zu beschönigen, sondern beinahe als etwas dem Himmel Wohlgefälliges darzustellen, und noch viel leichter ward diesen gefälligen Gewissensräthen, bei der damals noch fast allgemeinen Unkenntniß in volkswirthschaftlichen Materien, der für verschwenderische Fürsten so beruhigende Beweis, „daß der Landesherr depensiren dürfe, so viel er wolle, wenn nur das Geld im Lande bleibe.“ Die Kirche selbst, in der Freude über den Gewinn gekrönter Proselyten, ließ sich bereit finden, den reuigen Söhnen um solchen Verdienstes willen manche andere Schwachheit nachzusehen, und gebrauchte zu deren Gunsten ihren allmächtigen Schlüssel mit freigebiger Hand. Man löste Ehebündnisse, welche den Machthabern unbequem waren, und gestattete sogar, gegen das kanonische Verbot, den Getrennten eine neue Heirath, wenn dadurch die Erfüllung fürstlicher Wünsche erleichtert ward. Katholische Klöster gewährten verabschiedeten fürstlichen Geliebten oder vornehmen Damen, welche ihre weltlichen Neigungen gern mit dem Schleier der Frömmigkeit bedecken wollten, ein bequemes Asyl. Noch in anderer Beziehung wirkte der Glaubenswechsel der Fürsten ungünstig auf die Sittlichkeit der Höfe ein. Im Geleite und unter dem Schutze italiänischer Jesuiten und französischer Abbés kamen italiänische und französische Abenteurer in größerer Masse an die deutschen Höfe, um hier ihr Glück zu versuchen, und brachten die üppigen und leichtfertigen Sitten ihrer Heimath mit. Die Umgebung des Fürsten ward je mehr und mehr eine durchaus katholische und schied sich und ihn immer schärfer von der protestantischen Bevölkerung ab. Das von oben gegebene Beispiel der Abschwörung des angeborenen Glaubens vermehrte den Leichtsinn und die Gesinnungslosigkeit der Höflinge, welche bald ebenfalls ihre religiösen Ueberzeugungen wie ihre moralischen Grundsätze als eine Waare behandelten, die sie unbedenklich losschlugen, sobald damit die Gunst des Fürsten und äußere Vortheile zu erkaufen standen. Ja selbst bis in die bürgerlichen Kreise hinein drang der verwirrende und entsittlichende Einfluß einer Handlungsweise, die man, wie Alles, was von den Machthabern ausging, in gewohnter unterthäniger Demuth vor deren Untrüglichkeit und Unverantwortlichkeit rechtfertigen zu müssen glaubte und doch mit gutem Gewissen nicht wohl rechtfertigen konnte. Es war auch wieder nicht zufällig, daß die meisten Fälle von Uebertritten fürstlicher Personen zum Katholicismus an den Höfen der Mittelstaaten vorkamen. Eroberungen in diesen Kreisen waren natürlich der katholischen Propaganda, welche eben damals ihre ganze Thätigkeit aufbot, vorzugsweise werthvoll, und in der That gelangen ihr durch kluge Benutzung der Umstände gerade hier mehrfache Bekehrungen. Mit besonders schlauer Berechnung scheint sie sich an nachgeborene Söhne oder auch an entferntere Stammesvettern größerer fürstlicher Häuser gemacht zu haben, welche eine unmittelbare Aussicht auf die Nachfolge in der Regierung nicht hatten und durch Beförderungen zu hohen geistlichen oder weltlichen Würden, auch wohl durch Geld, zu verlocken waren. Genug, es gab eine geraume Zeit lang fast kein fürstliches Haus zweiten Ranges in Deutschland, welches nicht entweder in seinem regierenden Haupte oder doch in einem und dem andern seiner Glieder dem Bekehrungseifer Roms unterlegen hätte. Binnen eines Jahrzehnts gingen dem Protestantismus zwei seiner Hauptvorposten verloren, die Pfalz durch Erbfall an die katholische Linie Neuburg, Sachsen durch den Glaubenswechsel seines Kurfürsten. Die zwei Linien des Hauses Braunschweig sahen beide eine Zeit lang Apostaten an ihrer Spitze. Würtemberg stand weit über ein halbes Jahrhundert unter katholischen Fürsten, und ein Prinz des hessischen Hauses ward nicht bloß selbst ein eifriger Katholik, sondern nahm sich auch des Proselytenmachens für seinen neuen Glauben eifrig an. So traf in den Staaten zweiten Ranges Alles zusammen, um dem lockern Treiben, dem ausschweifenden Prunke und der vornehmen Abschließung der Höfe vom Volke Vorschub zu leisten. Ein glücklicheres Loos hatten in dieser Beziehung im Allgemeinen jene deutschen Länder gezogen, welche nicht groß genug waren, um ihren Beherrschern die Versuchung nahe zu legen, hohe Politik zu treiben und in Folge dessen auch in ihrem Hof- und Privatleben sich über Gebühr aufzublähen, aber doch auch nicht zu klein, um denselben nicht Beschäftigung und Befriedigung in stiller, landesväterlicher Thätigkeit zu gewähren und sie dadurch in engerer Verbindung mit ihren Unterthanen zu erhalten. In einzelnen dieser kleinen Länder — z. B. den sächsischen Herzogthümern, Baden-Baden, Anhalt-Dessau — geht durch eine ganze Reihe von Regenten ein gewisser Zug landesväterlicher Tüchtigkeit, wohlmeinender Sorglichkeit für das Beste der Unterthanen und einer verhältnißmäßig einfachen, fast bürgerlichen Sitte, der sie und ihre Umgebungen wenigstens vor jenem wüsten Taumel der Liederlichkeit, der die Höfe der Mittelstaaten ergriffen hatte, bewahrte. Wenn schon auch diese Höfe der allgemeinen Ansteckung sich nicht so ganz zu erwehren vermochten, daß nicht hier ein steiferes und prunkenderes Ceremoniell — wie in Gotha unter Friedrich II., dort ein herrischer Geist des Regierens — wie unter dem wilden Ernst August von Weimar, bisweilen selbst etwas ausländische Leichtfertigkeit sich bemerkbar machte, so blieb doch im Ganzen immer ein Trieb zum Bessern und Edleren, ein Sinn für das Einfache und Vaterländische vorherrschend, der in späteren Zeiten, unter einer Amalie und einem Karl August von Weimar, einer Luise Dorothea und einem Ernst II. von Gotha, einem Karl Friedrich von Baden und Anderen, herrliche Blüthen und Früchte zeitigte.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 35. Bremen, 30. August. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Russische Bilder aus der Zeit Katharina's II.

Nach Notizen eines Augenzeugen mitgetheilt von Adolf Beckmann.

1. Das Ritterfest des heiligen Alexander Newski.

Der Glanz und Pomp der zahllosen Kirchen- und Staatsfeste unter dem goldenen Scepter der „nordischen Semiramis“ ist an den Ufern der Newa noch jetzt in Aller Munde. Begonnen in kirchlicher Feier, schlossen die Tage in rauschender Lustbarkeit.

Der 30. August des russischen Kalenders ist dem St. Alexander Newski geweiht. Am Morgen dieses Tages im Jahre 1763 bewegte sich feierlich die gesammte Petersburger Geistlichkeit russisch-griechischer Confession zu Fuß von der Kirche der Jungfrau Maria von Kasan nach dem Alexander-Newski-Kloster. Man hatte den Weg mit Brettern belegt, die dem Kloster verfielen. Dem unendlichen Zuge der Priester und Mönche, im höchsten Schmuck mit Stäben in der Hand, wurden sechs kleine geheiligte Fahnen vorangetragen. Auch die kaiserliche Majestät pflegte sonst mit den Rittern des zu Ehren des heiligen von Peter I. gestifteten Alexander-Newski-Ordens zu Fuß dem geistlichen Prunk die weltliche Pracht beizugesellen. Das heutige Regenwetter hatte jedoch Katharina II. bewogen, für das Mal von dieser Sitte abzuweichen. Sie folgte in vergoldeter Carosse, in golddurchwirktem Gewande, geschmückt mit den Insignien des Ordens des gefeierten Heiligen. Ihr gegenüber saß auf dem Rücksitz im Ordenshabit der kleine neunjährige Thronfolger Paul. Hinter ihr fuhr ein leerer preußischer Staatswagen, den Friedrich der Große hierher gesandt. Dann folgte die Garde zu Pferde, der sich die Alexander-Newski-Ritter in glänzender Ordenstracht, zwei und zwei im Wagen, anschlossen. Durch das mit grünen Guirlanden bekränzte „heilige Thor“ bewegte sich der Zug in das Kloster, wohin ihn die Volksmenge mit entblößtem Haupte unter beständigem Kreuzschlagen geleitet hatte. Man zog im Vorhofe des Klosters an dem hölzernen Häuschen vorbei, worin im verflossenen Jahre die Leiche Peters III. ausgestellt gewesen. Auch Katharina sollte damals in der Kleidung einer russischen Bürgerfrau Abends zur Leiche des Gemahls gegangen, aber von dem Anblick überwältigt, ohnmächtig zurückgetragen worden sein.

Die Gebeine des heiligen Alexander schlummerten oben in einer Kapelle des Klosters, unter der sich zur ebenen Erde eine zweite Kapelle mit den Gräbern Elisabeth's und Peter's III. befand.

Mit vielen Ceremonieen öffnete die Geistlichkeit den von der Kaiserin, dem Großfürsten und den Rittern umstandenen, massiv silbernen Sarkophag St. Alexander's. In getriebener Arbeit war an demselben die glorreiche Schlacht an der Newa dargestellt, in welcher 1241 der später zum Heiligen erhobene Großfürst Alexander das Heer der Schweden vernichtet und sich den Beinamen „Newski“ erstritten hatte.

Als der silberne Deckel entfernt war, erblickte man den inneren hölzernen Sarg, mit Heiligenbildern bunt bemalt, der die Ueberreste St. Alexanders in sich barg. Dieser Sarg war von Peter I. versiegelt, und alle seine Nachfolger hatten ihre Siegel in hölzernen Kapseln hinzugefügt; denn niemals sollte diese innere Hülle geöffnet und des Heiligen Staub durch profanen Anblick entweiht werden.

Nach Gebet und Gesang am heiligen Sarge und anderen kirchlichen Feierlichkeiten speiste die Kaiserin mit den Rittern in einem Zimmer des Klosters neben der oberen Kapelle. Um 2 Uhr Nachmittags ging die Procession aus dem Kloster zurück.

Katharina gab den Rittern ein glänzendes Fest im Sommergarten. Das Volk feierte an anderen Stellen; Musik und Kanonendonner erschallten fast ununterbrochen. Abends waren die Häuser der Ritter illuminirt, die halbe Bevölkerung aber, die bis zum Nachmittag den religiösesten Anblick gewährt hatte, — „ausbündig“ berauscht.

2. Theater.

Im großen „steinernen“ Palais befand sich nach der Newa zu das Opernhaus der Kaiserin. Es hatte Raum für 5000 Personen und wurde mit Röhrenleitung geheizt. An jeder Seite waren drei Logenreihen übereinander. Der Bühne gegenüber erhob sich die große Kaiserloge mit prächtigem Himmel, den der russische Adler zierte. Von jeder Seite der Loge führte eine breite Treppe in das Parterre, durch welches sich zwei Wege zogen, auf denen man zu einem mit rothem Teppich belegten freien Platz gleich hinter dem Orchester gelangte. Hier stand ein prachtvoller Sessel als Sitz der Kaiserin, wenn sie es vorzog, sich von jener Loge durch das Parterre näher zur Bühne zu begeben. Eine kleinere, aber nicht minder prachtvolle Loge der Kaiserin befand sich gleich rechts von der Bühne, gegenüber der Loge des Großfürsten. Die erste Logenreihe war für die Großen reservirt, die beiden anderen aber standen dem Publikum offen. Im Parterre sah man nur Offiziere und in den vorderen Reihen die Hoffräulein.

Am Abend des 4. Januar a. St. 1764 erschien auf ihrer Loge neben der Bühne die Kaiserin Katharina II. Mit fürstlichem Anstand, ein verbindliches Lächeln auf ihren nicht ganz regelmäßigen, aber einnehmenden Zügen, grüßte die wohlgewachsene Monarchin, damals erst 34 Jahre alt, bei ihrem Erscheinen die Zuschauer. Sie trug einen ungarischen Pelz von Hermelin und eine einfache schwarz-sammetne Haube, an der ein Bouquet von Juwelen den Glanz ihres ausdrucksvollen Auges nicht zu überstrahlen vermochte. Gleich nachdem sie Platz genommen, begann die Musik. Katharina war so rücksichtsvoll, immer pünktlich zu erscheinen, im Contrast gegen die unstäte Elisabeth, auf die man oft lange hatte warten müssen, und der es mitunter in den Sinn gekommen war, mitten in der Vorstellung in ihrer Loge zu speisen und dadurch das Spiel stundenlang zu unterbrechen.

Man gab am heutigen Abend eine höchst mittelmäßige Komödie und ein schlechtes Nachspiel, dazwischen aber ein Ballet, bei dem die russischen Tänzer und Tänzerinnen viel Grazie und Kunst entwickelten.

Hinter dem Sitze der Kaiserin standen zwei Hoffräulein und zwischen diesen ein Kammerherr. Der Favorit Gregor Orlow stand ihr zur Seite. Ein kleiner Mohr und der verwaiste Knabe eines Offiziers, dessen sie sich sehr annahm, spielten auf ihrer Loge umher.

Katharina schien durch die Vorstellung sehr gelangweilt zu sein; sie wechselte nur wenige Worte mit dem Kammerherrn. Orlow ging mitten in der Komödie in das Parterre hinunter, kehrte aber vor dem Schluß zur Kaiserin zurück. Sie gähnte sehr oft, doch klatschte sie beim Ende des ersten Stücks in die Hände, — das Signal zu einem allgemeinen rauschenden Applaudissement. Einmal klatschte sie auch während des Ballets, obgleich sie lange Zeit nicht hingesehen hatte, — offenbar nur aus Rücksicht gegen Künstler und Publikum.

Der junge Thronfolger Paul, umgeben von seinem Hofmeister Panin und anderen Herren, schien durch das Spiel nicht viel mehr erbaut als seine kaiserliche Mutter; Katharina betrachtete den Besuch des Theaters als eine Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten ihrer Umgebung und ging als allmächtige Tonangeberin mit ihrem Beispiel voran, oft gegen eigene Neigung und nur des Zweckes wegen. So ohne Zweifel auch heute.

3. Eisberge.

In der „Butterwoche" — in dieser die großen Fasten einleitenden fröhlichen Woche des Februars — entschädigte man sich 1764, wie noch jetzt, durch Lustbarkeiten aller Art im Voraus für die nachfolgenden mageren Tage. Das größte Nationalvergnügen gewährten schon damals die auf der Newa errichteten „Eisberge." Man hatte auf dem gefrorenen Strome vierkantige Balkengerüste von sehr beträchtlicher Höhe aufgestellt. Oben befand sich eine offene, mit bunten Fahnen geschmückte Bühne für höchstens 24 Personen, deren beide Seiten ein Geländer schützte. An ihrer Rückseite kletterte man auf einer steilen elenden Leiter zu ihr empor, während sich vorn eine schiefe Ebene von Brettern, denen man bei der starken Kälte durch häufiges Begießen mit Wasser eine spiegelglatte Eiskruste gegeben hatte, sehr abschüssig auf das Eis der Newa hinabsenkte. Auf diesen „Eisbergen" standen Kerle mit Schlitten, die nur aus einem vorn umgebogenen Brette bestanden, das unten eisenbeschlagene Leisten hatte. Hatte man sich auf der halsbrechenden Leiter zu der Höhe glücklich emporgearbeitet, so erkaufte man sich für einige Kopeken den unaussprechlichen Genuß, sich unter dem freudigen Zuruf des Volks, umwirbelt von betäubendem Pauken- und Trompetenlärm, auf einem der Schlitten einem solchen Kerl auf den Schoß zu setzen. Dann bekam der Schlitten einen Stoß, und blitzschnell schoß er mit Eigenthümer und Miether auf der glatten Eisbahn hinab, noch weithin über das Eis auf der Newa. Dem Neuling schwindelte es bei diesem Fluge. Man konnte sich beim Hinabfahren durchaus nicht festhalten und mußte mit den Händen balanciren, worin der unten sitzende Russe gleichfalls sein Möglichstes leistete, indem er ohne Unterlaß mit den Händen rückwärts schlug. Das Schlimmste dabei war, daß beständig andere Schlitten nachfolgten, die dem Gestürzten auf den Leib gefahren sein würden. Doch war ein Unglücksfall fast unerhört, da die Russen mit ihrer Furchtlosigkeit erstaunliche Gewandtheit verbanden. War der Lauf vollbracht, so stieg man wieder auf einer Leiter auf ein anderes, nach der entgegengesetzten Seite mit abschüssiger Eisbahn versehenes Gerüst und flog von hier auf dieselbe Weise nach der Gegend zurück, von der man gekommen war. Man befand sich dann neben dem ersten Eisberge, den manche Enthusiasten sofort wieder erklommen. Selbst Frauenzimmer und Kinder wagten diese Fahrten mit großem Entzücken. Auch zeigten sich vornehme Personen in Masken, die diese öffentlichen Eisberge benutzten. Einige Wagehälse glitten auf Schlittschuhen hinab und trieben den Muthwillen so weit, daß sie dabei kleine Kinder unter beide Arme nahmen.

Sogar Katharina verschmähte es nicht, mit ihrem glänzenden Gefolge auf diesem Tummelplatze des Volks zu erscheinen, ergötzte sich an dem Spectakel und gab einem gemeinen Russen, der sich als Schlittschuhfahrer besonders hervorthat, zum Lohne eine Goldstück.

Es herrschte bei der ausgelassenen Fröhlichkeit eine bewundernswerthe Einigkeit unter dem Volke. Man vernahm überall keinen Zank, obgleich Einige betrunken waren, und mußte annehmen, daß ein Händelsucher sofort die ganze Bevölkerung gegen sich aufgebracht haben würde.

4. Lustschlösser.

Am dritten Pfingsttag des Jahres 1765, dem 24. Mai alten Stils, fuhr eine Gesellschaft deutscher Gelehrter, durch Katharina's Sinn und Thätigkeit für die Wissenschaften nach Rußland berufen, von Petersburg ab, um Oranienbaum und die Pracht der dazwischen liegenden Paläste in Augenschein zu nehmen. Es ging mit raschem russischen Gespann am linken Ufer der Newa dahin, zur Rechten das Wasser, zur Linken eine schon damals große Reihe artiger Gartenhäuser und glänzender Lustschlösser der Krone und der Großen. Die meisten lagen am Rande der mit der Newa parallel laufenden Anhöhe, die sich selbst noch am Meere hinzieht und einst das Ufer des in engere Schranken zurückgetretenen Stromes gewesen zu sein scheint.

Durch geschmackvolle Architektur und elegante Ausstattung, mehr aber noch durch das Malerische seiner Lage lud das Schloß des Oberhofmarschalls Grafen von Sievers zu einem Besuch ein. Aus den Fenstern der Fronte sah man über die Baumgruppen, Hecken, Fontainen und Cascaden des Gartens hinab zu der Newa, während sich dem Blick nach der anderen Seite ein Park darbot, begrenzt durch einen hochstämmigen, üppiggrünen Wald, der sich bis dicht an die Besitzung herandrängte. Das Schloß selbst hütete nur ein alter Neger, der einst als Geschenk für den Hof Elisabeths aus Frankreich herübergekommen war und sich von Dr. Büsching hatte taufen lassen, als man bei ihm voraussetzte, daß er gar keine Religion habe, und ihm die Freiheit dictirte, eine solche sich zu wählen.

Mehrere Werstpfähle weiter gelangte man an das von Peter I. begonnene Lustschloß Strelna Mysa. Der Schöpfer Petersburgs hatte es in großartigen Dimensionen angelegt: zwei Etagen nebst Entreesaal und an jeder Seite landwärts hervortretende Flügel. Es war aber nicht ausgebaut und schon damals fast verfallen; eine dort nicht seltene Erscheinung, die den oft ausgesprochenen Vorwurf nationaler Rastlosigkeit und Unbeständigkeit zu rechtfertigen vermöchte. Auch der Garten war verwildert. Und doch muß Peter der Große den Platz sehr geschätzt haben, da er neben dem Palast ein kleineres Gebäude hatte aufführen lassen, das er bis zur Vollendung jenes hatte bewohnen wollen. Sein Tod durchschnitt auch diesen Plan. Noch sah man in dem Hause sein Bett von chinesischem Seidenzeug, seine Theetassen von schlechtem holländischen Steingut und seine Pantoffeln von rothem Saffian, die in einem eigenen Schranke aufbewahrt wurden, welchen er selbst aus Holland mitgebracht hatte. Hier wohnte unter Elisabeth eine Zeit lang der Wiener Gesandte Esterhazy. Hinter den Bauwerken bemerkte man ein großes stehendes Wasser. Man hielt dies für einen Einriß der Newa aus uralter Zeit, als ihre Wellen noch die Anhöhe bespülten. Schon unter Peter I. drohte dieses Wasser sich durchzuarbeiten und den Garten zu überschwemmen. Er ließ deßhalb mit großen Kosten einen starken Damm ziehen und den Bauunternehmer, dem er den Galgen zugedacht, als das Wasser den noch nicht vollendeten Deich durchbrach, aus Gnaden halbtodt knuten.

Den nächsten Anhaltepunkt bildete das kaiserliche Schloß Peterhof mit seiner durch zwei Thürme gezierten Fronte, von denen der eine die Kirche, der andere die Paradetreppe enthielt. Trotz der Schönheit des Anblicks konnten sich die Besucher eines unheimlichen, drückenden Gefühls nicht erwehren. Peters III. schauerliches Ende war noch in zu frischer Erinnerung. Auf jener Treppe hatte man

ihn in der Nacht zum 29. Juni alten Stils 1762, also vor noch nicht 3 Jahren, in Empfang genommen und seiner Würde entkleidet. Von dort führte man den gefangenen Exkaiser nach Unterzeichnung der traurigen Urkunde, worin er sich selbst der Fortführung der Regierung für unwürdig und unfähig erklärte, auf ein nicht weit gelegenes Landgut des Hetmanns Rasumowsky, um nie zurückzukehren. Gleichzeitig zog seine Gemahlin, am Abend des 27. Juni von Peterhof entflohen und anderen Tags als Kaiserin Katharina II. ausgerufen, in voller Uniform, hoch zu Roß, den blanken Degen in der Hand, das Haupt mit Eichenlaub bekränzt, an der Spitze der Garden von Petersburg heran. Eine Woche später war Peter III. ein entstellter Leichnam. Man machte bekannt, er sei an der Kolik verschieden. — Zu der Zeit aber, von der wir reden, waren der 27., 28. und 29. Juni russische Freudenfeste. Der Petersburger Kalender bezeichnete den 28. als „das Gedächtnißfest der Gelangung auf den Thron Ihrer kaiserlichen Majestät Katharina Alexiewna, Selbstherrscherin aller Reußen“, während man den 27. als „das Gedächtnißfest der Pultawischen Schlacht“ und den 29. als „das Namensfest Sr. kaiserlichen Hoheit des Thronfolgers und Großfürsten Paul Petrowitsch feierte. —

Die Kirche und die Zimmer des Schlosses Peterhof waren auf das Glänzendste decorirt und mit zum Theil sehr werthvollen Gemälden und anderen Kunstwerken ausgestattet. Ein Zimmer war ganz mit den zahlreichen, noch vorhandenen Mädchenköpfen des Malers Rotari, die derselbe auf seinen Reisen nach lebenden Originalen — viele nach schönen Sachsenmädchen — entworfen haben wollte, gefüllt. In einem anderen Zimmer standen die 3 vaucansonschen Automaten, der Flötenspieler, der Trommelschläger und die Ente, deren Doppelgänger in den Besitz des Helmstedter Windmachers Beireis gelangt waren und von ihm als einzig in ihrer Art gepriesen wurden. Vaucanson hat aber diese Automaten mehrfach angefertigt und verkauft. Der Hofrath Beireis erhielt bekanntlich seine Exemplare von Nürnberg, wo sie ein umherziehender Gaukler versetzt, aber zuvor auseinander genommen und einzelne Theile verdorben oder an unrichtige Stellen gesetzt hatte, damit kein Anderer sie wieder zusammensetzen könnte. Die von Peterhof waren dagegen ganz unbeschädigt. Aehnliche Automaten fanden sich auch in Zarskoe-Selo, darunter sogar ein ganzes Regiment Soldaten, das ein Uhrwerk in Bewegung setzte.

Hinter dem Schlosse rauschten breite Cascaden von der Höhe durch den Garten in den Kanal hinab, der in grader Richtung von Peterhof zur Newa führte. An beiden Seiten des Kanals schossen lange Reihen von Fontänen — eine seltsame Wasserstrahl-Allee — aus der Erde hervor. Unten in dem Garten, zur rechten Seite des Schlosses, hart am Ufer des großen Kanals, sah man zwischen Hecken und Laubengängen das nur einstöckige aber reizende Lusthaus Monplaisir. Es war voll von Reminiscenzen an Peter den Großen. Unter den Gemälden fiel z. B. ein wohlgetroffenes Bild Peters auf. Der Czar hatte sich in einer mehr als komischen, wahrscheinlich aus dem Leben gegriffenen Situation darstellen lassen. Er stand in seinen Bootsmannskleidern, die er in Holland zu tragen pflegte, hinter einer Tonne, auf der Schinken und Mettwürste paradirten. Daneben erblickte man eine kräftigschöne Holländerin, die dem „Czar und Zimmermann“ mit einer Ohrfeige drohte, während seine Hand eine Bewegung nach ihrem halbverdeckten Busen machte. Im Schlafzimmer Peters stand ein kleines Bett ohne Himmel und Gardinen, in welchem noch dieselben Kissen und Laken lagen, auf denen er zuletzt geschlafen hatte. Das Bett umgab ein Schirm von chinesischer Arbeit. Sonst sah man nur noch einen Stuhl und einen Tisch, den ein weißes Laken deckte, in dem Schlafgemach des großen Monarchen, das man nach seinem Tode unverändert gelassen hatte.

Auch zeigte man hier die mit Papiertapeten bekleidete Küche der Kaiserin Elisabeth, in der sie ihrer Lieblingsneigung zu gastronomischen Studien und Experimenten gehuldigt hatte. Der Herd trug oben eine Messingplatte mit Löchern zum Einsetzen der Kochtöpfe und war zum Heizen mit Kohlen eingerichtet. In der Mitte war ein vortrefflicher Ofen zum Kuchenbacken nicht vergessen.

Links von dem Hauptschloß Peterhof lag ein anderes Seitengebäude, Marly genannt. In dem oberen der zwei Stockwerke reizte die Neugierde eine französischem Muster nachgebildete Eremitage. Es war ein elegantes, mit Bildern und Statuetten geschmücktes Kabinet, zu dem man nur auf einem bequemen Sopha sitzend gelangen konnte, das durch unsichtbare Macht mit seiner Last aus der unteren Etage zu dem Niveau der oberen emporgehoben wurde. Dieses zauberische Emporschweben bewirkte ein im Keller placirter Mensch, der auf ein Signal eine geeignete Maschinerie in Activität setzte. In dem Kabinet selbst war eine Vorrichtung, daß nicht allein ein ganzer Tisch, sondern auch einzelne darauf gestellte Teller sich in das Souterrain hinabsenken ließen, die nach Vorschrift eines gleichzeitig in die Unterwelt gesandten Bestellzettels gefüllt sich wieder hoben. Man konnte also dort ganz unbelauscht zusammen sein und von keiner Dienerschaft gestört sich bedienen lassen.

Dergleichen Eremitagen, — ihr Erfinder war sicherlich kein Eremit, — entsprachen dem Geschmack und den Sitten der damaligen russischen Aristokratie gar sehr und waren daher vielfach auf ihren Landsitzen anzutreffen.

In diesen Nebenschlössern von Peterhof lebte die kaiserliche Gemahlin in einer Art von Gefangenschaft, als man die Revolution von 1762 vorbereitete, bis sie durch ihren Vertrauten Gregor Orlow und dessen Bruder Alexis zur Thronbesteigung heimlich nach Petersburg geleitet ward. Peter III. verlor indessen seine Zeit und sein Reich unter militärischen Spielereien in Oranienbaum, wohin wir unserer Reisegesellschaft jetzt folgen.

Schon in jener Zeit war Oranienbaum, das seine Entstehung dem Fürsten Menschikow und seinen Namen den dort gepflegten Orangebäumen desselben verdankt, ein ziemlich großer Flecken. Bis hierher pflegten die Reisenden von Petersburg zu Lande zu kommen und sich dann mit Benutzung eines zur See führenden Kanals nach Kronstadt übersetzen zu lassen. Dadurch gewann der Platz sehr an Leben, doch gab es dort damals große Betrübniß, weil die Menge der durch Peter III. dahin gezogenen deutschen Handwerker durch dessen Tod und das veränderte Regime fast gänzlich brotlos geworden war. Als Peter III. die dortige kleine Festung noch bewohnte und daselbst seine holsteinische Garde nach preußischem Fuße unermüdlich einexercirte, wurde vor dem Thore ein jeder von der Schildwache angehalten und nach dem Namen gefragt. Katharina schaffte aber dies Zopfwesen ab. Peter III. hatte seine Lieblingscitadelle dermaßen mit Gebäuden überladen, daß sie ganz das Aussehen eines festen Platzes eingebüßt hatte. Unter derselben bemerkte man in Form eines gewöhnlichen großen Hauses die lutherische Kirche, bei deren Einweihung er eigenhändig an seine Holsteiner lutherische Gesangbücher vertheilte, was ihm umsomehr verdacht wurde, als er versäumte, bei der späteren Einweihung einer russisch-griechischen Kirche zugegen zu sein. Das Gebäude, welches er in der Festung bewohnte, hatte zwar artige Zimmer mit schönen Gemälden, war aber durchaus nicht prächtig. Ueber einer Thür hing das vortrefflich gemalte Porträt seines Leibkutschers. Ein Zimmer war mit Seidentapeten beschlagen, die Katharina als Großfürstin mit ausgeschnittenen Bildern verziert hatte. Es fehlte auch hier nicht an einer Eremitage, die man auf einer transportablen Treppe erstieg. Außen an den Festungswerken waren Behältnisse angebracht, in denen man Biber, Vielfraße, Zobel und schwarze Füchse ihr Wesen treiben sah. An der anderen Seite der Festung lag auf einem Teiche eine Flotte en miniature: nette, kleine, vergoldete Fahrzeuge aller Art, womit sich der vorige Selbstherrscher aller Reußen als Großfürst die Zeit vertrieben hatte. Nicht weit davon entdeckte man auf dem Felde eine ganz kleine Festung, wie sie wohl von Schülern der Fortificationslehre zur Uebung entworfen wurden, worin eine kleine

Kirche, ein Wachthäuschen und Kanonen standen. Peter III., der sich darauf steifte, ein großer Soldat zu sein und sogar Friedrichs des Großen Nachahmer war, dessen Geister leider beim Zopf und den Gamaschen erfassen zu müssen glaubte, hatte große Stücke auf dieses Spielwerk gehalten. Auch jetzt noch wurde es durch einen Soldaten bewacht. — Das große Menschikowsche Palais, in welchem Katharina längere Zeit als Großfürstin residirt hatte, zeichnete sich durch seinen großartigen Baustil und seine Gewehrkammer aus. Zwischen Waffen aller Art, die zum Theil mit Gold, Edelsteinen und Perlen ausgelegt waren, hingen dort erbeutete Fahnen und Standarten und unter diesen die Fahne, unter welcher Graf Schwerin sein Heldenleben endete, wie eine daran geheftete deutsche Notiz meldete. Man genoß aus dem auf hohem Ufer gelegenen Schlosse eine unvergleichliche Aussicht über die See nach dem gegenüberliegenden Kronstadt. — Mehr landwärts, in einem Garten tief versteckt, hatte Katharina II. ein kleines Lustschloß erbaut und dessen Zimmer mit geschmackvoller Pracht ausgestattet. An einzelnen Stellen wurde noch daran gearbeitet. Besonders gefiel eine Tapete von den gewähltesten Stickereien, deren Grund aus weißem Schmelz bestand. Eine Französin hatte für diese kunstreiche Arbeit 7000 Rubel erhalten.

Später besuchte man noch Zarskoe-Selo mit seinem vergoldeten Dach und blauen Säulen. Außen und innen strotzte das Schloß von Gold und asiatisch überladenem Schmuck; ein Denkmal des üppigen Geschmacks der früheren Kaiserinnen. Im Schlafgemach waren die inneren Seiten des Himmelbettes mit großen Spiegeln versehen. Die Wände eines Zimmers sah man mit Figuren von Bernstein, Lazur und Jaspis und die eines anderen mit japanischem Porzellan bekleidet. In der ganz vergoldeten Kirche, welche den einen Flügel einnahm, hingen schon damals sehr schätzbare Gemälde. Im unteren Geschoß des Schlosses wohnte zur Zeit Graf Gregor Orlow. Der Garten zeichnete sich durch seine Rutschberge aus. Man hatte sich noch immer nicht darüber zufrieden gegeben, daß auf der Rutschbahn einst die Kaiserin Elisabeth zu Fall gekommen war.

Als in späteren Jahren dies schon von Peter I. und seiner Gemahlin Katharina I. begonnene und durch Elisabeth vollendete Czarenschloß der Lieblingsaufenthalt Katharinas II. wurde, wußte sie auch hierher höhere Kunst und edleren Geschmack zu verpflanzen und abermals darzuthun, daß sie ihres Wittenberger Ehrendiploms als „Doctor und Magister der freien Künste“ nicht unwürdig war.

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

IV.

Man kann sich den Verdruß vorstellen, welchen der Professor und seine Gemahlin, die Pastorin Primarius, die Bürgermeisterin und ihr Gatte nebst sämmtlichen Rathsherren empfanden, als das vernünftige Auftreten unseres Freundes sie sämmtlich Lügen strafte, denn Murf war wirklich niemals so sehr bei Verstande gewesen als jetzt nach dem Blutverluste.

„Und er ist doch verrückt“, rief die Professorin, als sie es erfuhr, „der böse Mensch verstellt sich nur so und thut, als ob er Wunder wie vernünftig wäre.“ Obwohl ihr Gemahl sie aus dem Cicero und Plato zu widerlegen suchte, so blieb sie doch ein für alle Mal bei ihrer Behauptung.

Von allen Personen war jedoch keine mehr compromittirt als der Bürgermeister. Er stürzte trostlos in seinem Zimmer umher und wetterte und fluchte. Sein Ansehen mußte einigermaßen gerettet werden und so beschloß er: Der bisherige College an dem städtischen Gymnasio, Doctor von Langenau, sei aus Rücksicht auf seine vielen Verdienste und seine langjährige Wirksamkeit wenigstens zu pensioniren.

Bald darauf traten auch die drei Frauen zu einer geheimen Berathung zusammen und beschlossen aus reiner Nächstenliebe, der unglückliche Doctor, dessen Verrücktheit sich doch auf keine Weise leugnen lasse, solle zu seiner Herstellung wenigstens die nächsten Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit und zwar in einem nicht weit von der Stadt gelegenen Irrenhause verleben.

Unter denen, die mit unserem Doctor das meiste Mitleid hatten, war ohne Zweifel die Frau des Pedells. Da sie kein besonders ausgebildetes Zartgefühl besaß und ihre Entrüstung über die bösen Menschen, die so schändliche Dinge von ihrem Lieblinge auszusprechen wagten, doch in irgend einer Weise an den Tag zu legen sich gedrungen fühlte, so nahm sie, wie sie sich selbst auszudrücken pflegte, kein Blatt vor den Mund, sondern erzählte ihm haarklein, was man Alles über ihn in der Stadt verbreitet hatte. Weit entfernt, darüber entrüstet zu sein, lächelte der Geschmähte nur und suchte die Frau auf jede Weise zu beruhigen.

Am andern Morgen kam er wie gewöhnlich nach seiner Quarta. Er trat sehr ernst auf den Katheder und hub, nachdem er gebetet, also an: „Kinder, — dies wird das letzte Mal sein, daß ich mit euch zusammen bin. Ich habe euch immer sehr lieb gehabt, das wißt ihr ja alle; nun ja, Schlingel sind auch unter euch, wie es überall große und kleine, alte und junge Schlingel giebt. So ist es einem müßigen Pflastertreter eingefallen, ganz ungebührliches, albernes Zeug über mich zu verbreiten. Mit einem solchen Gauch kann ich nicht anbinden, und da mein guter Ruf dadurch vernichtet ist, so ziehe ich es vor, diese Schule und die Stadt zu verlassen. Ich werde euch nun nicht mehr unterrichten, daher folgt eurem künftigen Lehrer gut und seid fleißig, damit ihr einst keine müßigen Pflastertreter werdet. Lebt wohl.“

Wir alle konnten vor Schluchzen kein Wort vorbringen, und sahen stumm und mit Thränen in den Augen unseren geliebten Lehrer scheiden.

Am andern Tage ward Doctor Rübsame als unser Klassenlehrer proklamirt, und nicht lange nachher vermählte er sich mit der Tochter des Syndicus.

Unsere Leser dürften aus dem bisher Mitgetheilten vielleicht in dem Falle sein, eine ungünstige Meinung von den hier erwähnten Persönlichkeiten, die sich an der Langenauschen Sache betheiligten, besonders aber von den drei verbündeten Frauen zu haben. Doch muß zu ihren Gunsten hier erwähnt werden, daß sie allerdings Ursache hatten, den richtigen Gebrauch seiner fünf Sinne an unserem Freunde zu bezweifeln, da derselbe sich in allen Lagen des Lebens als einen offenen Weiberfeind erwiesen und niemals verhehlt hatte, daß er die Frauen nicht ganz unter die Gattung der eigentlichen Menschen zähle, — eine Verrücktheit, die um so einleuchtender war, als ihnen ihre eigenen Männer in allen Dingen die Superiorität und die höchste Entscheidung über Familien- und andere Angelegenheiten einräumten.

Man ließ daher nicht viel Zeit verstreichen, um die verlorene Seele des Unglücklichen noch zu retten, und bewog vor Allem den Bürgermeister und Director, schleunigst Schritte zu thun — um Langenau in einer nahe gelegenen, aber weit und breit berühmten Irrenanstalt unterzubringen.

Eines schönen Morgens trat auch wirklich der Bürgermeister zu ihm und theilte ihm unter mancherlei Wendungen mit, daß der Magistrat beschlossen habe, den Herrn Doctor zu pensioniren, und daß man in Anbetracht seiner großen Verdienste ihm den ganzen Betrag seines Gehaltes belassen habe, den er nun in Ruhe und Frieden bis an sein seliges Ende genießen könne. Er spielte dabei vorsichtig auf die zerrüttete Gesundheit und die in der letzten Zeit so häufig bei ihm eingetretene Geistesabwesenheit an. Langenau wollte schon heftig auffahren, als ihm auf ein Mal der Gedanke durch die Seele blitzte, an den Menschen, die ihn so unaufhörlich mit ihren Albernheiten quälten, Rache, und zwar vollständige Rache

zu nehmen. Er änderte deßhalb plötzlich die Art, mit der er sich bisher ausgedrückt hatte, fuhr sich mit seiner breiten, nervigten Hand ein Paar Mal über die Stirn und hub an: „Ich danke Ihrer kaiserlichen Majestät, ich danke Ihr, daß sie auf einen aus den Wolken gefallenen Strohsack so gnädige Rücksicht nimmt. Wenn Sie jedoch glauben, daß die Häupter der Gelehrten nur darum Glatzen haben, weil die erratischen Blöcke in Finnland nicht mit Veilchen bewachsen sind, so thun Sie mir den Gefallen und quittiren Sie die Rechnung Ihres Schusters nie eher, als bis Sie aus der Constellation des Mars zum Jupiter ersehen haben, daß der Blutegel wirklich und nicht nur scheinbar zu den Säugethieren gehört.“ Der Bürgermeister that den Mund weit auf vor Verwunderung, als er solche abnorme Dinge in einem Athem gesprochen hörte; dann nahm er ganz in Verlegenheit eine Priese.

„Ich bitte Sie“, nahm dann der Doctor wieder das Wort, „wenn ich mich nicht deutlich explicirt haben sollte, so erlauben Sie mir den Punkt von einer anderen Seite ins Auge zu fassen. Denken Sie sich, Majestät, daß dem Monde bei der genauesten Berechnung von der Schwanzspitze eines sechsbeinigen Neufoundländers bis zu seinen Hörnern immer noch Raum genug bleibt, der großen Nase unseres Polizeiinspectors auszuweichen, und daß noch lange an keine Erdrevolution zu denken ist, wenn bei uns das Pfund Karpfen heut zu Tage theurer bezahlt wird als die Radieschen in Kamschatka.“

Der Bürgermeister hatte in seiner Jugend wohl ein Mal den Shakspere gelesen und erinnerte sich, daß Polonius von der Verrücktheit des Hamlet sagt, es sei Methode darin; in diesem Unsinn versuchte er es vergeblich Methode zu finden; deßhalb nahm er gleich zu Anfang dieses zweiten Ansatzes seinen Hut und sagte seufzend zu sich selbst: „'s ist richtig“ und schlich sich, ohne ein Wort zu sagen auf den Zehen zur Thür hinaus, indem er noch einen scheuen Blick nach dem Doctor zurückwarf, als ob er fürchte, daß ihm dieser vielleicht in der Raserei auf den Nacken springen werde.

Als der Bürgermeister zur Thür hinaus war, lachte Langenau ihm aus vollem Halse nach, so daß das Haus dröhnte; kaum war er aber eine halbe Stunde fort, so erschien der Professor, um sein Heil an dem Unglücklichen zu versuchen. „Mit Bedauern höre ich“, so begann er seine ceremonieuse Einleitung, „daß Sie, verehrtester College, an sehr sonderbaren Phantasmen leiden, die in Ihre sonst so vernünftigen Aeußerungen eine vollständige confusio rerum hineinbringen.“

Der Angeredete verzog seinen Mund zu einem schalkhaften Lächeln: „Confusio rerum?“ sagte er dann gedehnt. So schlimm ist es denn doch noch nicht, denn ich bin mir bewußt, daß es ein bedeutender Verstoß gegen Kants Kritik der reinen Vernunft wäre, wenn man das griechische Wort Hippopotamos im Deutschen mit Ladenmamsell wieder gäbe.“

Der Professor schnitt ein verwundertes Gesicht und räusperte sich. Dann sagte er: „Es würde wenigstens sehr schwer sein, diese beiden Begriffe in Einklang zu bringen, mein Bester.“

„Und doch“, fuhr Langenau fort, „was thut der Mensch nicht um der Unsterblichkeit willen? Freilich, Sie, Herr Professor, haben schon viel dafür gethan; aber ich armes, elendes Ding.“ — —

„Ich glaube wohl, daß meine opuscula in Jahns Jahrbüchern für Philologie noch ein Weilchen nach meinem Tode fortleben werden“, sagte der Professor schmunzelnd, dem es sogar wohl that, sich von einem Geisteskranken geschmeichelt zu sehen.

„Das denke ich“, fuhr der Doctor fort, indem er sich mehrmals über die breite Stirn fuhr, „so lange es wenigstens noch Universitätsbibliotheken giebt, die selbige in Schweinsleder binden lassen — ich sage Ihnen, eine solche Schweinshaut hält für die Ewigkeit aus. Wie viele Schriftsteller des Mittelalters verdanken die Fortdauer ihrer Namen nicht dem Geiste, der in ihren Werken steckt, sondern dem Schweinsleder, in das ihre Werke gebunden sind. Ah, Herr Professor, ich wäre auch nicht so übel daran, als ich es bin, wenn nämlich meine wunderlichen Gedanken statt in meinem Kopfe in einem Schweinsfelle gesteckt hätten.

„Dann verspreche ich mir viel von meinem lateinisch geschriebenen Demosthenes redivivus, an dem ich bereits zehn volle Jahre arbeite“, fuhr der Professor fort und rieb sich die Hände, denn er ritt jetzt sein Steckenpferd.

„O ja“, gab Langenau zur Antwort, „man kann in zehn Jahren sehr viel gutes stiften Herr Professor, wenn man sich ruhig verhält und andre ehrliche Leute nicht chicanirt; — ich wüßte Ihnen aber einen andern directen und darum bessern Vorschlag zu machen, um als Pädagoge noch lange nach Ihrem Tode fortzuleben; denn bis jetzt sind Sie nur als Gelehrter unsterblich.“

„Nun ich bin neugierig“ — sagte der gelehrte Herr staunend. Langenau schnitt ein ernstes Gesicht und legte den Finger an die Nase. „Geben Sie Acht“, sagte er dann: „Verschlucken Sie eine Stunde vor ihrem Tode statt der Moschuspulver die Ihnen der Arzt eingeben wird, drei Stück große Haselnüsse. Lassen Sie sich dann getrost in die Erde scharren. — Nächstes Frühjahr wachsen drei Haselnußstauden aus Ihrer sterblichen Hülle, die von Jahr zu Jahr immer größer werden. Und des Abends, wenn die volle Scheibe des Mondes über den flüsternden Gräbern steht, und die Cypressen leis im Winde säuseln, dann rauschen und wackeln auch die Aeste, Zweige und Blätter, die in Ihrem gelehrten Bauche Wurzel geschlagen haben, und die jungen Schulmeister wandeln am Arm ihrer schmachtenden Geliebten über den Kirchhof, bleiben an Ihrem Grabe stehen und sagen: Siehe, da ist ein Fund, nach welchem ich lange getrachtet, und ziehen ihre Messer heraus und schneiden ab ein Aestlein oder Zweiglein je nach Bedarf, und fuchteln den andern Tag die ungezogenen und faulen Schlingel, daß ihnen die Schwielen auflaufen. — So leben sie fort, Herr Professor, auf den Rücken der späteren Generationen, und die Haselstöcke, die aus Ihrem Leibe wachsen, sollen nicht ausgehen, so lange noch ein Cornel auf deutschen Schulen exponiert wird.“

Dem Professor wurde bei diesem Vorschlage unheimlich zu Muthe. Er brach daher dies „Gespräch über die Unsterblichkeit mit einem Verrückten“ ab und sagte zu ihm: „Mein lieber Herr Doctor, über diese gelehrten Materien lassen Sie uns ein ander Mal sprechen; ich bin in Angelegenheiten gekommen, die Sie persönlich berühren. Sie sind krank, Herr Doctor, sehr krank und da ihnen gute Pflege und sorgfältige Behandlung Ihres Zustandes sehr Noth thut, so wollte ich Ihnen nur mittheilen, daß ich Sie zu einem sehr geschickten Freunde bringen kann, der Sie ohne Zweifel von Ihrem Uebel befreien wird.“

„Wenn dieses ist, so muß der Mann ein eben so großes Wunder sein, als das große Thier in der Apocalypse, dessen Zahl 666 ist. Doch will ich mit Ihnen reisen, wenn Sie mir nämlich Zeit lassen, meine Stiefeln erst zum Besohlen zu schicken.“

„Das wird nicht nöthig sein, bester College, wir reisen nicht zu Fuß.“

„Dann reiten wir, desto besser, mir auch recht.“

„Mein liebster Doctor, wir fahren, und zwar, da Sie doch ein Mal Ihre Einwilligung gegeben haben, gleich morgen früh; bis dahin wird meine Frau die nöthigen Vorkehrungen getroffen haben, so daß es uns auf der Reise an Bequemlichkeiten nicht mangeln wird.“

Da der unglückliche Doctor keine Verwandten hatte, die sich seiner hätten annehmen können, so dürfen wir nicht leugnen, daß es ein reiner Act der Menschenfreundlichkeit von Seiten des Professors, des Bürgermeisters und des Syndicus war, daß sie so sehr als möglich eilten, den Geisteskranken in das zwei Meilen von der Stadt entfernte Irrenhaus zu bringen, obgleich es viele böse Menschen gab, die behaupten wollten, man habe deßhalb nur so geeilt, damit der Doctor nicht etwa ohne Irrenhaus wieder zu Verstande käme und seine Stelle am Gymnasium zurückverlangen möchte.

Aber dergleichen unnütze Schwätzer giebt es überall, welche die menschenfreundlichsten Handlungen und Absichten anderen zum Nachtheil auslegen. Leider schien auch der sonst so gutmüthige Langenau die Sache in diesem Lichte zu sehen, dem es jedoch weniger zu verdenken war, daß er nach solchen Ereignissen mißtrauisch wurde. Er hatte den Plan, sich an seinen guten Freunden zu rächen noch nicht aufgegeben, ja er brachte ihn sogar gleich nach dem Gespräch mit dem Professor vollständig zur Reife.

Mit dem Aufseher der Irrenanstalt war bereits durch den Bürgermeister und Syndicus verhandelt worden, und da derselbe erst vom Rhein nach jener Gegend versetzt worden war, so kannte er weder den Professor noch den Doctor. Man hatte nicht verfehlt den Zustand des Letzteren als einen sehr bedenklichen hinzustellen, und der Director der Anstalt hatte versprochen Alles aufzubieten, um den Kranken vollständig zu heilen, und ihn nicht eher zu entlassen, als bis er wieder hergestellt sei.

Nachdem Langenau dem Professor noch ein Mal das Versprechen gegeben hatte mit ihm zu reisen, entfernte sich der Letzte und brachte die frohe Botschaft seiner neugierig harrenden Gattin, die bereits auf dem Sprunge stand, um das Gehörte sofort wieder in Umlauf zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Naturstudien von Masius.

Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Dr. Hermann Masius. Dritte verbesserte Auflage. Mit 13 Illustrationen, gezeichnet von F. Hammer und K. Krüger und in Holz geschnitten von J. H. Flegel, sowie einem Titelbilde in Farbendruck. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1857. S. 414. 8⁰.

Endlich liegt uns eine Gesammtausgabe der früher einzeln erschienenen beiden Sammlungen der Naturstudien von Masius vor, die wir mit Freude begrüßen. Seitdem Vischer in der ersten Hälfte des zweiten Bandes seiner Aesthetik mit genialen, meisterhaften Strichen das ganze Reich des Naturschönen gezeichnet und somit bewiesen hat, daß der Geist der Natur in seinem ewigen Wirken noch von einem andern Standpunkte als dem des Sammlers und Naturforschers belauscht werden kann, hat sich die Naturwissenschaft nicht länger sträuben können, der ästhetischen Betrachtung der Natur den wissenschaftlichen Werth zuzugestehen, der ihr in der That gebührt. Nur ein roher Materialismus und die geistige Beschränktheit des Fachgelehrten, dem das bloße Aufsuchen der äußern Merkmale und Kennzeichen der Einzelwesen den klaren und freien Blick nach jenen höhern Sphären raubt, wo die Gesetze des allwirkenden Weltengeistes als Schimmer der Schönheit die äußere Erscheinung in den feinsten Linien umspielen, wollen nicht zugestehen, daß auch die Aesthetik ein „Evangelium der Natur" predigen könne; denn sie fürchten sich durch solch ein Zugeständniß in der Stufenreihe der forschenden Geister selbst zu degradiren. Was aber Vischer als „bleiche Samenkörner" niedergelegt, ist jetzt schon die reiche Saat einer reichen Ernte geworden, und die „Naturstudien" von Masius gehören zu den ersten erquicklichen Früchten derselben.

Allzubescheiden nennt sie Masius „Studien und Skizzen"; „Studien" (nach Vischer) vorläufige, versuchsweise Ausführungen einzelner Theile eines Kunstwerks; „Skizzen (nach Masius' eigner Erklärung) lose Blätter eines Malers, eines Dilettanten, der da und dort eine hübsche Gruppe in einem hübschen Lichte sah, sie ins Album zeichnete und dasselbe anspruchslosen Leuten hernach vorlegt, diese Bilderchen zu durchblättern. Aber die meisten sind mehr als Studien und Skizzen; der „Fuchs" (S. 109) ist ein vollendetes Thierstück in Kaulbachs genialem Stil, die „Katze" (S. 246) ein gemüthliches Genrestück voll treffender Wahrheit; die „Wiese" (S. 133) eine wundersam liebliche Landschaft von Claude Lorrain, und wenn uns der Vergleich auch mit andern Künsten freisteht, so ist der Aufsatz: „Wenn der Herbst kommt" (Seite 311) eine schöne elegische Dichtung. Masius, mit dem scharfen Auge des Malers und einer begeisterten Liebe zur Natur begabt, weiß den Geist der Schönheit zu fassen, wie er durch die äußern Erscheinungen der Natur leuchtend hindurchblitzt, und zeichnet in den dreißig Aufsätzen seines Buches die einzelnen Gebilde der Pflanzen- und Thierwelt mit einer Virtuosität, die Liebe und Verehrung heischt. Nicht viele Bücher dürften geeigneter sein, den Sinn für die unwandelbare Schönheit der Natur zu bilden und den Blick für ihr geheimnißvolles Weben zu schärfen und zu stählen, als das vorliegende, und die liebevolle Aufnahme, die ihm geworden, ist ein schönes Zeichen für die oft bestrittene Wahrheit, daß der gesunde Sinn unseres Volkes für das Naturschöne weder von der marklosen Lyrik unserer Tage gänzlich in hohle Gefühlsschwärmerei aufgelöst noch von den materialistischen Bestrebungen getödtet worden ist. Das Buch liegt so entschieden im Gebiete der Aesthetik, daß diese Wissenschaft ihm einige kleine, naturhistorische Incorrektheiten ob des großen Verdienstes gern verzeihen wird, die Lehre der Wissenschaft vom Schönen so energisch an hervorragenden Erscheinungen der Natur nachgewiesen und mit Glück in weitere Kreise getragen zu haben.

Das Titelbild der „Naturstudien" ist gut und eine hübsche Verschönerung der äußern Ausstattung. Die Holzschnitte hätten wegbleiben können; gewiß hat der Verfasser die Illustrationen nach der Zeichnung beurtheilt und hätte sie sicherlich ausgeschieden, wenn ihm die Holzschnitte vor dem Drucke zu Gesicht gekommen wären.

Fr. Weber.

* Gedicht.

Lied der Walfischfänger *).

(Von einem derselben.)

Aus dem Englischen von Fr. Ruperti.

Hermann Brahe gewidmet.

Trieb Goldesbegier, unruhiger Sinn
Und Lust dir die Welt zu beschaun
Je über die schaumigen Wogen dich hin,
Entronnen den heimischen Gaun,
Der Führer ein wettergebräunter Kumpan
Von Herzen seemännisch und ächt,
Gefährten, gehärtet auf stürmischer Bahn,
Ein kühnes und freies Geschlecht?

Und hieltest du Wacht, wo sich finster erhebt
Diego's Fels in die Luft,
Wo schneeigen Flügels der Albatros schwebt
Ob armer Matrosen Gruft?
Vernahmst du den Ruf, „er bläst", von dem Mast
In bangem, doch freudigem Muth,
Und sahst du ihn von der Harpune gefaßt
Aufzucken und röthen die Fluth?

Und sahst du den Schaum und das Wogengetos,
Wenn, dicht von den Feinden umstellt,
Er wild mit des Schweifes gewaltigem Stoß
Das Boot zu den Wolken geschnellt?
Und ruhtest du unter den Palmen je,
Umspielt von der Luft so gelind,
Auf lieblicher Insel der südlichen See,
Am Busen ein sonniges Kind?

Und stimmtest du ein in den freudigen Sang,
Der weit in den Lüften erscholl,
Wenn endlich nach reichem, gesegnetem Fang
Heimkehrend das Segel schwoll?
Und winkte dir deutlicher allgemach
Columbia's grünender Strand,
Und drücktest du unter dem heimischen Dach
In Rührung den Lieben die Hand?

Laß sie, die Sturm und Gefahren scheun,
Wie täglich die See sie beschert,
Sich gern der behaglichen Ruh' erfreun
Und weilen am häuslichen Herd;
Wir lassen nicht nach, wir besegeln den Schlund,
Ob einst er uns decke, mit Muth!
Ihr ruhet nicht sanfter im Erdengrund
Als wir in der stürmischen Fluth.

*) Das Original stand in einer zu Honolulu erscheinenden, von einem Missionär besorgten Zeitschrift „the Friend."

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Zur skandinavischen Frage und zur Schleswig-Holsteinischen Sache im Juli 1857. Von Wilhelm Beseler. — Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder von Julius Rodenberg. — Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Dritter Theil. — Najade. Dichtung von Emma Emilie von Hallberg. — Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, während des siebenjährigen Krieges. Von E. von dem Knesebeck. — Karl Augusts erstes Anknüpfen mit Schiller.

— * Professor Erdmann in Halle läßt seine oft gehaltenen Vorlesungen über akademisches Leben und Studium im Buchhandel erscheinen.

— * Die große Prachtausgabe von Goethe's Werken in 30 Bänden ist vergriffen, so daß die Cotta'sche Buchhandlung eine neue Auflage in demselben Format und zu dem Preise von 24 Thalern veranstaltet. Die Zeit des Erscheinens geht vom September d. J. bis zum December 1858.

— * Arnold Ruge geht mit dem Gedanken um, seine „Deutschen Jahrbücher" wieder erstehen zu lassen. Vom Januar aber wird er eine Zeitschrift, deren Oberleitung durch ihn selbst von England aus erfolgt, herausgeben und bezeichnet sie als sechsten Jahrgang jenes Journals.

— * Professor Max Duncker in Halle, der Verfasser der ausgezeichneten „alten Geschichte", hat einen Ruf als Professor in Tübingen an die Stelle Fallati's angenommen und wird dahin übersiedeln. Duncker, den man in Preußen nicht zu halten versucht hat, liest in Tübingen besonders neuere Geschichte und Politik.

— * Der zweite Band von Dr. Barth's Reisewerk beginnt mit der Trennung der beiden Deutschen von Richardson in Tagheiel, von wo der Letztere den directen Weg nach Kuka über Sinder einschlug, aber bekanntlich einige Tagereisen vor Kuka, in Ngurrutua, den Beschwerden der Reise erlag. Barth und Overweg gingen südwestlich nach Tassaua und trennten sich hier ebenfalls, indem Overweg sich westlich nach Gober und Maradi wandte, Barth aber über Kátsena nach Kanó seine Reise fortsetzte. Von diesen Centralpunkten des Haussa-Landes und ihrem lebhaften Handelsverkehr entwirft Dr. Barth eine höchst lebendige und interessante Schilderung. Durch die unruhigen Grenzdistricte in das eigentliche Bornu gelangt, wurde ihm die traurige Nachricht von Richardsons Tod hinterbracht. Er eilte an Ort und Stelle, besorgte das Nöthigste und traf bald darauf in der Hauptstadt Bornu's ein. Hier arbeitete er einen Abriß der Geschichte des Landes aus, der einen wesentlichen Theil dieses Bandes bildet. Nach mehreren Ausflügen an den Tsad, über dessen Beschaffenheit, Bewohner, Fauna u. s. w. wir hier Näheres erfahren, trat er Ende Mai 1851 seine berühmte Reise nach Yola, der Hauptstadt von Adamaua, an, auf der er so glücklich war, den schönen schiffbaren Benuë-Strom bei der Einmündung seines großen Nebenflusses Faro zu entdecken. Die Beschreibung der Rückreise nach Kuka und eine Reihe wichtiger Itinerarien zwischen Kanó und dem unteren Laufe des Benuë, wie in der Landschaft Adamaua, beschließen den Band, der mit drei Karten, vierzig Holzschnitten und acht chromolithographirten Ansichten ausgestattet ist.

— * Das sechste Heft der „geographischen Mittheilungen" von August Petermann ist erschienen und bringt außer den geographischen Correspondenz-Artikeln und einem sehr reichhaltigen Literaturbericht, der über 150 der neuesten Bücher, Aufsätze und Karten bespricht und stellenweise das Wichtigste aus denselben mittheilt, einen Artikel über die Imoscharh oder Tuareg, jene kriegerische und räuberische Horde, die fast die ganze große afrikanische Wüste, oder etwa einen achten Theil des ganzen Continentes beherrscht, von denen zu wiederholten Malen das Schicksal der Barth'schen Expedition und das Leben ihrer Mitglieder abhing, die aber auf Barth's Reise nach Timbuktu seine vorzüglichsten Beschützer und Vertheidiger wurden; die ferner, nach so eben von Inner-Afrika eingelaufenen betrübenden Nachrichten, den Corporal Macguire, Dr. Vogel's Begleiter, gleich nördlich am Tsadsee am Eingange in die Sahara anfielen und nach kurzer tapferer Gegenwehr ermordeten. Von diesem Volksstamme und seinem Lande wird eine ausführliche Schilderung, vorzüglich nach Barth's Reisewerk, aber auch mit Benutzung früherer Autoren und Reisenden, gegeben. Der Text ist durch 28 nach Dr. Barth's Zeichnungen ausgeführte landschaftliche und ethnographische Holzschnitte illustrirt und von einer dem Barth'schen Werke entnommenen Karte begleitet, in der ein besonderer, bisher unpublicirter, von Dr. Petermann gezeichneter Carton das Gesammtgebiet der Tuareg-Stämme darstellt. Ein zweiter Aufsatz beschreibt des gegenwärtig in Palästina sich aufhaltenden rühmlichst bekannten Professors Dr. J. B. Roth wichtige Reise von Jerusalem und dem todten Meere durch die Araba bis zum rothen Meere, die derselbe in diesem Frühjahre vom 6. April bis zum 6. Mai ausgeführt hat.

— * Leider bestätigt sich die Nachricht von dem schrecklichen Ende unseres Landsmannes Dr. Eduard Vogel, des Reisenden in Afrika. Er wurde auf Befehl des Sultans von Wadai zu Wara geköpft.

— * Zu Felsberg bei Chur in Graubünden, welches Hermann Allmers in der ersten Nummer des Sonntagsblattes von diesem Jahre beschrieb, regt es sich wieder unheimlich. Am 20. August löste sich ein bedeutendes Stück vom Felsen ab und rollte bis in die Wiesen hinunter.

— * Preußische Jahrbücher. Vor längerer Zeit bemerkten wir, daß die „deutsche" Partei der preußischen Kammern beabsichtige, ein großes literarisch-politisches Unternehmen unter dem Titel „Preußische Jahrbücher" in das Leben treten zu lassen. Die umfassenden Vorbereitungen für dieselben sind so weit gediehen, daß im Januar begonnen werden kann, nicht im October, wie die Zeitungen in diesen Tagen meldeten. Die Redaction der im Verlage von Georg Reimer in Berlin erscheinenden „Jahrbücher" wird geführt von Dr. Rudolf Haym in Halle, dem Verfasser der trefflichen Schriften über das deutsche Parlament in Frankfurt; derselbe ist jetzt auf einer Reise begriffen, um Theilnahme für das Unternehmen in den einflußreichen Kreisen der Partei zu wecken. Die Persönlichkeit des Redacteurs und seine journalistische Vergangenheit sind vollkommen geeignet, die günstigsten Erwartungen für die „Preußischen Jahrbücher" zu erregen. Sie erscheinen in starken Monatsheften und werden, mit Ausschluß der eigentlichen Belletristik und der streng kritischen Richtung, Alles besprechen, was der Förderung der deutschen Angelegenheiten und Fragen dienlich ist. An der Spitze des Unternehmens stehen die Herren Harkort, Milde, Molinari und von Saucken-Julienfelde. Ein Programm ist ausgegeben, dessen Hauptsätze so lauten: „Die constitutionelle und nationale Partei in Preußen entbehrt augenblicklich eines Organs für den Ausdruck ihrer Gesinnung, ihrer Ansichten und Bestrebungen. Die Schwierigkeiten, die sich der Herstellung einer politischen Zeitung von dieser Farbe entgegenstellen, müssen fürs Erste als unübersteiglich betrachtet werden. Unermeßliche Geldopfer würden fruchtlos gebracht werden. Denn jene Schwierigkeiten haben ihren Grund in der Gesammtheit unsrer öffentlichen Zustände und in der Stellung der Partei zu den machthabenden Gewalten. Nichts desto weniger darf eine Partei, die mit dem zuversichtlichen Glauben an den Sieg ihrer Ideen und Interessen auf die Zukunft angewiesen ist, auch in der Gegenwart nicht verzichten, sich auszusprechen und zu wirken. Sie muß eine Fahne aufgepflanzt halten, um vor sich selbst und vor der Nation ein Zeugniß von ihrer Existenz, ihrem Recht und ihrer inneren Kraft abzulegen. Sie muß sich zählen und zusammenhalten, um gleichzeitig ihre Zahl zu verstärken und den Boden ihrer künftigen Macht zu befestigen. Ein Mittel hiezu besitzt sie in der Wahlverwandtschaft, die zwischen ihr und den gesundesten Elementen der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft besteht. Diese Wissenschaft mit ihrer sittlich ernsten Haltung, ihrer geschichtlichen Richtung, ihrem Sinn für die Wirklichkeit und ihrem Streben nach allgemeiner Verständlichkeit hat sich als die natürliche Bundesgenossin der liberal-patriotischen Partei erwiesen. Der Werth dieser Bundesgenossenschaft ist durch die Erfolge von Werken wie die von Duncker, Droysen, Häusser, Beitzke u. A. anschaulich geworden. Es handelt sich darum, diese Allianz von beiden Seiten noch inniger zu schließen, sie förmlich zu organisiren und zu stätig fortlaufender Wirkung anzuspannen. Eine von diesem Gesichtspunkt aus einheitlich geleitete, von allen frischen literarischen Kräften im Sinne solidarischer Gemeinsamkeit unterstützte Monatsschrift, welche den Titel „Preußische Jahrbücher" führen mag, wird dem angegebenen Zweck am besten entsprechen. Es wird die Aufgabe dieser Monatsschrift sein, die Gegenwart des deutschen Lebens, die Entwickelung desselben aus den Bedingungen unserer Vergangenheit, im Hinblick auf die Ziele der Zukunft theilnehmend und bewußt zu begleiten. Keine der mannichfaltigen Richtungen, aus denen die Bewegung der Zeit im Leben und in der Wissenschaft sich zusammensetzt, bleibt dem Inhalt der Zeitschrift fremd. Sie zieht alles in ihren Kreis, was der Wissenschaft würdig, was anziehend, was zeitgemäß ist. Ihrer Controlle unterliegen ebenso die Fortschritte und Rückschritte auf dem Gebiete der materiellen, der socialen und politischen Interessen wie die schwankenden Strebungen auf dem Gebiet der Literatur. Durch Mannichfaltigkeit wird sie ihr Publikum zu gewinnen, durch Sachlichkeit, Ernst und Gediegenheit den einen Theil zu fesseln, den anderen zu erziehn wissen. Sie wird überwiegend geschichtlich und darstellend: zuweilen abhandelnd und kritisch auftreten. Die Erinnerung an die bedeutungsvollsten Momente der näheren preußischen und deutschen Vergangenheit, die Charakteristik einzelner Männer und ganzer Epochen wird von selbst in den Vordergrund treten. Von dort vor allem wird auch die unmittelbare Zeitgeschichte ihre Beleuchtung empfangen dürfen. Mit Charakteristiken und Uebersichten werden Notizen und Winke, mit längeren Aufsätzen kürzere Mittheilungen wechseln. Die Form wird überall ansprechend und bewegend sein müssen: die Wissenschaft, indem sie ins Leben hinüberschreitet, streift ihr gelehrtenmäßiges Gewand ab; sie redet menschlich, sie wendet sich an das Gemüth und den gesunden Verstand der Nation."

—* **Gräfin Elisa von Ahlefeldt.** Der „Europa“ entnehmen wir folgende Mittheilung: „Eine Nichte Varnhagens, Tochter jener Maria Assing, die als Erzieherin und Dichterin in Hamburgs Kreisen bekannt war, hat von der Gräfin Elisa von Ahlefeldt ein Lebensbild geliefert (Berlin bei Franz Duncker). Ludmilla Assing hat damit den Kreis jener Gestalten bereichert, die ihr Oheim seit Rahels Tagen mit so feinem und auserlesenem Pinsel biographisch porträtirte. Die Gräfin Ahlefeldt-Laurwig war die Gattin Lützows, dessen „wilde verwegene Jagd“ Theodor Körner besang; sie war die langjährige Freundin Immermanns. Die Genossin eines kühnen Mannes vom Schwert und eines nicht minder tapfern Mannes von der Feder hat zweifelsohne Lebensinhalt genug, auch wenn Bescheidenheit sie behinderte, selber Zeugniß davon öffentlich abzulegen. Sie war 1790 auf der dänischen Insel Langeland geboren, über welche ihrem Geschlecht der Grafentitel zustand, nachdem dasselbe schon unter Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben. Wie sehr Dänemark mit Deutschland verwachsen ist, beweist abermals diese Familie und diese Frau, welche ihr ganzes Leben deutschen Männern und deutscher Sache widmete. Im Jahre 1808 ging die Familie nach dem Bade Nenndorf. Es war die Zeit wo die deutsche Brust gegen den Druck der Fremdherrschaft sich aufzulehnen begann. Preußische und französische Offiziere saßen zu Nenndorf an der Tafel; unter ihnen Adolf von Lützow, der nachherige Freischaarenführer. Ein junger Franzose, Elisens Tischnachbar, erfaßte in der Lebhaftigkeit des Gesprächs ihre Hand. Die achtzehnjährige Jungfrau fühlte sich wie befleckt von dieser Berührung, ergriff eine Wasserflasche, die vor ihr stand, und goß sie vor Aller Augen über ihre Hand, um sie abzuwaschen. Dies ward das Motiv ihrer Bekanntschaft und ihres Bundes mit Lützow. Er hatte, 26 Jahre alt, schon damals im Schill'schen Freicorps sich ausgezeichnet; seine in Kolberg erhaltenen Wunden führten ihn nach dem Bade Nenndorf. — „Er sah, schreibt die Biographin, weder regelmäßig schön, noch geistreich und bedeutend aus, aber gutmüthig und angenehm; seine großen blauen Augen trugen den Ausdruck von Treue, Wohlwollen und Bravheit; sein rundes Gesicht war von blonden Haaren umgeben. Sein offenes, männliches Wesen durfte gefallen; ein Zug von soldatischer Munterkeit stand ihm wohl an.“ Es war aber eigentlich die große Sache der Erhebung eines gedrückten Volkes, was in Elisens Augen für ihn sprach. In Pyrmont erhielt sie von Lützow den ersten Brief; die vornehme Grafentochter aus dänischen Landen besiegte alle Hindernisse, um dem deutschen Helden die Hand reichen zu können, 1810. Als das Jahr 13 begann, des Preußenkönigs Aufruf an sein Volk erging, ward Elisa die Seele der Lützowschen Werbungen. In einer kleinen ärmlichen Schenke zu Breslau wurden viele Tapfere von ihr geworben, unter ihnen auch Theodor Körner, der von Wien herbeigeeilt war. Obschon keine romantische Amazone, folgte Elisa ihrem Gatten auf allen seinen Streifzügen und trat persönlich und brieflich mit all jenen Kämpen des Freicorps in Verkehr. Lützow, ganz nur seinem Kriegshandwerk ergeben, schien die Opfer wenig zu achten, welche eine Frau von verwöhnter Herkunft ihm und seiner Sache brachte; es wird begreiflich, daß nachdem der kriegerische Rausch vorüber, auch das Band das Beide zusammenhielt, sich lockerte. Lützow hatte keinen Sinn für den Werth seiner Gattin, und in Münster, schon in Erbschaftssachen der Hülfe bedürftig, lernte sie Karl Immermann kennen, der, 1796 zu Magdeburg geboren, bei Belle-Alliance mitgefochten hatte, dann bis 1819 in Magdeburg Referendar, nach Münster als Auditeur versetzt wurde. Adolf Stahr schilderte uns den Dichter in den Vierzigen, von mittler Größe, aber stark und kräftig gebaut, eine gedrungene antike, römische Gestalt mit breiter Brust und starken Schultern, mit gehaltener Hoheit und Ruhe, Ernst und Charakterkraft in den streng geschlossenen Lippen. Als Immermann mit Elisa bekannt wurde, zählte er 23 Jahre und hatte somit den Schmelz der ersten poetischen Jugend. Er brachte dichterische Nahrung ihrem an Inhalt arm gewordenen Herzen. Des Englischen sehr mächtig, macht sie Studien mit ihm in dieser Sprache. Sie schrieb ihm Englisch und er antwortete in deutschen Versen. Vom Todestage ihrer Mutter datirt das erste, im Buche mitgetheilte Gedicht Immermanns an die Gräfin Ahlefeldt, die nach ihrer Trennung von Lützow ihren Familiennamen wieder annahm. — Lützow hatte sich förmlich beklagt, daß man ihm ihr Vermögen vorenthielt; ein roher, materieller Zug solcher Art mußte das Herz einer Frau erkälten, das für den Mann ohnedies nur um seines patriotischen Idealismus willen gefühlt hatte. Trotzdem gab sie dem Gedanken, sich von Lützow zu trennen, erst Raum, nachdem er selbst ihr den Wunsch nach der Hand eines reichen Mädchens offen und ungenirt kundgethan. Da gab sie ihn frei, gelobte sich aber ihm Freundin zu bleiben. Ihre Großmuth beim Scheiden rührte den derben Mann, und wir finden im Buche fast zärtliche Briefe vom General Lützow an seine geschiedene Gattin. Das Verhältniß zu Immermann hatte somit seine doppelte Berechtigung; es schien auf ihren eigenen Wunsch nur Freundschaft bleiben zu sollen, denn die um sechs Jahre Aeltere wies des Dichters Bewerbung um ihre Hand entschieden ab, als er 1827 nach Düsseldorf berufen wurde. Er bestürmte sie trotzdem, ihm zu folgen, und sie gaben sich gegenseitig das Gelöbniß, daß Keiner von ihnen eine Heirath eingehen wollte; auf diese Bedingung hin blieb Elisa des Dichters Gefährtin, Freundin, Muse. Wir finden im Buche eine ganze Reihe von Briefen Immermanns an Elisa; eine Stelle im dritten Bande seiner „Epigonen“ giebt aber wohl noch mehr Zeugniß von der Art wie er die Freundin auffaßte. „Es giebt nichts Erquickenderes als den Anblick einer großen, vornehmen Seele, welche das Unglück als etwas ihr Gehöriges, als das ihr von den oberen Mächten verliehene Eigenthum nimmt und hinnimmt, während kleine Gemüther sich gegen dieses Erbtheil unseres Lebens unter Winseln und Wehklagen fruchtlos sperren. Johanna war ruhig, selbst heiter. Sie verhehlte Hermann nicht, daß ihr Loos ihr für immer zerstört zu sein scheine, aber, setzte sie hinzu, wie unendlich wohler ist mir jetzt, wo ich die Brandstätte überschaue, als damals, wo ich noch mit Rauch und Flammen unselig kämpfte! — Ueber die Geheimnisse ihrer unglücklichen Ehe, über Mendons Charakter und die plötzliche Wendung seines Schicksals beobachtete sie ein strenges Stillschweigen. Einmal hatte Hermann versucht, von weitem und in der bescheidensten Weise ihre Lippen über diese Dinge aufzuschließen, war aber mit den Worten, daß man von unheilbaren Schäden nicht reden müsse, zurückgewiesen worden. Alle diese sonderbaren Verwickelungen blieben ihm also tief zugehüllt, und er brachte von denselben nur in Erfahrung, was die Gerüchte aus der Hauptstadt meldeten.“ General Lützow errang die Hand der jungen reichen Dame nicht, um deren willen seine Frau von ihm zurückgetreten war. Seine Leidenschaft kühlte sich damit ab, und er beklagte doppelt den Verlust, der nur ein Mittel zu neuem Gewinn für ihn hatte sein sollen. Ihr Ablehnen eines zweiten Ehebundes blieb aber ebenso fest, und sie glaubte im Freundschaftsbunde mit einem Manne ihr volles Genüge zu finden. Das Düsseldorfer Leben war reich an Genuß und poetischen wie künstlerischen Arbeiten. Die Malerschule entfaltete ihr eigenthümliches Leben, Felix Mendelssohn setzte in Düsseldorf den Paulus und der geliebte Freund, auf den sie Beschlag gelegt, ohne ihm ganz angehören zu wollen, leitete die Bühne. Friedrich von Uechtritz, Grabbe, Consistorialrath Moller gehörten zu den geistvoll bewegten Kreisen des dortigen Lebens; von Letzterm wie von Henriette Paalzow, der Verfasserin von Godwie Castle, enthält das Buch zahlreiche Briefe. Lützows Briefe gehen bis ins Jahr seines Todes. 1833 ward er plötzlich zur Ruhe gesetzt, und er berichtet seiner, ihm Freundin gebliebenen Frau über diese Kränkung in einem Schreiben aus Berlin, das bitter und charakteristisch genug ist. Lützow schreibt am 28. November jenes Jahres: „Berlin ist ein fatales Officiantenloch. Alles äfft dem Hofe nach. Bildung des Verstandes will ich den Berlinern im Allgemeinen nicht absprechen; das Gemüth ist ohne Fülle, sie sind in Vielwisserei, äußern Schein und Vornehmthun versunken. Der Luxus ist groß. Ein Hausvater läßt seine Kinder nach seinem Tode lieber betteln, als seine Gäste ohne Champagner. Die Frauen bedürfen unaufhörlich neuer Lumpen, und bedenken nicht, daß ihre Kinder dereinst zerlumpt einherwandern müssen. In diesem Augenblick passiren lauter schöne Wagen und Pferde, die Livreen gleichen Hoflivreen, denn jede arme Lieutenantsfrau glaubt ein Stück des Hofes sein zu müssen. Hinter dem Wagen steht ein Neuschateler Jäger, der nie einen Hasen geschossen und noch überdies das Französische seiner gnädigen Frau nicht recht zu deuten versteht, so laut sie auch das ganze Publikum damit unterhält. Vor 1813 hatte das Unglück die Berliner vernünftig gemacht; seitdem die Staatskassen richtig zahlen und die Orden fliegen, sind sie die alten, und noch schlimmer wie vor 1806.“ Der Mann der „wilden verwegenen Jagd“, der aus seiner Wohnung im Thiergarten beim Hofjäger dies schrieb, starb plötzlich, erst 52 Jahre alt, ein Jahr darauf, den 4. December 1834. Auch Immermann sollte ihr entrissen werden. Nach dreijähriger Leitung trat er von der Düsseldorfer Bühne zurück; er hatte sie so ideal führen wollen, daß sie bankerott wurde. Es folgten auf diese bittere Erfahrung Reisen der Zerstreuung. Auch sein Verhältniß zur Freundin war so ideal, daß er als realer Mann daran, wie es schien, scheiterte. In seinem Geburtsorte Magdeburg lernte er Marianne Niemeyer kennen, die Enkelin des Kanzlers in Halle. Sie war entzückt, wie er eine Dichtung vortrug, und sein Herz war für diesen neuen Reiz in der frischen Fülle des Lebens empfänglich. Immermann kehrte zur Freundin zurück und bat nochmals um ihre Hand, aber in einer stürmischen Erregtheit die sie stutzen machte. Sie wies abermals das Bündniß von sich, sie glaubte einem Manne als Freundin genug sein zu können, und in dieser Täuschung ging ihr der Freund verloren, während er seinerseits den Bruch mit ihr nicht lange überleben sollte. Wie er ihr ein Gedicht an Marianne vorlas, sprach sie ihm die Ahnung aus, diese Marianne würde sein Weib werden. Er war noch unklar und leugnete, als sie ihm andeutete, dann würde er sie verlieren müssen. Er glaubte sich die Freundin erhalten zu können, trotzdem Marianne seine Gattin wurde. Immermann verheirathete sich, und die Gräfin verließ Düsseldorf; sie ging nach Italien und Immermann war auf sich selbst und sein freilich kärgliches bürgerliches Familienglück verwiesen. Ein Jahr darauf, den 25. August 1840 starb er plötzlich an einem Lungenschlage, nachdem ihm seine Frau wenige Tage zuvor eine Tochter geboren. Man schmückte beim feierlichen Leichenbegängniß des Dichters todtes Haupt mit Blättern eines Lorbeerbaumes, den ihm Elisa gepflanzt. Für seine überlebende Familie hat sie großmüthig gesorgt. Sie zog seitdem nach Berlin, verkehrte duldsam und theilnehmend mit Allen, die sich in Kunst und Literatur regten, und starb im März 1855. — Zu bedauern ist, daß der Verfasserin des Buches von Lützows Gattin und Immermanns Freundin keine Briefe zur Mittheilung zu Gebote standen. Der Stahlstich eines Bildnisses von ihr aus dem Jahre 1816, im etwas verunstalteten Putz jener Zeit, ziert das Buch.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ♆ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ♆ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 36. Bremen, 6. September. 1857.

Inhalts-Anzeige:

Das Californische Wildhuhn.

(Callipepla Californica.)

Von J. H. Dreyer.

Herr Clemens A. Pajeken, den Lesern des Sonntagsblattes durch seine interessanten Reiseskizzen bekannt, hat sich das Verdienst erworben, eine reizende Art von Wildhühnern, Callipepla Californica, aus Californien in Deutschland einzuführen.

Die Geschichte derselben bietet so Ungewöhnliches dar und ist so anziehend, daß ihre Mittheilung in einem belletristischen Blatte sich wohl rechtfertigt.

Herr Pajeken war von dem sel. Herrn von Rennenkampf aufgefordert, für den Großherzog von Oldenburg irgend einen unbekannten ausländischen Vogel mitzubringen und wählte diese Wildhühner theils ihrer außerordentlichen Schönheit wegen, theils weil er wußte, daß sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzen. Mit zwei Pärchen langte er im Mai 1855 über Panama und Neuyork glücklich in Bremen an. Die Thierchen befanden sich vollkommen wohl, während andere, die zu gleicher Zeit ihre Heimath verlassen hatten, aus Mangel an Aufsicht gestorben waren, bevor das Schiff Panama erreichte. Die Vögel wurden zunächst nach Rastede gebracht. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit legte ein Huhn noch 16 Eier, welche man vergebens einer gewöhnlichen Henne unterschob; sie waren eben zu winzig und dünnschalig. In Rastede hatten die Thierchen aber nicht die nöthige Pflege; deßhalb nahm sie Herr Wiepken, der Custos des Museums in Oldenburg, unter seine specielle Aufsicht. Es wurde ihnen ein hohes, oben bedecktes Bauer, etwa 10 Fuß ins Gevierte und mit Sitzstangen versehen, in dem Garten des Museums eingeräumt. Im Frühling 1856 kam eine Henne durch einen Unfall um. Der trostlose Wittwer wurde ebenfalls aus dem Bauer entfernt, und so befand sich zum ersten Male ein Paar ungestört in dem Besitz einer passenden Lokalität. Das Weibchen baute nun aus Tannennadeln ein zierliches Nest von etwa 6 Zoll Durchmesser. Es begann damit so frühzeitig, daß schon die Befürchtung rege wurde, es werde in zu kalter Jahreszeit legen wollen. Aber es verwandte darauf so viele Sorgfalt und nahm sich so reichlich Zeit, daß das Brüten bis zu den wärmeren Tagen sich verzögerte. Vierzehn Junge wurden glücklich ausgebracht und gediehen vortrefflich. Herr Wiepken machte um diese Zeit eine Reise und fand bei seiner Rückkehr nur noch fünf Stück am Leben; die anderen waren in Mäuselöchern umgekommen. Im Herbste nach der Mauser waren die Jungen von den Alten kaum zu unterscheiden, und alle zusammen, drei Hähne und fünf Hennen, sollten nun, da sie sehr friedlich mit einander leben, in einem Lokale überwintern. Doch waltete ein eigner Unstern über diesen Thierchen. Eines Morgens fand man fünf von ihnen todt im Bauer; wahrscheinlich waren sie durch den Genuß irgend eines metallischen Giftes gestorben. Die Hoffnung der Einbürgerung dieser Hühner beruhte wieder nur auf dem alten Paare und einer am Leben gebliebenen jungen Henne.

Alle drei wurden nun in diesem Frühjahre noch dazu mit einem Rebhuhn und andern Vögeln in das vorigjährige Vogelhaus gesetzt, woraus die nachtheiligsten Folgen erwuchsen.

Die alte Henne baute ein Nest und fing an zu legen. Sofort aber begann nach der Weise der zahmen Hühner die junge Henne dasselbe ebenfalls zu benutzen, und so füllte es sich bald mit Eiern. Vergebens wurde ein Theil derselben herausgenommen und in ein künstliches Nest daneben gelegt; die Thierchen zankten sich um das alte; beide wollten darauf brüten. Als man nun alle Eier wegnahm und einer kleinen amerikanischen Henne unterlegte, fand sich, daß sie sämmtlich unbefruchtet waren; der Hahn hatte sich um keine der Hennen bekümmert. Diese aber fingen an auf's neue zu legen; die Eier wurden wieder weggenommen. Als sie zum dritten Male begannen, — im Ganzen legten sie 56 Eier — war das tragische Ende deutlich vorherzusehen. Die junge Henne erlag zuerst. Darauf legte die alte noch 12 Eier und begann zu brüten. Aber ihre Lebenskräfte waren erschöpft: nach 24 Stunden fand Herr Wiepken auch diese todt unter dem Neste. Aber er traute seinen Augen kaum, als er sah, daß der alte Hahn brütend auf demselben saß. „Er hatte begriffen“, schreibt Herr Wiepken, „daß die Hoffnung, sein Geschlecht in Deutschland fortgepflanzt zu sehen, schwinden würde, wenn er nicht Mutterstelle vertrete. Ich habe dies interessante Faktum in Rostock der deutschen Ornithologen-Gesellschaft mitgetheilt, und alle Anwesenden waren der Ansicht, daß diese Thatsache bis jetzt einzig dastände“; d. h. einzig in der Naturgeschichte der Hühner. Der treue Vater beendete das überaus langweilige Geschäft mit musterhafter Geduld. „Er führte die Küchlein mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit; auch lief er nicht fort, wie die Henne im vorigen Jahre, wenn Jemand hineinging, sondern kam mit ausgebreiteten Flügeln, mit denen er die Jungen schützte, Jedem entgegen.“

Das Obige verdanke ich den gefälligen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen der Herrn Pajeken und Wiepken. Anfang August fuhr ich nach Oldenburg hinüber, um diese merkwürdigen Thiere zu sehen, die mir Herr Wiepken mit großer Bereitwilligkeit zeigte. Sie saßen scharrend auf dem Boden des Vogelhauses und flogen bei unserer Annäherung senkrecht, wie Rebhühner, mit klatschendem Flügelschlage empor. Die Jungen, schon fast ausgewachsen und in der Mauser begriffen, verloren sich nach und nach auf den hinteren dunkeln Sitzstangen, der alte Hahn aber lief auf der vorderen ängstlich hin und her.

In einem Saale des Museums fand ich einen Hahn und zwei Hennen ausgestopft neben vielen Fasanen, Wald-, Reb- und Prairiehühnern: ich mußte dem kleinen Californier den Preis der Schönheit zuerkennen; er ist wirklich καλλίπεπλος, schöngewandet. Die ganze Erscheinung des Vogels hat etwas überaus Zierliches und Elegantes;

aber durch die trockne Beschreibung wird man schwerlich ein richtiges Bild empfangen. Der kleine, stark gebogene, hühnerartige Schnabel ist hornfarben; die Stirne gelblich-weiß, jede Feder in der Mitte mit einem schwarzen Schaftstrich versehen; der Kopf schwarz-grau. Auf demselben steht ein mehr als zolllanger, schwarzer Federquast, der nach vorn überhängt, aus 5 Federn besteht und nach oben zu allmälig sich keulenartig verbreitert. Von der Wurzel des Quastes zieht sich jederseits nach hinten laufend ein weißer Streifen. Die Kehle ist schwarz, von einem weißen Bande eingefaßt. Die Nackenfedern sind schiefergrau; jede derselben ist schwarz eingefaßt, so daß der Nacken getropft aussieht. Rücken und Schwanz sind olivengrau; der letztere wird geradeaus getragen. Die Schwingen sind grau; die Schwungfedern der letzten Ordnung und die ersten Deckfedern gelb eingefaßt, so daß der ganze Oberflügel gelb gesäumt erscheint. Die Brust ist schön schiefergrau; die Bauchfedern sind gelblich weiß, jede Feder ist olivenbraun eingefaßt, so daß der Bauch wie geschuppt aussieht. Mitten unter demselben ist ein rostbrauner Fleck. Die Tragfedern sind olivenbraun und mit lanzetförmigen Schaftstrichen versehen. Die unteren Schwanzfedern sind hellrostfarben angeflogen und mit schwarzen Längsschaftstrichen versehen. Die Füße sind hühnerartig, die Tarsen unbefiedert. Der Größe nach hält das Thierchen etwa die Mitte zwischen Rebhuhn und Wachtel.

Das Weibchen sieht ähnlich aus: aber die Farben sind weit weniger intensiv; der Federbusch ist etwas kürzer, die Kehle grau wie die Brust, und die weißen Streifen fehlen.

Gefüttert werden die Thierchen mit Buchweizen, müssen aber täglich Ameisenpuppen und vor allen Dingen Grünes haben, am besten ein paar Hände voll Vogelmiere.

In Californien finden sie sich sowohl in den wärmeren Thälern wie an den Bergen bis hinauf zur Schneegrenze. Sie nisten gewöhnlich ein paar Fuß über der Erde in Nestern, die aus verschiedenen Stoffen künstlich gebaut sind. Man fängt sie in Netzen, gegen welche sie ähnlich wie die Lerchen angetrieben werden, und worin sie sich verwickeln.

Ob es gelingen wird, diese Vögel in Deutschland einzubürgern? Nach den obigen Erfahrungen ist wohl kaum daran zu zweifeln. Denn wenn man von Anfang an beachtet hätte, wie streng monogamisch dieselben leben, so würde schon jetzt ihre Zahl beträchtlich genug sein.

---

* Eine Nacht in Madrid im Jahre 1578.

Historische Erzählung in Versen, frei nach Angel de Saavedra
von Adolf Laun.

I.
Die drei Anbeter.

Bald sind dreihundert Jahre schon verschwunden,
Seit der Palast des Fürsten Eboli
Durch seiner Säle ausgewählte Pracht
Des ganzen Hofes Eifersucht erweckte;
Gewebte Stoffe, wie man nie gesehn,
Aus China hergebracht auf stolzen Schiffen,
Umhüllten rings der Marmorwände Fries
Und wallten der Balkone Reih' entlang;
Auf reichen Schränken von erhabner Arbeit,
Mit Perlemutter sorgsam ausgelegt,
Auf Tischen von geschnitztem, selt'nem Holz,
Auf Marmorplatten aus Granadas Sierren
Erhoben sich gemeißelte Geschirre
Und hauchten Indiens Wohlgerüche aus.
Europa kannte damals Stolz'res nicht
Als Ebolis Karossen und Gespanne;
An Edelsteinen, Federn, Perlen, Stoffen
War reich er wie ein Fürst des Orients;
Der größte Schatz jedoch in dem Palaste
War seiner Gattin wunderbare Schönheit,
Ihr klarer Geist und ihres Wesens Anmuth;
Beneidet von Castiliens stolzem Hof
War sie die Göttin dieses reichen Tempels,
Des Kreises Sonne, welcher sie umgab. —
Drei Männer kamen zu verschied'nen Stunden
Dorthin, ihr Huldigungen darzubringen
Und sich von ihr ein Lächeln zu erobern;
Sie brannten, ob verschieden auch ihr Alter,
Für solche Schönheit doch in selber Gluth:
Der eine, schon bei Jahren, ernst und düster,
War mager, bleich und gelblich von Gesicht,
Sein Auge flammte bald hyänenartig,
Und bald verlosch es matt und unbestimmt;
Des Denkens Furchen lagen auf der Stirne,
Im Antlitz heißer Leidenschaften Spuren;
Das röthlich dünne Haar, der lock're Bart
Erhöhten der Erscheinung Seltsamkeit;
Die schwarze Kleidung war vom feinsten Stoff,
Und reiche Orden schmückten seine Brust;
Der and're untersetzt, von mittler'n Jahren,
Von Farbe bräunlich, dunk'lem Aug' und Haar,
Hatt' einen Ausdruck von Verwegenheit;
Den breiten Mund umspielt' ein schlaues Lächeln
Und zeigte Bosheit, mit Verstand gepaart;
Nachlässig, wenn auch reich, war seine Kleidung,
Sein Wesen von gemachter Vornehmheit.
Der dritte war der jüngste von den Drei'n,
Ein schlanker Mann mit braunem Lockenhaar,
Das Auge lebhaft, ausdrucksvoll die Züge;
Beim ersten Anblick gab die ganze Haltung
Den vornehm, fein erzog'nen Ritter kund.
Der erste kam, sobald sich das Gebirge
Im Westen hüllt' in Abenddämmerung,
Und blieb, bis rings umher von allen Thürmen
Die Vesper zum Gebet die Seelen rief;
Der zweite kam des Morgens meist, sobald
Der Herr des Schlosses ausgegangen war;
Der dritte band an keine Stunde sich
Und kam, so oft des Zufalls Gunst es wollte. —
Wem von den Drei'n gab sich die Fürstin hin,
Für wen verletzte sie die Pflicht? Für keinen,
Rein war ihr Leben wie das Licht der Sonne,
Doch in des Herzens Grund blickt Gott allein.
In jenes ersten Mannes Gegenwart
Beschlich die Brust der Fürstin eis'ge Furcht,
Dem zweiten trat sie ernst und stolz entgegen,
Doch maß sie sorgsam ihrer Worte Ton,
Beim dritten war sie, wenn auch still und träum'risch,
Doch offen, frei von Mißtrau'n und von Furcht.
Philipp der Zweite, dem sich Spanien beugt,
Ist jener erste nächtliche Besucher,
Der zweite nennt Antonio Perez sich,
Des Königs Sekretär und rechter Arm,
Der seine tiefgeheimsten Pläne kennt.
Der dritte heißt Juan von Escobedo;
Er ist's, in dessen Brust Juan von Oestreich
Vertrauend sein Geheimniß niederlegt.

II.
Abendbetrachtung.

Wo jetzo in Madrid sich der Palast
In ungeheu'ren Massen stolz erhebt,
Stand sonst, gebaut aus grauem Stein und Ziegeln,
Das alte Schloß mit Erkern und mit Thürmen,
Nicht würdig eines Königs Haus zu sein;
Der Arco und das Arsenal umgaben
Den weiten Platz noch nicht, wo zur Parade
Die königliche Garde sich versammelt,
Und düst're Mauern zogen sich von dort
Bis zu des seichten Flusses steilem Rand. —
Es war ein stiller Abend des April,
Wo hinter leisem Duft und gold'nen Wolken
Die Sonne niederging, dem Schooß der Nacht
Im Osten sich der Sterne Licht enthob;
Auf einem der Balkone jenes Schlosses
Stand eine schwarze männliche Gestalt,

Gestützt auf's Gitter, westwärts hingeneigt,
In schweigende Betrachtung ganz versenkt,
Philipp der Zweite war es, der ermüdet
Von Staatsgeschäften, draußen sich erging.
Sein Blick verfolgt der Sonne Niedergang,
Gedanken mannichfach durchziehn sein Haupt,
Das eine Welt umfaßt. Er blickt dorthin,
Wo noch im Untergehn das Tagesgestirn
Die Küsten Lusitanien's bestrahlt,
Das seinem Scepter jüngst sein Glück erwarb,
Und sinnt, wie er das neue Reich sich sich're.
Doch weit'ren Flug nimmt seine Phantasie,
Sie schwingt sich über ungemess'ne Meere
Und folgt der Sonne Bahn zum fernen Strand,
Wo glorreich Spaniens Standarten wehn,
Er sagt sich stolz: so weit die Sonne strahlet,
Bestrahlt sie Völker, die mir unterthan;
Dann aber wendet sich sein Blick nach innen,
Und düsterer Betrachtung weicht sein Stolz.
Er sieht die Wolkenbank, die auf die Sonne harrt,
Um sie bei ihrem Scheiden zu verdunkeln.
So, spricht er, warten auf des Königs Tod
Die Menschen, um ihn fühllos zu verläumden.
Die Sonne schien ihm eine große Leiche,
Die, in der Dämmrung Bahrtuch eingehüllt,
In's Grab der fernen Berge niedersank.
Er schauderte, wie er des Todes dachte,
Der Alles löst und Alles mit sich rafft,
Und kalter Schweiß umzog die trockne Stirne,
Zum Osten blickt' er d'rauf, dem dunkelen,
Das Schauspiel fliehend, das der Westen bot;
Auftauchen sah er dort viel bunte Sterne
Und murrte bitter lächelnd vor sich hin:
Sobald der Glanz der Majestät erlischt
Wie keck und übermüthig zeigen dann
Die kleinen Herrn sogleich ihr armes Licht!
Doch auch von dort ab wendet sich sein Blick
Und schweift umher, die trübe Ahnung meidend,
Bis er auf dem Balkon der Fürstin ruht.
Ganz nahe sieht er zwei Gestalten dort,
Die hell'r ein Weib, die dunkele ein Mann;
Ein scharfer Laut entfährt ihm, sein Gesicht
Verzerret sich, die Dunkelheit verwünschend,
Die näh'res Spähn unmöglich macht, schließt rasch
Mit starkem heft'gem Schlage er den Balkon. —

III.
Das Geheimniß.

Im düsteren Gemach, erleuchtet nur
Von zweier Kerzen Schein, wo wenigen
Der Eintritt war erlaubt, am Arbeitstisch
Harrt auf des Perez Ankunft König Philipp;
Es öffnet sich die Thür, er tritt herein,
Indem er schweigend sich vor ihm verneigt,
Der König winkt mit gnäd'gem Blick ihn her
Und bald entspinnt sich dieses Zwiegespräch:

Philipp.

Mein Bruder Don Juan (im Grund ist er
Ein Bastard nur, und das ist ja genug)
Geht mit geheimen Plänen um, er sucht
Zum Aufstand Holland zu verführen.

Perez.

Bedenklich ist dort seine Macht, o Herr.

Philipp.

Ich, Perez, fürchte Nichts, denn jeden Schritt
Bewachend weiß ich, was er denkt und spricht.

Perez.

Weil Allumfassend deines Geistes Blick — — —

Philipp.

Und meine Macht — — —. Er schenket sein Vertraun,
Wie's scheint, dem Don Juan von Escobedo.

Perez.

Ja, die geheimsten Pläne kennet er.

Philipp.

Und jeder Auftrag wird durch ihn vollführt.

Perez.

Durch seine Hände gehen alle Briefe,
Ein grünes Taschenbuch bewahrt sie auf,
Das niemals seine Brust verläßt.

Philipp.

Nimm's ihm weg,
Ich brauch's.

Perez.

Herr, das ist keine leichte That.

Philipp.

Vor meiner Macht giebt's nichts Unmögliches!
Zog er die Fürstin nicht in sein Vertraun?
Die klugen Weiber pflegen falsch zu sein.

Perez.

Ich glaube nimmer, daß so hohe Dame — — —

Philipp.

So schön und so voll Geist, doch Escobedo
Geht oftmals in's Geheim zu ihr, heut Abend — — —
Der König sprach so leisen Tones weiter,
Daß was er sprach, kaum zu vernehmen war;
In bleicher Furcht erbebend horchte Perez
Und sprach, sobald der König schwieg: O Herr,
Dein Wunsch und Wille war mir stets Gesetz,
Jedoch wenn du ein Schreiben deiner Hand,
Auch nur die Unterschrift, denn das genügt — —
Der König, dies vernehmend, tritt zurück
Die Augen glühen wie zwei Feuerkohlen,
(Dem Perez ist's, als ob der Boden bebt,)
Er spricht verachtend auf ihn niederblickend,
Wie wenn auf eine Ratt' ein Tiger blickt:
Freund, du hast Recht, nicht leicht ist mein Begehr;
Er schreibt vier Wort' auf ein Papier, das er
Dem Perez reicht; der nimmt es zitternd hin
Und geht, doch hängt wie eine Eisenstange
Die Hand, womit er's nahm, am Leib ihm nieder;
Der König blickt mit eisigem Gesicht
Ihm nach und spricht: Geheimniß, rasche That!
Ich bin's, der König, der es dir befiehlt,
Dann nimmt er Hut und Stock und lenkt den Schritt
Langsam zum Schloß des Fürsten Eboli.

IV.
Das grüne Taschenbuch.

Auf einem prächt'gen Divan sitzt die Fürstin;
Ein Kandelaber, der sechs Kerzen trägt,
Wirft so die Strahlen auf ihr Angesicht,
Daß Rosengluth dem Glanz des Schnees sich mischt,
Ihr blondes Haar wie reines Gold erscheint
Und wie ein Sternenkranz ihr Diadem;
Sie stützt des schönen Armes Elfenbein
Auf einen Tisch, den Persiens Wolle deckt,
Wo Vasen, fremd' an Farb' und an Gestalt,
Aushauchen mannichfachen Blumenduft;
Vor ihr, auf einem Mahagonisessel,
Dem ersten, den man in Europa kannte,
Sitzt König Philipp, der sich Mühe giebt,
Sorglos und frei und offen zu erscheinen;
Nach mancher feingeschnitzten Schmeichelei,
Nach manchem Wort der bloßen Etiquette
Bricht er hervor: Ihr habt Sennora heut
Besuch gehabt? und schaut sie, die erbleicht,
Mit eines Fuchses Blicken forschend an,
Doch sie erwiedert stammelnd drauf: Nein, Herr,
Ich blieb allein, nur der Verwalter kam
Auf einen Augenblick. — Der König schweigt
Und lächelt still und hämisch vor sich hin;
Nach einer Weile, die ihr ein Jahrhundert

Zu dauern scheint, ergreift er eine Zither,
Reicht sie ihr hin und sagt galanten Tons:
Belebt, beseelt, Sennora, rings das Schweigen
Und nehmt den Sinn, die Seele mir gefangen.
Gehorchend greift die Fürstin in die Saiten,
Doch traurig, unbestimmt erklingen sie;
Der König geht gemessnen Schritt's einher
Und leiht den Tönen kaum sein Ohr, denn ihn
Beschäftigen ganz andere Gedanken,
Sein Angesicht, ob's Ruh auch heuchelt, zeigt,
Daß er im Innern mit sich selber kämpft;
Die Fürstin kennt die Art und fleht im Stillen
Zu Gott, daß der Besuch bald enden möge;
Er öffnet dann die Thüre des Balkons,
Blickt spähend lang hinaus und horcht und lauscht
Und läßt zurück sich wendend halb sie offen stehn.
Beim Zug der Luft erbeben alle Kerzen,
Und Alles flirrt in unbestimmtem Licht;
Phantastisch scheinen Möbeln und Tapeten
In Schreckgestalten ihr sich zu verwandeln;
Herr, spricht sie, scheust du nicht die Abendluft?
Sie ist so kalt, bedenke die Gesundheit;
Bevor er Antwort gab, ertönt vom Thurme
Die Vesperglock', er beugt das Knie zur Erde,
Die Fürstin auch und schweigend beten beide;
Die Brust sich kreuzend stehn sie wieder auf;
Der König blickt empor und lauscht aufs Neue;
Von ferne klingt's, als wär's ein geller Schrei,
Die Fürstin horcht erschreckt: „Was ist's?“
Sie eilt voll banger Ahnung zum Balkon,
Doch Philipp schließt ihn rasch und spricht beruh'gend:
Nichts, eine Wache, die vorüberzieht;
Die Fürstin steht noch immer zitternd da,
Der König starrt auf die Tapetenwand,
Und banges Schweigen herrschet im Gemach;
Ein Page eilt herbei und meldet Perez,
Und Perez kommt, zerstört, in wilder Kleidung;
Unheimlicher als je ist die Erscheinung;
Sein Antlitz fahl, halb offen steht der Mund,
Ein jedes Glied erbebt an seinem Körper,
Er eilt zum König, flüstert ihm in's Ohr
Und reicht ein Taschenbuch von grünem Sammt
Ihm dar. Der König nimmt's und scheint zufrieden;
Sein Antlitz zeigt die Freude, die's ihm macht.
Die Fürstin sieht das Buch, sie sieht's mit Schrecken,
Denn sie bemerkt d'ran einen Tropfen Blut,
Noch frisch und roth, und sieht auch blut'ge Spuren
An Perez' Wams und seiner Hand, die zittert;
Sie seufzet auf, ihr Haupt erfaßt ein Schwindel
Und athemlos sinkt sie im Sessel hin. —

V.

Der Leichnam, der Flüchtling, der Todte.

Am andren Morgen, als das Volk zur Messe
In Sankt Mariä-Kirche sich begab,
Lag hingestreckt in jener engen Gasse,
Die zum Gerichtshof führt, ein blut'ger Leichnam
Mit zweien Wunden, die ein Dolch gebohrt;
Don Escobedo ward sogleich erkannt,
Juan von Oestreichs Freund und Kammerherr;
Der Kette Gold, der Ring an seinem Finger
Bewiesen klar genug, daß dieser Mord
Von einem Räuber nicht begangen worden. —
Antonio Perez wurde bald darauf
Landflüchtig; Aragonien durchschwärmend
Erweckt' er Unruhn dort mit seiner Schaar;
Verurtheilt und geächtet starb in Noth
Und Elend er in einem fremden Lande. —

Nach ein'gen Jahren rief von seinem Throne
Der Tod den greisen König Philipp ab,
Zur Rechenschaft vor des Allmächt'gen Stuhl;
Wo jene drei sich wiedersahn? das weiß
Nur Gott; ich aber glaub' — es war die Hölle.

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)
Von Friedrich Ehrendorf.

V.

Am festgestellten Tage fuhren der Professor und Langenau ab. Langenau unterhielt sich damit, den Professor aufzuziehen und dann und wann nach den blauen Bergen zu sehen, die ihm so lieb waren, und die von Stunde zu Stunde immer blässer wurden, bis sie endlich als unkenntliche Hügelreihen ganz hinter dem Horizonte versanken. Langenau wußte recht gut, wohin man ihn führe, aber er verhielt sich ruhig und warf nur dann und wann einen listigen Blick auf seinen Gefährten.

Wer die beiden Reisenden aufmerksam betrachtet und das Ziel ihrer Reise gewußt hätte, würde keinen Augenblick Anstand genommen haben, bei der Frage, wer von Beiden der Patient sei, den Professor dafür zu erklären. Trug er doch bei der drückenden Julihitze eine dicke Pelzmütze auf dem Kopfe und über dem doppelten Rocke noch einen großen, weiten Mantel; über die Stiefeln hatte er große schwarze Filzschuhe gezogen, während der Doctor seine gewöhnliche Sommertracht angelegt hatte, und in seinem übrigen Wesen aber einem durchaus vernünftigen Menschen ähnlich sah.

Als sie am Irrenhause ankamen, ging ihnen der Director desselben freundlich entgegen. Der Doctor kannte das Haus recht gut, da er schon in früheren Jahren auf seinen Fußwanderungen häufig an demselben vorbeigekommen war. Der Professor konnte sich so schnell nicht aus seinen Mantelfalten herauswinden; daher sprang Langenau, der, wie schon erwähnt ist, sehr kräftig und zugleich gewandt war, mit einem Satze aus dem Wagen und machte dem Herrn Director eine artige Verbeugung, wobei dieser ihm mit einem freundlichen „Willkommen“ die Hand reichte, die er herzlich schüttelte. Mit der unbefangensten Miene von der Welt wies er hierauf nach dem Wagen, indem er dem Director ins Ohr sagte: „Unser Patient wird sogleich erscheinen; sein Zustand ist viel schlimmer geworden, und wir müssen eilen ihn in Sicherheit zu bringen. Sehen Sie zu, was mit dem Burschen anzufangen ist.

„O, ich denke, es wird recht gut gehen“, entgegnete der Director eben so leise, indem er in dem Wagen die dunkle Gestalt des Professors bemerkte, der immer noch in seinen Kleidern steckte und schrecklich stöhnte und keuchte, da er nicht herauskommen konnte.

„Auf eins muß ich Sie noch aufmerksam machen“, sagte der Director hierauf mit bedeutsamen Blicke, „seine Verrücktheit ist ohne Zweifel eine Folge ungemessenen Ehrgeizes. Der arme Mann bildet sich nämlich schon seit Jahren ein, Anspruch auf meine Stelle als Professor und Director des Gymnasiums zu haben, und dies ist in der letzten Zeit so zur fixen Idee bei ihm geworden, daß er sich seit einigen Wochen als denselben betrachtet, und wir, seine Collegen haben ihn auch stets in diesem Wahne gelassen.“

„Ganz charmant, ganz charmant, Herr Professor“, rief der Director lächelnd, „Sie haben das Richtige getroffen, und ich denke, es wird gut sein, wenn auch wir, so lange Sie hier sind, dasselbe Verfahren beobachten.“

„Wie Sie meinen, lieber Herr Director“, war Langenau's Antwort, der an den Wagen trat, und freundlich hineinrief: „Nun, mein liebster Herr Professor, noch nicht fertig?“

„Ich begreife nicht“, sagte der Angeredete stöhnend. — „Es hat sich mir Etwas — irgend ein impedimentum — zwischen die Füße geschoben.“

„Sehen Sie“, zischelte der Doctor dem Director zu, „in seinem Zustande bringt er stets lateinische Worte in die Unterhaltung, das macht er oft so.“

Da die Enthülsung des Professors etwas gar zu langsam vor

sich ging, gab der Director endlich zwei stämmigen Burschen, die bereits in dem Thore standen, einen Wink. Ohne Weiteres faßten sie den Professor beim Kragen, zogen ihn aus dem Wagen heraus und stellten ihn auf seine beiden Füße. Ganz von Schweiß triefend, die langen schwarzen Haare um seine Stirn hängend, eine bejammernswürdige Gestalt mit einem Wort, stellte sich der Professor dem Director vor. Die Miethkutsche, in der sie gekommen waren fuhr nach der Stadt zurück.

„Seien Sie mir in meiner Behausung willkommen, Herr Professor“, sagte der Director und reichte ihm die Hand.

„Danke – danke“ — erwiederte gravitätisch der Angeredete.

„Wie wundervoll schön sind diese Anlagen, wie reizend der Park dort hinten — das wäre ein prächtiger Ort die Ferien hier zuzubringen, Herr Professor — was meinen Sie?“ fragte Langenau, der sich noch nie so gewandt und weltmännisch betragen hatte als grade heute.

„In der That, — in der That, — wenn die Landluft meine Gesundheit nicht zu sehr angriffe“, sagte der Professor rasch, indem er auf das Haus zueilte, um aus dem Zuge zu kommen, dem er sich unter dem Thorwege ausgesetzt sah.

Da diese Antwort auf eine so vernünftige Frage verrückt genug war, konnte in dem Director um so weniger ein Mißtrauen erwachen — denn jeder, wie schon gesagt, hätte sich bei der Frage, wer von Beiden der Geisteskranke sei, für die Person des Professors entschieden.

Dieser war nicht sobald ins Haus getreten, als der Director den beiden stämmigen Burschen zurief, sie sollten dem Herrn hier helfen es sich bequem machen. Ohne Weiteres befreiten ihn die Kerle von seinem schweren Mantel; als sie aber Miene machten, ihm auch seine Pelzmütze zu entführen, sträubte sich der gelehrte Herr gewaltig und behielt sie, um sich nicht zu erkälten, sogar in dem Zimmer des Directors auf. Er fühlte sich, wie er sagte, von der Reise sehr angegriffen, und müßte sich nothwendig erst erholen, um dann die Geschäfte, die ihn hergeführt, in Ordnung bringen zu können. Langenau war dagegen rüstig und munter und warf bisweilen einen verstohlenen Blick auf den Director, den ihm dieser mit einem leisen Räuspern beantwortete.

Seiner Gewohnheit gemäß hatte sich der gute Professor auf eine wohlgesetzte Anrede schon vorher vorbereitet, doch da ihm der Doctor in der Begrüßung des Directors vorgekommen war, paßte dieselbe nicht mehr, weßhalb er sich genöthigt sah, eine andere Einleitung für sein Geschäft zu ersinnen. Unserem Doctor kam jedoch Alles darauf an, ihn nicht zu Worte kommen zu lassen, weil sonst sein Plan vielleicht entdeckt und Alles verloren gewesen wäre. Er begann daher die Unterredung über die Absicht ihrer Reise selbst.

„Nun, Herr Professor, ich hoffe, die Landluft wird Sie an diesem Orte nicht, wie Sie fürchten, zu sehr angreifen; die Witterung ist sehr mild und trocken in dieser Gegend.“

„Für die kurze Zeit meines Hierseins denke ich, Nichts fürchten zu müssen.“

„Kurze Zeit“ — entgegnete Langenau achselzuckend, „hoffen wir, daß Ihr Aufenthalt hier nur kurze Zeit dauere, damit wir Sie recht bald wieder den Unsrigen nennen können.“

Der Professor machte große Augen, dann schüttelte er den Kopf und winkte dem Director, als wollte er sagen: Sehen Sie, nun hat er wieder seinen Anfall. Der Director aber verstand ihn nicht und entgegnete etwas ironisch: „Wie könnte ein so grundgelehrter Mann, wie der Herr Professor auch lange seinen Pflichten entzogen werden; wir schicken Sie so bald als möglich wieder zurück.“

„So bald als möglich? Ich kehre zurück, sobald unser Geschäft beendigt ist.“

„Geschäft“ — sagte der Doctor rasch — „haben Sie Geschäfte hier? Ach ja, Herr Professor, Sie wollten mit dem Herrn über einige, sehr wichtige psychologische Fragen conferiren, und da ich Sie dabei nicht stören darf, bin ich so frei, mich auf ein Paar Minuten zu entfernen, um mir die Parkanlagen anzusehen. „Thun Sie das, mein Lieber“ — sagte der Professor, der froh war, daß der Doctor sich entfernte, weil er den Director gern allein gesprochen hätte.“

Als der Erste aber das Zimmer verließ, gab er dem Director einen geheimen Wink, daß er ihn bis vor die Thür begleiten solle. Vor der Thür sagte Langenau leise zu ihm: „Nun, Herr Director, das Wichtigste wäre denn abgemacht; was wir schriftlich besprochen haben, dabei bleibt es doch wohl, nicht wahr?“

„Ja wohl, — Herr Professor, — sobald der Doctor nicht wieder vollkommen bei Verstand ist, kommt er nicht heraus, und wenn er Zeitlebens bei mir bleiben müßte. Für seine Pension wird er natürlich gut und anständig gehalten.“

„Dürfte es nicht gut sein, fragte dann der Doctor, wenn ich mich sogleich bei Ihnen verabschiedete. Er könnte Lust bekommen, mit mir reisen zu wollen.“

„Auch mich dünkt, daß es viel besser ist“, sagte der Director, „wenn er Sie nicht mehr sieht“

Der Doctor drückte dem Director warm die Hand, dankte ihm für die viele Mühe, die er seinetwegen gehabt, nahm höflichen Abschied und entfernte sich.

Der Director kehrt in das Zimmer zurück und entschuldigte sich beim Herrn Professor, daß er ihn so lange allein gelassen. —

„Bitte, bitte“ entgegnete dieser selbstgefällig, ein Mann wie ich ist nie allein, wenn er sich nur mit seinen eignen Gedanken beschäftigen darf.“

„Und woran dachten Sie so eben“ —?

„Woran anders als an die turbationes animi, die Cicero in den quaestionibus tusculanis mit so großer Schärfe behandelt. Wie sollte man an diesem Orte nicht auf dergleichen Gedanken geführt werden?“

„Wissen Sie denn wirklich, Herr Professor, wo Sie sind?“

„Wie sollte ich nicht? Hätte ich sonst meinen unglücklichen Collegen von Langenau hierher gebracht?“

„Wie?“ fragte der Director erstaunt. — „Sie, der Herr Professor Polycarpus, haben den Doctor von Langenau hierher gebracht?“

„Daß ich nicht anders wüßte“, gab der Professor zur Antwort und machte fast so verwunderte Augen als der Director, der kopfschüttelnd für sich hinmurmelte: „Ganz neue, ganz eigenthümliche Erscheinung des Wahnsinns.“

„Sie sind also der wirkliche Professor Polykarpus —?“

„Der nämliche, zu dienen, der die berühmte Abhandlung de philosophia summa vitae magistra geschrieben hat.“

„Nun, Herr Professor“, sagte der Director etwas barsch „so muß ich Ihnen erklären, daß Sie bei mir Gelegenheit finden werden, Ihre Philosophie einmal in der Praxis als Lehrerin des Lebens zu erproben. Sie werden Ihre Studien einige Monate ganz und gar sein lassen, werden sich fleißig Bewegung machen, tüchtig spazieren gehen, Ihren Gedanken nicht immer nachhängen, werden mit mir die Natur genießen und in meiner Familie Musik hören, und dann“ —

„Ich begreife, ich verstehe Sie nicht — Sie sprechen von meinem Collegen, dem Doctor Langenau —; der soll —“

„Ja wohl, ja wohl — der Doctor von Langenau der soll das Alles — denn der Professor Polykarpus ist längst über alle Berge nach der Stadt zurück.“

Der gute Professor drückte die Hände an die Stirn: „Mir droht der Kopf zu platzen“, sagte er dann, „es muß hier ein entsetzlicher Irrthum vorgefallen sein.“ —

„Beruhigen Sie sich, mein Bester, durchaus kein Irthum — durchaus nicht.“ —

„Aber sagen Sie mir“, rief Polykarpus, der das Bedenkliche seiner Lage zu begreifen anfing: „Sagen Sie mir um Gottes willen, ist Langenau fort?“

„Der Professor ist nach der Stadt zurück, und Sie, mein lieber Doctor, bleiben hier.“

„Unmöglich“, rief der Professor und sprang auf, so daß sich ihm bei der Heftigkeit der Bewegung die Pelzmütze auf dem Kopfe verschob. —

„Bleiben Sie ganz still — ganz ruhig.“ —

„Ich muß fort — ich muß ihm nach — er ist entwichen — um des Himmels Willen, das giebt ein Unglück.“ —

„Nur ganz still — nur ruhig Blut, Doctorchen“ redete ihm der Director gutmüthig zu — „alle Ihre Anstrengungen nützen Ihnen nun Nichts mehr.“ —

„Abscheuliche Verrätherei — eine Erfindung des Teufels — ein Bubenstück — lassen Sie ihm nachsetzen, Director, auf meine Verantwortung — er ist der rechte — nicht ich.“ —

„Nur keine weitere Aufregung, mein Freund“, sagte der Director, der ruhig und kalt blieb wie ein Marmorblock, da sein Beruf ihn an dergleichen Auftritte gewöhnt hatte.

„Aber ich schwöre es Ihnen, daß hier ein Irrthum obwaltet — bei allem, was Ihnen und mir heilig ist.“ —

„Schwören Sie bei allen Neunundneunzig Göttern Griechenlands und beim Styx noch dazu — Sie bleiben hier.“ —

Der arme Professor war kreidebleich — was sollte er thun? — er eilte nach der Thür, — der Director zog ihn am Arm zurück; — er stürzte voll Verzweiflung nach dem Fenster um hinauszuspringen, da das Zimmer zu ebener Erde lag, — der Director faßte ihn mit kräftigen Armen und trug ihn schwebend zurück, während Polykarpus sich wüthend mit Händen und Füßen wehrte.

Wenn er vorher noch seinen Verstand hatte, diese Situation und der unerwartete Ausgang der Sache hätte ihn darum bringen können. Er versuchte alle möglichen Mittel, um das steinerne Herz des Directors zu erweichen — er bat, er flehte, er drohte — er erschöpfte sich an Beweisen, daß er gar kein andrer als Polykarpus der Professor sein könne, — aber Nichts half; — je mehr er bewies, desto mehr überzeugte sich der Director, daß er es mit einem wirklich Tollen zu thun habe, und als ihm die Scene zu lange dauerte, zog er einen Klingelzug, und die beiden stämmigen Burschen traten ein.

„Nach Nr. 18!“ sagte dann der Director kaltblütig. Die Kerle nahmen unsern stöhnenden und zitternden Polykarpus auf den Arm, trugen ihn zur Thür hinaus, wobei ihn der eine so fest an sich drückte, daß ihm die Sinne vergingen, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem reinlichen, ganz angeweißten Zimmer, das weiter keine Möbeln als ein Bett enthielt, und das durch ein kleines vergittertes Fenster unmittelbar unter der Decke nur spärliche Lichtstrahlen einließ. Hier hatte der verzweifelnde Gelehrte Zeit genug, über sein merkwürdiges Schicksal nachzudenken.

Die Frau Professorin erwartete an diesem Tage ihren Gemahl vergebens zurück, und als er auch am folgenden Tage nicht erschien, war ihre Unruhe und Sorge unbeschreiblich groß, besonders da seine Anwesenheit schon der Schule wegen unbedingt nothwendig war. Man schickte einen Boten an den Director des Irrenhauses, und dieser brachte die Nachricht, der Professor sei unmittelbar nach seiner Ankunft zu Fuß wieder nach der Stadt zurückgekehrt. Diese Nachricht war erst recht räthselhaft, da der Professor sonst kaum ein Paar Tausend Schritte gehen konnte, ohne Schmerzen in den Füßen zu fühlen. In der Stadt tauchten allerlei Gerüchte und Vermuthungen auf, welche die Angst der guten Frau aufs Höchste steigerten. Endlich, nachdem mehrere Tage verstrichen waren, ohne daß man auch nur eine Spur von dem Verschwundenen entdeckt hätte, machte sich die besorgte Frau selbst auf die Reise, um über ihren unglücklichen Gatten gründliche Nachforschungen anzustellen. Sie fuhr am Irrenhause vor und verlangte den Director zu sprechen. Als derselbe erschien, bat sie ihn mit Thränen um nähere mündliche Auskunft über ihren verschollenen Gemahl und verlangte zugleich den Doctor von Langenau zu sprechen, im Falle, daß dieser vielleicht lichte Stunden habe und etwas Näheres über ihren Mann wüßte. Diese Bitte konnte man ihr natürlich nicht abschlagen; man führte sie ins Haus und durch mehrere lange Gänge nach Nr. 18. Wer beschreibt den Schrecken und zugleich das Entzücken der beiden Gatten!

Stumm und zerknirscht saß Polykarpus auf seinem Bett und kaute aus Mangel an anderer Unterhaltung an seinen Nägeln, da man ihm, weil er hartnäckig fortfuhr sich für den zu halten, der er wirklich war, jede Beschäftigung mit Lectüre versagt hatte. „Meine Retterin, meine Erlöserin“, rief er aus, als er seine Ehehälfte ansichtig wurde, und schwankte mit schlotternden Knieen auf sie zu, um ihr in die Arme zu sinken. Der verblüffte Director stand bei dieser Scene wie vom Donner gerührt und stammelte verwirrte Entschuldigungen, die aber von Niemandem gehört wurden, weil das Schluchzen der beiden Gatten zu laut war; endlich riß sich der Professor aus den zärtlichen Umarmungen, warf einen durchbohrenden Blick auf die dabei stehenden stämmigen Burschen und einen höhnisch triumphirenden auf den Director — verlangte seinen Mantel, seine Pelzmütze und seine schwarzfilzenen Ueberschuhe und trat am Arm seiner treuen Gattin, ohne ein Wort zu sagen, vor die Thür, wo der Wagen ihrer harrte. Bald führte ihn dieser von dem entsetzlichen Orte seines mehrtägigen unfreiwilligen Aufenthalts nach der Stadt zurück, wo seine Ankunft die wunderlichen Gerüchte, die man über sein Verschwinden verbreitet hatte, bald Lügen strafen sollte. Dieser komische Ausgang einer so ernsten Angelegenheit vernichtete aber das Ansehen des Scholarchen in der Stadt und auf der Schule vollständig, so daß es der gute Professor für das Gerathenste hielt, um seine Entlassung zu bitten und seine letzten Tage ruhig in einer entfernten Stadt des Königreichs, nur mit seiner Frau und seinem Demosthenes redivivus beschäftigt, zu verleben.

Eine lange Zeit blieb auch der entwichene Doctor von Langenau so gut wie verschollen, bis er endlich in einem Schreiben an den Magistrat seinen Aufenthalt entdeckte und um Zusendung seiner Pension nach einem entlegenen Dorfe im Riesengebirge, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, bat.

Leider sollte er die Ruhe der Einsamkeit dort nicht lange genießen, da Ereignisse eintraten, die mit seinem früheren, bisher ganz unbekannten Leben in unmittelbarem Zusammenhange standen und ihn so aufregten, daß er nach mehreren wiederholten Anfällen von Geisteszerrüttung seinen Leiden endlich erlag. Auf welche Weise die Papiere des Verstorbenen in die Hände des Verfassers geriethen, ist bereits mitgetheilt, und diese allein können über die Eigenthümlichkeiten des merkwürdigen Mannes genügenden Aufschluß geben, vorausgesetzt daß der Leser Lust hat, die Schicksalsverkettungen eines reichen Menschenlebens, seine mannichfaltigen Wechselfälle und Einzelheiten kennen zu lernen. Daß in dem Helden unserer Erzählung ein großartiger und seinem ganzen Wesen nach origineller Geist durch äußere Einwirkungen zerrüttet war, wird wohl einem Jeden, der unseren Mittheilungen bisher gefolgt ist, klar geworden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

— * Demnächst wird der zweite Band von dem großen kulturgeschichtlichen Werke „Deutschland im 18. Jahrhundert“ von Karl Biedermann erscheinen. Der Verfasser läßt daraus soeben ein Fragment „Leibnitz und seine Zeit“ in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ abdrucken.

— * Dem Festgruß von Hofrath Schöll in Weimar „Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von K. A.“ enthaltend (11 Bogen, bei Böhlau in Weimar), einem sehr gut und zweckmäßig geschriebenen Gedenkbuche, ist nun auch als ein zweiter „Festgruß zum 3. September“, von Droysen in Jena ein Schriftchen von zwei Bogen (Jena, Frommann) gefolgt, betitelt: „Karl August und die deutsche Politik“, hauptsächlich Karl August's Betheiligung an den Fürstenbunds- und Unionsplanen der achtziger Jahre (zum Theil nach noch ungedrucktem archivalischem Material) schildernd, dessen tiefergehende, leider unverwirklicht und großentheils damals sogar unverstanden gebliebene Reform-Ideen für das deutsche Reich und sein zähes Festhalten an einer preußisch-deutschen Politik hervorhebend. Das Schriftchen schließt mit den Worten: „Noch einmal, im Frühling 1828, besuchte Karl August den Hof zu Berlin, um jenes Verlöbniß zu feiern, aus dem die Hoffnung Preußens und Deutschlands erblühen sollte.“ — Bekanntlich starb Karl August auf der Rückreise von jenem seinem letzten Aufenthalte in Berlin in Gradiß, in den Armen des (damaligen) dortigen Stallmeisters Herrn von Thilow.

— * Man schreibt uns aus Weimar vom 2. September: Ein frisches, herrliches Leben durchweht heute unsere kleine Residenz. Es ist der Vorabend der Septemberfeste, und die Stadt hat durchweg schon ein feierliches Gepräge. Die wehenden Flaggen am Rathhause, auf dessen Spitze das Schwarzrothgold in die Luft hinein flattert, der üppige Schmuck von Kränzen, mit denen die Dichterhäuser geziert sind, die einfach-würdige Herrichtung des Fürstenplatzes, auf dem morgen zunächst die Grundsteinlegung zum Denkmal des Herzogs Karl August erfolgt, — das Alles macht einen erhebenden und wohlthuenden Eindruck. Man behält ihn auch auf dem Rathhause, wo die Karten für die einzelnen Festlichkeiten ausgetheilt werden, und verliert trotz der schlechten Einrichtung des Bureaus die gute Stimmung nicht. Die Zahl der herbeigeströmten Theilnehmer des Festes ist gewaltig, und glücklich schätzt sich der, dem zu Allem der Zutritt offen steht. Der Verfasser dieser Zeilen gehört zu diesen Glücklichen und hat bereits manches Wort des Neides aus dem Munde Anderer hören müssen. Auf den Festzug nach der Wartburg, der den reizenden Schluß bilden soll, werden Viele verzichten müssen.

— * Die zur Aufstellung in Jena zum Jubiläum der Universität im nächsten Jahre bestimmte Statue Johann Friedrichs des Standhaften ist nach dem von Drake gefertigten Modell auf dem Eisenwerk Lauchhammer in Erz gegossen worden und vollkommen gelungen. Die in Königsberg zu errichtende Statue des Philosophen Kant ist in Berlin gegossen worden. Für das Denkmal, das dem Nationalökonomen List in Berlin errichtet werden soll, sind in Reutlingen reichlich 6000 Gulden eingegangen.

— * Aus Leipzig geht an die Zeitungsredactionen folgende Zuschrift: „Bei dem großen Interesse des Publikums an dem Schicksal unseres Landsmannes Dr. Eduard Vogel dürfte es Ihnen wie Ihren Lesern angenehm sein zu hören, daß die letzte betrübende Nachricht über Vogel's Tod als keine neue und auch nicht als eine officielle, sondern als die Wiederholung der früher aus Kuka eingegangenen zu betrachten ist. Der würdige Vater des kühnen Reisenden würde ohne Zweifel wenigstens eben so schnell wie die „Times“ die officielle Trauerbotschaft erhalten, da er mit Dr. Barth in London und Consul Herrmann in Tripolis, auch mit der englischen Regierung in Correspondenz steht. Wir dürfen also mit allen Freunden des Betrauerten immer noch auf bessere Nachricht hoffen.“

— * Ueber das jüngste Werk unseres Landsmanns J. G. Kohl: „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten“ (Newyork, 1857) berichten die „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann: Im Sommer 1855 reiste Herr Kohl von Pittsburg aus den Ohio hinunter und den Mississippi hinauf bis zu den Fällen von St. Anthony, mit einzelnen Abzweigungen nach links und rechts, folgte dann dem St. Peters- oder Minnesota-Fluß bis zum Fort Ridgeley und besuchte die Quellen des Cannon River. Seine weitere Reise führte ihn nach dem westlichen Ufer des Michigan-Sees, durch den neuen Kanal von Sault St. Marie nach dem Oberen See und dessen südlichem Ufer bis Fond du Lac, endlich zurück durch den Huronen-See über Detroit, Cleveland nach dem Anfangspunkt seiner Reise. In seinem Bericht über diese Tour, welche allerdings bis zu den Grenzen der Civilisation im Nordwesten der Vereinigten Staaten, jedoch durch Gegenden führte, die schon hinlänglich bekannt und durchforscht sind, konnte uns Herr Kohl freilich wenig Neues erzählen, und er beschränkte sich daher im Allgemeinen darauf, nach dem, was er sah und hörte, ein gar sonniges und verführerisches Bild von den Wundern des Westens zu entwerfen. Anerkennenswerth ist jedoch die Sorgfalt, die er auf die Schilderung der Bodengestaltung, sowie darauf wendet, sich mit den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Ströme, die er auf seiner Reise berührte, in Bezug auf die Beschaffenheit ihres Bettes, ihrer Ufer und der Wassermenge, welche dieselben zu verschiedenen Zeiten des Jahres führen, bekannt zu machen. Außerdem können immerhin einzelne Kapitel als solche genannt werden, die ein besonderes Interesse für den Geographen und Mineralogen haben; wir rechnen hierhin diejenigen, in denen er die reichen Minendistrikte von Galena und der oberen Halbinsel von Michigan, ferner jene merkwürdige Konfiguration der beiden Flüsse Rivière aux Plaines und Chicago River und des zwischen ihnen gelegenen Terrains beschreibt, wodurch eine zeitweise schiffbare Wasserverbindung zwischen dem St. Lorenz- und Mississippisystem herbeigeführt wird, die schon Vater Marquette benutzte; auch eine hydrographische Skizze des Michigan-See's und das Schlußkapitel des ganzen Buches müssen wir hier nennen, in welchem er die geographische Lage Chicago's und die Bedeutung der großen Seen-Linie ausführlich bespricht.

— * Eugen Sue. Ueber den kürzlich gestorbenen französischen Romanschriftsteller Sue macht das „Deutsche Museum“ folgende Bemerkungen: „Mit dem literarischen Ruhm hat das neue Napoleonische Kaiserthum so wenig Glück wie das erste; neue schriftstellerische Berühmtheiten wollen in der schweren Luft der augenblicklich bestehenden französischen Preßgesetzgebung nicht gedeihen, die alten aber sterben hin, eine nach der andern. Kürzlich hatten wir den Tod Beranger's zu melden; dem berühmten Chansonnier ist wenige Tage später ein anderer französischer Dichter gefolgt, der einige Zeit hindurch, wenn auch nicht an künstlerischem Werth seiner Leistungen, doch an Popularität seiner Erfolge mit Beranger wetteifern durfte: am 3. August starb zu Annecy in Savoyen, wohin er sich nach dem Staatsstreich von 1851 zurückgezogen hatte, Eugen Sue, durch seine „Mysterien von Paris“, seinen „Ewigen Juden“ ꝛc. einer der bekanntesten und gelesensten Schriftsteller von ganz Europa. Eugen Sue war 1801 (nach Andern 1803) zu Paris geboren. Sein Vater war Oberarzt am Hospital der Garden und erfreute sich der besonderen Gunst des damaligen Ersten Consuls, dessen Gemahlin Josephine in Gemeinschaft mit ihrem Sohne Eugen Beauharnais, dem spätern Herzog von Leuchtenberg, den Neugeborenen über die Taufe hielt. Der junge Sue studirte gleich seinem Vater Medicin; als Militärarzt nahm er an dem spanischen Feldzug von 1823 Theil. Späterhin Schiffsarzt geworden, machte er als solcher verschiedene größere Seereisen mit, deren Eindrücke sich auch in seinen ersten Romanen, die sämmtlich auf dem Meere spielen, wiederfinden. Mit seiner 1831 erschienenen Novelle „Plick et Plock“ schloß er sich der eben damals zur Herrschaft gekommenen romantischen Schule an. Dieselbe Richtung verfolgte er auch in „Atar-Gull“, während er in seiner „Mathilde“, bei allen Auswüchsen doch einem der bedeutendsten und psychologisch interessantesten Produkte der neuesten französischen Literatur, das Gebiet des Salonromans betrat. Schon durch dies letztere Werk hatte er sich ein ungemein großes Publikum erworben; den Gipfel seines Ruhms aber erstieg er mit den „Mystères de Paris“, einem Buche, das, was auch die Aesthetik daran auszusetzen haben mag, doch vom historischen und kulturhistorischen Standpunkte aus jedenfalls den epochemachendsten und einflußreichsten der neuern Zeit beigezählt werden muß. Beinahe noch größern Erfolg hatte sein „Ewiger Jude“, dem der nur allzu fruchtbare Verfasser dann in rascher Folge eine Reihe von Romanen folgen ließ, die wir hier nicht einzeln aufzuzählen brauchen, da sie in Aller Gedächtniß sind. Der socialistischen Partei angehörig, wurde er bei dem bereits erwähnten Staatsstreich verhaftet, und wiewohl er schon nach einigen Tagen wieder freigegeben ward, hielt er es, ohne eigentlich auf der Liste der Proscribirten zu stehen, doch für zweckmäßig, Frankreich zu verlassen; er lebte anfangs in Brüssel und begab sich dann nach Annecy, wo der Tod den rastlos thätigen Mann endlich von einem qualvollen Uebel, das seine letzten Jahre verbitterte, ohne jedoch seine geistige Kraft brechen zu können, erlöst hat.“

— * Das germanische Museum in Nürnberg. Ueber den gedeihlichen Fortgang dieses Unternehmens giebt der dritte Jahresbericht der Direction Auskunft. Ohne irgend eine Aenderung in seinen Grundlagen ist das Institut von einer Entwicklungsstufe zur andern fortgeschritten, und es ist schwerlich ein Beispiel neuerer Zeit aufzuführen, daß eine so umfangreiche Anstalt, weder materiellen Gewinn verheißend, noch materielle Mittel besitzend, in Zeit von drei Jahren lediglich durch die moralische Gewalt der Anerkennung von Seite der Fürsten und des Volkes sich dahin aufgeschwungen, wo nun das germanische Museum steht. Im Folgenden theilen die „Grenzboten“ als Beleg dessen einen Auszug aus jenem Jahresbericht mit. Der diesjährige Rechnungsausweis zeigt

im Vergleiche mit dem vorigjährigen, daß die finanzielle Lage des Museums sich bedeutend gebessert hat, indem die laufende Einnahme von weniger als 6000 fl. auf beinahe 11,000 fl. sich erhob, der Stiftungsfond von 677 fl. 30 kr. auf 1439 fl. 27 kr., das vom Museum auf 10 Jahre unverzinslich zu genießende Actienkapital von 4200 fl. auf 4700 fl. stieg und somit eine Mehrung von 5000 fl. für den laufenden Unterhalt der Anstalt, und von 761 fl. 57 kr. zur Anlage eines Stiftungsfonds stattfand. Die dem Bericht beigegebene Uebersicht der Geldbeiträge an das Museum liefert den erfreulichen Beweis, wie bereits im Laufe eines Jahres sich die Theilnahme an dem Unternehmen so verbreitet hat, daß von den größten Residenzen bis zur kleinsten Landstadt patriotische Gaben fließen und durch ganz Deutschland wohlgesinnte Männer sich an die Spitze stellen, solche Gaben als Agenten zu befördern und einzusammeln. Mit frohem Dank ist anzuerkennen, welche wesentliche Geldunterstützungen in diesem Jahre wieder hinzugekommen sind. Als die bedeutendste ist die vom König von Baiern aus der Staatskasse bewilligte zu nennen, indem außer 600 fl. außerordentlichem Zuschuß für Bestreitung der großen Portoauslagen von 1854/55 die Erhöhung des Jahresbeitrags von 1000 fl. auf 2500 fl. bewilligt ward, wobei wir auch den Ständekammern des Königreichs für ihre Zustimmung besondere Anerkennung um so mehr schuldig sind, als gleichzeitig eine Dotation für ein speciell-baierisches Nationalmuseum zu gewähren war. Mit nicht geringerm Dank ist der fortlaufenden, schon im letzten Jahresbericht angezeigten Unterstützungen aus den Kabinetskassen der kaiserlichen und königlichen Majestäten von Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hannover, des Großherzogs von Oldenburg, des Herzogs von Anhalt-Dessau, der Fürsten zu Liechtenstein, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß, Lippe-Detmold, Hessen-Homburg zu erwähnen, wozu in diesem Jahre noch mit Jahresbeiträgen der Großherzog von Hessen, der Herzog von Nassau, sowie der Herzog von Anhalt-Bernburg und der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt traten. Geschenke für die Sammlungen des Museums flossen denselben namentlich von Seiten des deutschen Buchhandels und der gelehrten Gesellschaften zu. Die Sammlungen wurden seit 1. Octbr. d. J. geschenksweise durch 330 Urkunden und Aktenstücke, durch 1135 Bücherbände, durch 2718 Gegenstände für die Kunst- und Alterthumssammlungen vermehrt. Ist darunter auch manches Stück von minderem Werth für das Museum, welches auch die geringste wohlgemeinte Gabe zurückzuweisen sich nicht berufen erachtet, so sind doch auch höchst bedeutende Geschenke dabei. Wir erinnern nur an die Bücher, welche von den Königen von Preußen, Hannover und Würtemberg geschenkt wurden, an die Münzen aus dem herzoglich anhaltischen Kabinet zu Dessau, an die Kupferstiche des polytechnischen Vereins zu Würzburg. Mit dem Zuwachs der äußern Mittel ging die Erkräftigung des Museums im Innern und der Fortschritt seiner Arbeiten und Sammlungen Hand in Hand; ja, wir können hier sogar ein Vorgreifen der innern Entwicklung gegenüber den jetzt dargebotenen äußern Hilfsmitteln erkennen, was insofern zeitgemäß erschien, als, bei nicht mehr zweifelhaftem Wachsen einer immer großartiger sich gestaltenden äußern Unterstützung, der einmal für die organische Ausbildung eingeschlagene Gang des Museums wegen momentaner Unzulänglichkeit der äußern Mittel nicht unterbrochen werden durfte. So wurde z. B. durch Herausgabe der zwei Theile der Denkschriften, welche den Organismus und die Kataloge der Sammlungen des Museums enthalten, allerdings den materiellen Verhältnissen des Museums insofern vorgegriffen, als die laufenden Geldbeiträge noch keine Ueberschüsse zu den Kosten dieser Unternehmung darboten; dennoch erscheint solches als ein vollständig gerechtfertigtes, indem eines Theils die pecuniären, durch Vorschüsse aufgebrachten Opfer sich wieder von selbst durch Verkauf der Schriften ersetzen, andern Theils aber durch die offne Darlegung der Sammlungen das allgemeine Interesse am Museum und das Verständniß seines Zweckes gefördert wird. Ein ähnliches Verhältniß waltet auch rücksichtlich der nun in größerm Maßstab fortgeführten Repertorienarbeiten durch Beamte und Hilfsarbeiter des Museums ob. Als Zugabe zu den handschriftlichen Repertorien wurde im Laufe dieses Jahres ein Bilderrepertorium, welches bis jetzt schon über 8000 Blätter zählt, angelegt. Dasselbe besteht aus leichten Copien und Durchzeichnungen aller für Sitten- und Culturgeschichte lehrreichen, in den Sammlungen des Museums enthaltenen Abbildungen in ihren Einzelnheiten, geordnet in drei verschiedenen Formaten nach dem bestehenden System des Museums, und gewährt jetzt schon einen überraschenden, sowohl sachlich als chronologisch zusammenhangenden Ueberblick über die materiellen Lebensbedürfnisse unserer Vorfahren vom 11. bis ins 17. Jahrhundert (1650.) Das eigentliche Bedürfniß dieses Werkes machte sich jedoch hauptsächlich dadurch geltend, daß man aus den blos handschriftlichen Repertorien über die Abbildungen deren Werth und Brauchbarkeit für den Suchenden nicht stets entnehmen konnte, somit bei jeder Anfrage, zum Nachtheil der Zeit und der Originale, letztere sämmtlich aus der Bibliothek und den Mappen herbeischaffen und vergleichen mußte, was nun durch Einsicht der Copien erspart ist. In gleicher Weise soll ein heraldisches Bilderrepertorium angelegt werden, um nach Wappenbildern und Zeichen jedes nicht leicht zu erkennende Siegel oder Wappen zu bestimmen, was besonders für Wappenkunde früh ausgestorbener Geschlechter von Werth sein wird. Blicken wir auf die wissenschaftlichen Arbeiten des Museums, welche im Druck erschienen sind, oder für denselben vorbereitet werden, so müssen wir zunächst auf die oben berührten „Denkschriften“ zurückkommen, deren erster Band in zwei Abtheilungen veröffentlicht ist, und, als Vorläufer später folgender Bände, ein vollständiges Bild vom Museum selbst durch Darlegung seines Wesens, seiner Einrichtungen und Sammlungen giebt. Was die seit Entstehen des Museums erschienene Zeitschrift „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ betriffe, so hat sie in ihrem mit December d. J. beendigten dritten Bande verschiedene Verbesserungen und Vermehrungen erfahren. Nicht nur, daß sie in diesem Jahrgange regelmäßig monatlich in 2 Bogen mit Holzschnitten erschien, so fand sie auch für ihren wissenschaftlichen Theil (Hauptblatt) einen weitern Kreis bedeutender Mitarbeiter und konnte daher des Interessanten und Gediegenen mehr liefern. Ebenso gewann das Beiblatt, welches früher, außer der fortlaufenden Chronik und den Geschenkverzeichnissen des germanischen Museums, nur einige literarische Anzeigen und Bekanntmachungen enthielt, durch die Beigabe einer fortlaufenden Chronik der sämmtlichen historischen und Alterthumsvereine Deutschlands und germanischer angrenzender Länder. Wie die schriftlichen Arbeiten im Museum, so sind auch die bildlichen in dessen Ateliers und Werkstätten rüstig fortgeführt worden. Neben dem Bilderrepertorium wurden die Zeichnungen und Wassermalereien, welche die vorzüglichsten Stücke der Kunst- und Alterthumssammlungen des Museums darstellen, vermehrt, auch sind bereits einige derselben in dem Prachtwerke von Becker und von Hefner-Alteneck über Geräthschaften des Mittelalters veröffentlicht worden. Eine bedeutende Arbeit wurde auch im Laufe dieses Jahres von dem beim Museum angestellt gewesenen Maler J. G. Eberlein durchgeführt: die Copie der interessantesten Glasmalereien in der Marthakirche dahier, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Ebenso hat man eine bedeutende Zahl von zum Copiren mitgetheilten Zeichnungen fremder Künstler und Architekten copirt. Außer den Arbeiten für das Museum wurden in dem Atelier desselben auch manche Arbeiten für Fremde auf Bestellung angefertigt, wovon wir besonders der auf das Prachtvollste ausgeführten Wappenmalereien und Stammtafeln W. Maurers, dann mehrere der Ansichten von alten Gebäuden, Copien alter Holzschnitte zu chemisch-mechanischem Ueberdruck gedenken. Die Gypsgießerei des Museums konnte leider auch in diesem Jahre, wegen noch nicht eingerichteten größern Lokales, nur durch kleinere Werke ihre Thätigkeit üben, wogegen man sich durch Ankauf größerer Gypsabgüsse aus fremden Werkstätten zu entschädigen suchte. Um so eifriger wurde jedoch die Abformung kleinerer Gegenstände fortgesetzt: Reliefs bis zu zwei Fuß Größe in Stein, Holz, Elfenbein, Kästchen aus verschiedenen Stoffen, Geräthe der heidnischen und christlichen Zeit, besonders aber eine Anzahl der schönsten Medaillen und Siegel, unter denen das ebenso seltene, als trefflich gearbeitete Thronsiegel Kaiser Maximilians I. den ersten Rang einnimmt. Wie für Fremde in den Werkstätten und Ateliers des Museums gearbeitet wurde, ebenso wurden auch Arbeiten durch die Gelehrten des Museums auf schriftliche Anfragen Auswärtiger erledigt, welche sich großentheils auf Geschichtliches, insbesondere Genealogisches und Heraldisches bezogen. Auch wurden mehrere Copien aus Archiv und Bibliothek für Fremde gefertigt gegen die im Organismus § 151 und 192 ausgesprochene billige Vergütung. Je mehr das Museum in seiner innern Entwicklung vorschreitet, desto leichter wird es ihm sein, die Beantwortung selbst schwieriger Fragen auf sich zu nehmen, wenigstens durch seine Verbindungen zu vermitteln. Eine höchst wichtige und namentlich für das Quellenstudium unberechenbar förderliche Vermittlung könnte sich jedoch dadurch bilden, daß dem germanischen Museum, wie bereits von mehreren öffentlichen und Privatbibliotheken geschieht, Handschriften und seltene Drucke gegen eigne Haftung auf bestimmte Zeit mitgetheilt würden, um sie unter geeigneter Controle im Lokale des Museums den ansuchenden Gelehrten zur wissenschaftlichen Benutzung überlassen zu können. Durch dieses Verfahren würde die Vergleichung verschiedener, oft weit zerstreuter Quellenwerke ermöglicht und für den Forscher große Erleichterung und Ersparniß an Zeit und Geld gewährt. Endlich müssen wir über die Sammlungen des Museums in ihren Haupttheilen berichten. Vom Archiv dürfen wir sagen, daß sich dessen Inhalt durch Schenkung und Kauf seit dem Druck des Kataloges beinahe verdoppelt habe, indem es besondere Aufgabe des Museums war, Archivalien, seien sie auch nur von lokalem Interesse, bestehen sie aus Pergament oder Papier, so weit sie in den Bereich des Museums gehören, durch Ankauf zu retten, wofür grade Nürnberg durch den bedeutenden Zusammenfluß alten Pergaments zum Verbrauch der Goldschläger der günstigste Platz in ganz Deutschland ist. Man kann auch rühmen, daß dabei dem Museum von Seite der Besitzer von Archivalien bereitwillig an die Hand gegangen wurde. Vieles steht noch, namentlich aus Privatarchiven, zu erwarten. Der Ankauf von mehr als 500 Pergamenturkunden aus dem 13. bis 16. Jahrhundert, worunter besonders für Norddeutschland und Tirol Wichtiges, war ein schätzbarer Zuwachs, so wie auch die Erwerbung mehrerer Urkundenbücher und Urbarien aus dem 14. und 15. Jahrhundert, höchst interessanter Correspondenzen aus dem 16. Jahrhundert von Bedeutung ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 37. Bremen, 13. September. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Die Septemberfeste in Weimar.

Von F. Pleyer.

Das ist in Wahrheit ein hohes und herrliches Fest gewesen, das wir in Weimar begangen haben; ein Fest, welches die Herzen mächtig erfaßte, und dessen Klänge wiederhallen werden, so weit die deutsche Zunge klingt. Das ganze Vaterland hat an geweihter Stätte zusammengestanden; es hat wieder für einen Augenblick vergessen, daß es noch immer nach Stamm und Gesinnung auseinanderfällt, und an dem Orte, auf welchem sich dereinst die Gestalt des besten deutschen Fürsten seiner Zeit erheben wird, zu den Füßen der hehren Standbilder seiner größesten Dichter haben wir uns wieder als ein einig Volk von Brüdern begrüßt. Dies Gefühl gab den Festen von Weimar ihre hohe, unvergängliche Weihe, und in ihm haben Diejenigen die schönste Anerkennung gefunden, die seit Langem den Weg zu so herrlichem Ziele gebahnt haben. Es ist schon oft genug gesagt worden, wird aber leicht wieder vergessen, daß es wenige Männer waren, auf deren Schultern die ganze Last ruhte, die im Schweiß ihres Angesichtes unsägliche Arbeit über sich nehmen mußten, damit das Werk zur bestimmten Zeit ins Leben treten könne. Wohl war überall der Gedanke mit Freude und Theilnahme aufgenommen worden, daß ganz Deutschland die Erzbilder seiner Dichter errichten solle, wohl waren von allen Seiten her Gaben in Menge zusammengeflossen; aber wie nahe lag auch die Besorgniß, daß der Eifer erkalten könne, und wie mancher Gau erwies sich säumig und theilnahmlos! Darum sollen wir, welche die Freude hatten nun zu sehen, wie wunderbar das Werk gelungen ist, vor Allem auf die Männer hinweisen, welche neben dem Wollen auch das Vollbringen hatten, die mit bewundernswürdiger Aufopferung durch Anfragen und Mahnrufe bemüht gewesen sind, die Flamme der Begeisterung für diese Sache zu nähren. „Das ganze Deutschland soll es sein“, war der Wahlspruch der wackeren Männer, der nun auch in Erfüllung gegangen ist, und darum wollen wir die Männer von Weimar als deutsche Männer preisen.

Und als nun Alles so weit gediehen war, daß zum 3. September, dem hundertsten Geburtstage des fürstlichen Freundes unserer großen Dichter, der Ruf, der an Alle ergangen, in Erfüllung gehen konnte, da schmückte sich die kleine Stadt, die einst gewürdigt war, die geistigen Größen unseres Volkes zu vereinigen, und legte das Festgewand an. Sie hat durch die Art, in der sie es that, dem ganzen Feste mit schönem und richtigem Gefühle seinen Charakter verliehen. Einfach, sinnig und herzlich wie der Schmuck Weimars war die Feier, die wir am 3. und 4. September begangen haben. Da war aller Prunk und Pomp vermieden, und zwar in dem Maße, daß Mancher sich mag enttäuscht gesehen haben, der vielleicht erwartete, eitel Glanz und Herrlichkeit überall erstrahlen zu sehen. Nichts von dem allen; nichts von amtlichen Einladungen, nichts von festlichem Empfang. Und das mit Recht; wer zu solcher Feier erst einer Aufforderung bedurfte, wen nicht das Herz trieb zu kommen, der mochte daheim bleiben, und es hat der Sache nicht geschadet, daß Viele daheim geblieben sind, die allerdings nicht hätten fehlen sollen. Nur einige Wenige, die durch poetische Bedeutung oder durch besondere Beziehungen zu den Dichtern, deren Standbilder enthüllt wurden, gleichsam ein Anrecht hatten, eingeladen zu werden, sind berufen worden. Man nannte Uhland, Rückert und Mehrere, welche bemüht gewesen sind, das goldene Zeitalter unserer Literatur und sein Verständniß durch wissenschaftliche Arbeiten zu erleuchten und zu befördern.

Es mochte also Jeder kommen und Jeder sehen, wo er bleibe; doch hatte auch dafür zu sorgen, der Kreis der Festordner mit großer Bereitwilligkeit übernommen, und die wackeren Bürger von Ilm-Athen schmückten ihre Zimmer und thaten das Mögliche, den Ansprüchen der Gäste zu genügen. Auch das war in einfacher Weise geschehen, und es verlautete sogar hier und dort, daß dieser und jener Bürger der kleinen Residenz in besagter Einfachheit weiter gegangen, als grade nöthig gewesen, dagegen aber in der Forderung sich sehr vornehm bewiesen habe. Ich führe das hier absichtlich an, um es nicht unberührt zu lassen. Wie der Lauf der Welt nun einmal ist, wird es gewiß nicht ausbleiben, daß dieser Umstand von mancher Seite her scharf betont und in ungerechter Art übertrieben wird. Das ist ein Feld, auf dem der Kladderadatsch seine Triumphe feiert; seine Gelehrten waren stark vertreten und ließen manches Wort fallen, das in der nächsten Nummer des Blattes ohne Zweifel als böse Saat aufgehen wird. Da ist es vielleicht nicht unpassend, solchem Treiben gleich entgegenzutreten, solchem Bestreben, die Nebendinge zu Hauptsachen zu machen; man findet dabei in der Tadelsucht des Publikums ein ergiebiges Feld und hat die wohlfeile Freude, die Lacher auf seiner Seite zu haben.

Doch betreten wir nun die Straßen Weimars, die ein wenig lange auf sich warten lassen, denn der Bahnhof liegt gar weit vom Herzen der Stadt. Wir rollen hinab von seiner erhöhten Stelle, den Blick auf die freundliche Residenz mit dem Schloß Belvedere und dem Park im Hintergrunde gerichtet. Nun laßt uns mit Muße betrachten, was dessen werth ist, denn später möchte uns in dem rastlosen Schritte der Festlichkeiten Manches entgehen. Am „russischen Hofe“, dem Sammelplatze der Schriftstellerwelt, vorüber lenken wir in die eigentliche Stadt ein, fahren an dem festlich geschmückten Hause Wielands vorbei und sind unmittelbar nachher auf einem freien Platze. Es ist der des Theaters, der nunmehr, wäre er es nicht außerdem schon, durch das Doppelstandbild Goethe's und Schillers geweiht ist für alle Zeiten. Der einst so gefeierte Tempel der Thalia hat seine grade nicht schönen Glieder in ein reizendes Gewand von Kränzen und Flaggen gekleidet; zu seinen Füßen sind Arbeiter emsig beschäftigt, die einen um das Denkmal der Dioskuren, über denen die verdeckende Hülle ruht, die andern bei der Aufrichtung der Tribünen für die Zuschauer. Weiter geht es in die Esplanade hinein; hier haftet unser Blick mit wehmüthiger Freude auf dem Hause Schillers. Seine Ausstattung ist mit besonderer

Sorgfalt geschehen und vielleicht überladen; ihren Kern bilden, wie überall, die Büsten von Karl August, Wieland, Herder, Schiller und Goethe. In ähnlicher Weise sehen wir in der nächsten Nebenstraße Goethe's Haus geschmückt; es war dabei die Form zu Grunde gelegt, in welcher der Patriarch der deutschen Dichterwelt seinen Jugendfreund Karl August bei seinem Jubiläum im Jahre 1825 gefeiert hatte. Und so geht es weiter durch die Straßen der Stadt; das Rathhaus prangt im Schmuck flatternder Fahnen, Herders Standbild vor der Kirche, in der er predigte, ist bekränzt, zwischen Blumen hindurchblicken uns aus unzähligen Häusern die Gesichter des Herzogs Karl August, der Herzoginnen Amalie und Luise und der anderen hohen Frauen des Fürstenhauses entgegen. Ueberall aber tragen diese Huldigungen das Gepräge der wahrhaft herzlichen und tief im Innern begründeten Liebe.

Dem schönen Eindruck, den das Aussehen Weimars hervorbringt, geben wir uns mit voller Freude und ungestört hin, denn an diesem Tage sind wir noch durch keine Festlichkeit in Anspruch genommen, wenn wir nicht die „Iphigenie", welche die Bühne für den Abend verspricht, zu ihnen rechnen wollen. Und sie hat nicht bloß Anspruch darauf, sie steht vielmehr in erster Reihe. Das gewaltige Drama bildete den schönsten und hehrsten Eingang, der gefunden werden konnte, und es wurde mit jener weihevollen und andächtigen Stimmung begrüßt, die der unbeschreiblichen Pracht dieser Wunderdichtung gebührt; die an jenem Abend dem Klange der Goethe'schen Verse lauschten und von der Zaubermacht der Dichtung im Tiefsten ergriffen waren, hatten allesammt oft ihre gewaltige Wirkung gefühlt, aber gewiß nie so tief wie an diesem Vorabend des Dichterfestes. Nicht als ob die Darstellung das Drama in seiner Schönheit besonders hätte hervortreten lassen; diese Darstellung war zwar sorgfältig vorbereitet, indeß doch recht mittelmäßig, wie es eben die jetzigen Zustände der Bühne so mit sich bringen. Aber der Glanz des Goldes ist nicht zu verdunkeln; und wunderbar strahlte die Sonne der Goethe'schen Dichtung und erwärmte die Herzen bis in ihre tiefsten Tiefen. Wer in jenen weihevollen Stunden mit Thränen der Freude und Rührung im Auge zu den Füßen des größesten Dichters aller Zeiten gesessen, dem werden diese Stunden ein hoher Schatz für alle Zeiten sein.

Am Morgen des Donnerstags weckt uns in der Frühe das Geläute der Glocken, deren mächtiger Klang weithin in die Lande hallt. Dieser Tag gehört dem Herzog Karl August, und es beginnt die Feier wie billig an der Stätte, wo die sterblichen Ueberreste des unvergeßlichen Fürsten ruhen, in der vom Laub malerisch umgebenen Gruft auf dem neuen Friedhofe. In geweihter Stimmung ziehen die Waller dahin, lauschen den Worten des Oberpfarrers Dittenberger, der jetzt die Kanzel Herders inne hat, und steigen hinab in die Gruft. Die nächsten Särge gleich sind die unserer großen Dichter Schiller und Goethe; Jungfrauen der Stadt haben frische Kränze auf ihnen niedergelegt, von denen manches Blatt zur Erinnerung an diese Stunde abgelöst wird. Seitwärts steht der Sarkophag des Dichterfreundes Karl August, in dessen Nähe Amalie und Luise schlummern. Der Raum ist äußerst einfach, der Mangel jedes Schmuckes mag als Kahlheit ausgelegt werden; aber gewiß war es ein richtiger Takt, von dem man bei dieser Anordnung sich leiten ließ. Dieser Raum gehört nur den Todten und soll nicht irgendwie seine Bestimmung überschreiten; der kapellenartige Oberraum aber bildet einen schönen Uebergang vom Leben draußen in jene stille Gruft und wieder aus ihr zurück zum Leben. Es war übrigens nicht leicht, an jenem Morgen in der Stimmung zu bleiben, die uns zur Grabstätte geleitete; das Gedränge der Herbeieilenden hatte gar zu viel prosaische und ernüchternde Beimischung, die sich gelegentlich geltend machte.

In den späteren Morgenstunden füllen sich die Straßen Weimars, lange Reihen gestalten sich zu Festzügen, unter denen der jener Veteranen, welche aus den Befreiungskriegen noch in unsere Tage hereinragen, besondere Theilnahme erregt. Hier sammeln sich die politischen Körperschaften, dort die Gewerke, an dieser Stelle die Männer der Wissenschaft, an jener die Männer des Pfluges, und alle schließen sich allmälig zusammen, um sich nach dem Fürstenplatze zu begeben, in dessen Mitte der Grundstein zum Denkmal für den Herzog heute gelegt werden soll. Die Masse der hier Vereinigten schwillt gewaltig an; von der Bibliothek, dem Fürstenhause, den benachbarten Gebäuden und den in der einfachsten Weise errichteten Tribunen herab harren die Zuschauer der Ankunft des Hofes und der von ihm geladenen Gäste sowie des großen Festzuges, der allmälig den inneren Raum erfüllt. Ein leidiger Feind ist tückisch bemüht, die Stimmung der Tausende herabzudrücken; jener feine Regen, der nicht mit gewaltigem Schlage verwüstet, aber mit unerträglicher Hartnäckigkeit seine kleinen Pfeile aussendet, behauptet seit einer Stunde bereits das Feld und will nicht weichen. Man sieht mehr Regenschirme als Gesichter und hat nicht übel Lust zu grollen mit dem unmanierlichen Gaste, welcher Miene macht, die Sonne an der Ausübung der Freundlichkeit zu hindern, die sie bei festlichen Gelegenheiten an den Tag zu legen pflegt. Es ist gut, daß es mancherlei zu sehen giebt, was die Gemüther beschäftigt; die großherzogliche Tribüne füllt sich nach und nach, man nennt die eintreffenden Personen, verweilt mit Interesse bei der noch immer stattlichen Figur des im besten Sinne volksthümlichen Herzogs Bernhard von Weimar oder bei der des Fürsten Pückler-Muskau, des Lebendig-Todten, läßt auch wohl den Blick hinüberschweifen zu jenem Fenster, an welchem die langen Haare und die stets beweglichen Hände, gelegentlich auch das charakteristische Gesicht von Franz Liszt erscheinen. Endlich ist der Kreis fürstlicher Personen geschlossen, die Feier kann beginnen, und grade jetzt erlaubt die Witterung, die undurchdringliche Hülle des Schirmdachs fallen zu lassen. Auf der Rednerbühne erscheint der Superintendent Stier und spricht die Festworte, zu denen das Comité ihn ausersehen hat. Leider hat der Redner, der bei aller Kraft der Stimme doch nur einem Bruchtheile der Tausende verständlich ist, das Eine, aber überaus Wichtige vergessen, daß die Kürze das wahre Salz ist, und daß man bei solchen Gelegenheiten eine geschlossene Keilform kraftvoller und glänzender Gedanken, nicht aber ein über weite Räume sich vertheilendes Heer vorführen muß. Was von der Rede die Ohren der Zuhörer auf den Tribünen erreichte, war gediegen und gut, aber die Länge des Vortrags war nicht bloß ein Verderben für diesen selbst, sondern für die ganze Feier. Schon lichten sich in bedenklicher Weise die Reihen, sogar Frauen, die doch groß sind im Dulden, verschwinden, und es ist ein Glück, daß die kurze, angemessene Rede des Ministers von Watzdorf, eines der wackersten Staatsmänner unserer Zeit, und die Feier der Grundsteinlegung selbst rasch vorübergehen. Die festliche Handlung ist beendet.

Die folgenden Stunden sind dem Besuche der Räume gewidmet, welche durch den Musenhof von Weimar ihre Weihe erhalten haben. Wir betreten die Dichterzimmer im Schlosse und lassen im Bilde die Werke der Meister an uns vorüberziehen, belauschen im römischen Hause Karl August in seinen täglichen Gewohnheiten und Liebhabereien, nehmen uns vor der Kolossalstatue Goethe's von Steinhäuser im Tempelherrengebäude die Freiheit, neben dem Jupiter, den der Künstler geschaffen, auch seiner und der Schicksale dieses Riesenwerkes zu gedenken, durchwandern mit Rührung die bescheidenen Räume, in denen Schiller die letzten Jahre verlebte, und wo er starb, und sind endlich in den Wohnzimmern Goethe's, wenn nämlich ein günstiges Geschick uns auch zu ihnen den Zutritt verschafft hat. Der Besuch dieser Stellen ist, — das wollen wir nicht leugnen —, in diesem Falle fast mehr eine Forderung des Pflichtgefühls als eine Sache des Herzens; denn wohlthuend und erhebend kann die Wanderung kaum genannt werden, da wir uns den Eingang erkämpfen müssen und gar bald an den Ausgang zu denken ersucht werden. Indeß auch wer früher dort war, hat doch schwerlich versäumt, dies Mal sich einzustellen.

Es schlägt 3 Uhr, und die ernsten Gestalten, die uns bis hierher beschäftigt haben, werden nun durch heitere abgelöst. Die Festtafeln beginnen und locken die Gäste an, jede begierig, deren möglichst viele zu gewinnen, denn leider ist bei den Massen, die herbeiströmten, an einen gemeinschaftlichen Genuß der Tafelfreuden nicht zu denken. Das ist auch nicht so sehr zu bedauern; der Ruf der Festtafeln ist ohnehin nicht mehr unangreifbar, und eine Sünde gegen die gefeierten Namen ward nicht begangen, als man sich entschloß, auf diesen Theil der Septembertage kein hohes Gewicht zu legen. Indeß ist immerhin nicht zu leugnen, daß für die Leitung der einzelnen Gesellschaften von dem Comité mehr hätte geschehen können. Eilen wir darüber hinweg, denn es ist die höchste Zeit, unmittelbar von der Tafel zum Theater zu wandern, welches den 3. September mit einer außerordentlichen Vorstellung beschließt.

Vor einer glänzenden und dichtgedrängten Versammlung wurde der Abend mit einem Vorspiel eröffnet, welches „Der Erntekranz“ betitelt war und von Franz Dingelstedt, dem neuen Intendanten der Bühne von Weimar, herrührte. Nicht oft ist einem Dichter Gelegenheit gegeben worden, bei so herrlicher Veranlassung und unter so glücklichen Verhältnissen eine poetische Einleitung abzufassen. Ein Festspiel zu Ehren des Herzogs Karl August dichtete sich gleichsam von selbst aus der Person und den Dingen heraus, und keinerlei Fessel hemmte den Flug des Pegasus, den der von München Vertriebene zu besteigen hatte. An dieser Stelle war wenn irgendwo das Wort frei und konnte sich ungehemmt bewegen, denn nicht bloß die wenigen Dichtertage waren ein auf kurze Frist und unwillig freigegebener Raum für Erweckung großartiger Erinnerungen; an den thüringischen Höfen herrscht eine leichte, fördernde Luft, die nicht durch böse Dünste angesteckt ist, und wir haben Dinge vernommen, vor denen man sich hie und da im deutschen Vaterlande kreuzigen und segnen würde. Das kam dem Vorspieldichter trefflich zu Statten, und er hatte nicht zu fürchten, daß der Enkel die Stirn in Falten legen werde, wenn er mit anhören mußte, was vom Großvater zu verkünden war. Unter solchen Umständen hat denn Dingelstedt ohne Umstände einen kecken Griff gethan, der auch als ein glücklicher bezeichnet werden kann. Nicht allzuhoch zwar ging sein dichterischer Flug, aber er wußte mit gutem Geschick zusammenzufassen, was die Grundidee an die Hand gab, die Vergangenheit mit der Gegenwart in Beziehung zu setzen und diese durch die Erinnerung an jene zu begeistern. Selten ist wohl einem Vorspiel ein so glänzender Erfolg zu Theil geworden, der in immer neuen Stürmen des Beifalls seinen Ausdruck fand und über die Schwäche der Dichtung und insbesondere der Verse hinwegsah, weil er der guten Seiten genug fand und von vornherein mit vollem Herzen bei dem Gegenstande war, auch gar nicht bedenklich zu überlegen brauchte, wie man wohl dies und das an höchster Stelle aufnehmen werde.

Das Vorspiel ist also eine Verherrlichung des Herzogs Karl August, und zu ihrem Hauptverkünder war kein Geringerer aufgeboten als der hohe Inbegriff deutscher Heldengröße, Kaiser Friedrich Rothbart, der Allerhöchstselbst vom steinernen Tisch im Schooße des Kyffhäusers sich heraufbemühen mußte in die goldene Aue, die der Schauplatz der Handlung war. Drinnen im Berge schlug der Dichter den Ton leichten Humors, der über dem Ganzen schweben sollte, mit Glück an. Der Kaisers Zwerg langweilt sich über den alten Staufen, der deutsch und kaiserlich schlummert, ihn selbst aber deutsch und kindlich träumen läßt; Frau Holle erscheint und wird vom Zwerge geneckt, daß sie sich einst mit dem Tannhäuser compromittirt habe, aber sie weist dergleichen Scherze zurück und verlangt, der Kaiser solle geweckt und aufgefordert werden, bei so hehrem Feste wie dem heutigen auf der Oberwelt zu erscheinen. Der Zwerg meint, man dürfe den Alten nicht um eines so kleinen Fürsten willen bemühen, Frau Holle indeß schlägt seine Bedenken nieder mit den folgenden Worten, die jubelnd aufgenommen wurden:

Um Land mißt man Regenten nicht,
So wenig wie den Mann nach Zollen.
Wohl läßt sich auch von Karl-August:
Ein jeder Zoll ein König, sagen,
Und mehr als das: In Fürstenbrust
Hat er ein Menschenherz getragen!
Drum glaub' mir, wenn der Hohenstauf
In seiner alten Würde Zeichen
Erstünde, diesen nähm' er auf
Als Pair des Reichs und seines Gleichen!

. . . .

Das ist der Sachsenfürsten Art,
Ist ihres Volkes schöne Sitte,
Daß jeden Flüchtling es bewahrt
Vor Acht und Bann in seiner Mitte.
Dies Land, das weder droht noch prunkt
Mit unabsehbar weiten Gränzen,
Es kann als Geister-Mittelpunkt,
Als Freistatt für Verfehmte glänzen.
Noch heute klingt, dem Feind zu Spott
Und Trutz, und Thüringen zum Ruhme:
„Eine feste Burg ist unser Gott,“
Hell von der Wartburg Heiligthume.

Der Kaiser erhebt sich auf den bittenden Ruf des Zwerges und verläßt mit feierlichem Schritte die Höhle, indeß wir vorauseilen. Die Erde hat uns wieder, wir stehen in der goldenen Aue vor einem festlich geschmückten Bauernhause neben einer mächtigen Linde, die des Herzogs Namen trägt. Nun beginnt eine ländliche Feier, zu deren Kern wir freilich erst auf Umwegen gelangen. Die Länge gehört zu den bedenklichen Eigenschaften der Dichtung, die um Vieles knapper und schlagender sein müßte; die Leute sprechen viel Gutes, schwätzen aber auch viel Ueberflüssiges, und manche witzige Pointe, manche hübsche Einfälle können uns darüber doch nicht ganz hinweghelfen, so heiter sie aufgenommen werden. Da muß der Schulmeister sich albern benehmen, damit ein Invalide, der mit dem Schloßvogt aus der „Preciosa“ bedenkliche Aehnlichkeit hat, um so glänzender hervortrete. Der Kern des Vorspiels ist indeß vortrefflich, eine gut gedachte, frisch und lebendig durchgeführte ländliche Feier, die auch äußerlich sehr gut in Scene gesetzt war. Um die Linde gruppiren sich die Bewohner des Dorfes, das Bild Karl Augusts wird enthüllt und mit innigem Entzücken betrachtet, worauf denn die Landleute dem Gefeierten ihre Festgaben darbringen, die zu einem stattlichen Haufen sich zusammenfügen. Hier erreichte die Theilnahme der Zuschauer ihren höchsten Grad, und hier bewegte sich der Dichter mit großem Glück sowohl im Ton der schmucklosen als der pomphaften Rede; jene traf stets das Rechte in einfacher und sinniger Weise, diese gerieth nicht in Gefahr, der Phrase zu verfallen, da sie preiswürdige Dinge zu preisen hatte. Von donnerndem Beifall ward das Haus erschüttert, als der Ortsvorsteher die weimarische, ein Student die deutsche Fahne neben dem Bilde des Fürsten befestigten und dazu sprachen:

Vater Märten.

Du warst in kampfbewegter Zeit
Von Deutschlands Fürsten weit und breit
Der erste, der vom Thron herab
Sein Recht dem Volk freiwillig gab.
Du schlossest, nicht bloß mit dem Mund,
Nein, auch mit Hand und Herz den Bund,
Auf dessen feuerfestem Grund
Dein Staat, Dein Haus gesichert stund.
Drum wehet, als um ihren Schild,
Die Fahne Weimar's um Dein Bild.

Student.

Auch dieser heilige Akkord,
Der Ost und West und Süd und Nord
Des alten Reichs allein noch eint,
Wie tief er auch verschollen scheint,
Er fand in Deiner deutschen Brust
Ein Echo, edler Karl-August!

Hätt' Jedermann gethan gleich Dir,
So wehte dieses Siegspanier
Vor einem ein'gen Volk und Heer
Vom Apennin zum dän'schen Meer.

Es wäre gut gewesen, wenn mit diesem Feste der Prolog geschlossen hätte; denn als nun der ursprünglichen Anlage gemäß der Dichter die einmal beschworenen Geister von Neuem berief, als wieder die Bewohner des Kyffhäusers und sodann eine ganze Schaar poetischer Gestalten, die Horen, Wielands Muse, Goethe's und Schillers dramatische Figuren, auf dem Schauplatze erschienen, da kam uns doch das Gefühl, als sei das ein etwas künstliches und nicht recht erquickliches Verfahren. Das Lustspiel zerfällt auf solche Weise in zwei wenig zu einander passende Bestandtheile, deren Verschmelzung nicht frei vom Gemachten und Gewaltsamen geblieben ist. Jedoch wandten auch diesem Schlusse die Zuschauer lebhafte Theilnahme zu und blieben in einer erhöhten und schönen Stimmung.

Nun folgte Goethe's Festspiel „Paläophron und Neoterpe", das sich auch jetzt noch durch die Einfachheit und Grazie der Gedanken und Verse auf das Ehrenvollste behauptete. Dann aber begann der weniger erquickliche Theil der Feier, so weit sie der Bühne anvertraut war. Schiller und Goethe waren nämlich durch einzelne Akte ihrer größeren Dramen vertreten, nicht durch ganze Schöpfungen, und diesen Weg hatte man eingeschlagen, weil die Kräfte der Bühne Weimars für die Aufführung der Meisterwerke unserer Dichter nicht ausreichend erachtet werden mochten. Aber indem man das eine Uebel vermeiden wollte, verfiel man dem anderen, und den Manen des Dichters wurde durch eine Vorführung einzelner, wenn auch mit Virtuosität dargestellter Bruchstücke wahrlich noch weniger ein Genüge gethan als durch eine vielleicht nicht völlig genügende Wiedergabe einer zusammenhangenden Dichtung. Oder hätten sich jene Bühnengrößen, welche nun aus einer Hülle in die andere schlüpfen mußten, nicht in den Hauptgestalten einer Tragödie vereinigen lassen? An ihnen kann es doch nicht gelegen haben, denn sie waren ja gekommen um der Sache, nicht um einiger dankbarer Scenen willen.

Doch lassen wir das ruhen; zugleich wird aber auch der geneigte Leser ruhen wollen, und er mag, hat er nicht anders bereits die Neigung dazu verloren, in acht Tagen uns wieder begleiten.

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)
Von Friedrich Ehrendorf.

VI.

Von Langenau stammte aus einer begüterten adligen Familie Westpreußens und war am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren. Da er von fünf Brüdern der jüngste war, und somit keine Aussicht auf das Erbe seines Vaters, eines preußischen Generalmajors a. D. und reichen Gutsbesitzers, hatte, so wurde er für das Studium der Rechtsgelehrsamkeit bestimmt; auch ward schon früh für seine Ausbildung, die ihn befähigte, die Akademie mit Erfolg zu besuchen, Sorge getragen. Fleiß und vortreffliche natürliche Anlagen befähigten ihn auch die Universität Königsberg schon mit dem achtzehnten Jahre zu beziehen, wo er sich emsig mit seinen Fachstudien beschäftigte. Hier war es auch, wo er die Bekanntschaft eines jungen Polen Anastasius von Lebaldowsky machte, mit dem er bald einen innigen Freundschaftsbund schloß. Die Theilnahme für das traurige Schicksal Polens war damals in aller Herzen eine immer noch sehr lebhafte, und was man auch von der überwundenen Nation denken mochte, ihre heldenmüthigen Kämpfe für die Wiedererlangung ihrer Freiheit, der herrliche Opfertod so vieler Tausende von Söhnen eines edlen Volks erfüllten selbst ihre Unterdrücker mit Bewunderung. Auch Arthur von Langenau gehörte zu den Jünglingen, die sich für das Große und Edle begeistern, eben weil es groß und edel ist, und da sein Vater, ein alter Haudegen aus Friedrichs des Großen Zeit, ihm eine Erziehung hatte geben lassen, in welcher er sich die vollständigste Unabhängigkeit seiner Neigungen und Ansichten unbehindert seiner gesellschaftlichen Stellung bewahren konnte, so hatte sich selbst schon in dem Knaben jener Zug lebhaft entwickelt, der ihn alles was Vorurtheil hieß, lebhaft zu bekämpfen trieb. Der alte von Langenau haßte das Hofleben, besonders wie es sich unter Friedrich Wilhelm II. gestaltet hatte. Er hatte bis 1786 in der Residenz gelebt und war nach dem Tode seines vergötterten Souveräns auf seine Güter gezogen, wohin seine Söhne ihm folgten. So blieb Arthur auch jenen Einflüssen fremd, die das Rechtsgefühl in einem jugendlichen Gemüthe schon im Keime ersticken, und den wahren Adel der Seele, der einzig und allein in der Unabhängigkeit der Gesinnung besteht — durch Servilität und erbärmliche Kriecherei schänden. Diesen Zug seines Geistes behielt er sein ganzes Leben hindurch, er war in allen seinen Aeußerungen, in jeder seiner Handlungen zu erkennen.

Die Lebaldowsky's waren einst eine große und angesehene Familie im nordwestlichen Polen und besaßen große Güter unweit Danzig; aber der verhängnißvolle 4. November des Jahres 1794, der ebenso berühmte als blutige Tag von Praga, hatte sie in namenloses Elend gestürzt.

Ein Tag hatte dem jungen damals erst zwölfjährigen Anastasius den Vater und drei Brüder genommen, ein einziges Wort des unedlen Siegers ihn, seine Mutter und eine zehnjährige Schwester aller Güter beraubt und so der bittersten Armuth überliefert. Zwar war noch ein Schein von Hoffnung für sie vorhanden, daß der Vater noch lebe, denn er war weder in der Reihe der 12,000 Gefallenen, noch in der durch das Kriegsgericht Erschossenen erwähnt worden, — aber war sein Schicksal denn nicht um so entsetzlicher, wenn er als Staatsgefangener, getrennt von seiner Familie, in den öden Steppen des mittleren Rußlands sein Leben vertrauern müßte?

Durch die Milde ihrer Verwandten, die sie bewogen hatten ins Preußische zu flüchten, fristete die Familie ein kärgliches Dasein in Königsberg, wo Mutter und Tochter das zu ihrem Auskommen Fehlende durch weibliche Handarbeiten, und der siebenzehnjährige Anastasius durch Malereien und Coloriren von Bildern ersetzen mußten.

Wer hätte diese Familie sehen können ohne vom tiefsten Mitleide ergriffen zu sein? wenn Bruder und Schwester die weinende Matrone umschlungen hielten, die, eine zweite Niobe, einst die glückliche und stolze Mutter blühender Söhne, jetzt deren Tod betrauerte, und eingedenk des glänzenden Wohlstandes früherer Jahre nun sorgenvolle Nächte durchwachte! wenn in solchen einsamen Stunden des namenlosen Schmerzes tiefe Trauer um das entschwundene Glück, den fernen Vater und das gefallene Vaterland die drei Leidenden ergriff — dann öffnete sich wohl leise die Thür des kleinen Gemaches und ein Jüngling von hoher, edler Gestalt, mit lebhaftem Auge und schwarzem Haar trat herein — wie ein freudelächelnder Engel — es war Arthur von Langenau. — Welch süßer Trost liegt doch im Mitgefühl anderer! — Schon das Erscheinen des jungen Mannes trocknete ihre Thränen, seine hinreißende Unterhaltung, seine Lieder, die er zum Theil selbst gedichtet und in denen er die Helden jener Tage, Kosciusko, Dombrowsky, Josef Poniatowsky und andere verherrlichte, vermochten, wenn er sie in dem kleinen Kreise bereitwillig vortrug, sogar vorübergehend den Unglücklichen einen gewissen Anflug von Freude und Frohsinn zu verleihen.

Anastasius und Arthur waren ein Herz und eine Seele, — der Nationalhaß war vollständig in ihrer Freundschaft untergegangen, und wiewohl sonst bei den Polen das Mißtrauen gegen Deutsche schwer zu tilgen ist, — beide vertrauten sich dennoch wie Brüder.

Dürfen wir uns wundern, daß auch Miranda, die Schwester des jungen Polen bald in diesen engen Kreis der Freundschaft gezogen wurde? Auch sie schätzte und achtete Arthur seines graden, freimüthigen Wesens und der Wärme wegen, mit der er die Sache der polnischen Nation vertheidigte, sie ehrte in ihm die Biederkeit der Gesinnung, welche den echten Aristokraten von jenen kriechenden

Scheinmenschen unterscheidet, die im Glanze irgend eines Hofes schon seit Jahrhunderten ihr Unabhängigkeitsgefühl verlernt haben. Auch die Lebaldowsky's wußten sich in ihrer bitteren Armuth den Adel der Gesinnung zu bewahren — und das Gemüth Miranda's schien ganz für Arthur geschaffen zu sein.

Arthur hatte nicht allzulange den Umgang mit der Polenfamilie fortgesetzt, als er wohl merkte, daß es ihm unmöglich sei, sich je von Miranda zu trennen; er fühlte daß er sie liebe, daß er sie aber mit einem Feuer, einer Begeisterung liebe, die ihn einst elend machen sollte, das ahnte er nicht.

Die zarte Neigung des Jünglings konnte Niemand in der Familie, am allerwenigsten der Mutter verborgen bleiben. Sie war besorgt — sie warnte Arthur — sie wies auf das Schicksal ihres Hauses, auf ihr Elend hin — sie wußte, daß Arthurs Vater zu jenen Männern gehörte, die es versuchen, selbst mit nichtigen Gründen die Unterdrückung ihres Volkes zu rechtfertigen.

In der That gab es damals so gut wie jetzt Leute, die die Nothwendigkeit einer Theilung Polens unter die drei Mächte mit den albernsten Gründen zu beweisen suchten. Es klingt wie eine Fabel und doch ist es wahr, daß man als eins der ersten Motive dieser Gewaltthat den drei Staaten, die sich an ihr betheiligt haben, — aus Ermangelung wirklich stichhaltiger, politischer Gründe — die kosmopolitische Absicht zuschreibt, das in der Kultur zurückgebliebene Volk zur Civilisation emporzuheben; man führt dann gewöhnlich an, die Polen seien unsauber und schmutzig und selbst die Aristokraten hielten wenig auf reine Wäsche.

Allein nirgends berichtet die Geschichte, daß sich in dem preußischen, russischen und österreichischen Heere Regimenter von Waschfrauen befunden hätten, daß bei der Invasion Polens statt der Haubitzen und Kanonen Waschtröge in Anwendung gekommen seien, und daß man in dem unglücklichen Lande die neue Ordnung der Dinge damit begonnen habe, die Straßen zu fegen, die Häuser und Zimmer zu scheuern und der ganzen Nation reine Hemden zu reichen. Man hat die unglücklichen Polen ruhig in ihrem Schmutz belassen, den das niedere Volk heutzutage noch ebenso liebt als vor der Unterwerfung. Leider gehörte auch der alte Generalmajor von Langenau zu denen, die um die Handlungsweise Ihres Souveräns, den der alte Soldat vergötterte, und von dem der Theilungsplan zuerst angeregt wurde, nicht verdammen zu müssen, sich mit ähnlichen Entschuldigungsgründen begnügte, die polnische Nation in Folge dessen verachtete, und selbst ihres Unglücks als eines wohlverdienten spottete. Die Neigung zu Miranda war in Arthur bereits zur Leidenschaft geworden, als sein Vater von derselben Kunde erhielt. Seine brieflichen Ermahnungen hatten Nichts gefruchtet, seine Warnungen, seine Drohungen fruchteten noch weniger. Keine Macht der Erde hätte den schwärmerischen Jüngling zwingen können, den Umgang mit der Familie, mit Anastasius, oder gar seine Liebe zu Miranda aufzugeben.

In einem Schreiben an seinen Vater theilte ihm Arthur unumwunden seine Gesinnungen mit und einen Posttag darauf wußte er, daß ihm das väterliche Haus verboten und ihm alle Mittel zur Fortsetzung seiner Studien entzogen seien.

So erschütternd diese Nachricht auch war, so wenig beugte sie das Gemüth des jungen Mannes. War er doch jetzt auch unglücklich, war er es doch um ihret willen! — wie viel mehr bist du ihrer jetzt werth, — sagte er sich oft vor, jetzt, wo das Unglück dich ihr erst ebenbürtig macht, und mit dem verhängnißvollen Briefe in der Hand trat er denselben Tag noch zu Miranda, die er glücklicher Weise allein im Zimmer traf.

Miranda, sagte er französisch zu ihr — denn er pflegte mit der Familie aus zarten Rücksichten nie deutsch zu sprechen, obwohl er wußte, daß sie alle seine Muttersprache verstanden — Miranda lesen Sie diesen Brief — lesen Sie ihn — und verzeihen Sie mir meine Kühnheit — ich liebe — ich vergöttere Sie.

Bei diesen Worten ergriff er ihre kleine, weiße Hand, die heftig in der seinigen zitterte, und benetzte sie mit Thränen.

Die Polin hatte kaum den Brief überflogen, als sie mit einem schmerzlichen, vorwurfsvollen Blicke auf Arthur — von ihrem Sitze aufstand und mit aller Würde deren sie fähig war zu ihm sagte: „Arthur — was haben Sie gethan? Mußten Sie mein Unglück dadurch vermehren, daß Sie mir das Bewußtsein, das quälende Bewußtsein aufbürdeten, an dem Ihrigen Schuld zu sein?

„Wie grausam!“ — rief Arthur in furchtbarer Aufregung. — Das Mädchen blieb ruhig und kalt wie ein Marmorbild, — sie hielt den Brief fest in der Hand, ihr Blick blieb auf den Jüngling gerichtet.

„Und was erwarten Sie von mir Arthur —? Die Erklärung, daß ich Sie liebe —? So nehmen Sie sie — aber hören Sie mich.“

Ja, ich liebe Sie, ich verehre Ihren Charakter, ich hege Hochachtung vor Ihrem Edelmuth, aber eben deßhalb werde ich nie daran denken, Sie zum Theilnehmer meines Unglücks zu machen, — Sie um Ihr Glück, um den Frieden mit Ihrer Familie bringen! — Wenn Sie mich lieben, — so wie ich Sie liebe, — dann eilen Sie, — eilen Sie schnell zu Ihrem Vater, versöhnen Sie sich mit ihm — und sagen Sie ihm, daß dies der Wille der verachteten Polin ist. — Machen Sie sich nie eine andere Hoffnung, — niemals! — denn wissen Sie, daß ich eben so sehr liebe, als ich stolz bin — Ihnen gehört mein Herz — Ihnen wird es ewig gehören — nimmermehr aber werde ich an meinem Vaterlande zur Verrätherin werden, nimmer werde ich den Fluch meines Volkes auf mein Haupt laden, und diese Hand einem natürlichen Feinde desselben — einem Deutschen reichen.

Arthur stand vernichtet. Seine Kniee wankten, er mußte sich setzen. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. — Es war ihm als sei ihm ein Todesurtheil gesprochen.

Dann blickte er noch einmal schüchtern zu ihr auf und fragte mit zitternder Stimme: „Ist dies dein letztes Wort, Miranda?“

Noch stand sie vor ihm — anscheinend ruhig — aber ihr Busen fing heftig an auf und nieder zu wogen, — sie vermochte nicht zu antworten, — dann, wie von ihren Gefühlen überwältigt, stürzte sie an seine Brust, — drückte einen glühenden Kuß auf seine Stirn, — und rief wie mit einem Tone der Verzweiflung: „Es ist mein letztes! — gehen Sie, — eilen Sie in die Arme Ihres Vaters! — leben Sie wohl!“

Als Arthur zu sich selbst kam fand er sich allein im Zimmer. — Er war betäubt, er zitterte, die Brust drohte ihm zu springen — endlich entfernte er sich, ohne daß ihn Jemand bemerkt hatte. Am, anderen Tage brachte Arthurs Diener der Familie einen Brief, in welchem er standhaft und männlich Abschied nahm. Er war nicht zu seinem Vater sondern nach einer mitteldeutschen Universität, wahrscheinlich nach Halle gereist.

Noch eine geraume Zeit lebte die Familie in Gram und Kummer weiter, nur das Bild Arthurs und die Hoffnung von dem verschollenen Vater unverhofft Nachricht zu erhalten, erhellte für einige Stunden das trübe Dunkel dieser trostlosen Herzen. Miranda war seit jenem Tage bleich und hinfällig, — und Anastasius sprach fast kein Wort weder mit der Schwester noch mit der Mutter, außer wenn von dem Vater die Rede war.

So saßen die drei auch eines Tages im engen Stübchen. Die Mutter war mit Stricken beschäftigt, und Miranda stickte so emsig, daß sie nicht aufsah; — oder war es deßhalb, weil dann und wann eine Thräne in die glänzenden Seidenrosen fiel, die unter ihren Fingern erblühten? Anastasius malte Silhouetten für Universitätsfreunde. Niemand sprach ein Wort, doch mancher tiefe Seufzer unterbrach die Stille des traulichen Gemaches.

Da sind auf einmal fremde Tritte auf der Treppe vernehmbar, — es raschelt an der Thür, — und Miranda geht um zu öffnen. Es ist ein Jude — ein polnischer Jude der hereintritt. —

Rabenschwarze Locken ringeln sich um sein gebräuntes Antlitz und ein langer Bart, der sein Gesicht fast ganz verhüllt, wallt ihm über den schwarzen Kasten bis auf die Brust herab.

Geh Jude! — sagte Anastasius rasch zu ihm, — wir haben Nichts mehr zu verkaufen — geh deiner Wege. — Aber der Jude bleibt stehn, — der Bündel, den er unterm Arm trägt entfällt ihm, — sein Auge blitzt lebhaft, wie von Freude verklärt — und — „der Vater, der Vater“ — riefen die beiden Kinder sich in seine Arme stürzend.

Mein Weib — meine Kinder ruft der Alte — der nicht erst nöthig hatte, den langen Bart abzulegen, um von Gattin und Kindern erkannt zu werden.

Wessen Feder dürfte es wagen, solche Scenen — zu beschreiben! Möge es der Phantasie des Lesers überlassen bleiben sie sich selbst auszumalen. Zur weiteren Aufklärung mag es genügen, zu wissen, daß Stanislaus von Lebaldowsky wie man richtig vermuthet hatte, in der Schlacht von Praga, in der er drei Söhne, von denen der jüngste kaum 16 Jahre zählte, an seiner Seite hatte fallen sehen, verwundet und, durch das Mitleid eines deutschrussischen Offiziers gerettet, nach seiner Heilung im Lazareth als Staatsgefangener nach dem Innern Rußlands geschleppt worden war. Dort gelang es ihm endlich nach acht Jahren der bittersten Leiden und unsäglichen Kummers um die Seinen, mit Hülfe eines mitleidigen russischen Beamten, dem er sein Schicksal mitgetheilt, von seinem Aufenthaltsorte zu entfliehen, sich in der Kleidung eines Juden durch ganz Rußland und durch Polen durchzuschlagen, bis er endlich seine Familie in Königsberg wieder auffand.

Obgleich die Einzelheiten dieser Wanderung für die Familie großes Interesse hatten, so müssen wir sie, um nicht zu weitläuftig zu werden, doch übergehen. — Das Glück der Familie war nun insofern einiger Maßen wieder hergestellt, als sich an das Haupt des geliebten, nun so plötzlich wiedergefundenen Vaters doch einige Hoffnungen für die Zukunft knüpften, wiewohl er an eine Rückgabe seiner Güter, die längst in andre Hände übergegangen waren, nicht denken durfte.

Es war gerade zu jener Zeit als die österreichischen Heere vor dem corsischen Eroberer nach Mähren wichen. Was konnte der heldenmüthige Vertheidiger seines Vaterlandes Besseres thun als seinen tapferen Arm dem großen Kaiser anbieten?

Nicht lange weilte der Vater bei der Familie. Der Wunsch ihr eine geachtete und sorgenlose Existenz zu verschaffen, die glühende Begierde sich unter dem napoleonischen Adler an den Unterdrückern Polens zu rächen — und die Lust am Kriege, die ja den echten Sarmaten kennzeichnet, bewogen ihn, die Geliebten zu verlassen.

Unter fremdem Namen gelang es ihm die Reise durch Deutschland unerkannt zu machen und in wenigen Wochen ward dem Glücklichen die Freude, sich dem großen Kaiser, der eben die Schlacht von Austerlitz zu schlagen im Begriff war, persönlich vorzustellen. Wie viel Napoleon an einem tapferen Arme damals gelegen sei, bewies er dadurch, daß er Lebaldowsky sofort zum Kapitän in einem Uhlanenregiment ernannte, und daß er seiner Familie als Beweis seiner Huld ein namhaftes Geschenk machte, das sie plötzlich in den Stand setzte, Königsberg zu verlassen und nach Paris überzusiedeln.

Von dem Aufenthalte der Familie in Paris wird uns wenig berichtet. Es lebten schon damals viele Polen in dieser Stadt, — die der unglücklichen Nation von jeher ein großmüthiges Asyl bot; und obwohl Lebaldowsky's hier und dort mit der großen Welt in Berührung kamen, so wird unsre Aufmerksamkeit dennoch von dem engen Kreise eines Familienlebens auf die großartigen Ereignisse gelenkt, die damals ganz Europa erschütterten.

Das für Deutschland so verhängnißvolle Jahr 1806 brach an, und mit ihm all die Schmach und der Jammer unsers Vaterlands, den die Jahre 1813 und 14 nur zur Hälfte tilgten. Nur wenige edle Menschen begriffen damals die Tiefe des Elends, in das Deutschland durch seine Zerrissenheit gestürzt wurde — nur wenige hatten eine klare Vorstellung von dem Schimpf, der über unser Vaterland dadurch gehäuft wurde, — daß der Eroberer sich deutscher Arme bedienen durfte, um Deutschland in Fesseln zu schlagen.

Vorüber — vorüber, — ewig wird dieses Jahr der Fluch deutscher Geschichtsschreibung bleiben — und die Erinnerung daran wird noch in künftigen Zeiten selbst die leiseste Aeußerung unseres Nationalstolzes verstummen machen. Auch Arthurs Seele erglühte in dem Gefühle von Scham und Unwillen, — aber sein Herz wurde ganz vom Schmerz überwältigt, als er erfuhr, daß Anastasius, mit dem er fortwährend in Correspondenz gestanden, ein glühender Anhänger Napoleons sei, und in den Reihen der französischen Armee für die Unterjochung Deutschlands focht, über dessen Schicksal er in der Schlacht von Jena als Lieutenant eines Reiterregiment bereits entscheiden half.

Damals hielt sich Arthur noch als Student in Halle auf, emsig mit dem Studium des klassischen Alterthums, mit Musik und Poesie, für die er ein glänzendes Talent besaß, beschäftigt. Seinen Unterhalt verschaffte er sich durch Correcturen und Ertheilung von Musikunterricht.

Die Schlacht von Jena war geschlagen und das preußische Heer jagte in wilder Flucht aus Thüringen — die Saale entlang. Vergeblich suchte sich ein Theil desselben in Halle zu halten. Das siegreiche Heer der Franzosen trieb es aus allen Positionen — und rückte unaufhaltsam in Preußen ein. Die flüchtigen Preußen machten auch in Halle gar bald den Siegern Platz, deren prächtige Regimenter mit klingendem Spiele die geängstigte Stadt mehrere Tage lang durchzogen.

Auch unter Arthurs Fenster, der eine bescheidene Wohnung in der Leipziger Straße bewohnte ging der Zug vorbei. Das Rasseln der Waffen, das Dröhnen der im Galopp dahinrollenden Geschütze, — das barsche Commandorufen, — das Schmettern der Trompeten, — das Wirbeln der Trommeln und das Getöse der sich fortwährend ablösenden Regimentsmusiken wollte kein Ende nehmen. Da fällt sein Auge auf eine Schwadron prachtvoll geschmückter Lanciers, — die auf ihren flüchtigen Rossen leicht dahin schwebten. Ihre Fähnlein flatterten im Winde und an mancher der Piken, die taktmäßig auf und nieder nickten, glaubte Arthur noch Blut zu bemerken.

Da fällt sein Auge auf das Gesicht eines stolz dahersprengenden jungen Offiziers. Dunkelbraune Locken quollen ihm unter dem reich decorirten Czapka hervor, — ein lebhaftes, — fast schwarzes Auge blitzte über die Reihen hinweg, — dieser Blick ist ihm bekannt, — diese kühne, etwas gebogene Nase, — diese wohltönende Stimme, — als er: En avant! commandirt, und die Krieger ihre Rosse zu schärferem Trabe anspornen, — muß die seines Freundes sein. — Ja — er ist es — es ist kein anderer als Anastasius!

Rastusch — Rastusch —! rief er hinab; — der Offizier blickt auf, — er sieht Arthur am Fenster, — mit einem Sprunge ist er vom Pferde, und wenige Minuten darauf liegen die beiden Freunde sich in den Armen.

Welch ein Wiedersehen! Wer beschreibt dessen Entzücken und zugleich dessen Schmerz. Der schmächtige, einst von Harm und Kummer gebeugte Jüngling war ein herrlicher Krieger geworden und fast so groß als Arthur. Noch lag auf seinem schönen Gesicht jener martialische Zug, den jeder Soldat aus einer blutigen, aber gewonnenen Schlacht zurückbringt. Sein Herz pochte laut an der Brust des Freundes, — seine Stimme zitterte, als er anhub: „Bruder — wir haben gesiegt!“ — Noch ist mein Herz berauscht von der Freude, die blutigen Feinde meines Vaterlandes zu meinen Füßen zerschmettert gesehen zu haben. — Siehe — dieser Säbel — dieser scharfe Säbel, — den mein Vater einst bei Maciejowice, wo er an der Seite Kosciusko's focht, getragen, — dieser Säbel hat sich satt getrunken im Preußenblut.

Arthur blieb stumm — eine Thräne rollte über seine Wange — welche unendliche Kluft that sich auf einmal zwischen seinem und des Freundes Herzen auf! Dann sprach er schmerzlich und wies dabei auf sein Herz: „Rastusch, — Bruder, — schone mich!“ — Anastasius verstummte. Sein Blick verfinsterte sich, dann küßte er den Freund auf die Wange, indem er sagte: „Verzeihe mir, Bruder, — ich vergaß Dich und mich. — Was wir uns sind, werden wir nie aufhören uns zu sein, wie sich auch die Ereignisse gestalten mögen. Aber es giebt eine rächende Nemesis in der Geschichte — und wir schwachen Sterblichen sind nur die elenden Werkzeuge der furchtbaren Vergeltung. Nimm meine Hand, Arthur — nimm sie zum letzten Male!“ — mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen. Aber Arthur hielt ihn zurück und sah ihm wehmüthig in das schöne Antlitz; — dann sagte er mit bebender Stimme: „Und keinen Gruß, gar keine Nachricht von ihr?“ Anastasius schüttelte mit dem Kopfe — er konnte nicht sagen: „Nein.“ — Aber schweigend öffnete er ein Paar Knöpfe seines Waffenrockes und nahm von seinem Busen ein Medaillon. „Nimm es, sagte er dann zu seinem Freunde, nimm es hin Arthur, — sie gab es mir, als ich zur Armee ging, wem könnte ich es besser weihen als dir in dieser Stunde. — Siehe, Bruder, wenn ich falle — würde es doch nur durch rohe Hände entheiligt werden. — Nimm es hin!“

Arthur drückte einen Kuß auf das reizende Bild. Das zarte Mädchen war, nach dem Bilde zu urtheilen, eine hohe Jungfrau von wunderbarer Schönheit geworden, — und das Feuer ihres Blickes, die Energie ihres Geistes, die sich aus jeder Miene wiederspiegelte, war durch die Jahre nur vermehrt worden.

Arthur vermochte nur zu erwiedern: „Dank, dank — mein theurer, geliebter Freund!“ und beide lagen sich zum Abschied noch ein Paar Augenblicke in den Armen. Dann riß sich Anastasius los,

eilte die Treppe hinab, — und unten angelangt, wo sein Bedienter mit den Pferden noch immer seiner harrte, — schwang er sich auf sein flüchtiges Roß, worauf er bald den Blicken seines Freundes entschwunden war.

Arthur betrachtete das geliebte Bild noch stundenlang. Er vernahm Nichts mehr von dem Waffenlärm, der die ganze Stadt erfüllte. Seine Gedanken schweiften in die Ferne zu ihr, und all sein Hoffen und Sehnen war auf die dichtverschleierte Zukunft gerichtet.

Bald überschritten die siegreichen Schaaren der Franzosen die Elbe, bald auch, in ihrem stürmischen Lauf durch die stärksten preußischen Festungen nicht aufgehalten, die Oder, bis am äußersten Ende der preußischen Monarchie der stolze Kaiser endlich seinen Siegeslauf von selbst hemmte, und mit der Demüthigung eines Königs und der Vernichtung eines großen Volkes endigte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Von Gustav Diezel. — Griechische Götterlehre. Von F. G. Welcker. Erster Band. — Aegyptische Archäologie. Von Max Uhlemann. — Mythen und Sagen Tyrols. Von J. N. von Alpenburg. — Der Glücksstern. Novelle von J. Burow. — Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Von F. Bülau. Achter Band. — Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beischriften. Von A. Hagen.

— * Eine neue Lieferung der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius ist erschienen; sie enthält den zweiten Theil von „König Heinrich IV.“

— * Professor Ernst Curtius in Göttingen giebt eine „Griechische Geschichte“ heraus, deren erster Band in diesen Tagen erscheint.

— * Unmittelbar vor den Dichterfesten in Weimar und fast zu spät, um noch zu rechter Zeit gewürdigt zu werden, erschienen zwei Schriften, von denen gleich heute ein vorläufiges Wort zu sprechen ist. Das eine ist das „Karl-August-Büchlein“ von Schöll, von dem in der letzten Nummer schon die Rede war, eine Zusammenstellung von Lebenszügen, Aussprüchen, Briefen und Anekdoten von Karl August. Der Verfasser bezeichnet die Schrift als eine Sammlung von Bausteinen zur ausführlichen Darstellung dieses Fürstenlebens und von schönen urkundlichen Zeugnissen; das Material für eine ganze und genügende Lebensbeschreibung liegt noch in Archiven, die sich vorläufig nicht erschließen. Das zweite Buch ist von August Diezmann verfaßt, hat den Titel: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“ und ist mit einem Plane der damaligen Stadt und einer bisher ungedruckten Abhandlung von Goethe über das ilmenauische Bergwesen ausgestattet. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er lange unentschlossen gewesen sei, ob er die mit Liebe ausgearbeitete Schrift herausgeben solle. Auf die Aufmunterung von Seiten eines vorzüglichen Kenners der Goethe-Literatur und einer hochgestellten Dame hin, die jene „lustige weimarische Zeit“ besser als Jemand unter den Lebenden kenne, sei es geschehen. Beide hätten das Bild treu und richtig befunden und verlangt, alle Bedenken, die einer Beleuchtung grade jener Periode entgegenständen, zu beseitigen. — Von beiden Büchern wird noch die Rede sein.

— * Die von Karl Biedermann angeregte Begründung eines Vereins für Kulturgeschichte ist in den Septembertagen zu Weimar erfolgt. Einem kleinen Kreise, der in vertraulicher Berathung die Sache besprach, schlossen sich am 6. noch mehrere Männer an und vereinigten sich zur Unterzeichnung eines Programms, welches demnächst veröffentlicht werden soll.

— * Die Universität Berlin hat eins ihrer bedeutendsten Mitglieder verloren, den Geheimenrath Lichtenstein, der vor Kurzem starb. Martin Karl Heinrich Lichtenstein ist, in Hamburg am 10. Januar 1780 geboren, 77 Jahre alt geworden. Er studirte Medicin in Jena und dann in Helmstedt, wo er 1801 promovirte. Im Jahre 1802 begleitete er den holländischen General Janssen, der zum Gouverneur der Cap-Colonie ernannt war, als Erzieher dessen Sohnes und Hausarzt dahin. Hier hatte er Gelegenheit, auf einer siebenmonatlichen Reise das Innere des Landes genau kennen zu lernen. Im Jahre 1804, bei dem Ausbruche des Krieges mit England, nahm er eine Stelle als Chirurgus bei dem Bataillon hottentottischer leichter Infanterie an und kehrte 1806, als die Colonie von den Engländern erobert wurde, nach Europa zurück. Im Jahre 1810 kam er nach Berlin und wurde im Jahre 1811 außerordentlicher Professor der Naturgeschichte an der dortigen Universität. Im Jahre 1815 erhielt er auch die Direction des zoologischen Museums. Außer vielen einzelnen Abhandlungen schrieb er namentlich die noch jetzt hochgeschätzten „Reisen in Afrika“ (2 Bände, Berlin, 1810—11.) Als ein höchst wohlwollender, liebenswürdiger Mann genoß er die allgemeinste Achtung und Verehrung und war als ein eifriger Verehrer der Tonkunst bis zu seinem Verscheiden ein thätiges Vorstandsmitglied der Berliner Sing-Akademie.

— Ernst Rietschel, 1804 geboren, war, nachdem er die Dresdener Akademie seit 1820 besucht, vom Jahre 1826 an Rauch's Schüler, dessen Grazie er mit einem ihm eigenthümlichen Ernste verbindet, im höchsten Begriffe Meister der Form. Seit 1832 ist er Professor der Bildhauerkunst an der Akademie zu Dresden, ein eben so tüchtiger Lehrer als Künstler. Seine bedeutendsten großen Werke sind das Standbild Thaer's in Leipzig, Lessing's in Braunschweig, ein geistvolles Meisterwerk, die Büsten Luther's und des Kurfürsten August II. für die Walhalla. Außerordentlich productiv, schuf er eine Menge Portrait-Büsten, unter denen ein Meisterstück der Anmuth, die Marmorbüste der jungen Prinzeß Maria von Sayn-Wittgenstein, viele Medaillons, deren gelungenstes, was geistige Auffassung angeht, das von Franz Liszt genannt werden muß. Dem anspruchslosen Künstler ist jetzt der ehrende und ehrenvolle Auftrag der Anfertigung des Karl-August-Denkmals von dem Großherzoge Karl Alexander zu Theil geworden. — Die Universität Jena hat den Professor Ernst Rietschel in Dresden zum Doctor der Philosophie ernannt.

— * Die Karthause in Nürnberg, die dem „germanischen Museum“ zur Verfügung gestellt ist, steht nach ihrem Umbau fertig da. Die Bibliothek und das Archiv sind bereits aufgestellt, die Kunstsammlungen werden in ihrem neuen Lokale jedenfalls zu der am 10. und 12. September stattfindenden Jahresconferenz eröffnet werden. In vier Monaten wurde eine gothische Kapelle, drei große und sechs kleinere Säle und Hallen, 23 Zimmer vertäfelt und mit Schnitzwerk, Kammern, Küchen, Treppen ꝛc. im echt altdeutschen Stil bis auf die Fensterbeschläge herab wieder hergestellt. Die Herren Kaulbach und Kreling, so wie mehrere andere hervorragende Künstler haben versprochen, die Karthause mit Fresken zu schmücken. Kaulbach hat bereits einen passenden Gegenstand in Skizze entworfen. Bei dem Abbruch der verschiedenen Mauern der Karthause sind manche interessante Gegenstände zu Tag gekommen, darunter das große schöne Refectorium mit gewölbter Holzdecke, das bis jetzt zugebaut war und nun — um auch den Damen die Zwecke des Museums näher zu rücken, besonders da in Berlin ein Frauenverein im Entstehen begriffen ist — als Abtheilung für die häuslichen Einrichtungen der Vorzeit mit Allem, was der altdeutsche Haushalt bedurfte, eingerichtet wird. Auch Wandmalereien aus dem Ende des vierzehnten und Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, von denen einer der Anzeiger eine Probe in Holzschnitt giebt, hat man in dem kleinen Kreuzgange der Karthause unter der Decke des neuen Anwurfes aufgefunden.

— * Im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“ theilt Eugen Noel Erinnerungen an Beranger mit, dem er nahe stand. „Ich hatte ihm, sagt Herr Noel, im Jahr 1850 meinen ersten Versuch als Schriftsteller, „la vie de Rabelais“, überreicht, worauf er mir nebst einer scharfen Kritik die folgenden vortrefflichen Rathschläge überschickte: „Warum Bücher über Bücher schreiben? Und was nöthigt Sie sofort drucken zu lassen? Wäre es nicht besser zu warten bis Ihre Gefühle mit Ihren Ideen in Einklang gebracht sind? Wie viele Schriftsteller sahen sich zu traurigen Palinodien genöthigt, über welche sie nicht zu seufzen hätten, wenn sie einige Jahre Geduld gehabt hätten. Sie übergeben dem Publikum eher Eindrücke als Ideen. Hat es also nicht das Recht an Ihnen vorbei zu gehen ohne Sie zu lesen? Wer sind Sie? Es kennt Sie nicht.“ „Aber Alles das habe ich Ihnen, mein lieber Noel, ja schon oft gesagt. Ich bin in meinem 70. Jahre und sage immer dasselbe. Uebrigens verschmähen Sie diese Bemerkungen nicht allzusehr, die mich nicht so blind machen, daß mir das Verdienst, welches sich in Ihrem Anfange ausspricht, entgehen könnte...... Ich lese allerdings Rabelais gern und bewundere ihn, muß aber auch gestehen, daß Voltaire, der ein weniger originelles Genie war, ihn nicht nur ungünstig beurtheilte und plünderte, sondern ihn auch des ersten Platzes unter den Reformatoren Frankreichs beraubte, welches niemals Geschmack an all zu strengen Geistern fand. Unser gesunder Menschenverstand will lachen, und das wußte Moliere sehr gut. — Aber wozu hiervon reden? Wir wollen warten, bis Sie auch über diesen anderen Reformator geschrieben haben. Genug für heute. Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank, mein lieber Noel, und die Versicherung meines Wohlwollens. Passy, 26. Juni 1850. Beranger.“

— * Karl August. Zur Ergänzung unseres Berichtes über die Septemberfeste in Weimar entlehnen wir „Europa“ die folgende Skizze: „Die Festtage in Weimar zu Ehren der Heroen deutscher Dichtkunst eröffneten sich mit dem 3. September, dem hundertsten Geburtstage Karl Augusts; 1757 erblickte er an jenem Tage das Licht der Welt, und der 3. September 1775 bezeichnet zugleich seinen Regierungsantritt. Herzogin Amalie hatte schon begonnen, Weimar zu einem deutschen Ferrara zu gestalten. Anna Amalie von Braunschweig, eine

Nichte des großen Friedrich von Preußen, war seit 1756, just dem Jahre, in welchem der siebenjährige Krieg begann, die Gemahlin Ernst August Konstantins. Nach der Geburt des ersten Sohnes fühlte sie sich zum zweiten Male Mutter, als der Herzog nach zweijähriger Ehe starb. Neunzehn Jahre alt ward sie Regentin des Landes und hat diese Regentschaft unter den Stürmen und trostlosen Nachwehen jenes unseligen Krieges zum Heile Weimars thatkräftig und weise geführt. Die große Hungersnoth, welche 1773 in Sachsen wüthete, ward durch ihre Sorgfalt für Weimar weniger verheerend, und als Mutter ihrer Prinzen steht sie glorreich da, indem sie nach den besten Männern für deren Leitung sich umschaute. Ihre mütterliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit liegt in den Denkwürdigkeiten des Grafen Görz zu Tage, der, später Minister in preußischen Diensten, zum Gouverneur Karl Augusts ernannt war. Knebel ward sein Begleiter und Wieland, seit 1769 Professor an der Hochschule zu Erfurt, war durch diese Fügung des Geschicks nahe genug, um auf Dalbergs Anrathen zum Lehrer der beiden Prinzen berufen zu werden. Nehmen wir Musäus, Bertuch, Einsiedel und Seckendorf dazu, so ist damit schon jene Epoche eröffnet, in welcher Weimar als die Metropole deutscher Dichtung und Geisteskultur glänzen sollte. Trotz Lessing und Klopstock hatte die deutsche Muse noch kein Asyl auf unserem Boden. Jener schritt unbeachtet vom großen Preußenkönig durch sein Kriegslager und an seinem Hofe vorüber. Klopstock war ein fürstlicher Pensionär und ward gefeiert, wo er auftrat; einen Wirkungskreis erhielt er nicht; selbst von Kaiser Josef, dem er die „Hermannsschlacht" zum Aufruf germanischer Thatkraft gesungen, erfolgte nur eine goldene Dose, und im „goldenen Spiegel", den Wieland eigens für die aufsteigende Sonne Oesterreichs schrieb, mochte selbst der Edelste auf den Thronen nicht dauernd sein Abbild erblicken. Wielands Stellung an der Hochschule des katholischen Erfurt, wo Dalberg Coadjutor des Erzbischofs von Mainz war, gestaltete sich unglücklich; 1771 folgte er dem Rufe der Herzogin Amalie von Weimar; mit ihm kam vom Geist der jungen Zeit ein neuer Strom dorthin, jene Mischung von altgriechischer Bildung und neufranzösischem Geschmack, die der Heerführer dieser Richtung mit dem Wort „Urbanität" bezeichnete, ein Stichwort das mit Herder sich in „Humanität" verwandelte. Wieland war keine unbezweifelte Größe, als man ihn berief, kein unantastbarer Hort für allen Wandel in der weitern Kulturentwickelung Deutschlands. Die Bardensänger der Klopstock'schen Schule mit dem Göttinger Hainbund machten ihm auf dem Parnaß den Boden streitig, dergestalt, daß Alles was Jugend hieß, schon damals gegen ihn sich waffnete, selbst Goethe mit seinem Götz dem ächt- und urdeutschen Zuge der Partei huldigte, in einer Satire: „Götter, Helden und Wieland" eine starke Lanze gegen die französirten Grazien aus Hellas einlegte. Karl August, ein deutscher Jüngling, fühlte stark für die Partei, die den weise lächelnden, schalkhaft tändelnden Aphroditenpriester überflügelte. Er lachte über die Satire gegen Wieland, seinen Lehrer, und reichte über ihn hinweg seinem Widersacher die Hand. Durch diese kühne Wendung lenkte er den neu aufgehenden Stern über Weimar herüber. Der fürstliche Jüngling bewunderte den Götz und schwärmte für den Werther. Im October 1774 erschien dies Buch der Leiden, und am 11. December stand dessen Dichter zu Frankfurt und wiederholt einige Tage später zu Mainz vor Knebel und dem jungen Gönner, der mit seinem Bruder Konstantin zur Brautschau auszog. Karl August war unter dem Grafen Görz in Tracht, Haltung, Benehmen wie ein Prinz am Hofe Ludwigs XV. erzogen, in Formen und Fesseln die an ein Klein-Versailles gemahnen. Herzogin Amalie, so sehr sie dem gesammten Leben edlen geistigen Inhalt zu geben trachtete, hatte doch nicht gewagt, an die bestehenden Formen des Hoflebens Hand anzulegen. Sie hatte es nicht gewagt, aber sie hatte gehofft, der junge Geist würde sich selbst für reif erachten, hemmende Fesseln abzuschütteln, um freier die Brust athmen zu lassen; er selbst mußte dafür verantwortlich sein, und er ward es nur durch freie Selbstbestimmung. Nach der Brautschau in Karlsruhe, wo Luise von Darmstadt zum Besuch war, gingen die Prinzen mit ihrem Hofmeister nach Paris. Kopf und Herz brachten sie gesund zurück, und im nächsten Jahre erfolgte in Straßburg das zweite Zusammentreffen mit Goethe. Achtzehn Jahre alt, war Karl August Souverän, und noch im September (den 22.) geschah in Frankfurt des regierenden Fürsten Anerbieten an Goethe, ihm nach Weimar zu folgen. Am 3. October war die Vermählung, am 12. war das junge Paar wiederum in der Vaterstadt des Dichters, und am 7. November traf Goethe in Weimar ein; des Vaters Bedenken, in den Dienst eines Fürsten zu treten, waren endlich beseitigt, aus dem bezweckten Ausfluge nach Italien, der dem Wolfgang noththat, wurde ein Besuch in Weimar, der ihn für immer band. Karl August begann erst jetzt mit seinem Selbständigkeitsgefühl seine eigentliche Entwickelung. Seine zurückgedrängte Natur streifte mit rascher, mit kühner Hand Fesseln von sich, welche den Jugendmuth lähmten, den Geist behinderten. Schon in dem vierzehnjährigen Jüngling hatte sein Großoheim, Friedrich von Preußen, einen ungewöhnlichen Kopf erkannt. 1763 hatte dieser Weimar besucht, dann 1771 in Braunschweig den Prinzen gesprochen. Noch nie, so war sein Wort, habe er einen jungen Menschen dieses Alters zu so großen Hoffnungen berechtigen sehen. Der kluge Statthalter Dalberg nannte Karl August eine Fürstenseele, wie er sie noch nie erblickt. Es muß also schon früh geblitzt haben, und wenn der volle Durchbruch seiner Natur erst nach zugestandener Großjährigkeit sich vollzog, so geschah er wie bei aufgestauten Wassern um so mehr mit Niederwerfung hemmender Dämme. Karl August fühlte mit der jungen Literatur den Drang, Leben zu wecken, schlummernde Kräfte aufzurufen, eine neue Weltschöpfung für Deutschland zu beginnen. Die Ziele dämmerten von fern vor ihm auf, als er stürmisch und bacchantisch begann; die Sturm- und Drangperiode der Männer von der Feder ergriff den Jüngling mit dem herzoglichen Scepter. Das ist die Lust und die Eigenthümlichkeit in deutscher Entwickelung, daß dieser Beginn eines neuen großen Lebens so kleinem verborgenen Quellwasser angehört, der volle Strom unserer Nationalgestaltung noch immer nicht diesen Anfängen entspricht. Je enger der Raum seiner Herrschaft war, desto leichter dem jungen Fürsten die Ausführbarkeit seiner Plane. Er wollte mehr als bloßes Wohlbehagen und gemächliche Genußsucht ästhetischer Nobili, wollte mehr sein als ein Mäcen der Künste und ihrer Luxusformen; in seinen Gedankenkreis stiegen gemach, je reifer er ward, die Ideen zur gesammten Reform des deutschen Lebens, und selbst wo er damit scheiterte, hat er Anreiz gegeben zur Nachfolge, Samen gesäet, den noch die kommenden Geschlechter als Ernte begrüßen werden. Er ward ein Selbstherrscher in seinem Lande, nur um neuen Gesetzen freier Selbstentwickelung Raum zu geben, und seine ganze Natur mit dem Anfangs stürmischen Auftritt, selbst seine persönliche Erscheinung mit dem kurz gedrungenen, scharf und hartnäckig insichgefugten Körperbau entsprach der Mission, die er sich stellte, dem Beruf, ein bahnbrechender Pionier zu neuer Ordnung der Dinge in Deutschland zu werden. Den eiteln Schein der Herrschaft und Herrlichkeit verschmähte er; er durchbrach mißachtend das Ceremoniell des Hofes, wo es ihn hinderte, seinem Lebenstriebe Raum zu geben; die steifen Formen der Herkömmlichkeit warf er ab, um in sich und in allen Wesen um ihn her die Natur in ihrer Kraft und Wahrheit walten, das rein Menschliche gelten zu lassen. Das volle Gefühl des quellenden Lebens, das er in sich hegte, wollte er auch den Geschöpfen um sich her einflößen; er bezeichnete mit einer Goethe'schen Wendung in einem seiner Briefe diesen Drang als einen Trieb, „sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden." Das anfänglich unklare Brausen seiner genialen Jugendfülle ward in den ersten Jahren seines Regiments zu einer Excentricität, deren Wagnisse und Uebergriffe die Welt um ihn her erschreckte. Für den Dichter ward die Frauengestalt der Stein eine ordnende, concentrirende Macht. Der Fürst, im freien Gebahren seiner souveränen Stellung, ließ sich nicht bedeuten durch Schranken, die ein Weib zu ziehen über ein Dichtergemüth Einfluß genug hatte. Karl August ließ ungehinderter die lange gebundenen Flügel um sich schlagen; mit dem Gefühl frei gewordener Schöpferkraft, mit der Lust, Geister zu wecken und Ströme neuen Lebens dem Felsen hergebrachter Etiquette zu entlocken, wechselte der Sinnengenuß in jeder Gestalt. Goethe selbst, in welchem die Herzogin Mutter einen Mentor dem Sohne zugesellt glaubte, und der sympathetisch genug in allen Gelüsten des jungen Fürsten ein Genosse und Gefährte ward, mußte alsbald, je nachdem Frau von Stein den Zügel für ihn ergriff, staunend innehalten und für des fürstlichen Freundes Leben und Heil besorgt werden und zittern. So entfesselt waren die sprudelnden Lebensgeister in Karl August; der Fürst überflügelte im Sturm und Drang seiner „wilden Jahre" den Dichter. So werden uns die ersten Jahre der ersten Epoche bezeichnet, in welcher Fürst und Dichter, innig befreundet, sich die innere und äußere Welt zum Genuß erschlossen. Der Herzog war acht Jahre jünger als Goethe; sein Günstling hatte schon deßhalb Beruf und Antrieb, ihn vor allzu freiem Drang der Naturkraft zu behüten. Lenz und Klinger erschienen als Goethe'sche Freunde am Hofe, und sie trieben, wie sie selbst berichteten, „des Teufels Zeug" in Wald und Flur, unter den Hofleuten und in den Kreisen von Stadt und Land. Man weiß nicht, wer den Andern überbot im Humor und in der Ausschweifung der Laune. Wagnisse auf Reisen und Jagden ließen für des Herzogs Leben ernstlich zittern; Goethe schreibt, der Herzog suche „das Natürliche noch immer im Ungeheuerlichen." Seit dem Schloßbrande ermangelte Weimar eines festen Theaters. Ein Liebhabertheater ersetzte das und ward ein Spielraum zu Improvisationen für Prinzen, Dichter und Schauspieler. Fürst und Dichter wurden sich unentbehrlich, waren in den ersten Jahren ihrer Gemeinsamkeit unzertrennliche Gefährten. Ganze Tage verbrachten sie zusammen, schliefen des Nachts im selben Raume, saßen halbe Nächte beim Becher im Gespräch und im Entwerfen neuer Lebenspläne. Die stillen Stunden der Sammlung ward man weniger gewahr; man sah nur das Lärmende dieses wunderbaren Geisterbundes, und die Schranzen des Hofes verleumdeten die losgebundene Sitte, die aller Form Hohn sprach, den freien Waldwuchs der Natur walten ließ, wo sonst die Etikette ihre steifen Taxuswände zog. Und es ward ruchbar über Weimar hinaus, wie sie hausten und wirthschafteten; Klopstock in seiner ungelenken Orthodoxie nahm Anstoß, hielt den Grafen Stolberg, der als Weimarischer Kammerherr berufen wurde, zurück und schrieb jenen pedantischen Mahnbrief, der den Bruch mit Goethe hervorrief. Merck, der Menschenkenner, war einsichtsvoller. Ein Brief von seiner Hand aus dem Jahre 1777 spricht von des Herzogs „eisenfestem Charakter", seiner Selbstständigkeit, seiner Gescheutheit. „Ich würde, heißt es darin, aus Liebe zu ihm dasselbe thun, was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ungefähr soviel Augen haben, zu sehen, wie die Bedienten die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menschen oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen" ꝛc. „Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethe's Affen." Daß Karl August eine selbständige Natur war, bewies er später, als sein politischer Horizont die politischen Begriffe seines Dichters weit überflügelte. Es ist nie eine Trennung zwischen Beide getreten, die empfindliche Spannung in Bezug auf den Hund des Aubry später ausgenommen. Aber sie entfernten sich allgemach von einander, nachdem sie Jahrzehnte lang den tiefsten Austausch genossen. Karl August schüttelte sogar über Goethe's Verhalten und Gebahren den Kopf und schrieb: „Der Mensch wird immer feierlicher;" und fand diese Feierlichkeit in der Haltung sogar „possierlich." Aber der jugendliche Fürst hatte sich in der That nach dem Dichter gebildet und geschult; er theilte nicht bloß wechselweis den Stil der Wertherschen Sentimentalität und der Götz'schen Derbheit im Holzschnitt von Hans Sachs; er legte, als Goethe bei ihm erschien, seinem Hofe den Wertherfrack sammt Weste und Beinkleidern als Kleidergesetz auf, und ließ damit nur Wieland eine Ausnahme machen. Graf Görz, in Ungnade gefallen, lästerte viel über den Umschwung der Dinge in Weimar. Goethe ward Conseilpräsident, und Herder ward berufen, zum Theil auf Goethe's Betrieb, zum Theil um der Lieblingsidee der Herzogin Mutter, der Stiftung eines Lehrerseminars, Raum zu geben."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 38. Bremen, 20. September. 1857.

Inhalts-Anzeige:

An die Freunde deutscher Kulturgeschichte.

* In der vorigen Nummer d. Bl. ist mitgetheilt worden, daß während der Septemberfeste in Weimar die von Karl Biedermann angeregte Begründung eines Vereins für deutsche Kulturgeschichte erfolgt ist. Am 6. September wurden dort die Hauptgrundzüge festgestellt und der sofort sich bildende Ortsverein zu Weimar, der zugleich der Mittelpunkt des Ganzen sein wird, beauftragt, jene Grundzüge in der Form eines Aufrufs an die Freunde deutscher Kulturgeschichte zu veröffentlichen. Das ist inzwischen geschehen, und wir bringen diesen Aufruf hiermit zur Kenntniß unserer Leser:

Weimar, 6. September 1857.

Die Hoffnung, welche an die Anregung zur Gründung eines kulturgeschichtlichen Vereins im Augustheft der Nürnberger „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ geknüpft ward: „daß das Zusammentreffen vieler und gewichtiger Freunde der Kulturgeschichte bei der Septemberfeier in Weimar Gelegenheit zu einer ausgiebigen Vorberathung wegen Verwirklichung jenes Planes geben werde“, ist leider nur unvollständig in Erfüllung gegangen. Theils hatte sich von den gehofften Gästen der bezeichneten Art nur eine geringe Zahl eingefunden, theils waren die Anwesenden zu sehr durch die Feier selbst in Anspruch genommen oder wurden durch unabweisbare Gründe zu bald wieder hinweggerufen.

Nichtsdestoweniger haben die Unterzeichneten, zwar Wenige der Zahl nach, aber fest durchdrungen von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des beabsichtigten Unternehmens, sich nicht wieder trennen mögen, ohne mindestens den ersten Grund zu dessen Inangriffnahme, so viel an ihnen ist, zu legen.

Ohne sich daher eine andere Vollmacht anzumaßen, als welche ihr warmer Eifer für die Sache und die von ihnen tiefempfundene Dringlichkeit, die Ausführung des gefaßten Planes nicht wieder aufs Ungewisse hinaus zu verschieben, in ihre Hände zu legen schien, glaubten sie doch, durch Zusammentreten einen Anfang und Kern des zu gründenden Vereins bilden zu müssen, einen Kern, an welchen dann anderweite Elemente sich anschließen, und woraus auf solche Weise allmälig eine vollständigere Organisation erwachsen könne.

Sie wenden sich nun an alle Diejenigen, welche mit ihnen die Kulturgeschichte, das heißt: die Geschichte der inneren, selbstthätigen und organischen Entwickelung des Volkslebens, für einen nothwendigen, ergänzenden Zweig der Geschichtswissenschaft neben der politischen Geschichte, neben den verschiedenen Fachgeschichten, neben der, mehr auf die Erforschung des Einzelnen und Aeußeren gestellten Alterthumswissenschaft, erkennen und erkannt wissen wollen, und fordern dieselben auf:

1) durch schriftliche, an den in Weimar niedergesetzten geschäftsführenden Ausschuß *), zu Händen des mitunterzeichneten Professors Biedermann, zu richtende Erklärungen ihren Beitritt zu dem Verein und ihre Bereitwilligkeit zur Förderung der Kulturgeschichte, und zwar vorzugsweise der deutschen, in dem oben angedeuteten Sinne, zu bekunden, gleichzeitig einen Beitrag von Einem Thaler zu den Bureaukosten des Vereins (postfrei oder auf Buchhändlerwege an die hiesige Buchhandlung von H. Böhlau) einzusenden;

2) ihr thätiges Absehen auf die Ausfindigmachung kulturgeschichtlichen Materials zu richten, also, beispielsweise: alter Familienpapiere, Correspondenzen, handschriftlicher Lebensbeschreibungen, Tagebücher, Familien- und Ortschroniken, Haushaltungs-, Bau-, Handwerker- und Kaufmannsrechnungen, Pfarrbücher und Pfarregister, — desgleichen der in Bibliotheken und Archiven befindlichen und noch nicht veröffentlichten oder benutzten Documente aller Art, insonderheit der das Rechts- und Staatsleben, die Verwaltung, das Kirchen- und Schulwesen, merkwürdige Persönlichkeiten und ihre Erlebnisse u. s. w. u. s. w. betreffenden, — genug, alles Dessen, was über das deutsche Volks-, Staats-, Gesellschafts- und Familienleben in irgend einer Hinsicht neue Aufschlüsse zu gewähren verspricht;

3) von allen derartigen Entdeckungen Mittheilung an die oben gegebene Adresse zu machen, mit kurzer Angabe des wesentlichen Inhalts so wie des Ortes, wo, und der Art und Weise, wie das entdeckte Material entweder (sei es im Original, sei es abschriftlich) eigenthümlich für den Verein zu gewinnen, oder, wenn nicht dies, doch im einzelnen Falle für dahin einschlagende kulturgeschichtliche Forschungen zugänglich und flüssig zu machen stehe;

4) auf demselben Wege zur besonderen Inbetrachtnahme und Förderung bestimmter kulturgeschichtlichen Aufgaben Anregungen zu geben oder Anerbietungen zu machen, z. B. zur Sammlung von Material für eine Geschichte des Volksliedes oder gewisser Handwerksbräuche, oder bestimmter Gesellschaftsklassen, wie: des Bauernstandes u. dgl. m., endlich

5) für die gleiche Thätigkeit des Aufsuchens und Sammelns von kulturgeschichtlichem Material auch Andere, — Fachgelehrte und Laien — zu gewinnen und auf diese Weise den Anstoß zur Bildung von Orts- oder Zweigvereinen zu geben, die erfolgte Bildung solcher aber ebenfalls, nebst dem Namensverzeichniß der Mitglieder, hierher anzuzeigen.

Der geschäftsführende Ausschuß seinerseits ist verpflichtet worden, von den bei ihm eingehenden Mittheilungen, Anfragen, Anregungen und Anerbietungen von Zeit zu Zeit öffentliche Rechenschaft durch das Organ der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ (Nürnberg, Bauer und Raspe) abzulegen, das im Original oder in Abschriften gewonnene kulturgeschichtliche Material aber so lange aufzubewahren, zu ordnen und zu katalogisiren, bis über dessen Ver-

*) Der Ausschuß besteht aus den Herren: Professor Biedermann als Vorstand, Dr. Schade als Schriftführer, Buchhändler Böhlau als Kassirer, Staatsrath Bergfeld und Hofrath Schöll als mit berathenden und begutachtenden Mitgliedern.

wendung und Nutzbarmachung, insbesondere auch über die Frage: ob, und unter welchen Bedingungen der Verein etwa zu diesem Behufe mit dem „Germanischen Museum“ zu Nürnberg in Verbindung treten möchte, ein endgültiger Beschluß wird gefaßt werden können.

Wenn auf solchem Wege, wie wir hoffen und vertrauen, eine Verbindung der Freunde und Förderer deutscher Kulturgeschichte durch alle deutschen Länder zu Stande gekommen, wird eine, etwa in Jahresfrist zu veranstaltende Versammlung der inzwischen gewonnenen Mitglieder sowie von Vertretern der ins Leben getretenen Zweigvereine durch Feststellung einer endgültigen Organisation auch formell das Unternehmen zum Abschluß zu bringen haben.

Dr. **B. Auerbach** aus Dresden. Staatsrath **Bergfeld** aus Weimar. Professor **K. Biedermann** aus Weimar. Buchhändler **Böhlau** aus Weimar. Professor **Brückner** aus Meiningen. Dr. **Diezmann** aus Leipzig. Kirchenrath **Dr. Dittenberger** aus Weimar. Dr. **Joh. Falcke** aus Nürnberg. Staatsanwalt **Genast** aus Weimar. Dr. **Köhler** aus Weimar. **Heinrich König** aus Hanau. Professor **Küntzel** aus Darmstadt. Buchhändler **Merz** aus Nürnberg. Dr. **Pletzer** aus Bremen. Hofrath **Preller** aus Weimar. Dr. **Schade** aus Weimar. Hofrath **Schöll** aus Weimar. Professor **Tröbst** aus Weimar. Professor **Wachsmuth** aus Leipzig. Professor **Weber** aus Halle. Professor **Weber** aus Weimar. Professor **Zeiß** aus Weimar.

Außer den Obigen, welche persönlich an der Constituirung des Vereins Theil nahmen, haben mehrere Andere, denen nicht möglich war, diesen Vorbesprechungen beizuwohnen, doch im Voraus schon ihren Beitritt zu dem daselbst zu gründenden Vereine ohne Vorbehalt erklärt und sind daher wohl als Mitglieder des nunmehr gegründeten zu betrachten. Es sind die Herren:

Professor **Floto** in Basel. Oberlehrer **A. Fischer** in Hildesheim. Dr. **Groß** in Reichenberg in Böhmen. Dr. **Bona Mayer** in Hamburg. Dr. **Römer-Büchner** in Frankfurt a. M. Dr. **Eichholz** in Hannover. Dr. **Lammers** in Hannover. Dr. **Seifart** in Göttingen. Professor **Zingerle** in Insbruck.

* Die Septemberfeste in Weimar.

Von F. Pletzer.

II.

Der vierte September als der Tag der Dichter und als Mittelpunkt der gesammten Festlichkeiten trug den schon bezeichneten Charakter einer herzlichen und volksthümlichen Feier im vollsten Sinne des Wortes. Denn hatte der Tag Karl Augusts, so sehr er das innige Verhältniß des Fürsten zu seinem Volke auf das Schönste wiederspiegelte, doch immerhin etwas, ich möchte sagen: Amtliches, so war dagegen nun die Enthüllung der Denkmäler Wielands, Schillers und Goethe's in noch höherem Grade eine allgemeine deutsche Sache und eine Sache des Herzens; und auch diese Feier war, wie sie es sein mußte, einfach und schmucklos, jeder Pomp wurde mit Recht ferngehalten. Der Himmel war in der Frühe nicht allzufreundlich gesinnt und sammelte Wolken an, während unten im Städtchen die Theilnehmer des Festzuges sich zusammenfanden. Aber die Besorgnisse wurden allmälig zerstreut wie die Nebelgebilde da oben, und schon am Fuße der Wielandstatue war die Gefahr einer ärgerlichen Störung der Feier beseitigt. Nach dem sehr beschränkten und nicht schönen Platze, auf dem in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung und unmittelbar neben einem stattlichen Baume das Standbild Wielands von Gasser in Wien errichtet steht, bewegt sich der Zug auf einem Umwege, der aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse genommen werden muß, und als sich unten die Tausende angesammelt haben, hält Hofrath Schöll die Festrede. Sie ist ein Muster einfacher, würdiger, dem Gegenstande angemessener Beredsamkeit, und zugleich ist Schöll von Allen der Einzige, welcher das richtige Gefühl hat, daß an solcher Stelle kurz gesprochen werden muß. Die dichterische Gestalt Wielands trat ungemein scharf und charakteristisch in dem Vortrage hervor, dem man fast etwas literarhistorische Kälte vorrücken könnte, der aber gegen den Schluß sich erhebt und mit ungemein schöner Wendung das Fallen der Hülle vorbereitet. Als sie sinkt, geht eine herzliche Aeußerung des Wohlgefallens und der Freude durch die Massen. Auf vielleicht zu kleinem Piedestale sehen wir die Gestalt Wielands, vollkommen wie wir sie uns gedacht haben. Die Feinheit und Grazie seiner Muse ist trefflich wiedergegeben, es ist, als stände er vor uns leibhaftig da, wie er mit seiner Freundin Amalie im Park wandelt und sie in seiner Weise unterhält, mit Sicherheit und Bewußtsein den Ton anschlagend, in den er sich hineingelebt hat.

Und weiter geht es nun an den Häusern von Goethe und Schiller vorüber zum Theaterplatze, auf dem seit wenigen Tagen erst, den Blicken noch verhüllt, die beiden Dichter stehen, wie sie als Paar aus der Meisterhand Rietschels hervorgegangen sind. Mit höherer Spannung noch als vorhin bei Wieland treten die Versammelten in die Nähe des Denkmals, hoffend, daß alles Schöne und Herrliche, was bis dahin über das Werk verlautete, sich im vollsten Maße bewahrheiten möge. Der Raum bietet einen ungemein bewegten Anblick mit der zahllosen Menge, die von den Tribünen, von den Fenstern der Häuser und von ihren Dächern herab des Augenblicks harrt, der ihr die Dioskuren zeigen soll. Ein Männerchor eröffnet die Feier und läßt wie am Morgen und am Tage zuvor den Wunsch rege werden, daß an dieser Stelle etwas mehr geschehen wäre, und daß man die musikalischen Kräfte Weimars eifriger hätte zur Erhöhung der festlichen Stimmung beitragen lassen; denn offenbar steht ein Männerchor nicht in dem richtigen Verhältniß zu den weiten, offenen Räumen, die beherrscht werden mußten. Auf der Rednerbühne erscheint der Gymnasial-Director Heiland, dem die Ehre zu Theil geworden ist, die Worte der Weihe zu sprechen. Abgesehen von dem Fehler allzugroßer Länge, dem auch er verfällt, zeigt er sich der großen Aufgabe durchaus gewachsen und beherrscht sie vollständig. Sein Vortrag enthält eine Fülle feiner und trefflicher Bemerkungen, zeichnet das Wesen der Dichter wahr und schön und verleiht den Gedanken ein prächtiges oratorisches Gewand, so daß ihm Diejenigen, welche Alles vernehmen können, mit der lebhaftesten Theilnahme folgen und dieselbe an manchen Stellen durch Beifallsäußerungen an den Tag legen. Der mehrmals sich wiederholende Jubelruf, mit dem dann das Doppelstandbild begrüßt wird, ist das beredteste Zeugniß und das schönste Lob für Rietschel, der selbst zugegen ist, und dessen Name oft ausgerufen wird. Ein edles, prachtvolles Werk diese Gruppe, dessen Goethe fest und sicher in die Welt hineinblickt, die er mit seines Geistes Größe beherrschte, während Schiller mit jenem Zuge der Idealität und Schwärmerei an den Freund sich anlehnt und doch zugleich, als wäre er nur mit seinen Gedanken beschäftigt und von ihnen erfüllt, voll Begeisterung hinaufblickt zum Himmel, der ihm seine herrlichsten Gaben verliehen. Dabei ist trotz der Verschiedenheit der beiden eine wunderbare und wohlthuende Harmonie in dem Ganzen, das uns auch durch die Form und Größe, die gewählt wurden, gleichsam menschlich nahe gerückt ist. Der Eindruck, den von fern gesehen die Gruppe macht, wird vollkommen bestätigt, indem wir nun, nachdem die Massen sich verlaufen haben, in der Nähe das Kunstwerk beschauen, das um so mehr mit der ganzen Macht der Neuheit und Frische wirken kann, als an das schimmernde Erz noch gar nicht die letzte Hand gelegt ist. Es glitzert und prangt in seiner wundervollen Farbe, der noch keine Gewalt angethan wurde durch Menschenhand und andere äußere Einflüsse.

Immer neue Gruppen bilden sich um das Standbild, während die Masse der gewöhnlichen Tagesordnung nachgeht, die Dichterhäuser besucht und sich dann zu den Festtafeln drängt, die heute mehr als gestern in äußerer Ausstattung und in Reden dem Tage Genüge zu thun suchen. Allein zur Ruhe und zum Genuß kommt man nicht, denn viele der Gäste brechen früh auf, um im Theater

einen leidlichen Platz sich zu erobern. Um 6 Uhr schon beginnt die Vorstellung, die ein buntes Durcheinander von Akten aus „Tasso", „Götz von Berlichingen", „Wallensteins Tod", „Faust" u. s. w. darbietet, dem durch die Mitwirkung von Dawison, Emil Devrient, Marie Seebach und Lina Fuhr Anziehungskraft gegeben worden ist. Wer irgend kann, entschlüpft hie und da aus dem Hause, dessen Temperatur ohne alle Uebertreibung eine afrikanische genannt werden kann.

Schweißtriefend verlassen wir das Theater und athmen die frische Abendluft durstig ein. Der Kunst und ihren Gebilden ist nun genug gethan; bewundert nur noch den magischen Effekt, den das bengalische Feuer auf das Doppelstandbild ausübt, dann laßt uns Menschen suchen und mit ihnen Menschen sein. Mancher zwar wird todtmüde vom Stehen und Schauen heimwandern, wer aber noch einen Rest von Kraft übrig behalten hat, der mag ihn an einige Stunden der Nacht setzen; was uns die Festtage Anstrengendes zumutheten, ist überstanden. Drum folge mir, lieber Leser; „ich muß dich nun vor allen Dingen in lustige Gesellschaft bringen, damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt." Studenten zwar sind's nicht, denn Jena hat es karg gemacht mit seiner Sendung, wenn allerdings auch die wenigen Musensöhne, die in den Ferien dort geblieben und nun nach Weimar gekommen sind statt nach den Fleischtöpfen Egyptens zu wandern, stattlich genug aussahen und insonders den Frauenzimmern sehr wohl gefielen. Aber alte Leute können auch wieder jung werden und vergnügt sein; und wer wäre das nicht geworden bei solchem Feste und inmitten des wackern Stammes der Thüringer, in deren reizendem Lande die Beweglichkeit des Südens und die Bedächtigkeit des Nordens sich die Hand reichen! Für ein allgemeines deutsches Fest ist ein günstigerer Boden kaum zu finden, und wenn die Zeit kommt, da wir das Jubelfest unseres Schiller begehen, so macht Euch auf nach Weimar, denn besser könnt Ihr ihn nicht feiern als dort, wo der Vielgeprüfte die Sonnenblicke seiner Pilgerfahrt genossen hat, wo er im Leben sich an seinen großen Freund anlehnte wie jetzt im Bilde. Und Ihr alten Burschen von Jena, wenn Ihr über's Jahr mit weißem Haar zum Fuchsthurm wandert, an dem Ihr einst mit wallenden Locken gestanden, wenn Ihr die Stätte wieder betretet, der drei Jahrhunderte das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt haben, dann gebt Euch mit Handschlag das Versprechen, daß Ihr auch, so Gott will, zur Jubelfeier Euch einstellen wollt. Ihr könnt ihn überall feiern, gewiß, aber nirgends schöner und bewegter als im Angesicht des Dachstübchens, in dem Schiller seine müden Glieder gebettet hat.

Da wären wir zu den Füßen der Erzbilder fast weich geworden. Fort mit solchen Gedanken; „die Wolken von der Stirn zu verscheuchen, giebt es noch wohl ein freundliches Mittel." Wenige Schritte, und wir sind in der „Armbrust", jenem ehrwürdigen Schützenverein, dem auch Goethe angehörte, dessen Geschoß dort oben an der Wand hängt. Der Garten ist erleuchtet, und um die Tische herum bilden sich Gruppen, die bei trefflichem Bier behaglich schwatzen und nach Thüringer Art harmlos sich bewegen; Männlein und Weiblein durcheinander, wie es des wackern Landes Sitte mit sich bringt; sogar Geheimeräthinnen von Berlin, gäb's anders dergleichen hier, können ohne Scheu Platz nehmen, wenn sie es nicht vorziehen, eine Treppe hoch bei Tafelmusik ein Souper einzunehmen. Wer noch Muth hat weiter zu wandern und nicht etwa an den Tisch gefesselt ist, an welchem Dingelstedt mit einer Gesellschaft sitzt, der gehe mit zum „russischen Hofe." Da finden wir Schriftsteller und Künstler in Menge, und nachdem die Damen nach Hause gebracht sind, kehren die, so noch Erlaubniß erhalten haben, zurück und bilden einen Kreis von Auserwählten, aus dem sich mittlerweile zum Glück Manche verloren haben, deren Gegenwart störend werden könnte. Kaum hat sich die Gesellschaft von Neuem niedergelassen, so erschallt von unten herauf der Gesang der Jenenser Liedertafel, welche den Bildhauern und dem Erzgießer, aus deren Händen die Statuen hervorgegangen, ihre Huldigung darbringen, und in das Hoch mischt sich der Klang der Gläser, und um Gasser und Miller drängt sich manche Gestalt, die dem Leser nicht fremd ist. Hier steht Auerbach, dort Gerstäcker, gegenüber Dawison, der einige Stunden früher im „Tasso" als Antonio Montecatino ein treffliches Charakterbild zeichnete, hier erkundigt sich Miller von München, wie es seinem Gustav Adolf in Bremen ergehe, und so bewegt sich Alles lebhaft durcheinander, denn die Nacht ist unser. Solider zwar wäre es, vor Mitternacht fortzugehen, aber ein wunderherrliches Schauspiel hätten wir dann entbehren müssen, den Anblick der Dichtergruppe, wie sie, vom Silberlichte des Mondes übergossen, in ihrer ganzen zarten und doch großartigen Schönheit dastand. Da verschmerzt man es leicht, daß nur wenige Stunden für den Schlaf bleiben, der uns Kraft geben muß zur Fahrt nach der Wartburg.

Auf dem Bahnhofe herrscht am andern Morgen ein reges Leben unter den Schaaren von „Fremden", die auf die Einladung des Großherzogs an dem Extrazuge nach Eisenach Antheil nehmen und auf der Wartburg seine Gäste sein sollen. Hier erst trifft man Diesen und Jenen, den man bisher vergebens gesucht, denn leider hat das Comité es versäumt, einen Centralpunkt einzurichten und rasch Listen der Angekommenen aufzulegen. Das bunte Gewirr der in dem Vorgefühl eines herrlichen Tages durch einander Wogenden löst sich allmälig, man gruppirt sich und sucht in einem der prächtig eingerichteten Gesellschaftswagen oder auf dem weichen Polster der zweiten Klasse einen behaglichen Sitz, um die Genüsse der verflossenen Tage zu besprechen, bis zwischen Erfurt und Gotha die anmuthige Umgebung, in deren Mitte die Gleichen thronen, die Vorübersausenden fesselt und der stattliche Inselberg Aeußerungen des Entzückens hervorruft. Im Sonnenschein liegt das reizende Gebirge mit seinen anmuthigen Formen prachtvoll da; ein gesegnetes Land. In Eisenach sondern wir uns nach Abtheilungen und werden unter das Commando wackerer Männer gestellt, die auf den schönsten Wegen die Angekommenen zur Burg hinauf führen wollen; manche glückliche Ehe wird für den Augenblick getrennt, indem der Gatte mit Entsetzen sieht, daß sein besseres Ich zu einer anderen Fahne schwört, welcher er sie nun wieder abjagen muß. Her zu den Grünen, wer sich rühmt ein guter Fußgänger zu sein; wir sollen den weitesten, aber schönsten Weg machen. Alsbald sammelt sich eine Schaar, unter der auch einige kühne Frauen, und indem sich ohne Scham als Grüne bekennen, die in Ehren grau geworden, geht's von dannen durch den reizend gelegenen Karthausgarten und im Querschnitt durch das Marienthal hinan zur südlichen Seite des Berges. Der Weg ist wahrlich prachtvoll und zum Theil völlig neu, da ein Stück desselben, der Durchbruch durch die romantische Eliashöhle, erst vor Kurzem fertig geworden und sogar dem allwissenden Bädeker unbekannt ist. Will einmal Jemand trotz herrlichen Fernsichten und entzückenden Blicken in tiefe Abgründe ermatten, so richtet ihn ein Blick auf die unermüdlichen Damen auf, und so erreichen wir spät, aber mit dem stolzen Bewußtsein, das Schönste genossen zu haben, die Burg, von der herab schon die Klänge der begrüßenden Musik und der Jubelruf der Ankommenden zu uns in den Thalgrund gedrungen sind. Vom Commandanten Arnswald und vom Baumeister Ritgen auf das Liebenswürdigste begrüßt, sammeln sich nun die Gäste aus aller Herren Ländern um das großherzogliche Frühstück, das uns von den im Freien errichteten Tischen gar einladend entgegenwinkt; sogleich ist ein herzhafter Appetit in ansehnlicher Entwickelung begriffen und hat den Batterien von Schüsseln und Flaschen den Untergang geschworen, der denn auch bald gründlich hereinbricht. Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen; auch nicht eine Flasche ist entronnen.

Selten haben wir bei solchen Gelegenheiten eine behagliche Stimmung so sehr das Ganze beherrschen und ihm einen so köstlich wohlthuenden Charakter verleihen sehen wie hier. Mit heiterem Lächeln weilt der Blick auf den munter sich Umhertummelnden, mit Ent-

zücken gleitet er über die prachtvollen Laubgründe zu unseren Füßen oder hinauf zu den Thürmen und Zinnen der Burg, deren Bau mächtig vorgerückt und in der letzten Zeit rasch gefördert ist, so daß die Gäste einen Ueberblick erhalten. Der wird uns denn nun verheißen, nachdem wir manche Reden, gute und schlechte, passende und unpassende, angehört haben, und wieder in Gruppen wandert die Gesellschaft in das Innere der Burg, um im Hauptsaale des obersten Geschosses abermals vereinigt zu werden. In der großen, reich geschmückten und schon weit vorgerückten Halle unterrichtet uns Rittgen von der Galerie herab, die an der einen Seite hinläuft, über den von ihm geleiteten Bau und giebt den Zuhörern einen klaren Ueberblick, aus dem zur Widerlegung eines oft ausgesprochenen Irrthums hier nur das Eine mitgetheilt werden mag, daß die jetzige Ausstattung der berühmten Burgkapelle bis auf die Sternendecke vollkommen die alte ist; denn die Gestalt, welche der Raum vor der Restauration hatte, war ihm erst verliehen zur Zeit der Reformation. Der Sängerkrieg, der im unteren Geschosse gehalten wurde, spielt in dem Vortrage, welcher sich dann über die landgräfliche Wohnung verbreitet, natürlich eine große Rolle. Was uns so im Gesammtbilde vorgeführt worden ist, sollen wir nun im Einzelnen schauen, und wieder geht der Zug gruppenweise fort, wobei denn wir Grünen grade Zeit genug haben, die entzückend schöne Aussicht vom Balkone des Saales über das Thüringer Waldgebirge hin mit vollen Zügen zu genießen. Der Bau der verschiedenen Räume ist zum Theil noch weit zurück, aber schon sieht man deutlich, wie sich Alles einst gestalten und in einander fügen wird, und mancher Ausruf des Entzückens gilt dieser oder jener Abtheilung. Ueber die Bilder freilich, mit denen Schwind die Burg ausgestattet hat, sind die Meinungen sehr getheilt und nicht vorwiegend günstig; man findet, daß die einen nicht geschickt angebracht, die andern zu theatralisch gehalten und dabei doch nicht dramatisch wirksam sind, was namentlich vor der Darstellung des Sängerkampfes vielfach geäußert wird. Der Rundgang schließt wieder im großen Saale, den wir unter den Klängen des prächtigen Marsches aus dem „Tannhäuser" betreten, dem die Musiker durch langsameres Tempo noch mehr majestätische Wirkung hätten verleihen können, und erhält dann einen schönen Schluß durch treffliche Worte, in denen Frenzel aus Berlin der begeisterten Stimmung Ausdruck verleiht.

Noch dürfen wir uns eine Stunde draußen auf dem Burghofe dem ungezwungenen Verkehr und dem Anblick der reizenden Umgebung überlassen; so oft dieser geweihte Raum schon heitere Gesellschaft gesehen, selten hat er so viele Töne der Freude ohne Mißklang vernommen. Und so würde es fortgedauert haben Stunden lang, hätte nicht die Zeit zum Ausbruch gemahnt, damit der Zug nicht versäumt werde. Hinab ging es nun in das reizende Städtchen und zum Bahnhof, wo uns der Zug zurückführt nach Weimar; schon ist die Zahl zusammengeschmolzen, denn Mancher schlägt den Heimweg in entgegengesetzter Richtung ein. Wir andern aber rollen einer schönen Zukunft entgegen, denn in Weimar sind wir zu einem Concerte geladen, welches Franz Liszt an diesem Abend im Theater giebt. Da kann der kühne Protector der Musik der Zukunft in seinem eigensten Wesen belauscht werden, denn das Programm enthält nicht weniger als drei seiner neuen symphonischen Dichtungen, nämlich „An die Künstler", „Ideale" und „Faust" in drei Charakterbildern: Faust, Gretchen und Mephistopheles. Nur Compositionen von Liszt werden aufgeführt, was bei der kurzen Spanne Zeit von drei Stunden ja auch durchaus nicht exorbitant ist; doch nein, da ist Franz Schubert gewürdigt worden, sich mit zwei kleinen Nummern zu betheiligen. Wunderliche Bescheidenheit des Concertgebers; was man einmal thut, soll man ganz thun. Das Concert war, wenn man bedenkt, daß Viele ermüdet, Andere abgereist waren, ziemlich gut besucht, und es waren neben den Menschen auch sehr viele Kränze da. Die Besprechung dieser Musik der Zukunft mag der Zukunft vorbehalten bleiben, denn für den Augenblick ist die Gegenwart gar zu schön. Was noch Beweglichkeit und Lebenslust hat, wandert hinaus in den Garten der Erholung, deren Gesellschaft zum letzten Male die Gäste vereinigt. In dem Saale ist ein festlich geschmückter Kreis versammelt, dessen jüngere Bestandtheile trotz Hitze und Staub im Tanze sich wacker tummeln, an den Tischen eine Reihe lustiger Herren, die den munteren Paaren zuschauen. Fort aus dieser erdrückenden Atmosphäre in den sanft ansteigenden Garten, der prächtig und geschmackvoll erleuchtet ist; suchen wir uns einen Sitz, dem auch der Mond, der Lampen spottend, sein köstlich Licht verleiht. Eine entzückend schöne Nacht hält uns im Freien viele Stunden traulich zusammen, bis auch das ein Ende hat.

Das war ein wunderherrlicher Tag, ein reizender, nach so mancher Anstrengung in der anmuthigsten Weise besänftigender Abschluß eines Festes, das alle Theilnehmer zu ihren schönsten Erinnerungen zählen werden.

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

VII.

Zwei Jahre nach diesen letzten Ereignissen erhielt Arthur durch einen französischen Courier die Nachricht, daß Anastasius von Lebaldowsky als Major in demselben Regimente in Spanien fechte, und dort bereits Wunder der Tapferkeit verrichtet habe. Auch der Name des Vaters ward mehrmals unter denen genannt, die sich durch Tapferkeit im kaiserlichen Heere ausgezeichnet hatten, so daß er bald, mit Ehren und Orden überhäuft, zu dem Range eines Colonel emporgestiegen war.

Die gewaltigen politischen Ereignisse der damaligen Zeit mußten, wie sie die Schicksale ganzer Völker entschieden und die Verfassungen ganzer Staaten umwandelten, auch auf die Gestaltung der Familienverhältnisse und das Geschick der Individuen von großem Einfluß sein. Die Kriegslohe flammte in Spanien blutiger auf als je anderswo, und wie sich die Bewohner dieses Landes für die Befreiung desselben zu unsterblichen Thaten des Heldenmuthes begeisterten, so erweckte nach der zweiten Demüthigung des stolzen, habsburgischen Hauses der Drang der Umstände in den schlichten Gebirgsbauern Tyrols einen Leonidas nach dem andern.

Wie konnten solche Beispiele ohne Wirkung auf das deutsche Volk bleiben, oder es wäre eben der allerunwürdigsten Sklaverei werth gewesen.

Wie das tieferniedrigte Preußen damals durch die kaum bemerkbare und doch so energische und durchgreifende Reorganisation seiner Militärverfassung die ersten Schritte zur künftigen Befreiung des Vaterlandes that, ist zu bekannt, als daß es hier noch einer weiteren Erwähnung bedürfte. Selbst in denjenigen Theilen, die durch den Frieden von Tilsit dem übermüthigen Sieger abgetreten waren, fand das Befreiungswerk lebhafte Unterstützung. So war es auch in Schlesien. Alle Festungen des Landes waren in den Händen der Sieger. In allen Ortschaften lagen Franzosen, Baiern, Würtemberger im Quartier und suchten durch ein brutales Auftreten, wie es sich der Soldat in diesem ganzen Kriege nirgends hat zu Schulden kommen lassen, die Bewohner des Landes einzuschüchtern. Und dennoch gelang es kühnen Männern, ein Bündniß der Gleichgesinnten zu Stande zu bringen, das sich über die ganze einstige Monarchie verbreitete, und welchem auch unser Arthur, von heiliger Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes durchglüht, beitrat; ein Schritt, durch den er sich auch wieder mit dem strengen Vater und seiner Familie aussöhnte. Der Herd dieser Verschwörung, denn so kann man dieses Bündniß der preußischen Patrioten nennen, war eigentlich Berlin, doch gewann sie vorzüglich an Umfang in Schlesien, wo man selbst in Kirchen und verborgenen Grabgewölben Waffen-

vorräthe für die künftige Katastrophe aufgehäuft hatte; dorthin begab sich auch Arthur.

Die Sieger, wie schon erwähnt, hatten es sich inzwischen in dem Lande recht wohnlich gemacht, und da nach der Vermählung des auf den Gipfel seiner Macht gestiegenen Kaisers mit Habsburgs Enkelin den erschöpften Völkern sich die Aussicht auf Erhaltung des Friedens eröffnete, so überließ sich auch das Heer bald den Freuden und Genüssen des Friedens, an denen Breslau damals besonders reich war. Auch der Colonel von Lebaldowsky war in diese Stadt versetzt worden, und da er Aussicht hatte, bei andauerndem Frieden vielleicht für mehrere Jahre seinen Wohnsitz dort aufschlagen zu können, konnte er seiner Sehnsucht nach Gattin und Kind nicht länger widerstehen und ließ sie von Paris nach Schlesien kommen, um ihren Umgang doch, so lange es ihm noch vergönnt war, zu genießen. Ein Jahr dauerte das stille Glück der bisher so schwer geprüften Familie, die sich desselben ja nicht einmal ganz hatte freuen können, da Anastasius immer noch in Spanien stand und nur selten Nachricht von sich geben konnte.

Eines Tages ward der Vater plötzlich in der Nacht durch eine Ordonnanz des Generals Vandamme geweckt und nach dem Palais desselben beschieden. Mutter und Tochter zitterten vor Angst und erschöpften sich in Vermuthungen. — Nach Verlauf von mehreren Stunden, als der Morgen bereits anbrach, kam der Colonel zurück. Er war aufgeregt, sein Auge sprühte Funken unter den grauen buschigten Augenbrauen hervor, aber doch lag auf diesem kriegsmuthigen Gesicht der Ausdruck einer tiefempfundenen Freude. »Noch ist Polen nicht verloren!« rief er, als er in das Zimmer trat und Gattin und Kind stürmisch umarmte. »Freut euch, der Tag der Rache, der lange und heiß ersehnte Tag ist endlich doch einmal angebrochen. Rußland wird zittern vor den siegreichen Adlern des corsischen Löwen, zittern vor den blitzenden, scharfen Säbeln der tiefgetretenen Polen!«

Miranda und die Mutter horchten auf. »Ihr wundert euch?« fuhr der Vater fort. — »So wißt denn, noch ist es ein Geheimniß; doch ihr dürft es wissen, da meine Rache zugleich die eure. Morgen reiten wir! — es geht nach Rußland! In dem Herzen ihres Landes werden wir unsre tödtlichsten Feinde verderben — und siegen wir — Kinder, betet zur Mutter Gottes von Czenstochowo, daß es geschehe, dann, dann sind wir wieder glücklich! Der große Kaiser hat es feierlich verheißen, unser Reich in seiner ganzen, weiten Ausdehnung wieder herzustellen und der tief beleidigten Nation wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen! Freut euch, Kinder, dann sind wir wieder glücklich!«

Mutter und Tochter sanken dem Helden an die stürmisch pochende Brust, aus ihrem Schluchzen waren nur die Worte zu verstehen: »Ziehe hin; Gott verleihe euch den Sieg!«

Am andern Tage brach der Colonel mit seiner Schaar tapferer Reiter nach dem Hauptquartier des Kaisers auf, um an dem verhängnißvollen Feldzuge von 1812 Theil zu nehmen, die Thränen und Segenswünsche der Seinen folgten ihm.

Miranda von Lebaldowsky war als eine der ersten Schönheiten in Breslau gefeiert, und da sie sich während ihres Aufenthaltes in Paris die leichte Grazie der Französinnen angeeignet, konnte es nicht fehlen, daß die Tochter des französischen Colonels in den Salons der haute volée eine hervorragende Rolle spielte, zumal da die Freigebigkeit des Kaisers die Familie in den Stand setzte, ein Haus zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß sich gar bald eine Menge von Bewerbern um ihre Hand einfanden, da ihre vorzüglichen Eigenschaften, ihre Schönheit, ihr Geist, den Mangel des Vermögens in den Augen ihrer Verehrer reichlich genug ersetzten. Auch wußte man ja, daß die Familie einst in glänzenden Verhältnissen gelebt hatte und durch irgend einen glücklichen Wechsel der Ereignisse, wie er ja bei den schwankenden Zuständen jener Tage leicht möglich war, wieder in Reichthum und Glück zurückgeführt werden konnte.

Miranda wies alle Werbungen mit Kälte, ja sogar mit einem gewissen Stolze zurück. Mochte sie das Andenken Arthurs dazu bestimmen?

Besonders war es ein junger, würtembergischer Offizier, Namens von Sandau, der sich durch leidenschaftliche Zuneigung für die schöne Polin vor allen anderen auszeichnete. Seine Werbung, anfänglich nur schüchtern vorgebracht und zart zurückgewiesen, artete bald in Zudringlichkeit aus, und da dem Soldaten in jenen Tagen größere gesellige Freiheiten gestattet waren als sonst, besaßen Mutter und Tochter kaum ein Mittel, sich des zudringlichen Helden zu erwehren. Schon früher durch den Colonel selbst eingeführt, wiederholte er täglich seinen Besuch, trotzdem daß er sich hätte überzeugen müssen, wie ungern er nur gesehen wurde. Von Sandau gehörte zu denjenigen Eroberern, die den Feind durch häufige Attaquen erst zu ermüden suchen, um dann, irgend eine Wendung der Verhältnisse, eine Unvorsichtigkeit, eine Blöße des Feindes benutzend, sich durch Ueberrumpelung in den Besitz des lange berannten Postens zu setzen. Er war eine schlaue, niedrig gesinnte, sinnliche Natur; doch hatte er es verstanden, die äußerlich glatte Politur des höheren Soldatenstandes sich bis zu einem gewissen Grade anzueignen. Er verstand es so gut wie einer, unter der Hülle des Chevaliers seine plebejischen Gesinnungen zu verbergen. Unter dem Scheine glatter Zuvorkommenheit war er frech, und in seiner Unterwürfigkeit, die er den Damen gegenüber an den Tag legte, lag die schmeichelnde Hinterlist einer Katze, die sich geduckt ihrem Raube nähert, um sich desto sicherer desselben zu bemächtigen. Der entsetzliche Ausgang des Feldzugs in Rußland sollte ihm bald Gelegenheit bieten, seine nichtswürdigen Plane ins Werk zu setzen.

Als im Herbste des Jahres 1812 die ersten Nachrichten, anfänglich noch als dumpfe Gerüchte, von dem Unheil des französischen Heeres sich in dem immer noch zitternden Europa verbreiteten, und als dieselbe sich nicht nur vermehrten, sondern sogar bestätigten, da war Miranda's und ihrer Mutter Schicksal mehr als je wieder in Frage gestellt. Angst und Sorge um den Vater fingen an, ihren Muth, den sie bisher stets aufrecht erhalten hatten, zu beugen. Anastasius stand immer noch bei dem französischen Heere in Spanien, und Arthur — ob sie wohl noch an den treuen, liebevollen Arthur denken mochten?

Je lauter und unverholener die Nachrichten von der entsetzlichen Schlacht von Borodino, von dem Brande von Moskau, von dem Kampfe bei Malo-Jaroslawetz, als endlich gar die Nachricht von dem erschütterndsten aller Ereignisse, von dem Uebergange über die Beresina sich verbreitete, und als mit diesen Nachrichten, die endlich das 29. Bulletin des Kaisers selbst bestätigte, die Gährung in den unterdrückten deutschen Ländern wuchs, und die Flamme der Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes hie und da schon zu lohen anfing, da sah die unglückliche Frau von Lebaldowsky mit ihrer Tochter kein anderes Mittel mehr, als sich Sandau in die Arme zu werfen, da der Tod ihres Gemahls, von dem sie keine Nachricht erhalten hatten, nur allzu gewiß war. Der hinterlistige Schurke versprach sich der Familie anzunehmen, aber nur, wie sich bald herausstellte, um desto sicherer in den Besitz Miranda's zu gelangen und die Befriedigung seiner niedrigen Wünsche endlich zu erreichen. Diesen Plan durchzuführen ward ihm nicht schwer; er theilte der Mutter eines Tages mit, wie er aus zuversichtlicher Quelle vernommen habe, der Colonel habe, nachdem er wie ein Verzweifelnder an der Beresina gekämpft, bei dem Uebergange über diesen verhängnißvollen Fluß in den eisigen Fluthen sein Grab gefunden; und da die Nachrichten aus Spanien ebenfalls nicht sehr ermuthigend lauteten, so schlug er vor, Miranda solle, ihrer Sicherheit wegen, mit der Mutter nach Schwaben auf die Güter seiner Eltern ziehen, die sie mit all der Auszeichnung behandeln würden, die Damen ihres Standes und Ranges gebühre; er bat jetzt noch einmal in den zartesten und flehendsten Ausdrücken um die Hand Miranda's, die ihm unter solchen Umständen nun auch nicht

verweigert wurde, und nachdem er sich für einige Wochen Urlaub erbeten, begab sich Sandau mit den Damen, troß der strengen Winterkälte, es war gegen das Ende Februars 1813, auf die Reise.

Weder Mutter noch Tochter ahnten den Verrath, den der Niederträchtige an ihnen zu begehen im Begriff war. Kaum hatte man aber die erste Poststation von Breslau aus erreicht, so zeigte er sich in seiner wahren, scheußlichen Gestalt; er ließ Miranda und die Mutter die ganze drückende Last ihrer Hülflosigkeit fühlen, und nur zu spät erkannte das unglückliche Mädchen die wahren Absichten dieses Elenden. Zwar scheiterten seine mehrfachen Versuche, die Mutter von Miranda zu trennen, an der Standhaftigkeit beider, doch nahm seine Zudringlichkeit gar bald einen solchen Charakter an, daß Miranda ihm unumwunden erklärte, nicht weiter mit ihm reisen zu können. Man war eben in einem Gasthofe abgestiegen, woselbst Miranda ihm diese Erklärung gab, in die sie all den Stolz und die Hoheit legte, mit der sie sonst den frechen Bewerber in seine Schranken zurückgewiesen hatte. Die ganze Antwort des Erbärmlichen war ein schallendes Gelächter, das so teuflisch klang, daß Miranda vor Schreck erbleichte. Bald aber faßte sie sich, eine glühende Röthe der Entrüstung und des Zornes flog über ihr schönes Antlitz, wobei ihre Augen vor Aufregung einen unheimlichen Glanz ausstrahlten. „Fürwahr, Sandau, sagte sie, Sie sind ganz der Held, für den ich Sie stets gehalten, und den ich nun erst, Gottlob, noch zur rechten Zeit, in Ihnen erkenne. Was sollte ich auch anderes von einem Menschen erwarten, der in den Reihen Derer ficht, die Ihr Vaterland verrathen, der sein eignes Mutterland in die Fesseln unwürdiger Knechtschaft schlagen, es in Schmach, Elend und Verderben stürzen hilft. Wehe mir, daß ich, das Kind eines unglückseligen Volkes, aber, Gottlob, durch das Unglück noch nicht um seine Würde gebracht, mich so weit vergessen konnte, mich an Sie wegzuwerfen. Entfernen Sie sich diesen Augenblick aus dem Zimmer, oder dieses Stilett, das mir der Vater in einer schweren, aber heiligen Stunde in die Hand drückte, durchbohrt Sie, Elender!“

Bei diesen Worten, hatte sie die blitzende Klinge eines Jagdmessers über ihrem Haupte erhoben. Der Offizier erblaßte und wich zurück, bald aber, mit der Schnelligkeit des Blitzes, stürzte er in geduckter Stellung auf Miranda zu, die ihren Arm von ihm ergriffen fühlte, noch ehe sie zustoßen konnte, und in einigen Secunden war sie wehrlos. Ein teuflisches Lachen Sandau's folgte auf diese Scene, nach welcher Miranda erschöpft und fast bewußtlos in die Arme ihrer Mutter sank, während ihr Ueberwältiger ihr die zerbrochene Waffe höhnisch zu Füßen warf.

Das unglückliche Mädchen war vollständig in der Gewalt ihres Feindes. Sie durfte es nicht wagen, Jemand im Hause zu ihrer Hülfe herbeizurufen, da bei strenger Ahndung sich Niemand einem Offizier des großen Kaisers, der immer noch gefürchtet war, hätte widersetzen dürfen. Auch lagen die unteren Räume des Hauses voll würtembergischer Soldaten, deren rauhe Kehlen sich in wilden Kriegsliedern, die aber mehr einem thierischen Gebrüll ähnlich waren, bis in die oberen Räume vernehmen ließen.

In dem Zimmer war eine Pause von einigen Minuten entstanden. Miranda lag noch immer weinend und schluchzend an dem Herzen ihrer Mutter, während Sandau bemüht war, den ganzen Auftritt ins Scherzhafte zu ziehen, und sein sonstiges Betragen mit der Heftigkeit seiner Leidenschaft zu entschuldigen.

Sandau war mit seiner heuchlerischen Rede noch nicht zu Ende gekommen, als ein plötzlicher Lärm von der Straße her und in den untern Zimmern ihn unterbrach und seine Aufmerksamkeit nach der Straße lenkte. Wildes Fluchen, Säbelklirren, das Geschrei von Verwundeten, und dazwischen einzelne Pistolenschüsse, bildeten ein gräßliches Durcheinander, aus welchem nur hier und da ein französisches Commandowort zu vernehmen war. Sandau hatte kaum zwei Augenblicke hinabgesehen, als er bleich wurde wie der Tod. Einige hundert Bauern, größtentheils mit Heugabeln, Sensen, Dreschflegeln, viele aber auch mit Flinten und Büchsen bewaffnet, zogen lärmend und in ihrer Mitte einige fürchterlich zugerichtete Franzosen schleifend, auf das Wirthshaus zu, wo die im Quartier liegende Mannschaft sich bereits in Vertheidigungszustand gesetzt und eben einige nachdrückliche Salven auf die Heranstürmenden feuerte. Rasch eilte Sandau die Treppe hinab. Bald vernahm man seine Stimme, worauf im Hause einige Ruhe eintrat. Er schien die Vertheidigung gegen die Empörer zu leiten. Jetzt hörte man ein Signal, das mit einem Horne aus dem Fenster gegeben wurde, hierauf antwortete im Dorfe ein zweites, — es wurden Trommeln gerührt, — man schlug Generalmarsch, der die Soldaten unters Gewehr rief. Zugleich aber vernahm man im Dorfe und in den Dörfern ringsum den gellenden Ton von Sturmglocken. Es schien, als sollte das Dorf der Schauplatz eines fürchterlichen Kampfes werden.

Die Mutter benutzte die Entfernung Sandau's, um die Thür von innen zu verriegeln, während Miranda noch immer heftig weinte und kein Wort hervorzubringen vermochte; sie sank in eine dumpfe Betäubung, aus welcher sie nicht einmal das Getöse erweckte, das nun in unmittelbarster Nähe des Wirthshauses entstand.

Die Bauern, welche mit Büchsen bewaffnet waren, hatten hinter Hecken und Gartenmauern Posto gefaßt. Die übrigen waren hinter eine Anhöhe zurückgewichen, um gegen die Kugeln der Soldaten geschützt zu sein. Es schien, als schicke man sich an, den Kampf mit der größten Erbitterung zu führen. Eine Abtheilung Chevauxlegers sprengte endlich mit verhängtem Zügel die Straße entlang und hielt muthig das Büchsenfeuer der versteckten Feinde aus, um den Hügel zu erreichen, der die regellose Masse des Landvolks schützte. Was Niemand für möglich gehalten hätte, geschah hier. Die wohldisciplinirten, siegsgewohnten Reiter mußten der verzweifelten Tapferkeit gewöhnlicher Bauern weichen. Mit lautem Geschrei eilten sie über den Hügel hinweg auf die Reiterschaar zu, die, überrascht wie sie war, den gewichtigen Schlägen der schlesischen Dreschflegel erlag, ohne von ihren Säbeln Gebrauch machen zu können. Diese Art natürlicher Fechtkunst, wie sie das schlesische Landvolk, durch die Quälereien der Soldateska zur Verzweiflung getrieben, hier an den Tag legte, sollte sich ein Jahr später auch in der glorreichen Schlacht an der Katzbach als sehr erfolgreich bewähren, wo die schlesischen und pommerschen Bauernjungen, als sie die französischen Regimenter zu Boden streckten, den Gebrauch des Bajonetts verschmähten und mit den Kolben ihrer Gewehre drein hieben, wobei ihre Offiziere, die sie über die reglementswidrige Art zu fechten zur Rede setzen, zur Antwort erhielten: „Ja, dat flutscht beter.“ Es flutschte auch hier, denn Todte und Verwundete bedeckten gar bald den Boden, und ledige Pferde jagten rasend und von Niemand aufgehalten in die Gasse des Dorfes, wo sich bald ein Bataillon Infanterie zum Angriff auf die Rebellen formirte und im Sturmschritt auf den Hügel zu marschirte. Die Sache lief dies Mal anders ab, als man gefürchtet hatte. Vom entgegengesetzten Ende des Dorfes vernahm man das Schmettern einer Regimentsmusik, und die Bauern hatten die verhängnißvollen Töne nicht sobald vernommen, als sie schleunigst die Flucht nach einem nahen Walde ergriffen, wohin die Feinde nicht wagen durften sie zu verfolgen, da jede Anstrengung doch vergeblich gewesen wäre. Nach wenigen Minuten zog ein prachtvolles Regiment französischer Dragoner am Wirthshause vorüber; die Offiziere stiegen ab und verlangten stürmisch Einlaß. Miranda horchte, vernahm barsche Männerstimmen im Hause und das laute Klirren von Schleppsäbeln die Treppen herauf.

Es schien, daß die neu angekommenen Offiziere in dem Zimmer nebenan einquartiert wurden. Mittlerweile war es Nacht geworden, da die Tage immer noch sehr kurz waren. Ein dichtes Schneegestöber fing an auf die soeben mit Blut getränkte, hart gefrorne Erde eine weiße Decke zu breiten, gleichsam um die Gräuel des Kampfes zu verwischen. Man hörte, wie die Verwundeten in den unteren

Zimmern noch untergebracht wurden, und aus der Stille, die allmälig eintrat, ließ sich schließen, daß der ernsthafte Ausgang die wilden, aufgeregten Gemüther doch müsse zur Besinnung gebracht haben. Da klopfte es leise an die Thür; die Mutter sah Miranda fragend an und wartete auf Antwort, ob sie öffnen solle; Miranda verneinte es. Als man fragte, wer da sei, meldete sich Sandau. Es ward ihm der Eintritt verweigert. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die er sogar bis zu Drohungen und offenbaren Beleidigungen steigerte, entfernte er sich fluchend.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Johann Georg Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Von C. H. Gildemeister. Band 1. — Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. — Ludwig Uhland. Eine Skizze von G. Liebert. — Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert. Von A. Springer. — Der Buchenhof. Roman von L. Rosen. — Heilige Zeiten. Dichtungen von E. Pfeilschmidt. — Meteore. Novellen-Cyclus von Ernst Willkomm.

— * Die früher in zwei Sammlungen herausgekommenen Gedichte von Friedrich Hebbel sind jetzt in einer neuen Gesammtausgabe vereinigt.

— * Bei Brockhaus erscheint demnächst in zwei Bänden „Ulrich von Hutten" von David Friedrich Strauß, dem Verfasser des „Lebens Jesu." Derselbe Verlag kündigt ein „vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde" von Bunsen an, eine Uebersetzung und Erklärung der Schriften des alten und neuen Bundes. Ferner führen wir aus dem neuesten Berichte der Firma folgende Bücher an, die in Kurzem herauskommen sollen: Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius; Briefe über natürliche Religion, von J. Frauenstädt; Meine Wanderung durchs Leben, von Gerd Eilers, Band 3; Die beiden Cagliostro, Drama von Robert Giseke.

— * Bei seinem hundertjährigen Jubiläum im Jahre 1859 wird Schiller endlich auch als Dichter in seiner ganzen und reinen Gestalt seinem Volke gegenüber treten. Sämmtliche bisherige Ausgaben sind bekanntlich nach vielen Seiten hin mangelhaft. Jetzt hat sich die Cotta'sche Buchhandlung entschlossen, die Sünden, die sie an Schiller begangen hat, durch eine vollständige und correcte Ausgabe zu tilgen. Die Redaction derselben übernimmt Wendelin von Maltzahn, der denselben eisernen Fleiß, mit dem er den Lessing bearbeitete, nun auch an Schiller setzen wird, so daß wir den Dichter im Jahre 1859 in würdiger Ausgabe erhalten.

— * Von den „geographischen Mittheilungen" von August Petermann ist das siebente Heft erschienen und bringt zunächst einen Bericht über Adolf Schlagintweit's Reise im nordwestlichen Indien, December 1856 bis April 1857. Während bekanntlich zwei der Gebrüder Schlagintweit, Hermann und Robert, bereits nach Europa zurückgekehrt sind, blieb der dritte derselben, Adolf, in Indien zurück, um dort noch etwa ein Jahr seine Forschungen fortzusetzen. Ein zweiter Aufsatz: „Die Kultur-Statistik der Niederlande nebst einer Tafel mit 16 in Farben gedruckten Kärtchen", von J. Kuyper, giebt eine gedrängte Beschreibung des gegenwärtigen Kulturzustandes des Königreiches der Niederlande im Einzelnen der Administration, Volksdichtigkeit, Religion, des Unterrichts, der Geologie, des Ackerbaues, der Viehzucht, der Industrie und des Handels. Ein dritter Aufsatz: „Der Amur-Strom", mit einer physikalischen Karte, von Dr. Petermann, giebt in einer Reihe officieller Berichte über neuere Aufnahmen und Forschungen, die auf Befehl der russischen Regierung angestellt worden sind, die erste ausführliche Beschreibung des ganzen Stromes und seiner Uferlande, in hydrographischer und ethnographischer, geologischer, botanischer und zoologischer Beziehung, und gewährt auch über die bestehenden Gränz-Verhältnisse zwischen dem russischen und dem chinesischen Reiche ganz neue Aufklärungen. Ein vierter Aufsatz: „Die große russisch-skandinavische Breitegrad-Messung zwischen der Donau-Mündung und dem Nordende Europa's", giebt einen übersichtlichen Bericht über eine der großartigsten und wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten Rußlands, welche hauptsächlich den 40 Jahre langen Anstrengungen des Directors der Sternwarte zu Pulkowa, F. G. W. Struve, zu danken ist. Das achte Heft der „Geographischen Mittheilungen" wird Mitte September ausgegeben werden und eine geographisch-statistische Denkschrift über Indien nebst sieben Karten von Dr. Petermann enthalten.

— .˙. Das soeben erscheinende achte Heft des Werkes: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" enthält zunächst einen gut geschriebenen Aufsatz, welcher die Geschichte und die staatsrechtlichen Verhältnisse des Schweizercantons Neuenburg bis zum Aufstande vom 3. September 1856 entwickelt. Die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen, die endlich den harten Streit um diesen Miniaturstaat zum Austrage brachten, ist einem der nächsten Hefte vorbehalten worden. Sodann bringt das Heft vier umfänglichere Lebens- und Charakterbilder von Männern, mit denen, wenn auch in verschiedener Weise, die Bildung und das Interesse der Zeit verknüpft ist. Es sind dies der jüngst verstorbene französische Dichter Alfred de Musset, der Physiolog Jakob Moleschott, der britische Schatzkanzler und zugleich Sprach- und Alterthumsforscher Sir George Cornewall Lewis und der ausgezeichnete preußische Jurist und Publicist Ludwig von Rönne. Die äußerlich ziemlich einfache Lebensgeschichte aller dieser Männer wirft hier und da sehr helle Schlaglichter auf die Richtungen und Zustände unserer Gegenwart. Diesen biographischen Arbeiten folgt unter dem Titel „Reiseleben und Reiseliteratur" die Besprechung eines neuen und von der Kritik kaum noch beachteten Literaturzweigs, der aber unleugbar nicht nur praktische, sondern auch moralische Tendenzen unsers Zeitlebens zur Grundlage hat. Die „Kleinern Mittheilungen" des Hefts enthalten unter Anderm die Biographien des Nordpolreisenden Kane und des Wiener Schriftstellers Bäuerle sowie nekrologische Notizen über Czerny, Franscini, Großmann ꝛc. Der „Nekrolog zum Conversations-Lexikon" ist bis Ende P fortgeführt.

— * Der Dichter des Trauerspiels „Narziß", Brachvogel, hat seinen ersten großen Roman in drei Bänden „Friedemann Bach" erscheinen lassen. Er zeigt nach einer Besprechung von Kossak dieselben Vorzüge des Talentes, die dem Drama so raschen Eingang verschafft haben: lebhafte Phantasie, reges Wallen des Gemüthes und viele Geschicklichkeit in der scenischen Anordnung, hat aber noch nicht die wahren Eigenschaften des Romans. Es ist zu viel auf den Effekt hingearbeitet, das Material nicht klar genug gesichtet. Dagegen enthält der Roman höchst gelungene Stellen, die Jeder mit sittlicher und poetischer Genugthuung lesen wird, Stellen, welche von der zeitweiligen Vertiefung Brachvogels in den Stoff das glänzendste Zeugniß ablegen. Wir rechnen dahin, sagt Kossak, nicht den Charakter des Friedemann Bach, sondern vielmehr das sämmtliche Leben und Treiben des alten Sebastian, des berühmten Klassikers, dessen Wesen sehr glücklich plastisch herausgearbeitet ist. Die Einfachheit seiner Sitten, die Frömmigkeit seiner Welt- und Kunstanschauung, die Art der großen frivolen Welt gegenüber zu stehen, die Liebe zu seinen Kindern sind mit einer rührenden Innigkeit und Wahrheit ausgemalt und entzücken bei wiederholter Lektüre. Auch die Schilderung mehrerer Nebencharaktere aus dem Leipziger und Berliner Leben der damaligen Zeit ist überall gelungen, wo der Autor nicht auf glänzende Wirkungen ausging. Bei Charakteren, wie Friedrich der Große, August und Graf Brühl ist Brachvogel hinter unserer Erwartung zurückgeblieben. Sie sind zu conventionell gezeichnet, und ihre historischen Elemente sind nicht bis zur poetischen Rundung durchgearbeitet. Trotz dieser Mängel der Anfängerschaft wird der Roman einen großen und dankbaren Kreis von Lesern finden, denn er besitzt vor hundert ähnlichen Schriften den Vorzug, überall spannend und unterhaltend im volksthümlichen Sinne zu sein. Auch ist löblich hervorzuheben, daß Brachvogel, trotz einzelner Willkürlichkeiten, nirgends in eine flüchtige Schreiberei hinabsinkt, die in den letzten Jahren ein wesentliches Merkmal einer Sorte sogenannter „historischer Romane" geworden ist und das unsterbliche Vorbild des großen Walter Scott so frech vernachlässigt. Möge ihn der so leichte Erfolg auf diesem, bei einigem Schreibtalente so ergiebigen Felde der besinnungslosen Memoirenausnutzung auch ferner nicht verleiten, die Gesetze der geregelten Composition zu mißachten und um des Effekts willen den Beifall der selteneren, aber dankbareren Literaturfreunde aufzugeben.

— * Am 14. September beging Alexander von Humboldt in bester Gesundheit seinen neunundachtzigsten Geburtstag; es erschien bei dieser Gelegenheit ein neues, sehr gelungenes Porträt des großen Mannes.

— * Jenenser Studenten haben den Gedanken angeregt, dem alten Turnvater Jahn in seinem Wohnort Freiburg an der Unstrut ein Denkmal zu errichten.

— * Im neuen Museum zu Berlin ist die Aufstellung und Anordnung der Kunstschätze nun so weit gediehen, daß sie als vollendet bezeichnet werden kann. Vom 15. October an sollen alle Sammlungen dem Publikum unentgeltlich zugänglich sein.

— * Die hochbetagte gefeierte Schauspielerin Sophie Schröder ist noch vor Kurzem wieder in Hamburg öffentlich aufgetreten und hat im Theater Bürgers „Leonore" und Schillers „Lied von der Glocke" vorgelesen. Man war erstaunt über die Meisterschaft, mit welcher die alte Frau ihre schwierige Aufgabe ohne sichtliche Anstrengung löste, und nahm sie mit Begeisterung auf.

— * Die Oper „Euryanthe" von Weber ist in Paris wieder auf die Bühne gebracht und erregte Interesse, machte aber nicht so viel Glück wie der „Oberon."

— * **Bernhard von Watzdorf.** Das Haupt des Ministeriums von Sachsen-Weimar, Bernhard von Watzdorf, ist der einzige noch thätige Staatsmann, der aus der vormärzlichen Zeit in die nachmärzliche übergegangen ist, und der, mit beiden Extremen der politischen Bewegung gleich entschieden kämpfend, seine Stellung behauptet hat. Neuerdings leistete er dem Junkerthum, das auch in Weimar zur Herrschaft zu gelangen suchte, beharrlichen und bis jetzt glücklichen Widerstand. Watzdorf ist 1804 auf dem Schlosse Berga im Großherzogthum Weimar geboren, studirte in Leipzig, wurde dort Auditor am Oberhofgericht und 1830 Rath. Seit 1835 war er Appellationsgerichtsrath in Zwickau und betheiligte sich an der Herausgabe der „Jahrbücher für sächsisches Strafrecht", kam 1840 an das Appellationsgericht in Dresden und ward Ministerialrath, vertauschte aber 1843 seine dortige Stellung mit der eines Staatsministers in Weimar. Die Bewegung des Jahres 1848 veranlaßte den Rücktritt seiner damaligen Collegen von Gersdorf und Dr. Schweitzer und brachte als stimmführendes Mitglied den Abgeordneten Dr. von Wydenbrugk in das Staatsministerium. Da dieser jedoch sehr bald als Abgeordneter nach Frankfurt a. M. ging, so hatte während der Zeit des Bestehens des dortigen Parlaments Watzdorf die Geschäfte des Staatsministeriums längere Zeit ganz allein zu führen. Bei der um die Mitte des Jahres 1850 erfolgten neuen Organisation des Staatsdienstes fand auch eine neue Gestaltung des Staatsministeriums statt. Watzdorf erhielt den Vorsitz in demselben und daneben die Verwaltung der Abtheilungen für das Aeußere, das großherzogliche Haus und das Innere. In demselben Jahre wurde er von dem Landtage des Großherzogthums zum Mitglied des Ständehauses im Erfurter Parlament erwählt und von diesem mit den Functionen eines ersten Vicepräsidenten betraut. Herrn von Watzdorf gebührt ein entscheidender Antheil an den Gesetzgebungs- und Verfassungszuständen Weimars, wie sich solche namentlich seit 1848 gestaltet haben; ja man wird kaum irre gehen, wenn man den ganzen gegenwärtig bestehenden Verfassungsorganismus dieses Ländchens im Wesentlichen als den vollgültigen Ausdruck und Ausfluß seiner politischen Anschauungen betrachtet. Den Kern dieser Anschauungen bildet eine aufrichtige Hinneigung zu den Grundsätzen des sogenannten Selfgovernment, d. h. der Anleitung und Fähigmachung des Volks zu bürgerlicher und gewerblicher Selbstthätigkeit, und eine ebenso aufrichtige Abneigung sowohl gegen bureaukratische Vielregiererei und Eigenmächtigkeit, wie gegen alle ungerechten und unzeitgemäßen Bevorrechtungen einzelner Stände. Aus solchen Ansichten sind — neben den eigentlichen Verfassungsgesetzen, an denen jedoch, mit Ausnahme des Wahlgesetzes, 1848 nur Wenig und dies Wenige fast mehr zur Stärkung des monarchischen als des demokratischen Princips abgeändert wurde — vornehmlich die wichtigen organischen Gesetze über Gemeindewesen, Bezirksverfassung, Rechtspflege und agrarische Eigenthumsverhältnisse hervorgegangen: Gesetze, welche während der letzten acht Jahre, wie die politischen, so die ökonomischen und ganz besonders die landwirthschaftlichen Zustände des Großherzogthums wesentlich und, wie fast allgemein anerkannt wird, entschieden zum Bessern verändert haben. In allen diesen Gesetzen prägt sich jener freie, echt staatsmännische Geist aus, welcher überall nur auf das Wesen der Sache, nicht auf die Form sieht, seine Maßregeln nicht nach der Schablone einer einseitigen Doctrin oder nach bloßen Parteiansichten und Vorurtheilen, sondern nach einer unbefangenen Abwägung der gegebenen Verhältnisse bemißt, weder eine Einrichtung verwirft, weil sie als demokratisch verschrieen, noch eine andere, weil sie als aristokratisch beargwöhnt ist, vielmehr jedes dieser beiden Elemente (wie es noch unlängst Herr von Watzdorf in öffentlicher Landtagssitzung aussprach) als berechtigt und nothwendig anerkennt, vorausgesetzt, daß jedes an seinem Platze und im richtigen Verhältniß zu dem andern stehe. Denselben Geist athmet die Verwaltungsthätigkeit des Ministers von Watzdorf. Die Kleinheit der Verhältnisse, in denen sich dieselbe bewegt, rechtfertigt nicht bloß, sondern erheischt bisweilen ein gewisses patriarchalisch-persönliches Eingreifen, und Herr von Watzdorf ist, vermöge seines wohlwollenden, milden, Zutrauen erweckenden Wesens, ganz der Mann dazu, um ein derartiges persönliches Walten immer zu einem wohlthätigen und willkommenen zu gestalten. Allein er selbst ist am eifrigsten beflissen, diese Art von Einwirkung auf das Maß des Strengnothwendigen einzuschränken und, soviel möglich, im Bereiche des ganzen, wenn auch nur kleinen Staatswesens den Geist der Selbstthätigkeit im Volke zu wecken und zu pflegen. Von der Sucht des Allesregierens, dem Kitzel des Befehlens und Anordnens, oder jener Einbildung amtlicher Unfehlbarkeit und Unentbehrlichkeit, wie sie einem so großen Theile unserer heutigen Staatsbeamten, selbst der besten und wohlgesinntesten, anhängt, findet sich bei Herrn von Watzdorf keine Spur. Im Verkehr mit den ihm untergebenen Beamten wie mit Privaten zeigt er ein Verhalten, welches auch nicht den leisesten Anflug bureaukratischen Wesens hat, welches immer die Sache und den allgemeinen Zweck, nicht die Person in den Vordergrund stellt, und welches jeder Aufklärung, Berichtigung oder Verbesserung der eigenen Ansichten, von woher solche auch kommen mögen, willig und ohne Zurückhaltung den gebührenden Einfluß gönnt. Es ist unmöglich, daß ein Mann in solcher Stellung einfacher, zugänglicher, offener und bescheidener sein könne als Herr von Watzdorf. Selbst jene Art von Herablassung ist ihm völlig fremd, welche doch immer empfinden läßt, daß man sich herablasse. Bei alledem verleugnet Herr von Watzdorf keinen Augenblick in seiner Erscheinung und seinem Wesen den Aristokraten, aber den Aristokraten, der durch den Adel des Geistes dem Adel der Geburt erst die rechte Weihe giebt und der, weil er der eigenen Tüchtigkeit und Redlichkeit sich bewußt ist, auch in Andern die gleichen Eigenschaften ehrt und hervorzieht. Watzdorf's politische Bildung ruht auf der breiten und sichern Grundlage einer echthumanen, tiefsittlichen Gesinnung, eines durch und durch loyalen und offenen Charakters, einer vollkommenen Uneigennützigkeit und einer aufrichtigen Hingebung an das Allgemeine; sie ist aber zugleich befestigt, gereift und abgeklärt durch ein ernstes, beharrliches und vorurtheilsfreies Nachdenken über die höchsten Probleme des politischen und des socialen Lebens. Wenn sich Watzdorf als entschiedener Anhänger eines besonnenen, aber stetigen Fortschritts auf allen Gebieten des Staatswesens bekennt und bethätigt, so handelt er ebensowohl aus einem unmittelbaren Drange seines innersten Gefühls, als nach den Consequenzen seiner klaren Einsicht in die Natur des Menschen und des Staats. Diese doppelte Begründung seiner politischen Maximen — in seinem Gemüth und in seinem Verstande — bietet auch eine doppelt sichere Gewähr gegen Schwankungen in seinem politischen Verhalten, wie wir sie bei andern Staatsmännern heutzutage nur zu häufig antreffen. Es giebt Dinge, von denen sich Jedermann im Lande sagt, daß sie unter einem Ministerium Watzdorf geradezu unmöglich sind. Dahin gehört nicht bloß ein wirklicher Bruch, sondern schon die leiseste, offene oder versteckte Antastung des strengverfassungsmäßigen Rechtszustandes; dahin gehört ferner Alles, was in das Bereich gehässiger politischer Verfolgungssucht, kleinlicher Polizeiplackereien, lichtscheuer Angst vor der Oeffentlichkeit und ihrem Organ, der Presse, unredlicher Verkümmerung oder Fälschung der öffentlichen Meinung fällt. Bei allen Acten der Gesetzgebung wie der Handhabung der Gesetze seitens dieses Ministeriums hat man das wohlthuende Gefühl, daß darin keine Hinterhalte, keine Nebenabsichten, keine verdeckten Rück- oder Seitenzüge lauern, vielmehr die vollkommenste Offenheit und Loyalität Wort und Handlung dictirt. Zum Glück ist gerade dies auch der traditionelle Zug des weimarischen Regentenhauses schon seit einem vollen Jahrhundert, und darin liegt eine wesentliche Bürgschaft der äußern Festigkeit dieses Ministeriums; eine ebenso wesentliche für seine innere, principielle Stetigkeit und Zuverlässigkeit bietet aber, wie schon gesagt, die Persönlichkeit seines Vorstandes, des Herrn von Watzdorf. Ein Personenwechsel an dieser entscheidenden Stelle wird nicht so leicht eintreten, weil einestheils ein Systemwechsel, welcher dazu eine zwingende Veranlassung geben könnte, aus den angegebenen Gründen nicht zu erwarten steht, und weil anderntheils Herr von Watzdorf weiß, wie viel bei alledem von der Persönlichkeit des leitenden Ministers und gerade von seiner Persönlichkeit abhängt, und darum auch seinerseits nicht ohne dringende Noth seinen Posten verlassen wird ..... Watzdorf ist von erprobtester deutscher Gesinnung. Er schämt sich so wenig der Begeisterung für die nationalen Ideen des Jahres 1848, daß er noch heute sich zu diesen Ideen ihrem Wesen nach unumwunden und mit ganzer Seele bekennt. Die von ihm (als Minister des Auswärtigen) vertretene Regierung war eine der ersten, welche 1849 sich für die von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossene Reichsverfassung erklärte, und sie war die erste, wenn nicht einzige, welche in der Person des Herrn von Watzdorf selbst in jenen kritischen Tagen des April an der entscheidenden Stelle zu Berlin für unverzögerte Annahme und Ausführung dieser Verfassung, als eines dringenden Bedürfnisses der nach Einheit lechzenden Nation und als des sichersten Beruhigungsmittels für die hochgehende Erregung derselben, mit allen ihren Kräften eintrat. Mit demselben aufrichtigen und bis an die letzte Grenze des Möglichen ausharrenden Eifer hat das Ministerium Watzdorf sodann, nachdem das Werk von Frankfurt rettungslos gescheitert war, bei der preußisch-deutschen Union, welche, wie man hoffte, an dessen Stelle treten sollte, sich betheiligt. Als auch diese letzte nationale Hoffnung mit der Wiederherstellung des alten, losen Föderativzustandes des deutschen Bundes schwand, fügte die Regierung Weimars sich in das Unvermeidliche, hörte aber darum nicht auf, bei jeder gegebenen Gelegenheit, im Schooße des reactivirten Bundestags wie außerhalb desselben, ihre Stimme im Sinne der berechtigten nationalen Wünsche und einer möglichsten Gemeinsamkeit der deutschen Interessen im Innern wie nach außen ungescheut und nachdrücklich zu erheben. In der Flottenangelegenheit, der deutsch-dänischen, der kurhessischen, der hannoverischen und ähnlichen Fragen war die thüringische Stimme, an welcher Weimar Antheil hat, immer unter den wenigen, deren, wenn schon erfolgloser, Dissens den nationalen und den Rechtssinn des deutschen Volks stärkte und tröstete. Und so sehr überwog bei Herrn von Watzdorf der wirklich deutsche Gedanke alle andern Rücksichten, daß, obschon dieser Staatsmann fortwährend die einzige Möglichkeit einer wahren und dauernden Einigung Deutschlands in einem engern Verbande der Mittel- und Kleinstaaten mit dem größten reindeutschen Staat, mit Preußen, erblickt, er sich doch nicht einen Augenblick bedachte, in einem Falle, wo Oesterreich das deutsche Banner mit festerer Hand voranzutragen schien (im orientalischen Kriege), dieser Politik unumwunden sich anzuschließen. Im Uebrigen betrachtet Herr von Watzdorf, solange nicht für das ganze Deutschland eine selbständige einige Form gefunden ist, ein festes und aufrichtiges Zusammenhalten beider deutscher Großmächte als das allein Heilbringende, und daher hat Alles, was diese Einigkeit zu fördern scheint, auf seine Zustimmung und Unterstützung zu rechnen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1 1/3 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 39. Bremen, 27. September. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Aus den Centralkarpathen.

Von G. Staub.

II. Die Eisthaler Spitze. (Gemsjagd *).

„Where are they? said Mr. Winkle in a state of the highest excitement, turning round and round in all directions. — Where are they? tell me, when to fire — Where are they?“

Pickwick.

Tief im Schooße des Gebirges liegt inmitten eines geräumigen waldigen Kesselthals der Hüttenort Jaworina. Finstere Bergmassen begrenzen dasselbe von allen Seiten, so im Süden der zum Theil kahle Holi Wrch, nördlich und nordöstlich aber der Muran, dessen mitternächtlicher mauergleicher Abfall wie eine mächtige Bastion hoch über die obere Waldgrenze hinausragt, weithin sichtbar, eine der prachtvollsten Landmarken. Der 20. September findet hier unsere Reisenden behaglich etablirt in der freundlichen, mit mancherlei Jagdtrophäen, als Gemsengehörn, Murmelthierfellen und Adlerklauen geschmückten Wohnung des Oberförsters Simon Fischer, nicht allzu eifrig beschäftigt, das bis jetzt Gesammelte zu ordnen, Nachricht in die Heimath zu senden, und nicht unempfindlich, so scheint es, gegen den lang entbehrten Genuß häuslicher Freuden.

Aber lange darf dieses Capua nicht dauern. Denn es ist nunmehr beschlossen, den Versuch zur Besteigung der nie zuvor erklommenen Eisthalerspitze zu wagen, dieser gewaltigsten unter den Felsenpyramiden des Tatra, deren obersten Gipfel die Karte Wahlenberg's in nebelhaft punktirten Umrissen ahnen läßt; ein Umstand, der uns, so oft wir auch über diesem dürftigen Blatte gebrütet haben, immer von neuem mit magnetischer Kraft anzog. Und so nahe ist das Ziel unserer Wünsche gerückt, daß wir seinem Anblicke kaum noch ausweichen können. Wo wir gehen und stehen, — der alles überragende Bergkoloß! Aber die Unsicherheit der Witterung zwingt zu geduldigem Ausharren, und um die Zeit nicht unnütz verstreichen zu lassen, wird eine Excursion auf den nahen Schirocko unternommen, einen an 6000 Fuß hohen Kalkberg, der seines Pflanzenreichthums halber mit Recht gepriesen und seiner Windbrüche wegen mit noch mehr Recht übel berüchtigt ist. Von Wegen ist hier überall gar keine Rede. Man hat sich anfänglich äußerst beschwerlich in anscheinend nie betretenem Urwalde, durch ein fast tropisches Gewirr von dicht verwachsenem Unterholze, umgestürzten Baumstämmen und üppig aufgeschossenen Farrenkräutern hindurch sehr steil aufwärts zu arbeiten und gelangt nach mehrstündigem Abmühen auf eine jener reizenden blumenreichen Hochwiesen oder Almen, wie sie in den Alpen Südeuropa's so häufig angetroffen werden, die aber auf dem rauheren Terrain der Karpathen nur sehr vereinzelt Raum finden. Hier war es schön. Aus der niederen glänzenden Rasendecke hervor schimmern unzählige der kleinen tiefblauen Sterne der Gentiana verna; dem Waldsaume näher begrüßt uns die zartgefranzte lilafarbige Blüthe der Soldanella. Ueber phantastisch zerklüftete Kalkformation emporkletternd erreicht man alsdann, nicht eben gemächlich, aber unter anmuthig wechselnden Eindrücken den Gipfel, welcher durch eine bezaubernde Fernsicht lohnt, und dessen Vegetation den Botaniker überraschen wird. Denn neben der ganz alpinen Saxifraga androsacea wuchs hier in einer muldenförmigen Einsattelung unter der höchsten Kuppe in reicher Blüthe Trollius europaeus, der schönste Frühlingsschmuck der Wiese Seeland's und Fühnens. — Auf dem späten Heimwege sollten uns noch Waldesdunkel und Windbrüche böse mitspielen. Aber unser Wirth, dem auf seinem Lebenswege „Verde Giovanne“ in mancherlei Gestalt begegnet sein mochte, schien unser Verirren in Erlkönig's Reich als selbstverständlich vorausgesehen zu haben. Er hatte vorsorglich Boten entsendet, deren von Zeit zu Zeit abgefeuerte Signalschüsse uns endlich bei schon völlig hereingebrochener Nacht die Richtung nach Jaworina zu einschlagen lassen.

Die Frühstunden des folgenden Morgens — es war einer der schönsten — finden uns auf dem Marsche, und — der Leser wird mir's gewiß glauben — recht eigentlich in high spirits. Uns begleiten außer dem Oberförster noch dessen Neffe, ein gewandter, junger Forstmann, und vier slovakische Jäger, bewährte, muthige Leute, auf die wir uns für alle Fälle verlassen können. Sie tragen Lebensmittel für mehrere Tage und sind, wie wir selbst, vollständig ausgerüstet für alle Chancen einer Gemsjagd. Prächtige Bursche, wie sie so dahinschreiten in ihrer malerischen Tracht, diese Slovaken. Die enganschließenden weißen ungarischen Beinkleider verrathen den schlanken kräftigen Gliederbau. Nachlässig hängt die Gunia (der kurze braune Mantel von dickem filzartigen Wollenstoff) um die Schultern. Sandalen, aus rohen Thierfellen geschnitten, ein hoher fester Gürtel, zur Aufnahme eines dolchartigen Messers und des Pfeifchens bestimmt, der breitkrempige Hut endlich, unter welchem bei den allermeisten eine mächtige Fülle dunkelbraunen Lockenhaars hervorquillt, vollenden den Anzug, der im Ganzen dem der oberschlesischen Goralen gleicht. Wie diese trennt sich der Slovak zu keiner Zeit von seiner Balaska, der geliebten langgestielten Handaxt, die, als Waffe mit Recht gefürchtet, auf Märschen im Gebirge den Alpenstock ersetzt.

Das Thal, welches von Jaworina aus in ziemlich gerader Richtung nordöstlich an den Fuß der Eisthaler Spitze oder, wie man sie auch nennen hört, des schwarzen Seethurms führt, heißt in seinem oberen Theile das schwarze Seethal. Hochstämmige Nadelwaldung füllt die tieferen Partien desselben; später tritt an deren Stelle das so charakteristische Krummholz, mit undurchdringlichem Teppich die ganze Breite der Thalsohle überziehend und an jenem Morgen belebt von kleinen Flügen der Ringamsel. Zu beiden Seiten sehr hohe steilansteigende Bergwände, gewöhnlich in nackten Fels auslaufend, der streckenweise wunderbar regelmäßig wie künstliches Mauerwerk

*) Vergl. Nr. 34 des Sonntagsblattes von d. J.

über dem Walde erscheint. Zwischendurch schlangenartig gewundene Streifen alpinen Rasens. Der schmale Pfad führt, nachdem ihn die Schatten des Waldes entließen, über Geschiebe und Klippen hinweg am Ufer des Flüßchens aufwärts; erst in der Region des mughus wird er mit Hülfe des labyrinthisch verschlungenen Ast- und Wurzelwerkes jenes Baumes mehr treppenartig abgesetzt und dadurch bequemer.

Es kann einem auf Fußreisen begegnen, namentlich bei heißem Wetter, daß man ermüdet von längerem Marsche und ohne es eben sonderlich zu merken, in seltsamer Abspannung des Geistes gegen die Eindrücke von außen her unempfindlicher wird. Man trabt ziemlich sinnlos weiter und erwacht meist plötzlich wie aus einem Traum, sehr verwundert über den inzwischen eingetretenen Wechsel der Decoration. Nicht viel anders wir an jenem Tage. Es mochte zwei Uhr Nachmittags sein, als wir uns nach mehrstündigem und zuletzt sehr beschwerlichem Steigen auf schlecht ausgehauenen Knieholzpfaden und über Schuttfelder hinweg ganz wider Erwarten inmitten der merkwürdigen Oertlichkeit befanden, auf welcher sich für heute unsere weitere Thätigkeit entwickeln sollte. Ich versuche eine gedrängte Schilderung. Die ungeheure Granitwand, die, in abenteuerlich zerrissene Formen auslaufend, südlich ansteigt, ist der Hauptrücken des Gebirges. Ringsum ragen amphitheatralisch aufgethürmt die höchsten Gipfel des Tatra, in ihrer Mitte den schwarzen See beschattend, der, einer der kleineren unter den karpathischen, diesem Thale den Namen giebt. Südwestlich die Riesenpyramide der Eisthaler Spitze, deren eigentlichen Fuß wir erreicht haben, und nach Norden zu ein freier Durchblick in der Richtung nach Jaworina hin und auf die vor wenigen Stunden durchwanderten Tannenwälder der Tiefe. Mächtige Schuttmassen, ein Bild chaotisch wilder Zerklüftung, füllen untermischt mit isolirten größeren Blöcken den eigentlichen Thalboden und erstrecken sich, zum Theil unter einer festen Decke nie schmelzenden Schnee's, an den Abhängen der Felsen hinauf. Wo diese an minder abschüssigen Stellen und durch überhangende Vorsprünge des Gesteins gegen den zerstörenden Einfluß herabstürzender Wasser geschützt, vegetabilischem Leben Raum gestatten, unterscheidet man schon von ferne umschriebene Flecke üppig grünen Pflanzenwuchses, die, nicht selten inmitten größerer Schneeanhäufungen gelegen und meist äußerst schwer zugänglich, kostbare Fundgruben für den Botaniker und Lieblingsstationen der Gemsen bilden. Das Ganze —, als habe sich hier karpathischer Charakter in seiner großartigsten Gestalt zeigen und selbst überbieten wollen,

„Pars mundi damnata a rerum natura."

Wie vorauszusehen, darf nicht daran gedacht werden, es noch heute mit der Eisthaler Spitze aufzunehmen. Abwehrend verhüllt ein Wolkenschleier ihr schneegekröntes Haupt, und, — das weiß jeder Gebirgsbewohner, — der bloße Versuch wäre Tollheit. Aber das längst beschlossene Vergnügen einer Gemsjagd soll uns Ersatz gewähren, und dazu bedarf es glücklicherweise nur geringer Vorbereitung. Wir versäumen indessen nicht, unsere Kugeln zu zeichnen, da es sehr wohl kommen könnte, daß ein und dasselbe Thier uns dreien gleichzeitig zum Schuß käme, und da es doch in solchen Fällen angenehm ist, mit Sicherheit zu wissen, wem die Ehre des Meisterschusses gebührt. Wenn die geheime Hoffnung eines jeden von uns nicht trügt, so müssen sich nothwendig alle drei Kugeln im Leibe des erlegten Wildes wiederfinden. Auch das wäre ja möglich und — wer weiß!

Der Plan ist dieser. Fischer und die slovakischen Jäger suchen auf die südliche Seite des Hauptkamms hinüber zu gelangen, in der Hoffnung daselbst Gemsen anzutreffen, die sie uns alsdann zutreiben wollen. Sie kennen genau die Stellen, wo diese Thiere ihre Wechsel haben, und wo sie ihren Uebergang zu bewerkstelligen pflegen; gestützt auf diese Erfahrung, weist man uns Plätze an, die wir keinen Augenblick verlassen dürfen, weil die Gemsen eben hier und nirgends wo sonst passiren müssen und, das leidet kaum Zweifel, passiren werden. Mich selbst schiebt man sans ceremonie unter eine Art natürlichen Daches, welches zwei gewaltige mit der Spitze gegen einander gelehnte Granitblöcke bilden. Der Raum, in welchem ich mich befinde, ist sehr kalt, sehr eng und so niedrig, daß ich anhaltend zu knieen genöthigt bin, und zwar auf festem Schnee, der indessen nicht lange fest bleibt, sondern unter der Einwirkung animalischer Wärme allmälig die Consistenz der Limonade glacée annimmt. In der fensterartigen Oeffnung, durch welche ich die südliche Thalwand übersehen kann, ruht der Lauf meiner Büchse; nur nach dem offenen Eingange der Höhle zu, also nach Norden, ist mir freiere Bewegung und unbeschränkte Fernsicht gestattet. Wo die Gefährten stecken, ob in ähnlichen Gehäusen, ob minder troglodytisch eingekeilt, erfahre ich nicht. Die Augen starr auf den bezeichneten Punkt gerichtet, lauere ich so knieend und warte. Eine nach der anderen sehe ich noch die pittoresken Gestalten der slovakischen Jäger über den Hauptrücken verschwinden; scharf zeichnet sich, wenn sie oben angelangt sind, der weiße Schafpelz, mit dem sie die Gunia vertauschten, gegen die tiefe Bläue des Himmels ab. Endlich ist auch der letzte hinüber. Und wie lautlos die Oede ringsum! Ganz einzeln vernehme ich den hellen Pfiff des Murmelthiers; sonst unterbricht nichts die tiefe Stille um mich her als der eintönig melancholische Laut rieselnden und träufelnden Schneewassers, welches die warme Sonne der letzten Tage von allen Felsen herabsendet. Einmal, aber wie aus weiter Ferne, ein Schuß. Mich beschleicht ein Gefühl von Einsamkeit, wie ich es noch nie empfunden. Zwar ist der Gedanke tröstlich, daß Gemsen diese Lokalität höchst comfortable finden müssen, aber lange halte ich es doch in der Lage nicht mehr aus, denn es können nun anderthalb Stunden vergangen sein, seitdem ich hier internirt wurde, und — da plötzlich — welch seltsames Geräusch in meinem Rücken — ein Prasseln, anfänglich schwach, dann sogleich tönend hell und ganz nahe. Steif an allen Glieder, aber in höchster Aufregung arbeite ich mich unbehülflich aus meinem Versteck hervor und gewahre, kaum fünfzehn Schritte entfernt, drei ziegenartige röthlichgraue Thiere, wahrscheinlich — Gemsen. Woher und wie sie dahin gekommen — unbegreiflich.

„Sie kamen zu mir ganz ohne Zagniß,
Sie fühlten, das sei kein schreckliches Wagniß."

Bald stille stehend und aus großen Augen neugierig umherschauend oder mit der Nase hoch im Winde schnobernd, denn wieder eine kurze Strecke weiter hüpfend, zuweilen scheinbar unentschlossen, welche Richtung einzuschlagen sei, dann wie übermüthig ein Paar gewaltige Sätze ausführend, — so bewegen sich die herrlichen Thiere gegen die hohe südliche Felsenmauer von fast senkrechter Steilheit hin, deren Fuß sie in unglaublich kurzer Zeit erreichen, und welche zu erklimmen sie sich jetzt anschicken. In seitlich ausgeführten Sprüngen, die man sehen muß, um sie für möglich zu halten, an Stellen, deren Charakter in unseren Augen jeden Gedanken an ein weiteres Vordringen zurückscheuchte, wissen sie mit augenscheinlicher Leichtigkeit höher hinauf zu gelangen. Wo einer jener oben erwähnten grünen Flecke, sehen wir sie im Gefühle vollkommenster persönlicher Sicherheit ein Weilchen grasen, um dann alsobald wieder ihre halsbrechende Reise nach oben fortzusetzen. Endlich sind sie so hoch, daß es kaum noch möglich ist, ihre Gestalten, die sich nur schwach von der Färbung des Gesteins abheben, in der abendlichen Dämmerung weiter zu verfolgen. Nur eine verweilt etwas länger auf einem der höchsten Vorsprünge und scheint endlich scheidend zu grüßen die drei großen Jäger und Naturforscher, die ihr aus der Tiefe des schwarzen Seethals herauf verwundert und betroffen nachstarren. Exit.

Fast hätte ich zu erzählen vergessen, daß wir auf die Gemsen geschossen haben; aber schießen, lieber Leser, und treffen ist — du verstehst mich schon.

Erst nach acht Uhr, als der letzte röthliche Schimmer über den westlichen Thürmen längst verschwunden, sind die beiden Förster und die slovakischen Jäger zurück. Sie haben auf der Südseite an zwanzig

Stück Gemsen beisammen gesehen, aber in zu großer Entfernung, um auf ihre Richtung einwirken zu können. Auch hatte es nicht glücken wollen, sie zu umgehen. Der Schuß, den ich gehört, galt einem Steinadler. Wir berichten über das Vorgefallene, und Fischer übersetzt es den uns umstehenden Slovaken, die kopfschüttelnd zuhören. Einer von ihnen begiebt sich an Ort und Stelle und mißt mit seiner Handaxt die Entfernung zwischen meinem Malepartus und der Stelle, wo mir nach unzweideutigen Anzeichen die Gemsen zuerst erschienen. Dann treibt uns Hunger und Müdigkeit in den bewaldeten Theil des Thales hinab, wo wir unmittelbar am Flüßchen inmitten hoher Tannen ein geschütztes heimliches Plätzchen finden, das uns für diese Nacht beherbergen soll. Wir machen's uns bequem, soweit das möglich, und bald schafft die Thätigkeit der Slovaken zigeunerhaften Comfort. Von hohem Aste herab schwankt der Kochkessel, und unter ihm lodert ein prasselndes Feuer, dessen Wärme uns wohlthätig belebt, und dessen Erlöschen zu verhüten uns noch eine Zeitlang wach hält. Wir soupiren. Mit Löwenappetite wird dem stereotypen Karpathengerichte, Kartoffeln mit Brinsenkäse gekocht, zugesprochen. Dazu munden königlich ein Paar Flaschen alten Rusters, die bis auf die Nagelprobe geleert werden. Und dann — die erschöpfte Natur fordert ihr Recht, und morgen werden wir unsere Kräfte brauchen müssen — denkt jeder daran, sich, so gut es eben will, für die Nacht einzurichten. Die Slovaken breiten uns Schafpelze unter und werfen noch einmal Berge von Reisig in die Flammen. Jetzt ruht Alles, das Gespräch verstummt, „und so lieblich rauschen drein Wasserfäll' und Tannenbäume“, und — wir schlummern ein.

Ja, wenn nur die Abende wären, dann ginge es schon mit solch ambrosianischen Nächten im grünen Walde, aber dann folgen die Morgen, und die sind weniger reizend. Ich nehme nicht den mindesten Anstand zu behaupten: sie sind gewöhnlich höchst unangenehm. In der zweiten Hälfte des Septembers ist's um die Zeit des Sonnenuntergangs im Hochgebirge empfindlich kalt, und das Feuer, bei dessen Scheine du Abends zuvor behaglich einschnarchtest, ist längst bis aufs letzte Fünkchen erloschen. Mit ihm die Romantik. Du fühlst dich, auch ohne irgend rheumatisch disponirt zu sein, beim Erwachen am ganzen Körper wie zerschlagen, und erst ein frischer Trunk und eine kräftige Douche aus dem nahen Flüßchen (eisigen Andenkens) geben deinen Nerven den gewohnten Ton, deiner Seele die nöthige Spannkraft zurück. Ich war immer herzensfroh, wenn unsere Karavane erst glücklich wieder im Gange war.

Der Anblick, welchen die Eisthaler Spitze uns darbot, als wir in der Frühe des 22. Septembers an der Stelle angelangt waren, wo die letzte an 3000 Fuß hohe pyramidale Gipfelerhebung in scheinbar ununterbrochener Linie sehr steil anzusteigen beginnt, war in der That nicht gerade ermuthigend. Wohl mußten wir, nach den übereinstimmenden Angaben der Slovaken sowohl als auch belehrt durch eigene Wahrnehmung von unserem gestrigen etwas tiefer gelegenen Jagdgebiete aus, darauf vorbereitet sein, noch viel Eis und Schnee anzutreffen. Aber Anhäufungen von solchem Umfange, wie sie sich hier vor uns aufthürmten, hatten wir nicht erwartet. Zwar ist der Sommer in diesen Gegenden ein kühler gewesen und ohnmächtig den massenhaften Residuen des Winters gegenüber, aber die anhaltende Hitze der letzten Wochen mußte doch energischer eingewirkt haben, denn große Schneeballen lösten sich, in sich selbst zusammenbrechend, unter unsern Augen vom Gestein los, und von allen Bergen herab rauschten kleine Bäche oder Cascaden nach der Thalmitte zu in den See. Dennoch soll es heute gewagt werden, wenngleich unsere Hoffnung auch die mittlere höchste Spitze zu erreichen immer weniger zuversichtlich wird. Ich habe bei einer früheren Gelegenheit erwähnt, daß alle höheren Tatragipfel breite und tiefe von oben herablaufende Rillen oder Furchen zeigen, die, offenbar sehr alten Ursprungs, in den meisten Fällen die einzige Möglichkeit des Hinanklimmens bedingen, immer aber dasselbe sehr erleichtern. Auch wir wählen auf gut Glück eine solche und versuchen nun mit Hülfe aller uns zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte, höher aufwärts zu gelangen. Der Alpenstock ist hier ganz überflüssig, ja völlig unbrauchbar. Du entledigst dich seiner je eher je lieber und bedienst dich um so freier und ungehinderter deiner Arme und Hände. Anfangs viel grobes lockeres Geröll, das, feucht und schlüpfrig von geschmolzenem Schnee, nicht selten unter deinen Füßen weicht und dich trotz alles Sträubens und Widerstrebens eine Strecke, hoffentlich keine allzugroße, mit sich hinabführt; vielleicht gar in unmittelbarster Nähe an einem tiefer aufarbeitenden Gefährten vorbei, der aber, obgleich dein intimster Freund, dir nicht, wie du mit Recht erwartest, die rettende Hand entgegenstreckt, sondern — du wirst das dem elenden Egoisten nie vergessen — nur allein darauf bedacht scheint, sich selbst vor ähnlichem Unfall zu schützen und nicht mit in deinen Sturz verwickelt zu werden. Ja er ruft dir vielleicht in theilnehmendem Tone nach, ob du unten etwas vergessen.

Bevor noch die halbe Höhe erreicht ist, hört das Geröll ganz auf, und an dessen Stelle tritt in Form ungeheurer Blöcke oder starrer Felsbildung der nackte Granit, zum Theil glatt und wie polirt unter der oft wiederholten Einwirkung überströmenden Wassers, zum Theil oberflächlich verwittert und nur den festesten seiner Bestandtheile, den Quarz, chrystallinisch hervortreten lassend. Die Farbe des mit vielschichtigen Flechten überzogenen, von Feuchtigkeit triefenden Gesteins ist abschreckend schwarz. Alle Zwischenräume aber sind mit Schnee ausgefüllt, der an tiefer gelegenen Stellen kaum hart genug uns zu tragen, höher oben mehr und mehr an Ausdehnung und Festigkeit gewinnt und den eigentlichen Gipfel in Gestalt einer kaum unterbrochenen eisartig festen Hülle überdeckt. Diesen ersten Gipfel von sehr beschränktem Flächeninhalt zu erreichen, gelang gegen zwei Uhr Nachmittags, nach siebenstündiger unablässiger Anstrengung, unter Schwierigkeiten und Gefahren, für welche dem nicht mit ähnlichen Lokalitäten Vertrauten der Maßstab fehlt. Auf den ersten Blick wurde die Unmöglichkeit klar, zu der wenig entfernten, etwa hundert Fuß höheren Hauptspitze hingelangen zu können. Denn zu ihr führte von unserem Standpunkte aus ein auf beiden Seiten jäh in ungeheure Tiefen abstürzender eisbedeckter Grat von solcher Schmalheit, daß auch der schwindelfreiste Kopf davor zurückschrecken mußte. War doch keiner der slovakischen Jäger zu bewegen gewesen, uns auf einer Unternehmung zu folgen, deren Mißglücken sie alle mit Sicherheit voraus wußten.

Mein Tagebuch erwähnt der Fernsicht von dieser Höhe mit keinem Wort, und der Leser wird sich darob nicht grämen. Nur so viel erinnere ich deutlich, daß der Blick in die nächsten Abgründe mit ihren Meeraugen in der unermeßlichen Tiefe mir bei Weitem das Merkwürdigste war.

Unsere botanische Ausbeute konnte nur gering sein, denn die Vegetation der höheren Karpathengipfel ist, wenngleich sehr eigenthümlich, doch arm an Arten. **Gentiana frigida** mit halbdurchsichtiger blaßgelblicher Blüthe und **Senecio incanus**, hellgraugrün filzig mit goldgelben Blumenbüscheln, wurzelten noch dicht unter der Spitze in den Ritzen schneefreien Gesteins. Rasenartig bekleiden die ächt alpinen Steinbrecharten **Saxifraga muscoides** und **bryoides** die größeren Blöcke oberhalb des Gerölls; ebenso **Primula minima**, eines der zwergartigsten und rigidesten unter den Pflänzchen der höchsten Regionen, mit unscheinbarer dicht dem Boden aufliegender rother Blüthe. Tiefer unten wuchsen in Menge **Pyrethrum alpinum** und ein langbehaartes ungemein reichblühendes **Cerastium**. Charakteristisch für das Geröll waren die Gemswurzel (**Arnica doronicum**), die wir an keinem Orte im Tatra so häufig angetroffen haben als eben hier, und eine schöne Rosacee, **Geum montanum**; letztere leider verblüht. Ungleich reicher mag die Flora des Frühsommers sein.

Nachdem die barometrische Höhenmessung vollendet, treten wir den Rückweg nach Jaworina an, äußerlich in einem Grade reducirt, der uns den wohlthätig verhüllenden Schatten des Abends mit Sehn-

sucht entgegenblicken läßt, aber gehoben von dem Bewußtsein, wenngleich weder eine Gemse erlegt noch den höchsten Gipfel der Eisthaler Spitze erreicht, doch beides in nächster Aussicht gehabt und beinahe — wir mußten nur treffen und vor dem fatalen Grate nicht scheuen — auch ausgeführt zu haben.

* Eine Vision Tycho de Brahe's.

Nach dem Schwedischen des K. A. Nicander.
Von Eduard Ziehen.

Als einst die Glocke auf Oranieborg
Verkündet feierlich die Mitternacht,
Schritt Tycho Brahe, ehrfurchtsvoll umgeben
Von seiner Ehrenwache, seiner treuen
Und jungen Schülerschaar, nach Stelleborg,
Wo manche Nacht sein Auge schon gewacht
Mit den Gedanken und des Himmels Sternen.
In der Rotunde stand er nun; durch's Fenster,
Das von der Wölbung bis zum Boden reichte,
Erblickte er ein wundersam Gemälde.
Hier duftumwoben Seelands wald'ge Küsten,
Dort schimmernd in des Mondes klarem Licht
Die weißen Häuser all' in Helsingör,
Gleich Mädchen, die auf grüner Wiese lagern.
Doch wie ein stahlumhüllter Kämpe stand
Die Feste Kroneborg auf ihrer Insel
Und sandte donnernd manchmal einen Gruß
Hinüber nach des Schwedenlandes Küste,
Wo Helsingborg in tiefem Schweigen lag
Mit seinem Leuchtthurm auf der Bergeshöhe.
Gen Süden hoben sich die stolzen Thürme
Der Kirchen in der Hauptstadt Dänemarks.
Gleich einem Strahl, der einsam hellt die Nacht,
Erglänzt' ein Kreuz auf Lundagaardens Tempel,
Und auf Landskrona's Mauern sah man gehn
Die Wache mit dem blitzenden Gewehr.
Kein Wölkchen schwebte an dem blauen Himmel,
Millionen Sterne schmückten seine Wölbung,
Und Widerscheine der Millionen Sterne,
Die schwammen blinkend, Silberfischlein gleich,
Rings in den dunklen, regungslosen Fluthen
Des stillen, spiegelglatten Oeresund.
Hell schien der Mond. So wie des Menschen Auge
Kurz vor dem Tod' am hellsten glänzt, so war's
Auch bei dem Mond. — Er sollt' verfinstert werden;
Zu schaun den Uebergang vom größten Licht
Zum größten Dunkel, waren jetzt versammelt
In ihrer hohen Burg die Himmelskund'gen.

Und Tycho Brahe nahm zur Hand den Tubus,
Er ließ sich nieder auf ein einfach Lager,
Auf dem sein müdes Haupt schon seit drei Nächten
Nicht Ruh' gesucht. Den Blick geheftet auf
Des Mondes Rund, sah er, wie's von den Heeren
Des Dunkels mehr und mehr erobert ward.
Er achtet' auf die Zeit und auf des Schattens
Gestalt, der über alle Mondberggipfel
Und Mondthalgründe langsam weiter glitt,
Bis endlich auch der letzte Streif von Licht
Verschwunden war. Nun ward's am Himmel finster
Und finster auf der Erd': vor Tycho's Blick
Erhob sich ein chaotisches Gewimmel,
Sein Auge, nicht mehr von dem Licht belebt,
Fiel zu; der Tubus glitt aus seiner Hand,
Und sanfter Schlummer senkt' auf ihn sich nieder.

Da däucht' es ihm, als ob auf lichten Schwingen
Empor er schwebt' inmitten zweier Engel:
Gedanke hieß der eine und Gefühl
Der andre. Lichter, immer lichter ward's
Um ihn, doch immer schwerer auch, zu athmen.
Doch als die beiden Engel endlich nun
Verschwanden und er ganz allein sich fand
Auf ungeheurer Höh' und vor sich sah
Ein herrlich Weltsystem, das stille stand,
Da bebte er vor Freude und Entsetzen.
Und eine Stimme rief ihm zu: „Blick' auf,
Du Sternerspäher dort, du Himmelsweiser,
Du Erdenstaub! Es harrt das Weltsystem:
Bring' es in Gang! Du kennst ja deß Gesetze!“
Da sagte Tycho: „Sonn', beginn' den Lauf
Rings um die Erd' in abgemess'nem Kreise!
Du Mond, beweg' dich um dieselbe Erde
In kleinerem Kreis! Und ihr Planeten wandelt
Auf großen Bahnen um die Sonn' und Erde!
Ich, der ich immer Herr, befehl' es euch!“
Doch regungslos blieb Alles; nicht ein Stern,
Nicht ein Atom veränderte den Ort;
Die Sonne, schön, doch glühender als Feuer,
Goß aus ein goldnes Meer von hellen Strahlen;
In jeglicher Secunde dieses Stillstands
Zerstört' ihr Feuer eine Welt von Welten.

Bestürzt gewahrte Tycho seine Ohnmacht
Und ringsumher die grausige Zerstörung,
Das Werk von seiner Ohnmacht. Heftig pochte
Sein Herz vor Qual und Furcht, vor Scham und Reue. —
So oft hier ein Planet vor Hitze schmolz
Und dort ein Mondball krachend sprang in Stücke,
Daß tausendfach der Donner widerhallte,
Durchzuckte Todesweh sein Herz. — Nun fiel
Ein Strahl hinunter auf die Erde. — Tycho
Sank auf die Knie und rief: „Herr der Natur!
Barmherzigkeit! O, ich bin nichts — gar nichts!
Barmherzigkeit für all' die tausend Welten!
Barmherzigkeit, ach! für die Erd', für mich!“
Da schloß sich um die Sonn' ein Regenbogen,
Und in deß Strahlen wallten auf und nieder
Schneeweiße Engel freundlich Hand in Hand.
Doch in der Sonne Mittelpunct erschien
Ein Lichtgebild gleich einem schönen Jüngling.
Zum Astronomen, der auf seinen Knieen
Erwartete sein und der Welten Urtheil,
Sprach er mit sanfter Himmelsstimme also:

„Gebiete nicht der Sonn' zu wandern; sie
Umkreiset nicht ein Stäubchen wie die Erde.
Der Wahrheit und des Lichtes hohe Sonne
Dreht nicht sich um das Centrum deines Denkens;
Doch willst du weise werden, Mensch, so laß
Dein Denksystem sich um die Wahrheit drehen
Wie um die Sonne der Natur die Welten,
Bis daß sie einmal werden Eins mit ihr,
Und Alles Licht und Friede wird.“

Da ließ
Im Himmelsraum ein Engelsang sich hören,
Und alle Himmelskörper, sie begannen
Harmonisch schönen Lauf rings um die Sonne.

Des Astronomen Traum verschwand. Und als
Erwachend er nun seine Augen aufschlug,
Trat hell die Sonne aus des Ostens Thor,
Die Vögel sangen in der Bäume Wipfel,
Und weiße Segel glänzten fern im Sunde,
Geschwellt vom Morgenwinde. Tycho Brahe
Erhob sich hastig, und gesenkten Hauptes
Dacht' lang er über Sonn' und Welten nach;
Doch mit den Schülern, die ihm treu ergeben,
Sprach er kein einzig Wort an diesem Tage.
So oft er aber später ihnen liebreich
Die Wunderwerke der Natur erklärte
Und seines Wissens Tiefe offenbarte,
Sprach er allzeit: „Glaubt nicht nur mir allein:
Ich bin kein Meister, bin des Irrthums fähig;
Prüft selber; prüft Euch selbst mit klarem Sinne:
Und der wird unter Euch der Erste sein,
Der eigne Klugheit am geringsten achtet,
Doch Licht und Wahrheit über Alles liebt.“

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)
Von Friedrich Ehrendorf.

(Fortsetzung.)

Miranda preßte schluchzend ihr Gesicht an den Busen der Mutter. Was konnte sie, die Hülflose, dem starken, ehrlosen Manne gegenüber thun? Mutter und Tochter erschöpften sich in Rathschlägen. Man wollte sich den nebenan wohnenden Offizieren anvertrauen, die noch immer lebhaft mit einander sprachen, aber man hörte Sandau's Stimme dazwischen, vernahm bisweilen ein schallendes, rohes Gelächter; wer bürgte, daß die Ankömmlinge nicht ebenso schlimm, wenn nicht gar schlimmer waren als der, vor dem sie Schutz suchten.

Endlich schien durch Miranda's Seele ein Gedanke zu blitzen, der Rettung verhieß. Sie stand auf und sagte: „Mutter, ich bin beleidigt, bin schwer beleidigt, und kein Vater, kein Bruder steht mir mehr zur Seite, um die mir zugefügte Beleidigung zu rächen. Wohlan, so soll man von dem verlassenen Polenmädchen doch nicht sagen, daß sie ihre Schande hingenommen habe wie eine feige Leibeigene. Ich, ich selbst will den Elenden büßen lassen, und mein Tod soll ihm bitterer werden als vielleicht der seine."

Die Mutter versuchte das aufgeregte Mädchen von unüberlegten Schritten zurückzuhalten, aber alle Vorstellungen scheiterten an der unerschütterlichen Energie Miranda's. Sie zündete Licht an und begab sich nach ihrem Koffer. Aus einer Menge von Utensilien, die an die Zeiten entschwundenen Glanzes erinnerten, nahm sie eine reich mit Gold gestickte Uniform, wie sie die Fähndriche der polnischen Lanciers im russisch-polnischen Kriege zu tragen pflegten; dazu den zierlichen Czapka und die weißrothe Schärpe mit dem krummen Damascener. „Sieh", sagte sie zur Mutter, „dies sind Wladimirs Kleider, die er einst bei Dubienka getragen hat, wo er sich mit dem Offiziersrange die Ehre erfocht Kosciusko's Adjutant zu werden. Ich habe dem Vater versprochen, sie stets wie ein Heiligthum zu bewahren, und heut nach so vielen Jahren des Grams, des Elends, des Kummers und der Schmach sollen sie die Schwester vor der äußersten Schande schützen."

In wenigen Minuten umhüllte die knappe Uniform den schönen Leib der Jungfrau. Der enge, reich beschnürte Waffenrock schloß sich ihr fest um Brust und Hüften, während Schärpe und Wehrgehenk sich so innig um die letzten schmiegten, daß sie fast zu verrathen drohten, wen dieses kriegerische Kleid verbarg. Unter dem hohen, reich mit Goldblech und dem polnischen, weißen Adler gezierten Czapka quollen ihre rabenschwarzen Locken ringelnd hervor, von denen die bleiche Wange und die schöne zürnende Stirn reizend abstachen; aber noch nie hat ein Auge todesmuthiger unter einem kriegerischen Kopfschmuck hervorgeblitzt als das Miranda's in diesem Augenblicke. „Nun mag er kommen, der Elende", rief sie aus, als sie hastig durch die Stube schritt und den Schleppsäbel klirrend nachschleifte. „Wehe ihm, entweder ich oder er!"

Hierauf hing sie einen weiten, polnischen Mantel malerisch um ihre Schultern, öffnete leise die Thür und entfernte sich.

Die französischen Offiziere im Nebenzimmer waren noch in die ernsthaftesten Gespräche vertieft. Sie erzählten sich von dem Unglücke ihres großen Kaisers und berichteten die Einzelheiten der entsetzlichen Niederlagen des französischen Heeres, von denen sie nur gehört, während sie selbst in Schlesien zur Bewachung der Grenzen und der Etappenstraßen gelegen hatten. Sie sprachen von dem „Verrath", den der preußische General York durch seine Vereinigung mit den Russen an ihrem Kaiser begangen habe, und wie der begeisternde Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk, die Organisation der Landwehr, die Wuth der ringsum empörten Landleute die Gefahr nur vermehre. Es herrschte in dem ganzen Kreise eine niedergedrückte Stimmung. Nur Sandau, der sich den Anwesenden beigesellt, war guten Muthes. Er prahlte von Pöbel und Bauernpack, das sich durch Kartätschen zu Paaren treiben lasse, und spielte in Gegenwart manches ergrauten Helden, der die Erinnerung seiner Thaten in breiten Narben auf dem Gesicht trug, den unüberwindlichen Eisenfresser.

Er hatte seine hochtrabende Rede noch nicht ausgesprochen, als eine Ordonnanz in das Zimmer trat und der Gesellschaft meldete, ein junger Offizier wünsche den Rittmeister der Escadron zu sprechen. Der Offizier entfernte sich aus der Gesellschaft, Niemand ahnte die Ursache, man plauderte ruhig weiter, und da es an Wein nicht fehlte, vertrieb man sich bald die Grillen durch heitere Scherze. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Rittmeister zurück. Sein ernstes Gesicht schien der Vorbote einer unerfreulichen Zeitung. „Lieutenant von Sandau", sagte der Franzose, „ich bin in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, der Ueberbringer einer Forderung zum Zweikampf an Sie zu sein. Sie werden sie auf jeden Fall annehmen, wenn Sie erfahren, daß Ihr Gegner der Bruder einer jungen polnischen Dame von Stande ist, die Sie gewagt haben auf eine niederträchtige Art zu beschimpfen."

Sandau, der eben bleich gewesen war wie der Tod, sprang bei diesen Worten über und über roth im Gesicht von seinem Sitze auf. „Wer wagt es", — rief er aus. Der Rittmeister aber unterbrach ihn. „Still, nur ruhig", erwiederte er, „mir ist der ganze Hergang der Sache bekannt, und obwohl ich die Dame nicht selbst gesehn, so glaube ich dem Worte des Polen doch immer noch lieber als Ihnen. Ich werde das Vergnügen haben, ihm Morgen früh zu secundiren; die Herren sind als Zeugen gebeten, und ich denke, Herr von Sandau, sie werden Nichts einwenden, wenn die Sache durch Pistolen entschieden wird. Die Waffen besorge ich."

„Gut", sagte der entlarvte Held dann zähneknirschend. „Ich werde den Knaben, der Lust hat sich mit mir zu messen, nicht warten lassen." Darauf entfernte er sich, die Offiziere standen von ihren Sitzen auf und begaben sich zur Ruhe.

Miranda war aufgeregt zu ihrer Mutter zurückgekehrt; sie hatte ihr Nichts von ihrem abenteuerlichen Vorhaben gesagt, doch als die besorgte Mutter in sie drang, hatte sie zur Antwort gegeben: „Ich werde mich rächen, wie es einer Tochter meines Vaters würdig ist." In ihren Kleidern hatte sie sich dann aufs Bett gelegt und war sanft eingeschlafen. Noch graute der Morgen nicht, als die grellen Töne der Hörner die ermüdeten Schläfer des Dorfes weckten. Signale tönten an allen Enden, und Trommeln wirbelten dazwischen. Von fern her gellten wieder wie gestern die Sturmglocken. Bald vernahm man das Klirren der Waffen, das Wiehern der Rosse, die rasch aus den Ställen gezogen wurden, das Kommandiren der Offiziere und das Fluchen der Sergeanten, denen es nicht schnell genug ging. Der Aufstand des Landvolkes rings in den Dörfern war drohender geworden; das detachirte Corps des französischen Heeres war in der größten Bedrängniß.

Da donnerte eine kräftige Hand auch an Miranda's Thür. „Stehen Sie auf, Lebaldowsky", rief der französische Offizier; „wir müssen reiten. Verlieren Sie keine Zeit, in einer Viertelstunde muß Ihre Sache entschieden sein! Ihr Gegner wartet bereits im Garten hinter dem Hause."

Miranda sprang von ihrem Lager auf; sie war fieberhaft aufgeregt, sie zitterte, ein kalter Schauer schüttelte alle ihre Glieder. Da fiel ihr Blick auf die Mutter; sie schlief fest und ruhig. Ihre bleichen, vom Gram zernagten Züge umspielte ein schmerzliches Lächeln. Vielleicht träumte sie von dem fernen Gatten, von dem geliebten Anastasius, vielleicht auch von Miranda und Arthur. Miranda drückte auf die dünnen bleichen Lippen der guten Mutter einen Kuß und hauchte über sie hin die Worte: „Lebe wohl — und, wenn es sein muß, auf ewig!" Dann band sie den Säbel um, nahm den Mantel wie gestern über die Schultern und schlich leise auf den Zehen zur Thür hinaus. Als sie in den Hof trat, stand der Mond, eine helle, klare Scheibe, am Himmel und beleuchtete eine breite Schneefläche. Im Hintergrunde bewegten sich Gestalten dem Garten

zu. Am Eingange des Gartens harrte der Rittmeister, der sie unter dem Arme faßte und zu ihr sagte: „Gottlob, daß Sie bereit sind. Die Zeit ist uns kostbar zugemessen.“

Der vermeintliche junge Pole antwortete nicht, sondern schritt an der Seite des Offiziers durch den Schnee. „Sie zittern, junger Mann; haben Sie Furcht, so überlassen Sie mir es, Ihren Streit auszufechten.“

„Ich fürchte mich nicht“, war die leise Antwort, „es ist die Nachtluft.“ Bei diesen Worten aber durchbebte ein Todesschauer die Glieder des Mädchens. Dann sagte sie: „Wenn ich falle, Herr Rittmeister, grüßen Sie noch ein Mal meine Mutter, ich bitte Sie darum, edler Mann, und sorgen Sie dafür, daß meine Leiche in ihre Hände gelangt.“ — „Ein junger Soldat und so muthlos“, sagte der Offizier. „Sie werden a tempo schießen, und wenn Sie nur ruhig bleiben und ihre Hand nicht zittert, so daß sie den Griff der Pistole fest in ihre Faust drücken und im entscheidenden Augenblicke Korn und Visir beim Zielen sich richtig decken lassen, so kann es nicht fehlen; nur Muth, Muth, junger Mann.“

Als man ans Ziel kam, stand der verhaßte Sandau bereits auf seinem Posten und harrte höhnischen Blicks der Ankommenden. Die Pistolen waren rasch geladen und unter einem weißen Tuche Sandau zuerst zur Auswahl überreicht. Der kriegerische Lärm, der sich im Dorfe unterdeß vermehrte, hinderte nicht im Geringsten das blutige Geschäft, das ja in wenigen Augenblicken entschieden werde. Miranda stand bereits auf der Stelle, die ihr von den Zeugen und ihrem Secundanten angewiesen wurde; sie hielt die gewichtige Pistole in ihrer kleinen, zarten Hand und schien vor innerer Erregung kaum im Stande zu sein, sie zu heben. — Ihr Secundant flüsterte ihr noch ein Mal in's Ohr: „Lassen Sie mich die Sache für Sie ausmachen, Sie sind zu unsicher.“

Miranda schüttelte den Kopf. Sandau warf seinem Gegner einen spöttischen Blick zu. Als Miranda den Mantel fallen ließ, trat ihr Secundant auf die Seite, spannte den Hahn seiner Pistole und wandte von diesem Augenblicke kein Auge mehr von Miranda's Gegner. Eben commandirte der Unparteiische eins, und die beiden Duellanten erhoben ihre Waffen, als ein donnerähnliches Geräusch in der Nähe die Aufmerksamkeit der Männer von dem Zweikampfe ablenkte. Kurz darauf krachte unter einigen gewaltigen Schlägen die Thür des Gartens zusammen, und mit lautem Hurrah stürzte ein Haufen Männer herein. In diesem Augenblick fiel ein Schuß, im nächsten ein zweiter. — Sandau trat ein, zwei Schritte zurück — er wankte — murmelte ein Paar unverständliche Worte und stürzte dann zusammen.

„Canaille!“ rief der Rittmeister, der seine, soeben abgefeuerte Pistole, deren Mündung noch rauchte, in der Hand hielt. — Er hatte nicht Zeit noch mehr hinzuzusetzen, denn unmittelbar darauf wankten auch Miranda die Kniee, und mit einem tiefen Seufzer sank sie dem Rittmeister in die Arme.

Das geschah so rasch und nahm die Aufmerksamkeit der Anwesenden so sehr in Anspruch, daß Niemand auf das Hereindringen der bewaffneten Männer achtete. Ein junger Mann mit fliegendem Haar und leidenschaftlich aufgeregtem Gesicht, den gezogenen Säbel in der Hand haltend, stürzte hastig auf sie zu. „Halt!“ rief er; „Sie sind meine Gefangenen, ergeben Sie sich! Kein Versuch zum Widerstande — oder“ — bei diesen Worten wandte er sich an die ihm folgenden Männer, — es knackten die Hähne von 40 bis 50 Büchsen.

„Mon Dieu“, sagte der Rittmeister mit einem Ausdruck des Schmerzes zu seinen Kameraden: „ce sont des paysans! Français! prisonniers de paysans!“

„Gut“, sagte der Rittmeister hierauf; „wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so ergebe ich mich, weil ich einsehe, daß es für den Augenblick unmöglich ist Widerstand zu leisten. Sie werden sich dagegen verpflichten für diesen jungen Mann Sorge zu tragen, der eben im Begriff stand, eine Ehrensache auszufechten, von seinem Gegner jedoch in dem Augenblicke meuchlings niedergeschossen wurde, in welchem sie in den Garten drangen. Der Elende benutzte die Verwirrung und feuerte ohne Commando, hat aber seine Niederträchtigkeit durch meine Kugel gebüßt.“

„Wenn die Sachen so stehen, muß rasch Hülfe geschafft werden“, sagte der fremde, abenteuerliche Kriegsmann. „Beruhigen Sie sich vor der Hand über Ihr Schicksal, meine Herren, und folgen Sie mir rasch ins Haus, noch ist Hülfe, noch ist Rettung möglich.“

Hierauf ließ er einige stämmige Burschen heraustreten, die Miranda in ihren Mantel gehüllt auf einer aus Büchsen rasch improvisirten Tragbahre in die Wirthsstube hereinbrachten. Die gefangenen Offiziere gaben ihre Degen an die sie umringenden Männer und folgten. Inzwischen zog sich der Kriegslärm aus dem Dorfe heraus, man hörte das Knallen der Gewehre vor dem Dorfe, bald nur in einiger Entfernung, zuletzt fielen noch einzelne weit entfernte Schüsse; dann hörte auch das auf.

Im Zimmer angelangt, beanspruchte der Arzt die ausschließliche Behandlung des vermeintlichen verwundeten Offiziers. Er ließ ihn auf ein bereitstehendes Sopha legen und schlug den Mantel, der ihn immer noch umgab, auseinander. Ein lauter Ausruf der Verwunderung entglitt den Lippen Aller, als sie das schöne, todtbleiche Gesicht des Mädchens von ihren schwarzen Ringellocken umgeben erblickten. Der junge Fremdling hatte kaum zwei Secunden daneben gestanden, als er mit dem Schrei: „Barmherziger Himmel, sie ist es“, an ihrem Lager niederstürzte.

„Still, still“, sagte der Arzt; dann sprach er mit einem Tone der Ueberraschung und Bewunderung: „Bei Gott, das ist kein Mann.“ „Es ist ein Mädchen“, riefen die Umstehenden aus einem Munde.

Eine tiefe Stille trat ein, während welcher auch kein Athemzug im Zimmer zu vernehmen war. Dann öffnete der Arzt ihren Waffenrock und suchte nach der Wunde.

„Lebt sie?“ fragte flüsternd der Rittmeister, welcher die Leuchte hielt.

Der Arzt zuckte mit den Achseln, während er die Schärpe behutsam losband und den Säbelgurt abschnallte. „O weh“, — rief er aus, als ihm dabei Blut entgegenquoll, — „das sieht bös aus.“

„Um Gottes willen, Doctor“, rief der Rittmeister erschrocken.

Der Fremde ergriff ihre marmorbleiche Hand, drückte sie an seine Lippen und rief, wie vom furchtbarsten Schmerz zerrissen: „Miranda — todt — todt — todt!“ Der Arzt löste die Gewänder mit der größten Vorsicht — bald hatte er die Wunde gefunden. „Gott sei Dank“, sagte er denn, „sie ist nicht tödtlich.“ Die Kugel ist an der rechten Seite des Körpers einen Zoll unter der letzten Rippe ins Fleisch eingedrungen, wo es durch die Schärpe und den Gurt heraufgepreßt war, hat dann ihren Weg, ohne nur im geringsten innere Theile zu verletzen, kaum zwei Zoll lang durchs Fleisch fortgesetzt und ist auf der andern Seite herausgedrungen. Richtig — hier ist sie, sehen Sie!“ Die kleine, bleierne Kugel saß wirklich noch in der seidenen Schärpe fest. „Die Verwundete ist ohnmächtig; entfernen Sie sich, meine Herren, damit, wenn sie zu sich kömmt, Ihre Gegenwart nicht aufregend wirke, denn der Blutverlust ist ohnehin groß genug gewesen.“

Die Offiziere entfernten sich, um nach Sandau zu sehen, den man entseelt noch an Ort und Stelle fand. Hier gab der Rittmeister den Anwesenden Rechenschaft von seiner raschen Handlungsweise. Sandau hatte die Verwirrung, welche das Hereinbrechen des Bauernhaufens hervorbrachte, schändlicher Weise benutzt und gefeuert, noch ehe 3 gezählt war. Der Rittmeister aber, unbekümmert um Alles, was um ihn vorging, hatte ihn, wie wir wissen, nicht aus den Augen gelassen und, seiner Pflicht als Secundant getreu, ihn durch eine wohlgezielte Kugel seine meuchelmörderische Absicht sofort büßen lassen. — Der Fremde war ein Paar Augenblicke zurückgeblieben, dann drückte er dem Arzte die Hand und sagte mit bebender Stimme: „O, retten Sie, erhalten Sie diesen Engel!“ Darauf ging er langsam den Offizieren nach.

Mittlerweile hatte sich die Nachricht von dem Ereigniß im ganzen Hause verbreitet. Die Mutter war erwacht und in die Wirthsstube hinabgeeilt. Hier fand sie die geliebte Tochter noch immer leblos auf dem Sopha und den wackeren Arzt, einen Deutschen, mit ihr beschäftigt.

„Mein Kind, mein geliebtes Kind“, rief die gute Frau und bedeckte die schöne kalte Marmorstirn mit unzähligen Küssen, „so hab' ich Jammervolle auch dich, mein letztes, theures Kleinod verloren!“

Der Arzt drückte die klagende Frau zart zurück, stellte einen Stuhl neben das Sopha und winkte ihr, sich zu setzen. Dann erklärte er ihr, daß die Kranke außer aller Gefahr sei, und wandte die üblichen Mittel an, um die Ohnmächtige wieder zur Besinnung zu bringen. Seine oft wiederholten Versuche wurden endlich mit Erfolg gekrönt. Miranda schlug die Augen auf und fragte: „Wo bin ich?“

Ihre Mutter reichte ihr die Hand: „Gelobt sei Gott und die heilige Jungfrau“, sagte sie, und ein Strahl der Freude überflog ihr gramgefurchtes Antlitz. „Du bist bei deiner Mutter. Gott hat dich mir erhalten, er sei gepriesen.“

Das Blut war rasch durch Verbände gestillt, und die Lagerstätte ward der Verwundeten so bequem als möglich gemacht. Miranda blickte ihre gute Mutter einige Augenblicke zärtlich an, ein holdseliges Lächeln überflog dabei ihr bleiches Gesicht, dann ergriff sie ihre Hand und drückte sie innig an ihr Herz. — Bald darauf, von Blutverlust und Anstrengung überwältigt, versank sie in einen tiefen Schlummer. Sie wußte nicht, daß Arthur ihr so nahe war.

Die gefangenen Offiziere waren inzwischen in ihr Zimmer zurückgekehrt, wohin Arthur, den der Leser schon längst in dem Fremden erkannt haben wird, ihnen folgte. „Ich bedauere Ihr Schicksal, meine Herren“, sagte er beim Eintreten, „daß Sie in meine Hände gegeben, und das um so härter ist, als Sie es sich durch die Erfüllung einer ritterlichen Pflicht zugezogen haben. Indessen mögen Sie sich trösten; der Zufall, welcher im Augenblick Ihnen ungünstig zu sein schien, hat Ihnen das Leben gerettet. Die empörten Landleute, welche überall im Lande aufstehen, um zu den Fahnen ihres Königs zu eilen, geben keinem Franzosen Pardon und haben die schöne Escadron Dragoner, die Sie, Herr Rittmeister, die Ehre hatten, zu commandiren, vor dem Dorfe niedergemacht.“

„Grand Dieu!“ rief der Franzose entsetzt; die anderen blickten furchtsam nach der Thür.

„Sie werden gut thun, meine Herren“, fuhr Arthur fort, „wenn Sie keinen Versuch zur Flucht machen und hier so lange verweilen, bis die ersten regelmäßigen Truppen durchziehen, bei denen Sie auf ehrenvolle Behandlung bestimmt rechnen dürfen, die ich Ihnen aber von Seiten des erbitterten Landsturmes leider nicht verbürgen kann.“

Die Offiziere sprachen einige Worte leise mit einander, und an ihren Blicken und dem mehrmals wiederholten Achselzucken konnte Arthur erkennen, daß sie sich in ihr Schicksal fügten. Endlich erklärte der Rittmeister im Namen seiner Kameraden auf Ehrenwort, daß sie sich als preußische Kriegsgefangene betrachteten und nur eine ihrem Range gebührende Gefangenschaft beanspruchten; worauf Arthur sich entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Litauische Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder. Gesammelt und übersetzt von A. Schleicher. — Mythen und Sagen der Indianer Amerika's. In deutscher Darstellung von A. George. — Harmlose Erzählungen aus dem letzten russischen Feldzuge in der Krim. Mitgetheilt von einem Augenzeugen. — Der Reichspostreiter in Ludwigsburg. Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde von Robert Heller. — Thüringer Naturen. Erzählungen von Otto Ludwig. — Abälard und Heloise. Ein Gedicht in fünf Gesängen von C. A. Ungerer.

— * Die Reden, welche Schöll und Heiland bei der Enthüllung der Denkmäler von Wieland, Schiller und Goethe gehalten haben, sind bei Böhlau in Weimar gedruckt erschienen.

— * Der Absatz des großen Reisewerkes von Heinrich Barth ist so bedeutend, daß schon jetzt ein zweiter Abdruck des ersten Bandes nothwendig geworden ist.

— * In einer Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin besprach neulich Dieterici den zweiten Theil des Barth'schen Reisewerkes und machte auf die bedeutenden Resultate jener Reise aufmerksam. Es ergab sich hieraus, daß, wenn circa 40,000 Q.-M. bereits früher im Norden Afrika's bekannt waren und wenn Livingstone's Untersuchungen ein Areal von circa 131,000 Q.-M. umfaßten, Barth nun ein Gebiet von 196,050 Q.-M. den Blicken Europa's aufschloß und folglich von der circa 543,000 Q.-M. betragenden Oberfläche des ganzen Erdtheiles nicht mehr als ungefähr 125,000 Q.-M. dem Forschungsdrange künftiger Reisenden übrig ließ. Die ganze von dem muthigen und talentvollen Reisenden durchwanderte Strecke gab der Vortragende zu 1883 geogr. Meilen an.

— * Die französische Literatur hat einen ihrer bedeutendsten Kritiker verloren. In diesen Tagen starb in Paris nach langer und schmerzhafter Krankheit im Alter von 49 Jahren Gustav Planche. Er war der Sohn eines Pariser Apothekers. Sein Vater wollte ihn zwingen, ebenfalls Apotheker zu werden. Der junge Planche zog es aber vor, das väterliche Haus zu verlassen, um seine Studien fortzusetzen. Er bot dem Elende Trotz und vernachlässigte sein Aeußeres dabei in einem solchen Grade, daß es selbst nicht durch seine Armuth zu entschuldigen war. Seine Feinde — und er hatte derselben viele — warfen ihm dieses später oft bitter vor. Planche war, wie gesagt, der beste französische Kritiker. Er war oft schroff und hart, aber immer aufrichtig, uninteressirt und ehrlich; es war ihm gleich, um welche Person es sich handelte. Er hatte nur immer das Werk im Auge und sagte Freunden und Feinden gleich derb die Wahrheit. Planche schrieb zuerst für den Artiste und trat dann unter Alfred de Vigny in die Redaction der Revue des deux Mondes ein; 1832 war er einige Monate bei der Redaction des Journal des Debats; 1836 arbeitete er an Balzac's Chronique, und gegen 1838 begab er sich auf 8 Jahre nach Italien. Bei seiner Rückkehr arbeitete er wieder für die Revue des deux Mondes. Planche war vielen der jetzt lebenden Schriftsteller durch seine Rathschläge von großem Nutzen. Unter den französischen Kritikern nahm Planche eine ganz besondere Stellung ein, und er wird wohl so bald nicht ersetzt werden.

— * Am 6. Septbr. starb in Halle der Professor der Physik Schweigger, bekannt durch Entdeckungen über die Krystall-Elektricität und durch den nach ihm benannten elektro-magnetischen Multiplicator. Er war 1779 in Erlangen geboren und seit 1819 Professor in Halle. Von ihm ist der Gedanke der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte ausgegangen, den Oken ausführte.

— * Die Leipziger Illustrirte Zeitung enthält eine Schilderung der Septemberfeste in Weimar mit Abbildungen der Denkmäler und ihrer Enthüllungsfeier. Dasselbe Blatt bringt folgende Notizen über den Erzgießer Miller in München: „Ferdinand von Miller, Director der königlichen Erzgießerei in München, wurde am 18. Oktober 1813 zu Fürstenfeldbruck bei München geboren und kam als neunjähriger Knabe zu seinem Oheim, dem berühmten Erzgießer J. B. Stigimayer, nach München, wo der Historienmaler Stadler und Eberhardt, Professor der Bildhauerkunst, seine ersten Lehrer wurden. Nachdem er dann bei Goldschmied Maierhofer die erste praktische Vorbildung als Ziseleur erhalten, bildete er sich zunächst weiter an der Akademie der bildenden Künste und ging dann im Jahre 1832, 19 Jahre alt, nach Paris, wo er in der berühmten Gießerei von Soyer die bestmögliche Schule durchmachte. Nach einer kurzen Reise durch England kehrte er in die Heimath zurück und wurde die treueste Stütze seines kränkelnden Oheims, bis derselbe im Jahre 1844 starb. Von dieser Zeit an ward Miller Vorstand der Erzgießerei, die er seitdem durch eine Reihe der bedeutendsten, gelungenen Arbeiten zur berühmtesten der Welt gemacht hat. Außer vielen Büsten, Medaillons, Reliefs und Statuen, die unter seiner Leitung gegossen sind, ist die „Bavaria“ die kolossalste Arbeit, nächst ihr die Herderstatue nach Schaller, die er schon früher für Weimar gegossen. Wie bei allen vorangegangenen Werken ist dem Meister auch der Guß des Goethe-Schillerdenkmals auf's Herrlichste gelungen, und Weimar hat ihm zum Danke dafür, ebenso wie Rietschel, das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen.“

— * In Düsseldorf ging man in den Künstlerkreisen seit Langem damit um, den Jacobischen Garten, an den sich so manche Goethe-Erinnerungen knüpfen, für den Malkasten zu erwerben. Da man aber über die Aufbringung der Mittel sich nicht einigen konnte, so wollte der jetzige Besitzer nicht länger den Garten zur

Verfügung stellen. Nun haben sich denn Andreas Achenbach und der Assessor von Sybel entschlossen, ihn für 22.000 Thaler zu kaufen.

— * Der Ausbau des Kaiserdoms zu Speyer ist in diesem Sommer bedeutend gefördert worden. Die zierlichen Kreuzgewölbe der Kaiserhalle sind eingesetzt, der Bogen des Hauptportals ist geschlossen, und schon schaut der riesige Adler von demselben herab. Jetzt ist man daran, die fünf Nischen über demselben herzustellen, in welchen die kolossalen Sandstein-Statuen ihre Stelle finden sollen, an welche der Bildhauer Gasser vor Kurzem die letzte Hand gelegt hat. Gegenwärtig ist Gasser beschäftigt, einzelne Brustbilder von Kaisern herzustellen, deren künftigen Standort man noch nicht kennt. Die Relief-Statuen der acht im Dome ruhenden Kaiser, welche Fernkorn in Wien für die Kaiserhalle bearbeitet, werden wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen. Auch die alte Taufkapelle an der Südseite des Domes wird wieder hergestellt und die schöne gothische Ruine des Oelberges vor weiterem Verfalle bewahrt. Auch an die große, herrliche Krypta soll die restaurirende Hand gelegt werden.

— * Zu der großen Bewerbung um zwei Preise für die besten Dramen sind in München so viele Stücke eingegangen, daß die Preisrichter, als sie zu Anfange des Septembers das vorliegende Material sichteten, erst für die Mitte des Oktobers ihre nächste Zusammenkunft ansetzen konnten. Dann wird das absolut Schlechte ausgeschlossen, das Bessere genau geprüft und die hervorragendsten Dramen der Bühne überwiesen; der Erfolg, den sie dort bei der Aufführung haben, wird bei der Preisaustheilung maßgebend sein.

— * Ein neues Lustspiel von Roderich Benedix „Die Schuldbewußten" ist den Bühnen zugegangen; der Verfasser giebt seine Frankfurter Intendanz auf und kehrt nach Köln zurück.

— * Der Senior des Wiener Hofburgtheaters, Anschütz, beging am 15. September sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schauspieler. In der Aufführung von „Hermann und Dorothea" wirkte an diesem Abend die „alte Garde" jener Bühne mit, die Herren Anschütz, Laroche, Korner, Fichtner, Pistor, die Damen Haitzinger und Koberwein; sie repräsentiren zusammen das runde Sümmchen von 400 Jahren.

— * Man schreibt uns aus Königsberg: Gewöhnlich macht unsre Bühne in den ersten Tagen des Julimonats auf vier bis sechs Wochen Ferien. Zu Ende des August beginnt alsdann die neue Saison. Die Zwischenzeit benutzt die Direction theils zum Abschluß neuer Engagements, theils zum Einstudiren neuer Stücke. So viel sich bis jetzt urtheilen läßt, sind unter besonders günstigen Auspicien die neuen Contracte für den kommenden Winter eben nicht abgeschlossen worden; die Oper, die bisher allein in Thätigkeit gewesen, indem das Schauspiel in den mittleren Provinzialstädten zu gastiren fortfährt, erfreut sich in ihrer neuen Zusammensetzung zwar eines Besuches, der die Kasse ziemlich befriedigen mag, keineswegs aber der Zufriedenheit des Publikums. Mit einer einzigen Ausnahme gebricht es durchaus an hervorragenden Kräften, und wenn nicht alsbald noch andere, bessere Mitglieder herbeigezogen werden, dürfte die Direction ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Zeigt doch schon ein Theaterenthaltsamkeitsverein seine Constituirung an. Jene bemerkenswerthe Ausnahme bildet eine junge Debutantin, Fräulein Eggeling. Selten mögen die ersten Versuche und Anfänge einer Sängerin von einem so durchschlagenden und glänzenden Erfolge begleitet gewesen sein als in diesem Falle, von dem wir berichten. So kurze Zeit erst die genannte Dame dem hiesigen Theater und der Welt der Bretter und Lampen angehört, hat sich dieselbe doch die ganze und volle Gunst des Publikums errungen und ist dessen Liebling geworden. Kein Auftreten der jungen Künstlerin vergeht, das nicht durch die reichsten Beweise der allseitigsten Anerkennung ausgezeichnet würde. Die Natur und ein günstiges Geschick haben Fräulein Eggeling alle Gaben und Fähigkeiten zu ihrem Berufe verliehen; sie erfreut sich neben einer ansprechenden Persönlichkeit einer glockenreinen Sopranstimme vom schönsten Klang, und ihr Vortrag zeigt Geschmack und Empfindung. Es lassen sich ansehnliche Erwartungen an die weitere künstlerische Ausbildung der talentvollen Sängerin knüpfen.

— * Mozart und die Zauberflöte. Ueber die Entstehung der „Zauberflöte" und das Verhältniß des Theaterdirectors und Textdichters Schikaneder zum Componisten Mozart giebt es bekanntlich eine Fülle von Geschichtchen, wahren und unwahren, bei denen die letzten von den ersten nicht mehr zu unterscheiden sind. Nun giebt die Wiener „Monatschrift für Theater und Musik" eine Geschichte der Entstehung dieser Oper, die von einem Zeitgenossen Mozarts und Schikaneders verfaßt ist und wohl als begründet angesehen werden kann. Wir wollen aus derselben Einiges hervorheben. Am 7. März 1791 in der Frühe erschien Schikaneder bei Mozart, der noch im Bette lag, und beschwur ihn, dem wankenden Kunsttempel auf der Wieden und seinem verschuldeten Director durch eine neue Oper aufzuhelfen; er werde nicht undankbar sein. Das Textbuch zu einer Zauberoper sei nach Wielands „Lulu im Tschinnistan" gemacht und fast fertig. Mozart sagte vorläufig zu, und Schikaneder ging von dannen. Auf der Treppe fuhr ihm plötzlich ein Funke durch's Gehirn, und fast athemlos, so schnell als es seine Corpulenz zuließ, flog er von der Rauhensteingasse nach der Wieden in die Kapaunegasse zum sogenannten, damals bestehenden „Kapäundl". Da wohnte Madame Gerl, welche sammt ihrem Gatten, dem Bassisten Gerl, bei Schikaneder engagirt war und, wie man sagte, großen Einfluß auf Mozart ausübte. Diese gewann der schlaue Schikaneder für sein Interesse, und schon am nächsten Abend kam Mozart zu Schikaneder auf die Bühne und sagte ihm: „No, so schau, daß ich bald das Buch krieg', so will ich dir in Gottes Namen die Oper schreiben. Wenn wir ein Malheur haben, so kann ich nichts dafür, denn eine Zauberoper habe ich noch nicht componirt." Nach ungefähr acht Tagen hatte Mozart das Operndbuch, welches ihm so ziemlich gefiel, da es wirklich poetische oder eigentlich romantische Ideen enthält, die bei Schikaneder's vollkommenem Mangel an wissenschaftlicher Bildung nicht durchgeführt, aber doch vorhanden waren. Mozart begann rasch die Arbeit, welche aber noch im Monat März unterbrochen wurde, da ihn die Stände nach Prag beriefen, um zur Krönungsfeier die Oper „la Clemenza di Tito", zu schreiben. In ein paar Wochen war Mozart fertig und kehrte wieder nach Wien zurück, um die „Zauberflöte" zu vollenden. Dieses große Werk schuf er theils in seiner Wohnung in der Rauhensteingasse, theils in dem von Schikaneder gemietheten Gärtchen, im mittleren großen Hofe des Freihauses, wo sich nebenan das Theater befand. Noch heute steht der kleine, freilich halb verfallene Pavillon, der Tisch und Stuhl, wo Mozart componirte. Während des Mittagsmahls (es war hoher Sommer), das Mozart meistens mit Schikaneder daselbst einnahm, ward wacker gearbeitet, gelacht und Champagner getrunken. Unter diesen Umständen entstand die „Zauberflöte". Mozart hatte kaum die ersten Musikstücke geschaffen, als Josef Schuster, der Schauspieler bei Schikaneder war, zu letzterem kam, um ihm die unangenehme Nachricht mitzutheilen, daß er zufällig einer Probe der neuen Zauberoper in der Leopoldstadt: „Kasper der Fagottist oder die Zauberzither" von Perinet, mit Musik von Wenzel Müller, beigewohnt und die traurige Gewißheit erlangt habe, daß Perinet das Sujet wie Schikaneder aus Wieland's „Lulu" entnommen, und die Personen, so wie der Gang der Handlung jenen der „Zauberflöte" ähnlich seien. Es war also nichts Anderes zu thun, als das Vorhandene umzuwerfen und der Oper eine ganz neue Tendenz zu geben. Sarastro, der ursprünglich ein Tyrann, ein Bösewicht war, wurde nun zum weisen, edlen Priester und Menschenfreunde, die Königin der Nacht, die früher eine Fürstin der Liebe, eine zärtliche Mutter war, in ein Ungeheuer, in eine Ränkeschmiedin, in ein unnatürliches Weib verwandelt. Die drei Damen, die Begleiterinnen der Nacht, der Mohr, als Allegorie des düstern Treibens der Bosheit, wurden ihr als Werkzeuge zugesellt, und auf diese Weise war etwas ganz Neues entstanden, wovon der Verfasser selbst vorher keine Ahnung gehabt hatte. Daher kam es, daß bei der ersten Erscheinung der Damen, wo sie die Retterinnen Tamino's sind, sie ihn auf die drei zarten Knäblein hinweisen, die seine Führer sein sollen, folglich im Dienste der Königin stehen, während sie im weiteren Verlaufe der Oper Geschöpfe Sarastro's und Tamino's und Pamina's Schützer gegen die schwarzen Pläne der Königin werden. Schikaneder sah diese Inconsequenzen wahrscheinlich nicht genugsam ein, und der große Mozart, im Bewußtsein seiner musikalischen Macht, kümmerte sich nicht viel darum. Viele Musikstücke mußte Mozart auf Schikaneder's Verlangen ändern. Das Papagenolied, welches Schikaneder, der sich die Rolle des Papageno vorbehielt, wie es anfangs war, bei dem geringen Umfange seiner Stimme oder vielmehr bei dem gänzlichen Mangel einer Stimme nicht singen konnte, mußte ganz einfach gehalten werden und ist doch so melodiös, so reizend lieblich. Das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen" änderte Mozart drei Mal; immer sagte Schikaneder: „Bruder, es ist sehr schön, aber es ist mir zu gelehrt." Endlich trällerte ihm Schikaneder mit seiner heiseren Stimme etwas vor, und der gute Mozart sagte ganz geduldig: „Nu, sollst es so haben." Zu beklagen ist nur, daß Mozart die zwei ersten Entwürfe des Duetts zerriß. Jetzt war der größte Theil der Oper fertig. Mozart arbeitete rastlos. Süßmayer, der Schüler Mozart's, half instrumentiren, er war mit seines Lehrers Willen innig vertraut, und einiges Nebenwerk, versteht sich nach früher erhaltener gemessener Angabe seines Meisters, soll ganz von ihm sein. Der Priesterchor: „O Isis und Osiris", die Papagenolieder und das zweite Finale wurden am 12. September, der Priestermarsch und die Ouverture erst am 28. September geschrieben, so zwar, daß man die letztere beinahe noch naß ins Orchester zur Probe brachte. Endlich am 30. September 1791 fand nach vielen Proben die erste Aufführung statt. Merkwürdig war es, daß bei derselben das Publikum, vermuthlich durch die vielen großen Schönheiten der Musik und durch den seltenen Reichthum der Motive so überrascht, so verblüfft war, daß der Beifall mit dem späteren beispiellosen Erfolg des Werkes in keinem Verhältnisse stand. Mit jeder Wiederholung nahm der Enthusiasmus zu, und das Meisterstück der Tonkunst wurde in Kurzem vollkommen begriffen und vollkommen gewürdigt, so daß an 16 Abenden nach einander die „Zauberflöte" gegeben wurde." Mozart dirigirte die ersten drei Male persönlich, Süßmayer saß neben ihm und blätterte um, Henneberg, Kapellmeister im Wiedner-Freihaustheater und Organist bei den Schotten, versah das Glockenspiel. Als Beleg für die Bescheidenheit Mozart's mag der Umstand gelten, daß, als am ersten Abende am Schlusse der Oper der Componist stürmisch und anhaltend gerufen wurde, er sich überall verbarg, um nicht erscheinen zu müssen, bis ihn Schikaneder und Süßmayer aus seinem Verstecke holten und mit Gewalt auf die Bühne zogen. Die Oper wurde im October 1791 24 Mal gegeben und brachte trotz des beschränkten Raumes und der damals bestehenden Wohlfeilheit des Eintritts die Summe von 8443 fl. bis zum 1. November ein, was beinahe fabelhaft erschien. Fortdauernd gab man sie fleißig; aber der immer schwächer werdende Meister, welcher schon seit seiner Reise nach Prag oftmals kränkelte, und den die immerwährenden geistigen Anstrengungen (er schrieb: „Clemenza di Tito", „Die Zauberflöte" und sein Requiem beinahe zu gleicher Zeit) schon ganz aufgerieben hatten, vernahm seine Triumphe nur durch Hörensagen. Er verließ damals schon selten sein Bett, aber nicht mehr das Zimmer. Mozart trug „Die Zauberflöte" sehr wenig ein, da Schikaneder ihn schlecht honorirte, überdies die Partitur an viele Bühnen verkaufte und den großen Schöpfer derselben dabei nicht betheiligte. Wenn man den guten, edlen Mann auf dieses Unrecht, welches um so größer war, als Mozart ihn gerettet hatte, aufmerksam machte, sagte er nichts als: „Was soll ich mit ihm machen, er ist ein Lump", und damit war es abgethan. Noch einen Tag vor seinem Tode sagte er zu seiner Gattin, der nachherigen Frau von Nissen, aus deren Munde Schreiber dieses es selbst hörte: „Noch einmal möcht' ich doch meine „Zauberflöte" hören", und summte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Der Vogelfänger bin ich ja." Der verstorbene Kapellmeister Roser, der an seinem Bette saß, stand auf, ging zum Clavier und sang das Lied, was Mozart sehr zu erheitern schien. Den andern Morgen verschied er; es war am 5. December 1791, früh um 1 Uhr. Das Leichenbegängniß fand am 7. December unter dem fürchterlichsten Schneegestöber statt. Die einzigen Begleiter seines Sarges waren: Kapellmeister Roser, der Violoncellist Orsler vom Hoftheaterorchester und Süßmayer. Seine Gattin lag krank darnieder; Schikaneder war nicht dabei.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1 1/2 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

Fünfter Jahrgang.

№ 40. Bremen, 4. October. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Natur und Kunst.

Von Wilhelm Meyer.

I.

Die Frage, ob der Realismus oder der Idealismus, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, mehr berechtigt sei, wird in künstlerischen Kreisen nicht etwa nur dialektisch erörtert, vielmehr wird der Kampf beider Mächte praktisch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte durchgefochten. Mit offenem oder mit geschlossenem Visier kämpfen beide Richtungen seit Jahrhunderten gegen einander; bald hat die eine, bald die andere die Oberhand; gerade in der gegenwärtigen Zeit aber ist der Streit wieder heftiger als je entbrannt, und es scheint, als ob für den Augenblick der Sieg sich mehr auf die Seite des Realismus neige.

Was ist und was will der Realismus? Der Realismus hält sich an die Natur und an die Wirklichkeit; er will keineswegs gänzlich ideenlos sein, er will nur der Natur und der Wirklichkeit ihr Recht zu Theil werden lassen. Der Realismus will nicht Naturalismus, kein sklavischer Nachahmer der Natur sein; aber bei seinem Bestreben, der Natur und der Wirklichkeit gerecht zu werden, geht er, dem einseitigen Idealismus gegenüber, gar leicht zu weit, er verfällt in den Naturdienst. Der Idealismus andererseits will keineswegs bloß reine Darstellung der Idee sein, er hält daran fest, daß die Natur die Erscheinungsform des Geistes ist; aber indem er den Nachdruck legt auf die Idee, indem er sich mit Vorliebe und Behagen in dem von der Natur und von der Wirklichkeit auch wieder gesonderten Reiche des Geistes bewegt, verfällt er leicht in das entgegengesetzte Extrem, er vernachlässigt die Form, er opfert das Aeußere dem Inneren. Daß das Leben der Menschen im Erkennen, wie im Thun sich meistens in Extremen bewegt, daß das rechte Maß, die Einheit und Vermittelung der Gegensätze gar schwer zu finden und zu erreichen ist, das ist eine allgemeine Wahrnehmung, wenn nicht geradezu das Gesetz der Entwickelung und Ausbildung des Geistes überhaupt. Wenn einmal der *Geist, das Unsichtbare, das inwendige Leben des Gemüths* in den Bestrebungen des Menschen nachdrücklich betont wird, so wird der Mensch gar leicht der Natur und der Wirklichkeit entfremdet, er folgt dem Zuge seiner Einbildungskraft und verliert sich in eine Traumwelt, die mit den Gesetzen des Daseins und Werdens im Widerspruch steht; umgekehrt, wenn der Mensch sich als Kind der Natur betrachtet und in ihren Spuren einherzuschreiten sich befleißigt, wenn er theoretisch die Erkenntniß der sichtbaren Welt und ihrer Gesetze und Erscheinungsformen, praktisch das Princip des Nützlichen in den Vordergrund stellt, dann kann er eben so leicht die Rechte des Geistes verkennen und vergessen, daß er höherer Abkunft, daß er nicht bloß Erdenbürger, daß er auch Himmelsbürger ist oder doch sein soll. Auch auf anderen Gebieten des Lebens, z. B. auf dem Gebiete der Philosophie und der Pädagogik, der Moral und der Politik, stehen sich der Realismus und der Idealismus gar oft wie feindliche Brüder entgegen; sie hassen sich und befehden sich, und vergessen, daß sie *einem* und demselben Vater, *einer* und derselben Mutter ihr Dasein und Leben verdanken. „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt“ — sagt Goethe.

Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes maßt sich keineswegs an, den großen Streit zwischen dem Idealismus und dem Realismus auf dem Gebiete des Menschenlebens und insbesondere auf dem Gebiete der Kunst zur Entscheidung zu bringen. Dieser Streit kann nur durch die große Dialektik der Weltgeschichte, d. h. durch die allgemeine Praxis oder die Entwickelung des menschlichen Geistes im Leben der Menschheit überhaupt erledigt werden; und da der durch den Kometen in Aussicht stehende Untergang der Welt zunächst wieder auf unbestimmte Zeit hinaus vertagt ist, da die Weltgeschichte noch vielleicht Jahrtausende am Webestuhl der Zeit sitzen wird, so müssen wir ihr, als dem Weltgerichte, die Entscheidung überlassen. Der Verfasser bezweckt für seine Person hier Nichts weiter, da er weder Naturforscher, noch Künstler und Kunstkenner im eigentlichen Sinne des Wortes ist, als durch einige anspruchslose Bemerkungen und Betrachtungen vom allgemein menschlichen Gesichtspunkte aus das Verhältniß der Natur zur Kunst und wiederum der Kunst zur Natur in das rechte Licht zu stellen.

Das Wort *Natur* hat eine sehr allgemeine Bedeutung. Es umfaßt nicht nur die sämmtlichen so verschiedenen Gebiete in der Welt der Erscheinung, so wie die besonderen und einzelnen Objekte derselben, wie sie durch verborgene und geheimnißvolle Kräfte ins Dasein gerufen worden, — es bezeichnet auch diese Kräfte selber, so weit sie dem Menschengeiste ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach zur Anschauung kommen. Die Natur umfaßt den gestirnten Himmel so gut, wie die Reiche der organischen und unorganischen Schöpfungen unseres Planeten, die mathematischen und mechanischen Gesetze des Kosmos so gut, wie die physikalischen, chemischen und physiologischen Voraussetzungen und Bedingungen, durch welche insbesondere auf unserem Planeten alle diese so unendlich mannichfaltigen Erscheinungen, Formen und Gestalten entstehen und sind, werden, wachsen und wieder vergehen und verschwinden. Wir Menschen selber gehören der Natur an, sind Theile der Natur, fühlen die Wirkung der Naturkräfte in unserm Dasein und Wesen, sind den Gesetzen der Natur nach allen Richtungen hin unterworfen, kurz, fühlen uns in absoluter Abhängigkeit von der Natur, so weit wir eben sterbliche Wesen sind.

Im engeren Sinne verstehen wir im gemeinen Leben unter der Natur gewöhnlich die Pflanzenwelt, die landschaftliche Natur mit ihrer Staffage von Blumen, Vögeln, Schmetterlingen, — zu der wir uns flüchten, wenn wir dem Staube der Städte, dem Lärm und Gewühl des geschäftlichen Lebens entrinnen wollen. Der Sinn für die Natur in dieser engeren Bedeutung, die Vorstellung von dem heilsamen Einfluß derselben auf dem menschlichen Organismus findet sich meistens nur bei dem civilisirten Nordländer, der den größeren

Theil des Jahres an das Haus und das Zimmer gefesselt und durch seinen städtischen Beruf an eine mehr sitzende Lebensart gewöhnt ist. Es gilt hier gewissermaßen, was auch von der Gesundheit gesagt werden kann, und was Goethe von der Unschuld sagt —: wer sie hat, der kennt sie nicht. Der Landmann, auch in unseren Breiten, versteht Nichts von unsrer gefühlvollen Naturschwärmerei, und der ungebildete Südländer vollends, der vielleicht nur einige Monate des Jahres vor rauhen Winden sich zu schützen hat, dem die Natur beinahe das ganze Jahr hindurch im bräutlichen Schmucke prangt, dem der Himmel fast ununterbrochen ein heiteres Angesicht zeigt, — er freut sich weder über schönes Wetter, noch kennt er einen Naturgenuß, wie wir etwa beim Erwachen des Frühlings ihn feiern. Wir Nordländer aber, denen bekanntlich ein sehr geringes Maß von Durchschnittswärme zugemessen ist, die wir selbst in den vier bis fünf Sommermonaten, auf die wir etwa rechnen können, die schönen Tage immer noch mit eben so vielen unfreundlichen erkaufen müssen *), wir, denen die Frühlingshoffnung so oft durch rauhe Winde vereitelt, der Mai überdies durch den garstigen Moorrauch verleidet wird, — wir haben wohl Ursache über die wenigen schönen Tage uns zu freuen, und — wenn es uns einmal gestattet ist, — den Frühlingsblüthenschmuck, wie das junge Grün mit Jubel zu begrüßen.

In der That, wir Nordländer wissen eigentlich allein, was die Natur in diesem Sinne ist, und was sie namentlich dem durch das Geschäftsleben und durch angestrengte geistige Arbeiten verstimmten Gemüthe sein kann. Darum gehören auch die Landschaftsmaler, wenn wir etwa Claude Lorrain und den berühmten Italiener Salvator Rosa ausnehmen, meistens dem Norden Europa's an; denn wenn auf den civilisirten Menschen in unsrer Zone überhaupt, so übt die landschaftliche Natur auch auf den Künstler einen bedeutenden Einfluß aus. Wie viele, namentlich deutsche und nordische Dichter haben sich nicht vom Frühling zu Liedern und Hymnen begeistern lassen! Ja, welcher lyrische Dichter unseres Volks hätte nicht wohl den Frühling besungen, und wie manche Perle lyrischer Dichtung verdanken wir nicht dieser Begeisterung für die Schönheit der Natur in den Tagen des Lenzes! Und Gottlob! noch können wir nicht sagen, daß der Lenz aus der wirklichen Welt in die Dichtung entflohen sei, wie man wohl öfter in einem gewissen Unmuthe klagen hört. Auch in diesem Jahre haben wir wiederum an dem Erwachen der Natur aus ihrem Winterschlafe, an der Wonne des Lenzes uns erfreuen können, wenngleich wir manche Täuschungen erfahren haben und lange vergeblich, wie der Schiffer im Hafen, auf günstigen Wind und gutes Wetter haben warten müssen.

Wir wollen hier nicht fragen, was denn schöner sei, der wirkliche Lenz mit seinem schwellenden Grün, seinem Blüthenduft, seinem Bienengesumme, seinen schmelzenden Nachtigallentönen oder — das Lied, in welchem der Dichter seine Empfindung, sein Gefühl für die Schönheit der Natur laut werden läßt, eben so wenig, wie wir fragen wollen, was reizender sei, das Urbild weiblicher Schönheit, welches den Dichter zu seinem Liede begeistert hat, oder das Liebe-athmende Lied selber, welches er seiner Geliebten widmet, — was lieblicher sei, der edle, perlende Wein im Glase oder die vom Feuer des Weins durchglühten Strophen des Dichters; denn die Beantwortung dieser Fragen liegt ganz außerhalb unsers Kreises und fern von unsrer gegenwärtigen Aufgabe, wie denn jene Fragen selber schon als ziemlich müßige angesehen werden können. Wir wollen aber auch nicht etwa bloß darauf hinweisen, daß ja ohne die Natur, ohne ein bestimmtes Objekt, welches die Natur dem sinnenden Menschengeiste darbietet, es auch keine Kunst und keine Künstler geben könne; denn wir hätten damit Einmal eine gar zu allgemeine, ja triviale Wahrheit ausgesprochen, wenn eben Nichts weiter damit gesagt werden sollte, als: ohne den Frühling gäbe es keinen Frühlingssänger, ohne Landschaften überhaupt, welche den Maler nicht nur anregen und stimmen, sondern ihm auch die Formen und Gestalten leihen und die Farben zu seinem Gemälde mischen müssen, gäbe es keinen Landschaftsmaler. Andrerseits aber wäre der Begriff der Kunst auch wieder zu eng gefaßt, da die Kunst ihre Objekte außer der Natur ja auch der Geschichte und dem Menschenleben, dem menschlichen Gemüthe entnimmt. Das jedoch können wir mit Recht sagen, daß die Natur in einer sehr genauen Beziehung zur schönen Kunst steht, und zwar die Natur in ihrer weitesten und umfassendsten Bedeutung. Denn auch da, wo die Kunst ihre Objekte nicht der Natur im engeren Sinne entlehnt, wo sie die Geschichte und das menschliche Leben darstellt, wo sie, wie die Musik, in Tönen das Unendliche und Unaussprechliche dem Ohre vernehmbar macht, oder wo sie, wie die Architektur, zu besonderen menschlichen Zwecken Wohnhäuser und Paläste, Hallen und Gotteshäuser erbaut, — selbst da steht sie unter dem Einflusse der Natur und ist ihren Gesetzen unterworfen.

Um nur im Allgemeinen hierüber einige Andeutungen zu geben — hat nicht schon die Baukunst bei ihren Unternehmungen auf das Klima, den Himmelsstrich, auf die äußere Umgebung des Ortes ganz bestimmte Rücksicht zu nehmen? Ist nicht der Plan und die Einrichtung der Wohnhäuser mitbedingt durch das Maß von Wärme und Kälte, welches diesem oder jenem Orte der Erde zu Theil geworden? Können wir in unserm Norden wohnen, wie man in Neapel und Sicilien wohnt, wo man luftige Räume liebt und den größten Theil des Jahres hindurch den Schatten sucht, während wir sieben bis acht Monate der künstlichen Erwärmung unsrer Wohnzimmer bedürfen? — Und hat nicht eben so die Dichtkunst — um von der äußerlichsten zu der innerlichsten der schönen Künste den Sprung zu wagen — hat nicht auch die Dichtkunst, die den Menschen mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Trieben und Leidenschaften zu schildern versucht, an der menschlichen Natur ihr ewiges Gesetz und ihre allwaltende Regel? Sind nicht aber die Triebe, die wir im Herzen empfinden, von der Natur in uns gelegt? Und ist es nicht ein Ruhm für die Dichtkunst, wenn sie sich streng innerhalb der Gränzen der menschlichen Natur zu halten weiß, wenn sie natürlich zu sein sich befleißigt, wie alle großen Dichter von Homer bis auf Shakspeare, Cervantes und Goethe herab dies bethätigen? Ist nicht umgekehrt die Unnatur, das Unnatürliche zugleich auch das Unschöne? Wiederum der Tondichter, hat nicht auch er die Natur zu wahren? Kann das Uebertriebene, Ueberspannte und Ueberladene, kurz das Unnatürliche, wie es sich in manchen neueren Compositionen vernehmen läßt, das Gemüth ansprechen? Ist nicht das Einfache, Maßvolle und Harmonische gerade das Natürliche? — Ja, auch der Tondichter soll in seinen Melodieen die natürlichen Empfindungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen, seine Freuden und seine Schmerzen treu wiedergeben und darzustellen wissen, wie nicht minder der Geschichts- und Genremaler, der in räumlicher Weise auf der Fläche den Menschen nach seiner äußeren Erscheinung darzustellen hat, der Naturwahrheit sich befleißigen soll. Auch der darstellende Künstler im engeren Sinne des Worts, der Schauspieler, der Virtuos, muß, wenn er Großes leisten will, gleichsam die Natur belauschen und die leisesten Bewegungen ihr abhorchen, er muß, wenn er Eindruck machen will, Gefühl und Leidenschaft besitzen, er muß, wie jeder wahre Künstler, die Natur verstehen, die Natur gleichsam in sich empfinden. Wir können sagen, je mehr der Künstler Naturmensch ist in diesem Sinne, ein desto größerer Künstler ist er oder kann er doch sein, falls er die anderen nothwendigen Erfordernisse dazu in sich vereinigt. Die Kunst ist, wie jener Riese Antäus, der mit Herkules kämpfte und der von der Berührung der Mutter Erde immer wieder neue Kraft und Stärke gewann. So soll auch der Künstler immer aufs Neue zur Natur zurückkehren, an ihrer Brust sich stärken und erfrischen, im vertrauten Umgange mit ihr Muth und Begeisterung schöpfen für sein Wirken und Schaffen.

*) Ich spreche nicht von dem verflossenen tropischen Sommer; dieser war bei uns eine Ausnahme von der Regel. Ich rede von Normaljahren, wie sie unserm Klima, unsrer Polhöhe gemäß sind.

Wir haben bisher nur im Allgemeinen über das Verhältniß der Natur zur Kunst gesprochen. Ich will jetzt in noch näherer Weise die Beziehung der Natur auf die Kunst und ihren Einfluß auf dieselbe darzustellen versuchen.

Es ist schon in der Natur ein poetisches Element vorhanden: es ist dies der Keim, aus dem sich durch die zeugende Kraft des Künstlers die Gebilde der Kunst entwickeln, oder auch, anders ausgedrückt: die Natur ist der Mutterschooß, gleichsam die Meeresfluth, aus welcher die Göttin der Schönheit, welcher die Künstler ihre Huldigung darbringen, die menschlich-göttliche Anadyomene emporgestiegen ist.

Daß die Natur in ihren organischen Gebilden außerordentlich phantasiereich ist, ja, daß sie sogar das Phantastische liebt, darauf hat schon Rosenkranz aufmerksam gemacht in seiner „Aesthetik des Häßlichen.“ „Wenn nur der Verstand in den Erzeugnissen der Natur wirksam sein dürfte, sagt er, so würden jene phantastischen Gebilde freilich nicht vorkommen; aber Zufall und Willkür ergeben sich in den keckten Ausgelassenheiten. Der Verstand allein würde jene vorsündfluthlichen Riesenconvolute widersprechender Formen nicht hervorgebracht haben. Auch in der jetzigen organischen Epoche der Erde würde er keine fliegenden Fische, Flügeleidechsen, fliegende Mäuse, Nagethiere mit Fischschuppenschwänzen, warmblütige Säuger, die uns aus den Wogen des Meeres heraus als Fische necken u. s. w. geduldet haben. Die Natur, mehr als verständig, nämlich vernünftig, ist in ihrer Freiheit auch launig, und phantastisch genug, das scheinbar Widersprechende zu vereinen. Nur das scheinbar Widersprechende, denn im Innern des Organismus darf kein Widerspruch sein, weil er sonst nicht lebensfähig wäre; in der äußeren Form hingegen kann er widersprechend erscheinen.“

Auch in der unorganischen und elementarischen Natur, in den kosmogonischen Gebilden dürften sich vielleicht diese überraschenden und phantasiereichen Combinationen nachweisen lassen. Wie seltsam ist nicht jener wunderbare Ring des Saturn! Wie wunderbar sind nicht jene, den Astronomen mit ihren Extravaganzen so oft neckenden und den Laien in Schrecken setzenden Kometenbildungen! Wie sonderbar und eigenthümlich wiederum — wenn wir die chemischen Combinationen der Natur ins Auge fassen — wie sonderbar und eigenthümlich das brennbare Wasserstoffgas, und wiederum — der Diamant, der doch reiner Kohlenstoff und im höchsten Hitzegrad und unter Zutritt der Luft ohne Rückstand verbrennbar ist! In der That ist die Natur unendlich reich an Wundern, ja das Wunderbare und Unbegreifliche ist recht eigentlich der Charakter der ganzen Natur, und dieses ihr Wesen, als ein Unbegreifliches und doch auch wieder die höchste Vernunft, wird durch die Naturforschung nicht etwa widerlegt, der Isisschleier, der über dem Antlitz der Natur hängt, durch die Wissenschaft nicht etwa vollkommen gelüftet; sondern je weiter die Forschung vorwärts, je tiefer sie in das Wesen der Natur eindringt, desto geheimnißvoller und räthselhafter wird die Natur; und dies Geheimnißvolle in der Natur ist eben das Göttliche. Hier ist aber auch zugleich der Punkt, wo Natur und Kunst zusammentreffen und gewissermaßen zusammenfallen. Ein geheimnißvolles Etwas ist auch in der Kunst, welche freilich ihre eigenen Bahnen geht. Die Wirkungen der Kunst beruhen auf einer inneren Nothwendigkeit, so gut wie die Wirkungen der Natur; wir werden ergriffen, wir wissen nicht, wie: aber dies Unerklärliche und Unbegreifliche in jeder großen Kunstschöpfung — nennen wir es die Macht des Genius, oder wie sonst — das ist wiederum auch das Göttliche in der Kunst.

Indessen das bisher Gesagte hält sich immer nur noch im Allgemeinen. Ich wollte nachweisen, daß ein poetischer oder künstlerischer Keim in der Natur schon vorhanden ist, der eben nur befruchtet zu werden braucht, um zur eigentlichen Kunstgestalt zu werden. Die Wissenschaft, die Naturforschung und Naturbeobachtung unsrer Zeit hat mit feinem Takte dies poetische Element sich zum besonderen Augenmerk gemacht und besonders in der organischen Schöpfung zur Darstellung gebracht. Der Sinn und die lebendige Empfänglichkeit für das Schöne und Charakteristische in der Natur, den die Naturforscher und Beobachter zum Objekt ihrer Betrachtung hinzugebracht haben, hat aber auch rückwirkend wiederum auf ihre Darstellung einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Die Schilderungen und Beschreibungen gar mancher gelehrten Forscher sind von einem dichterischen Hauche durchweht, sind sprachliche und stilistische Kunstwerke geworden. Ich brauche nur an den Altvater und König der neueren Naturwissenschaft, an A. von Humboldt zu erinnern, der unter Anderen in seinen „Ansichten der Natur“ solche künstlerisch-wissenschaftliche Genrebilder gegeben hat, z. B. in seinem Aufsatze „Ueber Steppen und Wüsten.“ Angeregt von ihm und seinem Beispiele folgend haben auch jüngere Reisende nach ihm, besonders die tropische Natur Amerika's uns mit beredten Worten und in malerischer Farbengebung geschildert. Ich nenne nur die deutschen Reisenden v. Martius, Burmeister, Pöppig, Scherzer — welchen Namen noch viele andere hinzugefügt werden könnten. Man lese z. B. **Martius'** und **Burmeisters** prächtige Schilderungen des tropischen Urwaldes, der tropischen Natur überhaupt, oder des Dänen **Schouw** „Gebirgswanderungen im Norden und Süden“, oder auch **Kohls** Schilderungen der Donauländer und der russischen Steppen, und man wird finden, daß abgesehen von ihren botanischen und zoologischen Kenntnissen, ihrem geognostischen Wissen, diese Männer auch mit Maleraugen die Natur angeschaut und beobachtet haben, daß der dichterische Genius, der in der Natur waltet, ein Echo findet in ihrem Gemüthe, so daß auch aus ihren Schilderungen dieser Geist uns ansprechend und anmuthig entgegenkommt.

Andere deutsche Gelehrte, z. B. **Vogel** in Leipzig, haben uns die auf den Anschauungen Anderer beruhenden Ergebnisse wiederum in Rahmen gefaßt, gleichsam in Kabinetsstücken zusammengestellt, aus denen ein warmes Gefühl und eine lebendige Begeisterung für die so höchst mannichfaltigen Gebilde der Natur uns anspricht. Ganz besonders aber möchte ich hier auf die Schriften zweier deutschen Gelehrten aufmerksam machen, die vornehmlich das Feld angebaut und bearbeitet haben, welches unserer Betrachtung am nächsten liegt, nämlich die ausdrückliche Hervorhebung des Schönen und Charakteristischen in der Natur. Ich meine die „Naturstudien von **Hermann Masius**“ (3. Auflage, Leipzig 1857), und die Schrift von Professor **M. J. Schleiden** in Jena, „Das Leben der Pflanze.“ Schleiden hat in der zuletzt genannten Schrift in einem eigenen Abschnitt die Aesthetik der Pflanzenwelt und die verschiedenen Formen der Pflanzen behandelt; Masius aber hat die uns, namentlich in Deutschland umgebende Natur, die Pflanzen- und die Thierwelt unsrer Zone zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht, und vielleicht hat Niemand vor ihm das Charakteristische unsrer Waldbäume, unsrer Vögel, unsrer wilden und zahmen Thiere mit lebensvolleren Zügen, mit schärferen Strichen gezeichnet, als Masius dies in seinen Naturbildern gethan hat. Vom Standpunkt der ästhetischen Wissenschaft selber hat namentlich **Fr. Th. Vischer** in seinem großen Werke „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen“ (3 Theile, Stuttgart 1847 bis 1857) das Naturschöne in einem besonderen Abschnitte behandelt und zur Sprache gebracht. Vischers glänzende Darstellungsgabe ist bekannt, und wir dürfen diesen tiefen Kenner des Schönen hier nicht unerwähnt lassen, obwohl derselbe als Aesthetiker nicht in die Reihe jener oben genannten Gelehrten und Naturforscher gehört, welche in mehr naiver und absichtsloser Weise vom Standpunkte der Naturwissenschaft das Schöne und Charakteristische der Natur zu schildern und darzustellen versucht haben.

Haben wir in dem Bisherigen Natur und Kunst mehr im Allgemeinen in ihren Beziehungen zu einander betrachtet, so werden wir demnächst vielleicht in einem zweiten Artikel die **bildende** Kunst als solche in ihrem Verhältniß zur Natur zu unserem besonderen Augenmerk machen, mit anderen Worten: wir wollen die bis dahin ausgesprochenen allgemeinen Gedanken sodann auf das Gebiet der bildenden Kunst im Besonderen anzuwenden versuchen.

* Strange.

(Von einem ungenannten Deutschen verfaßt 1846.)

Strange, — that the wind should be left so free
To play with a flower or tear a tree;
To range or ramble whereever it will
And as it lists to be fierce or still:
Above and around to breathe of life
Or to mingle the earth and sky in strife;
Gently to whisper with morning light,
Yet to growl like a fettered fiend ere night:
Or to love and cherish and bless to-day
What to-morrow it ruthlessly rends away.

Strange, — that the sun should call into birth
All the fairest flowers and fruits of earth,
Then bid them perish and see them die,
While they cheer the soul and gladden the eye.
At morn its child is the pride of spring,
At night a shrivell'd and loathsome thing;
To-day there is hope and life in its breath,
To-morrow it shrinks to a useless death.
Strange does it seem, that the sun should joy
To give life alone that it may destroy.

Strange, — that the ocean should come and go
With its daily and nightly ebb and flow,
Should bear on its placid breast of morn
The bark that ere night will be tempest-torn,
Or cherish it all the way it must roam,
To leave it a wreck within sight of home;
To smile as the mariner 's toils are o'er,
Then wash the dead to the cottage — door,
And gently ripple along the strand,
To watch the widow behold him land.

But stranger than all, — that man should die,
When his plans are formed and hopes are high;
He walks forth a Lord of the earth to-day,
And to-morrow beholds him part of its clay;
He is born in sorrow and cradled in pain,
And from youth to age it is labour in vain.
For all, that seventy years can show,
Is that wealth is trouble and wisdom woe,
That he walks a path of sorrow and strife,
Who drinks the poisoned cup of life.

Alas! — If we murmur at things like these,
Which — reflection tells us — are wise decrees,
That the wind is not ever a gentle breath,
That the sun is often a bearer of death,
That the ocean — wave is not always still
And that life is chequered with good and ill; —
If we know — 't is well — that such change should be,
What do we learn from the things we see?
„That an erring and sinning child of dust
Should not wonder nor murmur, — but hope and trust!"

* Seltsam.

Uebersetzt von Johannes Mielck.

Seltsam, — daß der Wind mit solcher Willkür schaltet,
Nun mit Blüthen spielt und nun den Eichbaum spaltet;
Daß er schweift und streift, wohin er immer will,
Ganz nach eigner Lust, unbändig oder still;
Ueber uns und rings sein Athem voller Leben,
Dann in wildem Kampf läßt Erd' und Himmel beben;
Flüstert leise nur, wenn hell der Morgen scheint,
Grollt vor Abend doch wie ein gebundner Feind:
Daß er heute hegt und pflegt in sanften Armen,
Was er morgen schon fortschleudert ohn' Erbarmen.

Seltsam, — daß die Sonn' im Mutterschooß der Erde
All die Pracht erzeugt mit schöpferischem „Werde",
Dann so Blüth' als Frucht vergehn, hinsterben heißt,
Da sie freudig stehn, entzückend Aug' und Geist.
Morgens ist ihr Kind der Stolz der Frühlingsauen,
Abends hingewelkt und widrig anzuschauen;
Hoffnungsfülle schwellt der Blume Busen heute,
Morgen siecht sie hin, des bleichen Todes Beute.
Seltsam scheint's fürwahr, ein Mährchen anzuhören:
Sonne, dein Beruf: — — Du schaffst, um zu zerstören!

Seltsam, — daß das Meer mit seinem ew'gen Wallen
Rastlos kommt und geht im Steigen und im Fallen;
Morgens trägt's die Bark' auf sanftem Freundesschooß,
Die der Sturm vor Nacht zerschellt mit grimmem Stoß;
Hegt sie freundlich wohl entlang die feuchte Wüste,
Daß das Wrack versinkt am Riff der heim'schen Küste;
Lächelt, wenn die Müh'n der Seemann überwand,
Oder spült ihn todt an seiner Hütte Strand,
Lauscht am Ufer hin mit sanft gekraus'ten Wellen,
Wie die Wittwe späht, ob seine Segel schwellen.

Doch das Seltsamste, — der Mensch zu Grabe sinkt,
Wenn sein Plan gefaßt, wenn schön die Hoffnung winkt;
Heut' der Erde Herr — so sagt sein stolzer Glaube —
Sieht der Morgen ihn als Theil von ihrem Staube.
Aufgesäugt in Leid, gewiegt in Schmerz und Wahn,
Alle Müh' umsonst die lange Lebensbahn.
Jedes greise Haupt giebt diese Lehr' allein:
Aller Reichthum — Noth und alles Wissen — Pein;
Wer des Lebens Trank, den gift'gen, hat genossen,
Wandelt einen Pfad, wo Leid und Jammer sprossen.

Ach! und wenn du murrst ob dem, was du gesehen,
Was die Vorsicht läßt mit weisem Rath geschehen:
Daß der Wind nicht stets zart durch die Blätter fährt,
Daß der Sonne Blick das Leben oft versehrt,
Daß nicht immer still des Meeres weite Wogen,
Daß das Leben bunt von Glück und Leid durchzogen:
Wenn du weißt, gut sei's, daß solch ein Wechsel hier,
Welche Lehre spricht aus allem Dem zu dir?
„Armer Erdensohn, der irrt und fehlt im Staube,
Staun' und murre nicht, — nur hoffe stets und glaube!"

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

VIII.

Es war schon längst heller Tag, als Arthur in das Zimmer der Frauen trat. Miranda wachte; ein erquickender Schlummer hatte sie mächtig gestärkt; denn das Wundfieber stellte sich nur schwach ein. Von seinen Gefühlen überwältigt, stürzte der junge Mann vor dem Lager des Mädchens auf die Kniee und bedeckte ihre Hände mit unzähligen Küssen.

„So finde ich Sie wieder, meine theuere Miranda", hub Arthur endlich an, „Sie, deren Bild mir nie aus dem Herzen gewichen ist, seitdem Ihr Wille mich aus Ihrer Nähe verbannte."

„O, Arthur", entgegnete Miranda leise, „mein Wille und ein unerbittliches Schicksal."

„Und auch jetzt, wo uns die Hand der Vorsehung nach so vielen, bitteren Jahren der Trennung wieder zusammenführt, auch jetzt soll diese unverhoffte Vereinigung Nichts als eine flüchtige Begegnung von einigen Stunden sein!"

„Die gewaltigen Ereignisse dieser Tage", hub Miranda wieder an, „reißen Tausende von Herzen, die sich gehören, die eng mit einander verwachsen sind, gleichgültig auseinander. Was kümmert es das Schicksal, wenn die unsrigen verbluten?"

„O wäre die Trennung nur eine örtliche, wie leicht würde die Hoffnung auf eine dauernde Vereinigung, sobald der Frieden seine Palmen über die unglückseligen Länder einst wehen läßt, sie mich ertragen lassen. Aber, Miranda, diese Kluft, dieser Widerstreit der Pflichten in einem Herzen, das sonst nur Ihr Bild bewahrte, das darin stand, so hoch, so hehr wie das Götterbild in den geweihten Räumen eines Tempels!"

„Ich verstehe Sie vollkommen, Arthur", entgegnete Miranda

und drückte dem geliebten Freunde die Hand mit jenem untrüglichen Blicke der zärtlichen Zuneigung. „Ich verstehe Sie; Ihr Vaterland ruft Sie in die Reihen derer, die gegen die Interessen meines Volkes kämpfen. Ihr Sieg wird die Gewißheit unseres Unterganges sein. — Seien Sie aber ruhig darüber“, fuhr sie fort; „bald ist das Maß unseres Elendes erschöpft, und der große Kampf, den wir Leben nennen, wird bald genug ausgerungen sein. Wenn es Sie beruhigen kann, Arthur, so wissen Sie, daß ich sogar freudig dem Ausgange Ihrer Sache entgegenblicke. Einen Hohn wenigstens kann das Schicksal meinem Elende nicht zufügen, den nämlich, daß das Schwert des theuersten Freundes meinem Vater im Kampfe die Todeswunde schlägt. Der Edle ist nicht mehr.“

„Wie“, fragte Arthur rasch, „Ihr Vater?“

„Verhauchte seinen Heldengeist in den Fluthen der Beresina.“

„Nimmermehr, — Sie sind falsch berichtet!“ —

„Wie“, riefen Mutter und Tochter freudig überrascht. „Wissen Sie etwas Näheres? O, sprechen Sie, sprechen Sie!“

„Ich weiß nur, daß der Kaiser Napoleon ihn in den Bulletins unter denjenigen Offizieren anführt, deren kaltblütige Entschlossenheit an jenem blutigen Tage den kleinen Rest der großen Armee vor dem Untergange rettete, und daß er mit dem Vicekönig Eugen und der polnischen Armee, die in Krakau aufgestellt war, bereits unsere Grenzen überschritten hat.“

„Gelobt sei Gott, er lebt! — Dank, tausend, tausend Dank für diese Nachricht!“ — rief die Mutter und blickte, die Hände an ihr Herz drückend, betend zum Himmel. Auch Miranda's Gesicht verklärte eine hohe, eine himmlische Freude.

„Das Schicksal hat Sie zu unserem Tröster berufen, Arthur“, sagte Sie, „denn was wären uns die trüben Tage der Trauer und des Kummers in Königsberg gewesen, wenn Ihr Trost nicht damals sie wie mit himmlischem Lichte verklärt hätte; auch jetzt, wo die Nacht der Trübsal wieder so schrecklich über uns hereinbrach, erscheinen Sie uns wie ein lichter Engel vom Himmel gesandt und richten unsre Herzen wieder zur frohen Hoffnung auf.“

Arthur drückte der Freundin aufs wärmste die Hand. Es war ihm, als sei er wieder in dem trauten Gemache zu Königsberg, nur Anastasius fehlte.

„Und Anastasius?“ fragte er traurig, als er sich selbst bei dem Gedanken überraschte.

„Er focht in Spanien“, war die Antwort. „Noch wissen wir nicht, was aus ihm geworden ist; vielleicht daß ihn schon längst die Erde deckt, vielleicht, daß das Schicksal ihn uns wieder in die Arme führt, wer vermag's zu sagen?“

Noch lange setzten die drei so innig befreundeten und doch so feindlich getrennten Menschen ihr Gespräch fort. — Arthur erfuhr die Erlebnisse der beiden Frauen in Breslau und ihre glückliche Rettung aus den Händen des elenden Sandau. Diese Erzählung versetzte den guten, biederen Arthur in die heftigste Gemüthsbewegung. Der Gedanke, den Gegenstand seiner Verehrung den gemeinen Beleidigungen eines lasterhaften Menschen ausgesetzt zu sehen, brachte ihn selbst noch nachträglich, wo alle Gefahr vorüber war, zur Verzweiflung, besonders als er daran dachte, was nun aus Miranda und ihrer Mutter werden solle. Er selbst hatte im Verein mit gleichgesinnten Freunden den vorläufigen Aufstand des Landvolks gegen die noch vorhandenen französischen Besatzungen organisirt und konnte schon deßhalb seinen wichtigen Posten nicht verlassen, weil er in einigen Tagen dem Rufe seines Königs unter die Fahnen Folge leisten sollte. Welches das Schicksal seines Vaterlands, welches sein Schicksal sein werde, wer konnte es damals voraussehen? Voraussichtlich war Schlesien zum Schauplatz der blutigen Ereignisse ausersehen; wer würde in diesem Falle den hülflosen Frauen eine Zufluchtsstätte geboten haben?

Arthurs Besorgnisse wurden bald durch Miranda's ausdrückliche Erklärung zerstreut, daß sie unter allen Umständen nach Paris zurückzukehren gedenke, wo sie bei den zahlreichen Freunden und Bekannten, die sie in der großen Stadt hatte, einer freundlichen Aufnahme gewiß sein konnte. Wer aber, selbst wenn Arthur ihnen alle Hülfe bot, die in seiner Macht stand, wer sollte die des Schutzes und der Hülfe bedürftigen Frauen bei der allgemeinen Verwirrung, die überall herrschte, dorthin geleiten?

Arthur war besorgt um Miranda wie ein Bruder; jeden selbstsüchtigen Wunsch unterdrückte er in seinem Herzen, denn der Gedanke an Deutschlands Befreiung nahm sein ganzes, edles Herz ein. Sollte er auch die Liebe seiner Jugend, die als stille, heilige Flamme in seinem Herzen bisher gelebt hatte, darüber zu Grabe tragen, was that es? Vielleicht war ihm ein ehrenvoller Tod für sein Vaterland zugedacht; was konnte er in seinem Falle Schöneres wünschen?

Man überlegte noch unschlüssig hin und her, was zu thun sei, als leis an die Thür geklopft ward, und der französische Rittmeister hereintrat. Er stellte sich vor als Honoré de la Cour, den Abkömmling eines edlen, altfranzösischen Geschlechtes. Er war ein schöner Mann mit echt aristokratischen Gesichtszügen; eine breite Narbe im Gesicht bewies, daß er kein Neuling im Kriegshandwerk sei. Er erkundigte sich höflich nach dem Befinden der Dame und schien durch die Nachricht, daß sie sich wohl befinde, sehr erfreut zu sein.

Bevor sie sich trennten, hatte Miranda noch eine Unterredung mit Arthur. „Gehen Sie“, sagte sie zu ihm, „wohin die Pflicht sie ruft. Gehen Sie, Arthur! Welches auch immer der Ausgang dieser erschütternden Kämpfe sein wird, — wie feindselig auch sonst das Schicksal zwischen uns treten mag, immer wird ein Gefühl in diesem Herzen für Sie lebendig sein, das, — mögen Sie es Verehrung, mögen Sie es Liebe nennen, — nur mit meinem Leben enden wird. Lassen Sie mich, da ich Ihre Braut nicht sein darf, Ihre Schwester sein!“

Arthur war tief ergriffen. Der Augenblick war zu schön, zu heilig, als daß er an ihren Besitz hätte denken und durch ihre Worte bekümmert sein sollen. Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen, während seine Augen ihr etwas sagten, was sein Mund unmöglich vermocht hätte.

Ahnungsvoll und todesmuthig — wie jene ganze Zeit war, — eilte Arthur sich mit seinem Freunde Rothkirch und einer Schaar lieber, treuer Universitätsfreunde ins Lützow'sche Freicorps aufnehmen zu lassen, mit dem er auch bald die Weihe in dem romantisch gelegenen Dorfe Rogau unterhalb des Zobtenberges erhielt. Miranda und ihre Mutter reisten mit de la Cour so rasch als möglich nach Dresden. Die Sorgfalt, die der ritterliche Franzose für die Damen an den Tag legte, die Artigkeit, mit der er sie behandelte, würden allein geeignet gewesen sein ein oberflächliches Gemüth zu bestechen. Miranda fand sich durch das Feuer seines Geistes, durch die Verständigkeit seiner Aeußerungen und vor allem durch die Bescheidenheit angezogen, mit der er von seinen eigenen Thaten sprach; eine Tugend, die man sonst selten bei Soldaten antrifft. Die Schilderung der unzähligen Gefahren, in denen er geschwebt, die Unerschrockenheit, die er in ihnen bewiesen, seine Begeisterung für den Ruhm Frankreichs und seinen Kaiser, — das Mitleid, welches er für Polens Schicksal an den Tag legte, alles dies erweckte in Miranda ein Gefühl der Theilnahme, das nicht erst nöthig hatte de la Cour's Geständniß seiner Liebe zu ihr abzuwarten um schon Liebe zu sein.

Die Mutter warnte sie vor einem übereilten Schritte, aber welche Mutter könnte sich rühmen, bei ihrer Tochter Gehör gefunden zu haben, wenn ihr Herz einmal von der überwältigenden Leidenschaft ergriffen war? De la Cour war so edel, so brav, bewies er doch einen so ritterlichen Charakter, — wem hätte man noch Vertrauen schenken sollen, wenn man ihm nicht mehr trauen durfte!

Noch ehe man Dresden erreichte, war Miranda des Rittmeisters Verlobte, und da seine Familie nicht ohne Vermögen war, und ihr Bräutigam versprach, so bald es sich thun ließe, seine Entlassung aus dem Heere des Kaisers zu fordern, überließen sich Miranda und ihre Mutter den seligsten Hoffnungen. Sonnige Tage von Freude

und Wiedersehen umgaukelten ihre Seele — endlich, endlich schien ihre Familie mit dem Schicksal ausgesöhnt, und Miranda schmiegte sich mit aller Innigkeit, deren ein gefühlvolles Weib fähig ist, an den geliebten Mann. Die damalige Lage der Dinge gestattete in dergleichen Verhältnissen keine Zögerung. Irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß konnte die Verlobten jeden Augenblick wieder trennen, und eine Menge andrer wichtiger Gründe sprachen dafür, daß es besser sei, wenn Miranda gleich bei ihrer Ankunft in Dresden sich mit de la Cour vermähle. Es geschah dies in aller Stille in einer kleinen, abgelegenen katholischen Kirche, und das glückliche Paar verlebte seine rosigen Flitterwochen, die der Anfang einer glänzenden Zukunft zu sein schienen, in dem reizenden Dresden. Die Reise nach Paris hatte sich von einem Tage zum anderen hinausgeschoben und wurde endlich durch die schnell auf einander folgenden Kriegsereignisse unmöglich gemacht. Napoleon enteilte dem entsetzlichen Unheil, das ihn in Rußland getroffen, und floh nach Frankreich, um Tausende neuer Opfer zu werben und sie dem blutigen Dämon seines Ruhms zuzuführen. Auf den Wink des Gebieters strömten Jünglinge des zartesten Alters zusammen und stellten sich unter die Fahnen, unter denen ihre Väter gefallen waren. Die Ehre, der Ruhm, nicht Frankreichs, sondern ihres Kaisers war herzustellen. Hatte de la Cour wohl daran gedacht, daß er, der Glückliche, in eine so schwere Collision der Pflichten würde versetzt werden? Durfte er, dessen heiligstes Gefühl das der militärischen Ehre war, durfte er seinen Kaiser verlassen, dessen ermattete Heere eben noch die frischen Truppen der Preußen und Russen bei Groß-Görschen und Bautzen zurückgeschlagen hatten? Durfte er sich, auch wenn er es ohne Gefahr hätte thun können, dem ehrenvollen Kampfe entziehen, zu dem sich selbst Knaben drängten? Und er, er war ein Mann, ihn hatte die Kriegsschule des Kaisers großgezogen, unter Napoleons Fahnen hatte er sich die Ehrenzeichen erworben, die seine Brust schmückten, und Jedermann hatte ihn bisher als Ehrenmann gekannt.

Was Miranda und ihre Mutter mit banger Ahnung vorausgesehen, traf ein; de la Cour, dem ja bei seiner Gefangennahme Niemand das Ehrenwort abgenommen, nicht wieder gegen Preußen zu dienen, trat noch vor der blutigen Schlacht von Dresden wieder als Rittmeister in des Kaisers Heer — und Miranda? —

Miranda weinte und beklagte ihr trauriges Loos. Sie sah den Gatten ziehen, sie sah ihn ziehen, um ihn niemals wieder zu sehen, wie sie selbst ihm beim Abschiede sagte, als sie schluchzend an seinem Halse hing. Als es den Anschein gewann, daß Dresden der Schauplatz blutiger Kriegsereignisse werden würde, hatte Miranda der Mutter und ihrem Gatten versprochen, nach Leipzig überzusiedeln. Dies geschah denn auch unmittelbar nach des Rittmeisters Abmarsch.

Die drohenden Wetterwolken zogen sich um Leipzigs Ebene zusammen. Die frostige Octobersonne sah mit mattem Scheine auf die Hunderttausende, die bereit standen, hier den Tod für's Vaterland, dort für den blutigen Dämon des Kriegsruhms zu sterben. Auch Arthur war unter der Zahl der Streiter und hielt, des Commando's zum Angriff gewärtig, vor seiner todesmuthigen Schaar. Das blutige Drama jener Tage hatte bereits seinen Anfang genommen. Aus Tausenden von Röhren hagelte der Tod in die dichten Reihen hinüber und herüber. Arthurs Escadron hatte eine Batterie zu decken, die dem Angriffe der Feinde leicht ausgesetzt war, er mußte einige Stunden unthätig der Vernichtung zusehen, welche die Kugeln in seinem Häuflein anrichteten. Was ist die Tapferkeit, die sich im tollsten Gewühl Luft machen darf, gegen den Heroismus, mit dem die Heldenschaar ruhig den Tod unter sich wüthen sehen mußte, ohne die Gefallenen rächen zu können!

Arthur schaute mit umdüstertem Blicke die Wolkenballen, die sich unaufhörlich aus den brüllenden Geschützen zum Himmel empor wälzten. Eine trübe Stimmung, wie Todesahnung, lagerte sich auf seine Seele. Da endlich blitzt es durch die Nacht des Pulverdampfes wie blinkende Säbel. Die Erde dröhnt von dem Hufschlage bebender Rosse, es rasselt und klirrt daher, grade der todspeienden Batterie entgegen. So viel ihrer die springende Kartätsche auch niederschlägt, die feste Reihe schließt sich wieder, nichts vermag den stürmenden Lauf der Rosse aufzuhalten. — Schon sind sie nahe — noch eine Ladung — und — „Vive l'Empereur", — tönte der Kriegsruf aus tausend rauhen Kehlen. Das Signal der Lützower blies zum Angriff.

„Französische Dragoner!" — rief Arthur. — „Vorwärts, Kameraden!" — In wenigen Minuten waren die Reiterhaufen in einen dichten Knäuel verwickelt, die Geschütze schwiegen, es war nur das Rasseln und Klappern der Säbel, das Stampfen und Schnauben der Rosse, das Aechzen und Stöhnen Verwundeter und Sterbender vernehmbar. Arthur focht wie ein Verzweifelnder. Sein blanker Säbel flog rechts und links nieder, und was er traf, wich der unwiderstehlichen Kraft seines Armes. Da reißt ein Schwertstreich, den er im entscheidenden Augenblick mit dem Säbel glücklich parirt, ihm den Czaco vom Haupt, aber dem verfehlten Stoße folgt unverzüglich die Klinge des Nebenmannes, die wie ein Blitz auf das entblößte Haupt des Jünglings niederfährt. Arthur fühlt das Blut über sein Gesicht rieseln, die Sinne schwinden ihm, seine Pferd strauchelt, — die tobende Welle des Kampfes hat ihn verschlungen.

Dies war am Abend des 16. Octobers unweit des Dorfes Wachau. Der große Kaiser hatte hier das Feld behauptet, aber mit welchen Verlusten! Die breite Ebene war mit Tausenden von Leichen bedeckt, und kaum reichten die Lazarethwagen aus, um alle Verwundeten und Todten noch in derselben Nacht von dem Orte des Entsetzens hinweg zu schaffen. Es war eine kalte Octobernacht. Der Wind wehte scharf über das Leichenfeld und vermehrte die unsäglichen Leiden des Sterbenden und weckte die Bewußtlosen zur Einsicht ihres Elendes. Arthur aber weckte auch der rauhe Herbstwind nicht. Er lag begraben von seinem Roß und umringt von Leichen gleich einem Todten. Viele hatte der unermüdliche Eifer der Aerzte um ihn herum schon hinweg geschafft, doch galt die erste Sorge ja nur den noch Lebenden; wer kümmerte sich um die Todten? Da traf auch ihn die Reihe; man lud ihn mit Todten und Verstümmelten auf einen Korbwagen und jagte rasch nach einem der nächsten Feldlazarethe, wo bereits Hunderte von Polen, Franzosen und Deutschen durcheinander auf dünnem Stroh gebettet lagen. Viele waren schon verbunden, viele starben den Aerzten bei den Amputationen noch unter den Händen, viele aber harrten noch stöhnend und winselnd der hülfreichen Hand.

Als man Arthur untersuchte, fanden sich nur geringe Spuren des Lebens; er glich äußerlich einem Entseelten. Bald aber, als man die Wunde vom geronnenen Blute gereinigt, kam er wieder zu sich und schaute starren Blickes um sich. Eben durchschritten einige höhere Offizieren die Reihen, als der Ermattete einen Trunk Wassers begehrte. Niemand von den beschäftigten Gehülfen hörte sein Flehen, vielleicht verstand ihn Niemand, weil er deutsch sprach. Da wiederholte er seine Bitte auf französisch und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit der Offiziere auf sich.

„Ein Offizier des Lützow'schen Corps" hub der eine von ihnen an. „Die Leute haben brav gefochten", fuhr ein ältlicher Offizier fort, „er soll aus meiner Feldflasche trinken." Mit diesen Worten bückte er sich nieder und reichte Arthur die Flasche, die er mit gierigen Zügen leerte.

Da der Weg nach Leipzig offen stand, ward beschlossen, den Verwundeten mit einigen höheren Offizieren auf einem leichten Wagen nach der Stadt zu schicken, woselbst bequemere Lazarethe eingerichtet waren. Man sorgte in der Eile für wärmere Kleidung, besonders für einen Mantel, den der eine von seinen eigenen Schultern nahm, um ihn damit zu bedecken.

Noch vor Anbruch des Morgens kam der Wagen mit vielen anderen Verwundeten in der Vorstadt an, deren Bürger den Unglücklichen trotz ihrer eignen Leiden ein menschenfreundliches Asyl boten.

Besonders waren es die Frauen, die mit christlicher Liebe und Aufopferung für Speise und Trank und sorgfältige Verpflegung der unzähligen Opfer jener entsetzlichen Schlacht Sorge trugen.

Arthur war es vorbehalten, von liebevoller Hand gepflegt zu werden. Unter den Frauen, die mit rastlosem Eifer den Unglücklichen ihre Hülfe boten, zeichneten sich zwei Damen aus, eine ältere und eine jüngere. Wie viele sie schon in dieser Nacht verbunden haben mochten, wer weiß es, noch aber hatten sie keinen Augenblick geruht; alle Lazarethe hatten sie schon besucht oder vielmehr durchsucht, und jeden neuen Transport musterten sie mit ängstlicher Sorgfalt. Auch Arthur nahmen sie in Empfang, als er vom Wagen gehoben wurde. Sein Bewußtsein war wiedergekehrt, aber er war zum Tode ermattet.

Kaum sah ihm die eine Dame ins bleiche Gesicht, als sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und ausrief: „Hilf, Himmel, es ist Arthur!“ Auch Arthur erkannte sie wieder, doch hatte er kaum Kraft, sein Antlitz zu dem Lächeln der Freude zu verziehen, da entsetzliche Schmerzen ihn marterten. „Miranda“ sagte er nur — „wie kommen Sie an den Ort der Schrecken?“

„Fragen Sie nicht, Arthur — bei Ihrer Freundschaft, wenn sie Ihnen jemals theuer war, fragen Sie nicht“, rief Miranda schmerzlich und bedeckte von Neuem ihr Antlitz mit den Händen, wobei sie einen Strom von Thränen nicht verbergen konnte.

Die Frauen ließen Arthur hierauf sacht vom Wagen heben und befahlen einigen bereit stehenden Trägern, ihn auf die Tragbahre zu nehmen und ihnen zu folgen. In einem kleinen Gäßchen der Vorstadt machten sie Halt. Man schaffte den Kranken in ein unscheinbares Häuschen und trug ihn über eine schmale Treppe in ein dunkles Zimmer, wo er auf ein weißes Lager gebettet wurde. Hier verfiel er in einen schlummerähnlichen Zustand, der den ganzen Tag und die folgende Nacht noch fortdauerte. Die Frauen, welche einen Arzt besorgt hatten, der den Zustand des Kranken untersuchte und sehr bedenklich fand, wichen nicht von seiner Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Karl Friedrich Schinkel und sein baukünstlerisches Vermächtniß. Eine Mahnung an seine Nachfolge in der Zeit. Von C. Boetticher. — Jakob Böhme, sein Leben und seine Schriften, mit Benutzung handschriftlicher Quellen dargestellt von H. A. Fechner. — Aus dem Frauenleben. Von Ottilie Wildermuth. — Was Ihr wollt. Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimath und Fremde. Dritter Band. — Ueber die chinesische Verskunst. Von W. Schott. — Tuti-Nameh, das Papageienbuch. Eine Sammlung orientalischer Uebersetzungen. Nach der türkischen Bearbeitung übersetzt von G. Rosen. — Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, G. F. Daumer und Alex. Kaufmann. Herausgegeben von A. George. — Romane von Theodor Mügge. Neue Folge. 4 Bde.

— * Die in Bonn im September gehaltene Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hatte Alexander von Humboldt eingeladen, dieser aber ablehnen müssen. In einem Schreiben an die Leiter jener Versammlung theilt nun der Altmeister der Wissenschaft mit, daß im October noch ein neuer Band des „Kosmos“, des vierten und letzten erste Abtheilung, ausgegeben werden soll. Es enthält diese an 40 Bogen starke Abtheilung, als Gegenstück des dritten Bandes (specielle Darstellung der Uranologie), die Einleitung zur speciellen Darstellung der tellurischen Erscheinungen.

— * Das Memoirenwerk der Familie Gagern ist nunmehr beendigt, da jetzt auch der durch Hindernisse aufgehaltene zweite Band, dem der dritte bereits vorausgegangen war, ausgegeben ist; er zerfällt in zwei Abtheilungen.

— * Die Cotta'sche Buchhandlung bereitet eine neue Auflage der fünfbändigen „Reisen“ von Friedrich Gerstäcker vor.

— * Einer der Senioren der deutschen Poetenwelt, Friedrich Rückert, hat die Freude, seine „Weisheit des Brahmanen“ in einer neuen Auflage, der vierten, erscheinen zu sehen. Das Lehrgedicht tritt mit ernstem, vornehmen Schritt unter die Masse der flüchtigen, leichtfüßigen Gestalten, welche die heutige Lyrik zu Dutzenden aufstellt, und ist so wohl angesehen, daß es sich jede weitere Bemerkung von Seiten der Presse als überflüssig und ungehörig verbitten kann. Die Verlagshandlung (Hirzel in Leipzig) hat das Buch sehr schön ausgestattet und den ins Abgeschmackte streifenden Pomp, den man in solchen Fällen zu treiben beliebt, vermieden, den Preis aber sehr billig gestellt.

— * Das Buch „Aus dem Harze“ von Heinrich Pröhle, welches vor sechs Jahren erschien (Leipzig, Mendelssohn) hat eine neue Auflage erlebt, die sich uns in hübschem Miniaturformat mit Goldschnitt darstellt und dem Könige von Preußen gewidmet ist. Es schildert das Gebirge mit seinen Bewohnern, die Thäler und Städte und leitet im Schlußkapitel, das von den Sagen handelt, zu dem zweibändigen Werke des Verfassers „Harzsagen“ über. Pröhle, welcher sich dem Lehrfache gewidmet hat und in den preußischen Staatsdienst getreten ist, hat nun das Buch mannichfach umgearbeitet. — Anhangsweise wollen wir hier gleich ein neues Werk über dasselbe Gebirge erwähnen, „Beiträge zur Kenntniß des Harzes, seiner Geschichte und Literatur; eine Reihe von Abhandlungen von Gustav Heyse“ (Aschersleben, Beyer.) Der Verfasser sagt im Vorwort, es sei zwar über den Harz sehr viel geschrieben, der Gegenstand aber doch bei Weitem nicht erschöpft, manche Seite noch gar nicht benutzt. Er will dem durch einzelne Abhandlungen, deren Stoffe mit besonderer Absicht gewählt wurden, abhelfen, und beginnt mit Streifzügen durch die Literatur des Harzes und einer Geschichte der Brockenreisen.

— * Von den „botanischen Unterhaltungen zum Verständniß der heimathlichen Flora“, welche Roßmäßler und B. Auerswald herausgeben, erhalten wir zwei neue Hefte, das vierte und fünfte, die mit derselben Sorgfalt im Druck und in den zahlreichen Illustrationen behandelt sind. Jedes Heft enthält acht Tafeln, auf denen uns die bekannten Gesichter der Haide, der Haselnuß, der Aster, des Mohns, ferner der Kartoffel, Erbse u. s. w. entgegenblicken. Mit der sechsten Lieferung wird das Buch in Kurzem beendet sein.

— * Die jetzt so beliebten Aquarien haben eine eigne Schrift über ihre Herstellung und Pflege hervorgerufen, welche Roßmäßler herausgegeben hat. (Leipzig, Mendelssohn.) Das Buch ist mit zahlreichen Illustrationen der Pflanzen und Thiere, welche man in einem Süßwasser-Aquarium verwenden kann, gar prächtig ausgestattet, daß es eine Lust ist, es anzusehen. Der Verfasser hat sich bei seiner Begeisterung für Alles, was dazu beitragen kann, die Menschen zur Natur zu führen, gern vom Verleger bewegen lassen, ein Büchlein über jene Bereicherung der Zimmerausstattung zu schreiben. Da er selbst durch sorgfältige Pflege Erfahrungen über den Gegenstand gesammelt und so manche Uebelstände abzustellen gelernt hat, so giebt er jetzt Allen, die sich an ihn dieser Sache wegen gewandt haben, in dem Büchlein gedruckte Auskunft.

— * Bei Meidinger in Frankfurt erschien ein Buch: „Das Leben des Menschen, in seinen körperlichen Beziehungen für Gebildete dargestellt von J. Wallach, praktischem Arzt in Frankfurt.“ Das ist eine populär-wissenschaftliche Schrift, die aber nicht bloß unterhalten, sondern auch belehren will, ein Leitfaden zur naturgemäßen Auffassung der Lebensvorgänge im menschlichen Körper nach den beiden von einander unzertrennlichen Richtungen des gesunden und des krankhaften Zustandes, also eine jedem Gebildeten zugängliche Krankheitslehre.

— * Bei Scheube in Gotha wird nächstens ein Roman erscheinen, der geeignet ist, Aufsehen zu machen, indem die jetzigen religiösen Parteikämpfe seinen Hintergrund bilden. Er hat den Titel „Ein Roman aus Preußen“, ist von einem Geistlichen verfaßt, der sich aber nicht nennt, und spielt in Pommern. Das Werk zieht, wie man uns mittheilt, in künstlerischer, objectiver Darstellung die sich für das Leben ergebenden Consequenzen des Stahlschen Dogma's der Umkehr und weist dieselben nach, indem es sich gewissermaßen an Bunsens „Zeichen der Zeit“ anschließt.

— * Franz Dingelstedt hat nunmehr seine Thätigkeit als Oberintendant der Bühne von Weimar angetreten, indem die Wintersaison am 27. September eröffnet ist. Der neue Intendant beginnt mit einem trefflichen Repertoir, das in der ersten Woche „Fidelio“, „Minna von Barnhelm“, „Tannhäuser“ und „Figaro's Hochzeit“ darbietet. Zu den ersten neuen Opern, die einstudirt werden, gehört „Komala“ von E. Sobolewski in Bremen; Liszt nimmt sich dieses Werkes eifrig an.

— * Die diesjährige deutsche Künstlerversammlung wurde am 28. und 29. September in Stuttgart gehalten und führte viele der tüchtigsten Kräfte zusammen. Präsident der Versammlung war Maler Pelissier aus Hanau, Vicepräsidenten Dietz und Lentze. Zum Orte der nächsten Zusammenkunft wurde München erwählt, wo mittlerweile ein großes Comité, gebildet aus der dortigen Akademie und den Künstlervereinen Deutschlands, berathen soll, wie die bisher nicht zu Stande gekommene allgemeine Ausstellung erfolgen kann. Am Nachmittage des 28. machten die Künstler einen Ausflug nach der Solitüde, wo sie ein glänzendes und fröhliches Mahl begingen; Abends kehrten sie zu Fuße bei Fackelbeleuchtung heim.

— * Von Kaschau in Ungarn ergeht an uns die Bitte, die deutschen Schriftsteller wissen zu lassen, daß dort zum Besten des nach der Kaiserin von Oesterreich benannten Waisenhauses ein Album herausgegeben werden soll, für welches alle deutschen Schriftsteller um Beiträge, — Gedichte, Novellen oder historische Skizzen, — gebeten werden. Dieselben wären bis zum Ende des Octobers an die dortige Werfersche Buchhandlung einzusenden.

— * Karl August, Goethe und Schiller. Das von uns erwähnte „Karl-August-Büchlein" von Schöll in Weimar, die fleißige und geschickt gemachte Sammlung von Lebenszügen, Aussprüchen, Briefen und Anekdoten des verewigten Herzogs und über das Verhältniß zu seiner Umgebung findet im „Deutschen Museum" eine eingehende Besprechung. Wir entlehnen derselben einige Mittheilungen über Karl Augusts Verkehr mit Goethe und Schiller. „Das „Karl-August-Büchlein" enthält in Beziehung auf die Art und Weise, wie Karl August zu geben wußte, eine Menge interessanter und denkwürdiger Züge; die nachstehenden scheinen uns charakteristisch genug, um ihnen auch hier einen Platz einzuräumen. Wer wäre in Weimar gewesen und erinnerte sich nicht des Goetheschen Gartenhauses, jenes bescheidenen Asyls, das mit seinen niedrigen Fenstern und seinem ländlichen Strohdach so traulich unter den schattigen Wipfeln versteckt liegt, hart am Rande des Parks, dessen lieblichste Partien sich von hier aus dem Auge des Beschauers eröffnen? Es war dies Gartenhaus das Erste, was Goethe in Weimar erwarb, ja es wurde recht eigentlich das Band, das ihn an diesen Boden fesselte; hier hat er eine Reihe seiner glücklichsten Jahre verlebt, die Briefe an Frau von Stein, diese herrlichsten Documente seines reichen und tiefen Herzens, sind zum größten Theil von hier aus geschrieben, eine Anzahl seiner erhabensten Dichtungen ist hier entstanden, und auch noch in späterer Zeit liebte der Dichter es, unter diesen Bäumen zu wandeln, die er zum großen Theil selbst gepflanzt und aus denen ihm das Andenken schöner und heiliger Stunden entgegenwehte. Daß dies Gartenhaus ein Geschenk des Fürsten, wußte man bereits seit Längerm aus Böttiger's Klatschberichten. Doch hat der alte Ueberallundnirgends auch dabei seine Natur nicht verleugnet. Wie Böttiger die Sache darstellt, wäre das Gartenhaus, das ursprünglich dem bekannten Bertuch gehörte, dem Gründer des noch jetzt blühenden Landes-Industrie-Contors, seinem Besitzer auf Goethe's Betrieb vom Herzog gewissermaßen mit Gewalt abgenommen worden, um es an Goethe zu schenken; es war eine Grille des jungen übermüthigen Dichters, gerade dies Häuschen besitzen zu wollen, und sein fürstlicher Freund und Duzbruder war schwach genug, dieser Grille nachzugeben. — Hören wir dagegen, was Schöll davon berichtet, ohne Zweifel auf Grund authentischer Quellen, wenn dieselben auch, wie überhaupt in dem ganzen Buche, nicht ausdrücklich angegeben sind. Trotz der ausgezeichneten Aufnahme (erzählt Schöll), die Goethe in Weimar fand, und bei aller Lebendigkeit, mit welcher sein Gefühl und Geist sich der fürstlichen Familie und dem fröhlichen Treiben des ersten Winters anschloß, war ihm doch das Versprechen einer festen Ansiedelung in diesem Kreise nicht abzugewinnen. Gegen irgendeine Anstellung in Weimar schöpfte er Bedenken aus seiner Natur und Gewöhnung und den eigenen Bedürfnissen seiner Dichterneigung. Noch im März 1776 gab er wiederholt zu verstehen, daß er nicht fähig sei, einem Hofleben sich anzuschmelzen und unter solchen Aeußerungen an den jungen Herzog, welcher ihn wie einen Bruder an sich zu fesseln wünschte, hob Goethe im Contrast mit Sitzungszimmer und Salon die kleinste Eigenwirthschaft als etwas wahrhaft Beglückendes hervor. „Ja, wer es so hat wie Bertuch!" sagte er. Dieser, damals noch Secretär des Herzogs und Chatoulier, hatte nämlich vor kurzem jenseit der Ilm in der Wiese vor Oberweimar ein Bauernhäuschen mit einem abhängigen Feldstück sich gekauft, welches er nun als Garten umzupflanzen beschäftigt war. Er befand sich eben wieder draußen, als jenes Gespräch zwischen dem Herzog und Goethe vorfiel. Nicht lange, so sah er den Herzog zu sich hereneilen. „Höre, Bertuch", redete er stillhaltend ihn an, „du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn." — „Aber", erwiderte Bertuch, nicht eben angenehm überrascht, „ich habe ihn ja kaum erworben, und er ist meine beste Freude." „Laß doch", sagte der Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch besser; ich schenke dir ja den Baumgarten dafür." Der Baumgarten, ein Grundstück am Nordwestrande der Stadt unter der Schwanseewiese, war zwar noch nicht angebaut, aber unweit ausgedehnter als dieser Bertuch'sche Hügelfleck und nach seiner Beschaffenheit und Bewässerung zu vorzüglicher Kultur geeignet. Der Tausch wurde für Bertuch recht vortheilhaft, indem er diesen Grund parcellenweise verpachtete, somit gleichzeitig eine hübsche Pachtsumme davon bezog und ihn durch sorgfältigen Anbau verbessert erhielt, bis er ihn wieder zum ergiebigen und schönen Garten vereinigte und daran sein Industrie-Contor immer stattlicher ausbaute. Als er, in der Voraussicht einer solchen Nutzbarkeit, des Herzogs Anerbieten sofort angenommen hatte, schenkte dieser Goethe'n das Bauerngütchen wenige Augenblicke nach dessen rühmender Erwähnung desselben. Diese liebenswürdige rasche Art, ihn beim Wort zu nehmen, verfehlte des Zweckes nicht. An diesem einfachen Grunde (setzt Schöll hinzu), am bäuerlichen Pflanzen darin und stillen Wohnen unter dem Hüttendach, in freier Naturumgebung, fand Goethe das Gegengewicht gegen das bedingte amtliche und das zerstreuende gesellige Leben und konnte den Ansprüchen des letztern bei diesem sichern Rückhalt natürlicher Erholung sich bequemen. Gleich nach Mitte April 1776 zog er in die Hütte ein, wohnte fortan sechs Jahre Sommer und Winter darin und war und blieb lebenslang dem Boden Weimars und dem Wirken und Schicksal seines Herzogs verbunden...... Minder bekannt ist die theilnehmende Sorgfalt, mit welcher der Herzog sich auch Schillers äußerer Lage annahm. Ja im Gegentheil: es ist Karl August wohl gar zum Vorwurf gemacht und eine Ader fürstlichen Hochmuths darin verspürt worden, daß er für Schiller, den Dichter der Freiheit, wie man sagte, verhältnißmäßig so wenig gethan; kleine Seelen, die Welt und Menschen immer nur nach sich selbst beurtheilen, haben sich sogar nicht entblödet, die Schuld dieser angeblichen Vernachlässigung Goethe in die Schuhe zu schieben und mit schlechtverhehlter Schadenfreude den Unterschied hervorzuheben, den sie in der äußern Lage des weimarischen Ministers, des fürstlichen Günstlings und Duzbruders und des armen jenaischen Professors bemerkt haben wollten. Der gänzliche Ungrund dieser und ähnlicher Verdächtigungen wird durch den soeben erschienenen Briefwechsel Karl August's mit Schiller dargethan. Aber auch das Schöll'sche Buch enthält eine Reihe älterer, schon früher bekannten Quellen entnommener Briefe, welche aufs deutlichste darthun, wie fein und großartig Karl August sich auch in Beziehung auf Schiller benahm und welche echtmenschliche Theilnahme er auch dem Dichter des Posa und des Wallenstein widmete. Wie klein der Gehalt war, den der Herzog Schiller'n, seit Ende 1788 Professor der Geschichte zu Jena ohne Gehalt, Anfang 1790 bei Gelegenheit von Schillers Verlobung zusicherte, so war es doch allein diese kleine Summe (und wohlgemerkt, in Jena ist dieselbe noch heute nicht klein), durch welche es Schiller überhaupt möglich ward, sich den häuslichen Herd zu gründen, nach dem er ein so heißes Verlangen trug. Als dann der Herzog von Augustenburg in Gemeinschaft mit dem Grafen Schimmelmann dem kränkelnden Dichter ein Jahrgehalt aussetzte, das ihn wenigstens für einige Zeit der Lohnarbeit überhob und ihm eine nachhaltigere Pflege seiner Gesundheit möglich machte, so zeigte Karl August nichts von jener Eifersucht, die unter diesen Umständen doch so nahegelegen hätte, vielmehr drückte er seine Freude darüber aus, daß Schiller so thätige Freunde gefunden, die seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren ließen. „Es freut mich", schreibt er an Schiller, „daß Sie Jena nicht verlassen wollen . . . Ich werde gern beitragen, Ihnen den Vorsatz angenehm zu machen, der Universität Jena durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthschätzung zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe." Als Schiller dann sieben Jahre später, nach der Aufführung des „Wallenstein", den Entschluß faßt, gänzlich von Jena nach Weimar überzusiedeln, drückt ihm der Herzog in lebhaften Worten seine Beistimmung dazu aus und erleichtert ihm seinen Vorsatz, indem er ihm eine jährliche Zulage von 200 Thalern bewilligt. „Ihre Gegenwart", schreibt er bei dieser Gelegenheit, „wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie mit Mittheilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie oft zu sehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt versichern zu können, die ich für Sie hege." Eine weitere und noch ansehnlichere Vermehrung seiner Einkünfte erhielt Schiller durch den Herzog fünf Jahre später, im Sommer 1804, nach jenem Besuch in Berlin, der den letzten Sonnenblick in dem entsagungsreichen Leben des Dichters bildete und in Veranlassung dessen ihm von Seiten des preußischen Hofes wahrhaft glänzende Anerbietungen (ein Sitz in der Akademie, 4000 Thaler Gehalt und freie Equipage) gemacht worden war. Schiller, durch Neigung und Dankbarkeit an Weimar gefesselt, lehnte den Antrag bekanntlich ab; ein Versuch, seinen Aufenthalt zwischen Weimar und Berlin zu theilen und ihm dadurch wenigstens einen Theil der von Berlin aus gebotenen Vortheile zu sichern, kam nicht zustande. In Folge dieser Anträge nun schreibt der Herzog an Schiller: „Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, werthester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich nur, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu locken wünsche, daß Sie so handeln und so die Lage der Sache beurtheilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwidere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz, bei uns zu bleiben, belohnen könne und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer Sie nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältniß dem größern vorgezogen zu haben. Schreiben Sie mir ohne Rücksicht Ihre Wünsche und leben Sie wohl." Und dann zwei Tage später, nachdem Schiller seine sehr bescheidenen Wünsche ausgesprochen: „Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank, ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen zu schaden. . . ."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℬ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℬ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 41. Bremen, 11. October. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Natur und Kunst.

Von Wilhelm Meyer.

II.

Das Schöne, das Erhabene, das Charakteristische, das Seltsame und Abenteuerliche, das Wunderbare und Geheimnißvolle in der Natur kommt uns auf zwei ganz verschiedenen Wegen zum Bewußtsein, entweder durch das Auge oder durch das Ohr. Diese beiden edelsten Sinne des Menschen sind auch die eigentlich ästhetischen Sinne, und auch die Kunst, sofern sie sinnlich wirkt, kann nur durch diese beiden Pforten zur Seele einziehen. Wir wollen nun das poetische oder künstlerische Element der Natur zuerst als ein dem Auge Wahrnehmbares und später sodann als ein dem Ohre Vernehmbares betrachten.

Das menschliche Auge, aber auch nur das menschliche, nimmt die Grundzüge der Schönheit in der Natur wahr; aber nicht jedes menschliche Auge ist gleich empfänglich dafür. Der Wilde, das Kind, der Ungebildete sieht fast nur massenhaft und stoffartig, der Sinn für die Form ist bei ihnen nur noch wenig ausgebildet. Auch das Auge muß erst ästhetisch oder künstlerisch gebildet werden; wir müssen erst sehen lernen. Die Natur aber bietet uns auf die mannichfaltigste Art Gelegenheit dar, unsern Farben- und Formensinn auszubilden. Sie schmückt sich mit den ausgesuchtesten Reizen, sie kleidet sich in das blendendste Gewand, sie bewegt sich in den schönsten und großartigsten, in den seltsamsten und abenteuerlichsten Gestalten und Formen, die bald einen erhabenen, bald einen gefälligen und lieblichen, bald auch einen komischen, einen abschreckenden und widerwärtigen Eindruck auf uns machen. Die Natur, vor Allem in der heißen Zone, aber auch in den gemäßigten Zonen, liebt die mannichfaltigste Farbenpracht. In der Morgen- und Abendröthe, in dem Azur des Himmels, in den verschiedenen Schattirungen des Grüns der Gräser und des Laubes der Bäume und Sträucher, im wunderbaren Schmelze der Blumen und Blüthen, im bunten Gefieder der Vögel, in der bald zarten, bald zierlichen, bald prächtigen Färbung der Schmetterlingsflügel, in der glänzenden, bald wie Edelsteine und Demant, bald wie Goldglanz funkelnden Bekleidung der Käfer und Kolibriarten zeigt sie ihre Vorliebe für Glanz und Farbenschmuck. Und selbst bei uns, wo keine Brillantkäfer umherfliegen, kein Kolibri oder Honigvogel den Nektar aus den Blumenkelchen saugt, selbst bei uns weiß doch die Morgensonne die Thautropfen im Grase in Brillanten umzuwandeln, schöner fast als die wirklichen Diamanten. Zwar nur mit einem, dem farbigen Bogen der Iris gleich, schnell vorübergehenden Glanze schmückt sie diese Thautropfen, sie spielt gleichsam mit ihnen, nur wenige Augenblicke, dann verzehrt sie dieselben. Aber ist nicht auch der Schmuck, den die Natur ihren anderen Gebilden ertheilt, meistens ein schnell vorübergehender? Und doch ein ewiger Schmuck; denn die wahre Ewigkeit besteht nicht in der langen Zeitdauer, sondern eben in dem unvergänglichen innern Werth und in der Schönheit.

Wenn uns nun die Natur so mannichfaltige Gelegenheit giebt, unsern Farbensinn auszubilden, so reizt und lockt sie uns andrerseits durch den Reichthum ihrer Formen, auch den Sinn für die schöne Form zu entwickeln und zu üben; und nicht bloß der Maler, der Bildhauer, selbst der Baumeister findet seine Vorbilder in der Natur. Unsere Buchenwälder mit ihren schlanken Stämmen, nicht minder das unendlich erhabene, Nachts mit Sternen besäete Himmelsgewölbe über uns, haben offenbar als Vorbild gedient zum Bau jener gewaltigen Kuppeln, die dem großen Architekten des Weltalls geweiht sind. Die schlanke, in gerader Richtung zum Himmel aufstrebende Ceder oder Tanne, die Buche und andere Waldbäume sind das Muster der Säulenbildung geworden, Schnecken und Akanthusblätter wurden von den Griechen an den Capitälern der ionischen und korinthischen Säulen nachgebildet. Natürliche Felsengrotten haben den Indern den Gedanken eingegeben zum Bau ihrer colossalen Felsentempel, denen sogar riesige Elephanten theilweise zur Stütze dienen.

Freilich die bloße Nachahmung der Natur ist noch nicht Kunst; sonst müßten die chinesischen Maler, welche mit bewundernswürdiger Sorgfalt z. B. Blumen und Schmetterlinge mit einer Farbenpracht nachbilden, die kaum hinter der Natur zurückbleibt, die größten Künstler sein. Nein, die Natur soll und will den Menschen nur anregen, ihn zum Bewußtsein bringen des Göttlichen, welches, wie in ihm selber, so in der ganzen Schöpfung lebt. Die Kunst soll keine sklavische Nachahmerin der Natur sein. Wenn sie einen Vorwurf der Natur entlehnt, so soll sie nicht etwa mit der Natur einen ohnmächtigen Wettkampf führen, indem sie Gegenstände darstellt, die eben nicht darstellbar sind, und die die Natur gleichsam als ihre Domäne für sich behält. Welcher Maler z. B. wollte es unternehmen, den Sternenhimmel als solchen zu malen, obwohl allerdings der Maler den nächtlichen Himmel als Hintergrund seines Gemäldes gar wohl gebrauchen kann. Wie aber der Sternenhimmel den Eindruck der Erhabenheit macht, so kann der Maler denselben Eindruck auch durch andere Motive hervorbringen, z. B. indem er das vom Sturm bewegte Meer malt, dem ein von den Wogen hin- und hergeschleudertes Schiff mit seiner Mannschaft zur Beute zu werden droht. Ueberhaupt kommt es in der Kunst auf den Eindruck an, den die Naturgegenstände auf den sinnenden Menschengeist machen. Diesen wiederzugeben und so wiederzugeben, daß in dem der Natur entlehnten Stoffe nicht nur das allgemein Göttliche, das Mysterium, wie ich es nennen möchte, das geheimnißvolle Walten der göttlichen Vernunft, sondern auch der individuelle und besondere Charakter, der jedem Naturgebilde einwohnt, treu dargestellt werde — darin besteht das eigene und eigenste Wesen der Kunst. Wir könnten sagen, wenn aus einem Kunstwerke der Blitz des Genius hervorleuchtet, so ist es nichts Anderes als jener göttliche Genius, der in der Natur waltet, welchen der Künstler in ihr erfaßt und zur Anschauung bringt.

Das soll der bildende Künstler bei seinen Naturstudien nie

vergessen, das soll er stets im Auge behalten. Die Natur bietet dem Künstler in der allgemeinen landschaftlichen Umgebung, in der Pflanzenwelt, in der Thier- und in der Menschenwelt des Schönen so viel dar, sie giebt selbst oft die künstlerischen Motive an die Hand: das erkennt der Freund der Natur, je älter er wird, je mehr und mehr, und der Künstler vor Allem muß ja ein Freund der Natur sein. Man blicke sich nur um in der Pflanzenwelt, in der Thier- und in der Menschenwelt, oder auch in der allgemeinen landschaftlichen Natur! Ein langsam dahin rieselnder oder über Felsblöcke wild dahin stürzender Bach, ein durch die Ebene sich schlängelnder Strom, der klare Spiegel eines Sees, der Blick auf das unendliche, bewegte Meer, der Abhang eines Berges, ein friedliches Thal — wie viele und mannichfaltige Motive bietet nicht schon die landschaftliche Natur überhaupt! Und nun die Pflanzenwelt, vor Allem die Baumgruppen und größeren Waldbäume in ihrem verschiedenartigen Charakter — wie reichen Stoff zum Studium gewähren sie nicht dem Künstler, dem Landschaftsmaler! Was für herrliche Gestalten stellen sich unseren Blicken dar in den Bäumen unsrer Wälder und Anpflanzungen! Wie verschieden an Stamm, Zweigen, Laub und Krone und wie, theils prachtvoll und imponirend, theils schön und zierlich sind nicht die Eiche, die Linde, die Ulme, die Buche, die Pappel, der Ahorn, die Roßkastanie, die Akazie, die Trauerweide, die Hänge-Esche, die Tanne, die Lärche u. s. w.!

Allein indem der Künstler sich liebevoll in das Schöne der Natur versenkt und aufmerksam ihren Spuren nachgeht — mag nun der Maler an einem mit Moos und Brombeergesträuch bewachsenen Felsen oder an einer alten knorrigen Eiche, an einer Landschaft bei abendlicher Beleuchtung, an einem Pferde oder Rinde oder — an der Menschengestalt seine Studien machen — so darf und wird er doch nicht glauben, daß er schon ein Kunstwerk hervorgebracht hat, wenn er die Umrisse, Formen und Farben eines Naturgegenstandes treu wiedergegeben hat. Vollkommen treu einen Naturgegenstand wiederzugeben, ist zumal gar nicht möglich, — man müßte ihn denn reproduciren können. Auch ist es ja nicht die Aufgabe des Künstlers, den Gegenstand darzustellen, wie er in Wirklichkeit ist, sondern wie er dem Auge erscheint, sei es nun in einer größeren oder in einer geringeren Entfernung. Soll er freilich der Naturwahrheit sich befleißigen, so soll er doch nicht in einen einseitigen und unkünstlerischen Naturalismus verfallen, wie wenn der Maler eine Eiche oder einen Ahorn mit mikroskopischer oder photographischer Genauigkeit in ihren einzelnen Blattformen oder das menschliche Haar in einzelnen Härchen nachzubilden versuchen wollte. Hier ist der Punkt, wo der Realismus bei der künstlerischen Darstellung von selber und unwillkürlich in den Idealismus umschlägt. Schon das Auge des Menschen idealisirt in gewisser Weise die Gegenstände, die es wahrnimmt. Wir sehen nicht den Stoff, aus welchem die Naturgebilde zusammengesetzt sind, wir sehen concrete, gleichsam aus vielen einzelnen Theilen und Theilchen zusammengewachsene Gestalten, die alle ihren verschiedenen Gattungscharakter haben. Der Verstand kommt dem Auge zu Hülfe. Mit dem Sehen zugleich geht eine Verstandesoperation in unserm Innern vor sich. Die Dinge, die wir wahrnehmen, werden nach ihren besonderen Merkmalen, die sie auszeichnen, von dem Verstande zu einem Allgemeinen zusammengefaßt: dies Allgemeine ist der Begriff, der sich in ihnen abspiegelt. Wenn wir sagen: die einzelnen Dinge, seien sie flüssige oder feste Körper, Wasser oder Gestein, oder auch — organische Gebilde, Pflanzen, Thiere oder Menschen, alle diese Naturgebilde haben ihren besonderen Gattungscharakter, — so sagen wir eigentlich: die Einzeldinge sind zugleich Begriffe. Wir nehmen in jedem Einzeldinge die Momente des Begriffs — Einzelheit, Besonderheit und Allgemeinheit wahr. Die besonderen Merkmale, welche in diesem Einzeldinge erscheinen und zu Tage kommen und als Merkmale, welche allen einzelnen Dingen derselben Gattung gemein sind, von dem Verstande zur Einheit des Begriffs zusammengefaßt werden, sie sind es, welche das Ding zu dem machen, was es ist. Somit können wir sagen, daß der Begriff das Wesen der Sache ist.

Was hat nun der Maler zu thun, wenn er von seinen Naturstudien in die Hallen der Kunst zurückkehrt, wenn er ein wahrhaft künstlerisches Gebilde schaffen will? Er soll den Gattungscharakter d. h. den Begriff des Dinges treu wiedergeben; aber er kann dies nicht stoffartig, gleichsam als wolle er dasselbe reproduciren. Die Kunst hat es mit dem Scheine zu thun, der Künstler kann nur in ideeller Weise den Begriff des Dinges zur Anschauung bringen. Die Naturwahrheit, die von dem Künstler verlangt werden muß, besteht eben darin, daß er diesen Begriff, gleichsam die Seele des Dinges, vermöge der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, zur Darstellung bringe. Es scheint ein Widerspruch zu sein, daß die Wirklichkeit des Dinges, und somit auch das Leben des organischen Gebildes, sei es Pflanze, Thier oder Mensch — in der Kunst nur Schein sein, dasjenige aber, wodurch das Ding ein wirkliches, von anderen sich unterscheidendes Ding ist, sein Begriff oder die Idee, wodurch es existirt, in der Kunst in seiner ganzen vollen Wahrheit vor das Auge und vor die Seele treten soll. Dieser Widerspruch löst sich aber gar bald, wenn wir bedenken, daß das Kunstwerk zum Geiste des Menschen redet. Auch der Geist, als solcher, hat keine sinnliche Existenz und doch ist er wirklich. Man pflegt zu sagen: die Kunst soll eine Idee darstellen; auch Raphael sagte, er strebe einer „Idea“ nach. Bei gar Vielen, welche diese Forderung aufstellen, herrscht die größte Unklarheit über das, was denn eigentlich die Idee ist. Bei der Frage, ob Realismus? ob Idealismus? müssen wir uns unbedingt für den Realismus entscheiden, wenn unter der Idee, welche der Künstler darzustellen habe, ein unbestimmtes, in der Luft schwebendes Etwas gemeint ist, eine Idee, die eben bloß Idee, d. h. subjektiver Einfall, Phantasie und Willkür ist, der Nichts in der Wirklichkeit entspricht, eine Idee ohne Realität, d. h. ohne die Möglichkeit zu existiren. Eine begriffslose Idee ohne innere Nothwendigkeit, ohne die Momente des Begriffs kann unmöglich Gegenstand der Kunst sein. Gegen solchen Idealismus in der Kunst müssen wir Widerspruch erheben. Diesem falschen Idealismus gegenüber ist der Realismus gerade der ächte und wahre Idealismus. Denn der Realismus, den wir fordern, ist eben der, welcher uns den Begriff, die Idee oder das Wesen der Sache zur Anschauung bringt.

Wollen wir aber einen Unterschied machen zwischen dem Begriff und der Idee, so können wir sagen: der Begriff ist das Erzeugniß des Verstandes, die Idee aber gehört der Vernunft an. Der Begriff der Gattung ist noch nicht das Höchste; auch die Gattung in ihrer Vereinzelung, in ihrem Fürsichsein begründet noch nicht vollständig das Wesen der Sache. Jedes Ding in der Natur, und so auch der Mensch, ist vollständig und im wahren Sinne des Wortes nur das, was es ist, durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen. Das Leben des Menschen z. B., das Leben dieses einzelnen Menschen ruht auf der Voraussetzung der Thier- und Pflanzenwelt, auf den Gesetzen des Organismus, Chemismus und allen den Gesetzen, wodurch die Natur unsers Planeten bedingt ist. Was der Mensch überhaupt, was der einzelne und besondere Mensch ist, das ist er nur unter der Voraussetzung aller der Bedingungen, welche ihn ins Dasein gerufen haben. Freilich, wie alle diese Gesetze und diese Kräfte, welche wir die Natur nennen, zusammenwirken zu besonderen Zwecken, das bleibt für uns ein Geheimniß. Können wir doch nicht einmal bestimmen, wie der Grashalm wächst — wie viel weniger, wie ein Menschenleben ins Dasein tritt, körperlich und geistig zur Reife gelangt. Dies Mysterium, wie ich es genannt habe, dies Göttliche in der Natur, das ist auch das Wesen, das wahre und eigentliche Wesen jedes einzelnen Naturgebildes. Ist es dies, was der Künstler zur Darstellung bringen soll, und nennen wir dies die Idee, so hat der Künstler allerdings der Idee nachzustreben, wie Raphael sagt. Der Künstler soll, wie der Philosoph, die Dinge sub specie aeterni — in ihrer wahren d. h. ewigen

Wesenheit oder mit dem Stempel ihres göttlichen Ursprungs ausgeprägt, betrachten. Darum heißt Raphael unter den Malern der „Göttliche“, weil ihm dies in seinen Bildern vor allen Anderen gelungen ist; und wenn irgend ein Kunstwerk, welcher Art es sei, durch seine Wahrheit uns frappirt, so ist es eben der Silberblick des Ewigen und Göttlichen, der aus diesem Einzeldinge oder aus dieser Gruppe aufblitzend zur Wahrnehmung kommt.

Wir können die Objekte der Natur und der wirklichen Welt, welche der bildende Künstler und insbesondere der Maler in der Kunst zur Anschauung bringt, in drei Hauptabtheilungen ordnen und unterbringen. Es ist zuerst die allgemeine, durch die geologische Beschaffenheit der Erdoberfläche bedingte landschaftliche Natur, wie sie in Berg und Thal, Wald und Feld, in Ebene, Steppe und Wüste, Meeresspiegel, Flüssen und Seen gesondert und ausgeprägt ist. Die Pflanzenwelt bildet hier entweder schon einen nothwendigen Bestandtheil dieser landschaftlichen Natur, oder sie kann auch abgesondert und vereinzelt in Blumen- und Fruchtstücken oder in einzelnen Baumgruppen Vorwurf der bildenden Kunst werden.

Jede Landschaft hat ihren besonderen Charakter, gleichsam ihre eigenthümliche Physiognomie, freilich nur für das Auge des Menschen. Der Eindruck, den diese oder eine andere Landschaft auf die Seele, auf das Gemüth eines wohlorganisirten, gebildeten Menschen macht, ist nothwendig ein verschiedener, je nachdem der Charakter der Landschaft ein heiterer, gemüthlich-gefälliger oder vielleicht ein wilder, düsterer und melancholischer ist. Diese Physiognomie der Landschaft, gleichsam ihre Seele, ihren Ausdruck hat der Maler auf der Leinwand wiederzugeben. Auch wenn er die Ansicht einer bestimmten Oertlichkeit aus irgend einem Lande der Erde zum Gegenstand seiner Darstellung macht, hat er, nach Abstreifung alles Zufälligen, die Besonderheiten der Landschaft in einem Total-Eindruck zur Einheit zusammenzufassen. Das Einzelne als solches, aus welchem in der Natur das Ganze zusammengesetzt ist, kann und soll der Maler nicht wiedergeben; darin aber soll er seinen künstlerischen Sinn beweisen, daß er das in seinen Einzelnheiten so unendlich Mannichfaltige der Natur in einem Rahmen zusammenfaßt und zum Bilde, d. h. zum Ideellen, zur Einheit verklärt — mag er nun eine Vedute malen, oder eine auf gründlichen Naturstudien beruhende freie Schöpfung der Phantasie uns vor Augen stellen. So haben unter den älteren Malern Claude Lorrain, Ruysdael, Nic. und Kasp. Poussin, unter den neueren Lessing, Achenbach, Leu u. A. die Landschaft behandelt. — Auch eine einzelne Baumgruppe, ja selbst ein Frucht- und Blumenstück kann als Kunstgebilde uns ansprechen, wenn der Künstler es verstanden hat, das Unendliche und Ewige, mit anderen Worten: das Wunderbare, Geheimnißvolle und Göttliche, welches in jedem Naturerzeugnisse dem sinnenden Menschengeiste sich offenbart, in seinen Formen und Farben zur Darstellung zu bringen.

Die zweite Klasse von Objekten bietet dem bildenden Künstler die Thierwelt dar. Das Thierleben steht um eine Stufe höher als das Pflanzenleben. Um aber das thierische Leben zu veranschaulichen, wird der Maler, der bildende Künstler vorzüglich sich an die höheren Thierklassen halten, an die Klasse der Säugethiere und die der Vögel, wenngleich die niederen Thiere nicht gänzlich von der bildenden Kunst ausgeschlossen sind. Es sind wieder besonders die dem Menschen nahe stehenden Hausthiere und die großen reißenden Thiere, sodann unter den Vögeln das größere zahme oder wilde Geflügel, welches ein Vorwurf der bildenden Kunst werden kann. Einige unter den Vierfüßern, wie das Pferd, der Hirsch, das Reh u. s. w. zeichnen sich zwar durch schöne Formen aus, der Maler wird vielleicht vorzugsweise diese schönen Thiere zum Gegenstande der Darstellung wählen; allein es ist ja oft schon gesagt, daß das Wesen der Kunst nicht besteht im einfachen Reproduciren des Schönen in der Natur, und wiederum, daß auch das Häßliche nicht gänzlich und schlechthin ausgeschlossen ist von dem Gebiete der Kunst; — haben doch neuere Thiermaler mit großem Geschick selbst Affen zur Darstellung gebracht!

Die eigentliche Aufgabe der bildenden Kunst und des Thiermalers insbesondere besteht nun, wie schon angedeutet wurde, darin, das thierische Leben in seinem besonderen Charakter zur Darstellung zu bringen. Der Thiermaler hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er das Leben als das Leben dieses besonderen Thieres täuschend darzustellen weiß, sodann aber auch den in Natur waltenden verborgenen Geist, den göttlichen Geist, wie er auch in der Thierwelt sich offenbart, zur Anschauung bringt. Der bildende Künstler, der Maler hat mithin auch hier den Gattungscharakter, also das Begriffliche oder Ideelle, wie es in diesem besonderen thierischen Wesen zu Tage kommt, vor Allem ins Auge zu fassen. Er muß die Natur beobachten und belauschen. Die Weise, wie das Thier seine Beute erhascht, die Art seines Kampfes, die Dehnung seiner Glieder, die Spannung seiner Muskeln, der Blick seiner Augen — alles Dieses muß des Künstlers eigentliches Studium sein. Der Künstler soll ja nach Naturwahrheit streben, er soll die Natur als seine Meisterin und Lehrerin ansehen; aber er soll auch — dies ist nicht zu vergessen — die Natur so darstellen, wie sie sich im Menschengeiste spiegelt: denn der Menschengeist allein ist es, der das Göttliche in der Natur erblickt. So hat er denn das in sich Befriedigte, die Selbstgenugsamkeit des thierischen Daseins darzustellen, andrerseits aber auch jenen geheimnißvollen Zug, der sich in der höheren Thierwelt gar nicht verkennen läßt, die so oder anders sich äußernde „Sehnsucht der seufzenden Creatur, die nach Erlösung schmachtet“, — zwar eine dem Thiere selber nicht zum Bewußtsein kommende aber doch dem Blicke des menschlichen Auges sich enthüllende Sehnsucht. Wenn wir die treuen, verständigen Augen eines Hundes, die oft so menschlichen Augen eines Pferdes aufmerksam betrachten, so können wir oft einer gewissen inneren Bewegung uns nicht enthalten. Die Treue eines Hundes gegen seinen Herrn kann in der That einen oft wirklich seelenvollen und rührenden Ausdruck annehmen. In dieser Weise kann auch selbst ein nichts weniger als schönes Thier, wie das Kameel, mit seiner Anhänglichkeit an den Menschen und um der treuen Dienste willen, die es dem Menschen leistet, ein Motiv für die Kunst des Malers bilden; wie denn bekanntlich Hunde, Pferde und selbst Kameele, theils für sich allein, theils in Gesellschaft des Menschen Thier- und Genremalern den Stoff zu ihren ausdrucksvollsten und ansprechendsten Gemälden gegeben haben.

Andere Maler haben das Rind, das Schaf und andere Hausthiere zu ihrem besonderen Studium gemacht und mit Vorliebe und Meisterschaft behandelt. In der That bieten Rinder und Schafe des Charakteristischen so viel, daß man sich nicht wundern darf, wenn die berühmte französische Thiermalerin Rosa Bonheur vor einiger Zeit eigens eine Reise nach Schottland unternommen hat, um das schottische Rind und das hochländische Schaf auf ihrem eigenen Grund und Boden zu beobachten und kennen zu lernen. Die eigenthümliche Beschränktheit des Rindes und des Schafes, das dumpfe Gefühl seiner Abhängigkeit von dem Menschen, welches, selbst durch den geistlosen Blick der Augen hindurchschimmernd, uns oft so rühren und wehmüthig ergreifen kann; dann aber auch wieder die jene Schranken der Abhängigkeit durchbrechende trotzige Stärke des Stieres, wie andrerseits der noch ungebändigte Muth des Rosses geben dem Künstler bei den in der beständigen Gesellschaft des Menschen lebenden Hausthieren Motive genug an die Hand, welche den Charakter des thierischen Lebens in anziehender Weise in das rechte Licht zu stellen geeignet sind. Aber auch das wilde, reißende Thier, selbst wenn es durch Begierden leidenschaftlich aufgeregt ist, steht dem Menschen nicht so fern und kann in mehrfacher Hinsicht einen geeigneten und dankbaren Stoff zu künstlerischen Darstellungen bieten. Der Mensch hat eine Ader vom Thiere in sich, und die Begierden des Thieres wiederholen sich im Menschen. Das Thier aber muß seine Begierden befriedigen, der Naturtrieb zwingt es dazu; der Mensch hinwiederum

fühlt noch eine höhere Macht in sich, seine sittliche Willenskraft; er vermag seine Begierden zu dämpfen und zu beherrschen, und er soll und muß es auch unter Umständen. Das Thier vermag dies nicht, darin hat es seine Schranke; und wenn es auch diese Schranke nicht fühlt, so lebt es doch unter dem Banne der Naturnothwendigkeit. Gerade diese Naturnothwendigkeit aber weis't im Thiere schon auf ein Höheres hin, auf den Menschen. Das Thier, um mit Hegel zu sprechen, hat seine Wahrheit erst im Menschen. Dies Gebannt- und Gefesseltsein unter dem Naturgesetz, diese Beschränktheit des Thieres, welche auf ein Höheres, auf die Freiheit des Menschen hinweis't, soll der Maler im Thiere erfaßt haben und darzustellen wissen. Dann erst hat er die volle Naturwahrheit erreicht.

Im Menschen geht die Natur über sich selbst hinaus, aber der Mensch gehört doch auch zugleich der Natur noch an. Der Mensch bildet das dritte Glied der lebendigen Schöpfung auch für die Darstellung in der schönen Kunst. Wenn die bildende Kunst im Thiere das eigenthümliche Leben, seinen Begriff und sein Wesen, als Mittelglied zwischen der Pflanze und dem Menschen zu erfassen und darzustellen hat: so ist es die Aufgabe des Künstlers, im Menschen den aus der Natur hervorblitzenden und leuchtenden Geist zur Anschauung zu bringen. Es ist besonders das menschliche Auge, in dem der Geist sich Ausdruck giebt; und wenn schon Gazellenaugen ihrer Schönheit wegen von Alters her berühmt sind — schöner, unendlich schöner noch ist ein menschliches Auge, in dem der wunderbare Ausdruck des Geistes uns entgegenstrahlt. Wie mancher junge Maler ist zur Schöpfung eines lieblichen Bildes, wie mancher Dichter durch die schönen Augen eines jungen Mädchens zu Liedern und Gedichten entzündet und begeistert worden! Aber nicht bloß das menschliche Auge, die ganze Menschengestalt trägt das Gepräge des Geistes. Freilich ist ein ungeheurer Abstand zwischen dem wilden Bewohner Neuguinea's, dem halbthierischen Eingebornen Australiens und — dem kaukasischen Menschenstamme, zwischen dem Neger und dem Circassier. Worin liegt aber vornehmlich das Wesen der menschlichen Schönheit? In nichts Anderem, als darin, daß die Gestalt des Menschen durch ihre Zweckmäßigkeit und die Harmonie ihrer Gliederung der Idee des Menschen als des vom Staube sich emporrichtenden Himmelsbürgers vollkommen entspricht, daß die höhere Bestimmung und der Adel des Menschen im natürlichen Ebenmaß seiner Glieder, seiner ganzen Gestalt sich ausprägt und zu erkennen giebt. Es giebt eine männliche und eine weibliche Schönheit; beide tragen ein verschiedenes Gepräge, und in ihrem Gegensatze und in ihrer Vereinigung erst bilden sie die menschliche Schönheit. Bei dem vollkommensten Geschöpfe auf Erden prägt sich auch der Unterschied des Geschlechtes am deutlichsten in der äußeren Gestalt aus. Mag nun schon das Künstlerauge der alten Griechen das Gesetz und die Regel aufgefunden haben, welchen beim Manne und beim Weibe die körperliche Schönheit unterworfen ist: so ist es doch keineswegs die abstrakte leibliche Schönheit, welche, namentlich in unsrer Zeit, den Vorwurf der bildenden Kunst allein oder vorzugsweise abgiebt. Theils kommen nur Wenige unter den lebenden Menschen jenem Kanon der Schönheit nahe, theils ist das Gewand und die Kleidung so mit dem civilisirten Menschen verwachsen, daß an eine reine Darstellung der Menschengestalt, zumal in ganz unvortheilhafter moderner Tracht, gar nicht zu denken ist. Wenn daher der Maler, der bildende Künstler seine Stoffe aus der Gegenwart und dem wirklichen Leben nimmt, so muß er schon darum mehr oder minder darauf verzichten, die reine Menschengestalt als solche darzustellen. Glücklicherweise aber ist dies gar nicht die eigentliche Aufgabe der bildenden Kunst unsrer Zeit, sondern sie hat vielmehr den geistigen Menschen in seiner äußeren Erscheinung darzustellen; wobei sich übrigens von selbst versteht, daß der Künstler den Knochenbau des menschlichen Körpers am Skelette kennen gelernt, daß er seine Studien an lebenden Modellen gemacht habe, damit er uns keine verzeichnete, unmögliche Gestalten zur Schau stelle.

Wie der Mensch nicht in reiner Abhängigkeit von der Natur steht, so ist auch der Künstler, der den Menschen und das menschliche Leben darstellt, keineswegs von der Natur als solcher allein abhängig. Die Wirklichkeit des Menschen ist nicht etwa bloß eine natürliche, sie ist immer zugleich eine geistige Wirklichkeit. Kurz, der Künstler, auch der bildende, soll den Menschen als geistiges Wesen im Verkehr mit seinen Mitmenschen, im Conflikte mit der Außenwelt, den Menschen, wie er sich darstellt in seinen Leidenschaften, seinen Schmerzen, seinen Freuden und Leiden, zur Anschauung bringen. Das Thier hat nur einen Gattungscharakter, der Mensch als Individuum auch seinen individuellen Charakter. Wie die Natur jedem Menschen sein besonderes Gesicht gegeben hat, so prägt sich auch die individuelle geistige Anlage des Menschen, sein Temperament, seine Gemüthsbeschaffenheit, das Maß seines Verstandes, sein Beruf und seine Beschäftigung auf eine eigenthümliche Weise in jedem Menschen, in seiner Gestalt und in seinen Gesichtszügen aus. Der Künstler hat nicht den Menschengeist an und für sich darzustellen, sondern er soll und muß individualisiren, wie die Natur und das wirkliche Leben individualisirt. Gerade in dieser Individualisirung besteht für den den Menschen darstellenden Künstler die Naturwahrheit, die er erstreben soll.

Es scheint, als ob der Porträtmaler vorzugsweise und mehr noch als der Geschichts- und Genremaler auf Individualisirung angewiesen sei, da er ein bestimmtes Individuum vor sich hat, dem er als solchem sein Recht angedeihen lassen muß. Allein der Porträtmaler, wenn er kein geistloser Abschreiber der Natur sein will, muß auch wieder generalisiren und idealisiren, d. h. er muß das Besondere und Einzelne in den gegebenen Gesichtszügen zum allgemein Menschlichen erheben und erklären. Dies kann er freilich um so besser, je geistvoller und sprechender das Gesicht ist, das er zu malen hat. Umgekehrt soll der Darsteller des menschlichen Lebens und der socialen Zustände das allgemein Menschliche dieser Zustände und Verhältnisse wiederum möglichst individualisiren. Die frei aus der Phantasie hervorgegangenen Persönlichkeiten sollen als wirkliche, aus dem Leben genommene Personen erscheinen, gleichsam als alte Bekannte uns entgegentreten. Die Figuren eines Genrebildes oder eines historischen Gemäldes sollen gewissermaßen Porträt-Aehnlichkeit haben, sollen uns naturwahr und lebensfrisch anblicken; und wenn auch das Genrebild wie das historische Bild meistens freie Schöpfung der Phantasie ist, so hat doch der Maler gerade dann das Höchste erreicht, wenn die Kunst bei ihm wieder zur Natur wird, indem er uns in die Illusion versetzt, als sähen wir Wirklichkeit und wirkliches Leben vor Augen, wenn er seinen eigenen Geist, seine Phantasie, seinen Humor hinter der Naturwahrheit zu verstecken und zu verbergen, wenn er das allgemein Menschliche und das Besondere der Situation, die er zu malen hat, in die Züge des individuellen Daseins und Lebens zu kleiden weiß.

Dazu ist aber erforderlich, daß der Maler sich in der Menschenwelt gehörig umgesehen habe, daß ihm treue Beobachtungsgabe, verbunden mit einem schnellen Auffassungsvermögen, eigen sei, daß er durch vorangegangene fleißige Studien seinen Blick für das Individuelle, für das Besondere und Eigenthümliche geschärft habe. Kurz, der Genremaler, und er ganz besonders, muß Realist sein, wie es jene älteren niederländischen Maler, ein Ostade, Teniers, Rembrandt, Terburg, Dow u. A. waren, welche daher auch der neueren Düsseldorfer Schule, sowie den Genremalern in Wien, Berlin und München zum Muster und Vorbild gedient haben. Aber auch der Genremaler, der uns Scenen aus dem Volksleben vor Augen stellt, kann und darf sich doch nicht an einem platten und geistlosen Realismus genügen lassen. Wenn er keine Funken aus dem Kiesel, kein Wasser aus dem Felsen hervorzulocken, wenn er der Prosa des Lebens keine poetische Seite abzugewinnen weiß, wenn er es nicht versteht, durch sein Gemälde in dem Beschauer eine solche Stimmung zu wecken und hervorzurufen, die auch ihn, den Beschauer, über die

Prosa des Lebens erhebt, dann wird seine Arbeit noch kein Kunstwerk genannt werden können. Denn auch der dankbarste Stoff bleibt für den talentlosen Künstler, den geistlosen Arbeiter ein starrer Fels, ein sprödes Gestein, und wiederum auch da, wo tiefes Gefühl und lebendige Phantasie, wo Geist, Humor und Witz sich in einem Individuum vereinen, wird immer noch kein wahres Kunstwerk zu Stande kommen, wenn der eigentlich künstlerische, d. h. der schöpferische Genius fehlt, wenn die ungelenke Hand ihren Dienst versagt, wenn der Künstler das im Geiste geschaute Objekt nicht auf die Leinwand hinzuzaubern vermag.

Es ist gewiß, daß ein wahres Kunstwerk entstehe, dazu gehört unendlich Viel; und wie es entsteht, bleibt auch so noch immer ein Geheimniß. So viel aber können wir behaupten: ein geistloses Kunstwerk, ein Kunstwerk, dem der ideale Hauch, die ideelle Richtung fehlt, wäre eben kein Kunstwerk. Der wahre Künstler wird daher zugleich Realist und Idealist sein, er wird den Widerstreit beider Richtungen praktisch für sich in seinem Kunstwerke lösen. Wenn aber die große Masse der Künstler über ihre eigentliche Aufgabe nur selten sich vollkommen klar ist, und, — mag auch Mancher unter ihnen in der Theorie zur Klarheit darüber gelangt sein, doch aus Mangel an Talent das Rechte verfehlt, so daß er entweder einem einseitigen Realismus oder auch einem abstrakten Idealismus anheimfällt und zur Beute wird: so dürfen wir uns freilich nicht wundern, wenn auch das große Publikum noch immer in diesem Schwanken, in dieser Unklarheit und Theilnahmlosigkeit beharrt, es müßte denn einmal — was ja auch mitunter geschieht — durch das Werk eines wahren Meisters der Kunst, dem auch der Kenner, der geschulte Kritiker seine Anerkennung nicht versagen kann, entzündet, zur Bewunderung hingerissen und von wahrer Begeisterung für die Kunst erfüllt werden. Allein nur der Genius, der große Künstler vermag solche Wirkungen hervorzubringen; denn er allein vermag die Realität mit der Idee bis zur vollkommenen Sättigung zu durchdringen, nur ihm gelingt es, das Allgemeine in dem Besonderen und Einzelnen wiederstrahlen zu lassen, — und das nicht etwa bloß in Folge verständiger Ueberlegung, auch nicht schlechthin durch einen glücklichen Instinkt; sondern der große Künstler, wie er allerdings an Verstand die andern überragt, so besitzt er auch das Talent, was er im Geiste erschaut, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zur Ausführung und zur Vollendung zu bringen.

Ob nun unter den neueren Malern den deutschen Meistern **Cornelius** und **Kaulbach** die Palme gebühre, ob Karl Friedrich **Lessing** den Vorzug verdiene, oder ob etwa der belgische Meister **Gallait** oder vielleicht — der kürzlich verstorbene französische Maler **Paul Delaroche** den Gegensatz der Natur und der Kunst und wiederum die höhere Einheit der Naturwahrheit und der künstlerischen Idee, des Idealen und des Realen am tiefsten erfaßt und am glücklichsten in seinen Werken zur Darstellung gebracht habe, und wie auch andere berühmte Maler und bildende Künstler der Gegenwart, der brennenden Frage der Zeit gegenüber, die Aufgabe der Kunst gelös't haben — das hier zu untersuchen, liegt außerhalb unsers gegenwärtigen Thema's, da wir es hier mit dem Begriffe der Kunst als solchem zu thun haben, nicht aber mit der historischen Kritik uns befassen wollten.

---

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

(Fortsetzung.)

Am 18. October setzte der Kanonendonner die geängstigte Stadt in neue Schrecken. Immer näher und näher wogte der Kampf. Schon schlugen die Kugeln in die entfernteren Häuser der Vorstädte, aber der corsische Löwe wich seinen zahlreichen Gegnern nicht; erst spät am 19. war die Kraft seines siegreichen Heeres gebrochen, es wich der begeisterten Tapferkeit seiner Gegner und zog sich in die Stadt zurück. Ein neuer, schrecklicher Kampf beginnt in den Vorstädten; jeden Fußbreit Erde verkaufen die unbesiegten Franken um Blut. Da leckt, um das Entsetzen der Einwohner zu vermehren, die verderbliche Flamme aus vielen Häusern auf einmal auf. Blutrothe Wolken wirbeln in die von furchtbarem Kanonendonner zitternde Luft. Auch das kleine Häuschen, in welchem Arthur lag, drohte ein Raub der Flammen zu werden, mit jedem Augenblicke wuchs die Gefahr und die Angst der Frauen um den Verwundeten. Da rafft endlich Miranda ihre Kräfte zusammen; sie reißt den Kranken, den der Tumult betäubt, von seinem Lager auf und umhüllt ihn mit seinem Mantel. Dann den Taumelnden mit aller Anstrengung stützend, führt sie ihn aus dem schon brennenden Hause. Die Mutter folgt ihr schweigend mit wankendem Tritte; auch sie ist betäubt. „Laß uns nach der Stadt fliehen, Kind“, fleht sie, aber ein Blick nach der Elsterbrücke zeigt ihr, daß die Ausführung dieses Gedankens unmöglich ist, denn das Heer der Franzosen rast bereits in toller Flucht darüber hinweg, den einzigen Rettungsweg einschlagend, den das furchtbare Geschick des Kriegs ihnen gelassen. Endlich erreichen die drei Leidensgefährten eine Gartenmauer, hinter der sie Schutz finden; ein alter Kastanienbaum, dessen Aeste von den durchsausenden Kugeln geknickt sind, gewährt ihnen ein zweideutiges Obdach. Nicht weit von ihnen ist das Ufer des Flusses, der, vom Scheine des Feuers gräßlich erhellt, Leichen in Menge in seinem Bette fortwälzt. Wer vermöchte das Grauen dieser entsetzensvollen Nacht zu beschreiben!

Bald bemerkt Miranda, die auf der feuchten Erde sitzend das Haupt des Freundes in ihrem Schooß hält, daß noch andere Unglückliche das schützende Asyl aufgesucht haben; aber was kümmert sie auf dem Gipfel des Elends in diesem Augenblicke die Noth anderer. Es sind Soldaten, die gefallene oder verwundete Offiziere aus dem Getümmel tragen. Sie kommen näher, schon ist trotz der Pulverschwärze, die sie ganz bedeckt, ihre Kleidung zu erkennen, und, — o, der schmerzlichen, herzbrechenden Freude, — es sind Polen, — Polen, deren Regimenter in der Nähe halten müssen. Miranda redet sie auf polnisch an, sie geben ihr Antwort und treten näher.

„Wie steht es um die Schlacht, brave Männer?“ ruft sie ihnen zu. — „Sie ist verloren und das Vaterland mit ihr“, lautet die Antwort.

„Wie steht es um den Colonel Lebaldowsky“, fragte sie darauf in tödtlicher Angst.

„Das Wort des Kaisers machte ihn diesen Morgen zum General-Lieutenant“, erwiederten sie. „Er hat gefochten, wie's einem Helden von Macziejowice ziemt, und noch diesen Augenblick erkämpft er mit dem Marschall Poniatowsky dem Heere den freien Rückzug über jene Brücke.“ Der Soldat hatte kaum geendet, als ein grelles Licht die Gegend weit umher wie ein entsetzlicher Blitz erhellte; ein furchtbares Krachen folgte darauf, dann hüllten dichte Rauchwolken Alles bisher Sichtbare in tiefes Dunkel.

„Gott sei uns gnädig, die Polen sind verloren“, sagten die Soldaten. „Die Brücke flog in die Luft. Dies ist der Dank für unsre Treue und das vergossene Blut von Tausenden.“

Das Hurrah der Sieger tönte immer näher, Miranda rührte es nicht mehr, sie duldete wie eine stumme Heilige. Dann sagte sie zu dem Soldaten, der sich zur Rückkehr wendete: „Kennst du den General-Lieutenant Lebaldowsky?“

„„Ich kenne ihn““, sagte der Soldat. — „Dann kehre zu ihm zurück und sage ihm, daß sein Kind und seine Gattin hier seiner harren, um mit ihm zu sterben.“

Der Soldat hatte nicht nöthig zurückzukehren, denn das Häuflein der verrathenen Polen, gedrängt von den stürmischen Siegern, zog sich in wilder Hast nach dem Orte, wo Miranda sich aufhielt, um vielleicht dort einen Uebergang über den verhängnißvollen Fluß zu finden. Die Polin musterte die Nahenden; sie konnte den Vater

lange nicht entdecken, endlich erblickte sie die ehrwürdige Gestalt eines ergrauten Kriegers, dessen blitzende Augen ruhig nach der Gegend hinüber schauten, von welcher der Kanonendonner und die jauchzenden Hurrah's am lautesten herdröhnten. Er hält still, wie es scheint um zu überlegen, ob Rettung möglich sei, oder ob man sich dem Feinde ergeben solle.

Diesen Augenblick benutzt Miranda, schon hat sie ihn erkannt; er ist es, ihr Vater ist es. Welch ein Wiedersehen! Wie von einem plötzlichen Wahnsinn ergriffen, eilt sie dem Greise entgegen; „Vater", — ruft sie ihm zu, — „wir sind hier — dein Weib — dein Kind!" —

Der Vater durfte nicht fürchten, seiner Pflicht als Soldat untreu zu werden, wenn er diesen Augenblick, in welchem doch Alles verloren war, sich selbst und seiner Familie gönnte, die, wie es schien, das Schicksal ihm zugeführt hatte, um die Todesstunde mit ihm zu theilen. Der Alte sprang vom Pferde. Blut und Schweiß und Pulverrauch, der auf seinem gebräunten Gesichte lag, erinnerten an die grause Arbeit, die er diesen Tag gethan; er drückte Miranda stürmisch an seine Brust, die den Gruß nur schweigend erwiederte und ihn dann stumm zu der Mutter hinführte, die Arthurs verwundetes Haupt noch immer in ihrem Schooß hielt.

Welch eine Gruppe, die sich jetzt unter dem alten Kastanienbaume unsern Blicken darstellt. Hier die trauernde Matrone, die den bleichen, fast sterbenden Feind ihres Volkes liebevoll in ihren Armen hält, dort der alte, graubärtige Soldat, der die ohnmächtige Miranda stützt, während er einen langen, unendlich schmerzlichen Blick auf die Gattin heftet.

„Vater", unterbrach Miranda diese düstere Pause; „das Schicksal hat grausam über uns entschieden; wir sind zu Grunde gegangen im allgemeinen Schiffbruch unseres Volkes, und ein ehrenvoller Tod in den Wogen dieser entsetzlichen Schlacht ist die einige Gnade, die das Geschick uns gewährt. Komm, laß uns eilen, laß uns ihn suchen, ehe es zu spät ist!" —

Der alte Pole schaute bei diesen Worten des Mädchens rückwärts. Der letzte Rest der verrathenen Polen wehrte sich verzweiflungsvoll gegen die heranstürmenden Feinde, und zwischen ihnen und der Stadt wälzte die blutige Elster ihre unheilvollen Wogen dahin, Hunderte von Leichen mit sich führend.

„Wir sind verrathen und müssen sterben, — aber der Fluch der sterbenden Nation treffe die Verräther und schmettere sie von dem Gipfel ihres Stolzes tief in den Abgrund der Schande."

„Auch ich, dein Kind, die Freude deines Alters, wie du mich einst nanntest, bin verrathen und schändlich hintergangen" — rief Miranda mit einem Tone schmerzlicher Verzweiflung, — „bin das verlassene Weib eines Mannes, der die Pflicht des Gatten dem entsetzlichen Wahn militärischer Ehre zum Opfer brachte; auch er, wenn er noch lebt, ist in den Reihen derer, die Freundschaft und Treue heute den Polen mit dem Tode gelohnt."

Ueber des Vaters gramgefurchtes Gesicht flog eine düstere Wolke des Schmerzes. „Unglückliche", rief er aus, „Du warst das Einzige, wofür ich noch gewünscht hätte dieses qualvolle Leben zu fristen, das Einzige, was mich bestimmte den Tod nicht in dem Kugelregen des siegenden Feindes zu suchen, — und nun ist auch dies vorbei! Weh ihm! Daß ich ihn hier hätte, um ihm zu deinen Füßen den Degen in das verrätherische Herz zu stoßen! Denn Verräther sind sie doch alle, so gut wie jener Götze, dessen Triumphwagen über die rauchenden Trümmer des zertretenen Völkerglücks rollte, und den wir anbeteten, weil wir ihn für einen Gott hielten, der, wie er Völker vernichten, ebenso auch ihre Geschicke zum Heile bestimmen könnte."

Der Vater bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Niemand bemerkte, daß Arthurs Brust sich bei diesem Gespräch ein Seufzer entrungen hatte, der dem eines Sterbenden glich, daß seine Augen brachen, daß er nur kurz athmete. Als er aber mit seiner letzten Kraft ausrief: „Lebe wohl, Miranda", — da erwachten alle aus ihrer Betäubung; zugleich aber rasselte dicht an ihnen vorüber ein Trupp polnischer Lanziers. Auf hohem Rosse stürmte ein prachtvoll geschmückter Krieger in Generalsuniform bleichen Angesichts vorüber, die andern folgten schweigend. „Mir nach, Lebaldowsky", rief der Erste, „finis Poloniae!" Der Alte ließ das ohnmächtige Mädchen sanft zur Erde gleiten, dann schwang er sich rasch aufs Pferd und stürmte den Enteilenden nach.

Es war Poniatowsky's Leichenzug, dem er sich angeschlossen, und der in wilder Hast auf die Elster zusprengte. In wenigen Minuten hatte das feuchte Grab alle verschlungen.

(Schluß folgt.)

---

*Gedichte.

Lieder vom Kochelsee.

Von W. B. Scholz.

I.

Des Tages goldene Blitze sprühn,
Die Banner des Ostens flammen und glühn;
Die Welt ersteht im Morgenschein —
Ich schau' sie still und denke dein,
Du blondes Kind der Berge!

Die Nacht erglänzt im Sternenlicht,
Sie badet ihr mildes Angesicht
Im dunklen See und lächelt mir —
Mir sinkt das Haupt, ich träum' von dir,
Du blondes Kind der Berge!

Du bist so schön, du weißt es kaum,
Du bist mein Glück, du bist mein Traum!
Unendlich Weh beschleichet mich —
Ich fühl es: Sieh, ich liebe dich,
Du blondes Kind der Berge!

II.

Mit tausend Sternen glänzt die Nacht
Aus ungeahnter Ferne,
Mir ist, so oft ich dein gedacht,
Als glänzten tausend Sterne.

Und wenn der Mond auf Wald und Flur
Und tief im Strom sich spiegelt,
Dann sucht dich inniger jeder Schwur,
Der Treue dir besiegelt.

Und werden Götter gütig sein,
Die Zukunft hold enthüllen,
Dann soll sich Well' an Welle reihn,
Den schönsten Strom zu füllen.

Dann mag im sanften Wogenschlag
Er rasch enteilend schwinden —
Und jede Nacht soll, jeder Tag
Beglückt bei dir mich finden!

III.

Und wenn ich einstens stille sterben werde,
Gebt mir von ihr die Locke in die Hände,
Und dann begrabt mich in die kühle Erde
Und geht und sprecht: Das war ein selig Ende!

Und wenn am jüngsten Tage dann ergreifend
Posaunenschall ertönt, die Gräber steigen,
Dann suche ich, durch alle Himmel schweifend,
Das theure Haupt, dem diese Locke eigen.

Und find' ich es, sink' ich anbetend nieder
Und sprech' zu ihm: Du Kind voll hoher Wonne,
Sei du mir auch in diesem Leben wieder
Mein Glück, mein Heil und meines Lebens Sonne!

IV.

O stiller Alpensee
Mit tiefen blauen Fluthen!
O Berge, die ihr glänzt
In Abendsonnengluthen. —

Fahrt wohl! Fahr wohl auch du
In deinem Friedensthale,
Du blondes Alpenkind —
Ich grüß dich tausendmale!

Steig' auf der Berge Höh'n,
Lausch' Abendglockentönen —
Und wenn du mein gedenkst,
Gedenk nicht mein in Thränen!

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Bilder aus dem häuslichen Leben. Von Karl von Holtei. 2 Bde. — Banco. Ein Roman aus dem Hamburger Leben. Von Ernst Willkomm. — Aus dem schwäbischen Volksleben. Erzählungen von P. Stein. — Der Prätendent von York. Trauerspiel von Alfred Meißner. — Ein Kaiser. Politisch-dramatische Studie in 4 Aufzügen von G. von Meyern.

— * Klaus Groth läßt seinem Bändchen plattdeutscher Erzählungen „Vertelln“ in Kurzem einen zweiten Theil folgen.

— * Das in unserer letzten Nummer angezeigte Buch über Jakob Böhme, den zu Seidenberg in der Oberlausitz 1575 geborenen Schuhmacher und Philosophen, ist eine Preisschrift von Dr. Hermann Adolf Fechner und demzufolge auf Kosten der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gedruckt, nachdem sie schon im neuen Lausitzer Magazin mitgetheilt war. Die Kunde von dem Leben des berühmten Theosophen war bisher sehr mangelhaft, da es arm war an äußeren Erlebnissen; überdies ist Vieles, was an handschriftlichen Notizen vorhanden sein mochte, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und durch die Zerstreuung der Anhänger des Mystikers verloren gegangen. Der Eifer des Herausgebers der Schrift hatte daher einen schweren Stand, da besonders die am Meisten früher benutzte Quelle, die Biographie Böhmes von Abraham von Franckenberg, grade die unzuverlässigste ist, voll von Anekdoten und Fabeln; nach ihr sind dann wieder, unkritisch genug, neuerdings Biographien Böhmes von Eberhard, de la Motte Fouqué und Wullen verfaßt worden. Dagegen giebt es manche tüchtige kritische Forschungen, welche dem Verfasser bei seinem mit außerordentlichem Fleiße gearbeiteten Buch als tüchtige Grundlage dienen konnten.

— * Der Glücksstern. Novelle von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt.) Bromberg, Levit. — Wir treffen die Verfasserin, die sich kürzlich auf dem Gebiete des großen Romans versuchte, hier wieder auf dem beschränkten und bescheidenen der Novelle, das ihr mehr zusagt. Abermals bewegt sie sich, wie sie es liebt, unter heimischen Bildern, auf ostpreußischem Boden, dessen Charakter sie schon in manchem Bilde treffend wiedergegeben hat. Nur sieht es im Uebrigen mit der Gestaltung der Geschichte etwas luftig und windig aus, wie denn die talentvolle Schriftstellerin viel mehr und viel schneller schreibt, als sie verantworten kann. In diesem „Glücksstern“ ist das Thema, Emancipation der Juden, denn doch nachgerade ein abgemachtes und fast abgedroschenes, über das jetzt nicht mehr eine Discussion geführt zu werden braucht, bei der also, wenn man sie doch wieder eröffnet, Gemeinplätze schwer zu vermeiden sind; und die kommen denn auch hier in Menge vor. Die Verfasserin mochte das fühlen und griff deßhalb nach einem gewaltigen historischen Hintergrunde, der napoleonischen Zeit, dem Falle Preußens und der Erhebung Deutschlands, und machte die Königin Luise zur Hauptgestalt. Ein armer Judenknabe kommt mit ihr in Berührung, wird ihr Schützling und später ihr politischer Sendbote im Jahre 1807, wo er in die Hände der Franzosen fällt. Die Geschichte ist ziemlich gut, wiewohl ohne Feinheit der Form, erzählt, allein des Gefühls kann man sich doch nicht erwehren, daß die Königin Luise gewaltsam herbeigezogen wird, um dem Bilde eine glänzende Figur zu verleihen, die denn doch wieder, sollte ihr Gerechtigkeit widerfahren, viel schöner ausgeführt werden und eine viel großartigere Umgebung erhalten mußte. Wie die Sache jetzt ist, stehen die kleinen jüdischen Familienschicksale und die furchtbaren politischen Begebenheiten in gar keinem Verhältnisse zu einander.

— * Das Album für Kunst und Dichtung „Argo“, das im vorigen Jahre bei Trewendt in Breslau mit Beiträgen des Berliner Dichterkreises und in glanzvoller Ausstattung erschien, wird auch in diesem Spätherbst in demselben Verlage herauskommen. Bei der Redaktion ist an die Stelle von Kugler Bernhard von Lepel eingetreten; Paul Heyse hat eine italiänische Novelle beigesteuert, Gustav Richter und Graeb künstlerische Gaben aus allen Gebieten, Blomberg und Fontane Balladen, Merckel gemüthvolle und heitere, Scheerenberg ernste Sachen.

— * Der Verfasser der bekannten „Studien“, Adalbert Stifter, dessen Feder seit längerer Zeit ruhte, hat sich jetzt an einen großen Roman gewagt, welcher „Nachsommer“ betitelt ist und bald erscheinen soll. Auch Wilibald Alexis ist wieder mit einem Romane beschäftigt.

— * Soeben erschien das achte Heft von dem laufenden Jahrgange der „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann. An der Spitze dieses Heftes steht Roderick J. Murchison's Bericht über den Fortschritt der Geographie während des Jahres 1856/57, welchen der berühmte Gelehrte als Präsident der königlichen geographischen Gesellschaft zu London bei der am 25. Mai d. J. abgehaltenen Jahresversammlung der Gesellschaft abgestattet hat. Ein zweiter größerer Aufsatz dieses Heftes ist betitelt: „Indien, seine Arealgröße und Bevölkerung, seine Racen- und Sprachverschiedenheit, Religionen und Missionen und das anglo-indische Kriegsheer; nach offiziellen und authentischen Quellen zusammengestellt von Dr. E. Behm, nebst sieben kartographischen Darstellungen von Dr. Petermann.“ Wenn Indien durch seine uralte Geschichte, seine großartige Naturbeschaffenheit und Bevölkerung von jeher ein ungewöhnliches Interesse beanspruchte, so ist dies seit dem Ausbruche der jüngsten Ereignisse dort, die selbst für Europa von unberechenbarer Tragweite sind, in unendlich erhöhtem Maße der Fall. Die vorliegende Arbeit, zu der Quellen benutzt wurden, die nie im Buchhandel erschienen sind, hat zum Zwecke, durch Schrift und kartographische bildliche Darstellung ein möglichst zuverlässiges und anschauliches Gemälde jenes Landes zu entwerfen und ein Hülfsmittel zu bieten, wie es einerseits durch Zahlen und andere thatsächliche Angaben als Basis zur richtigen Beurtheilung und Erklärung der jetzigen Vorgänge in Indien, andererseits als kartographische Grundlage und Rathgeber über die Lokalitäten unentbehrlich ist. Die kartographischen Darstellungen enthalten 1) eine Generalkarte, welche im Farbendruck die gegenwärtige politische Ländervertheilung Indiens bis zu den neuesten Veränderungen klar und übersichtlich veranschaulicht und außerdem ein volles Detail hat; 2) vier Cartons, welche die Sprachen und Völker, die Dichtigkeit der Bevölkerung, der Militärstationen und Gebiete der Hauptarmeen, der Religionen und Missionen ganz Vorder-Indiens durch Colorit, Schraffirung, Zeichen und Tabellen graphisch darstellen; 3) eine speciellere Karte der Nordwest-Provinzen und des Heerdes der Revolution, mit besonderer Beziehung auf die militärischen und strategischen Verhältnisse, und 4) einen Plan von Delhi nebst Umgegend.

— * Am 29. September ist Friedrich Gerstäcker, der seit längerer Zeit auf der Meierei des Schlosses Rosenau bei seinem Beschützer, dem Herzoge von Koburg, lebt und sich den Freuden der Jagd hingiebt, von einem schweren Unfalle betroffen worden. Als er in einem herzoglichen Wagen durch das Dorf Mönchröden zum nahen Wildpark fuhr, wurden die Pferde durch das Peitschenknallen eines Burschen scheu, der von ihnen wild dahingerissene Wagen zerbrach, Gerstäcker wurde herausgeworfen und fiel den einen Arm aus, während der Leibjäger so schwer verletzt wurde, daß er gestorben ist. Hoffentlich haben wir bald zu berichten, daß der liebenswürdige Schriftsteller, der noch neulich in Weimar während der Feste ein belebendes Element war, rasch genesen ist.

— * Der Dichter Alexander Kaufmann, Archivrath in Wertheim, ist von der Universität Tübingen zum Doctor der Philosophie ernannt worden.

— * Die deutsche Künstlerversammlung, welche in den letzten Tagen des Septembers in Stuttgart gehalten wurde, konnte nicht in demselben Maße zur selbständigen und gedeihlichen Entwickelung kommen wie die vorigjährige in Bingen. Die Anwesenheit der beiden Kaiser, der Geburtstag des Königs von Würtemberg, die große Fruchtausstellung zu Cannstatt, — das Alles waren Dinge, welche den Sinn zerstreuten und abzogen. Uebrigens war die Aufnahme der Künstler von Seiten der Stuttgarter trotz alledem eine sehr freundliche. Beschlüsse von Bedeutung sind nicht gefaßt worden, da man auch hinsichtlich der beabsichtigten großen Kunstausstellung noch nichts Sicheres bestimmen konnte. Die Hauptschulen Deutschlands waren in der Versammlung durch etwa 180 Künstler vertreten.

— * Der Franzose Jules Lecomte hat ein großes Lustspiel „Der Luxus“ vollendet, von dem man sich in Paris sehr viel verspricht; es ist ebenso wie eine Komödie „Die Feen-Finger“ von Scribe und Legouvé zur Aufführung auf der großen Bühne in Paris angenommen; Rudolf Gottschall hat ein Lustspiel „Die Welt des Schwindels“ an die Bühnen versendet.

— * Marie Seebach gehört nun seit dem September dem hannoverschen Hoftheater als engagirtes Mitglied ganz an. Die verhältnißmäßig größere Ruhe, deren sie nun genießt, wird der Erhaltung und Ausbildung ihres Talentes gewiß förderlicher sein als die athemlos geschäftige und geschäftliche Unruhe, deren Beute sie während ihrer großen Gastrollenreise gewesen ist.

— * Die Mittheilungen, welche wir in unsrer vorletzten Nummer über die Königsberger Oper brachten, können wir heute durch einige weitere Notizen vervollständigen, die wir einem Privatbriefe entlehnen. Durch das Engagement des Tenoristen Wild haben sich die Aussichten für die Saison nicht unwesentlich verbessert. Es ist in dem genannten Sänger eine schätzenswerthe Erwerbung gemacht worden. Derselbe besitzt eine jugendlich frische, wohlausgebildete Stimme, Reinheit der Intonation, Deutlichkeit und Korrektheit der Aussprache, Anmuth, Gefühl und Schule im Vortrag, Sicherheit im Spiel, Rundung und Grazie in Haltung und Bewegung. Das Publikum zeichnet Herrn Wild durch eine ehrenvolle Anerkennung aus; sein Auftreten macht volle Häuser. Neben ihm erfreut sich Fräulein Eggeling fortwährend einer ebenso allgemeinen als gerechtfertigten Gunst der Theaterbesucher. Alle Urtheile stimmen darin überein, daß in der Dame eine ungemein begabte, von den edelsten Intentionen getragene Anfängerin gewonnen ist, in deren Leistungen die Ausgeglichenheit des Festigen und Vollendeten selten und kaum vermißt wird. Man nimmt an, daß durch den Ueberschuß dieser beiden hervorragenden Kräfte das etwaige Deficit in den Leistungen anderer Mitglieder gedeckt werden wird. Vielleicht gelingt der Direction ein glücklicher Wechsel

des Kapellmeisters; der gegenwärtige Kapellmeister Herr Dumont besitzt nicht die für seine allerdings schwierige Stellung erforderliche Befähigung, von allen Seiten werden über ihn Klagen laut.

— * Vor Kurzem starb auf dem Schlosse St. Gratien bei Pau im südlichen Frankreich der bekannte Marquis von Custine, Verfasser des vielgenannten Buches über Rußland, das zu seiner Zeit so großes Aufsehen machte.

— * In Thüringen starb neulich ein alter Musiker unter rührenden Verhältnissen. Der Cantor Langbein zu Aßbach bei Schmalkalden, der schon vor zehn Jahren sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert hatte und der Erzieher seiner ganzen Gemeinde gewesen, ward am 6. September, als er während des Gottesdienstes vor seiner Orgel saß und das Vorspiel kräftig intonirte, plötzlich vom Tod ereilt und sank entseelt nieder.

— * Poetische Dilettanten sonst und jetzt. Man beklagt sich wohl über die Versmacherei unserer Tage und meint, keine Zeit sei so arg von ihr heimgesucht und überschwemmt, keine so sehr von poetischem Dilettantismus belästigt wie die unsrige. Indeß auch hier, wie arg wir allerdings mit Lyrik überschüttet werden, gilt Akiba's Spruch: „Es war schon Alles da.“ Die Zeit der ersten römischen Kaiser vom Augustus, also vom Schlusse der goldenen Epoche, bis in das zweite Jahrhundert nach Christo hinein war die Zeit des poetischen Dilettantismus, das Versemachen war damals eine Modekrankheit, an der die sogenannten Gebildeten litten. Belletristische Neigungen beherrschten die feine Gesellschaft, welche sich, da die Zeit des Handelns und der That vorüber war, auf das Reden und auf das Wort warf. Die „Grenzboten“ zeichnen in Anlehnung an ältere Quellen ein lebendiges Bild jener Periode und ihres Treibens. Rom hatte unter Augustus seine größeste poetische Epoche gehabt. Virgil, Horaz, Properz, Tibull, Ovid schufen ihre Gedichte, die es zwar nicht zu einer nationalen, genialen Poesie, aber doch zu einer mustergültigen Formvollendung brachten und jene Dichter zu den Lieblingen aller Gebildeten machten. Nun aber kam, als jene Reihe vorüber war, das Heer der Nachahmer, und alsbald war die feine Welt vom Dilettantismus ergriffen, der durch die damals gewöhnliche Erziehung in schlimmer Weise begünstigt wurde. In den Rhetorenschulen wurden die Jünglinge zur Phrase in Aufsatz und Rede erzogen und zu poetischen Versuchen hingeleitet. Von den Erwachsenen warfen sich Viele, da es politisch Großes nicht mehr zu thun gab, auf die Literatur, und als nun Tiberius begann freisinnige Bücher zu verfolgen, blieb bald von allen Fächern der Literatur neben dem der strengen Gelehrsamkeit nur das poetische übrig. Hatten Augustus und seine Freunde wirklich dichterischen Sinn gehabt, so daß sie die bloßen Versmacher verlachten und Augustus wohl den Mäcenas mit den „salbentriefenden Löckchen seines gleichsam mit dem Brenneisen gekräuselten Stils“ neckte, so liebte die Zeit des Tiberius, Caligula und Claudius zwar auch die Poesie, — machte doch selbst Tiberius Verse, — aber man zehrte vom Alten und hatte selbst wenig Talent. Nero begünstigte die Dichtkunst mehr, ebenso später Domitian, aber der geistige Druck ließ sie nicht aufkommen. Unter den folgenden Kaisern war besonders Hadrian ein vielseitiger Dilettant, der noch auf dem Sterbebette Verse machte. Eine solche Reihe von mehr oder minder der Poesie beflissenen Höfen hat wohl in der Geschichte nicht ihres Gleichen. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die hohen und höchsten Beispiele, die Protection und directe und indirecte Belohnung keine wahren Dichter hervorbringen konnte, und zum Theil wurde dies auch nicht einmal beabsichtigt, aber es liegt auf der Hand, wie ungemein förderlich solche Zustände dem Dilettantismus sein mußten. Dagegen vermögen wir uns vollkommen vorzustellen, welche Wirkungen die Erschaffung einer neuen poetischen Sprache, einer Reihe vollendeter Dichtungen und die Gewinnung mustergiltiger Formen auf ein Zeitalter üben mußten, das größern Interessen abgestorben war und bei gänzlicher Unproductivität die feine Empfänglichkeit der hohen Kultur besaß. Aehnliche Ursachen haben ja auch bei uns einen wuchernden poetischen Dilettantismus hervorgetrieben. Auch wir haben eine dichterische Blüthenzeit ohne Gleichen gehabt, auch wir sind durch sie erst mit einer poetischen Sprache beschenkt worden, auch bei uns haben die Epigonen sich dieses ererbten kostbaren Besitzthums in unaufhörlichem Gebrauch und Mißbrauch zu versichern, das Empfangene unaufhörlich zu reproduciren sich geschäftig genug gezeigt. Auch wir kennen die Versuchung „einer gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt“, und wie hätte sie damals dem unbefangenen Beobachter entgehen sollen? „Viele“, sagt Petron, „lassen sich von ihren eignen Gedichten täuschen. Sobald einer einen Vers richtig zu Stand gebracht und einen einigermaßen zarten Gedanken in eine Periode gekleidet hat, glaubt er schon auf den Helikon gestiegen zu sein.“ Von allen uns erhaltenen Dichtern der geschilderten Periode, (und daß dies die besten waren, wissen wir) hat kaum einer wahren Beruf zur Poesie gehabt, so gut wie alle sind Dilettanten (im höchsten Sinn des Worts), freilich zum Theil sehr begabt und sämmtlich sehr gebildet. Die Poesie aber, die von der gebildeten Gesellschaft in solcher Allgemeinheit getrieben wurde, ist sicher noch bei weitem äußerlicher und weniger original gewesen. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß damals alle hier angedeuteten Erscheinungen viel allgemeiner und intensiver auftraten als gegenwärtig, denn erstens wirkten damals so manche Ursachen mit, die bei uns wegfallen, und zweitens concentrirte sich das literarische Treiben hauptsächlich in Rom. Schon Horaz sah „Gelehrte und Ungelehrte allenthalben Gedichte schreiben“ und „Söhne und strenge Väter die Schläfe mit Laub bekränzen und Verse dictiren;“ und diese Richtung der gebildeten Welt auf die Poesie war in starkem Zunehmen begriffen; unter Nero und Domitian wird sie erst den höchsten Grad erreicht haben. Die reichen Patrone der Literatur, denen arme Poeten Dedicationen anboten, machten selbst Verse und gestanden Homer keinen andern Vorrang als den des Alters zu. Juvenal ergriff die Feder, um sich für die zahllosen Gedichte zu rächen, die er hatte anhören müssen, und weil es nutzlose Großmuth war, das Papier zu sparen, das dann doch ein anderer verdorben hätte. Der Dichter mit seinem Manuscript wurde zu dem schrecklichsten der Schrecken, mehr gefürchtet als die Natter, der Skorpion oder die Tigerin, der die Jungen geraubt sind. In dieser Dilettantenpoesie spielten natürlich kleine Gelegenheitsgedichte, Epigramme und ähnliche Bagatellen eine Hauptrolle; aber auch große Epopöen wurden massenweise fabricirt. Was die damaligen Dilettanten grade zum Epos zog, ist nicht schwer einzusehen. Die Masse des poetischen Stoffs, der besonders in der griechischen Mythologie lag, schien den Mangel an Erfindung und Gestaltungskraft zu compensiren, dann bot diese Gattung den weitesten Spielraum zur Entwicklung aller Vorzüge, die auch ein Dilettant sich aneignen konnte, als Schönheit der Sprache und Tadellosigkeit des Versbaus, rhetorisches Pathos und vor allem lebhafte Schilderung. Schon in Horazens Zeit wurden Naturschilderungen angewendet, um als „Purpurlappen“ manche Blöße in großen Gedichten zu verdecken: „ein Hain und Altar der Diana, der schlängelnde Lauf einer Quelle durch lachende Gefilde, der Rheinstrom, der Regenbogen.“ Juvenal versichert, daß niemandem sein eignes Haus so bekannt sei, als ihm der Hain des Mars und die Höhle Vulkans. Endlich wurde die Richtung dieser wie jeder Dilettantenpoesie durch ihre Vorbilder bestimmt; Virgil war von unermeßlichem Einfluß, daneben auch die alexandrinischen Dichter, damals eifrig bewundert und nachgeahmt. Wir dürfen glauben, daß die Nachahmungen den Vorbildern oft zum Verwechseln ähnlich gesehen haben, schwerlich waren die ältern Verse vor Plagiaten sicher, wenn manche sogar die Verse lebender Dichter für ihre eignen ausgaben. Martial beklagt sich öfter über solche Diebstähle an seinen Epigrammen. Doch gab es auch Leute, die sich für baares Geld fremde Gedichte kauften und dann mit gutem Gewissen als die ihrigen vorlasen. Die bescheidensten Freunde der Poesie konnten ihre Lust an reinen Uebersetzungen und Reproductionen aus der griechischen poetischen Literatur büßen, und dies unermeßliche Feld wurde mit um so größerem Eifer angebaut, da das Uebersetzen zugleich eine gute stilistische Uebung war. Die Briefsammlung des jüngern Plinius giebt uns interessante Einblicke, wie in das literarische Treiben dieser Tage überhaupt, so auch in die Versemacherei, die bei aller literarischen Thätigkeit obligat war. Er war eine durch und durch nüchterne und prosaische Natur, aber doch dichtete er fleißig. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf schriftstellerischen Ruhm und schriftstellerische Unsterblichkeit gerichtet, er verabsäumte nichts, was ihn diesem Ziel näher zu bringen, nichts was seiner fast kindischen Eitelkeit und Selbstbespiegelung Befriedigung zu geben versprach. „Du sagst, schreibt er an einen Freund, du habest meine Hendekasyllaben gelesen und fragst, wie ich dazu gekommen sei dergleichen zu schreiben, da ich doch, wie du meinst, ein ernster und, wie ich selbst bekenne, gerade kein unverständiger Mann bin. Niemals (denn ich muß etwas weit ausholen) bin ich der Poesie fremd gewesen. Ich habe sogar im Alter von vierzehn Jahren ein griechisches Trauerspiel geschrieben. Wie war es? fragst du. Das weiß ich nicht, genug es hieß Trauerspiel. Dann auf der Rückkehr aus dem Feldzuge, als ich auf der Insel Ikaria durch widrige Winde zurückgehalten wurde, schrieb ich lateinische Elegien auf jene See und die Insel selbst. Ich habe mich auch einmal in Hexametern versucht; in Hendekasyllaben jetzt zum ersten Mal, deren Veranlassung und Ursprung folgender war. Bei einer Villeggiatur ließ ich mir ein Buch vorlesen, worin ein Epigramm Ciceros auf seinen Lieblingsfreigelassenen Tiro vorkam; als ich mich darauf Mittags zur Siesta zurückzog (denn es war im Sommer) und der Schlaf sich nicht einstellen wollte, fing ich an zu bedenken, daß die größten Redner diese literarische Thätigkeit zum Vergnügen geübt und sich zum Ruhm angerechnet haben. Ich sann nach, zu meiner Ueberraschung gelang es mir, obwohl ich so lange außer Uebung gewesen war, in äußerst kurzer Zeit beides, was mich zum Schreiben aufgeregt hatte, in Versen auszudrücken.“ Die Verse wollen wir den Lesern ersparen, man weiß, wie es sich ausnimmt, wenn ein Pedant „sich bemüht, locker und lose zu sein“, sie könnten Wort für Wort von Gottlob Biedermaier oder Horatius Treuherz herrühren. „Ich machte mich darauf an elegische Gedichte; auch diese brachte ich nicht minder schnell zu Stande; durch meine Leichtigkeit ließ ich mich verführen noch andere hinzuzufügen, und als ich in die Stadt zurückkam, las ich sie meinen Bekannten vor und fand Beifall. Später versuchte ich verschiedene Versmaße, wenn ich gerade Zeit hatte, besonders auf der Reise. Zuletzt beschloß ich nach dem Beispiel so vieler einen Band von Hendekasyllaben besonders herauszugeben, und es thut mir nicht leid. Er wird gelesen, abgeschrieben, auch gesungen; selbst von Griechen, die aus Liebe zu diesem Büchlein Latein gelernt haben, zur Cither und Laute vorgetragen. Doch wozu diese Ruhmredigkeit? Freilich uns Dichtern ist etwas Schwärmerei gestattet, und demnach rede ich nicht von meinem eignen Urtheil, sondern von andern, deren Kritik, sei sie nun richtig oder unrichtig, mir angenehm ist. Ich kann nur wünschen, daß auch die Nachwelt ebenso urtheilen oder ebenso irren möchte.“ Auf ähnliche Weise, wie es hier Plinius mit komischer Naivetät beschreibt, sind damals sicherlich Unzählige zum Versemachen verleitet worden, die in einer andern Zeit ihre Muße anders ausgefüllt haben würden. Fast alle Motive der Dilettanten sind hier aufgezählt: Langeweile, Eitelkeit, Nachahmungstrieb, Sprach- und Versgewandtheit, der Wunsch sich zu vervollkommnen, die Mode. Eine Coterie, die den neuen schüchternen Musenjünger auf den Schild hob, fehlte niemals, wenn er wie Plinius reich, vornehm und angesehen war. Und mit der Zeit fing er selbst an zu vergessen, wie viel Mühe es ihm gekostet hatte, schalkhaft und ausgelassen zu sein, und über den Beifall der Mitwelt beruhigt, sich schon über den Ausspruch der Nachwelt Sorgen zu machen!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 42. Bremen, 18. October. 1857.

Inhalts-Anzeige:

Goethe und sein Verhältniß zur Politik und zur Religion.

(Aus dem im Druck begriffenen zweiten Bande von Lewes' „Goethe's Leben und Schriften“ in der Uebersetzung von Julius Frese.)

Das Jahr 1813, in welchem die Freiheitskriege begannen, war für Goethe ein sorgenvolles Jahr. Es eröffnete sich mit einem schmerzlichen Verluste; sein alter Freund Wieland starb — ein Schlag, der ihn tiefer erschütterte, als seine besten Freunde geglaubt hatten. Herder, Schiller, die Herzogin Amalie, seine Mutter und nun Wieland — einer nach dem andern sanken sie dahin, ließen ihn einsam bei fortschreitendem Alter; einem nach dem andern mußte er den Nachruf sprechen. Zum Andenken Wieland's, „des edlen Dichters, Bruders und Freundes“ hielt er in der Freimaurerloge in Weimar eine Rede, die ein Muster einer liebenswürdig anerkennenden und doch wahrhaften Lobrede ist und von jedem gelesen werden sollte, der ein klares Bild von dem Lebensgange und der Natur des feinsinnigen Sängers des Oberon gewinnen will. Als Beispiel, in wie geistreicher Weise Goethe solche Aufgaben anzufassen und zu behandeln wußte, stehe hier der erste Satz seiner Rede: „Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.“

Bald kamen schwerere Sorgen. Die politischen Unruhen des Jahres 1813 störten seine Pläne. Deutschland erhob sich gegen die Gewaltherrschaft Napoleons; Goethe hielt diese Erhebung für hoffnungslos. Als Körner, der Vater des Dichters, in Aussichten auf bessere Zeiten sich erging, fuhr er ihn mit den heftigen Worten an: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!“ Noch viele andere zweifelten gleich ihm an dem Erfolge, aber die Nation glücklicher Weise nicht. Während die Patrioten den Zorn der Nation zu einem Widerstande der Verzweiflung anfachten, suchte sich der Dichter „aus der Gegenwart zu retten, weil es unmöglich sei, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ Wie immer, nahm er seine Zuflucht zu der Kunst. Er dichtete die Balladen „Der Todtentanz“, „Der getreue Eckart“ und „Die wandelnde Glocke“, schrieb den Aufsatz „Shakspere und kein Ende“ und beendete das dritte Buch von Wahrheit und Dichtung; ja, er flüchtete bis in die Geschichte Chinas, in deren Studium er sich begrub, und grade an dem Tage der Schlacht bei Leipzig schrieb er für seine Lieblingsschauspielerin, Madame Wolf, den Epilog zu dem Trauerspiele Essex. Als ein besonderes Zusammentreffen mag dabei erwähnt sein, daß grade am 18. October das Medaillon Napoleons, welches in Goethe's Arbeitszimmer hing, von der Wand herunterfiel.

Daß er so vor den Wirren der Politik bei der Poesie Schutz suchte, haben patriotische Schriftsteller mit reichlichem Hohn getadelt; sie finden keine andere Erklärung dafür als: er sei ein Egoist gewesen. Andere patriotische Schriftsteller, darunter sogar Ultrarepublikaner, wie Karl Grün, haben ihn beredt vertheidigt. Mögen die Herren das unter sich ausfechten! Die ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er so war wie er war und nicht wie sie sind, hören doch auf keine Gründe. Mag man hervorheben, daß er in seinem vierundsechszigsten Jahre keine Ader zum Politiker gehabt haben könne, da er sich bis dahin von aller Politik sorgfältig fern gehalten habe — es hilft nichts. Mag man nachweisen, daß er nicht in einer Stellung war, die ihn zu thätigem Eingreifen aufgerufen hätte — es hilft nichts. Der Stein des Anstoßes scheint zu sein, daß er keine Kriegslieder schrieb, keine Proclamationen erließ, sondern sich von dem Lärm der Tagesgeschichte so viel wie möglich fern hielt. War das strafbar, so war wenigstens sein Grund dabei nicht strafbar. Man urtheile über sein Benehmen, was man Lust hat, aber man urtheile nicht falsch über seine Motive. Ein solches Benehmen der Feigheit oder der Besorgniß vor persönlicher Gefahr zuzuschreiben, ist angesichts aller der Zeugnisse, die wir sonst über seinen Charakter haben, eine Infamie. Als der allmächtige französische Eroberer den Herzog von Weimar bedrohte — wie wild vor Zorn haben wir Goethe da gesehen! Da handelte es sich um ein persönliches Unrecht, welches er deutlich begreifen konnte und zu bekämpfen gefaßt war. Für seinen fürstlichen Freund wollte er an den Thüren Balladen singen, für die Nation hatte er keine Stimme; und warum? Er erkannte nicht, daß die deutschen Stämme damals durch nationale Begeisterung und gemeinsamen Haß gegen Frankreich einig waren, und weil er das nicht erkannte, so glaubte er, eine Verbindung uneiniger Deutscher würde im Kampfe mit einem Napoleon gewiß vernichtet werden. Er hatte Unrecht; der Erfolg hat seine Ansicht als irrig erwiesen, aber aus einer irrigen Ansicht darf man keine Anklage gegen die Ehrlichkeit seiner Gesinnung machen.

In dieser Beziehung verdient das Zeugniß des Historikers und Patrioten Luden alle Beachtung, der den Eindruck einer merkwürdigen

Unterredung, die er mit Goethe nach der Schlacht bei Leipzig hatte, in die Worte zusammenfaßt: „In dieser Stunde bin ich auf das innigste überzeugt worden, daß diejenigen im ärgsten Irrthume sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte.“ Luden hatte Goethe aufgesucht, um ihn für seine „Nemesis“, eine patriotische Zeitschrift, zu gewinnen. Aber dieser rieth ihm ab. „Glauben Sie ja nicht, sagte er, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität, aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.“ Auch von Deutschlands Zukunft sprach er, nur sah er diese Zukunft erst in weiter Ferne. „Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraussteh e, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“ Verständige Worte das, wie wenig sie auch dem enthusiastischen Patrioten munden mochten! Von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der Zeitschrift sich wendend, äußerte Goethe über das „Erwachen und die Erhebung des deutschen Volkes zur Freiheit“ seine Bedenken in folgenden Worten: „Ist denn wirklich das Volk erwacht, weiß es was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stube gescheuert sah und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht Italiäner, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren.“

Das ist bewundernswürdig weise gesprochen und noch heutzutage der Beachtung werth. Der so dachte, hätte, auch wenn er in dem Alter des Enthusiasmus gestanden, gewiß nicht zu den Enthusiasten jener Zeit gehört, vielmehr, wie er auf den Vorwurf, daß er keine Kriegslieder geschrieben, gegen Eckermann erwiderte: „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß, und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so würd' es um alle gut stehen. Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können, ohne Haß!“

Im Zusammenhang mit seiner Gleichgültigkeit gegen Politik und wesentlich die Ursache davon war sein künstlerischer Ernst. Auf diesen Ernst hat man die höchst seltsame Anklage gegründet, daß er das Leben nur als Künstler angesehen habe. Das ist eine stehende Redensart geworden; wer je etwas von Goethe gehört hat, hat auch davon gehört; mit der Zuversicht fester Ueberzeugung spricht man es aus, und ganze Bände von Tadel meint man darin zusammenzufassen. Prüfen wir die Anklage.

Wenn ein Mann sich einer speciellen Wissenschaft widmet, seine Zeit, Gedanken und Neigungen ihr hingiebt, so erstaunen wir über seine Energie und loben seinen leidenschaftlichen Eifer; aber wir machen ihm aus seinem Ernst nicht ein Verbrechen, wir sagen von einem Liebig nicht, er sehe das Leben nur als Chemiker an, von einem Gauß nicht, er sehe es nur als Mathematiker an, von einem Humboldt nicht, er sehe es nur als Naturforscher an. Daß jede große Thätigkeit den Geist mit Nothwendigkeit von andern Gebieten abziehen muß, wird als selbstverständlich anerkannt. Warum soll nun die Kunst von diesem bedeutenden Vorrechte ausgeschlossen sein, warum der Künstler, der es mit seiner Kunst ernst meint, ausgeschlossen sein von der Toleranz, die man dem Naturforscher willig gewährt? Ich weiß nur einen Grund: die Leute wollen die Kunst nicht für etwas Ernstes gelten lassen. Weil sie unmittelbar zu unserm Genusse beiträgt, soll sie ein Kind des Luxus, des Müßigganges sein, und wer sich nicht zu der Höhe der Auffassung erheben kann, die einen Goethe und Schiller beseelte, ist wohl im Stande, es für eine bloße Redensart und Selbstüberhebung zu halten, wenn diese von der Kunst als der höchsten Form menschlicher Kultur sprechen. Freilich, wer in der Malerei und Sculptur nur Mittel zur Ausschmückung seiner Prachtzimmer und Gallerien, in der Musik nur einen Vorwand, eine Loge im Opernhause zu nehmen, in der Poesie nur eine angenehme Erholung sieht, der mag wohl Recht haben, von Malern, Bildhauern, Musikern und Dichtern nicht eben groß zu denken. Aber ich will gern annehmen, daß meine Leser nicht zu dieser Klasse Menschen gehören, und darf daher von ihrer richtigeren Würdigung erwarten, daß sie für den Anspruch der Kunst, als eine der vielen Formen nationaler Kultur ernstlich anerkannt zu werden, ein günstiges Urtheil fällen. Und dies zugegeben, so folgt auch, daß, je ernster ein Künstler seinen Beruf erfaßt und betreibt, desto größere Ehre ihm gebührt.

Nun war Goethe eine zu tief ernste Natur, um nicht, was er auch angriff, ernst zu nehmen, und während er ein Leben des Ge-

nusses und behaglicher Muße hätte führen können, führte er ein ernstes und arbeitsames Leben. „Genuß verachten und der Arbeit leben“, ohne einen andern Lohn als die Thätigkeit selbst, als die Freude an der Entwicklung — das war seiner Natur eine Nothwendigkeit. Er war wissenschaftlich thätig mit einem ausdauernden Fleiß, als müßte er damit sein Brod verdienen, und doch lohnte ihn nicht Gold, nicht Beifall, ja gegen schwere Entmuthigung hatte er anzukämpfen. Auf dem Gebiete der Kunst, dem Hauptgebiete seiner geistigen Strebungen, rang er natürlich nach Vollständigkeit und suchte sich seinen Stoff überall. So wenig man aber einen Beobachter der menschlichen Natur tadeln wird, der in den flüchtigsten Erscheinungen des täglichen Verkehrs, im Theater, im Ballsaal, auf der Straße, wo er geht und steht, Stoff für seine Betrachtung sammelt, und so wenig man ihm darum nachsagen wird, er sehe das Leben nur als Philosoph an und — das soll ja darin liegen — fühle nicht wie sein Geschlecht, eben so wenig kann man Goethe ein Verbrechen daraus machen, daß er stets bemüht war, aus dem Leben Stoff für seine Kunst zu ziehen.

Nach allem diesen steht für die Behauptung, Goethe habe das Leben nur als Künstler angesehen, die Sache so: entweder hat sie den Sinn, daß er als Künstler nothwendig die Kunst zu seiner Hauptbeschäftigung im Leben gemacht habe, dann ist die Redensart eine Plattheit; oder der Sinn ist, er habe sich von den Mühen und dem Treiben seiner Mitmenschen zurückgezogen, um mit dem Leben zu spielen und es sich als ein angenehmes Schauspiel einzurichten, dann ist die Redensart eine Verleumdung. Mögen meine Leser entscheiden. Zeigt sich Goethe in dem Leben, das ich ihnen hier vorgelegt habe, arm an Wohlwollen, an Liebe, an Theilnahme für andere und anderer Thun, oder zeigt sich seine Natur so eingehüllt in Eigenliebe und so kühl berechnend, daß das Leben ihr ein bloßes Spielzeug je hätte werden können? Wenn die Frage verneint werden muß, dann wolle man doch endlich davon still sein, Goethe habe das Leben nur als Künstler angesehen.

Wie für seine Gleichgültigkeit in politischen Dingen, wird Goethe von einer andern und noch heftigeren Partei wegen seines angeblichen Mangels an Religion angegriffen. Wer Goethe's Werke lesen kann, ohne darin einen tief religiösen Sinn zu gewahren, der gönnt die Bezeichnung Religion gewiß nur seinen eigenen Ansichten, und wer darin die Entdeckung macht, daß Goethe nicht rechtgläubig war, der entdeckt — die Sonne am hellen Mittag. Nie hat er darauf Anspruch gemacht, rechtgläubig zu sein. Seine religiösen Erfahrungen begannen früh, und mit ihnen seine Zweifel. Nun giebt es zwar Leute, die schon den Zweifel für ein Verbrechen halten, aber keine Menschenseele, die einmal gekämpft hat, die einmal gerungen hat mit quälenden Gedanken, die zu ehrlich gewesen ist, sie leichtfertig zu verjagen oder aus Furcht vor den Folgen des Zweifels in übereilten Schlüssen zu ersticken, wird so hart und unwürdig aburtheilen.

> Rechtschaffner Zweifel, glaubt mir, hat in sich
> Mehr Glauben, als Bekenntnisse verrathen.
> Er focht mit Zweifeln, Stärke zu gewinnen,
> Er wollte nicht, daß blind sein Urtheil sei,
> Sah seiner Brust Gespenst ins Antlitz frei
> Und schlug es nieder. So konnt' er gewinnen,
> Daß er mit stärkerm Glauben ward belohnet.

Wie wir gesehen haben, änderten Goethe's religiöse Ansichten oft ihre Richtung. Bisweilen neigte er sich zu den strengsten Sekten, bisweilen verlor er sich tief in den Skepticismus. Fräulein von Klettenberg näherte ihn dem Glaubensbekenntniß der Brüdergemeinde, aber Lavaters unbewußte Heuchelei und die bewußte Heuchelei und sittliche Versunkenheit der Priester in Italien wandelten allmälig seine Achtung vor den christlichen Kirchen in offene und bisweilen höhnische Verachtung gegen Priester und Pfaffen. In den verschiedenen Zeiten seines langen Lebens äußerte er sich so verschieden, daß ein Pietist und ein Voltairianer ihn beide als den ihrigen betrachten könnten, und beide mit demselben Scheine von Recht. Das Geheimniß dieses Widerspruchs löst sich einfach: er hatte ein tiefes religiöses Gefühl, und zugleich hegte er den schärfsten Zweifel gegen die meisten positiven Glaubenslehren. So kam es, daß er gegen die Angriffe der Encyklopädisten das Christenthum immer vertheidigte; aber wenn ihm bibelgläubige Christen ihren Glauben aufdrängen wollten, so verletzte ihn das, und er wies sie mit einer „nicht-christlichen“ Erwiederung ab. Gegen die Encyklopädisten richtet sich seine Aeußerung: „Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich“; auch das tiefe und fruchtbare Wort: „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben“ gehört hierher: wir sind nicht frei, heißt das, wenn wir nichts Höheres über uns anerkennen, sondern wenn wir es anerkennen, und indem wir beweisen, daß ein Höheres in uns lebt, in Demuth uns erhöhen *).

Andrerseits setzte er der dogmatischen Anschauung als Grundregel entgegen, daß alle Vorstellungen von der Gottheit nothwendig unsere individuellen Vorstellungen sein müssen, die für uns Geltung haben, aber nicht gleichmäßig für andere. Jeder hat seine eigene Religion, muß sie als individuellen Besitz haben: ihr sei jeder treu, das wirkt viel mehr, als wenn sich einer dem andern anzupassen sucht!

> Im Innern ist ein Universum auch;
> Daher der Völker löblicher Gebrauch,
> Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
> Er Gott, ja seinen Gott benennt.

„Ich glaube an Gott, sagt er, das ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“ Er erklärte sich im tiefsten Sinne des Worts für einen Protestanten, und als solcher wollte er sich „die Freiheit erhalten, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.“ .....

Von Gott hatte Goethe dieselbe Vorstellung wie Spinoza, er war Pantheist, nur war sein Pantheismus kein mathematischer wie der Spinoza's, sondern ein poetischer. Das ganze Universum nahm er als göttlich, nicht als eine leblose Masse, sondern als die lebendige Offenbarung göttlicher Thatkraft, die immer fort sich wirksam erweist. Paulus sagt, Gott lebt in allen Dingen und alles lebt in ihm. Die Wissenschaft lehrt uns immer aufs neue und nachdrücklich, daß die Welt stets im Werden ist. Die Schöpfung geht fort; nicht ist die Welt ein für allemal geschaffen als ein fertiges Ding, das sich nun vergnüglich ansieht, sie ist geschaffen und wird immer noch geschaffen. Die Urkräfte des Lebens sind so frisch und stark wie vor Ewigkeiten und wirken unter neuen Formen durch höhere und immer höhere Wandlungen fort.

Goethe's Religion war überwiegend concret, fromm verehrte er die Wirklichkeit; er hielt die Wirklichkeit an sich für heiliger, als die Dichtung sie je machen könnte. Die Menschennatur war ihm etwas Heiliges und der Menschenleib ein Tempel des Heiligen. Das ist eine griechische Anschauung, aber auch der Lehre Spinoza's verwandt. Wie dieser die Menschennatur zu begreifen strebte, statt wie andere sie zu verwünschen oder zu verspotten, so strebte auch Goethe vor allem die Außenwelt zu begreifen, weil sie ihm göttliche Offenbarung war. Der geheimnißvolle Wechsel von Geburt und Tod, die zarten Regungen des Lebendigen, wie es sich erschließt und jedes nach seiner Ordnung sich entwickelt, die immerwährende Bewegung am „Webstuhl der Zeit“, welcher „der Gottheit lebendiges Kleid wirkt“ —

*) Als ein Beispiel von der Uebereinstimmung Goethe's und Schiller's in ihren sittlichen Anschauungen und zugleich als bezeichnende Probe der Verschiedenheit ihrer Ausdrucksweise stelle ich die Verse her, mit denen Schiller genau denselben Gedanken ausgedrückt hat:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
>
> Des Gesetzes strenge Fessel bindet
> Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
> Mit des Menschen Widerstand verschwindet
> Auch des Gottes Majestät.

Anm. des Uebersetzers.

darin war für ihn das ewig neue Gotteswort. Die Gewißheit der Einheit des Menschengeistes mit der Welt war die Grundlage wie seiner Weltanschauung im Allgemeinen, so auch seiner religiösen Ueberzeugung.

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken;
> Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?! —

In diesem kurzen Worte ist Goethe's religiöse Grundanschauung zwar natürlich nicht erschöpft, aber im kleinsten Raum klar abgespiegelt.

Mit der Auffassung von Gott hing seine sittliche Anschauung eng zusammen. Sein Gottesdienst war Naturdienst, seine Sittenlehre eine Idealisirung der Menschheit. Der Mensch war ihm die höchste Offenbarung des Göttlichen auf Erden, und darum die höchste Offenbarung der Menschheit sein sittliches Ideal. Zuerst müssen wir entsagen, uns auf das Mögliche beschränken lernen; in dieser ersten Beschränkung liegt dann der Keim zur Aufopferung für unsere Mitmenschen, und aus der Liebe zu unsern Mitmenschen entspringt wahre Frömmigkeit. „Wie gewisse Naturerscheinungen, vom sittlichen Standpunkte angesehen, uns zu der Annahme zwingen, daß es ein ursprüngliches Böses giebt, so (sagt er) zwingen uns wieder manche andere Erscheinungen zu der Annahme eines ursprünglichen Guten. Wenn diese Quelle des Guten ins Leben einströmt, so nennen wir sie Frömmigkeit, wie es die Alten thaten, die sie als die Grundlage aller Tugend ansahen. Sie ist die Kraft, welche der Selbstsucht das Gegengewicht hält, und wenn sie durch ein Wunder plötzlich für einen Augenblick in allen Menschen wirksam sein könnte, so wäre die Erde auf einmal von allem Bösen frei.“

Es würde ein Leichtes sein, aus seinen Werken eine Reihe von Sätzen zusammenzustellen, in denen sich die edelste Sittlichkeit ausspricht; aber seine Werke sind durchweg mit einer Sittlichkeit gesättigt, die zu jedem unbefangenen Herzen spricht, und zeichnen sich mehr noch durch die Freiheit von allen gemeinen, niedrigen, selbstsüchtigen und engherzigen Gedanken aus, als daß sie unmittelbar Moral lehrten. Das Gerede von Unsittlichkeit, welches sich bisweilen gegen sie erhoben hat, stammt nur von jener Lieblosigkeit, die jeden Andersdenkenden verklagt. Wer Goethe's Werke lesen kann und nicht fühlt, daß der sie geschrieben von den edelsten Empfindungen beseelt und von der reinsten Liebe für die Menschheit durchglüht war, dem habe ich nichts zu sagen als das Wort im Faust „Du gleichst dem Geist, den du begreifst“ *).

Wessen man ihn aber auch sonst beschuldigt haben mag, nie hat man ihm vorgeworfen, daß er jemals in dem Streben ermüdet sei, sich selbst allseitig zu entwickeln und die Bildung seiner Nation zu befördern. In dem Bilde seiner späteren Lebensjahre ist etwas wahrhaft Großartiges, so viel Ruhe und doch so viel Thätigkeit. Statt mit den Jahren zu erkalten, wird seine Theilnahme an der Welt von Jahr zu Jahr lebhafter: jede neue wissenschaftliche Entdeckung, jede neue Erscheinung in der Literatur, jeden Fortschritt der Kunst erfaßt er mit der Lernbegierde eines Kindes und ist immer bereit, mit Wort und That die Strebenden zu fördern.

*) Ich hörte in Berlin eine vorzügliche Geschichte, wie Carlyle bei einer Tischgesellschaft das niedrige Gerede über Goethe's Irreligiosität in seiner eigenthümlich sarkastischen Weise zur Ruhe brachte. Gewisse Frömmler bedauerten unter vielen Stoßseufzern, daß ein so großer Geist, ein so göttliches Genie sich nicht dem Dienste der christlichen Wahrheit gewidmet habe u. dgl. m. Carlyle schwieg eine Zeit lang, zerrte ingrimmig an seiner Serviette; die ihn kannten, sahen, daß etwas kommen würde; endlich sagte er langsam und nachdrücklich: „Meine Herren, kennen Sie die Geschichte von dem Manne, der die Sonne heruntermachte, weil er sich nicht die Cigarre daran anstecken könne?“ Diese Bombe brachte das feindliche Feuer vollständig zum Schweigen. Nicht ein Wort wurde erwidert. „Ich hätte ihn küssen mögen!“ rief der enthusiastische Künstler aus, der mir diese Geschichte erzählte. Anm. des Verfassers.

* Miranda.

(Aus dem Leben eines tollen Pädagogen.)

Von Friedrich Ehrendorf.

IX.

Es war im Frühlinge des Jahres 1814. Milde Lüfte wehten über die befreiten Gauen des Vaterlandes; die Lerchen kehrten wieder und trillerten ihre Freiheitslieder in die tiefen Thäler hinab, Tausende von flatternden Fahnen grüßten sich von einem Dorfe zum andern, von einer Stadt zur andern, und die ehernen Zungen der Glocken begleiteten die Dankgebete der glücklichen Völker.

Da schritt am Arme eines treuen Dieners ein bleicher junger Mann vor den Thüren eines der vielen Lazarethe auf und nieder, welche die blutige Vergangenheit als schreckliche Erinnerungsmale zurückgelassen hatte. Dieser Jüngling war Arthur. Der lachende Himmel und die lachende Erde in ihrem Frühlingskleide schien sich auf seinem Antlitz zu spiegeln; auch er lächelte. Aber welch ein Lächeln! Sein großes dunkles Auge war stier und ohne Ausdruck. Sein schönes Antlitz war nicht mehr der verständige Dolmetscher eines hoch gebildeten Geistes, und die unverständlichen Worte, die er sprach, ließen keinen Zweifel übrig, daß er wahnsinnig sei.

Ein halbes Jahr war vergangen, seit man ihn einem Entseelten gleich an dem Orte der Schrecken aufgefunden und der ärztlichen Pflege übergeben hatte. Aber obwohl seine Wunde geheilt und die zerrütteten Kräfte seines Körpers wieder hergestellt waren, noch vermochte sich sein Geist nicht den Banden zu entringen, die der Wahnsinn um ihn geschlungen hatte. Zwar tobte er nicht mehr wie sonst, auch überließ er sich nicht mehr dem dumpfen Brüten, doch hatte er sich nur selten und dann nur für Secunden zur Energie des Selbstbewußtseins erheben können. Die Aerzte hatten alle ihre Hoffnung auf das Frühjahr gesetzt, das ja so manche starre Bande löst, die ein eisiger Winter um die Schöpfung gelegt, und in der That schien es, daß die schlummernde Geistesthätigkeit des Kranken bereits im Ringen begriffen sei mit der dämonischen Gewalt, die sie gefesselt hielt. Würde er sonst beim Anblick des blauen Himmels, des blühenden Kirschbaumes und beim fröhlichen Geschrei der Kinder gelächelt haben, die aller Orten vor den Häusern spielten? Er fing an sich allmählich wieder auf die Welt zu besinnen, nur vermochte er nicht sich innerhalb derselben selbst wieder zu finden. Ungleich schneller erholte sich der Körper wieder und gewann seine frühere Spannkraft, und als die Aerzte ihn stark genug glaubten, einen großen Schmerz oder eine große Freude ohne den Nachtheil eines Rückfalls zu ertragen, suchten sie in seinen Papieren und Utensilien irgend einen Gegenstand, der ihn an das Vergangene erinnern konnte. Man fand das Miniatur-Porträt eines bildschönen Mädchens, das man ihm einst von der Brust genommen. Die Aerzte geben es ihm grade, als er vor einer aufgeblühten Rose kniete und sie brünstig küßte, wobei er mehrmals den Namen Miranda über sie hinweghauchte. Lange starrte er das Bild mit geistlosem Auge an, er schien es nicht mehr zu kennen, — dann griff er in seine Brust, als suche er nach etwas, das sich dort befinden müsse, — es war vielleicht früher so seine Gewohnheit gewesen, — dann setzte er sich ruhig hin und betrachtete es unverwandten Blickes. So ließen ihn seine Wärter ruhig wohl ein Paar Stunden in einer kühlen Laube sitzen. Als sie zurückkamen und nach ihm sahen, hatte er sein Haupt auf die Hand gestützt und sich über das Bild gebogen, an seinem Schluchzen aber konnten sie bemerken, daß er weine.

„Er ist gerettet“, sagten sie leise, und als sie sich ihm näherten, schob er das Bild rasch in seinen Busen. Sie redeten ihn an, aber er antwortete nicht; die Rose aber, die er vorhin so brünstig geküßt, brach er ab und nahm sie mit auf sein Zimmer. Das Bewußtsein war in dem Kranken wiedergekehrt, aber eine wehmüthige Stimmung lagerte auf ihm, er antwortete, wenn man ihn anredete, stets mit schmerzlichem Lächeln oder einem Kopfnicken. Am Anfang des Som-

mers war er ganz hergestellt, so daß er ins Bad reisen konnte; die Aerzte schlugen ihm als den passendsten Ort Flinsberg in Schlesien vor, indem sie das Meiste von dem Einfluß der Natur und der frischen Gebirgsluft für den Kranken erwarteten. Das Bad verfehlte seine heilsame Wirkung nicht, und noch denselben Herbst trat er als Major in ein preußisches Landwehr-Ulanenregiment.

Die Rückkehr Napoleons aus seiner Verbannung rief im Frühling 1815 die preußischen Heere zu neuen Kämpfen. Unter dem greisen Feldmarschall hatte von Langenau den Tag von Belle Alliance entscheiden helfen und zog nun mit dem siegreichen Heere in die Hauptstadt Frankreichs ein. Es ist bekannt, wie die große Nation, die des Despoten müde war, die Sieger in ihrer Hauptstadt empfing; Tage der Freude und glänzende Feste folgten auf die des Schreckens und der Erniedrigung. Nur Arthur nahm keinen Theil an den rauschenden Vergnügungen dieser Tage. Er war mit seiner Schwadron im Gefolge seines Königs, der mit dem Kaiser Alexander, dem Großfürsten Constantin und dem Fürsten von Schwarzenberg durch die Vorstadt St. Martin an den inneren Boulevards hin über den Platz Ludwigs XV. in den Champs élisés aufritten. Von allen Seiten ertönte das Jubelgeschrei der Pariser Bevölkerung, die nach 26 Jahren des Schreckens nun zum ersten Mal wieder unter den Auspicien fremder Gewalthaber frei aufzuathmen schien. Viele stürzten vor dem Kaiser von Rußland auf ihre Kniee, hielten sein Roß an um seine Hände, seine Kleider mit ihren Thränen zu benetzen, aber Arthur hatte keinen Sinn für diese Freude, er ritt stumm und düster neben seiner Schwadron hin, sein Herz war beklommen, eine finstere Ahnung umnachtete seine Seele.

Am Abend dieses Tages war zu Ehren der siegreichen verbündeten Fürsten Paris glänzend illuminirt. Dichte Gruppen von Menschen bildeten sich in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen. Dazwischen zeigte sich das martialische Gesicht manches verstümmelten Kriegers, der einst für den Ruhm des großen Kaisers gefochten und nun als Gaukler oder Orgeldreher mit dem Stelzfuß oder an Krücken umherhinkte und bei der lachenden Menge bettelte. Arthur wandte sich von dem einen Anblick ab, um sogleich von einem zweiten ähnlichen gefesselt zu werden; die Lustigkeit dieser Leute hatte für sein Gefühl so etwas schneidend Schmerzliches, daß er beschloß sein Quartier aufzusuchen; er eilt durch die dichten Haufen, die dem fremden Offizier ehrerbietig Platz machen; da trifft sein Ohr der kreischende Ruf eines Taschenspielers und das schallende Gelächter der gaffenden Menge. Es ist ein noch junger Mann mit bleichem Gesicht, der die Aufmerksamkeit der Umstehenden in Anspruch nimmt. Sein hölzernes Bein läßt in ihm einen ehemaligen Militär vermuthen, und die mancherlei Decorationen auf seiner Brust bestätigen diese Vermuthung ausreichend. Er schlägt so lustig das Tambourin mit den klappernden Schellen, als ob er Zeitlebens nichts Anderes getrieben hätte, und doch liegt auf dem Gesicht ein Stolz, den selbst das Elend nicht verwischen konnte. Er hatte an einem hohen Gestell ein auf grobe Leinwand gemaltes Bild, das aus mehreren Abtheilungen bestand, und suchte die Umstehenden durch allerlei Witze zu fesseln: Avancez, messieurs et mesdames! rief er ein über das andere Mal, ceci vous représente sa majesté l'empereur de la Chinè! Sa majesté très-chinoise est complètement rasé ce qui ne l'empèche pas d'être entourée de ses favoris! Avancez! avancez!

Arthur stand wie versteinert. Diese Stimme, dieses Auge war ihm bekannt — sein Herz pochte lebhaft, die Brust drohte ihm zu zerspringen, — der zerlumpte Krüppel war Anastasius!

Schweigend trat er an ihn heran und drückte ihm ein Geldstück in die Hand; der Arme sah auf, machte ein flüchtiges honneur vor dem feindlichen Offizier und steckte das Geld ein, ohne ihn zu erkennen. Er schien keine Zeit für Erinnerungen glücklicher Tage zu haben, denn er mußte die günstige Stimmung seines Publikums ausbeuten.

Aber Arthur faßte ihn am Arm und rief ihm mit dem Tone tiefen Schmerzes zu: „Nastusch, du kennst mich nicht?“

Anastasius heftete sein mattes Auge auf den Freund und sank ihm in die Arme: „Sieh“, sagte er, „das ist aus mir geworden, ein lahmgeschossener Krüppel.“

„Und Miranda“, fragte Arthur rasch.

„Miranda!“ wiederholte der Pole mit hohler Stimme. „Sie ist elender als ich.“

„Wo ist sie — um Gottes Willen — sprich, wo ist sie“, fragte Arthur.

„Du sollst sie sehen — noch diesen Abend sollst du sie sehen — deine Ankunft wird ihr wenigstens ein Lichtblick in der Nacht der Verzweiflung sein.“

Die Menge hatte sich bei dem Gespräch verlaufen, um andere Zerstreuungen aufzusuchen. Anastasius rollte sein Bild zusammen, nahm das Gestell auseinander, und so belastet schritt er mit Arthur durch eine Menge kleiner schmutziger Gassen bis zur ruette d'Arcolé. An einem finstern unheimlichen Gebäude mit niederer Hausthür angekommen, blieben die Freunde stehen, bis man auf mehrfaches Klopfen geöffnet hatte. Dann schritt man im Finstern über fünf schmale, holperige Treppen hinauf, und dicht unter dem Dache angelangt, rief er dem Freunde zu: „Wir sind am Ziele.“ Sie traten in eine kleine, nur von schwachem Mondlicht erhellte Mansarde. War es die Luft oder das Entsetzen, welches sich Arthurs bemächtigte, — es schnürte ihm mit Gewalt die Brust zusammen, er war betäubt, er konnte keinen Laut hervorbringen. An der Erde, auf einer dünnen Strohmatte lag ein weibliches Wesen, stöhnend, wie eine schwer Leidende. In ihren Armen hielt sie ein in Lumpen gehülltes Kind, während ein anderes zu ihren Häupten saß und weinte. „Siehe“, sagte Anastasius, das ist Miranda; sie wird dich nicht kennen, sei unbesorgt. Ein unseliges Geschick entriß sie dem Tode in den Wellen, wohin sie ihrem Vater und ihrer Mutter folgen wollte, das grausame Mitleid eines preußischen Soldaten erhielt sie am Leben.“

„So sind sie Beide nicht mehr?“ — fragte Arthur schmerzlich bewegt. —

„Beide nicht mehr!“ gab der Freund zur Antwort. „Mit einem Reste der französischen Armee erreichte sie nach langen Leiden Paris; aber wo waren unsere ehemaligen Freunde? Der plötzliche Wechsel der Dinge hatte sie alle, alle zerstreut. In der großen Stadt allein war sie ihrem Elend überlassen, das durch die Geburt dieses Kindes um das Doppelte vergrößert wurde.“ Arthur bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — „Zum Glück hatte ich eine geraume Zeit früher die Hauptstadt erreicht. Schon bei Somosierra hatte mir eine Kugel das Bein zerschmettert, und trotz aller ärztlichen Versuche verlor ich es nach unsäglichen Leiden. Mehrmals in Gefahr gefangen zu werden, ward ich durch das Mitleid einer jungen Französin aus Bordeaux, die ich in Barcelona kennen lernte, und die mit mir über die Grenze floh, gerettet. Die liebenswürdige Marguerite theilte das Loos des Elenden, des Bettlers — denn, bevor ich nicht Paris erreichte, konnte ich meine Ansprüche auf Pension nicht geltend machen. Aber ach, auch sie verließ mich — ein heftiges Fieber entriß sie mir unmittelbar nach der Geburt jenes Knaben, und mir blieb nichts übrig als meine Wanderung nach Paris mit dem Stelzfuß fortzusetzen. Ueberall fand ich mitleidige Menschen, die sich meiner und des Kindes annahmen, aber die wiederholten Nachrichten von den Niederlagen des Kaisers vernichteten schon unterwegs alle meine Hoffnungen. Die Bestätigung meines Elendes erhielt ich erst in Paris selbst, wo ich durch einige Landsleute den Aufenthalt Miranda's erfuhr.“

Arthur konnte vor Bewegung kein Wort hervorbringen. Das hatte alles ein so unheimlich düsteres Ansehen, was um ihn vorging; und wenn er es mit den Hoffnungen seiner Jugend verglich! — — „O“, rief er schmerzlich — „das Leben ist doch grausam.“ — „Die

Sorge um die beiden Kinder erhielt mich aufrecht, sonst würde die Verzweiflung längst meinem Leben ein Ende gemacht haben«, fuhr Anastasius fort; — aber die Festlichkeiten dieser Tage gewährten uns einige Erleichterung, da ich es verstand sie zu einigem Geldgewinn auszubeuten.«

Arthur griff unwillkürlich in die Tasche und zog seine Börse hervor. — »Nimm — um Gottes Willen, nimm, Anastasius«, sagte der Major mit flehender Miene.

Der Pole nahm das Geld und steckte es hastig ein.

Unterdessen war die Kranke auf der Strohmatte immer unruhiger geworden; sie stöhnte heftiger, sie weinte, sie hob die Hände gen Himmel und rang sie voll Verzweiflung — sie stieß halbverständliche Worte aus, die bald wie Flüche, bald wie Liebkosungen klangen, und am Ende folgte ein so wildes, entsetzliches Lachen, daß Arthur zu schwindeln begann. Die Sinne vergingen ihm, er glaubte sich selbst lachen zu hören. »Führe mich hinab Freund, ich vergehe hier vor Schmerz«, bat er endlich den Freund, und dieser nahm ihn am Arm und führte ihn die vielen finsteren Treppen hinab auf die Straße. Im Gäßchen war alles finster, als sie aber die breiteren Hauptstraßen betraten, blendete sie ein heller Lichtglanz. Volksmassen wogten auf und nieder, Carrossen rasselten vorüber, und an Tausenden von Fenstern brannten helle Kerzen. An den Ecken der Straßen standen dichte Haufen von Neugierigen, sie schienen ein Placat zu lesen. Anastasius fragte die Umstehenden, was dies zu bedeuten habe. Man antwortete kurz: die Proclamation des Municipalraths von Paris. Anastasius trat näher und las:

Einwohner von Paris!

Eure Obrigkeit würde an euch und dem Vaterlande einen Verrath begehen, wenn sie aus feigen, persönlichen Rücksichten länger die Stimme ihres Gewissens unterdrückte.

Sie ruft ihnen zu, daß ihr all das Unheil, welches auf euch gehäuft ist, einem einzigen Menschen verdankt.

Er ist es, der jedes Jahr durch die Conscription unsere Familien decimirt. Wer von uns hat nicht einen Sohn, einen Bruder, Eltern, Freunde verloren? Für wen sind alle diese Tapferen gefallen? Für ihn allein, und nicht für das Land. Und für welchen Zweck? Sie sind geopfert worden, einzig und allein geopfert dem Wahn, der Nachwelt die Erinnerung des abscheulichsten Unterdrückers zu hinterlassen, der jemals das Menschengeschlecht geknechtet hat.

Anastasius vermochte nicht weiter zu lesen, er legte sein Antlitz an die Brust des Freundes und weinte bittere Thränen. Wie viele Millionen Thränen mögen diesen gleich in jenen Tagen geweint, wie viele Flüche und Verwünschungen zum Himmel emporgestiegen sein.

Arthur trennte sich hierauf von dem Freunde mit dem Versprechen, Alles was in seinen Kräften stehe, für die Unglücklichen zu thun.

Er wandte sich an einflußreiche Personen in der Umgebung seines Königs und des Kaisers Alexanders; es wurden ihm glänzende Aussichten gemacht, in einigen Tagen sollte sich das Schicksal der unglücklichen Geschwister zu ihren Gunsten entscheiden. Arthur eilt nach der bekannten Mansarde in der ruette d'Arcolé, wie in früheren Zeiten der Bringer einer Freudebotschaft, der tröstende Engel, wie Miranda ihn einst so oft genannt — aber — die Mansarde ist geschlossen — er klopft — kein Laut vernehmbar. Von Leuten, die im Hause wohnen, erfährt Arthur, daß die junge Frau in voriger Nacht gestorben und der Pole mit den beiden Kindern auf Befehl der Polizei ausgewiesen sei. Alle Nachforschungen, die er anstellte, blieben vergebens; er hat den Freund niemals wiedergesehen....

X.

Nachdem die Kriegsstürme verhallt waren, legte von Langenau für immer den kriegerischen Schmuck ab und begab sich nach der Universität Breslau, um sich dort ausschließlich dem Studium des klassischen Alterthums zu widmen. Eine friedliche Beschäftigung, die Erziehung des Menschen zur Humanität schien ihm nun die würdigste Aufgabe des Mannes, und so wurde er unser Lehrer.

Ein lieblicher Sommermorgen lag über die Vorberge der Sudeten ausgebreitet. Auf den sanften Höhen brütete der Sonnenschein, und die stillen Wälder athmeten süßen Fichtenduft. Auf einer Anhöhe, nicht weit von der prächtigen Burg Fürstenstein, waren die Badegäste von Salzbrunn, Altwasser und Charlottenbrunn zahlreich versammelt, und prächtige Carrossen führten deren immer mehr nach dem reizenden Orte. Die Familien ließen sich an verschiedenen Orten nieder, und die schlesische und polnische Aristokratie entfaltete hier ihren ganzen Glanz. Reich betreßte Diener flogen nach den Equipagen und kehrten mit feinen Krystallgläsern und Champagnerflaschen zurück, schenkten mit leichter Grazie die Gläser voll und reichten sie auf silbernen Tragbrettern herum.

Die bürgerlichen Familien, die umhersaßen, sprachen leiser bei dieser Schaustellung des Luxus, denn der Reichthum imponirt bisweilen auch vernünftigen Leuten. Zu diesen rechnete sich denn auch der mehrerwähnte Doctor Rübsame, der an der Seite seiner Gattin sich dem Genusse der Sommerfreuden an jenem Orte überließ. An seiner Seite saß der seiner Haft im Irrenhause glücklich entsprungene von Langenau. Die Gesellschaft war im Ganzen heiter und scherzte viel. Da vernahm Rübsame plötzlich eine männliche Stimme hinter sich: »Wie alt bist du, mein Mylordchen? Drei Jahr. — Bist du denn auch treu? o ja!« u. s. w. Die Aristokratie amüsirte sich göttlich mit dem Bauchredner; nur einer, ein junger Graf, konnte nicht begreifen, warum man der crapule den Zutritt in hochadlige Kreise gestatte.

Rübsame erkannte die Stimme des Bauchredners; er wurde bleich wie der Tod, denn er fürchtete eine Scene wie die auf dem Sattelwalde. Von Langenau schien sich deren gar nicht mehr zu erinnern. Er murmelte ein Mal über das andere, als er die Stimme des Hundes täuschend nachmachen hörte, gutmüthig lächelnd: Pflastertreter — siehe da den nichtsnutzigen Gauch u. s. w. — Der Künstler kam auch an ihren Tisch. Er war viel älter geworden und sah sehr leidend aus, auch war er dies Mal allein. Rübsame entsann sich noch des Unglücks, das seine Begleiterin in jener Nacht erlitten. Von Langenau sah ihn forschend an, als suche er etwas Bekanntes in seinen Zügen. Ein Paar Mal fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich.

»Sie hatten vor einigen Jahren eine Begleiterin« fragte Rübsame den jungen Mann, »die ein schreckliches Unglück am Fuße des Sattelwaldes betroffen hat.«

»Zu dienen, gnädiger Herr«, war die Antwort, »sie ist dieselbe Nacht noch gestorben.«

»Ich habe ihr damals ein Medaillon abgenommen, das sie auf der Brust trug, und es aus Versehen eingesteckt. Ich trug es seit der Zeit stets in meinem Portemonnaie und freue mich, es Ihnen zurückerstatten zu können. Hier ist es.«

Der junge Mensch betrachtete es mit einem schmerzlichen Blick und sagte: »Es ist mein guter Vater.«

Langenau wurde immer aufmerksamer auf den Fremden. Das Durcheinander von Gedanken schien sich in seinem Kopfe zu entwirren. Er bat sich das Medaillon aus, ließ es aber mit einem Schrei zur Erde fallen, worauf er, von der heftigsten Gemüthsbewegung ergriffen, kein Wort hervorbringen konnte. Endlich, nach langem Kampfe, kam er wieder zu sich und sagte fragend: »Anastasius von Lebaldowsky?«

»Derselbe«, lautete die Antwort. Von Langenau erfuhr nun, daß Anastasius mit den Kindern von Paris aufgebrochen sei, um sich als Gaukler und Taschenspieler durch Deutschland in die Heimath seiner Väter zu schlagen, wo er bei Verwandten wenigstens für die Kinder Unterstützung zu finden hoffte. So zog er mehrere Jahre umher, bis er in Prag einer Brustkrankheit unterlag, die er sich durch eine Erkältung zugezogen. Die beiden Kinder fanden Aufnahme bei herumziehenden Musikanten, bis sie groß genug waren auf eigenen Erwerb auszugehen. Der junge Mann hatte keine Idee von seiner Abkunft, und als er sich ganz unterthänigst empfahl, um seine Kunststücke am nächsten Tische zu zeigen, wo ein reicher polnischer Magnat mit seiner Familie saß, der auf seiner Brust verschiedene russische und preußische Orden trug, verzog er nicht ein Mal eine Miene, als der Herr dem Bedienten den Befehl gab das Gesindel von seinem Tische zu jagen.

Langenau hatte indessen ruhig und still dagesessen, nur als der polnische Herr den Unglücklichen abwies, hatte er ganz leise gesagt: »Elender Gauch, gemeiner, lebendiger Fleischklumpen.« — Dann war er ganz still, ohne Abschied zu nehmen, von Rübsame hinweggegangen und in seine Wohnung zurückgekehrt, die in der Nähe lag. Die frühere Heftigkeit in seinem Gemüth machte von diesem Tage an einer stillen Trauer Platz. Nur zwei Jahre hatte er noch die Last seiner schmerzlichen Erinnerungen zu tragen, dann starb er in der Behandlung eines Arztes in S., dem der Versuch ihn zu trepaniren mißlang. Der gute Mann wurde feierlich begraben, aber auf keinen fanden wohl die Verse des Horaz, die wir an seinem Grabe sangen, bessere Anwendung als auf ihn:

Integer vitae scelerisque purus;
Non eget Mauri jaculis nec arcu
Nec venenatis gravida sagittis,
Fusce, pharetra.

Feuilleton.

Für das Händel-Denkmal.

* Im Jahre 1859 begehen wir neben dem Jubelfeste Schillers auch das unseres großen Tondichters Händel, welches richtiger ein Todtenfest genannt werden sollte; am 15. April 1859 sind es hundert Jahre, daß Händel starb. Sein Gedächtniß wird durch die Veranstaltung einer vollständigen und würdigen Gesammtausgabe seiner Werke begangen; zugleich aber soll in seiner Vaterstadt Halle ihm ein Denkmal errichtet werden, für welches bereits ein trefflich gelungenes Modell vorhanden ist. Eine Anzahl wackerer Männer ist in Halle zu einem Ausschuß zusammengetreten und unausgesetzt bemüht, den Eifer für die Sache rege zu halten und die nöthigen Kosten aufzubringen.

Das sind bekannte Dinge, die häufig an dieser Stelle erwähnt wurden, wenn von dem Fortgange der Angelegenheit die Rede war. Da man aber dergleichen nicht oft und nachdrücklich genug immer von Neuem hervorheben und betonen kann, so erinnern wir abermals an diese zu lösende Aufgabe und mahnen, daß man sie bei Zeiten löse. Es ist kein so übergroßes Werk, die Kosten für dies Denkmal aufzubringen, aber es will doch vollbracht sein, und wir müssen danach sehen, daß es in schöner und vollständiger Weise gelinge. Daher möge überall rasch Hand an das Werk gelegt werden, damit es nicht stocke und erlahme, und damit nicht wieder vorkomme, was bei den Dichterdenkmälern in Weimar sich zutrug, daß mit Mühe und Noth der Plan bis zur Ausführung gefördert wird, und daß die Deutschen daheim sich beschämen lassen von denen draußen.

Wer der Sache der Kunst nahe steht, mag sich rühren und Andere, die träge sind, wecken. Es sind Mittel genug da und leicht flüssig zu machen, wenn man es nur recht angreift. Da sollte keine Stadt zurückbleiben, jede vielmehr ihre musikalischen Kräfte aufbieten und den besten und leichtesten Weg, den der Veranstaltung geistlicher Concerte, einschlagen. Der Cäcilien-Verein in Bremen will den „Judas Maccabäus“ aufführen; die Singakademie mag sich in ähnlicher Art rühren, der Künstlerverein in seiner Weise etwas thun. Aber thut es nur ordentlich und bei Zeiten.

F. P.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Heinrich Heine's Wirken und Streben, dargestellt an seinen Werken. Von Adolf Strodtmann. — Von einem verlorenen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein von Bernhard Endrulat. — Kleine Erzählungen von Friederike Bremer. — Sabbathfeier. Roman mit einem Vorwort von Heinrich Koenig. Von Elise Polko, geb. Vogel. 2 Bde. — Graf und Priester. Ein Roman der Neuzeit. Von E. Mayer. 3 Bde. — Jerusalem. Epische Dichtung von A. Stern. — Friesische Sagen und Erzählungen. Von C. P. Hansen.

— * Die seit Langem erwartete Gesammtausgabe der Schriften von Berthold Auerbach in 20 Bänden beginnt soeben im Cotta'schen Verlage zu erscheinen.

— * In diesen Tagen erschien der vierte Band der Geschichte des Alterthums von Max Duncker; er bespricht die Geschichte Griechenlands und besonders die Verfassungen von Athen und Sparta. Duncker hat mittlerweile Halle verlassen und ist nach Tübingen in seinen neuen Wirkungskreis übergesiedelt. Soeben ist der erste Band der griechischen Geschichte von Ernst Curtius herausgegeben worden; er geht bis zu den Perserkriegen.

— * Das neue journalistische Unternehmen der deutschen Partei in Preußen, „Die preußischen Jahrbücher“, ist nunmehr gesichert und wird als Monatschrift unter der Redaction von R. Haym vom Januar ab erscheinen; ein Probeheft soll schon früher ausgegeben werden.

— * Soeben erscheint die erste Lieferung einer Geschichte der französischen Literatur seit der ersten großen Revolution von Julian Schmidt; eines Seitenstücks also zur deutschen Literaturgeschichte desselben Verfassers.

— * Musikalisches Laienthum. Von Julius Merling. Leipzig, Merseburger. — Der Verfasser behandelt in der Dialogform eine Reihe von brennenden Fragen auf dem Gebiete der Kunst, unter denen natürlich auch die Wagnerfrage ist. Herr Merling ist ein gebildeter und wohlmeinender, von der hohen Aufgabe der Kunst durchdrungener und begeisterter Mann, der in seinem Büchlein manch Körnchen Wahrheit niederlegt und mit großem Ernste sein Thema behandelt. Er hat den Zweck, die Kunstansichten gebildeter Laien und Dilettanten zu besprechen und auf die Anforderungen hinzuweisen, welche der Gebildete grade in unserer Zeit an einen Künstler zu stellen hat. Den Dilettanten sowohl als den Künstlern wird manches strenge Wort gesagt, der Unverstand und der verirrte Geschmack jener scharf gegeißelt, nicht minder aber der Dünkel und die Beschränktheit dieser, wie denn über die Themata: „Applaus und Geist der Musik, Virtuosenthum, musikalisches Urtheil“ u. s. w. viel Gutes und Richtiges gesagt, manche künstlerische Scheingröße unserer Tage erbarmungslos mitgenommen wird. Im Einzelnen läßt sich über Vieles, auf jeder Seite fast, streiten, aber im Allgemeinen muß der Unparteiische dem Verfasser Recht geben. Gegen Wagner ist er zu hart und blind eingenommen, so daß er seinen an sich begründeten Tadel zum Aeußersten treibt; ungehörig ist z. B., daß der Tannhäuser als den politischen und religiösen Ansichten Wagners zuwiderlaufend, also als Inconsequenz bezeichnet wird. Als Wagner die Oper componirte, war er Schützling des Königs von Sachsen, der seine Schulden bezahlte, und dachte nicht an Revolution.

— * Der Reichspostreiter in Ludwigsburg. Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde. Von Robert Heller. Frankfurt, Meidinger. — Nach langer Zeit finden wir einmal den Namen Robert Heller wieder auf dem Titel eines neuen Buches und werden dem einst so fleißigen und beliebten Erzähler nun wohl häufiger begegnen, denn der „Reichspostreiter“ wird als erste in einer Reihe von ausgewählten Erzählungen angekündigt. Uebrigens ist das vorliegende Buch nicht ganz neu, die Novelle stand vor Jahresfrist etwa im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“ und hatte damals, wenn wir nicht irren, den Titel „Die Landhofmeisterin.“ Die Hauptfigur, Landhofmeisterin Gräfin Würben, ist nämlich jene berüchtigte Wilhelmine von Grävenitz, die unter Eberhard Ludwig Schwaben mißhandelte, und auf deren Andenken ein Fluch ruht. Die Geschichte ist mit der bekannten Gewandtheit des Verfassers, der sie umgearbeitet hat, erzählt.

— * Seit dem October erscheint in Prag und Leipzig ein neues Journal „Kritische Blätter für Literatur und Kunst“, herausgegeben und redigirt von F. L. Kober unter Mitwirkung von Eduard Schmidt-Weissenfels, den das Programm einen als Literathistoriker allseitig bewährten Mann nennt, und „bei thätiger Theilnahme der besten kritischen Talente“. Das neue Blatt scheint in einen scharfen Gegensatz zu den „Grenzboten“ treten zu wollen, denn es beginnt mit einer heftigen Polemik gegen Julian Schmidt und seine kritische Thätigkeit. Nächstdem enthält es Besprechungen Voltaire's, der nationalen Journalistik in Böhmen, einen Artikel zur Goethe-Literatur, Wiener Mittheilungen und Notizen.

— * Der dreibändige Roman auf religiösem Hintergrunde, dessen bevorstehendes Erscheinen im Verlage von Scheube in Gotha neulich angedeutet wurde, heißt „Das Jahrhundert der Umkehr“ und soll im November in drei Bänden ausgegeben werden. Die Verlagshandlung charakterisirt Geist und Tendenz des von einem Geistlichen verfaßten Romans mit folgenden Worten: In einer Zeit, die durch die schärfsten Gegensätze zerrissen ist, tritt auffallend schroff eine kirchliche Richtung hervor, welche die gesammte Entwicklung des Jahrhunderts als einen Abfall vom Christenthum darstellt. Diese Richtung findet sich sowohl in der katholischen wie in der protestantischen Kirche. Geleitet von hierarchischen Interessen, feindselig jedem freieren geistigen Streben, geneigt zur Verfolgung Andersdenkender, ist jene kleine, aber einflußreiche Partei bemüht, den Zwang und die Autorität an die Stelle der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu setzen. Das Losungswort heißt Umkehr! Umkehr der Wissenschaft und des Lebens, Rückkehr in die goldenen Zeiten der kirchlichen Alleinherrschaft, in das romantische, selig dämmernde, feudale Mittelalter. Selbst anerkannt kirchlich gesinnte Männer, wie der berühmte Verfasser der „Zeichen der Zeit“, sind mit Entrüstung gegen ein solches Treiben aufgetreten und haben das gute Recht der Geistesfreiheit und des Fortschritts gegen jene Herolde und Fahnenträger des Rückschritts vertheidigt. Den Protesten gegen diese Parteibestrebungen schließt sich dieser Roman an, indem an seinem Helden die Umkehr mit allen ihren Consequenzen nachgewiesen und der Beweis gegeben wird, daß jene Tendenzen an der Klippe der Nichtachtung der Zeit und ihrer Verhältnisse scheitern müssen; wie man den Inhalt der „Zeichen der Zeit“ in die Worte zusammengefaßt hat: „Ihr steuert falsch, ihr führt das Schiff der Kirche aus dem Strom des geschichtlichen Lebens heraus, worin es allein wohl segelt, und wenn ihr nicht bei Zeiten einlenkt, so werdet ihr bei Zeiten stranden.

— * Der bekannte Reisende und Naturforscher Moritz Wagner verläßt noch in diesem Monate Deutschland und begiebt sich nach Peru, um seine amerikanischen Wanderungen wieder aufzunehmen. In seiner Begleitung wird nach Münchener Berichten Frau von Hormayr sich befinden.

— * Herr Dr. Karl Seifart hat seinen Aufenthalt in Göttingen aufgegeben und sich wieder in seiner Vaterstadt Hildesheim angesiedelt, wo die Redaction der im Gerstenbergischen Verlage herauskommenden „Hildesheimer allgemeinen Zeitung“ von ihm übernommen worden ist.

— * In der Eisenhütte Lauchhammer ist vor Kurzem der Guß des Standbildes für den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen, welches 1858 in Jena beim Jubiläum der Universität aufgestellt werden soll, erfolgt und vollkommen gelungen.

— * Der Kaiser Napoleon soll die Absicht haben auf dem berühmten Attila-Schlachtfelde bei Chalons, wo er ein Lager abgehalten hat, ein Denkmal zu errichten, auf dessen Höhe die Statuen des römischen Feldherrn Aëtius und des Westgothenkönigs Theodorich, der Sieger von Chalons, prangen sollen.

—* Der diesjährige Cyclus der Gewandhausconcerte in Leipzig ist unter der Leitung von Rietz mit Beethovens dritter Symphonie (eroica, Es dur), der Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt“ von Mendelssohn und mit Solovorträgen auf dem Pianoforte von Hans von Bülow eröffnet worden.

—* Die Heerverhältnisse in Indien. Es war schon die Rede von der ausführlichen Besprechung des britischen Indiens und seiner Verhältnisse in den „geographischen Mittheilungen“ von Petermann. Ein Abschnitt handelt auch von den nunmehr vollständig über den Haufen geworfenen Militär-Verhältnissen Indiens. Nach amtlichen Angaben betrug die Gesammtstärke der in den britischen Besitzungen stationirten Armee in runder Zahl 290,000 Mann. Davon sind 30,000 königliche Truppen (nur Europäer) und 260,000 Truppen der ostindischen Compagnie. Die letzteren bestehen wieder aus 20,000 Europäern und 240,000 Eingeborenen. Dazu kommen noch die Contingent-Truppen der einheimischen Staaten, die von britischen Offizieren befehligt werden und der britischen Regierung vertragsmäßig zu Gebote stehen. Es sind dies 32,311 Mann. Außerdem unterhalten noch viele einheimische Fürsten irreguläre oder leichte Truppen aller Gattungen, deren Anzahl in ganz Indien gegen 400,000 Mann beträgt. Da auch diese irregulären Truppen den eingegangenen Verträgen zu Folge in speziellen Fällen den Zwecken der indo-britischen Regierung dienen müssen, so hat die letztere eine disponible Macht von 720,000 Mann. Wie gering aber selbst diese Macht im Verhältniß zur Größe der Bevölkerung ist, geht am besten aus der Vergleichung mit anderen Staaten hervor. Es kommt ein Soldat in Preußen auf 81 Einwohner, in Rußland auf 83 Einwohner, in Frankreich und Oesterreich auf 98 Einwohner, in den britischen Besitzungen in Indien (bei einer Gesammtbevölkerung von 170 Millionen) auf 438 Einwohner. Zählt man aber nur die europäischen Truppen in Indien, so kommt 1 Mann auf 2541 Einwohner. Alsdann ist das Verhältniß noch ungünstiger, als selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo 1 Mann des stehenden Heeres auf 1822 Einwohner kommt. Und selbst wenn wir die Contingente und irregulären Truppen der einheimischen Staaten mit in Rechnung bringen, verhält sich die Zahl der Truppen zu der der Gesammtbevölkerung immer nur wie 1:232. Die britische Regierung hat dieses Mißverhältniß schon häufig in ernste Erwägung gezogen, aber der finanzielle Zustand Indiens verhinderte bisher immer eine zweckentsprechende Aenderung, da schon jetzt die Unterhaltung der indischen Armee in Friedenszeiten jährlich etwa 10 Millionen Pfund Sterling kostet. Hinsichtlich der Waffenfähigkeit der Bewohner könnten die einheimischen Truppen bedeutend vermehrt werden, denn man kann rechnen, daß Indien etwa 15,750,000 Männer zwischen 20 und 40 Jahren zählt, was nach europäischem Maßstab 1,575,000 Mann Soldaten geben würde. Diese Militärmacht zerfällt in drei gesonderte Armeen, je eine für jede Präsidentschaft, doch stehen sie alle drei unter dem Oberbefehl des Commandanten der Armee von Bengalen. Nach Thornton hat die Armee von Madras eine Gesammtstärke von 57,000 Mann und die von Bombay von 59,000 Mann, so daß für für die Präsidentschaft Bengalen 174,000 Mann bleiben.

—* Zur Erinnerung an das Kriegsjahr 1809. Der oldenburgische Major L. von Weltzien hat kürzlich ein Buch herausgegeben, welches betitelt ist: „Militärische Studien aus Oldenburgs Vorzeit und Geschichte des oldenburgischen Contingents“ (Oldenburg, Schulzesche Buchhandlung) und bereits in mehreren Blättern als eine nicht bloß für Offiziere und oldenburgische Leser, sondern auch für das größere Publikum interessante und werthvolle Schrift bezeichnet ist. Der Verfasser geht mit seinem Stoffe soweit in die Geschichte zurück, als diese das gestattet, also bis zur Anwesenheit der Römer in den Gegenden der Weser, und skizzirt kurz die Zustände, namentlich die Wehrverfassung bis zur Auflösung des fränkischen Reiches. Das Fürstenhaus Oldenburg ist bis auf den Grafen Christian den Streitbaren, einen angeblichen Abkömmling Wittekinds, und somit bis in die Zeit des Friedrich Rothbart zurückzuführen; er war einer der Gegner Heinrichs des Löwen. Nun wird die Geschichte Oldenburgs klarer und inhaltreicher, der Kampf gegen die Stedinger im 13. Jahrhundert ist allbekannt; hier beginnt daher die ausführlichere Schilderung des Buches, das sich als eine fleißige Monographie erweist, die mit besonderer Vorliebe, wie das erklärlich ist, bei den eigentlich militärischen Dingen verweilt. Von allgemeinerem Interesse ist besonders einer der letzten Abschnitte, welcher die Antheilnahme des oldenburgischen Contingents an den Kriegen in Schleswig-Holstein mit besonderer Vorliebe behandelt; hier finden wir denn namentlich das Gefecht bei den Düppeler Höhen und die einst so viel besprochene keke Waffenthat des Hauptmanns Schlarbaum ausführlich erzählt. In dem Buche blätternd, stießen wir in dem Capitel, das von den napoleonischen Kriegen handelt, auf eine Stelle, wo mit etwas mehr Genauigkeit, als man in den geläufigen Geschichtswerken zu finden pflegt, der meisterhaft durchgeführte Rückzug des Herzogs Wilhelm von Braunschweig im Jahr 1809 aus Oesterreich nach der Weser geschildert wird. Unseren Lesern wird die Mittheilung dieses Abschnitts genehm sein: „Als im Sommer des Jahres 1809 der Herzog von Braunschweig-Oels sich genöthigt sah, mit seiner tapferen Schaar nach seinem Rückzuge aus Sachsen, von seinem angestammten Erblande aus, die Nordseeküste aufzusuchen, um sich und seine Getreuen durch eine Einschiffung der gänzlichen Niederlage und Gefangennahme zu entziehen, da entfernte man rasch zur Vermeidung jeglichen Conflictes die vom Rheinbund-Contingent an der Weser stehenden Abtheilungen. Nachdem der Herzog nämlich am 1. August in dem blutigen Treffen bei dem Dorfe Oelper unweit Braunschweig dem westfälischen General Rewbel tapfer Widerstand geleistet hatte, brach er Tags darauf mit seinem etwa 2000 Mann starken Corps zur Mündung der Weser auf. Schon am 5. des Abends traf er in Delmenhorst ein, er hatte also die 22 Meilen in kaum vier Tagen zurückgelegt. Von Syke aus dirigirte der Herzog zur Täuschung des Generals Rewbel, der ihn sehr ungeschickt verfolgte, etwa 150 Mann und zwei Geschütze unter Major Korfes auf Bremen, die sich als die Avantgarde des Korps ausgeben sollten. Morgens 5 Uhr ward von Delmenhorst weiter marschirt, die Nacht zum Theil bei Huntebrück bivouakirt und Tags darauf Elsfleth und Brake erreicht, und auch sofort die Einschiffung des Korps auf den hier vorgefundenen und hiezu Tags zuvor mit Beschlag belegten und zum Auslaufen vorbereiteten Schiffen besorgt. Noch vor Ende des 7. August fuhr das Korps auf 25 Schiffen, der Herzog auf der amerikanischen Brigg the Sheeperdnes des Kapitän Porter, dem Meere und damit der Freiheit zu. Wohl suchten die Dänen an der Geeste unter General Ewald noch durch Geschützfeuer die Fahrt zu stören, doch thaten die Kugeln der kleinen Flotte keinen Schaden, und mußten sich die Dänen mit der Wegnahme zweier Böte begnügen, welche durch Ungeschick oder bösen Willen in ihrer Nähe auf einer Untiefe festfuhren. Die Mannschaft derselben, zum Theil die Dienerschaft des Herzogs, ward kriegsgefangen und kam auf die Galeeren von Cherbourg und Brest. Der General Rewbel hatte indessen bei Hoya die Weser passirt und sich von hier, durch Major Korfes getäuscht, gegen Bremen gewandt. Der Major rückte aber, nachdem er den Herzog in Sicherheit wußte, diesem am 6. in der Richtung auf Delmenhorst nach. Kaum war er eine Stunde marschirt, als er in der Gegend von Varelgraben auf die Avantgarde des Generals stieß und hier durch Kanonenschüsse zur Entwickelung einer Tirailleurlinie und zur Entgegnung des feindlichen Geschützfeuers durch einige Kartätschschüsse aus der hiezu vorgezogenen Haubitze veranlaßt ward. Die Westfalen glaubten das ganze Korps der schwarzen Schaar vor sich zu haben und da sie in dem coupirten Terrain eine Uebersicht über die eigentliche Lage der Sachen nicht leicht gewinnen konnten, so stellten sie zaghaft ihr Feuer ein. Diesen Moment benutzte der Major Korfes, um mit seiner Abtheilung (außer den ihm beigegebenen Reitern, welche er bei dem Zusammenstoß mit dem Feinde rückwärts zu seiner etwaigen Aufnahme detachirt hatte) rechts abzumarschiren, die Ochtum durch eine Furt zu passiren und so die Weser zu gewinnen. Bei dem kleinen Gefecht hatte er keine Verluste gehabt, doch kamen unterwegs sechs Mann um, von denen fünf in der Ochtum ertranken und einer beim Umwerfen des einen Geschützes in dem neben dem Wege hinlaufenden Wassergraben sein Leben einbüßte. Zum Glück fand der Major in der Nähe des Dorfes Seehausen auf der Weser einen geräumigen Weserkahn, sofort ließ er sich mit zwei Mann an diesen hinanrudern und veranlaßte den Schiffer durch Drohungen und Versprechungen seine Schaar und das eine noch brauchbar gebliebene Geschütz am 7. des Morgens früh aufzunehmen. So ward auch dieses Detachement glücklich gerettet. Während die tapfern Braunschweiger vor der Weser von sieben englischen Kriegsschiffen unter Befehl des Lord George Stewart aufgenommen wurden, war der General Rewbel am 8. des Morgens früh mit seinem gegen 4000 Mann starken Corps nach Delmenhorst gekommen. Obwohl er hier durch einen oldenburgischen Commissär und durch ein Schreiben des französischen Consuls aus Oldenburg von der Einschiffung des Herzogs in Kenntniß gesetzt ward, so ließ er sich dennoch nicht abhalten, etwa 600 Mann Infanterie und 200 Pferde nach Elsfleth zu dirigiren und noch bis zum 10. in Delmenhorst zu verbleiben, wo dann die lästigen Gäste wieder nach Bremen abzogen. Bei der eiligen Einschiffung in Elsfleth und Brake waren die Braunschweiger genöthigt gewesen, ihre Pferde (auch des Herzogs Marstall aus 20 Pferden bestehend), Fahrzeuge und viele ihrer Effekten zurückzulassen, die dann in der Hast unter den umstehenden Bewohnern gegen einen Spottpreis verschleudert wurden. Die verfolgenden westfälischen Truppen nahmen diese sämmtlichen Sachen aber als Kriegsbeute in Anspruch, und die Besitzer mußten dieselben ohne Entschädigung herausgeben. Nach den noch vorliegenden Verzeichnissen haben die verfolgenden Truppen sofort etwa die Hälfte des verkauften Materials wieder fortgenommen, der andere Theil ward später in Bremen ihnen überliefert. Obgleich für die Pferde durchschnittlich nur einige Louisd'or bezahlt war, so möchten doch wohl in dem Verkauf gegen 6000 Thaler gelöst sein, die jetzt gewissermaßen als eine der Habgier und dem Schacher auferlegte Brandschatzung den Einwohnern zur Last fielen; außer diesem Verlust werden die Kosten des Durchmarsches und der Einschiffung der Braunschweiger auf etwa 20,000 Thlr. berechnet, von denen aus der herrschaftlichen Kasse den Betreffenden nur ein sehr kleiner Theil vergütet ward. Der General Rewbel ward in Folge seiner bei dieser Verfolgung bewiesenen Unfähigkeit des Dienstes entlassen und erfrechte sich hernach zu behaupten, er habe absichtlich den Herzog entkommen lassen, ja ging sogar so weit, dem Herzog zuzumuthen, für ihn fortan zu sorgen.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ Gold.
Expedition
Beizerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschl.

Fünfter Jahrgang.

№ 43. Bremen, 25. October. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Natur und Kunst.

Von Wilhelm Meyer.

III.

Die Skulptur, wie die Malerei bildet für's Auge, die Schöpfungen der Tonkunst sind nur dem Ohre zugänglich. Wie die Natur durch Formen und Farben, aber auch durch den geistigen Ausdruck und die Seele, die aus diesen Formen und Farben spricht, den Menschen geistig anregt und zu eigenen Schöpfungen in der schönen Kunst ihn auffordert und befähigt: so regen auch die Töne, Schälle und Klänge, die theils aus der elementaren Natur, theils aus der organischen Schöpfung unser Ohr berühren, das Gemüth des Menschen an und reizen ihn zugleich zur Nachahmung d. h. zu eigenen Schöpfungen, die in der Tonkunst einen so namenlosen Zauber, eine unendliche Macht über das Gemüth ausüben.

Zwar, wenn wir die ausgebildete, kunstmäßige Musik unsers Zeitalters vor uns haben, so erscheint dieselbe im Vergleich mit dem, was von Tönen und Klängen aus der Natur uns ins Ohr fällt, wie eine Schöpfung aus Nichts; und allerdings ist das Verhältniß, in welchem die Natur zur bildenden Kunst steht, ein anderes, als dasjenige, in welchem die Naturlaute zur ausgebildeten Tonkunst stehen. In einem gewissen Sinne muß die bildende Kunst die Natur immer doch als ihre Führerin und Meisterin ansehen. Die mathematische Genauigkeit, welche die Natur in ihren Krystallisationen nicht nur, sondern großentheils auch in ihren organischen Gebilden zeigt, vermag der Künstler in seinen Schöpfungen kaum wiederzugeben. Andrerseits aber bleiben die Formen, welche die Natur bietet, und die Farben, mit denen sie sich schmückt, doch immer die Richtschnur und die Regel, welche der bildende Künstler vor Augen haben soll, ja, zum großen Theile gewährt die Natur der bildenden Kunst den Stoff, den sie verarbeitet. Darum soll der bildende Künstler denn auch, wie wir früher bereits darauf hingewiesen haben*), vor Allem und zuerst nach Naturwahrheit streben. Mag nun auch ein wesentlicher Unterschied sein zwischen der Natur und der Kunst, und die bloße Nachahmung der Natur noch nicht Kunst genannt werden können, so stellt es sich doch als Thatsache heraus, daß die Verbindungsbrücke zwischen der Natur und der bildenden Kunst eine nicht nur fort und fort gangbare, sondern auch unentbehrliche ist und bleiben muß, eine Brücke, die nicht abgebrochen werden darf, deren auch der Meister in seinem Fach, sei er Bildhauer oder Maler, fortwährend bedarf; denn wie die bildende Kunst von der Nachahmung der Natur jedenfalls ihren Ausgang genommen hat, so soll und muß auch selbst noch der vollendete Meister sich in beständigem Verkehr mit der Natur erhalten.

*) Im zweiten Abschnitt dieser Abhandlung.

Die Musik aber — das ist nicht zu verkennen —, wenn der Mensch in Betreff ihrer auch mannichfaltige Anregungen von der Natur erhalten hat, oder auch noch erhält, — die Musik hat, soweit sie Kunst ist, gleich anfangs sich mehr auf ihre eigenen Füße gestellt, ja, stellen müssen, da das Material, das sie verarbeitet, kein von der Natur unmittelbar gegebenes, sondern ein schon durch den Menschengeist vermitteltes ist. Wenngleich nun bei der Musik aus den angeführten Gründen der Entwickelungsgang bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe und Vollkommenheit nicht in einer bestimmten Parallele mit der Natur und in stetem Rückblick auf dieselbe zu verfolgen und nachzuweisen ist*), wie bei der Malerei und der Sculptur: so dürfen wir doch nicht vergessen, daß auch die Musik ein natürliches Element in sich hat, und daß auch die Kunstmusik auf natürlichen Gesetzen ruht, welche in der Akustik und in den mathematischen Gesetzen der Harmonie ihre Erklärung finden. Eben darum nun, eben weil auch die Musik ein natürliches, ein auf die Natur zurückweisendes Element enthält, so dürfte es sich auch der Mühe lohnen, von der ausgebildeten Musik auf das rohe Material, welches die Natur auch der Tonkunst dargeboten hat, ein Mal zurückzublicken und die unscheinbaren, fast unsichtbaren Fäden nachzuweisen, welche von der Natur zu ihr, der Kunst hinüberleiten.

Man könnte fragen, welcher Sinn edler sei, das Auge oder das Ohr; aber diese Frage ist jedenfalls eine ganz müßige, da wir zum geistigen Leben weder den einen, noch den anderen dieser Sinne entbehren können. Die Verschiedenheit der beiden Sinne beruht besonders darin, daß das Auge, der Sinn der Erkenntniß, unterstützt durch den Tastsinn, uns mit der Außenwelt, mit der äußeren Wirklichkeit verbindet, während das Ohr, der mehr innerliche Sinn, der Sinn des Verstandes unsren Verkehr mit der Menschenwelt vermittelt. Das Ohr ist aber auch vorzugsweise der Sinn des Gefühls und der Empfindung, darum eben der musikalische Sinn; denn die Musik wirkt zunächst auf die Empfindung des Menschen. Wie nun aber die Töne der kunstmäßigen Musik im harmonischen Zusammenklang und in melodischer Folge das Gefühl ansprechen, wie sie gleichsam die innersten Saiten der Seele berühren, und bald froh, bald traurig uns stimmen, bald eine überirdische Sehnsucht in uns wecken, bald das Herz mit süßer Wonne und innerem Behagen erfüllen: so vermögen auch schon die elementaren Töne, die Naturlaute ähnliche Wirkungen hervorzubringen. Freilich, hier zeigt sich die Natur in ihrer Ohnmacht dem Menschen gegenüber. Mit der ausgebildeten Musik können sich die Naturlaute im Entferntesten nicht messen. Sie sind nur das ganz rohe Element, welches der Menschengeist gleichsam verarbeitet und kunstmäßig formt. Dessen ungeachtet können sie, wie gesagt, eine mächtige Wirkung auf das Gefühl ausüben; denn den Mangel der Kunst ersetzen sie gewissermaßen durch ihre Unmittelbarkeit oder auch durch ihre physische Gewalt. Wenn

*) Die Musik hat dies mit der Architektur gemein, wie denn beide Künste bei aller Verschiedenheit doch wieder sehr viel Verwandtes haben. Auch die Baukunst, wo sie eigentliche Kunst wird, hat an der Natur kein so unmittelbares Vorbild, wie die bildenden Künste; weßhalb denn auch ihre Entwickelungsgeschichte nur sehr wenige Anknüpfungspunkte an die Natur gewährt.

die Musik selber die eigentlich romantische Kunst ist, wenn ihre Wirkungen sich nicht verstandesmäßig zerlegen lassen, oder doch bei dem Versuche, sie zu zergliedern immer ein Unberechenbares und Unaussprechliches zurückbleibt *): so sind wir uns dagegen beim Vernehmen der Naturlaute, je nach ihrem verschiedenen Charakter immer eines bestimmten Eindruckes bewußt; weßhalb denn auch die Sprache in ihren articulirten Lauten, in sogenannten Schallwörtern jene Naturlaute oft so glücklich nachahmt. Das Rollen und Krachen des Donners, das donnerartige Getöse eines Wasserfalls, das Getose der Brandung des Meeres, das Brausen des Sturmes, das Säuseln des Windes durch die Blätter, das Rauschen des Laubes, das Plätschern der Wellen, das Rieseln oder Murmeln des Baches, das eintönige und doch auch wieder harmonische Fallen der Wassertropfen auf den mit Wasser angefüllten Boden mancher Höhlen und Grotten, von denen die Fingalshöhle auf der Insel Staffa die bekannteste ist, der Klang geschlagener Metalle z. B. des Eisenbleches oder der Kupferplatten; und nun wiederum die Stimmen der belebten Schöpfung, der Thierwelt: das Summen der Bienen und Mücken, das Zirpen der Grillen und Heuschrecken, das Quaken der Frösche, das dumpfe Getöne der Unken, der ferne Kukuksruf, die laut schallende Stimme der Rohrdommel, das wirbelnde Lied der Lerche und alle die verschiedenartigen Stimmen der Singvögel von dem einfachen Gezwitscher der Meise bis zu den Flötentönen der Nachtigall; dann wieder die Stimmen der Vierfüßer von dem Bellen des Hundes, dem muthigen Wiehern des Pferdes bis zu dem Brummen des Bären, dem Brüllen des Stiers und dem majestätischen Brüllen des Löwen — alle diese Stimmen bilden eine gewisse natürliche Tonleiter im großen Reiche der Schöpfung, alle haben ihren bestimmten Charakter, so daß man sie unter gewisse Kategorien bringen kann. Der Eindruck, den sie hervorbringen, ist entweder ein großartig imponirender und erhabener, wie das Rollen des Donners, das Gebrüll des Löwen, oder ein friedlicher, behaglicher, wie das Plätschern der Wellen, das Rieseln des Baches, das Zwitschern der meisten Singvögel, oder auch ein gemüthlich romantischer, wie das Summen der Bienen, die trillernden Töne der Lerche, das Lied der Nachtigall; einige dieser Naturlaute machen einen tief-wehmüthigen oder auch schauerlichen Eindruck, so das nächtliche Geschrei der Eulen, das Geheul der hungrigen Wölfe, das Unkengetöne und die klagenden Töne des Singeschwans, welche letztere den Eindruck machen, als hörten wir gleichsam die seufzende Creatur, die nach Erlösung schmachtet.

Freilich, es giebt auch widerwärtige Stimmen auf der Tonleiter der organischen Schöpfung. Um von dem unmelodischen nächtlichen Gewinsel und Geheul der Katzen ganz zu geschweigen — der Lärm und das Geschrei der Brüllaffen und das unaufhörliche laute Gekrächze der Papageien in den Wäldern Südamerika's mag dem musikalischen Ohre oft unerträglich und ein Concert zum Verzweifeln sein. Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß dem Erdtheil Amerika und den Tropenländern insbesondere die lieblichen Sänger gänzlich fehlen. In Nordamerika lebt bekanntlich der eben so neckische als lieblich singende Spottvogel, die amerikanische Nachtigall. In Südamerika aber, gleichsam zur Entschädigung für jene grellen und mißlautenden Töne der Papageien und Brüllaffen hat die Natur einen gar lieblichen Sänger ins Leben gerufen, den die Peruaner den Organisten oder Flötenspieler nennen, über welchen der Bericht bei Martius also lautet: „In dem tiefsten Dunkel der Wälder lebt vereinzelt ein wunderherrlicher Sänger; man bleibt lauschend und gleichsam festgebannt stehen, wenn seine Klänge, die durchaus mit Nichts zu vergleichen sind, als mit dem Schlage kleiner Glasglocken, vielfach modulirt, allein mit der richtigsten Beobachtung der Intervallen, in eine regelmäßige Melodie vereint, aus den Baumwipfeln leise und langsam herabtönen. Es liegt etwas unbeschreiblich Sanftes, man möchte sagen, Ueberirdisches in diesem Glockenspiele, dessen Reiz durch das öde Schweigen des weiten Waldes und die Unsichtbarkeit des überaus kleinen Sängers vermehrt wird. Man möchte um keinen Preis den endlich Bemerkten tödten, den sein einfaches braunes Gefieder unter der Menge glanzvoller und vielfarbiger Tanagren und Certhien leicht übersehen läßt. — In Lima spricht man von ihm als einem der merkwürdigsten Bewohner der unbekannten Wälder im Osten, und die ältesten Beschreiber dieser Gegenden erwähnen ihn mit Bewunderung.“

Wenn aber nach der obigen Beschreibung dieser liebliche Sänger, dieses lebendige Glockenspiel beinahe schon den Uebergang macht zu der kunstmäßigen Musik, wenn andrerseits der Natur, wäre sie vollkommen lautlos und ohne jene so höchst mannichfaltigen elementarischen Töne und Klänge, ein großer Reiz fehlen würde: so können wir vielleicht mit Recht behaupten, daß die verschiedenen, von Menschen erfundenen und immer mehr vervollkommneten musikalischen Instrumente mehr oder minder jenen Naturlauten nachgebildet sind, ja daß die ganze Instrumentalmusik eine Nachahmung jener großen „Aeolsharfe der Schöpfung“ ist.

Die Erfindung sowohl der Saiten- als der Blasinstrumente, freilich in ihren ersten unvollkommenen Anfängen ist sicherlich uralt; sie gehört dem grauen Alterthum an. Das beweist die biblische Sage von Jubal, dem Stammvater aller Spieler der Laute und Schalmei (nach de Wette's Uebersetzung), davon zeugen die Mythen von Apollo, der die Cither, von Pan, der die Flöte, und von Hermes (Merkur), der die Laute erfunden haben soll. Wenn es von Hermes heißt, er habe eine Schildkrötenschale mit Saiten bezogen, so sehen wir hieraus zugleich, wie der elementare Ton — hier der Klang angespannter Schafdärme mit einem natürlichen Resonanzboden, vielleicht auch den zufälligen ersten Anstoß gegeben habe zu jener Erfindung. So sind denn auch andere Instrumente, z. B. Trompete und Horn, Trommel und Pauke, nicht nur Nachahmungen von Naturlauten, sondern die Erfindung derselben ist auch theilweise, wie die der Lyra, durch die Natur selber veranlaßt. Auch die menschliche Stimme, soweit sie nicht musikalisch ausgebildet ist, gehört der Natur an. Was die Seele anlangt, die durch den Ton der menschlichen Stimme hindurchklingt, so kann freilich kein musikalisches Instrument diesem Tonwerkzeuge vollkommen gleichkommen. Es giebt menschliche Stimmen, die beim bloßen Sprechen schon wie Musik klingen. Welches musikalische Ohr hörte nicht den entzückenden Klang einer weiblichen Silberstimme oder den sanften, rührenden Schmelz des Tenors selbst dann schon gern, wenn sie in gewöhnlicher, natürlicher Rede sich vernehmen lassen? Mag nun aber auch eine solche Stimme, wenn sie musikalisch ausgebildet ist und zum Gesange sich erhebt, das vollkommenste, das ergreifendste Tonwerkzeug sein, so sind doch die Saiteninstrumente in ihrer jetzigen Ausbildung, ich meine diejenigen, welche mit dem Bogen behandelt werden, die Geige, die Bratsche, das Violoncell und die Baßgeige, als die Repräsentanten des Soprans, der Altstimme, des Tenors und des Basses — unbeschadet der besonderen Vorzüge anderer Instrumente — vielleicht diejenigen, welche das Seelenvolle der menschlichen Stimme am glücklichsten nachzuahmen und wiederzugeben im Stande sind.

Von allen menschlichen Instrumenten ist aber gewiß, wenn nicht das vollkommenste für die Behandlung, doch das kunstvollste, das großartigste und umfassendste — die Orgel.

Der geneigte Leser des Sonntagsblattes kennt wahrscheinlich das geistvolle Gedicht von Herder „Die Orgel.“ Herder behandelt

*) Ich meine hier recht eigentlich und vorzugsweise das melodische Element der Musik, nicht die Gesetze der Harmonie. Wenn die letzteren sich freilich auf mathematische Verhältnisse und die Grundgesetze der Akustik zurückführen lassen, so daß in dieser Weise im Generalbaß und in der Lehre vom doppelten Contrapunkt Anweisungen zur Composition gegeben werden können: so ist doch vor Allem die Melodie dasjenige Element der Musik, in welchem sich der Geist des Tonsetzers mit einer gewissen Freiheit bewegt. Wie sich hier dem Componisten keine Vorschriften geben lassen, so bleibt auch die Wirkung dieser oder jener ansprechenden Melodie, dieser oder jener genialen Composition, ja abgesehen davon selbst die Wirkung der Harmonie als solcher auf unser Ohr, ihrem innersten Wesen nach stets ein Geheimnißvolles und Unerklärliches.

in diesem Gedichte die Legende von der heiligen Cäcilie, der frommen Römerin, welche das Lied der Schöpfung zu vernehmen wünschte, wie es nach der apokryphischen Schrift des alten Testaments die drei Männer, welche der Tyrann Nebucadnezer in den feurigen Ofen hatte werfen lassen, zur Ehre Gottes hier anstimmten. Cäcilia, so erzählt die Legende, habe dieses Lied zu hören gewünscht, nicht etwa von jenen drei Märtyrern, sondern nun von der gesammten Schöpfung zur Ehre Gottes angestimmt, da keines der menschlichen Instrumente und auch die menschliche Stimme für sich allein ihr nicht zu genügen schien zur Verherrlichung Gottes. Es sei ihr hierauf die Gnade zu Theil geworden, im Zustand der Entzückung dies Lied zu vernehmen, und nachdem sie ihn gehört, diesen wundervollen Hymnus, habe sie, um in einem menschlichen Instrumente einen Nachhall desselben zu vernehmen, einem geweiheten Künstler Anleitung gegeben, jenes großartige Instrument zusammenzufügen, und so sei die Orgel entstanden.

In der Orgel — das will die Legende, das will Herder sagen — vereinigen sich alle Stimmen der Schöpfung von dem Rollen des Donners und dem Brausen des Sturmes bis zur menschlichen Stimme. Ob der Vocal- oder der Instrumentalmusik der Preis in der Tonkunst gebühre, welche von ihnen die gewaltigere und ergreifendere sei, das will ich hier dahingestellt sein lassen — so viel aber ist gewiß, daß die ganze Tonkunst gewissermaßen ein Nachhall jenes Liedes der Schöpfung, ein Nachklang jener Harmonie der Sphären *) ist, welche, soweit sie Musik sein soll, freilich mehr eine erhabene Phantasie, ein dichterisches Gleichniß, als Wirklichkeit sein mag; daß auch sie, wie alle und jede schöne Kunst, zur Ehre, zur Verherrlichung des Schöpfers dient, indem sie den göttlichen Geist, der in der Natur, wie in der Seele des Menschen wirkt und waltet, uns offenbart und zum Bewußtsein bringt.

*) Die Sonne tönt, nach alter Weise,
In Brudersphären Wettgesang.
(Anfang des Faust von Goethe.)

---

* Der alternde Goethe.

(Aus dem im Druck begriffenen zweiten Bande von Lewes' „Goethe's Leben und Schriften" in der Uebersetzung von Julius Frese.)

An der Schwelle des Alters empfing Goethe eine glänzende Huldigung von seiner Vaterstadt. In den ersten Abschnitten von Wahrheit und Dichtung hatte er von Frankfurt ein Bild gegeben, welches seinen Landsleuten sehr gefallen mußte; je höher sein Ruhm ging, desto heller wurde auch der Abglanz, der auf sie fiel, und wenn es der Nachhülfe bedurft hätte, so sorgte Frau Rath dafür, den Frankfurtern den Namen ihres berühmtesten Mitbürgers im Gedächtniß zu halten. Einmal wurde im Theater ein Stück von Goethe aufgeführt, Frau Rath fehlte nicht, und im Zwischenakt sprach sie aus ihrer Loge ganz ungenirt zu den Schauspielern auf der Bühne: sie sollten nur recht brav spielen, sie wolle es auch dem Wolfgang nach Weimar schreiben. Im Jahre 1814 kam Goethe selbst durch Frankfurt und fand dort einen Empfang, der an Voltaire's letzten Besuch in Paris erinnert. Im Theater wurde Tasso mit großer Pracht gegeben. Kaum erschien der Dichter in seiner Loge, die mit Blumen und Lorbeerkränzen geschmückt war, als das Orchester eine Symphonie von Haydn begann und das ganze Haus sich mit jubelnder Begeisterung erhob. Endlich ging der Vorgang auf, eine feierliche Stille trat ein, und ein Prolog wurde zur Begrüßung des Dichters gesprochen, an dessen Schluß der Jubel von Neuem ausbrach. Nach der Aufführung kam ein Epilog, während dessen die Lorbeerkränze von den Büsten Ariost's und Virgil's abgenommen und Goethe überreicht wurden. Als die Festlichkeit beendet war, standen in den Gängen und auf den Treppen die Schaaren seiner Verehrer, durch die er mit dankendem Lächeln hindurch schritt.

Im Jahre 1816 begann er die Zeitschrift „Kunst und Alterthum", die er bis 1828 fortführte. Sie ist ein interessantes Denkmal seiner Studien und Strebungen im hohen Alter. Auch einen merkwürdigen Wechsel in der Richtung seiner Kunstideen bekundet sie. Wir haben gesehen, wie er zu der romantischen Schule stand, wie ihn seine Natur und sein Entwicklungsgang bestimmten, den Eigenthümlichkeiten dieser Schule die Vorzüge der klassischen Kunst entgegenzustellen. Die Propyläen vertreten seine antike Richtung, in „Kunst und Alterthum" spricht sich eine gewisse Hinneigung zur Romantik aus. Die gothische Kunst, die altdeutsche Malerei und die Niederländer widerstrebten ihm nun nicht mehr; aber als (1818) die Sculpturen vom Parthenon nach England geschafft und nun in Abgüssen aller Welt bekannt wurden, da lebte die alte Begeisterung wieder auf für jene Vollendung der Form, welche das Ideal der griechischen Kunst war, und eines schönen Tages trieb es ihn plötzlich nach dem benachbarten Rudolstadt, wo er sich an den kolossalen Pferdeköpfen vom Monte Cavallo „für lange Zeit herstellte." Auch weiß Rauch aus damaliger Zeit — mit vielem Humor — von einem komischen Ausbruch Goethe's zu erzählen, als ihm der junge Rietschel sein Talent durch Verirrung auf die Abwege der Romantik zu gefährden schien. Wie würde er sich heute freuen, den Meister so ganz auf dem rechten Wege zu sehen!

So stark aber seine Abneigung gegen die Verirrungen der sogenannten christlichen Kunst auch war, er hatte doch zu viel vom Faust in sich, um sich von den Romantikern ganz fern zu halten. Mit zunehmendem Alter bildete sich natürlich auch die Richtung, an die Stelle poetischer Eingebung die Reflexion des Verstandes treten zu lassen, immer stärker aus, und mit seiner alten Neigung, Versteck mit den Leuten zu spielen, wurde es nun so sehr Ernst, daß er vielleicht sich selbst eben so sehr anführte wie andere. So lange war die deutsche Nation wie versessen darauf gewesen, tiefen Sinn in Stellen seiner Werke zu entdecken, wo er selbst an verborgnen Sinn nicht entfernt gedacht; so hatte man ihn für einen Propheten erklärt, während er selbst nur Poet sein wollte: daß er nun seinerseits in die Falle ging und ein Prophet zu sein versuchte, da er nicht mehr ein so großer Dichter sein konnte, als bisher. Nun sollte jeder individuelle Vorgang seine Bedeutung haben, jede kleinste Wendung wurde wichtig. Ob der Löwe in der „Novelle" zu einer bestimmten Zeit brüllen sollte oder still sein, war ein Gegenstand langer Erwägung. Die Wanderjahre wurden eine große Rüstkammer von Symbolen, der zweite Theil des Faust eine andere. Mit stillem Behagen sah er die Kritiker der philosophischen Schule an weithergeholten Deutungen in der Erklärung seines Faust und Wilhelm Meister einander überbieten, und er war schlau genug, ihnen seine Unterstützung zu verweigern. Er sah ganze Bibliotheken mit Untersuchungen sich füllen über das, was „er gewollt habe", aber nie ließ er sich zu einer Erklärung verleiten, die diesen Untersuchungen ein Ende gemacht hätte. Vielmehr schien er geneigt, der Welt immer neue Räthsel aufzugeben. Kurz, er mystificirte das Publikum, aber sehr würdevoll, halb unbewußt, und bis auf einen gewissen Grad glaubte er selbst an seine eigene Mystification.

Im Jahre 1816 wurde Sachsen-Weimar zum Großherzogthum erhoben; der Großherzog verlieh ihm den neu gestifteten Falkenorden und erhöhte seinen Gehalt, der nun dreitausend Thaler und eine besondere Zulage für Pferde und Wagen betrug. Noch zwei andere Vorfälle sind in diesem Jahre zu bemerken. Lotte, Werther's Lotte, nun sechzig Jahr alt und Wittwe mit zwölf Kindern, besuchte ihren Dichter in Weimar. Seit ihrer Heirath hatten sie einander nicht gesehen — welch ein Wiedersehen für sie beide! welch ein seltsames Spiel von Empfindungen muß das gewesen sein, die Erinnerung an eine heiter bewegte Vergangenheit und daneben die Ueberraschung, sich gegenseitig so verändert zu finden! Wie man mir in Weimar sagte, trug Lotte trotz ihrer grauen Haare ein weißes Kleid wie früher und that halb zärtlich halb kokett, aber der alte Jupiter war nicht in der Laune für solche Anklänge aus alter Zeit und wollte von Werther's blauem Frack und Stulpenstiefeln nichts mehr wissen.

Das zweite und weit ernstere Ereigniß dieses Jahres war der Tod seiner Frau. Da die Menschen es einmal lieben, andere nach sich selbst zu beurtheilen und bei solchen Verlusten sich das ihrige zu denken, ohne weiter nach den Gefühlen des Betroffenen selbst zu fragen, so that auch hier mancher, als sei Christianens Tod für Goethe eine „glückliche Erlösung." Aber der Schlag traf ihn hart. Sie, die achtundzwanzig Jahre lang ihn geliebt und gepflegt hatte, die bei allen ihren Fehlern ihm gewesen war, was keine andere Frau, sie konnte er nicht ohne tiefen Schmerz verlieren. Er hat seiner Trauer nur an zwei Stellen Ausdruck gegeben, in den schönen Versen, die mit der Ueberschrift ihres Todestages (6. Juni) in seinen Gedichten erhalten sind

> Du versuchst, o Sonne, vergebens
> Durch die düstern Wolken zu scheinen!
> Der ganze Gewinn meines Lebens
> Ist, ihren Verlust zu beweinen —

und in einem Briefe an Zelter mit den Worten: „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will." Schon im nächsten Jahre wurde sein einsames Haus neu belebt. Sein Sohn heirathete Ottilie von Pogwisch, eine der glänzendsten und muntersten Damen Weimar's. Sie war stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und führte ihm bis zu seinem Tode den Haushalt, empfing seine vielen Gäste und stand so hoch in seiner Gunst, daß sie sich gegen ihn alles erlauben durfte. Im nächsten Jahre sang er seinem ersten Enkel (Walther) das Wiegenlied. Bald erfreute ihn ein zweiter (Wolfgang), der, wie es scheint, später sein Liebling wurde; er ließ ihn bei sich im Zimmer arbeiten und spielen und pflegte ihn sein „liebes Wölfchen" zu nennen.

Seine Ministergeschäfte waren nicht schwer, wurden aber pünktlich vollzogen. Von seinem eigenwilligen und entschlossenen Verfahren mögen zwei Anekdoten Zeugniß geben. Die eine hat er selbst mit vielem Selbstbehagen und mit Laune an Eckermann erzählt. „Die Jena'sche Bibliothek befand sich in einem sehr schlechten Zustande. Das Lokal war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet, seine Schätze gehöriger Weise zu fassen, besonders seit durch den Ankauf der Büttner'schen Bibliothek von Seiten des Großherzogs abermals 13,000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt, an Raum fehlte, sie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieserhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten müssen, allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer stand und ganz geeignet war, allen unsern Bedürfnissen auf das herrlichste abzuhelfen. Allein dieser Saal war nicht im Besitze der Bibliothek, sondern im Gebrauch der Fakultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Conferenzen benutzten. Ich wendete mich also an diese Herren mit der sehr höflichen Bitte: mir diesen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten sich die Herren nicht verstehen. Allenfalls seien sie geneigt, nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Conferenzen einen neuen Saal bauen lassen wolle, und zwar sogleich. Ich erwiderte ihnen, daß ich sehr bereit sei, ein anderes Lokal für sie herrichten zu lassen, daß ich aber einen sofortigen Neubau nicht versprechen könne. Diese meine Antwort schien aber den Herren nicht genügt zu haben. Denn als ich am andern Morgen hinschickte, um mir den Schlüssel ausbitten zu lassen, hieß es, er sei nicht zu finden. Da blieb mir weiter nichts zu thun, als eroberungsweise einzuschreiten. Ich ließ also einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. „Diese Mauer, mein Freund, sagte ich, muß sehr dick sein, denn sie trennt zwei verschiedene Wohnungspartien. Versuchet doch einmal und prüfet, wie stark sie ist." Der Maurer schritt zu Werke, und kaum hatte er fünf bis sechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Backsteine fielen und man durch die entstandene Oeffnung schon einige ehrwürdige Perrücken durchschimmern sah, womit man den Saal dekorirt hatte. „Fahrt nur fort, mein Freund, sagt' ich, ich sehe noch nicht hell genug. Genirt euch nicht und thut ganz, als ob ihr zu Hause wäret." Diese freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer so belebend, daß die Oeffnung bald groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll Bücher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und thätig dazu, daß schon in wenigen Tagen sämmtliche Bücher in ihren Repositorien in schönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und zogen sich still wieder zurück; aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tisch habe, so sind sie ganz charmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, das freilich mit seinem Einverständniß und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amüsirte es ihn königlich, und wir haben recht oft darüber gelacht. Später als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Theil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen lassen, ging es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte, daß es doch Seiner Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich auch zu diesem Schritt heimlich autorisirt hatte, antwortete sehr weise: „Ich mische mich nicht in Goethe's Angelegenheiten. Er weiß schon, was er zu thun hat, und muß sehen, wie er zurecht kommt. Gebt doch hin und sagt es ihm selbst, wenn Ihr die Courage habt."

Die andere Geschichte erzählt Luden. Im Jahre 1823 trat der weimarische Landtag zusammen und verlangte Rechnungsablage. Goethe, der an der Spitze der Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst stand, die über 11,787 Thaler zu verfügen hatte, ließ zuerst die Aufforderung zur Rechnungsablage unbeachtet, doch verlautete bald, er sei sehr ungehalten über den Landtag, daß derselbe sich herausnehme, von ihm über eine so lumpige Summe Rechnung zu verlangen. Endlich schickte er sie doch ein. Sie enthielt aber nur ein paar Zeilen: Einnahme — so viel, Ausgabe — soviel, folglich bleibt in der Kasse — soviel; unterzeichnet: Großherzogl. Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst. Goethe. Als diese Zeilen verlesen wurden, brachen einige Abgeordnete in ein lautes Lachen aus; andere machten bittere Bemerkungen und schlugen sogar vor, das Geld nicht wieder zu bewilligen, und der größte Theil des Landtages schien diesen Vorschlag um so mehr mit Freuden zu ergreifen, als die Meisten glaubten, die höchste Weisheit bestehe im Sparen. Luden suchte diesen Beschluß abzuwenden und rieth dagegen an, dem Dichter vorzustellen, daß man gar nicht zweifle, die Einnahme sei auf die beste und zweckmäßigste Weise verwendet worden, aber bei der Verwendung öffentlicher Gelder dürfe man nicht glauben, sondern müsse sehen. Von mehren Seiten wurden zwar Bedenklichkeiten erhoben: die Nachweisung der Ausgaben sei nichts, sie dürften nur für Nothwendiges und Nützliches gemacht werden; auch war die Rede von Spielereien, von Werken des Luxus, von Begünstigungen und ungebührlichen Besoldungen. Indeß ging der Beschluß durch und wurde dem Ministerium übergeben. Obgleich die Sitzungen des Land-

tags damals nicht öffentlich waren, so machte man aus den Verhandlungen doch kein Geheimniß, und bald waren denn auch diese bekannt genug. Goethe gerieth in heftigen Zorn; so lange hatte er dictatorisch gewaltet, ohne fremde Einsprache, und daß nun der Landtag seine Handlungen beaufsichtigen und bemängeln wollte, reizte ihn aufs höchste. Auch waren, trotz seines Unrechts, der Großherzog und die Großherzogin nicht geneigt, gegen ihn Partei zu nehmen. Karl August nahm mit dem Landtagsmarschall Rücksprache, die Großherzogin hatte mit Luden eine Unterredung, welche dieser mit folgenden Worten wiedererzählt. „Sie sprach zu mir mit derselben Feinheit und der edelsten Einfachheit, mit welcher sie so mächtig zu imponiren, mit welcher sie selbst Napoleon's Zorn zu bändigen vermochte. Es wäre doch recht übel, sagte sie, wenn unsere freundlichen Verhältnisse gestört werden sollten. Es würde mir um so unangenehmer sein, da es, wie ich fürchte, auch den Großherzog verstimmen möchte. Der Landtag ist unleugbar in seinem Rechte; aber der geheime Rath Goethe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er im Unrecht sei. Außer oder über dem geschriebenen Rechte giebt es ja noch ein anderes Recht; das ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei. (Luden bejahte das.) Also kann nur noch gefragt werden, ob es gut oder zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der geheime Rath Goethe zur Welt, zu unserm Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Anderen das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden. Ich verstehe natürlich die Dinge nicht und bin weit entfernt, Jemanden rechtfertigen zu wollen; mein Wunsch ist nur, daß die freundlichen Verhältnisse unter uns erhalten und dem alten Herrn geheimen Rathe eine Verdrießlichkeit erspart werden möchte. Wie das zu bewirken, weiß ich freilich nicht. Die Besorgniß des Landtags aber, daß andere Behörden oder deren Vorsteher sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung specieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl auch nicht sehr groß. Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden."

Mit Döbereiner verfolgte er in jenen Jahren alle neuen Erscheinungen, welche die fortschreitende Chemie der erstaunten Welt vorführte. Auch bereitete er seine Schriften über Morphologie für den Druck vor, studirte griechische Mythologie, englische Literatur und gothische Kunst. Byron's Manfred besprach er in „Kunst und Alterthum" und begrüßte den großen Dichter voll Begeisterung als die größte Erscheinung der neueren Zeit. Walter Scott las er mit stets wachsender Bewunderung. Homer, den er immer mit Liebe getrieben hatte, gewann nun für ihn wieder die Individualität, die ihm Friedrich August Wolff eine Zeit lang zerstört hatte*); Schubarth's Ideen über Homer bekehrten ihn wieder zum Glauben an die persönliche Existenz des „blinden alten Manns auf Chios' Felsenstrand." Malerei, Sculptur, Baukunst, Geologie, Meteorologie, Anatomie, Optik, orientalische und englische Literatur, Calderon und die französischen Romantiker — das alles nahm abwechselnd seine unerschöpfliche Thätigkeit in Anspruch. „Das Leben, sagte er, gleicht doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt." Wer die letzten Jahre, die ihm von einem langen Leben noch übrig waren, so würdig zu benutzen verstand, dem müssen sie in der That kostbar gewesen sein. Je älter er wurde, desto fleißiger arbeitete er. In Gesellschaft ging er nur wenig, zu Hofe sehr selten. Statt dessen kam der Hof zu ihm. Einmal jede Woche besuchte ihn die Großherzogin; bisweilen brachte sie einen fürstlichen Gast mit, z. B. den Großfürsten (nachherigen Kaiser) Nikolaus und den König von Würtemberg. Er hielt für diesen Besuch immer etwas Neues und Interessantes in Bereitschaft und hatte ihn doppelt gern, weil er für die Großherzogin eine zärtliche Achtung empfand und seine Freude daran hatte, ihr an Stichen, Medaillen, Büchern, Gedichten oder naturwissenschaftlichen Dingen etwas Neues vorlegen zu können. Karl August kam oft zu ihm, aber nicht an bestimmten Tagen. Er pflegte ohne Weiteres in das einfache Arbeitszimmer einzutreten und mit dem Dichter wie mit einem Bruder zu plaudern. Eines Tages war ein Student aus Jena bei Goethe; da trat ein ältlicher Herr unangemeldet herein und setzte sich still auf einen Stuhl; der Student ließ sich in seiner Rede nicht stören; als er fertig war, sagte Goethe ruhig: „aber ich muß die Herren mit einander bekannt machen; Seine königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar, Herr N. N., Student aus Jena." Ob der Student wohl je die Verlegenheit dieses Augenblicks vergessen hat?

*) Erst die Gesundheit des Manns, der, endlich vom Namen Homers
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Hegel zur Zeit der Franzosenherrschaft.

* Unsere Leser werden sich gefreut haben über die Wärme, mit welcher Lewes die Sache Goethe's gegenüber den Beschuldigungen des undeutschen Wesens und der Feigheit führt. Man vergleicht den großen Dichter gern mit dem großen Philosophen, der um jene Zeit sein kühnes Gedankengebäude aufrichtete, mit Hegel. Erstreckt sich dieser Vergleich auch auf das Verhalten beider Männer in der deutschen Sache zur Zeit der Franzosenherrschaft, so fällt er nicht zu Gunsten Hegels aus, der damals keineswegs durchweg gut deutsch sich benahm. In einem Werke über Hegel von Haym, das in diesen Tagen erscheint, (Hegel und seine Zeit, Vorlesungen über Entstehung und Entwickelung, Wesen und Werth der Hegelschen Philosophie), wird darauf hingewiesen, und die „Grenzboten" theilen die betreffende Stelle mit, indem sie dieselbe mit Bemerkungen über Persönlichkeiten und Stimmungen jener Zeit begleiten. Wo Haym von dem ersten Hauptwerke des Philosophen, der „Phänomenologie des Geistes", spricht, welche 1806 geschrieben wurde, heißt es:

„So war das Beginnen der deutschen Philosophie, so beschaffen war die Welt, in welche die phantasirende Abstraction im Anlehnen an unsre classische Poesie zu einer Zeit sich einspann, wo ein fremder Eroberer die Macht des größten deutschen Staates gebrochen hatte, wo er eben im Begriff stand, die zweite deutsche Macht in den Staub zu werfen und wo sich die niederträchtige und habgierige Feigheit der westlichen deutschen Fürsten ihm als Protector in die Arme geworfen hatte. In demselben Augenblicke, wo die höchste Wissenschaft den ganzen Rest der Weltgeschichte für ein heiteres Spiel des „sich in Geistesgestalt wissenden Geistes" erklärte, in demselben Augenblicke zerstampften französische Hufe den freien Boden unsres Vaterlandes, und gefolgt von dem Contingente deutscher Länder, stand Napoleon vor den Thoren Jenas. Mit pathetischer Bewunderung ist gesagt worden, daß Hegel die „Phänomenologie des Geistes" unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena vollendet habe. Und es ist wahr, eben in diesen verhängnißvollen Octobertagen sandte er die letzten Bogen seiner Arbeit an seinen Verleger nach Bamberg. Was ist dem Schauspieler Hecuba? Was lag daran, daß die Monarchie Friedrichs des Großen niedergestreckt wurde, und daß die „gemüthlose Tyrannei des Auslandes" sich in unseren deutschen Gauen befestigte, wenn es nur der Welt nicht verhalten blieb, daß die „Substanz zugleich Subject" sei, und daß, aus dem absoluten Wissen neugeboren, der Geist in seinem eigenen reinen Aether sich zu vollendeter Gestaltung bereite? Die Briefe an Niethammer, mit denen Hegel seine Manuscriptsendungen begleitete, drückten — um die Worte seines Biographen zu brauchen — seine „grenzenlose Besorgniß" über den

möglichen Untergang seiner mühsamen Arbeit aus. Einer dieser Briefe trägt das Datum des Tages vor der Entscheidungsschlacht. Es war der Tag, an welchem der Usurpator in den Mauern von Jena eingetroffen war. Er hatte ihn gesehen, den Mann, welcher seinem Vaterlande dasselbe Schicksal brachte wie Philipp von Macedonien den Griechen. Ich habe, schrieb Hegel, den Kaiser, „diese Weltseele“, gesehen. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern.“ Und er bewunderte nicht bloß den einen Mann, sondern die ganze Nation. In der Geschichte des Tages sah er, wie er ein Vierteljahr später schreibt, den überzeugenden Beweis davon, „daß Bildung über Rohheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davonträgt.“ „Wie ich schon früher that“, so fügte er jenen Aeußerungen in dem Briefe an Niethammer hinzu, so wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann. So wird unsere Gegend von diesem Schwall bald befreit werden.“

Es ist gleich schmerzlich, diese scrupellos kalten Worte zu referiren, wie sie zu beurtheilen und zu erklären. Denn ohne Zweifel, es wäre im höchsten Grade unbillig, Hegel allein und persönlich für ihre Schmach verantwortlich zu machen. Als der Angehörige eines kleinen und despotisch regierten deutschen Staates hatte er zwar lebhaft die Sehnsucht, aber niemals die Befriedigung empfunden, einem großen gemeinsamen Vaterlande anzugehören. Der Verfall des deutschen Reiches schrieb sich nicht erst von heute und gestern her, und die Deutschen hatten aufgehört, staatlich verbunden zu sein, ehe Napoleons Hand die morschen Bande vollends in Stücke riß. Niemand hatte hierüber eine klarere Einsicht, niemand hatte diese Zustände, niemand auch die damit zusammenhangende „Verschlossenheit und Dumpfheit“ der Deutschen und ihre „Trägheit gegen die Wirklichkeit“ treffender charakterisirt als Hegel. Allein seine Einsicht war eben Einsicht geblieben, und seine Kritik stand mitten in dem Elemente, welches sie kritisirte. Die Bemerkungen, die er über den Charakter der Deutschen machte, wurden immer sarkastischer, seit er sich aus dem Schmerz über die Staatslosigkeit Deutschlands in sein „System der Sittlichkeit“ geflüchtet hatte. Er spottete der Deutschen, wie Platon der Athener spottete. Er bewunderte den Corsen, wie Aristoteles den Macedonier bewunderte. Er theilte das Schicksal und die Thorheit einiger der Besten seiner eignen Zeitgenossen. Wo Hegel stand, ebenda stand auch Goethe. Abgedrängt von dem Boden gesunder nationaler und politischer Entwickelung hatte sich der deutsche Geist eine Heimath in der Welt der Ideen gesucht. In dieser Welt hatte er das Herrlichste und Glänzendste, ein Pantheon von Bildern und Gedanken, gegründet. Er schwelgte in der Phantasieversöhnung von Idealem und Realem. Wenn er hier dennoch etwas vermißte, so war es die Wahrheit der Wirklichkeit und der Macht. Etwas Mächtigeres aber als dieser neue Welteroberer war lange nicht unter den Menschen gesehen worden. So kam es, daß wir nicht vertheidigten, was uns nicht am Herzen lag, daß wir uns dagegen leicht mit der heroischen Größe versöhnten, die wir im Reiche unsrer Ideen unterbringen, die der Dichter sich als das personificirte Schicksal vorstellen, der Philosoph sich als die auf einem Pferde sitzende Weltseele construiren konnte.

Allein wie sehr diese Erklärung den Einzelnen entschuldigen mag, der mit der Mehrzahl der Nation fehlte: sie wird nur desto mehr zur Kritik einer Geistesform und einer Gedankenweise, die eine so verzaubernde Wirkung übte. Es lag eine tiefe Ironie darin, daß der „absolute Idealismus“ sich in Bewunderung an einen Mann wegwerfen mußte, welcher Zeit seines Lebens die tiefste Verachtung gegen alle Ideologie bekannte. Es lag eine schwerere Ironie darin, daß gerade diese Philosophie mit so unterwerfungsbereiter und unpatriotischer Gesinnung gepaart sein mußte, — diese Philosophie, die ihr Staatsbild nach dem Muster jener edlen und freien Gemeinwesen entworfen hatte, in denen der Einzelne sich in lebendigem Zusammenhange mit dem Ganzen fühlte, — gerade diese Philosophie, welche nach der Weise des alten Athen und Sparta den Staat auf den Grund des Nationalgefühls gestellt wissen wollte, und welche so schön von der „Schwäche der Sittlichkeit“ zu reden verstand, die mit der formellen Kultur Hand in Hand gehe, die „das Unglück und die Schmach des Verlustes der Selbständigkeit dem Kampf und dem Tode vorziehe.“ — Es gab einen andern Philosophen, dessen Idealismus dem Hegelschen an Schärfe nichts nachgab und dessen Staatsbild nicht die Schönheit der alten Republiken wiederspiegelte. Aber Fichtes große Seele wallte auf bei der Schmach des zertretenen Vaterlandes. Zur Seite warf er die staubige Metaphysik, und seine männliche Rede wurde zum Weckeruf des eingeschlummerten Nationalgefühls. Das macht: der Idealismus Fichtes war bittrer Ernst; er war erwachsen auf der Wurzel des Charakters, des Gefühls der Selbständigkeit und der Freiheit: — der Idealismus Hegels war ein Produkt der Aesthetik und des Verstandes, der sich durch die Aesthetik ein gutes Gewissen machte. Darum hielt der letztere die Probe der Wirklichkeit nicht aus. Das Unglück des Vaterlandes prostituirte seine Ideale. Er wäre schon durch die folgende Erhebung unserer Nation zu Schanden geworden, wenn nicht diese Erhebung alsbald in eine neue Knechtschaft und in die Lüge der Restauration umgeschlagen wäre.“

Hier muß nun hinzugefügt werden, daß Fichte allerdings im entscheidenden Augenblick dem vaterländischen Gefühl Raum gab, aber nicht grade infolge seines philosophischen Idealismus. Er hatte vielmehr wenige Jahre vorher aus jenem Idealismus das Gegentheil entwickelt, er hatte behauptet, mit bestimmtem Hinblick auf die Fortschritte der Franzosen, daß in dem Kampf zweier Staaten, wenn der eine derselben durch seine Schwäche sich mit Recht den Untergang zuzöge, der sonnenverwandte Geist die Vorurtheile des Patriotismus aufgeben und sich dem andern jüngern, kräftigern anschließen müsse. Wenn er in den Reden an die deutsche Nation eine bessere Ueberzeugung vertrat, so war es nicht sein Verstand, der ihn bestimmte, sondern sein Herz, wobei er es freilich sehr geschickt anzufangen wußte, für die Eingebungen seines Herzens nachträglich die logische Rechtfertigung zu finden. — Hegel war im Lauf der Ereignisse noch eine schlimmere Rolle vorbehalten. Er wurde nach Bamberg berufen, um dort eine Zeitung zu redigiren; über diese spricht sich Haym folgendermaßen aus.

„Um alles zu sagen: diese Zeitung wurde von Hegel so gut redigirt, wie eine schlechte Zeitung irgend redigirt werden kann. Denn schlecht war dieselbe nach jedem höheren Maßstabe, den man an ein politisches Blatt anzulegen berechtigt ist, schlecht war sie insbesondere nach ihrer Tendenz und Gesinnung. Sie war nicht ein Organ, in welchem die öffentliche Meinung geleitet wird, indem sie sich ausspricht. Sie referirte, aber sie wollte weder, noch durfte sie raisonniren. Sie enthält keinen leitenden Artikel. Und gut vielleicht, daß sie hierzu weder Erlaubniß noch Versuchung hatte. Schmählich genug, daß sie in der Form der reinen Thatsächlichkeit die Dienerin des einen Interesses war, für welches eine deutsche Feder sich nie hätte finden sollen. Nur einmal, in einem polemischen Artikel, hören wir den Redacteur selbst und ausdrücklich für seine politische Ansicht eintreten: es geschieht, um diejenige Gesinnung mit dem Spottnamen eines „nordgermanischen Patriotismus“ zu bezeichnen, welche nachmals die Befreiung des Vaterlandes von französischer Herrschaft durchgesetzt hat. Allein dieselbe Ansicht beherrscht den Ton und die Haltung des Ganzen, dieselbe Ansicht giebt der scheinbaren Unparteilichkeit so wie der wirklichen Gründlichkeit der Berichterstattung ihre Färbung. Die Bamberger Zeitung war unter Hegels Leitung eine mit dem Ordnungssinn, der Treue und der Trockenheit deutscher Gelehrsamkeit geschriebene napoleonische Zeitung. Das Interesse, was sie vertrat, war in erster Linie das französische, in zweiter Linie das baierische. Die Raisonnements des Moniteur, die imperialistische Phraseologie der officiellen und officiösen Blätter, der überschwengliche Stil der Napoleonisten: das alles geht unverändert in die Spalten der löschpapiernen deutschen Miniaturzeitung über. Ich meinestheils habe nichts darin finden können, was ein „warmes Interesse für das Geschick Preußens und seines Herrscherthrones“ verriethe. Ohne zu suchen findet man auf jeder Seite die tausendfach in der commandirten Presse wiederhallenden Lobhudeleien des großen Kaisers und Feldherrn, seiner gekrönten und ungekrönten Creaturen und Werkzeuge.

„Daß es in Baiern und unter dem allmächtigen Einflusse Napoleons unmöglich war anders zu schreiben, ist nur zu gewiß. Was jeder zu gewärtigen habe, der es sich beikommen lassen sollte, eine indiscrete Sprache zu führen, konnte Hegel selbst gleich zu Anfang seiner Redaction an dem Beispiele eines Mannes erfahren, der zwiefach sein College war. Stutzmann in Erlangen hatte eine „Philosophie des Universums“ geschrieben, in welcher er eine Mittelstellung zwischen Fichte und Schelling einnahm. Er redigirte jetzt die Erlanger Zeitung; in dieser seiner Eigenschaft war er Anfang März wegen angeblich „falscher politischer Nachrichten“ sammt dem Drucker der Zeitung nach Bayreuth abgeführt worden, und erst Ende des Monats war die Wiederherstellung des Blatts unter dem Titel einer „Unparteiischen Zeitung“ anbefohlen worden. Es war daher durch die Klugheit geboten, in diesem Lande nichts drucken zu lassen, was irgend ein französischer Generalgouverneur als eine „falsche politische Nachricht“ hätte bezeichnen können. Noch viel mehr aber, dünkt mich, war es durch das natürliche patriotische Ehrgefühl geboten, eine Stellung gar nicht anzutreten, die zu einer derartigen Klugheit ver-

pflichtete. Nur unter einer Bedingung, offenbar, hätte es sich damals verlohnt, ja, hätte es zur Pflicht werden können, die Arbeit an dem Bau der Wissenschaft einzustellen und Zeitungen zu schreiben. Dann nämlich, wenn es dem Zweck gegolten hätte, das nationale Bewußtsein wachzurufen und das Feuer der Empörung gegen den fremden Tyrannen zu schüren. Zu dem entgegengesetzten Zweck ließ sich Hegel in sein Redactionszimmer einsperren. Er that es zum Theil, weil ihm dies neubairische und napoleonische Wesen mit seiner Rücksichtslosigkeit und mit seinen Erfolgen, mit dem Glanz und Geist, der daran hing, imponirte. Allein er hatte früher doch auch dafür ein Auge gehabt, wie dies französische Regieren von oben herab „ein ledernes und geistloses Leben erzeuge“, und wenn er es früher nicht gesehen hatte, so mußte er es jetzt an Ort und Stelle erkennen, daß die Energie dieses neuen Staates auf hohlem Grunde ruhe und daß sein Glanz ein halb erborgter, halb erkünstelter sei. Daß ihn nichtsdestoweniger jene realistische Tendenz in eine so schiefe und unnationale Richtung drängte, hatte noch einen andern Grund. Die zweite Hälfte der Schuld trug grade das phantastische und spiritualistische Moment seiner Denkweise. Was ihn verlockte, war die Größe, die Macht, die Sichtbarkeit und Greifbarkeit des damals triumphirenden Princips; was ihn corrumpirte, bis zum Verrath der vaterländischen Interessen corrumpirte, war die Gewohnheit, das Eingebildete und metaphysisch Construirte auf gleichem Fuße und als gleichen Werths mit dem Wirklichen zu behandeln. In diesem Sinne hatte Stein Recht, wenn er nicht müde wurde, die Metaphysik zu verklagen, welche zugleich die Thatkraft und das natürliche Gefühl der Nation untergrabe. Ich enthalte mich, die bitteren Worte zu wiederholen, mit denen der patriotische Mann die Indifferenz und die falsche, scheinbar historische Unparteilichkeit charakterisirt, mit der ein Theil der zeitgenössischen deutschen Schriftsteller über das Unglück des Zeitalters zu sprechen gewohnt sei. Nicht wenig jedoch, — es muß ausgesprochen werden — erinnert die Haltung der Bamberger Zeitung an diese von Stein so hart gebrandmarkte Denkweise, und zu einem guten Theil ist diese Denkweise die Frucht der phantastischen Anschauungen, zu denen die Phänomenologie den Verstand zu persuadiren versucht hatte. An dem Faden der Metaphysik ist in diesem Werke das Leben, die individuelle Freiheit und die Geschichte aufgehängt. Nur eine Consequenz dieser metaphysischen Illusion war die Ruhe, mit welcher der Verfasser der Phänomenologie als politischer Schriftsteller den Glauben an sein Volk dem Trugbilde der napoleonischen Herrlichkeit und der Scheingröße des bairischen Vasallenstaates zum Opfer brachte.“

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Ostfriesisches Wörterbuch. Von C. H. Stürenburg. — Deutsche Criminalgeschichten. Von J. Temme. — Asclepias. Bilder aus dem Leben ein Landarztes. Von Berthold Sigismund. Geschichte der Infanterie. Von W. Rüstow. — Griechische Tragödieen in moderner Form von L. Klug. Erstes Bändchen. Sophokles' Ajas. — Die deutschen Giftpflanzen. Von L. Herod. — Die neue deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satirisch, vom Verfasser von „Heinrich Heine's Himmelfahrt.“

— * Die Lieder des Mirza Schaffy von Bodenstedt sind in fünfter Auflage erschienen.

— * Die literarische Abtheilung des österreichischen Lloyds in Triest giebt eine illustrirte Reisebibliothek heraus. Den Anfang macht ein „Reisehandbuch für Egypten und die angrenzenden, dem Pascha unterworfenen Länder“ von dem jetzigen Redacteur der „Grenzboten“, Moritz Busch.

— ** Das „niedersächsische Wörterbuch“ von J. G. L. Kosegarten (Professor der Theologie in Greifswald), dessen erste Lieferung bisher nur erschienen ist, wird in nächster Zeit fortgesetzt werden. Das Erscheinen des Werkes war unterbrochen durch den Auftrag, der seitens der Universität Greifswald an den Verfasser erging, bei Gelegenheit ihres Jubiläums die urkundliche Geschichte der Universität zu schreiben. Diese Arbeit ist vollendet; zuerst erschienen ist der zweite Theil, die urkundlichen Beilagen enthaltend, ein Quartant von 312 Seiten und 4 Platten Siegelabdrücken, der sehr viel Interessantes bietet — besonders neben den Urkunden über die vielen und reichen Schenkungen eine Reihe anderer, die tiefe Einblicke in das alte Leben unserer Universitäten gewähren. Der Verfasser selbst hebt die alten Statuten der Artistenfacultät hervor; der erste Theil, die Geschichtserzählung selbst, erscheint allernächstens.

— * Das ausführliche Buch von Robert Prutz über den dänischen Lustspieldichter Holberg (Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften, nebst einer Auswahl seiner Komödien) ist erwähnt worden. Der „Kölnischen Zeitung“ entlehnen wir die folgenden Notizen über das Werk: Prutz beginnt mit Bemerkungen über die allgemeinen Beziehungen der dänischen und der deutschen Literatur, wobei er auch des unseligen Bruderzwistes zwischen Deutschland und Dänemark mit wahrem Freimuth gedenkt, wodurch wir Deutschen uns nicht abhalten lassen dürfen, den großen Erscheinungen der dänischen Literatur gerecht zu werden; vielmehr ist es nach Prutz ein schöner Beruf der Wissenschaft, so lange Deutschland Dänemark gegenüber noch nicht die gebührende Stelle eingenommen und das blutverwandte Nachbarvolk zur vorurtheilsfreien Anerkennung seiner Rechte gebracht hat, den Boden zu erwärmen, auf welchem einst die innigste Wechselbeziehung zwischen beiden Völkern ihre goldene Frucht tragen wird. Der zweite Abschnitt giebt einen Abriß der Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg, worauf dann das Leben des Dichters ausführlich behandelt, seine wissenschaftlichen Schriften und vor Allem seine poetischen Werke mit feinem Sinne eingehend besprochen werden, und zum Schlusse ein kürzerer Abschnitt folgt über die Einwirkung der Holberg'schen Komödie auf die deutsche Bühne. Im zweiten Theile des Buches giebt Prutz eine Uebersetzung von fünf Stücken nebst erläuternden Anmerkungen. Bereits im Jahre 1842 hat der Verfasser in einem Aufsatze in seinem „Literarischen Taschenbuche“ auf die dichterische Bedeutung Holberg's hingewiesen, und seit dieser Zeit ist ihm derselbe, trotz der verschiedenen Richtungen, zu welchen sich seine literarische Thätigkeit hinwandte, ein beinahe täglicher Begleiter gewesen, so daß er sich einer seltenen Vertrautheit mit dem Dichter rühmen darf. Möge das Buch, welches Dahlmann gewidmet ist, mit dem Prutz im Anfange der vierziger Jahre zu Jena seinen patriotischen Kummer an den nie alternden Scherzen Holberg's linderte, sich der weitesten Verbreitung zu erfreuen haben! Zum Schlusse sei uns nur die Bemerkung erlaubt, daß Goethe nicht erst im Jahre 1808 die Bekanntschaft Holberg's machte, wie Prutz andeutet, sondern bereits in seinem unvollendeten politischen Drama „Die Aufgeregten“ (1793) auf Holberg's „Politischen Kannegießer“ hindeutet; denn sein „Breme von Bremefeld“, dieser neue politische Kannegießer, ist ein Enkel von Holberg's „Hermann von Bremen“, der sich als Bürgermeister von Bremenfeld nennt.

— * Am Schlusse des jetzt ausgegebenen zweiten Bandes von dem Familienbuche der Gagern wird der Fall des Generals Friedrich von Gagern im Gefechte von Kandern ausführlich berichtet. Es geht aus der Schilderung unwiderleglich hervor, daß der Hagel von Kugeln, der gleichzeitig den General und sein Pferd tödtete, eine planmäßig tückische Kriegslist war, die ein feiger Mord krönte. „Auf der Stelle, wo nahe der Scheidegg Friedrich von Gagern verschied, ist wiederholt von kameradschaftlicher und freundlicher Hand ein Bäumchen gepflanzt worden; keines ist aufgekommen. Derselbe Wahnsinn, der den Tod des Tapfern und Vertrauenden verschuldete, er hat auch dem Andenken der Lebenden die Spur zu der Stelle rauben wollen, wo ein so deutsches Herz zu schlagen aufgehört!“ Das einfache Denkmal des Generals, wovon der zweite Band den Stahlstich mittheilt, ward von den Eltern und Geschwistern des Gefallenen auf dem Friedhofe der Gemeinde Hornau am Taunus errichtet.

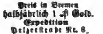
— * In München erregt bei den Kunstfreunden das in dem Atelier von Halbig ausgestellte Modell der Kolossalstatue Platens große Freude. Es ist in Gyps ausgeführt, für den Erzguß bereit und von trefflicher Auffassung und Darstellung. Man hofft das noch bestehende Deficit des Fonds bald zu decken.

— * In Wiesbaden hatte man neulich ein großes französisch-deutsches Concert, das bei Gelegenheit eines Extrazuges von Paris nach Wiesbaden veranstaltet wurde. Felicien David, der Componist der „Wüste“, leitete die französische Abtheilung des Concerts, Kapellmeister Hagen die deutsche; was geleistet wurde, war nicht besonders großartig. Andern Tages gab man den Franzosen zu Ehren den „Tannhäuser“, damit sie auch den einmal kennen lernen möchten; sie haben an dieser Musik nicht allzu großen Geschmack gefunden, manche Kritiker der Pariser Blätter urtheilen sogar sehr hart. — Der französische Componist Duprez hat neulich in der Berliner Singakademie seine Oper „Samson“ aufgeführt, aber wenig Dank und Lob dafür geerntet; Kossak sagt, sie gleiche jenen schauerlichen deutschen Lesetragödien, von denen schon Ludwig Tieck sagte, daß sie sich nur wie Dramen gebehrdeten. — Der französische Operncomponist Gounod ist wahnsinnig geworden und in ein Irrenhaus gebracht worden.

— * Am 2. October starb zu Boulogne in Frankreich der Violinspieler Sina im hohen Alter. Er gehörte einst zu jenem berühmten Schuppanzighschen Wiener Streichquartett, das die herrliche Kammermusik Beethovens in seiner besten Zeit wundervoll ausführte. Sina war ein alter origineller Hagestolz, ein ungemein jovialer und daher allgemein beliebter Mann, der jährlich Boulogne besuchte und zu den verwegensten Badegästen gehörte. In seinem Nachlasse fand man seine Violine, eine goldene Dose mit dem Portrait von Paganini, ein Geschenk des Virtuosen, und 1500 Franken.

—* **Richard Wagner und seine Musikreform.** Der Streit über Richard Wagner, die von ihm erstrebte Reform der Oper und die Musik der Zukunft wird nicht mehr mit der Erbitterung geführt, wie es vor etwa zwei Jahren der Fall war. Der Rundgang des Lohengrin über die deutschen Bühnen hat viel dazu beigetragen, das Urtheil klarer und entschiedener werden lassen. Bis nun die „Nibelungen“ erscheinen und das System des Componisten völlig darlegen, kann man die Acten vorläufig als geschlossen ansehen und die Sache objectiv betrachten. Das geschieht in einer Erörterung des „Morgenblattes“, aus der wir folgende Sätze hervorheben, da sie auch mit unserer, früher mehrfach ausführlich begründeten Ansicht übereinstimmen: „Die Reformbestrebungen Wagners und seiner Schule lassen sich im Wesentlichen in folgende wenige Punkte zusammenfassen. Einmal verlangt Wagner für die Oper einen wirklich dramatischen Inhalt, so daß aus der bloßen Oper ein „Operndrama“ wird. Sodann fordert er sinngetreue Deklamation des Textes bis zum völligen Aufgehen der Musik in die dichterischen Worte, also eine absolute Verschmelzung beider Künste zu einem organischen Ganzen, das in dieser Weise noch nicht besteht. Endlich proklamirt Wagner die Verwendung der Tonelemente zu noch nicht dagewesenen Verbindungen, eine Neugestaltung der musikalischen Formen und die Anwendung neuer Instrumente, einer neuen Technik. Und damit diese Bestrebungen zur Geltung gelangen und in die Praxis übergehen können, verkündigt seine Schule die Aufhebung des bisherigen Kunstsystems, der philosophischen Denkbestimmungen und Principien, die bis jetzt gegolten haben, und dringt statt ihrer auf eine neue Theorie, auf eine neue ästhetische Gesetzgebung, auf eine erweiterte Weltanschauung, die aber so unbestimmt, so willkürlich ist, daß man keine Vorstellung von der angestrebten Kunst der Zukunft gewinnt und wenig Hoffnung zu ihrer dereinstigen Realisirung fassen kann. Doch hält dieß den Meister und seine Verfechter nicht ab, auf ein „Kunstwerk der Zukunft“ hinzuweisen, in welchem sich die jetzt nur erst zerstreuten Reformversuche zusammenzufassen und schließlich alle Künste ihre höhere Vereinigung finden sollen. — Diese Reformgedanken sind ein Gemisch aus Wahrem und Falschem, und die Kritik befindet sich ihnen gegenüber in dem eigenthümlichen Falle, sie halb billigen, halb verwerfen zu müssen. Berechtigt ist zunächst der Gedanke einer Kunstreform selbst, der Plan zu einer Umänderung und Besserung in manchen Zweigen der modernen Kunst, die Beseitigung überwundener Formen und Standpunkte, die Einführung neuer und würdigerer Stoffe in das heutige Kunstschaffen. Aber verwerflich ist es, wenn man den stetigen Entwicklungsgang der Geschichte ignoriren, ganze große Kulturepochen der Menschheit für bloße Verirrung erklären, den Genien der Vergangenheit ihr Recht streitig machen will und sich dann unterfängt, auf der Grundlage solch falscher Voraussetzungen eine neue Kunst zu begründen, seine Kunstschöpfungen wie aus dem Nichts hervorzuzaubern und so zu sagen ganz von vorne anzufangen. Gewiß sind unsere Kunstzustände in vielfacher Hinsicht betrübt genug; ein unberufener Dilettantismus hat viel geschadet, der lange Friede hat auch in der Kunstproduction eine verderbliche Sicherheit mit sich geführt, die Alles in dem gewohnten Gleise dahinlaufen ließ; das gesunde Volksgefühl, das von der aristokratisch gehaltenen Kunst wenig zu sehen und zu hören bekommt, konnte keine Opposition erheben. Aber so berechtigt, so dringend nöthig auch diese Reform ist, immer hat sie sich auf die vorhandenen Naturgrundlagen zu stützen, an die classischen Vorbilder der Vergangenheit anzuknüpfen und nach ihnen die Gegenwart zu corrigiren, ihre Auswüchse zu beschneiden, ihre Uebertreibungen auf das rechte Maß zurückzuführen. — Auch die Forderung Wagners, daß die Oper einen wirklich dramatischen Inhalt haben müsse, verdient zunächst die vollste Billigung. Wer wagt, die Misère der bisherigen Opernlibrettos in Abrede zu stellen, die wunderlichen, abgeschmackten, trivialen Stoffe zu vertheidigen, denen es nicht nur an jedem positiven, sondern an jedem vernünftigen Inhalt fehlte und die so geschmacklos und widersinnig waren, daß man es unbegreiflich findet, wie die Musik sich an solche Nichtsnutzigkeiten habe wegwerfen können? In der That ignorirt man denn auch, wenn man die Oper hört, den Text vollständig und hält sich nur an die Musik; den Gegenstand braucht man nicht zu kennen, der dramatische Inhalt ist völlig gleichgültig, die Musik allein ergötzt und entscheidet über den Werth oder Unwerth des Werks. Wer sieht hierin nicht einen tiefen Verfall der Oper? Und wer wollte nicht den Wagnerschen Versuch aufrichtig begrüßen, der herabgekommenen Oper objektive, poetisch bedeutende Stoffe echt dramatischen Charakters zu vindiciren? Weniger können wir uns mit den Gegenständen selbst, die Wagner gewählt hat, einverstanden erklären, nämlich mit den Gegenständen aus der altdeutschen Sage, aus der wunderbaren Romantik des Mittelalters. Allerdings hat die Musik eine ganz besondere Vorliebe für Stoffe dieses Gebietes, weil die Wunder des Mythus und der Romantik dem Gemüthe einen weiten Spielraum gestatten. Nur fühlt sich die sehr empirische, sehr realistisch gesinnte Gegenwart von dieser untergegangenen Wunderwelt der Sage nicht besonders angesprochen und zieht überall die concreten Menschengestalten, die lebendigen Scenen und Handlungen der Geschichte und des socialen Lebens jenen Schatten und Schemen vor. Statt deren hätte Wagner historische Objekte, Begebenheiten und Helden der Nationalgeschichte wählen sollen, mit denen wir fühlen und leiden, für die wir uns erwärmen und begeistern können. Solche Stoffe für die große historische Oper, und genrebildliche Lebensscenen für die kleine und komische — das scheinen uns gesunde und berechtigte Forderungen der Gegenwart zu sein. — Weiter empfiehlt Wagner als Requisit der Oper sinngetreue Deklamation des Textes, eine Empfehlung, der man gleichfalls vollkommen beistimmen muß. Die bisherigen Operncomponisten bearbeiteten nicht bloß schlechte Texte, sie componirten sie auch auf sinnlose Weise. Ein origineller Einfall, eine gefällige Melodie galt ihnen für das A und O der musikalischen Produktion, der Text mochte dazu passen oder nicht. Welche Stimmung, welchen Charakter eine scenische Situation trug, kam nicht in Betracht; welche Sylben und Worte auf die einzelnen Noten der fertig hinzugebrachten Melodie fielen, kümmerte die Componisten nicht; sie nahmen keinen Anstand, die dramatisch hervorstechendsten Textmomente musikalisch zu nichtssagender Mattheit zu verwässern und gleichgültige oder untergeordnete Textworte zu pomphaftem Pathos aufzublähen. Noch viel weniger leitete sie die Rücksicht, die Musik dem Texte genau anzuschmiegen, ihm in den Tönen der Musik einen breiteren, intensiveren Ausdruck zu geben. Dieß aber ist eben Wagners Forderung. Der Componist soll nicht mit schablonenhaften, in Bereitschaft gehaltenen Motiven an den Operntext herantreten und ihm eine erlogene, gewaltsame Verbindung mit der Musik aufnöthigen; er soll sich vielmehr dem Sinn des Textes ganz unterordnen, sich ihm eng anschließen, ihn nach seinem musikalischen Gehalt förmlich belauschen und in der Musik selbst nicht bloß die Stimmung der dramatischen Scenen skizzenhaft andeuten, sondern sogar die einzelnen Worte zu dem ihnen einzig entsprechenden musikalischen Ausdrucke transponiren. Wenn Wagner aber diese Richtigkeit der musikalischen Deklamation so weit treiben will, daß die Musik dabei ihre Selbständigkeit einbüßen und nichts weiter sein soll, als das Mittel, dem dramatischen Wortausdrucke zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, keine eigene Kunst mehr, keine Kunst mehr mit eigenen Aufgaben, mit einem nur ihr zukommenden Stoffkreise, mit nur ihr gehörenden Darstellungsmitteln, so ist diese Forderung entschieden eine Uebertreibung des ursprünglich richtigen Grundsatzes und eine Verkennung des innersten Wesens der Musik. Ja, wenn er sogar verlangt, daß aus diesem unnatürlichen Zusammenschweißen von Musik und Poesie sich das von ihm angestrebte Operndrama, das „Kunstwerk der Zukunft“ ergeben soll, ein neues problematisches Gebilde, aus der Vereinigung von Musik und Poesie mit Hinzutritt aller übrigen Künste entstanden, welche in dieser Verschwisterung ihre höhere Einigung und eine jede von ihnen ihre reale Verwirklichung finden sollen, so ist dieß eine Verkennung des Wesens der Künste überhaupt und ihres Verhältnisses unter einander, die nicht nur gegen jedes System der Aesthetik, sondern noch weit mehr gegen die innerliche Natur der Künste selbst und im letzten Grunde gegen den gottgeordneten Organismus des menschlichen Geistes verstößt. Hier liegt unserm Dafürhalten nach der Grundirrthum der Wagner'schen Kunstanschauung und Kunstreform, ein Irrthum, der aus der isolirten, emancipirten Genialität seines Schöpfers entspringt, der im Gefühle seiner außerordentlichen Begabung es verschmäht hat, den Mächten der Vergangenheit die schuldige Rechnung zu tragen und den ausschweifenden Flug seiner Gedanken am normalen Correctiv der geistigen und psychologischen Grundgesetze zu messen. Diesen Mangel an ästhetischer Bildung, diese Richtachtung der menschlichen Natur- und Geistesverfassung halten wir für die Achillesferse in Wagners Bestrebungen und für den letzten Quell, aus dem sein überspanntes Beginnen herzuleiten ist — ein Mangel, der sich mehr oder weniger in seinen Anhängern wiederholt. Die Vertreter der Wagner'schen Schule scheinen zum größten Theil (und von einigen wissen wir es mit Bestimmtheit) der classischen Bildung zu entbehren, dieser unerläßlichen Vorschule für alle Kunstthätigkeit. Man hat viel gegen das Studium der Alten geeifert und es als den realen Bedürfnissen unserer Zeit nicht mehr entsprechend verschrieen. Den einen Segen aber wird man ihm nicht absprechen, daß es dem Geiste das stille Zartgefühl für Gesetz und Maß, diese ersten Bedingungen der Schönheit, einpflanzt. Wer mit Sinn und Geschmack classische Studien getrieben hat, wird diesen Segen an sich empfinden, ohne sich darum bemüht zu haben, und wird den Typus classischer Schönheit an alle Objekte seiner Erfahrung als Maßstab der Schätzung anlegen. Wessen Bildungsgang dagegen diesen Weg nicht genommen hat, der wird für sein Urtheil wie für seine Produktion dieses sichere Steuer entbehren und Haltung und Maß, zumal in den extremen Darstellungen des Pathos, häufig vermissen lassen. Den incommensurabeln Mächten des modernen Ideals, der subjektiven Innerlichkeit und Unendlichkeit hingegeben, in den Strudel der heutigen Zerfahrenheit und Allseitigkeit hineingerissen, wird er auch seinen Kunstleistungen das Gepräge des Willkürlichen und Maßlosen aufdrücken. Ja in letzter Consequenz wird dieser Richtung alles Positive und Objektive eine Schranke, die ewigen Fundamentalsätze der philosophischen Wissenschaft eine Fiktion, ja die Principien und Grundbedingungen des menschlichen Geistes selbst eine Unwahrheit sein. Im Leben werden ihre Vertreter zerstreute Sonderlinge, in der Religion Skeptiker und Nihilisten, in der Wissenschaft Eklektiker sein, und in der Kunst sind es excentrische Schwärmer für alles Originelle und Unerhörte, für die ungebundene, gesetzlose Genialität.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Bleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.



Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 44. Bremen, 1. November. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Ein norddeutscher Bauernhof.

Von Hermann Allmers.

Dem Abdruck dieser Skizze muß die Redaction ein kurzes Wort vorausschicken. Unsere Leser werden sich mit Freuden der schönen, farbenreichen Vegetationsbilder aus den norddeutschen Marschen erinnern, mit welchen Hermann Allmers von Zeit zu Zeit das Bremer Sonntagsblatt geschmückt hat. Es ist dabei gelegentlich erwähnt worden, daß sie einem Buche entlehnt sind, in welchem der Verfasser die norddeutsche Marsch, der er selber angehört, schildert, und an dem er seit vielen Jahren mit einer Sorgfalt und Liebe gearbeitet hat, durch welche Horaz mit seinem Spruche von der nothwendigen Hinausschiebung der Herausgabe eines guten Buches beschämt wird. Jetzt endlich hat Allmers seine Besorgniß, als ob sein Buch noch nicht reif sei, besiegt und wird es in Kurzem durch den Verlag von Scheube in Gotha in die Welt ausgehen lassen. Wir geben ihm ein herzliches „Glückauf" mit auf den Weg; im Grunde bedarf es dessen kaum, da die Sorgfalt der Arbeit, die Frische und Lebendigkeit der Schilderung Eigenschaften sind, welche diesem Buch einen hohen Werth verleihen und ihm die Theilnahme der Leser sichern. Der Verfasser hat uns den hier vorliegenden Abschnitt zur Verfügung gestellt; er ist zwar aus dem Zusammenhange herausgenommen, aber vollkommen selbständig und in sich abgeschlossen.

Möge mich nun der Leser einmal auf einen großen Marschhof echter Art, wie ich ihn mir denke, begleiten, um ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben desselben zu erhalten. Wählen wir zu unserm Besuch die Zeit gegen Ostern, wo noch Winter- und Frühlingsarbeit zusammenfallen. — Es ist früh Morgens. Die alte Hausuhr im Vorplatze, deren hohes schnörkelreiches Holzgehäuse im Laufe der Jahre fast ganz schwarzbraun geworden ist, und die dem Hause schon manche frohe und traurige Stunde gemeldet hat, schlägt eben fünf, aber seit länger als einer Stunde herrscht schon überall das rührigste Treiben. Auf der Diele dreschen vier Tagelöhner das letzte Korn, eine Magd schlägt die Garben um und schwingt dann und wann auch wohl selbst rüstig den Flegel. Eine andere Magd hat eben gemolken und trägt die Milch in die Küche, wo die zwanzigjährige älteste Tochter des Hauses, ein umsichtiges und stillemsiges Mädchen, sie in Empfang nimmt und durch ein blankes Messingsieb mit eingelegtem Tuche in flache Baljen seihet. Auf dem Heerde aber flammt schon unter dem Kessel mit der Morgensuppe ein lustiges Feuer.

Im Oldenburgischen ist meistens Biersuppe oder Buttermilchssuppe, in Osterstade aber Grütze oder heiße süße Milch, in die Schwarzbrot gebrockt wird, die gewöhnliche Morgenkost. Die älteste Tochter ist allein zu Hause und führt den ganzen Haushalt, denn eine jüngere ist noch in Oldenburg bei einer alten Dame in Pension; sie soll dort feinere Küche und Manieren lernen. Aus dem Pferdestalle dringt Lärm, Wiehern und Schlagen der Ackerpferde, dann lautes Schelten des Großknechts mit dem vierzehnjährigen „Schwöpenjungen" (wörtlich Peitschenjungen, wie die Buben, welche man auf den Marschhöfen nur zum Fahren miethet, genannt werden) denn schon seit zehn Minuten hat die alte braune Lotte kein Futter mehr in ihrer Krippe.

Auch der Sohn des Hausherrn, der unterdeß aufgestanden, tritt in den Stall, sieht Alles nach und nimmt redlich am Schelten mit Theil.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort, das allem Leben und Treiben eine andere Gestalt giebt. Aus der halbgeöffneten Vorplatzthür steckt nämlich eine Magd ihren Kopf und ruft laut und mit heller Stimme die Diele hinab: „rin kamen. Wat eten!" Noch ein paar Schläge, und das Geklapper der Drescher verstummt, schnell wird noch einigen Pferden neues wohlgenäßtes Häcksel eingeschüttet, und in wenigen Minuten sitzt Alles um die große dampfende Zinnschüssel und wartet, bis der präsidirende Großknecht, der eben mit gewaltiger Arbeit vom mächtigen Schwarzbrote daumdicke Schnitte „knigt", mit seinem Werke fertig ist. Schnell ist die Schüssel vollgebrockt und nun Alles im vollem Essen. Kaum ein Wort wird gewechselt. — Eine halbe Stunde, und man ist satt. Was noch in der Schüssel blieb, bekommt Sultan der mächtige Hofhund, der Liebling des Großknechts. Die hölzernen und zinnernen Löffel werden jetzt im Tischtuche abgewischt, und mit Gepolter bricht man auf. Der Sohn hat indeß seine Morgenkost allein verzehrt, denn nur im Felde essen die Kinder des Hauses mit den Leuten. — Und wieder geht's zum Stall. — Die Krippen alle sind leer gefressen. Jetzt die Pferde heraus. Angeschirrt, und zwei vor den Wagen, auf den man eben ein paar Eggen und Säcke mit Saatgerste getragen hat. Der Sohn fährt, der Großknecht und zwei Jungen reiten hinterdrein, und so trabt die Cavalkade von acht starken Ackerpferden vom gepflasterten Hofe und dem unfernen Ackerfelde, wo gepflügt und gesäet werden soll, zu. — Der Sohn hält den einen, der Knecht den andern Pflug, jeder ist mit vier Pferden bespannt, die ein Junge treibt. Zu Hause haben auch die Drescher wieder begonnen, und ein zweiter Knecht mistet das Vieh. Eine Magd arbeitet am Butterfasse, und eine andere jüngere wäscht erst die Baljen und geht dann in der Küche der Tochter zur Hand.

Diese aber bereitet den Kaffee, denn auch die beiden Alten haben sich jetzt erhoben und machen beide ihren morgendlichen Inspectionsrundgang; er im Flausrock, gewirkter Schlafmütze und Pantoffeln durch Diele, Stall und Scheunen, die Mutter aber, angethan mit sauberm Morgenrock von Kattun, durch Küche und Keller, Milch- und Speisekammer, bis der duftende Kaffee, in blanker Messingkanne auf dem Sophatisch stehend, Eltern und Tochter auf ein halbes behagliches Stündchen in der saubern und sehr einfachen Wohnstube wieder vereinigt. Er holt schließlich seine lange Morgenpfeife und



die letzten Zeitungen und Anzeigeblätter hervor, während sie mit ihrer Tochter den Mittagstisch beräth. Wieder eine Weile später, und die gute Mutter hat sich an's Spinnrad gesetzt und spinnt weiche Wolle, zu Socken bestimmt für den lieben Sohn, die Tochter ist in der Küche, aber den Vater sehen wir schon völlig angekleidet mit langem Klubenstocke auf der Schulter das Haus verlassen.

Eine stattliche achtunggebietende Erscheinung ist der Alte. Ein echtes selbstbewußtes Patricierthum prägt sich auf seinem Gesicht aus. Milde herzgewinnende Treuherzigkeit schauen ihm aus den Augen, gepaart mit dem würdigsten Ernst. — In seiner Jugend, ja bis an sein vierzigstes Jahr war er der tüchtigste Arbeiter; oft und gerne redet er davon, wie er strenge in Zucht gehalten sei bei seinem seligen Vater, und wie kein anderer im Dorfe so accurat habe pflügen können. — Aber nun seit langen Jahren schon hat er keinerlei Arbeit mehr angerührt. Er ist jetzt ein Sechsziger, seine Gestalt ist sehr ins Corpulente gegangen, die Farbe seines Gesichtes weiß und zart, die Haut seiner Hände dünn und weich geworden, aber den echten Hausmann sieht man ihm doch auf den ersten Blick an, denn nur ein freier reicher Bauernstand vermag solche imponirende Gestalten zu erzeugen und auszuprägen. Folgen wir jetzt seinen Schritten.

Er springt mit seinem Klubenstock zwar behutsam, indeß trotz seiner Sechszig noch immer recht behend über ein paar Gräben und wendet sich zuerst nach seinen Weiden. Allerlei Jungvieh ist bereits draußen; aber seine dreijährigen Ochsen, die nächsten Herbst, so Gott will, ihm in England gute Guineen lösen sollen, und die Milchkühe und jungen Kälber sind noch auf dem Stalle. Aber prächtiges Gras schon und herrlich Wetter. Wenn das so noch etwas anhält, denkt er, kann er vor Maitag Alles „hinausjagen."

Nun springt er wieder über einige Gräben und kommt zu seinem Acker, wo der Sohn säet und der Knecht grade beim letzten Stück zu pflügen ist. —

„Na, wo geit't so dermit?" fragt er.

„Got Herr, dat Land ward fein", antwortet freundlich und kurz der blonde kräftige Knecht, ohne aufzuhalten. „Vor Middag krieg ick't rum." —

„Paßt man got up!" — „Ja, Herr!" —

Jetzt redet er mit seinem Sohne, der eben das Stück voll gesäet hat und sich nun kräftig und gewandt auf eins der Pferde schwingt, die vor die Egge gespannt sind. Fort gehts weiter und der Junge mit der zweiten Egge hinterdrein.

Lange schaut der Alte dem Sohne zu. Wohl mag er sich in der Seele still freuen, ists doch eine Lust zu sehen, wie der schlanke und kraftvolle Junge so nobel und stattlich zu Pferde sitzt; wie frisch und arbeitsfreudig er von früh bis spät drauf und dran ist, und wie er gepflügt und die Furchen gelegt hat, eine um Nichts höher als die andere, und alle so schnurgrade, daß man auf Haarbreite eine Büchsenkugel an jeder hinschießen könnte, vor Allem aber welch ein Herz in ihm steckt. — Ja das weiß er sicher, der wird dem uralten unbefleckten Namen seiner Familie keine Schande machen. —

„Na ade, Kinners, seht to, dat jy't got kriegt" ruft er zum Abschiede.

„Ade, Herr!" ruft der Großknecht zurück.

So verläßt er seinen Acker, sich wieder dem Dorfe zuwendend.

Aber nach Hause geht's noch nicht gleich. Zuvor wird noch ein Stündchen ins Wirthshaus eingekehrt, einen „Schiedammer" oder einen Magenbittern zur Erhöhung des Appetits zu nehmen, um so mehr da er an den an der Hausthür angelehnten Klubenstöcken sieht, daß schon Gesellschaft anderer Hausleute drinnen ist.

Da kommt denn gleich die Rede auf Wettermuthmaßungen, auf den Stand des Winterkorns, auf die schöne Saatzeit, auf Vieh- und Kornpreise. Neuigkeiten von nah und fern giebt's; auch wird gehörig über die letzten Verordnungen des Amts oder der Wasserbaubehörde losgezogen; oft werden Handel abgeschlossen, so daß man diese Morgenzusammenkünfte wohl eine Art kleiner Börse für die Hausleute nennen kann; dagegen wird selten von Politik in weiterem Sinn gekannegießert. Sie interessirt die meisten Hausleute doch nur dann, sobald ihr Stand auf das Fallen oder Steigen der Preise Einfluß haben kann.

Mit der heranrückenden Mittagsstunde aber geht die Versammlung rasch auseinander, denn zwölf Uhr ist in jedem Hause stehende Essenszeit. Seit einer halben Stunde sind auch die Pflüger heimgekehrt und die Pferde im Stall in vollem Fressen. Von den Lippen einer Magd ertönt abermals hell der herzerfreuende Ruf: „Kin kamen! Wat eten!" —

Alles eilt an den „Soot" (Brunnen), Hände und Gesicht zu waschen, dann in die Gesindestube, wo auf blanker mächtiger Zinnschüssel ein wahrer Berg von „Klütjen" (Klößen), Kartoffeln und Wurzeln und dabei auf anderer Schüssel ein paar dicke leckere Speckstreifen dampfen. Der Großknecht führt wie immer den Vorsitz, schneidet Brot und theilt den Speck. Ihm zunächst sitzt der zweite Knecht, dann die Jungen, dann die Tagelöhner und an der anderen Seite die Mägde, auch nach der Anciennität ihrer Dienstzeit im Hause.

In der Wohnstube ißt die Familie des Hauses, ebenfalls sehr einfache derbe Kost, oft dasselbe, was die Leute bekommen, nur zum Theil etwas feiner zubereitet.

Bis zwei Uhr ist dann meistens Rastzeit, denn die Pferde müssen mit Ruhe fressen, die Mägde waschen die Schüsseln. Die andern Leute ruhen oder schlendern umher; Papa und Mama schlafen ein Stündchen, und der Sohn nimmt wohl ein interessantes Buch zur Hand, bis es wieder ins Feld geht.

Bald aber ist Alles von Neuem in Thätigkeit. Die Diele dröhnt abermals vom Takte der Drescher, dann später von dem rollenden Getöse der Staubmühle, denn heute soll das letzte Korn noch rein und auf den Boden.

Papa und Mama sind auch wieder da, gegen drei Uhr bringt die Tochter den Kaffee und nimmt eine weibliche Handarbeit vor, neben ihr sitzt wieder emsig spinnend die Mutter, und der Alte schlürft zur langen Pfeife behaglich seine große Geburtstagstasse, schlendert hierhin und dorthin und steht wohl später mit Kreide und Streichholz in der Hand auf der Diele, das Getreide aufmessend.

So wird's Abend; das Pferdegetrappel meldet die heimkehrenden Ackerer, und bald sitzen die Leute wieder um ihre Schüssel mit der Abendmilchspeise, in Osterstade fast Tag ein Tag aus Gerstengraupen dick in Buttermilch gekocht und mit süßer Milch übergossen, die sogenannte Schälgerste.

Nun ist noch ein kleiner Rest des Abends nach und wird auf verschiedene Weise hingebracht. Die Tagelöhner haben den Hof verlassen, in behaglicher, warmer Gesindestube sitzen die Mägde beim schnurrenden Spinnrade, der Junge schält für morgen Kartoffeln oder schneidet Futterrüben, und der Großknecht, nachdem er draußen seine Quantität Häckfel geschnitten hat, nimmt vielleicht noch eine Drehspindel zu Hand und dreht mit Hülfe des andern Jungen Stricke von Heede (Werg) zum häuslichen Gebrauch, oder er sitzt mit ein paar besuchenden Bekannten beim Kartenspiel oder behaglich mit der dampfenden Pfeife bei einem Buche voll schöner Geschichten.

Ich selbst hatte so einen lieben wackren Knecht, welcher an solchen Abenden meistens den Andern vorlas, mit ihnen auch wohl ein Lied sang, und meine lampenhelle warme Gesindestube bot oft das erquicklichste Bild eines friedlichen, man konnte fast sagen familienhaften Zusammenlebens, so daß ich selbst immer gern darin geweilt habe.

Auch in der Wohnstube drüben sitzt man traulich um die Lampe des Tisches, auch dort wird vom Sohne oder dem Alten vorgelesen, denn man ist für den Winter bei einer Leihbibliothek in Oldenburg oder Bremen abonnirt; aber so klein das Lesepublikum des Hauses ist, es geht doch mit seinen Neigungen auseinander. Mutter und Tochter wollen immer Romane, Vater und Sohn dagegen Nichts

als Reisebeschreibungen und recht abenteuerliche. Aber Alles muß sich wirklich zugetragen haben. Vor allem werden Wundermärchen gründlich verachtet. Doch der Alte ist nicht immer zugegen, denn gar zu gerne macht er im Wirthshause seine Partie Whist oder Lhombre und hat auch oft genug Gemeindeversammlung, in der mit den Uebrigen das Wohl und Weh des Dorfes berathen wird, denn er ist selbst im Ausschuß oder gar im Vorstand, wenn nicht selbst Vogt des Orts.

Indeß zum Abendessen ist er wohl wieder daheim, und mit dem Schlage zehn begiebt sich Alles zur Ruhe. Tiefe Stille herrscht nun im ganzen sonst so rührigen Hause, und nur die gute Mutter macht wohl noch voll ängstlicher Sorgfalt durch alle Räume ihren späten Rundgang, überall und überall nach Feuer und Licht schauend. — Ein Mutteraug wacht immer am längsten.

Das ist ein Tag auf dem Marschhofe und ein Stück norddeutschen Bauernlebens.

---

* Unserer Vorfahren Geldnöthe.

Von Hermann Krause.

Reisen Sie aus Bremen und kommen Sie an die gelbweißen Schlagbäume, so wissen Sie das freihansestädtische Gebiet im Rücken und sich auf Hannovers Erdentheile; aber das Gelb und Weiß ruft Ihnen auch zu, Ihre Geldrechnung bis zur Heimkehr im Kopf und Portefeuille zu begraben und sich mit weißem (vielleicht auch erröthendem) Silber zu befassen; Sie sind in die Courant-Länder eingefahren. Da nimmt man ihre silbernen Goldgroten freilich gern, aber ach! die edle Masse der 5 mal 72 ist nicht mehr eine Pistole, die 12 Gutegroschen Unterschied verdient erst der Wechsler, der sie wieder nach Bremen einführt. Das ärgert Euch Reisende denn, wenn's auch nicht allzuschlimm ist, Ihr habt ja für einen Courant-Thaler im Leben etwa dasselbe wie in Bremen für das nominelle goldene Fünftel der Pistole; aber mehr wurmt es uns Zollvereinler, wenn unsere 72 bei Euch dort nicht 72 sein sollen, und fast erscheinen uns die 9 Grote Aufgeld des Kleinverkehrs als ein drückender Tribut, den der „reiche" Bremer von seinem Besucher erhebt. Aehnlich geht es in Hamburg: unsere 48 Schillinge sollen nur 40, unsere 3 Mark nur 2½ sein; es wird überall so gehen, wo verschiedene Währungen an einander grenzen; besonders wenn die Namen der schwereren und leichteren Münzsorten gleich sind. Ist man über die Grenze, die auf kurze Zeit überschritten, zurück, findet man die fremden Münzandenken in der Tasche, und ist man aus was immer für Gründen nicht erhaben über solche Kleinigkeiten, so begleitet doch mindestens ein eigenes Gefühl den Blick, der wieder darauf fällt; es ist eine ständige Mahnung an den Uebelstand der fehlenden Münzeinheit.

Und doch, wie glänzend sind diese Zustände geworden, abgesehen von der letzten Münzconferenz; schon vorher erstaunten wir erheblich genug, wenn ein Postbeamter uns ein scheinbares Courantstück von 12 oder 24 Groten ausschoß oder gar einen harten Thaler am Schalter zurückschob; „ein schlechter Hesse" waren die begleitenden Worte. Wir wußten wohl, daß man sich hüten mußte vor den alten polnisch-sächsischen Stücken, aber daß vor 1838 auch unser Hessen-Nachbar nach anderem Schrot und Korn sein grobes Geld etwas schlechter geprägt, war in nicht vollen 10 Jahren schon vergessen. Die „Conventionszeit", wie scheint sie uns verschollen; die „alte Cassenmünze", das alte Grobcourant nämlich, das in Hamburg und Lübeck jetzt allein und nur als Unterordnung des preußischen Thalers geblieben ist, das wäre längst aus dem Gedächtnisse auch derer entschwunden, die noch damit gerechnet, wenn nicht einzelne Emolumente, Sportel-, Gehalts- oder Pensionssätze, allmählich freilich immer mehr schwindend, danach berechnet würden. Der erhebliche Agio-Aufschlag läßt dann die alte Cassenmünze-Zeit als eine recht goldene erscheinen, wo das Geld so viel mehr galt, wo also um so viel mehr Waare dafür zu erhalten war! Freilich, daß diese Schlußfolgerung eine falsche ist, daran denken die Rückwärtsblickenden nicht.

Springen wir einmal hinein mitten in jene Zeiten des schweren Geldes; denken wir daran, wie ärgerlich uns heute die Ungelegenheiten der Umrechnung der verschiedenen Münzwährungen sind, in Norddeutschland nur noch 4, oder wieder 4, da der Däne ja seine Reichsmünze erst neuerlichst bis an die Elbe hereinoctroyirt hat; dann noch das Bremer Gold, die Hamburger Eintheilung des allgemeinen Thalers und endlich die herrschende Courantprägung, das „preußische Courant." Denken wir daran, und nun hinein allerdings in die Zeiten schwerster Noth; des siebenjährigen Krieges, dessen Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen gerade vor 100 Jahren geschlagen wurden. Die Noth — zuweilen auch die Sucht am Schlagschatz auf Kosten der Unterthanen, oder doch der lieben reichsbrüderlichen Ausländer, erheblich zu verdienen verschlechterte die Münzen entsetzlich, die groben Geldsorten erhielten theilweise mehr Kupferzusatz als unsere Scheidemünzen; von dieser aber erzählt man sich ähnlich wie 1849 von österreichischen Silberkreuzern, daß falsche preußische Sechser (Sechspfennigstücke) besser noch gewesen als die im Lande geprägten, und daß sie dennoch zum erheblichen Nutzen der Falschmünzer in Massen zur Einführung in Preußen von England ab in Mecklenburg gelandet seien. In Preußen freilich geschah der schlechte Schlag geradezu aus Noth; man gab etwas geltende Werthzeichen aus, wie heute die rein nominellen, das Papiergeld, und wie Feldherren und Festungscommandanten wohl sogenannte Nothklippen schlugen. Aehnliches könnte noch immer wiederkehren; der Staat stellt gewissermaßen Wechsel auf sich selber aus, die in bessern Zeiten erst fällig werden; die habsüchtige Münzschlechterung ist für unsere Kulturstufe aber endlich antiquirt; das letzte, aber auch fast verschollene Beispiel lieferte die zum Anführen Süddeutschlands bestimmte, verrufene Scheidemünze desselben Gotha, das heute — beiläufig auch hier zu erwähnen — so gediegenen Rufes sich erfreut.

Ein Münzedict Georgs III., Königs von Großbritannien und Kurfürsten von Hannover, das am 27. April 1764 für seine „deutschen Lande", also auch für das Bremische erlassen wurde, giebt uns ein lebendiges Bild des Jammers jener Zeit, wo jede Geldsorte erst nach dem Feingehalte „probiert" werden mußte, und es besonderer Ausführungsverordnungen für das Gesetz Ernst August's für Hannover-Calenberg (1690) und Georg Wilhelms für Lüneburg (1691) bedurfte, „daß die Wiederbezahlung ausgeliehener Gelder jedesmal nach dem innerlichen Werth und Gehalt geschehen solle", ohne Rücksicht auf das „nach dem Lauf der Commerzien bald steigende, bald fallende Agio" zur Zeit der Anleihe. Die „deutschen Lande" Georg's sollten nach dem Reichsfuße, dem Cassengelde, rechnen; aber es coursierten ganz andere Sorten; während des siebenjährigen Krieges je schlechter je mehr; selbst die Braunschweiger hatten einen andern Fuß, noch andern die Preußen; am meisten aber gingen im Schwange Bernburger, Mecklenburger und kurfürstliche Sachsen oder königlich Polnische „als welche in Unseren deutschen Landen förmlich die Ueberhand behalten." Außerdem coursierten Anhalt-Zerbster, Ansbacher, Baireuther, Würtemberger (Herzogliche), Fuldaische, Hessen-Hanau-Lichtensteiner, Hildburghauser, schwedisch-pommersche Stücke, alle in Silber, alle unter sich verschieden, selbst die Jahrgänge oder wechselnden Stempel der einzelnen, z. B. der Mecklenburger rc., ganz ungleich; eine heillose Verwirrung. Darum wurden sie alle 1764 „verrufen" oder verboten, nur die Braunschweiger wegen des noch verwandten Hauses und die bis 1759 ausgeprägten Preußischen ⅓, nicht aber die späteren, wurden selbst in den Landescassen geduldet, freilich aber dennoch etwas selbst unter den Silberwerth herabgesetzt oder wie man damals sagte „abgewürdigt;" die Braunschweiger theils auf 75, theils auf 50 pCt. des Nennwerths, die Preußen auf 58.

Aber in den verrufenen Stücken war doch gehandelt; Contracte waren geschlossen, Kapitalien belegt, Zinsen und Renten liefen darin;

deßhalb ermittelte man eine Tabelle des Feingehalts der einzelnen Sorten, damit nur dieser in Cassengeld nachher abgeführt werde; und nur auf bestimmte abgewürdigte Münzen lautende Posten sollten in diesen abgetragen werden können. Gerade jene Münztabelle nun hat für uns ein hohes Interesse; wer von den Lesern vermag im Voraus ein solches Schwanken des Münzwerthes nur im Traume zu ahnen, wer hielte noch heute es für möglich! Das ist der beste Beweis des gewaltigsten Fortschritts.

Die Anhalt-Zerbster ⅓ von 1761 hatten in 100 Thalern nur 30 ℬ 20 mg Werth*), die Anspacher ⅙ von 1755 in 100 nur 73 ℬ 9 mg 3 ₰, von 1757 mit dem Brustbilde nur 71 ℬ 20 mg 5 ₰, und die desselben Jahres mit verschlungenem Namen gar nur 68 ℬ 33 mg 3 ₰. Den Baireuthern ging's ähnlich, viel wunderbarer aber den Bärenstücken von Bernburg: da lieferten ⅙ von 1758 bald 60 ℬ 28 mg 1 ₰, dann 45 ℬ 29 mg 7½ ₰, darauf 38 ℬ 4 mg 4¼—7¼ ₰ und die ⅓ sämmtlich desselben Jahres 1758 bald 62 ℬ 25 mg ¼ ₰, bald 47 ℬ 19 mg 6¾ ₰, dann 36 ℬ 12 mg 2 ₰, endlich 28 ℬ 18 mg 2¼ ₰ Werth in 100 Thalern. Die herzoglich Mecklenburg-Schweriner tanzten ähnlich in dem Werthmesser herum, sie alle von 1754: 100 Thaler in ⅙ hielten 73 ℬ 24 mg (die Pfennige lassen wir der Kürze halber weg), 73 ℬ 15 mg, 65 ℬ, 60 ℬ 33 mg, 56 ℬ 14 mg, 56 ℬ 9 mg, 52 ℬ 5 mg, 48 ℬ 16 mg und gar 35 ℬ 32 mg. Aehnlich boten 100 Thaler in ⅓ desselben einen Jahres: 66 ℬ 24 mg, 62 ℬ 2 mg, 59 ℬ 13 mg, 43 ℬ 31 mg, 39 ℬ 27 mg (mit der Rose), 39 ℬ 29 mg und 26 ℬ 2 mg, während doch die 1/12, also Scheidemünze, sogar 36 ℬ 23 mg enthielten.

Besehen wir zum Schluß noch die königlich polnischen, kurfürstlich sächsischen ⅓ Stücke von 1753 mit 64, 49 und 39 ℬ, die von 1760 mit 38 ℬ, die von 1761 mit 37 ℬ Werth, während die 1/24 sogar 28 pCt. hatten, so greift der Leser wohl instinctartig nach der Tasche, als wollte er seines guten Geldes sich versichern. Damals aber waren die schlechtesten Münzen dergestalt im Gange, daß die genannte Verordnung bei Verschreibungen „auf currente gangbare Münze“ festsetzte, dafür solle die schlechteste, die zur Zeit der Verschreibung im Orte coursiert habe, und im Zweifelsfalle jene heillosen Bernburger, Mecklenburger und sächsischen Drittelstücke angerechnet werden.

Auch mit einzelnen Goldstücken befaßt sich das Document, abgewürdigten (herabgesetzten), — worunter die „einfache alte Pistole“ zu 4 ℬ 24 mg des Reichsfußes, der französische Schildlouisd'or zu 5 ℬ 24 mg des Reichsfußes erscheint — und auch ganz verrufenen, von denen „gegen gute Pistolen“ die preußischen Pistolen der 4 Jahre 1755, 56, 57 und 59 ebenso wie die polnischen Augustd'or von 1755 und 56 nur 70 ℬ 17 mg 7½ ₰ Gold in 100 ℬ werth waren; die polnischen Augustd'or von 1758 aber gar nur 34 ℬ 24 mg 2¼ ₰.

Die leichten Münzen nahm das Volk im Kleinverkehr gern, wenn es auch einzelne alte gute Stücke einhütete: jedesmal kehrt dieselbe Erscheinung beim Coursieren verschiedener gleichbenannter Münzen wieder; im Kleinhandel ist Grote : Grote und ⅓ : ⅓. Wie viele hannoversche Mattiere (Matthiasgroschen**), 72 auf den Thaler Courant, gehen in Bremen gemüthlich unter den Groten herum, sind Ihnen nicht selbst die preußischen Vierpfennigsfreimarken gleich dem Groten, trotzdem sie nur 1/90 des Courantthalers sind? Für die leichte Münze der kleinsten Gattung erhält er den geringsten Waarenwerth so gut wie für besser gewerthete, weil es kleinere Tauschmittel nicht giebt, und im Wechsel besserer Sorten erhält er der geringeren doch mehr; das ist der verführerische Reiz der leichteren Münze, der zum Theil allerdings auf Einbildung beruht. So sah man kaum andere Scheidemünze in den zwanziger und dreißiger Jahren im Göttingenschen als die berüchtigten hessischen 1/24 „Löwen“, auch „Strebekatten“ nach der bäumenden Katzengestalt genannt, und die hessischen Doppel-„Albus“ oder Weißpfennige, 32 auf den Thaler; für die Pistole konnte man mitunter 6 Thaler jener rothglühenden Löwen einwechseln; dem eigentlichen innern Werthe nach sicher noch mehr. Und so hat auch der Bernburger Bär, so haben Mecklenburger Rosen und sächsische Polacken im siebenjährigen Kriege sich eingebürgert; eine gewaltige Hand voll Geld gab das ja für den Thaler, aber gewiß Niemand erhielt bei nur 33⅓ pCt. haltenden Münzen 9 Drittel oder 18 Sechstelstücke dafür. Das heißt denn auch: die gute Münze ist „gestiegen“; ein ganz anderes Steigen als unsere Silber- und Goldcourse; der Abnehmer wurde aber dennoch betrogen, weil vor der „Abwürdigung“ oder „Verrufung“ das gute Geld dem schlechten gegenüber nie hoch genug steigen konnte.

Halten Sie sich an dieses Steigen, nicht des Geldes, sondern des guten Geldes, also durch die Verschlechterung des Grobcourants, das sich von der Scheidemünze nicht unterschied, und thun Sie dann noch einen Blick rückwärts, noch 2½ Jahrhunderte weiter in das Jahr, da Luther seine Thesen anschlug. Der alte Reichsthaler, noch 12 Mariengroschen besser als der des Leipziger Fußes von 1690, „der gerechte Reichsthaler von altem Schrott und Korn“, wie ein Clausthaler Extract von 1707 besagt, wurde damals durch den Werth von 24 Mariengroschen wiedergegeben, bis 1545 war er schon auf 29 mg gestiegen, d. h. die Mariengroschen waren über 20 pCt. verschlechtert; und die Augsburger Münzordnung Ferdinands I. von 1559 war nicht im Stande, den alten Schlag der kleinen Stücke herzustellen. Sie setzte den Thaler gleich 68 Kreuzern, oder nach der Berechnung eines großen Theils des niedersächsischen Kreises auf 27 mg 1½ ₰, in welcher Bruchwerthsetzung natürlich schon die Aufforderung zu weiterer Verschlechterung lag. 1596 wurden deßhalb auch schon 72 Kreuzer als Reichsthalerwerth vom Kaiser proclamirt, die in den norddeutschen Landen aber schon 36 mg gleich waren. Diese 36 gelten von da an als Thalerwerth; aber schon 1601 begann wieder die Verschlechterung der Mariengroschen, zunächst um 1 ₰ auf 6 mg, oder etwas über 2 pCt., 1604 waren es fast 3, 1605 schon etwa 5⅓, 1608 schon 11 pCt., für den Reichsthaler zahlte man 40 mg, 1614 schon 42, bis 1618 jedes Jahr 1 mg oder fast 3 pCt. mehr. Den dreißigjährigen Krieg begann der Thaler mit 48 mg Werth oder 33⅓ pCt. Aufgeld, aber die nächsten drei Jahre stieg er entsetzlich; wozu nun allerdings die „Panic“ des Krieges das Ihrige wesentlich beitrug; daß nicht allein schlechte Scheidemünze schuld war, ergiebt sich daraus, daß in den Braunschweigischen und Hildesheimischen Landen vom 26. Mai bis 14. Juli 1620 der Cours wieder fiel. Schon Ostern 1619 stand der Thaler auf 150 pCt. (1 ℬ 18 mg), Michaelis auf 166⅔, Weihnachten auf 200 (2 ℬ). Bis zum 26. Mai war er abermals um 33⅓ pCt. (2⅓ ℬ) in die Höhe gegangen, fiel dann allerdings die nächsten 7 Wochen bis 2 ℬ 4 mg 6 ₰, hatte aber am 18. August seinen früheren Stand von 233⅓ schon wieder erreicht. Sylvesterabend wurde durch eine abermalige Erhöhung von 25 pCt. bezeichnet, und am 16. April 1621 hatte er 300 erreicht, man zahlte 3 ℬ Scheidemünze für den Reichsthaler. Nun aber ging's mit Riesenschritten: schon am 13. Mai stand er 400, am 24. Juli 450, am 30. schon 533⅓ und am 1. August 600, 700 am 1. Novbr., und am 16. December 1621 erreichte er seinen allerhöchsten Cours: 800; nominelle 8 Thaler in Scheidemünze galten für einen einzigen harten Thaler.

„Nach diesem ist von der Obrigkeit aus hochbewegenden Ursachen verordnet und geboten worden, den Reichsthaler höher nicht, denn für 24 Fürst- oder 36 Mariengroschen in Bezahlung anzunehmen und auszugeben“, sagt dies Register der Münzsünden, ein gewiß interessantes Document zur Kenntniß jener Zeiten; und dieses —

*) Der Cassenthaler zu 3 Mark (⅓) hatte 36 Mariengroschen je zu 8 Pfennigen. Es ist — abgesehen von Courssschwankungen — der alte Hamburger Thaler zu 48 Schilling Courant, während dort jetzt der preußische mit 40 Schilling Courant eingeführt ist.

**) Ursprünglich eine Münze der freien Reichsstadt Goslar; wie auch die Mariengroschen dort ihren Ausgang nahmen.

offenbar nicht kaiserliche — Edict hat im Ganzen während der übrigen, so entsetzlichen Kriegsjahre und bis 1662 hin Bestand gehabt, „weilen in solchen 41 Jahren im niedersächsischen Krayse kein sonderlicher Exceß im Münzwesen vorgegangen."

Das ist bezeichnend genug für die Hauptursachen jener enormen Steigerung, bezeichnend aber für die materielle Blüthe der damaligen Zeit ist es auch, daß nach drei Jahren des Krieges, der damals allerdings im südlichen Deutschland tobte, eine so durchgreifende Maßregel möglich war; an einen Zwangscours scheint hierbei nicht gedacht werden zu dürfen. Die Schwankungen bis 1661 sind darum, weil nicht durch die Münzfällung bedingt, auch nicht notirt. Dann aber — wir kommen in die Zeit der Nachahmung französischer Pracht an den deutschen Höfen — „hat das Münzwesen (Unwesen würden wir heute sagen) angefangen stärker zu werden", und der Thaler kam wieder ins Steigen, aber doch sehr langsam und mäßig im Vergleich zu den rasenden Sprüngen von 1621; 1685 hatte er indessen doch schon wieder ein Aufgeld von 6¼ m℞ gewonnen, bis denn der Leipziger Fuß von 1690 den ganzen Schlag um 25 pCt. fällte, der alte Thaler also 1⅓ der neuen Münze betrug.

Wie bunt und wirr scheinen uns jetzt solche Verhältnisse; wir möchten sie für das höchste Maß der Unzuträglichkeit erklären; aber halt! nicht allzurasch; wir haben noch nicht ins 15. Jahrhundert geblickt, noch nicht in die Zeit der hansischen Handelsblüthe, wo jede kleine Stadt nicht nur das Recht zu schlagen sich erworben hatte, sondern es auch im möglichst weiten Maße übte, vielleicht gar forderte, daß nur ihr Schlag innerhalb ihrer Landwehr gelten sollte. Aus dem Jahrhundert existirt die uns gar verwunderlich scheinende Geschichte des Braunschweigschen „Pfennigs."

Zur Erinnerung an Hölty.

* Das Gedächtniß des so früh verstorbenen Dichters Hölty wird von Neuem geweckt durch eine Ausgabe seiner Gedichte, die soeben (Hannover, Meyer) herausgekommen ist; die zweite zwar, da die von Voß 1804 besorgte voraufging, aber die erste, wenn man nach Vollständigkeit und kritischer Sorgfalt fragt. Sie ist besorgt von dem Novellendichter Friedrich Voigts, welcher an seine Aufgabe mit Fleiß und Liebe gegangen ist und seinen Gegenstand vollkommen beherrscht, da er schon in einem Roman, der Hölty's Namen trägt, auf das Genaueste mit der Persönlichkeit und dem Leben des Lyrikers sich bekannt machte. Alles Material für eine Biographie Hölty's und für eine kritische Ausgabe seiner Gedichte findet sich auch grade in Hannover bei einander, wo der 1776 Heimgegangene gestorben und begraben ist. Herausgeber und Verleger haben ein gutes Werk gethan, indem sie sich zu dieser würdigen und vollständigen Ausgabe Hölty's vereinigten und alles in Musenalmanachen und handschriftlich noch Vorhandene sorgsam zusammentrugen und mit dem, was Voß gegeben hatte, vereinigten. Manches bisher Unbekannte fand sich und schloß sich an; die Verlagshandlung fügte ein Porträt des Verstorbenen und eine Abbildung der Nicolai-Kapelle hinzu, hinter der er begraben liegt, ohne daß man die Stätte ganz genau kennt. Hölty theilt also dies Geschick mit seinem Genossen im Hainbunde, mit Bürger.

Das Andenken des im Alter von 28 Jahren gestorbenen Poeten ist stets in Liebe bewahrt, neuerdings noch in schöner Weise in Hannover abermals geweckt worden, indem in der Aula des neuen Schulgebäudes dort eine Marmorbüste zu seiner Erinnerung aufgestellt wurde. Wenn auch an dieser Stelle etwas ausführlicher von Hölty, dessen „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" alle Welt kennt, die Rede ist, so wird das unseren Lesern erwünscht sein. Es geschieht auf Grund einer ausführlichen biographisch-kritischen Einleitung, mit der Voigts sein Buch eröffnet; ihr folgen wir, so weit es thunlich ist, wörtlich.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty war am 21. December 1748 zu Mariensee, wo der Vater Prediger war, geboren. Er verlor seine Mutter schon 1757 in derselben Woche, wo auch die vielbewunderte Schönheit des neunjährigen Knaben durch bösartige Blattern zerrissen werden sollte. Sie bedroheten ihn zugleich mit dem Verlust des Gesichts, und blieben nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf Geistes und Gemüthsrichtung. Erst 1759, wo das Augenlicht völlig wiedergekehrt war, konnte mit mehr Ernst an Fortbildung des Knaben gedacht werden, und die gänzlich umgewandelte geistige Stimmung kam derselben in eigner Weise entgegen. Die frühere gesellige Heiterkeit, die ihn seiner Umgebung so lieb machte, war dem Gram, dem Hange zur Einsamkeit gewichen. Er wollte nicht an die Kluft zwischen Sonst und Jetzt erinnert sein und andere nicht daran erinnern. Hölty war unermüdlich im Selbstunterricht bei Tag und bei Nacht, wurde aber mit diesem Hange zur Einsamkeit doch nicht menschenscheu, nicht mürrisch: er blieb heiter, gefällig, und war die Freude seiner Familie. Es war ein sanfte, elegische Freude an dem geistigen Aufblühen des durch Krankheit entstellten Knaben, und darum wohl um so inniger. Das freundliche Familienleben, ländlich beschränkt, auf einem Dorfe, durch das Damenkloster aus der Reihe gewöhnlicher Dörfer hinweggehoben; die reizende, idyllische Umgebung, Tannen- und Eichengehölz, Buchen, unter deren gewaltigen Kronen ein Bach der nahen Leine zueilt, — das Alles kam der Individualität des Knaben entgegen, die ihn später zu einem Dichter ausbilden sollte, geliebt wie kaum ein Andrer seiner Zeit. Als Knabe von 11 Jahren machte er schon Verse und war im Alter von 16 Jahren schon für die Universität reif, doch schickte ihn der Vater noch auf drei Jahre auf das Lyceum in Celle.

Ostern 1769 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, und hier machte denn die akademische Jugend Bekanntschaft mit einer gar eigenen Erscheinung. Hölty war stark von Wuchs, niedergebückt, unbehülflich, von trägem Gange, blaß wie der Tod, stumm und unbekümmert um seine Gesellschaft, und die Miene der Einfalt täuschte die Beschränktheit eines Engländers in dem Grade, daß er seine, übrigens unschuldigen, Witze daran versuchte. Dieser Schein von Einfalt war jedoch nichts Anderes, als die oft belobte deutsche Treuherzigkeit. Sie schimmerte in dem hellblauen Auge mit dem Anfluge eines schalkhaften Lächelns, und dieses Lächeln verbreitete sich über sein ganzes Gesicht, wenn er rücklings unter einem blühenden Baume lag oder mit Wohlgefallen las. War er allein mit dem Werke eines ihm zusagenden Schriftstellers, so las er laut und mit heftiger Stimme, wie wir das nicht selten bei Jenen finden, deren Geist und Gemüth dem Gegenstande ganz und mit dem lebendigsten Antheil hingegeben sind.

Neben seinem Fache, der Theologie, trieb er mit gewohntem Eifer vielerlei, beschränkte sich meist auf sich selbst und stand bis in sein drittes Studienjahr so ziemlich allein; indessen waren doch schon Gedichte durch ein Göttinger Wochenblatt in weiteren Kreisen bekannt geworden, und ein in Folio gedrucktes Gedicht auf den Tod Münchhausens, des Stifters der Georgia Augusta, trug vorzugsweise zu dem Rufe bei, der so ehrenvoll für den jungen Dichter war, denn selbst rohere Gemüther beachteten ihn, wenn er in seinem staubigen Rock, unbekümmert um rechts und links, über die Gasse ging, häufig begrüßt und Denen, die ihn noch nicht kannten, oder wohl schwerlich beachtet haben würden, mit einem Fingerzeig bekannt gemacht wurde. Nicht selten geschah es, wenn er nach Tisch mit seinen Freunden über die Gasse ging, daß Jemand ihn anhielt und zum Kaffee einlud. Er fragte dann nach der Wohnung des Einladenden und war plötzlich verschwunden. Er machte dem Wirth einen Bückling, trank stumm, was ihm eingeschenkt wurde, und ging wieder weg. So hatte er selbst Leisewitz, den Verfasser des Trauerspiels Julius von Tarent, schon oft besucht, bis denn doch endlich einmal ein Gespräch in den Gang kam.

Bürger und Johann Martin Miller waren die ersten näheren

Bekanntschaften, die sich im Laufe des Jahres 1771 anknüpften. Ostern 1772 hatte Hölty sein Triennium vollendet. Sein Vater bewilligte ihm noch ein halbes Jahr. Allein nun waren nach und nach zu den eben genannten Dichtern auch noch Boie, Fritz Hahn, Cramer, Leisewitz, die Grafen Stolberg, Johann Heinrich Voß u. A. hinzugetreten, und diesen Kreis nach einigen Monaten schon wieder verlassen zu müssen, schien Hölty unmöglich. Vielleicht auch trug er sich schon mit dem Gedanken, daß die Kanzel ihn, der so reiches Wissen sich angeeignet, nach manchen Seiten hin beschränken könne. Darum war er eifrig darauf bedacht, das seinen bescheidenen Ansprüchen Nothwendige selber herbeizuschaffen. Er erhielt Stipendien und eine Stelle im philologischen Seminar. Was nun vielleicht noch fehlen mochte, dachte er durch Uebersetzungen und Unterricht, namentlich in Sprachen (und er konnte bereits über ein halbes Dutzend verfügen) zu decken, und sein Vater war mit Allem zufrieden.

Die jungen Männer versammelten sich jeden Sonnabend, übten sich im Vorlesen, theilten ihre Ideen über Wissenschaft und Kunst einander in Aufsätzen oder freiem Vortrage mit; die Arbeiten, unter denen denn auch Gedichte nicht fehlten, wurden kritisch durchgenommen, und was die Probe bestand, in ein Buch zusammengeschrieben.

Die Stellung der jungen Poeten, also auch die Hölty's zu den Professoren war nicht die beste, und die gelehrten Herren rächten sich für Manches, was ihnen der Hainbund im Uebermuth angethan hatte. Bei dem großen Publikum aber fand er Aufmunterung und Beifall; von 1772 an erregte er Aufsehen und erhielt einen Namen durch die in Taschenbüchern und Almanachen abgedruckten Gedichte; den sich häufig hinter einem bloßen Buchstaben Versteckenden errieth man bald. Der idyllische Reiz des Landlebens war der Kreis, in dem sich seine Poesie am Liebsten und Glücklichsten bewegte, doch mischte sich schon sehr früh der Gedanke an den Tod ein. Der Keim jener Krankheit, die ihn so früh hinwegnahm, war wohl ein Erbtheil seiner Mutter, die derselben erlag, und diese wahrhaft dämonische Krankheit, die Jahre lang sich zu verstecken weiß, erhält bei ihrem Hervortreten ihr Opfer bis zum letzten Odemzuge in dem Glauben, sie sei es nicht, die ihn verzehre. Sie lächelt den Armen heute so freundlich an, als könn' er im spätesten Greisenalter noch mit Jugendrüstigkeit den steilsten Bergpfad erklimmen, während sie morgen wieder dem Jünglinge die Schwäche des hinfälligsten Greises anhaucht. Diese Thatsache tritt überall in Hölty's Gedichten hervor. Er konnte am Morgen ein fröhliches Trinklied niederschreiben und ihm vielleicht Abends schon das Todtengräberlied folgen lassen. Am deutlichsten und wohl auch am schönsten treten diese Gegensätze aus den letzten Tagen seines Lebens in den beiden Gedichten: „Aufmunterung zur Freude“ (Wer wollte sich mit Grillen plagen) und in dem so bescheidenen still rührenden „Auftrag“ (Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin, Die kleine Harfe hinter dem Altar auf) dem Leser entgegen.

Bis zum Spätherbst 1774 fühlte der Dichter im Allgemeinen sich so wohl und rüstig, daß er Michaelis die weiteste Reise in seinem Leben unternehmen konnte. Mit dem Freunde Miller ging er nach Leipzig, wo Dieser noch ein Jahr studiren wollte, vermuthlich auch der Conception seiner Romane verfiel. Hölty ward im Allgemeinen durch den oft schon rege gewordenen Drang nach Welt- und Menschenkenntniß, dann aber auch zu dieser Reise durch die Nothwendigkeit schriftstellerischen Erwerbes bestimmt. Die Freunde logirten beim Buchhändler Weygand, bei welchem im folgenden Jahre Hölty's Uebersetzungen aus der englischen Wochenschrift „Der Kenner;“ ferner Hurd's moralische und politische Dialoge, zwei Theile; sodann 1776 Shaftesbury's philosophische Werke, an deren Uebersetzung auch Voß einigen Antheil hatte, erschienen. Ob Hölty außerdem noch, wie der Almanach der deutschen Musen für 1779, Seite 164, vermuthen läßt, von Jerningham's poetischen Erzählungen Eins und Andres übersetzt hat, ist nicht weiter zu ermitteln.

In der Familie des Dichters lebt von dieser Reise her ein Ereigniß fort, von welchem seine Biographen keine Kenntniß haben konnten. Es darf hier seine Stelle mit denselben Worten finden, mit denen der Herr Probst Hölty in Uelzen sie mitzutheilen die Gewogenheit hatte. „Auf der Rückkehr von Leipzig besuchte er eine vornehme Dame in Nordhausen, welche schon damals mehrere seiner Gedichte in Musik gesetzt hatte, und später noch andere, z. B. das 1776 erschienene „Wer wollte sich mit Grillen plagen“ componirte. Als diese Dame später in Erfahrung gebracht hatte, daß Hölty krank und schwach in Hannover durch Uebersetzungen seinen Lebensunterhalt sich verschaffen müsse, sandte sie an den damaligen Amtmann Meister in Mariensee eine namhafte Summe mit der Bitte ein, dieselbe auf geeignete Weise für den Dichter zu verwenden. Leider aber traf das Geld zu spät ein. Hölty war wenige Tage vorher gestorben. Es wurde darauf von jener Dame die dem Dichter zugedacht gewesene Summe für den Bruder desselben, Levin, der damals das Lyceum in Hannover besuchte, bestimmt.“

Sehr bald nach seiner Rückkehr trat das Brustleiden des Dichters mit Symptomen hervor, welche Hülfe des Arztes foderten, und Hofrath Richter sprach sich verständlich genug aus, um Hölty Thränen zu entlocken. Im Februar 1775 starb sein Vater, und nun waren aus dem elterlichen Hause keine Zuschüsse weiter zu erwarten. Der guten Stiefmutter mochte es schwer genug werden, für zehn unversorgte Kinder Rath zu schaffen. Ueberdem ward Hölty nicht länger an Göttingen gefesselt: die Freunde waren überall hin zerstreut. Ostern ging er nach Hannover, um unter Anleitung des Leibarztes Zimmermann „eine kleine Nachkur zu gebrauchen“, die er denn auch während des Frühlings in Mariensee fortsetzte. Nach den Mittheilungen des Herrn Probst Hölty verlebte die gesammte Familie vierzehn Tage in Drakenburg bei dem Pächter Müller, einem Oheim der Wittwe, welcher sie zu ihrer Aufheiterung und Zerstreuung eigens eingeladen hatte. Der Dichter gab sich ganz den Freuden hin, welche die schöne Jahreszeit bot, und schien so wenig krank und angegriffen, daß er Spaziergänge und Spiele im Freien mit den kleinen Geschwistern sehr wohl vertragen konnte. Als im Julius die Familie sich wieder trennte, ging Hölty nach Celle zum Besuch seines Oheims, des Canzleiraths Göffel. Er bat Diesen um eine Summe Geldes für eine Reise nach Hamburg. Aber wohin er kam auf dieser Reise und wo er einkehrte, weder auf der Post, noch in den Gasthäusern wollte man Geld von ihm nehmen. Alles war schon vorher besorgt und eingerichtet. In Hamburg fand er in Klopstock's Nähe eine bequeme Wohnung, eigens zu seiner Aufnahme in Stand gesetzt. Mit Klopstock und Voß, welcher dieses Besuches, da er gewiß selber bei den dem Freunde bereiteten Ueberraschungen betheiligt war, nur kurz in einer Anerkennung der Vorrede von 1804 gedenkt, verlebte Hölty acht sehr glückliche Tage. Später gehörte diese Reise, sowohl im Rückblick auf die ihm bereitete freundliche Ueberraschung, als auch auf das köstlichste Zusammensein mit Befreundeten, namentlich mit Klopstock, Voß und Claudius, der die Redaction des Wandsbecker Boten im Juni aufgegeben und daher seinen Freunden sich ungestörter hingeben konnte, stets zu seinen liebsten Erinnerungen. Es war gleichsam der letzte Lichtstrahl seiner zum Untergange sich neigenden Lebenssonne.

In Hannover, wo es ihm überhaupt nicht sonderlich gefiel, beschäftigte der Gedanke ihn angelegentlich, nach Hamburg oder Wandsbeck zu ziehen. Er traf dazu schon manche Vorbereitungen. Hamburg lag ihm vorzugsweise am Herzen, wie schon der oben erwähnte Brief an seinen Vater vom 6. Februar 1775 bezeugt: „Ich halte Hamburg für den bequemsten Ort, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis sich eine Gelegenheit zur Beförderung anbietet. Der Gelehrte wird daselbst sehr geehrt, und findet Zutritt zu angenehmen Gesellschaften, wo er Menschenkenntniß einsammeln kann.“

Er sollte nicht wieder hinkommen. Seine Krankheit war schon so weit vorgeschritten, daß Zimmermann es bedenklich fand, den jün-

geren Bruder, Levin, ferner mit ihm zusammen wohnen zu lassen. Die Stiefmutter, die den Dichter wie eine rechte Mutter liebte, hatte dem Jüngeren angelegentlich empfohlen, ihr, wenn Schlimmes zu besorgen sei, sogleich Nachricht zu geben, weil sie dann selber nach Hannover kommen und den Kranken verpflegen wollte. Doch kam der Tod durchaus unerwartet. Der Bruder war, weil Hölty sich verhältnißmäßig ganz wohl fühlte, zu einem Besuch aufs Land gegangen. Am folgenden Morgen, Sonntag, den 1. September 1776, geht Hölty zu seiner Hauswirthin und sagt ihr: „Ich bin sehr krank. Schicken Sie nach Zimmermann. Ich glaube, ich sterbe noch heute.“ Zimmermann, der in der Nähe wohnte, erscheint sogleich, verschreibt Arznei, findet aber Hölty's Zustand hoffnungslos. Als der Bruder gegen Abend zurückkehrt, ist der Kranke eben eingeschlafen. Die Mutter erfuhr den Tod erst nach vierzehn Tagen, da die düstre Botschaft unterwegs auf der Post liegen geblieben war. Die Angelegenheiten des Hingeschiedenen wurden sämmtlich mit seinem vorräthigen und ausstehenden Gelde durch Boie, welcher damals in Hannover angestellt war, ins Reine gebracht. Voß hatte einigen Befreundeten in Hamburg geklagt, daß Hölty sich noch in der letzten Krankheit mit Uebersetzungen quälen müsse, um etwas Geld zu einer kleinen Lustreise zu sammeln, worauf Madame Büsch von Freunden, die es werth waren, Hölty zu beschenken, fünfzig Thaler zusammen brachte und nach Hannover schickte. Der Dichter aber war schon todt, und das Geld ward seinem ältesten Bruder, Levin, geschenkt. Die beiden Liebesgaben von Nordhausen und Hamburg fallen in eine und dieselbe Zeit.

Hölty's Ruhestätte ist unmittelbar an der Nordseite der kleinen Kapelle auf dem alten Nicolaikirchhofe. Boie, welcher die Herausgabe der Gedichte besorgen wollte, beabsichtigte, von einem Theile des Ertrages dem Freund ein kleines Marmordenkmal auf dem Kirchhofe zu setzen. Allein er ward durch seine Berufung zum Amt eines Landvogts in der Heimath Dithmarschen daran verhindert. Ein Denkmal stiftete damals nur das Todtenregister der Aegidienkirche, welches Hölty's Namen mit der Anmerkung begleitet: „Wegen seiner Poesie berühmt.“

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. Von K. von Weber. — Versuch einer Selbstbiographie. Von Julie Burow. — Briefe von Friedrich von Gentz an Ch. Garve (1789—1798). Herausgegeben von Schönborn. — Studien. Von Heinrich von Treitschke. — Graf Mirabeau. Von Theodor Mundt. 4 Bde.

— * Zu den großen literarischen Unternehmungen des Königs Max von Bayern gehört die „Bavaria“, eine umfassende Landes- und Volkskunde von Bayern. Das große Werk steht unter der Oberredaction von Riehl und wird in seinen einzelnen Theilen durch eine große Anzahl von Gelehrten bearbeitet. Der erste Band, der Ober- und Niederbayern umfaßt, soll zu Ostern erscheinen und zerfällt wie das ganze Werk in Abtheilungen, nämlich eine naturwissenschaftliche, ethnographische, nationalökonomisch-statistische, historisch-topographische, von denen jede ihren Redacteur hat. Die Kulturgeschichte hat Felix Dahn, die Sagenkunde Maurer, Ludwigs Kunstschöpfungen Carriere. Der König hat so viel Geld ausgesetzt, daß der Preis des Werkes ein mäßiger sein kann.

— * Ein neues Buch von Riehl: „Die Pfälzer, ein rheinisches Volksbild“ ist in Stuttgart erschienen. Ueber den Titel sagt der Verfasser in der Vorrede: „Ich überschrieb mein Buch „Die Pfälzer.“ Dieser Titel ist zu weit und zu eng, aber er ist kurz, und schien mir darum der beste. Zunächst faßte ich das Volk der bayerischen Rheinpfalz ins Auge, des einzigen deutschen Landstrichs, der heute noch den politischen Namen der „Pfalz“ bewahrt; aber ich griff auch oft genug über die Grenze, und suchte so mein individuelles Bild zu einem Gattungsbild jenes größeren Stücks oberrheinischen Volkslebens zu erweitern, welches den Uebergang von schwäbisch alemonnischer Art zur entschieden fränkisch mittelrheinischen bildet. Die Begränzung des Stoffes ist nicht meine Wahl; sie ist hervorgegangen aus dem mir von Sr. Majestät dem König Max von Bayern übertrogenen Thema einer ethnographischen Charakteristik der bayerischen Rheinpfalz, und nur die von jenem hohen Förderer des Volksstudiums mit fürstlicher Freigebigkeit zur Verfügung gestellten Mittel gestatteten mir das Land während dreier Jahre in vielen Fußwanderungen ausgiebig zu bereisen.“

— * Ein neues Buch von Moritz Hartmann ist zu erwarten unter dem Titel „Erzählungen eines Unstäten.“ Es ist das eine Zusammenstellung und Ueberarbeitung der Reisememoiren Hartmanns, die früher, namentlich zur Zeit des russischen Krieges, im Feuilleton der Kölnischen Zeitung standen.

— * Ein neues Buch von Eduard Schmidt-Weißenfels hat den Titel „Vier Jahre Memoiren“ und die Nebenbezeichnung „Porträts und Erlebnisse.“ (Prag und Leipzig, Kober.) Heidelberg wegen eines unglücklichen Duells verlassend, kommt der Verfasser 1847 nach Paris; der Abbé de Lamennais ist hier das erste Porträt, das er zeichnet. Dann folgt die Februar-Revolution mit der Fülle von Characteren, welche damals auftauchten; später ein Stück Italien, dann wieder Paris, 1850 der letzte Kampf Schleswig-Holsteins, endlich wieder Paris, mit London wechselnd. Eine große Fülle von Erlebnissen geht mithin am Leser vorüber und eine überaus große Anzahl von politischen Characteren; den Schluß machen die in London lebenden Flüchtlinge.

— Δ Hesperische Blätter. Nachgelassene Schriften von Wilhelm Stier. Berlin, 1857. — Dieses Werk des leider so früh und in der Vollkraft des Lebens und Wirkens verstorbenen Künstlers zerfällt in zwei Theile. Der erstere umfaßt Bilder und Scenen aus dem Aufenthalte des Verfassers in Italien zu jener bedeutungsvollen Zeit, da die neue deutsche Kunst dort ihren Auferstehungsmorgen erlebte. Der andere giebt in Form von italiänischen Künstlergeschichten Zeugniß von der Innigkeit, mit welcher der Künstler sich vor den Meisterwerken der höchsten Blüthenepoche in das reich bewegte Leben jener glänzenden Vergangenheit, der Zeiten eines Rafael und Tizian, versenkt hatte. Man merkt es seinem Zug nach Tivoli, seiner Villeggiatur in Ariccia an, daß hier kein gewöhnlicher Tourist, sondern ein Künstler spricht, der, ein ebenso feiner Beobachter der Natur, in diesen Aufsätzen einen werthvollen Schatz seiner Anschauungen niedergelegt hat, in welchen sich die künstlerisch gestimmte, poetisch erregte Natur des reich begabten Mannes mannichfach ausspricht. Die angehängten Künstlernovellen bestehen in Briefen von Pietro Buonacorsi und Campagnola, einem Schüler Tizians, über die Malereien in den Loggien, über das rafaelische Ornament, die bekannten Tapeten und verschiedene Stücke der venetianischen Schule.

— * Das in der letzten Nummer erwähnte Werk von Rudolf Haym in Halle, dem Biographen Wilhelms von Humboldt, über Hegel und seine Zeit besteht aus Vorlesungen, welche Haym an der Universität Halle über Entstehung und Entwickelung, Wesen und Werth der Hegelschen Philosophie gehalten hat. Die ursprüngliche Form, in der sie mehrere Male vor die Zuhörer traten, ist beibehalten worden. Haym hat ein treffliches Material für sein Buch durch die Familie Hegel mit einer Bereitwilligkeit, wie sie in solchen Fällen nicht häufig ist, zur Verfügung erhalten. Obwohl die Söhne des großen Philosophen wußten, daß es sich nicht um eine panegyrische Darstellung handle, überantworteten sie dem ihnen persönlich unbekannten Verfasser den ganzen Schoß von Hegels Manuscripten.

— * Der von Heidelberg vertriebene und in Jena aufgenommene Kuno Fischer ist zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden.

— * Am 24. October nahm Max Duncker von seinen Freunden in Halle, das er mit Tübingen vertauscht, Abschied; eine aus zweihundert Männern bestehende Versammlung, aus Hallensern und Vertretern des Kreises, der Duncker zum Ständemitgliede wählte, zusammengesetzt, war in ernster Stimmung um den Scheidenden vereinigt.

— * In Gotha starb am 27. October Bernhard Perthes, der Chef des großen geographischen Institutes, aus dem so manches ausgezeichnete Kartenwerk hervorgegangen ist. Der Tod des erst 36 Jahre alten Mannes erregt in Gotha tiefe Theilnahme. Wer nun die Leitung des gewaltigen Geschäftes, das viele Hunderte von Menschen nährte, übernehmen wird, ist noch nicht bekannt.

— * Moritz Wagner hat München schon verlassen und tritt von Göttingen ab, wo er bei seinem Bruder Rudolf ist, seine amerikanische Reise an, die zuerst nach Veragua gerichtet ist und einen Uebergang über die Cordilleren am Golf Dulce versuchen will. Frau von Hormayr reist nicht mit ihm, sondern selbständig nach Centralamerika und hat sich nur von Wagner Rath ertheilen lassen.

— * Das Urtheil über das Modell der Platenstatue von Halbig in München ist fortdauernd ein günstiges. Es ist nicht von idealisch schöner, großartiger Auffassung, trägt aber offenbar den Stempel der Begeisterung, die den Meister leitete. Platen steht frei und stolz, das Haupt kühn gehoben, die Züge in poetischer Verzückung verklärt; die rechte Hand, den Griffel führend, zuckt empor, den Gedanken, der aus dem gen Himmel gerichteten Auge strahlt, in das Buch zu schreiben, welches die linke hält. In üppigen Falten wallt der weite

Mantel nieder, in trefflicher Anordnung der freien Bewegung Raum, beide Arme fast völlig frei lassend, nur den Unterkörper verhüllend. Die ganze Figur macht den Eindruck des entschiedenen, hingebenden, begeisterten Schaffens.

— * Eine neue Symphonie des dänischen Componisten Niels Gade (die sechste, in G moll) wurde zu Leipzig in einem Gewandhausconcert aufgeführt, hatte aber keinen namhaften Erfolg. Sie wird als die schwächste Leistung Gade's auf diesem Gebiete bezeichnet, ist zwar geschickt und brillant instrumentirt, aber in den Gedanken nicht von Bedeutung.

— * Neulich wurde berichtet, Roderich Benedix habe die Leitung der Frankfurter Bühne eines großen Deficits wegen niedergelegt. Die Sache ist wieder geordnet worden, und es stellt sich heraus, daß es mit den Finanzen nicht so arg ist. Der Dichter Wilhelm Jordan soll besonders bemüht gewesen sein, Benedix zu stürzen; er kann es ihm nicht vergessen, daß er ein Drama von ihm zurückgewiesen hat. — In Hamburg giebt man auf dem Thaliatheater das neueste dreiactige Lustspiel von Benedix: „Die Schuldbewußten.“ Die Kritik der „Hamburger Nachrichten“ über dies Stück ist nicht günstig, indem sie sagt, daß sich in ihm in Folge einer bis zur Erschöpfung ermüdeten Erfindungsgabe die Schwächen der Benedix'schen Feder viel deutlicher als deren Vorzüge verkünden. Wäre nicht der Name des Verfassers früherer Leistungen wegen so wohl angesehen, das Haus ferner zu einer außerordentlichen Nachsicht gestimmt und das Spiel von Seiten aller mitwirkenden Kräfte ein vorzügliches und munter zusammengehendes gewesen, so würde die Neuigkeit nicht ohne lauten Unfall durchgekommen sein.

— * Richard Wagner und seine Musikreform. Wir nehmen dies Thema heute von Neuem auf Grund des Artikels im Morgenblatte auf. Von den Erörterungen des Verfassers über die Entwürfe und Behauptungen Wagners sei hier zunächst die mitgetheilt, welche von dem Zustandekommen des Operndrama handelt, wie es im „Kunstwerk der Zukunft“ gedacht wird, und welche in dem betreffenden Aufsatz als eine unhaltbare bezeichnet wird, indem es dort heißt: „Zunächst wird man die Klage berechtigt finden, daß unsere Tonsetzer zu einseitig Musiker sind, die alles von sich weisen, was nicht in ihr Fach schlägt, und man kann dem Wunsche nur beipflichten, daß sowohl Musiker wie Dichter künftig mehr Notiz von einander und ihren Productionen nehmen. Auch der Vorschlag, daß Dichter und Componist sich über ein zu schaffendes Operndrama besprechen, um gleich bei Entwurf des Textes der musikalischen Einkleidung vorzuarbeiten, würde sicher heilsame Früchte tragen. Wenn man nun aber in der Einzelausführung dieses Vorschlags so weit geht, daß Dichter und Componist sich zu solch einem Werk zusammenthun und es gemeinschaftlich hervorbringen sollen; ja wenn man diese Ausführung zu einem förmlichen Compagniegeschäft macht, indem nämlich die dichterische Beihülfe wieder eine doppelte sein soll, so daß für die eigentlich dramatische Anlage ein dramatischer, für die mehr musikalischen und gesangreichen Partien ein lyrischer Dichter eintritt, so ist solch eine „Tripelallianz“, solch ein Mechanismus von mehreren Arbeitskräften etwas, was die freie Kunstproduction, die nach nichts weniger als nach Schweiß und Berechnung schmecken darf, im höchsten Grade herabwürdigt und die nothwendige Einheit des Kunstwerks von vornherein abschneidet. Aber bis zu solcher unerhörter Geschmacklosigkeit geht man, um nur den hypergenialen Gelüsten des Meisters die gewünschte Verwirklichung zu geben und um das problematische Operndrama mit seiner gesuchten „Wortmusik“ um jeden Preis zu Stande zu bringen. Wir meinen, daß das rechte Operndrama, mit der gleichgemessenen Betheiligung von Musik und Poesie, entstehen müsse, wie jedes Kunstwerk, aus einem Geiste, nach einem Plane, nach einer Idee. Nur muß der Eine freilich der rechte Dichter sein, der mit allgemein ästhetischer Bildung auch die nöthige Kenntniß der Musik verbindet und das dramatische Schema überall der musikalischen Gefühlssprache offen erhält. An einem solchen Musikdrama zweifeln wir noch keineswegs, aus der Wagnerschen Schule aber und ihrer Schmiedewerkstätte erwarten wir es nicht. Das rechte Operndrama darf auch nicht fünf Akte umfassen oder mehrere Abende in Anspruch nehmen, wie Wagner dieß zu beabsichtigen scheint. Fünf Akte Opernmusik anzuhören, ist eine Qual und kein Genuß; dazu ist selbst derjenige nicht stark genug, der seine Mittagsmahlzeit, der Wagnerschen Oper zu Liebe, auf fünf Uhr Nachmittags verlegt und seine Nerven mit voller Ladung gekräftigt hat. Es ist dieß die nämliche Ueberschreitung der natürlichen Normen, wie sie durch die ganze Wagnersche Richtung geht. Wie bei dem ganzen Reformversuche die Grenzen der Künste und ihrer Darstellungsfähigkeit übersprungen werden, so im vorliegenden Falle das Maß der menschlichen Receptivität und die hergebrachte Ordnung des bürgerlichen Lebens. Es ist nur eine Ueberleitung der Wagnerschen Principien auf das Gebiet der Instrumentalmusik, worin Berlioz seine eigenthümliche Aufgabe erkennt und seine ausschließliche Praxis entfaltet. Wagner verkennt die Natur und die Grenzen der Gesangmusik und setzt sie zu einem bloßen Hebel des dramatischen Ausdrucks herab; Berlioz überschreitet die Schranken der Instrumentalmusik, wenn er sie zur Darstellung sinnlicher Vorstellungen und dramatischer Vorgänge hinausschraubt. Beide machen sich also der Ueberspannung, des Mißbrauchs ihrer Kunst zu fremdartigen Zwecken schuldig: Wagner beabsichtigt das sogenannte Operndrama, Berlioz forcirt die Instrumentalmusik zu sogenannter „Programmmusik.“ — Zum Schlusse der Betrachtung wird nun zusammengefaßt, was sich als Gesammturtheil über das angestrebte „Kunstwerk der Zukunft“, in dem sich sämmtliche Künste zu einem Totalwerke verschmelzen sollen, herausstellt. Dieses Kunstwerk ist etwas eben so Problematisches und Unbestimmbares wie die ungewisse Zukunft selbst, von der es seine Verwirklichung erwartet; es wird eben nur Gedanke, nur Idee bleiben. „Wie nämlich Wagner die ganze bisherige Musik für eine Unwahrheit hält, so auch die ganze bisherige Kunst, insofern sie nur das Eigenthum gebildeter Kreise war und nur dem Luxus, der sinnlichen Genußsucht zu vorübergehender Ergötzung diente. Dieses lügnerische Dasein der Kunst muß nach Wagners Meinung aufhören, sie muß ins reale Leben eintreten, das Thun und Treiben Aller muß sich in Kunst umsetzen und sich im Gewande der Schönheit bethätigen. Man sieht, der Gedanke ist im Wesentlichen eine Erneuerung des althellenischen Standpunktes, wo der Mensch, schon wie er leibte und lebte, wie er sich kleidete und bewegte, ein schöner sein mußte, und die Kunst lebendige Wirklichkeit, allgemeine Volkssache war, die entweder von allen ausgeübt oder doch wenigstens von allen mit sympathetischer Theilnahme und begeistertem Beifall aufgenommen wurde. Zu diesem Zustande kunstschöner Lebensgestaltung, sagt Wagner, müssen wir zurück, die Kunst muß statt der Theorie Praxis, statt der Lehre Leben werden. Der handelnde Mensch selbst muß das lebendige Kunstwerk sein, auf welches die gesammten Künste, ja unsere Kulturentwicklung im Großen und Ganzen loszusteuern hat. An diesem idealen Ziele wird dann zugleich die Ausübung der einzelnen Künste aufhören, die nur so lange dauern konnte, als der schöne Mensch selbst noch nicht zur Wirklichkeit geworden war. Die Skulptur z. B. bildete nur todte Schönheitsgestalten, uns zum Vorbild und zur Strafe zugleich; sie wird vom Schauplatz abtreten und ihren Meißel niederlegen können, sobald erst der lebendig handelnde Mensch in der plastischen Schönheit der antiken Götterbilder einherwandelt. Die Malerei ferner mit ihren farbig bunten Lebensdarstellungen hat nur so lange ein Dasein, als das Leben selbst nicht die gleiche Schönheit handelnder Menschen zeigt. Ist dieß erst der Fall, so kann auch sie ihre Thätigkeit einstellen, weil der lebendige Menschenverkehr selbst sich zu lauter schönen Scenen und Bildern gruppiren wird. Aber die übrigen Künste, so folgert Wagner weiter, deren Forterxistenz dann noch möglich ist, z. B. Poesie und Musik, diese werden dann erst in ihre volle Wahrheit eintreten, die ganze Höhe ihrer Darstellungsfähigkeit ersteigen. Nicht mehr bloß von Einzelnen in einzelnen glücklichen Augenblicken werden sie ausgeübt werden, nicht der Ausfluß eines mühevollen Studiums werden sie sein, sondern eine Fertigkeit aller, ein unmittelbarer Erguß des schön erregten Innern. Und bei einer solchen ästhetischen Lebensgestaltung, bei einer solchen zur Wirklichkeit gewordenen Kunstpflege wird dann auch, als zusammenfassender Abschluß, als Einheit aller Künste, jenes angestrebte Kunstwerk der Zukunft eine Wirklichkeit werden, in welchem sämmtliche zusammenwirkende Künste ihre gleichmäßige Vertretung finden. Wir gestehen, über jene künstlerische Lebensgestaltung sowohl, wie über dieses Gesammtkunstwerk der Zukunft starke Bedenken nicht unterdrücken zu können. Wie, fragen wir, soll es als möglich gedacht werden, daß die millionenköpfige Volksmasse einmal aus Rohheit und Gemeinheit heraus zur Höhe der Kunstbildung und Kunstausübung emporgezogen werden könne? Wie ist es möglich, daß das Leben einmal seine realistische, materielle Färbung verliert, da die meisten von der Sorge für ihre Erhaltung bestimmt und von praktischen Pflichten und Verrichtungen niedergehalten werden? Wird die heutige Gliederung der menschlichen Gesellschaft, wird der gegenwärtige Zuschnitt des Lebens sich jemals ändern? Wird nicht vielmehr die Kunst, im Bunde mit Religion und Wissenschaft, eine von den Geistessphären sein, in denen der Mensch sich das Absolute nahe zu bringen und sich zu freudigem Genusse zu versinnlichen strebt? Ein lebhafter Wunsch, ein erhebendes Ideal — das gestehen auch wir gern zu — ist ein solcher Zustand, wo die Menschheit im Ganzen im reinen Aether edler Geistesbildung und Gesittung wandelt, und wo dann auch die Kunst zu den allgemeinen Gütern gehören, Kunstproduction eine von jedermann geübte, jedermann geläufige Thätigkeit sein wird. Aber die Realisirung dieser Idee, der wirkliche Zeitpunkt für diese neue und schöne Weltgestaltung — wie und wann soll er eintreten? Wie schwache Hoffnungen also für das geträumte Kunstwerk der Zukunft, das übrigens dadurch noch unklarer wird, daß die Einzelkünste in ihrer Sonderung und selbständigen Bethätigung neben jenem fortbestehen sollen! So seiner idealen Ueberschwänglichkeit entkleidet und auf seinen realisirbaren Gehalt zurückgeführt, kann das geahnte Kunstwerk der Zukunft schließlich nur dasselbe sein, was wir in der heutigen Oper der Hauptsache nach bereits besitzen: ein dichterisch musikalisches Kunstwerk nämlich, dessen Kern das Operndrama in der von uns angedeuteten Gestalt bildet und dessen räumliche und scenische Ausstattung die übrigen Künste übernehmen. Musik und Dichtkunst sind im Operndrama schon an und für sich verbunden; ihren Darstellungen wird die Architektur die nöthigen Baulichkeiten in würdiger, kunstentsprechender Einrichtung liefern, die Plastik wird diese Räume äußerlich und innerlich mit bezüglichen Statuen und Büsten schmücken und die Malerei um die lebendige Handlung den täuschenden Apparat der häuslichen oder landschaftlichen Dekorationen stellen, wie dieß in der Oper stets von den einzelnen Künsten im Wesentlichen geschehen ist.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1 1/2 ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 45. Bremen, 8. November. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Pariser Erinnerungen.

Von Adolf Laun.

Es sind nur flüchtige Reiseskizzen, die ich hier mittheile, Auszüge aus dem, was ich diesen Sommer nach einem vierwöchentlichen Ausfluge zur Erinnerung niederschrieb. Paris ist in Deutschland bekannter als irgend eine deutsche Stadt, dafür haben Bücher und Zeitungen seit Langem gesorgt. — Neues habe ich also nicht zu bringen; die Beschreibung von Straßen und Plätzen, von Gebäuden und Kunstwerken mit Angabe von Zahl und Maß findet sich in jedem Pariser Führer. Was anderswo, bei weniger bekanntem Stoff, bei Gegenden, wo noch etwas zu entdecken war, unstatthaft gewesen wäre, scheint hier also am Platz zu sein, nämlich das ausschließliche Hervortretenlassen des persönlichen Eindrucks; durch die Art und Weise, wie die Dinge sich im Beobachter spiegeln, gewinnen sie, wenn auch keine ganz neue, doch vielleicht eine mittheilenswerthe Seite.

Kaum in Paris angekommen, stürzte ich mich gleich in den Strudel seines Lebens. Welcher Ankömmling daselbst hat auch je daran gedacht, den auf der Reise eingebüßten Schlaf nachzuholen? Mein erster Gang galt den neuen, vielbesprochenen Bauschöpfungen. Louvre und Tuilerieen sind jetzt eins geworden und bilden einen Pallast, wie die Welt keinen zweiten kennt; um die neuen Flügel, die ganz im Stile der alten gebaut sind, mit diesen in Uebereinstimmung zu bringen, hat man sie mit einem grauen Anwurf bespritzt, der eine täuschende Wirkung hervorbringt. Die Rue Rivoli, die einen ziemlich graden Durchschnitt vom Concordien- bis zum Bastilleplatz bildet, ist vielleicht nicht so lang als die Berliner Friedrichsstraße, macht aber vermöge der gewaltigen Gebäudemassen, der Palläste und Monumente, die sie umgeben, einen viel großartigeren Eindruck; am Abend bilden die unzähligen Gasflammen darin eine Sternenperspective von feenhafter Wirkung. Das Stadthaus, nachdem es von allen dasselbe erdrückenden Winkelgassen gesäubert wurde, ist jetzt eins der prachtvollsten Monumente, die diese Straße zieren, und wird nun wohl aufhören, das Centrum aller aufständischen Bewegungen zu sein, was es bekanntlich Jahrhunderte lang gewesen. Da in der Nähe desselben noch ein Rest jenes mittelalterlichen Straßenknäuels vorhanden ist, der das Quartier so gefährlich machte, so verlor ich mich absichtlich in demselben, um vom 16. und 17. Jahrhundert ins 19. blickend des scharfen Gegensatzes recht inne zu werden. Hübsch ist es, daß man mitten in der neuen Welt den alten gothischen Thurm St. Jacques de la Boucherie stehen ließ und ihn mit einem Spielplatz für die Kinder umgab; er ragt düster, ernst und mahnend in das frivole, elegante Jahrhundert herein.

Der eine Durchschnitt des Paris in vier Theile zerschneidenden Kreuzes ist nun vollendet; daß nicht bloß Schönheit und Gesundheit, sondern vor allem strategischer Nutzen der ganzen riesigen Unternehmung zum Grunde liegt, wurde auch meinem militärisch ungebildeten Auge klar. Rascher als das russische Sebastopol gefallen ist, hat sich der Pariser Boulevard gleiches Namens erhoben und harrt, um den zweiten Durchschnitt zu vollenden, seiner Fortsetzung im lateinischen Viertel, wo eine grausige Demolitionswirthschaft herrscht. Dort blickt man wie in eine Theaterdecoration in das durchschnittene Innere der alten fünf- bis sechsstöckigen Häuser, zerfetzte Tapeten hangen herunter, vermoderte Balken springen hervor, und an den nackten Wänden läuft durch alle Etagen die schwarze russige Schornsteinspur hinauf. Ich war grade im Begriff, mich in allerlei elegische Betrachtungen zu versenken; ich sah in jenen zusammenstürzenden Zimmern und Mansarden die Professoren und Studenten früherer Jahrhunderte studiren und commersiren, da fiel ein zum Glück nicht großer Stein auf den vom nachgiebigen Filz geschützten Kopf und machte der gefährlichen Träumerei ein Ende.

In der Sorbonne und dem College de France hörte ich zu meinem Schrecken, daß die literarischen Vorlesungen schon geschlossen seien und nur noch in den Naturwissenschaften gelesen würde. Faute de mieux begab ich mich also dorthin und trat ins Auditorium des Herrn Claude Bernard, der gerade sein Paradepferd ritt, nämlich den Zuckerstoff im Körper der Carnivoren. Der Mann sprach mit solcher Klarheit und Gewandtheit über das Thema, daß ich beinah zum ersten Mal in meinem Leben etwas von physicalischen Vorlesungen verstanden hätte, wäre nur nicht so gewaltig viel Terminologie dabei vorgekommen. Uebrigens war die Darstellung eine sehr handgreifliche; es wurde ein großer Fleischerhund herbeigeführt und demselben bei lebendigem Leibe der Bauch aufgeschnitten, die Leber herausgeholt u. s. w. Merkwürdig war mir dabei, wie der elegante Professor, während er mit blutigen Händen in den Eingeweiden des armen Thieres herumwühlte, ganz gemüthlich weiter demonstrirte; sein Refrain war immer: Messieurs, ce sont les faits qui parlent. Der Sciences und ihrer Barbarei müde, mich nach ästhetischen Eindrücken und historischen Anschauungen sehnend, ging ich ins nahgelegene Hotel de Cluny. Es ist dies eine in ihrer Alterthümlichkeit erhaltene, aus dem 15. Jahrhundert stammende Abtei, welche die Stadt einem reichen Alterthumsforscher, Herrn du Sommerard, abgekauft, und die sie zum historischen Museum erhoben hat. Alles was ich hier an alten Möbeln, Rüstungen, Waffen, Kleidern, Gefäßen und Bildern sah, wenn es auch nicht dem Reichthum des im Louvre und im Artillerie-Museum Aufgehäuften gleichkommt, machte deßhalb größeren Eindruck auf mich, weil es sich mir in entsprechender Umgebung, in wirklichen alten Sälen, Zimmern und Corridors darstellte. Die Abtei ist auf dem Grunde gebaut, auf dem früher der kaiserlich-römische Thermenpallast Julians, des Apostaten, gestanden; von diesem gewaltigen Gebäude, das bis an die Seine ging, sind außer einigen starken, schon seit 1500 Jahren der Zerstörung trotzenden Mauern noch die Piscina und das Frigidarium erhalten; in letzterem, das eine seines Namens würdige Kühle entfaltete, stand neben mir ein Herr, wir sahen uns forschend an, und siehe da, es war ein alter Freund und College aus Bordeaux, der sich mit mir über das

unerwartete Zusammentreffen in der Badestube des abtrünnigen Kaisers freute.

In der Comédie Française wurden Molière's „Gelehrte Frauen“ gegeben. Sämmtliche deutsche Literaturhistoriker von Schlegel bis zu Herrn von Eichendorff herab erzählen, Moliere sei in Frankreich veraltet. Zufällig habe ich innerhalb acht Tagen bei trotz tropischer Hitze überfülltem Hause vier Stücke von ihm gesehen und erlaube mir, gegen die Angabe zu protestiren. Obgleich einige der Hauptrollen von Doubletten gespielt wurden, so machte die Vorstellung doch einen großen Eindruck auf mich; von einem solchen Ensemble, von einer solchen Präcision des Spiels, für das der Souffleur überflüssig ist, haben wir in Deutschland keine Ahnung; auch davon nicht, daß der Alexandriner, zumal der Molieresche, so gesprochen, weder Zopf noch Stelzen hat, sondern einfach, natürlich und melodisch dahinfließt. — Der gute, alte schwache Chrysale mit seiner Naivetät, seinem Humor, die hochtrabende Dame des Hauses und die impertinente Köchin, die dem Anstand zu Liebe keines ihrer derben Worte verschluckte, waren vortrefflich; es wurde mir besonders bei der Lesescene des dritten Aktes klar, daß diese haute comédie nicht allein eine Literatur- und Sittenkomödie, sondern auch ein wirkliches Theaterstück ist, wenn es mit solcher Lebendigkeit von Franzosen gespielt wird, die in Allem, in Spiel, Gruppirung, Decoration und Costüm die zweihunderljährige Tradition innehalten. Der einzige Einbruch in dieselbe waren die Crinoline der jüngeren Damen. Herr Empis, der gelehrte akademische Director, vermag viel, er hält eine strenge Theaterdisciplin, aber an der Crinoline scheitert seine Macht, so sagte mir mein Nachbar. Auf die „Gelehrten Frauen“ folgte der „Eingebildete Kranke“, aus dem sich der Dichter den wirklichen Tod geholt hatte. Die Leute spielten auch hierin wieder vortrefflich, nur viel derber und stärker auftragend; mich freute es, daß man keinen Cynismus, keine Derbheit ausließ. Das berühmte Schlußballet, die Doctorpromotion, blieb leider weg; man verspart es auf den Todestag Molieres, auf den 17. Februar, der jedes Jahr mit einer Vorstellung dieses Stückes festlich begangen wird. An diesem Abend übernehmen die ersten Schauspieler aller Pariser Theater eine Rolle darin. Der Kaiser, sein Hof, die Ministerien und Gesandtschaften, alle höheren Militär- und Staatsbeamten wohnen der Feierlichkeit bei; sie beginnt mit einem Prologe, alle männlichen und weiblichen Mitglieder der Bühne umstehen in schwarzer Kleidung die Büste des Dichters und bekränzen sie mit Lorbeerzweigen, dann wird der malade imaginaire mit jener Doctorpromotion gespielt, deren Schluß der Aufbau einer ungeheuren Pyramide von Clystierspritzen bildet.

Am folgenden Tage machte ich, die noch dauernde verhältnißmäßige Kühle benutzend, einen Ausflug nach Versailles, in diese einst so lebendige, jetzt so stille Stadt, die mehr als jedes andere Beispiel zeigt, wie rasch und gewaltig der persönliche Wille eines absoluten Herrschers schaffen kann, wie bald aber auch mit ihm seine Schöpfung stirbt, wenn ihr kein anderes, besseres Lebenselement als das der fürstlichen Laune innewohnt; das Schicksal von Versailles haben Louis Napoleons Schöpfungen nicht zu fürchten. Versailles hatte unter Ludwig XIV. gleich nach seiner Entstehung 100,000 Einwohner, jetzt hat es kaum 30,000. Damals rollten stolze Carossen durch die breiten, gradlinigen, mit Pallästen und hohen Mansardenhäusern besetzten Straßen und Avenues, jetzt sieht man nur Eisenbahnomnibus und höchst bürgerliche Fiaker; damals schritten über den riesigen Schloßhof die breiten, gewaltigen Treppen hinan betreßte Kammerherrn und Lakaien, jetzt stehen am Piedestal der perrückenbedeckten Heldenstatuen vereinzelte Soldaten, Bauern, Bürger und Fremde. Im Schloßgarten, auf den geschnörkelten mit weißen Götterbildern und Hermen umstellten Wegen, wo der Hof Ludwigs in geistreichen und gezierten Gesprächen gravitätisch einherschritt, wandeln strickende Damen und scheltende Kindermädchen, auf den rechtwinkligen Rasenplätzen, am Rande der Bassins und Fontainen, wo Ludwig hinter Taxuswänden daher kommend die Lavallière oder die Montespan überraschte, liegen Philistergesellschaften und verzehren ihre mitgebrachten Brote und Würste, deren Zipfel im Rasen umherliegen. Als ich bei einem früheren Pariser Aufenthalte Versailles besuchte, fand ich dort einen viel größeren Zusammenfluß von Fremden als jetzt; denn damals war die historische Bildergallerie eben geöffnet, durch welche Louis Philipp sich in aller Eile populär zu machen hoffte. Die Millionen, die ihm dieser verkehrte Calcul gekostet, hätte er sparen können, ihm selbst haben sie Nichts geholfen und der Kunst auch, im Gegentheil, dieselbe kann nur erröthen über die Unzahl ebenso großer als schlechter Bilder, welche die Großthaten der französischen Nation verherrlichen sollen, aber nur beweisen, daß sich auf Ablieferungstermin nichts Gutes schaffen läßt. Daß sich unter dieser furchtbaren Masse schlechter Bilder einige gute und selbst vortreffliche finden, versteht sich von selbst. Das Interessanteste war mir auch diesmal wieder die historische Porträtsammlung, die mit Bildern aus der jedesmaligen Zeit componirt ist. Von Mignard, dem Hofmaler Ludwigs XIV., ist mir hier besonders manches Vortreffliche entgegengetreten, nur möchte ich nicht sagen, wie man damals sagte: „Rafael und Tizian sind die Mignards von Italien.“ — Nachdem ich noch in den beiden Trianons, deren reizende Parkanlagen die Vorzüge des englischen Gartenstils vor dem französischen hier grade sehr deutlich machen, den unendlich reichen Blumenflor bewundert hatte, fuhr ich auf dem anderen Seine-Ufer nach St. Cloud, das Versailles verdrängt und schon deßhalb jetzt en vogue ist, weil der Kaiser daselbst seinen Sommersitz hat. Schloß und Park, wenn auch weniger groß als die von Versailles, haben in der hohen Lage einen Vorzug vor jenen. Von einem Thurm, der sogenannten Laterne des Diogenes, genoß ich bei untergehender Sonne eine herrliche Aussicht auf die reiche, bunte, von Wäldern und Hügelketten umschlossene Ebene, durch die sich in graziösen Windungen die Seine schlängelt, und an deren nördlichem Ende sich die in Dampf und Nebel gehüllte Weltstadt wie ein dumpfbrausendes Meer von Steinen ausdehnt. Ein wie alle Franzosen, auf die man gelegentlich stößt, sehr artiger Herr, der neben mir stand, quälte mich mit topographischen Hinweisungen auf allerlei von ihm entdeckte Punkte, die ich zu seiner Beruhigung auch alle zu sehen vorgab; ich habe nie Geschmack an dergleichen Distancenentdeckungen gehabt, über die der Genuß an der Aussicht meistens vergessen wird, aber meinen Begleitern zu Gefallen immer Alles gesehen, was sie wollten, sogar die Küste von Schweden auf Arkona und die Wellen der Nordsee auf dem Brocken. — Wie schön und malerisch die Seine-Ufer um Paris sind, wird übrigens selten genug hervorgehoben. Die städtischen Wunderdinge nehmen meistens dermaßen die Bewunderungsfähigkeit der Reisenden in Beschlag, daß für die Natur nichts übrig bleibt. Dies Kapitel übernehmen die Schweiz- und Harzbesucher. Mancher Pariser Enthusiasmus specialisirt sich noch viel mehr und beschränkt sich entweder weiblich auf die Putzläden oder männlich auf die Frères Provencaux und auf das neue Hotel du Louvre. — St. Cloud ist ein reizender Sommersitz, in dem der Kaiser mit Eugenie und dem fils de France aber doch wohl kein ganz idyllisches Leben führt; die große Kaserne am Fuße des Schlosses mit dem Soldatenlärm und die überall stehenden Schildwachen zeigen wenigstens, daß er sich selbst in der ländlichen Freiheit und Sicherheit nicht für frei und sicher hält.

Den Rückweg nach Paris nahm ich auf dem langen Omnibus, der, von Pferden gezogen, auf Schienen bis zum Concordienplatz läuft, und freute mich über die niedlichen Gartenhäuser von Auteuil, die seit Boileau und Moliere bis zu Heine und Börne so vielen Dichtern, Künstlern und Schriftstellern zum Tuskulum und Sorgenfrei gedient haben. Auf der linken Seite reiht sich Schenke an Schenke, Garten an Garten, und da es Feierstunde war, schallte ein lustiges Leben aus denselben herüber; ich gönnte den Zimmer- und Maurerleuten, die mit fabelhafter Raschheit und Ausdauer trotz des diesjährigen Sonnenbrandes arbeiteten, von Herzen diese Erholung. In

der letzten Abendbeleuchtung zeigte mir der zur Rechten offene Weg die Seine mit ihren hier sehr modernen, eleganten Quais, auf denen das gewaltige Invalidenhospital, das Palais Bourbon und das neue, prachtvolle Ministerium des Auswärtigen hervorragen. — Alles ist hier großartig, aber die kleine, fahnenreiche Fregatte, die sie als Vorspiel des künftigen Kriegshafens hier auf die Seine gesetzt haben, erscheint daneben als kleinliche Spielerei, sie erinnert an die des Potsdamer Sees. Der Concordienplatz, auf dem die prachtvollen Fontainen plätscherten und überall Gasflammen brannten, der Tuileriengarten, wo Tausende von Menschen lustwandelten oder auf gemietheten Stühlen umhersaßen, wo Kinder spielten und der Mond durch's Laub der Alleen auf weiße Götterbilder schimmerte, erschien mir an diesem Abend feenhaft; noch mehr erstaunte ich aber, als ich den Blick rückwärts in die von tausend und aber tausend Lichtern flimmernden Elysäischen Gefilde und neben mir auf die endlose Sternenbahn der Rue Rivoli lenkte. Dafür, daß der gelbe Lichterglanz nicht monoton werde, sorgen die allenhalben ihn durchbrechenden buntfarbigen Laternen der Omnibusse und ambulirenden Verkäufer; auch die Namen mancher Restaurants und Verkaufslokale stellen sich in farbigen Glasflammen dar. Paris ist Abends ein großer Vauxhallgarten.

Am folgenden Morgen hatte ich ein längeres Gespräch mit meiner Wirthin, die, was meist in Hotels und Restaurants der Fall, Herrin des Hauses war und ihren Mann zum ersten Kellner und Thürsteher hatte. — Sie stand im Sommer ihres Lebens und war wie alle dieser Saison angehörigen Pariserinnen sehr corpulent. Wahrscheinlich war Herkommen und Erziehung nur untergeordnet gewesen, aber das Leben und zwar das Leben der Hauptstadt, das ein potenzirtes, ein sehr förderndes ist, hatte sie gebildet, und ich fand an ihr eine Klarheit des Urtheils und des Ausdrucks, eine Verbindung von resoluter Natürlichkeit und Eleganz, die mir Freude machte. Da war Nichts von jener Ziererei und jenem pretentiösen Redeschwall, den man bei anderen Großstädterinnen, z. B. bei den Berlinerinnen derselben gesellschaftlichen Sphäre findet. Man möge von der Corruption des modernen Babels sagen und erzählen, was man will, der mittlere Pariser Bürger- und Handwerkerstand überragt durch traditionelle sittliche Haltung und strenge elterliche Zucht vielleicht den der meisten Großstädte Europas, wenn es auch nicht immer so scheint, da er, frei von Heuchelei, oft frivoler spricht, als er denkt und handelt. Was der Grund zu diesem nicht allein von mir behaupteten Factum sei, will ich nicht untersuchen; die den Geist stets hebende Entfaltung eines großen Lebens, die Großartigkeit der Verhältnisse, die sich von Kindheit auf vor ihm ausbreiten und die Büchererziehung ersetzen, die dem Franzosen eigenthümliche Mäßigkeit im Essen und Trinken, die Arbeit und die Nothwendigkeit der Arbeit sind jedenfalls wichtige Factoren dabei. Dreiviertel der Bewohner arbeiten hier in Paris Nacht und Tag, damit ein Viertel sich amüsiren könne. Doch ich verliere mich hier in ein Kapitel, das weitläufigere Besprechung verlangt, als flüchtigen Reiseskizzen gestattet ist.

Der Leser folge mir lieber zur Place royale, die weniger bekannt ist, als sie es verdient. Sie ist ganz im Renaissancestil gebaut und von gleichförmigen rothen und gelben, aus Back- und Quadersteinen gebauten, mit Arcaden versehenen Häusern umgeben, an denen seit ihrem Entstehen im Anfang des 17. Jahrhunderts Nichts verändert ist und verändert werden darf. Es wird Einem ganz eigen zu Muthe, wenn man aus den lärmenden Gassen des Bastillevierteis in dieses stille Viereck tritt. — Die Mitte bildet ein Rasenplatz mit der Marmorstatue Ludwigs XIII. Wo jetzt Kinder spielen und alte Herren sich von einer Bank zur anderen schleppen, spazierten die vornehmen Herren und Damen jener galanten Zeit umher, hier war der Tummelplatz der Stutzer, der Schöngeister und der Courtisanen, hier wohnte Ninon de l'Enclos und Marion de l'Orme, und hier war der Pavillon, wo sie dem Begründer des einheitlichen Frankreichs, dem klugen Richelieu, ihre Rendezvous gab. Früher, vor zwanzig Jahren, war ich schon einmal hier gewesen, als ich Victor Hugo besuchte, der mir ganz zu dieser Umgebung zu passen schien, und hatte mich über den historischen Hauch gefreut, der diesen Platz durchweht, und jetzt besuchte ich wieder einen Dichter, der freilich nicht so berühmt als jener ist, dessen chansons lointaines aber einen guten Klang in Frankreich und der Schweiz haben. Bekanntlich kann man aber von der Poesie nicht leben und am wenigsten von der lyrischen, selbst in Frankreich nicht; da hat Herr O. den glücklichen Gedanken gehabt, seinen Musentempel zur Garküche und zum Logierhaus für junge Fremde zu machen, das ich jedem empfehlen kann. Lessing sagt einmal, um selig zu werden, genüge es nicht, daß man sich begraben lasse; ebenso wenig genügt es, um Französisch zu lernen, daß man nach Paris reise, man muß auch täglich und stündlich Gelegenheit haben, es zu hören und zu sprechen, die aber bietet unseres Dichters gut besetzter Familientisch. — Er war mir eine der liebsten Bekanntschaften in Paris, er liest Deutsch und interessirt sich für unsere Literatur, wie ich mich für die Französische interessire, daraus entstand ein Austausch zwischen uns, der ihn hoffentlich nicht an den letzten Witz Heine's erinnert haben wird. Herr O—s Ansicht über die jüngste französische Lyrik ging dahin, daß sie sich bei kläglicher Inhaltslosigkeit immer mehr in die technische Virtuosität verlaufe; ich konnte ihm zum Troste sagen, daß es bei uns ganz dasselbe sei. Den langentbehrten Genuß, mit einem gebildeten Franzosen über wissenschaftliche, künstlerische und literarische Dinge und den Nationalunterschied in ihnen zu plaudern, habe ich dort einmal wieder in vollen Zügen genossen, und auf's Neue hat sich mir eine frühere Bemerkung bewährt, die man vielleicht parador finden wird. Wenn man in einer fremden Sprache spricht, d. h. etwas wirklich Gedachtes vorbringt, wenn man z. B. eine deutsche Empfindung oder Anschauung in französische Form zu kleiden sucht, so fühlt man dabei die Geisteskräfte etwa ebenso gehoben und gespannt wie beim Versemachen; ich habe auch oft gefunden, daß Männer, aber besonders Damen, wenn sie in einer fremden Sprache, die sie beherrschen, sprechen, d. h. nicht bloß fertige Redensarten vorbringen, lebhafter und geistreicher sind als sonst. Vor Allem ist das in der Unterhaltung mit gebildeten Franzosen der Fall, deren Geistesschärfe, Klarheit und Lebendigkeit sich dem Unterredner unwillkürlich mittheilt und bei ihm eine große Spannung und Anstrengung hervorruft. Die Franzosen haben allerdings ein empfindliches Ohr und werden leicht ungeduldig, wenn ihr deutscher Unterredner sich abquält, den Ausdruck zu finden, sehen sie aber, daß er ihnen etwas wirklich Gedachtes, ihm Eigenes geben will, und kommt er nur einigermaßen damit von der Stelle, so haben sie eine große Freude an der Geistesarbeit, die sich vor ihnen entfaltet, ja sie möchten sogar manches deutsch-französische Wort wegen seiner Kühnheit gleich adoptiren; wenn aber der Deutsche bei ihnen den Franzosen spielt, Esprit macht und mehr als nöthig mit Gallicismen um sich wirft, so ist ihnen dies widerwärtig und lächerlich; dem Deutschen, der zu dieser Aefferei mehr neigt als z. B. der Engländer und der Spanier, wird sie am wenigsten verziehen, doch läßt man sie den Russen, Polen und Slaven hingehen, weil sie es darin zur täuschenden Virtuosität bringen; vom Deutschen wird sogar eine gewisse Schwerfälligkeit verlangt, sonst würde man ihn nicht für profond ansehen können, was doch einmal hergebracht ist. — Vous êtes profonds malgré vous, et nous sommes légers malgré nous, sagte der bekannte Schriftsteller Philarète Chasles, als ich ihn auf der Bibliothek Mazarine besuchte, zu mir.

Am nahgelegenen Bastilleplatz, der so heiter und elegant aussieht, als hätte er keine Vergangenheit, und an dem nur noch der Name schauerliche historische Erinnerungen erweckt, stieg ich auf die Imperiale eines Omnibus und fuhr die langen, Anfangs sehr plebejisch aussehenden, aber immer vornehmer und lärmender werdenden Boulevards hinunter. Sie sind recht eigentlich die Lebensadern der Stadt und pulsiren mit jedem Jahre stärker und voller, bis

ihnen die neuen Boulevards am andern Seine-Ufer Luft schaffen werden. Auf dem Omnibus kommt man nicht allein deßhalb rascher weiter, weil man fährt, sondern vor Allem deßhalb, weil man nicht vor jedem Laden stehen bleiben kann. Das aber ist unvermeidlich, schon wenn man allein ist, geschweige wenn man eine Frau Gemahlin oder ein Fräulein Schwester am Arm hat. Ich überlasse der Beredsamkeit Anderer die Beschreibung der dort entfalteten Wunderdinge, meine aber, daß hierin Paris noch nie solchen Glanz und solchen Reichthum entfaltet hat, als jetzt; der nach 1848 entstandenen Stockung ist ein Aufschwung in dieser Branche gefolgt, der Alles, was früher war und anderswo ist, weit übertrifft. — Uebrigens wird selbst ohne stoffliches Interesse auch ein männliches Auge überall von dem Geschmack der Anordnung und Gruppirung sich ästhetisch befriedigt fühlen; auch sind es ja nicht allein Putz- und Schmucksachen, sondern ebenso sehr Gemälde, Bilder, Statuen und Kunstgegenstände, die hier das Auge fesseln. Das Neueste, die größte Anziehungskraft Ausübende waren neben den vortrefflichen Photographieen die allenthalben bequem aufgestellten Stereoskopen, in denen die Fläche jetzt vollständig zum Körper wird, und in denen Einem das Daguerrotypporträt wie ein lebendiges Gesicht entgegentritt. Bemerkenswerth war mir, daß die vielen Nuditäten und Schlüpfrigkeiten, die vor allem nach der Julirevolution unter dem Einfluß der romantischen Schule und ihres realistischen Princips sittengefährlich wirkten, und die ich auch im Jahre 1851 unter der Republik wiederfand, beinahe gänzlich aus den Bilderläden geschwunden sind. Die napoleonische Polizei hat in diesem Punkte energisch aufgeräumt. Ueberhaupt hat wohl noch nie so viel Decenz in Paris geherrscht als in diesem Augenblick. Ich kann es bezeugen, ich habe während meines ganzen Aufenthaltes keinen Barfüßler, keinen Menschen in Lumpen, keinen Bettler und keinen Betrunkenen gesehen, keiner Schlägerei und kaum einem Dispute beigewohnt. — Das Sodom und Gomorrha genannte Paris ist wohl nicht die sittlichste, aber jedenfalls die decenteste Großstadt der Welt, das Verderbniß, das Laster und das Elend, das sie in ihren dunklen Tiefen birgt, tritt selten an die glänzende Oberfläche; ich möchte dies einerseits der bewundernswürdigen Localverwaltung und andrerseits jenem den Franzosen eigenthümlichen Anstandsgefühl, jener Scheu vor dem Erscheinen der Rohheit zuschreiben, das nicht mit Heuchelei und Prüderie, wie England sie kennt, zu verwechseln ist. Vor Allem aber tritt Einem jetzt neben dem Reichthum der Millionäre ein relativ gleichmäßig verbreiteter Wohlstand entgegen. Eine unmittelbare Berührung des tiefsten Elendes mit dem größten Luxus verletzt hier weniger wie anderswo das Auge des Beobachters.

Am Endpunkt meiner Omnibusfahrt, an der Madeleine angekommen, trat ich gleich in dieselbe hinein; man hat viel über die heidnische Tempelgestalt dieser christlichen Kirche gespottet, die von naiven Fremden schon oft mit der Börse verwechselt wurde, sie machte aber jetzt, wo ich sie zuerst fertig sah und es mir gelang, das Gefühl des Widerspruchs zu überwinden, durch die Classicität ihres Stils, durch die ungeheure Pracht und den Reichthum schöner Freskobilder (das Ganze hat 14 Millionen Francs gekostet), mehr Eindruck, als ich erwartet hatte; der irdisch-weltliche Schmuck derselben, der die kleine nahegelegene ähnlich gebaute Notredame de Lorette zu einer kirchlichen Bonbonnière macht, wird hier durch die Großartigkeit der architectonischen Verhältnisse in etwas wieder aufgewogen. Der von Napoleon erbaute Tempel des Ruhms ist jetzt die Kirche der heiligen Magdalena und das Pantheon die der heiligen Genoveva geworden, die Statuen der Helden und großen Männer haben in ihnen denen der Heiligen weichen müssen. Wer weiß, wann die nächste Decorationsveränderung vor sich geht?

Einer Einladung nach St. Germain folgend, fuhr ich Nachmittags auf der Eisenbahn dorthin. Das große graue, von Franz I. mächtig erweiterte Schloß, die Wiege Heinrichs II., Karls IX. und Ludwigs XIV., wo der entthronte Stuart Jacob II. starb und der große Ludwig mit der schönen Lavallière goldne Tage verlebte, macht jetzt trotz mancher interessanten architectonischen Details einen düstren monotonen Eindruck, seit es in eine militärische Strafanstalt verwandelt wurde. Die Terrasse des baumreichen Schloßgartens ist vielleicht die größte der Welt, sie ist 7000 Fuß lang und gewährt einen reizenden Blick in's weite Thal der Seine mit seinen unzähligen, aus Baumgruppen hervorblickenden Landsitzen. Die Umgegend von St. Germain gilt schon seit lange für eine der schönsten von Paris, und die Luft für die beste, daher die Menge der Landhäuser, zu denen auch das barocke Monte Christo gehört. Das des Herrn Javal, des kürzlich vielgenannten Oppositionsdeputirten, wohin ich ging, ist eines der größten und schönsten. Ich habe daselbst einen reizenden Sommertag in anziehender Gesellschaft verlebt, und auch mein Magen stellte bei der dort gebotenen gesunden Kost sein gewöhnliches Knurren ein. — Zu knurren hatte er nämlich gleich bei meiner Ankunft in Paris angefangen, nachdem er gemerkt, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und daß vornehm benannte und künstlich componirte Dinge, wie sie die Restaurationen bieten, noch keine solide und gute Dinge sind, die sein Oldenburgisch-Bremisches Bewußtsein befriedigen könnten. Was ich Alles in Paris gegessen habe, weiß ich nicht, aber ich habe dort keine Katzen gegessen, denn ich habe keinen Rehbraten bestellt. — Unter den Tischgästen war mir besonders ein alter Marquis interessant, der lange als Emigrirter in Deutschland gelebt und viel Sympathie für dasselbe bewahrt hatte. Gleich sein erstes Auftreten, wie er im veralteten blauen Frack mit gelben Knöpfen, mit weißer Cravatte und hohen Vatermördern dahertrippelte, sich gravitätisch vor der Dame des Hauses verneigte und ihr mit schöngesetzten Redensarten ein enormes Blumenbouquet überreichte, verrieth den Cidevant aus der alten Schule und veranlaßte, daß ich mir viel mit ihm zu schaffen machte, denn ich habe diese immer seltener werdenden alten Herren sehr gerne; sie haben viel erduldet und viel mit durchgemacht, sind aber dabei immer heiter und liebenswürdig geblieben, sie sind leicht zu karrikiren und oft genug in Romanen und Comödien karrikirt worden, zeigen aber so viel Feinheit, Humor und Gutmüthigkeit, daß man ihnen ihre Schwächen gern verzeiht und wünscht, die Jungen seien um diesen Preis ebenso lebenslustig, galant und wenig blasirt wie sie.

Neben diesem grünen Alten interessirte mich ein junger Professor vom Lycée Napoleon, der ganz anders auftrat, aber doch nicht zu jener frühalten Jugend gehörte, von der Herr von Montalembert kürzlich ein so trübes Bild entwarf. Die Mittheilungen, die er mir machte (ein Fremder bekommt oft mehr zu hören als ein Einheimischer) über die Stimmung der jungen Professorenwelt gegenüber dem jetzigen Gouvernement und seiner mechanisch-industriellen Richtung, verbunden mit altnapoleonischer Ideologenfurcht waren mir ein neuer Beleg dafür, daß Louis Napoleon einen der wichtigsten Factoren, dessen Wichtigkeit für Frankreich auswärts nicht genug gewürdigt wird, nämlich die Intelligenz, die Literatur und Wissenschaft zu beherrschen und zu gewinnen nicht versteht oder nicht vermag. Auch spätere Gespräche mit Gelehrten haben mich darin bestärkt; ich habe zugleich dabei gesehen, daß wenn in der Presse, auf der Theater- und Rednerbühne auch noch Alles schweigt, wenn die Akademiker in ihren Büchern und Reden nur erst halb laut reden, die Conversation bei Gelegenheit den Mund schon ganz aufthut. — Der ungeduldige Franzose kann Alles eher ertragen als ein langes Schweigen.

Am anderen Morgen ging ich über die Place des Victoires, in deren Nähe ich wohnte, und sah nicht weit von der Statue Ludwigs XIV. mit der Inschrift: „Viro immortali“ eine Menge Leute vor einem Placate stehen, das Bérangers Tod und die Vorkehrungen verkündete, welche die Regierung getroffen, um etwaigen demokratischen Demonstrationen vorzubeugen. Béranger I., dachte ich, bekommt vielleicht keine Statue in Erz wie jener Ludwig XIV., aber das vir immortalis ist ihm sicher; ich konnte mich beim Lesen dieser Todesnachricht, die gleich von einer Drohung begleitet war, einer

zugleich wehmüthigen und bitteren Empfindung nicht erwehren, obgleich ich seinen Tod täglich erwartet hatte. — Auf den Boulevards begegnete mir ein Bekannter. „Kommen Sie mit zum Boulevard du Temple, Béranger wird begraben.“ „„Morgen, er ist ja gestern erst gestorben.““ „Nein, heute, in einer Stunde.“ Je mehr wir uns dem Bastillequartier näherten, desto schwärzer wurde Alles von Volkshaufen und Truppencolonnen, aus den Faubourgs strömten ungeheure Massen von Blousenmännern, und ich bekam da viele von jenen Gestalten zu sehen, die nur erscheinen, wenn das Barometer auf Sturm steht. Es waren ein Paar spannende Stunden, die ich in diesem Gedränge und Gewoge von 400,000 Menschen verlebt habe. Alle Arbeiter von Paris hatten ihre Gewerke eingestellt und eilten herbei, um, wenn sie ihrem Lieblingsdichter auch nicht folgen konnten, doch seinen Leichenzug mit anzusehen; daß sie aber nicht folgen konnten, dafür sorgten die von mehreren Generälen commandirten, die Straßen absperrenden Infanterie-, Cavallerie- und Artillerieregimenter: eine ganze stolze Armee für die Leiche eines bescheidenen Dichters! Man rannte hin und her und wurde, wie es schien, absichtlich durch die militärischen Evolutionen über den Weg, den der Zug nehmen würde, getäuscht; daß er nicht der gewöhnliche sein würde, war man schlau genug von der schlauen Polizei voraus zu setzen. Ein günstiger Zufall wollte, daß ich grade an der Ecke einer kleinen Straße stand, als der Zug vorbei kam; der einfache mit Palmen und Lorbeer bekränzte Leichenwagen war angemessen, Alles andere aber: der militärische Pomp, die kaiserlichen Wagen, das vornehme Gefolge, in dem keine Blouse, keine Handwerksjacke, kein bürgerlicher Rock zu sehen war, erschienen wie eine Verhöhnung gegen des Dichters letzten Willen. Wär's nicht so klug, man wär' versucht, es herzlich dumm zu nennen. Die Regierung, der die letzten Wahlen und die Attentatsgeschichte zu Kopf gestiegen waren, hatte da einen Fehler begangen, der nach Talleyrand schlimmer ist als ein Verbrechen, sie hatte Furcht gezeigt. — Trotz dieser bittern Einmischung ist mir aber doch ein unauslöschlicher Eindruck geblieben. Diese über mehrere Hunderttausende verbreitete Theilnahme, die ich auf den Gesichtern las und aus den Gesprächen hörte, dieser Eifer, mit dem ein jeder sich die Denkmünze, die Statuette, das Porträt des Dichters und selbst der ärmste einen Immortellenstrauß kaufte, um ihn als Zeichen der Trauer ins Knopfloch zu stecken, das tausendstimmige: **honneur à Béranger!** das den Vorbeizug der Leiche empfing, vergesse ich nie und zweifle, daß die Weltgeschichte je ein Dichterbegräbniß von so massenhafter Betheiligung gesehen, einer Betheiligung, die noch viel größer gewesen wäre, wenn die Beerdigung nicht in gradezu illegaler Weise wäre verfrüht worden.

---

* Romanze.

(Auf Helgoland.)

Hell funkelt im Saale der Kerzen Glanz,
Laut tönen Trompeten und Geigen,
Wild schwingen sich kreisende Paare im Tanz;
Hei! welch' ein Schweben und Reigen!
Wer risse sich los?
Die Lust ist so groß,
Dies Klingen und Schwingen und Jubelgetos.

Im sausenden Reigen schmiegt sich heiß
Die Schöne dort an den Krieger;
Der schmeichelt und flüstert von Liebe ihr leis,
Der glückliche Seelenbesieger.
Es pocht ihr das Herz
In Wonne und Schmerz,
Es senken die Blicke sich niederwärts.

Still wird's im Saal, die Lust verrauscht,
Bald breitet der Schlummer die Schwingen.
Doch wacht sie ruhlos daheim und lauscht
Im Geiste dem Singen und Klingen;
Denn die Lust war groß,
Doch riß sie sich los
Von dem Klingen und Schwingen und Jubelgetos.

Die Monde entfliehen, und wie die Fluth,
Die den Felsen umkreist im Schwellen,
So wächst ihr im Herzen der Liebe Gluth,
Und höher rauschen die Wellen.
Und Brust an Brust
In unendlicher Lust
Da wird sie des süßesten Glücks sich bewußt.

Bald nagt in der Seele die heimliche Pein,
Die Reue verlorner Ehre.
Oft weint sie in schrecklichen Nächten allein,
Irrt trostlos am brandenden Meere.
Es fluthet die See
So gelassen wie je
Und lindert ihr nicht das verzehrende Weh.

Doch er, der zerstöret den Frieden ihr hat,
Und dem sie geopfert ihr Leben;
Nicht ist er bereit mit rettender That
Die Ehre ihr wieder zu geben.
Ob Schande und Noth
Die Entweihte bedroht,
Sein Herz bleibt eisig und kalt wie der Tod. —

So schwindet die Zeit. — Da beschließt sie schnell
Dem Geliebten noch einmal zu nahen,
Zu schlürfen der Freude berauschenden Quell
In glühender Liebe Umfahen.
Und Brust an Brust
In unendlicher Lust
Da wird sie des süßesten Glücks sich bewußt.

Ihr brennen die Lippen, der Busen schlägt;
Sie bittet leise, verstohlen
Ihn, der nach ihrem Begehren frägt,
Den kühlenden Trunk ihr zu holen.
Er eilet fort
Von entlegenem Ort
Den Becher zu bringen, gehorsam dem Wort.

Bald kehrt er zurück; doch die Zelle ist leer,
Wo er sie soeben verlassen,
Dort liegt ihr Gewand. Er blickt umher,
Durcheilend des Lagers Gassen,
Nichts lohnt sein Schau'n,
Da packt ihn ein Grau'n,
Und er stürmt in's Freie durch Feld und Au'n.

Am Rande des Felsens, der schrecklich ragt
Aus der Wasser Rauschen und Rollen,
Steht eine Gestalt. Sein Herz verzagt.
Dumpf tönt der Brandung Grollen.
Halt ein! halt ein!
Erhör' mein Schrei'n!
So ruft er, ich bin nun auf ewig Dein!

Du hast mich entehrt und betrügst mich doch;
Sie ruft's mit bebendem Munde!
Hinweg, und lass' mich beten noch
In dieser entsetzlichen Stunde.
Lass' ab, lass' ab!
Sonst stürz' ich hinab
Mich ohne Gebet in das gähnende Grab!

Und wie er auch ringt in zerstörendem Grau'n
Und auf Mittel sinnet zu retten;
Umsonst, er muß das Gräßliche schau'n,
Ihn fesseln unlösbare Ketten.
Er sieht's, und erbleicht,
Wie rasch sie sich neigt;
Sie stürzt! ein Schrei! und die Tiefe schweigt.

Der norddeutsche Polterabend.

* Unter den neuen literarischen Erscheinungen führt die heutige Nummer ein Buch von Edmund Hoefer auf, welches betitelt ist: „Zur Feier des Polterabends.“ Nach dem werden manche unserer schönen Leserinnen im Norden begierig greifen, denn welche hätte nicht zu Zeiten im Köpfchen ihre schweren Sorgen um den Polterabend oder das Kranzbinden einer lieben Freundin, die durch eine dramatische Aufführung, ein lebendes Bild, ein Myrtengedicht gefeiert werden soll. Zu Zeiten hilft in solchen Fällen wohl ein guter Freund aus und schwingt sich keck auf den Pegasus, aber bisweilen muß auch zu einem Buche gegriffen werden, und das ist denn in der Regel so kläglich, daß man es wieder bei Seite legt. Steht aber ein geachteter Schriftstellername an der Spitze eines solchen Buches, so wird das Vertrauen erweckt, daß hier etwas Gutes und Brauchbares vorliege, und daß man da vorkommenden Falls Rath und Hülfe finde.

Ein so leichtes Geschütz nun in einer Hand zu sehen, die sonst nur das schwere der ernsten Erzählung führt, kann Wunder nehmen und den Glauben erwecken, als habe der Herausgeber weder der Sache noch sich selbst einen Dienst geleistet. Hoefer selbst hat gefühlt, daß derartige Vermuthungen nahe liegen, und sagt im Vorwort: „Da wird mancher von denen, die mein bisheriges Schaffen und Streben freundlich verfolgten, verwundert aussehen und fragen: ja, wie kommt denn der dazu? Und mancher Andre, der mich bisher nicht kannte, wird meinen; also ein neues Polterabendsbuch! Lieber Gott!“ — Das Urtheil über das Buch überläßt der Verfasser dem Leser; entstanden ist es und zusammengewachsen gleichsam aus Scherzen und Kleinigkeiten, die Hoefer in früheren Jahren gemacht oder gedichtet, und die nun immer noch als brauchbar sich erweisen könnten; mancher gute praktische Wink ist hinzugefügt, und so wird denn die Sammlung schon ihren Weg machen. Eröffnet aber wird sie durch die folgenden Bemerkungen über den Gebrauch des Polterabends.

„Während überall die alten Gebräuche, die besonderen Volks- und Familienbelustigungen in Abnahme kommen oder bereits ganz aufgehört haben und nur noch als theure und heitere Jugenderinnerungen im Gedächtniß der alten Leute fortleben, hat sich im graden und vollen Gegensatz ein Gebrauch — oder wenn man lieber will, ein Fest — erst in der Neuzeit mehr und mehr herausgebildet und ist zu immer entschiedenerer Geltung gekommen. Das ist der Abend, welcher einem Hochzeitstage vorhergeht und gewöhnlich der Polterabend, aber auch der Hochzeitsabend benannt wird.

Man darf diesen Satz freilich nicht so verstehen, als wäre dieser Abend früher überhaupt nicht ausgezeichnet, nicht gewissermaßen gefeiert worden. Das ist schon lange — wir haben hier nicht zu untersuchen, seit wann — geschehen; allein es geschah in ganz anderer Weise, als es jetzt üblich geworden. Wenn wir die Feier selbst mit ihrem Zweck und ihrer Bedeutung ins Auge fassen, wenn wir die Gefühle berücksichtigen, welche dabei in den Betheiligten angeregt werden, und den Gesichtspunkt bedenken, von dem aus man die Festlichkeiten dieses Abends beurtheilen und beschreiben muß: — so werden wir schwer läugnen können, daß erst in der neuern Zeit das Fest zum Fest, die Feier zu einer wirklichen und würdigen geworden sei und dieser Abend die Weihe erhalten habe, welche ihm als dem Vorabend und der — so zu sagen, weltlichen und menschlichen — Einleitung eines so wichtigen, ernsten und schönen Tages mit vollem Rechte gebührt.

In einem großen Theil unseres Vaterlandes macht man aus diesem Abende noch heute so gut wie nichts oder wenigstens nicht das, was er in andern Gegenden — wir meinen, im größten Theile Norddeutschlands — ist und vielfach und in gewissen Beziehungen auch schon immer war. Denn es war dort bereits lange üblich, daß dem Brautpaar von Eltern und Verwandten, von Freunden und Freundinnen die Hochzeitsgeschenke an diesem Abend entweder in Gesammtheit „aufgebaut“ oder einzeln und persönlich übergeben wurden. Darunter war begreiflicherweise eins oder das andere, das nicht grade einen reellen Werth, sondern nur für das junge Paar und seine beginnende Ehe irgend eine Bedeutung, sei es eine ernste, sei es eine scherzhafte, hatte; und ebenso begreiflich war auch zwischen den Schenkenden dieser oder jener, welcher seine Gabe nicht zu den übrigen auf den Tisch legte, oder sie einfach überreichte, sondern dieselbe mit einigen Worten, in Prosa oder in Versen, begleitete. In einzelnen Familien, die einen großen Kreis von Verwandten und Freunden hatten, mag dergleichen auch häufiger vorgekommen sein. Herkommen und feststehender Gebrauch war es aber nicht, — es blieb vielmehr stets vereinzelt und Ausnahme; und das Feststehende blieb nur die Ueberreichung der Hochzeitsgeschenke und ein dadurch veranlaßtes Beieinandersein theilnehmender Menschen, welches dann natürlich oft zu Scherz und Spiel, zu Tanz und sonstiger Lustbarkeit führen mochte.

Eine andere, weniger angenehme Theilnahme zeigte sich damals auch bei den Nachbarn des Hochzeitshauses und allen denen, die in der Stadt mit der Familie so oder so in Verbindung standen oder von dem Fest erfuhren. Sie verrieth sich theilweise darin, daß man vor der Hausthür und auch an derselben mit möglichst großem Lärm und Geschrei alte Töpfer- und Glaswaaren zerbrach und zerschlug, woher denn auch der Name — Polterabend — seinen Ursprung genommen haben mag. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob man ursprünglich damit habe andeuten wollen, daß in einer neu begründeten Haushaltung nichts Altes und Schlechtes, sondern nur Neues und Gutes sein dürfe. Dies Unwesen ist jetzt freilich längst polizeilich verboten und hat sich — was noch besser — nach und nach auch von selbst gänzlich verloren; indessen leben noch viele, die sich seiner vollen Blüthe erinnern. Es ist kaum ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen, daß bei solcher Gelegenheit, wie der Schreiber dieser Zeilen selbst gesehen und gehört, die Polizei den lärmenden Haufen nicht vertreiben konnte, und die am späten Abend scheidenden Gäste vor der Thür durch ganze Berge von Scherben einen gefährlichen Weg suchen mußten.

Theilweise, und für manche sicher noch unangenehmer, zeigte sich die Theilnahme des Publikums auch darin, daß sich, wenn auch meistens erst am Abend des Hochzeitstags, selbst an diesem Abend schon ganze Schaaren in das Festhaus drängten um die Braut in Augenschein zu nehmen, welche dann auf die Meldung, daß eine neue Menge Neugieriger da sei, im Vorzimmer oder auf dem Flur zu erscheinen und, von Freundinnen mit Kerzen begleitet und beleuchtet, sich den Blicken, der Bewunderung, den oft nicht allzufeinen, wenn auch leisen Scherzen und Witzen der Gaffenden darzubieten hatte. Das konnte, wie wir selbst es gleichfalls noch sehr gut wissen, in Familien, die in Stadt oder Land beliebt waren, bei besondern Verhältnissen, wenn die Braut für schön galt u. s. w. bis ins Extrem und den ganzen Abend mit sehr geringen Pausen so fortgehen und vermochte endlich die Betheiligten, abgesehen von der Ermüdung, fast zur Verzweiflung zu bringen. Dennoch ließ es sich nicht vermeiden, und ebenso wie bei dem Lärm vor der Hausthür hat es auch bei dieser „Brautschau“ langer Zeit bedurft, bis sie in Abnahme kam und nach und nach gänzlich aufhörte.

Seit der Zeit hat sich in Norddeutschland die häusliche, die Familien- und Freundes-Feier dieses Abends immer mehr und immer fester ausgebildet und findet überall statt, wo Mittel und Verhältnisse es irgend möglich machen. Die Hochzeitsgeschenke werden auch jetzt noch am Polterabend dem jungen Paar übergeben, sind aber nicht mehr wie sonst die Hauptsache; auch bringt man sie nicht mehr dem Brautpaar direkt und persönlich, sondern sammelt sie alle vereint auf einer Tafel, wo sie dann später vereint empfangen und besichtigt werden mögen. Einzeln und direkt bringen nur etwa noch Kinder ihre kleinen Gaben, oder Erwachsene hie und da einen Scherz, ein bedeutsames oder bezügliches, neckisches Geschenk, wie z. B. häufig den unvermeidlichen Pantoffel, — wobei denn natürlich begleitende und erklärende Verse nicht fehlen dürfen. Allein auch dies ist Nebensache und mag nur einen Theil der gesammten Feier bilden; die Hauptsache aber und die Hauptfeier, grade das, was dieses Fest vor allen andern kennzeichnet und diesem Abend einzig und vor allen übrigen des ganzen Lebens zukommt, — das ist die Darstellung und Aufführung von kleinen Theaterstücken oder Scenen und lebenden Bildern, welche letztere dann von Musik, von erklärenden Worten und Versen eingeleitet oder begleitet werden, und die sich insgesammt auf Erlebnisse oder Verhältnisse des Brautpaars, auf die vergangene Jugendzeit oder auf die beginnende Ehe beziehen. Eine Ausnahme von dieser Regel mag man sich hie und da etwa nur mit einem eingeschobenen Musikstück oder lebenden Bilde erlauben, um der Feier eine größere Abwechslung zu geben und dem Brautpaar und den andern Zuschauern einen Ruhepunkt zu bieten. Den Schluß des Abends — um auch dieses anzuführen — bildet dann stets die Ueberreichung des Brautkranzes an die Braut.“

Feuilleton.

* Das letzte Gedicht Bérangers.

Die nachgelassenen Chansons von Béranger sind in diesen Tagen zu Paris erschienen (Chansons inédites de Béranger) und haben gewaltigen Absatz gefunden; in 24 Stunden waren 5000 Exemplare verkauft. Sie bilden einen Band in Octav nebst einer Vorrede, in welcher der Dichter die Principien erläutert, welche seine lange Laufbahn leiteten. Die Sammlung sollte 100 Gesänge enthalten, enthält deren aber nur 92. Mehrere derselben, „La fée“, „La Maîtresse du Roi“, „L'âme“, sind in der That bemerkenswerth. Der Band schließt mit einem Gedichte „Adieu!“, einem Lebewohl, das der Dichter an sein geliebtes Frankreich richtet. Wir theilen das Gedicht im Originaltext und in deutscher Uebersetzung von Fr. Ruperti mit:

France, je meurs, je meurs; tout me l'annonce.
Mère adorée, adieu. Que ton saint nom
Soit le dernier que ma bouche prononce,
Aucun Français t'aima-t-il plus? Oh! non,
Je t'ai chantée avant de savoir lire;
Et, quand la mort me tient sous son épieu,
En te chantant mon dernier souffle expire,
A tant d'amour donne une larme. Adieu!

Lorsque dix rois dans leur triomphe impie
Poussaient leurs chars sur ton corps mutilé,
De leurs bandeaux j'ai fait de la charpie
Pour ta blessure, où mon baume a coulé.
Le ciel rendit ta ruine féconde;
De te bénir les siècles auront lieu;
Car ta pensée ensemence le monde.
L'Égalité fera sa gerbe. Adieu!

Demi-couché, je me vois dans la tombe.
Ah! viens en aide à tous ceux que j'aimais.
Tu le dois, France, à la pauvre colombe
Qui dans ton champ ne butina jamais.
Pour qu'à tes fils arrive ma prière,
Lorsque déjà j'entends la voix de Dieu,
De mon tombeau j'ai soutenu la pierre.
Mon bras se lasse; elle retombe. Adieu!

Ich sterbe, Frankreich; nah' ist meine Stunde;
Ich grüße scheidend, theure Mutter, dich!
Dein Name tönt zuletzt von meinem Munde.
Hat je ein Sohn dich mehr geliebt als ich?
Kaum lesen könnend hab' ich dich gepriesen,
Mein Sterbehauch ist noch für dich entfacht;
Für solche Liebesfülle, dir erwiesen,
Gewähr' mir eine Thräne. Gute Nacht!

Als fremde Herrscher einst in bösen Stunden
Den Siegeswagen über dich gelenkt,
Hab' ich mit ihrem Stirnband dir die Wunden
Umwickelt und mit Balsam sie getränkt.
Der Himmel wußte bald dir zu vergelten,
Du hobst dich neu zu kaum geahnter Macht,
Dein Lichtgedanke flammt durch alle Welten,
Die Gleichheit schwillt zur Garbe. Gute Nacht!

Ich steh' im Grab, schon halb dem Tod zum Raube,
Für jene, die mit Lieb' ich hier umfing;
Das schuldest, Frankreich, du der armen Taube,
Die nie nach Beut' in deinen Feldern ging.
Daß an dein Ohr noch meine Bitten schallten,
Hab' ich, auf Gottes Richtspruch schon bedacht,
Den Grabstein mühevoll emporgehalten;
Er sinkt, mein Arm ward müde. Gute Nacht!

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. Von J. E. Erdmann. — Die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu St. Bartholomäi in Frankfurt. Von B. J. Römer-Büchner. — Die Reichspaläste zu Tribur, Ingelheim und Geinhausen und das Schloß Trifels. Von J. P. Benkard. — Aesthetische Betrachtungen über die Jahreszeiten von Jos. Haydn. Von Schnyder von Wartensee. — Zur Feier des Polterabends. Von Edmund Hoefer. — Die beiden Cagliostro. Drama in 5 Akten von Robert Giseke. — Rom und Sahara. Von Hans Wachenhusen. 4 Bde.

— * Von der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius erschien wieder ein neues Heft, Heinrich V. enthaltend. Mit ihm ist der dritte Band und damit die Hälfte des Ganzen vollendet.

— * Die Novellen von Paul Heyse (Die Blinden, Marion, La Rabbiata, am Tibersee) sind in einer zweiten Auflage und in schöner Ausstattung erschienen, welche das Büchlein als Festgeschenk auf manchen Bescheerungstisch bringen wird. Die reizende Erzählung „La Rabbiata“ ist auch besonders abgedruckt.

— * Das Düsseldorfer Künstleralbum für 1858 ist schon jetzt ausgegeben worden; es übertrifft nach des Verlegers Erklärung alle früheren Jahrgänge in der Pracht der Ausstattung. In gewohnter Weise haben Düsseldorfer Künstler, Scheuren, O. Achenbach, Camphausen, Flamm und And., mit lithographischen Kunstblättern begonnen, an die sich sechs Bogen mit Gedichten von Leopold Schefer, Constant, Gruppe, Amara George u. s. w. anschließen. Redigirt ist das Album von Dr. Elien. Gleichzeitig erschien der neue Jahrgang der „Argo“; sie enthält eine Novelle von Paul Heyse.

— * Eine neue Schrift von E. A. Roßmäßler in eleganter Ausstattung hat den Titel „Das Wasser“ und ist eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen.

— * Die plattdeutsche Literatur ist wieder um einen Beitrag vermehrt worden; nämlich um Dorfgeschichten in dithmarscher Mundart, welche Th. Piening unter dem Titel „Snack und Snurren ut de Spinnstuv“ herausgegeben hat.

— * Die bekannte schon sehr lange bestehende Zeitschrift „Minerva“, redigirt von Friedrich Bran, hat sich verjüngt und erscheint in einer neuen Folge und in zwanglosen Heften als ein „Journal für Geschichte, Politik und Völkerkunde, zugleich als Weimarisch-Jenaisches Jahrbuch für deutsche Literatur, schöne Kunst und Kulturgeschichte.“

— * Eine neue Uebersetzung Byronscher Dichtungen, des „Manfred“, des Gefangenen von Chillon, der hebräischen Gesänge und der lyrischen Gedichte von A. R. Nielo ist in Münster herausgekommen.

— * Meteore. Novellen-Cyklus von Ernst Willkomm. 2 Bde. Nordhausen, Büchting. — Eine Sammlung von sieben Erzählungen, unter denen wir eine alte Bekannte finden, „Cristallina“, welche im ersten Jahrgang unseres Blattes stand. Am Glücklichsten ist der Verfasser in den Novellen, welche auf dem Boden und in der Geschichte Schleswig-Holsteins spielen, dessen genaue Kenntniß ihm sehr zu Statten kommt. Die alte Sagenwelt des Landes, der eigenthümliche Charakter des Westens von Schleswig mit den Halligen, dann die unseligen Heldenkämpfe des wackeren Volkes gegen die Dänen bieten einen reichen Hintergrund, der den beiden Novellen des ersten Bandes Anziehungskraft giebt; die zweite derselben, „Eine traurige Begebenheit“, hat die Blutnacht von Fridericia zum Mittelpunkte und läßt den Krieg sich in dem Schicksal einer Familie wiederspiegeln.

— *,* Von dem bekannten Werke: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist vor kurzem das neunte Heft erschienen. Es enthält zunächst einen „Ersten Artikel“ über „Heinrich Barth's Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55“, der mit einer ausführlichern Lebensbeschreibung des berühmten Reisenden beginnt und dann demselben bis zu seinem Einzuge in die Stadt Kuka folgt, also den Vorläufer einer Reihe von Artikeln bildet, welche die Forschungen Barth's übersichtlich erörtern werden. Der Aufsatz, klar und gewandt geschrieben, rührt ohne Zweifel von einem Verfasser her, der aufs innigste mit seinem Gegenstande vertraut ist und wohl in näherer Beziehung zu den Arbeiten des Reisenden selbst steht. Eine zweite Abhandlung des Heftes verbreitet sich über die Natur und die technische Verwendung zweier, einander nahe verwandter und höchst wichtig gewordener Pflanzenstoffe: über „Kautschuk und Guttapercha.“ Dem folgen die Lebens- und Charakterskizzen dreier politischer Männer, die, nach Staat, Nation und Berufskreis verschieden, doch als Vertreter des freisinnigen Staatsprincips wie als edle und hochsittliche Naturen eine gewisse innere Gemeinsamkeit aufzeigen. Es sind dies: der belgische Minister Vicomte Vilain XIIII., der Präsident des eidgenössischen Ständeraths Jacob Dubs, und der Präsident Wilhelm Adolf Lette, der sich als preußischer Beamter im Landeskulturwesen rc. Verdienste erworben hat. Die „Kleinern Mittheilungen“ des Hefts bringen außer dem bis S fortgesetzten „Nekrolog zum Conversations-Lexikon bis Ende 1856“, die umständlichere Beschreibung mehrer ostindischer Lokalitäten, wie Agra, Allahabad, Cawnpore, die gegenwärtig als Schauplätze der Militärinsurrection von besonderm Interesse sind. Daran reihen sich die Lebensbeschreibungen der beiden Reisenden Richardson und Overweg, die in Afrika ihren Tod gefunden haben.

— * Auf dem Hofburgtheater in Wien giebt man jetzt die dramatische Trilogie von Grillparzer „Das goldene Vließ“, welche vor 35 Jahren gedichtet

wurde, aber troß der Sophie Schröder kein Glück machte. Jetzt sind die zwei ersten Dramen mit gutem Erfolge aufgeführt worden, das dritte soll folgen.

— * Im Dome zu Speyer ist die erste der Kolossalstatuen von Gasser, die heilige Maria mit dem Jesuskinde, auf der Höhe des Hauptportals aufgestellt worden. Das Werk ist wohlgelungen und hat in allen Formen das reinste und edelste Ebenmaß.

— * Die schöne ehrwürdige Elisabethkirche in Breslau, welche aus dem 13. Jahrhundert herrührt, hat am 29. October ein schwerer Unfall betroffen, indem zwei Pfeiler des in der Restauration begriffenen Gebäudes zusammenbrachen und eine furchtbare Verwüstung anrichteten. Die schöne Kirche ist dadurch schrecklich entstellt. Glücklicherweise befand sich von den im Augenblick des Einsturzes im Gebäude beschäftigten Arbeiter keiner in der Nähe jener Pfeiler.

— * Das fünfte Gewandhausconcert in Leipzig gestaltete sich am 4. November als dem Todestage Felix Mendelssohns (1847) zu einer Erinnerungsfeier für den verstorbenen Meister. Man gab das Finale der Oper „Loreley“, den 95. Psalm, die vierte Symphonie (A dur), die Hebriden-Ouverture; Joachim spielte das Violinconcert.

— * Am 26. October nahm die einst so gefeierte, ausgezeichnete Schauspielerin Karoline Lindner in Frankfurt von der Bühne Abschied und gab die Hauptrolle in dem Schauspiel „Eine Familie“ unter ungeheurem Zudrange des Publikums. In den letzten Jahren wurde die Künstlerin in Folge der mangelhaften Verwaltung der Bühne selten mehr ihrem großen Talent entsprechend beschäftigt.

— * Französische Kleiderordnungen in Straßburg. In der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte theilt August Stöber zwei Verordnungen mit, die in Straßburg in den Jahren 1685 und 1793 in Betreff der Ablegung der deutschen und Annahme der französischen Tracht erlassen wurden, und begleitet sie mit folgenden Bemerkungen: „Der Kapitulations-Act, durch welchen das von Kaiser und Reich verlassene, tief in Schulden gerathene und von allen Seiten hart bedrängte Straßburg an die Krone Frankreichs kam, war den 30. September 1681 in Jllkirch durch den Bevollmächtigten Ludwigs XIV., den Minister Louvois, und von den Stättmeistern und dem Rath unterschrieben worden. Denselben Tag waren auch die französischen Truppen eingezogen und hatten alle Kasernen und Posten besetzt. Von jenem Tage an zählte Deutschland eine freie Reichsstadt weniger. Obgleich durch den zweiten Artikel des genannten Kapitulationsactes alle Privilegien, Rechte, Statuten und Gebräuche, und durch den dritten freie Religionsübung versprochen wurde, so gelang es doch der französischen Regierung und den ihr unterwürfigen Rathsmitgliedern bald an dieser, bald an jener der dekretirten Freiheiten zu rütteln. Das bekannte Uniformirungs- und Zuschneidesystem Ludwigs XIV., welches die eroberten Länder in allen Dingen unter die gemeinsame Haube zu bringen strebte und jeder selbständigen Entwicklungskraft hemmend entgegentrat, fand auf kirchlichem Gebiet einen trefflichen Stützpunkt an den Jesuiten, und auf weltlichem, Sitte, Gebräuche, Sprache betreffenden, thätige Hülfe an den öffentlichen Verwaltungen. Kleiderordnungen waren auch in den vorhergehenden Jahrhunderten in Straßburg, wie in den meisten Städten Deutschlands zu verschiedenen Malen vom Magistrate gegeben worden. Eine der merkwürdigsten und umständlichsten ist die vom Jahe 1625, welche die Trachten, Kleidungsstoffe und die Art sie zu tragen, je nach den verschiedenen „Klassen, Graden und Staffeln“, in welche die Bürgerschaft eingetheilt wurde, aufs Genaueste bestimmt, und dabei noch auf die besondern Gelegenheiten des Kirchgangs, der Leichenbegängnisse, Hochzeiten und Kindtaufen Rücksicht nimmt. Die Anarchie, welche damals in der Mode eingerissen war, und über die sich im Anfang des 16. Jahrhunderts schon Gailer von Kaisersberg, Seb. Brant, Joh. Pauli vielfach beschweren, die Moscherosch zu Anfang des 17. geißelt, wurde namentlich nach drei Seiten hin gerügt: 1) als üppig, leichtfertig; 2) als zu prachtvoll und über den Stand der Bürger hinausgehend; 3) als „dem alten teutschen Wesen ungemäß“, ausländische Nationen nachäffend. „Dazu, heißt es im Eingange, würd auch nicht unbillig gezählt: „wann diejenige, die keine Pferde haben, oder auch frembde Pferdt selten besteigen, beständig inn Stiffel vnnd Sporen einherklingeln, vnnd damit wol gar in der Kirchen, vnd vor dem Altar, zum gebrauch der Heyligen Sacramenten zu erscheinen, keinen schew tragen. Item, wann die Mannspersonen, die Hauptthaar gleich den Weibern zieren, seidene bendel, ringlein vnd anders an Zöpffen, einflechten, vnnd andere Weibliche Phantasien damit vornehmen.“ Auf diese Kleiderordnung, so wie auf die in den Jahren 1660 und 1678 gegebenen im Allgemeinen hinweisend, „deß alten teutschen Wesens“ sich jedoch ganz entschlagend, gaben nun Meister und Rath, sambt den Ein und Zwanzigen, den 23. Juni 1685 ein neues Mandat, worin vornehmlich „dem bei dem Weiber-Volck eingerissenen Kleider-Pracht“ gewehrt wird und sowohl Weib als Mann, unter Androhung der Konfiscation der Kleider und Strafe von zwanzig französischen Pfund das Ablegen der deutschen Tracht und die Annahme der französischen in einer Frist von vier Monaten, von der Veröffentlichung des Mandats an, streng anbefohlen wird. Die merkwürdigsten Verfügungen desselben sind folgende: „Wann nun solchem Unwesen länger nicht nachgesehen, noch dasselbige geduldet werden kann, und Wir Uns darbey erinnern, daß in vielen Stätten in Teutschland, namentlich zu Franckfurt, Hamburg, Leipzig, und andern mehr, solchem mißbrauch dadurch fürgebogen worden, daß die Frauen und Jungfrauen, sich der Frantzösischen Kleydung bedienen, zumahlen diese Statt den Vorzug hat, unter kräfftiger protection Unsers allergnädigsten Königs und Herrn, der Cron Franckreich sich einverleibt zu sehen; Alß befehlen und ordnen Wir, daß ins fürkünfftige, alle die jenige ledige Weibs-Persohnen, welche in den Stand der Ehe tretten, sich aller Kleydung, Hauben und Kappen, die nach der Schwäbischen, Regenspurgischen, oder andern dergleichen Moden gemacht, und bißher under dem Namen der Straßburgischen oder frembden Tracht getragen worden seind, gäntzlich enthalten, und an deren statt, sich mit Auffsätzen, Hauben, Leibstücken, Manteaux, Röcken u. s. w. auff die Frantzösische Manier, und wie solche in obenangeregten Stätten üblich seynd, versehen; Wie nicht weniger, daß die junge Töchter von Neun Jahren und darunter, ebenmäßig Frantzösisch gekleidet werden sollen. Damit aber die jenige, welche annoch Teutsche Kleider haben, nicht übereilet, oder ihnen dieselbige gantz ohnbrauchbar gemacht werden, alß geben Wir ihnen annoch Zeit und Frist Vier Monat, von publication gegenwärtiger Ordnung anzurechnen, und wollen, daß nach deren Verfließung, die Eltern und Vögte, die solche nicht nachgelebet, zu hieunten gemelter Straff gezogen werden sollen. Wir geben auch hiermit den Handwercks-Leuthen, und anderen geringern Standt, die Erlaubniß, ihre respective Töchter, und Hochzeiterin, auff Wormbsisch-Speyrisch-Hanauische und andere den Rhein hinab übliche Manier zu kleiden, so fern solche das überflüssige Füllwerk außschleußt, und sich der Frantzösischen Tracht nähert. So viel die übrige Töchter, wie auch die Weiber und Wittiben betrifft, gedenken Wir dieselbige keineswegs unter merklichen darbey waltenden Verlusts und Unkostens, zu änderung ihrer Mode anzuhalten; Wir erinnern sie hiermit wohmeinend, daß auff den Fall, da noch etwas an newe Kleydung angewendet werden muß, mithin eine änderung, ohne sonderbaren ohnkosten und beschwärnuß geschehen kan, sie sich dieser Unserer wohlmeinender, und zu abstellung deß übelstands und ohnkösten, denen die Straßburgerische Kleydung underworfen ist, zweckender Verordnung, bequämen mögen.... So viel die Kleydung der Manns-Persohnen betrifft, finden Wir nicht nöthig einige änderung dißmals darmit vorzunemmen; Wir befehlen allein allen Huthstaffierern und Huthmachern ins fürkünfftig keine hohe Manns-Hüthe zu machen, oder von andern Orthen kommen zu lassen, sondern darmit dieselbe nach und nach abgehen mögen, was sie von dergleichen übrig haben, von hier weg, und an andere Orth in Teutschland zu verschicken.“ Dieses Mandat des Raths, welches jedoch nur Straßburg anging, bestätigte schon zwei Tage, nachdem es abgefaßt (25. Juni), Herr Jakob de La Grange, königlicher Rath und Intendant der Justiz, Polizei und Finanzen im Elsaß und Breisgau, und dehnte es auf die ganze Provinz aus, indem er dessen Handhabung allen Behörden in Stadt und Land auf's schärfste anempfahl, und zwar unter persönlicher Verantwortlichkeit. Besondere Erwähnung macht der Intendant von der noch bis auf den heutigen Tag, bei den Weibern wenigstens, nicht verschwundenen Tracht der Bauern des Kochersbergs, die er unschicklich und kostspielig (habits indécent et de dépense) nennt. Den immer zahlreicher ankommenden französischen Beamten sich anschließend, folgten die obern Stände Straßburgs dem gegebenen Befehle, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern um dem als allein vornehm geltenden Tone nachzukommen und Eintritt in die glänzenden Salons der gnädigen Herren Intendanten und Prätoren zu erhalten. Die mittlere Bürgerklasse ließ sich von diesem Wesen und Treiben nur flüchtig und ausnahmsweise berühren; sie behielt ihre altherkömmliche Tracht bei, die ihrer Natur besser zu entsprechen schien. So fand sie theils noch Goethe, im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, also achtzig Jahre nach der Veröffentlichung jener strengen Dekrete. „Die Mittelklasse der Bürgermädchen (sagt er im 9. Buche von Dichtung und Wahrheit) behielt noch die aufgebundenen mit einer großen Nadel befestigten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre, und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab, denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Costüm zu entfernen, nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen französisch und diese Parthie machte jedes Jahr einige Proselyten.“ Zwei und zwanzig Jahre nach der Zeit, auf welche sich Goethe's Schilderung der damals üblichen Straßburger Bürgertracht bezieht, kam das zweite der in unserm Titel angegebenen Dekrete heraus. Es ist aus dem Schreckensjahre 1793 und lautet also: Proklamation der Volks-Repräsentanten. „Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen die teutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnet sind. Straßburg, den 25. Nebelmonath im zweiten Jahr der einen und unzertrennlichen Franken-Republik. Die Volks-Repräsentanten bei der Rhein-Armee. St. Just und Lebas.“ Diese lakonische Revolutionsprosa, die keine Gnadenfrist einräumte, fand bei den sämmtlichen „Bürgerinnen“ Straßburgs um so mehr Gehör, da sie, als unwillkommene Illustration dazu, im Geiste das Bild der blutigen Nivellirungsmaschine des Doctor Guillotin erblickten.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 46. Bremen, 15. November. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Pariser Erinnerungen.

Von Adolf Laun.

II.

Im Theater des Vaudeville sah ich Abends die Dalila in sechszigster Vorstellung, und da der Zufall wollte, daß ich an den folgenden Abenden die Cameliendame und die Demi monde sah, so gewann ich einen interessanten Ueberblick über diese echt französische und echt moderne Dramenpoesie, die eine gewisse Seite des Pariser Lebens recht eigentlich daguerreotypirt; es ist aber nur eine Seite, und wir sollten nicht, wie wir so gerne thun, nach diesen pikanten Abnormitäten das Ganze bemessen. Die Cameliendame beruht auf einer ähnlichen Antithese wie Victor Hugos Marion de Lorme; die Lorette wird zur Magdalene und stirbt in reiner Liebe am gebrochenen Herzen, als Opfer ihrer Hingebung: eine poetische Verklärung, die sich mit ihrer Stellung und ihren Antecedenzien nicht recht reimen will; es ist die alte Geschichte von Manon Lescaut, oder auch vom edlen Räuberhauptmann à la Karl Mohr. Dalila dagegen verfolgt grade den entgegengesetzten Gedanken; es ist die Antwort auf jenes Stück. Der Verfasser derselben, Octave Feuillet, einer der feinsten und edelsten Dichter des jetzigen Frankreichs, zeigt darin, wie furchtbar ein reiz- und geistvolles, aber kaltes und gewissenloses Weib das innere und äußere Leben eines hochgestimmten Mannes, den sie zum Opfer ihrer Eitelkeit erwählt, verwüsten kann. Daher der Name Dalila; es ist die Delilah, die dem Simson seine Kraft nimmt. Das Stück enthält wirkliche Poesie, eine ebenso feine als treffende Charakterschilderung und ist, ohne pedantisch zu werden, von einem höheren ethischen Geist durchhaucht; nur schade, daß die melodramatische Zustutzung ihm manche Schönheit und Feinheit geraubt. In der Revue des deux mondes, wo ich es schon früher als Proverbe gelesen, hatte es mich noch weit mehr angesprochen. Es wurde übrigens, wie auch die beiden anderen Stücke, mit einer Eleganz, Wahrheit und Natürlichkeit gespielt, die das Gefühl erwecken, als wohne man gradezu einer wirklichen Handlung bei. — Solche Vorstellungen ersetzen dem Fremden bis zu einem gewissen Grade die nicht sehr wünschenswerthe Bekanntschaft mit den bezüglichen gesellschaftlichen Regionen und bieten ihm in kulturhistorischer, ästhetischer und sprachlicher Hinsicht eine reiche Ausbeute. Mit der Demi monde hat Alexander Dumas, der Sohn, einen Wurf gethan, wie er ihm zum zweiten Male mit „Geld und Ehre“ nicht gelungen ist. Es ist dies ohne Frage eines der geistvollsten, pikantesten und spannendsten Stücke der neueren französischen Bühne. Dumas wetteifert in scharfer Charakteristik und in unverholenem Bloßlegen der von innerer Faulheit angefressenen Zustände mit dem Engländer Thackeray, an dessen Vanity Fair mich das Stück mehrmals erinnerte. — Was ist aber die Demi monde, die schon sprichwörtlich geworden? Es ist jene immer weiter um sich greifende gesellschaftliche Schichte, die weder Aristokratie noch Bourgeoisie ist, die wie eine schwimmende Insel auf dem Ocean des Pariser Lebens umhertreibt und alles aufnimmt, was von jenen beiden Continenten abbröckelt, oder was gelegentlich an dieselbe heranschwimmt, ohne daß man weiß, woher es kommt. Diese Gesellschaft ist scheinbar glücklich und glänzend, aber unter ihrer Oberfläche sind düstre Dramen, Geschäftsruin, Processe, entehrte und zerrüttete Familien und Schmach und Schande jeder Art verborgen. — Du trittst zufällig in einen Conditorladen und siehst dort einen Korb voll schön arrangirter, saftiger Pfirsiche. Du fragst, was sie kosten: 10 Sous das Stück; dann bemerkst du einen ebenso hübschen Korb mit ebenso schönen Früchten, die nur 5 Sous kosten. Woher kommt das? Der Kaufmann nimmt einen Pfirsich heraus und zeigt dir ganz unten an demselben einen kleinen, schwarzen Punkt, die Spur und das Zeichen der beginnenden Fäulniß, und erklärt dir damit den Unterschied des Werthes. Die Demimonde ist dieser Korb mit Fünf-Sous-Pfirsichen. — Das ist ein Bild und eine Definition, die ich zum Theil dem Stücke entlehnt habe, das ich auf dem Theater des Vaudeville mit großem Interesse sah, von dem ich aber nicht begreife, wie man es auf deutschen Bühnen sehen kann. Eine deutsche Bühne gab es übrigens in Paris, wo es Alles giebt, auch, im Theater der Folies nouvelles, man meinte aber, es sei eine nouvelle folie, ich habe mich mit dem Lesen des kauderwelschen Comödienzettels begnügt.

Der folgende Morgen war dem Besuche des Pflanzengartens gewidmet; auch dahin brachte mich wieder der Omnibus, der in Paris zu Allem und Jedem führt und auch in diesem Sinne seinem Namen entspricht. — In den letzten Jahren ist mit ihm eine Vervollkommnung eingetreten, es sind nämlich oben auf demselben bequeme Bänke eingerichtet, zu denen man auf einer eisernen Treppe hinaufsteigt, und wo man prächtig sitzt und Alles übersieht. Der Platz heißt die Imperiale und verdient diesen Namen, er ist so hoch und luftig wie des Kaisers Thron, aber auch ebenso halsbrechend; zuerst wurde mir etwas unheimlich darauf, indessen die mir von allen Seiten zu Theil werdende Versicherung, das Umwerfen und Halsbrechen käme äußerst selten vor, beruhigte mich bald. — Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Gewandtheit und Sicherheit die Kutscher ihr stets trabendes Gespann mit dem etwa zwanzig Personen tragenden schweren Kasten durch die Fluth der entgegenströmenden Wagen, Karren, Pferde und Menschen hindurch, über aufgerissenes Pflaster hinweg und an abgesperrten Straßenecken entlang führen. In der Größe der jeden Augenblick drohenden Gefahr liegt eben die Sicherheit, denn sie entwickelt in den Kutschern und Conducteurs jene Gewandtheit und Geistesgegenwart, die nur ihnen eigen ist; mit meiner eigenen deutschen Equipage, wenn ich eine solche besäße, würde ich nicht wagen, das Pariser Pflaster zu befahren. Der größte Vorzug aber dieses Communicationsmittels, das zugleich mehr als alles andere die Egalité befördert, ist seine außerordentliche Wohlfeilheit; für 3 Sous fährt man von einem Punkte der Riesenstadt zum anderen, und der erste Omnibus, auf den ich stoße, führt mich dahin, wohin ich will, wenn

er auch den entgegengesetzten Weg einschlägt; ich werde nämlich vermöge einer Correspondenzkarte in dem nächsten vorbeikommenden Omnibus zugelassen, der die von mir gewünschte Richtung einschlägt. — In diesen und allen derartigen Dingen herrscht in Paris und überhaupt in Frankreich eine Ordnung, eine Disciplin, eine Raschheit, ein praktischer, stets die einfachste Procedur für die beste erkennender Blick, ein Organisationstalent, das ich schon früher bewunderte, das sich aber in den letzten Jahren noch bedeutend gehoben hat. — In diesem Punkte können wir mit unsrer Weitläuftigkeit und Umständlichkeit noch viel von den Franzosen lernen; vielleicht gehört aber die drängende Noth der Umstände dazu, um dergleichen zu entwickeln. Was wäre Paris ohne jene das Allgemeinste wie das Einzelnste umfassende Organisation? — ein Chaos, und jetzt ist es die vielleicht am besten verwaltete Stadt des Erdbodens, ohne Zweifel weil sie am schwersten zu verwalten ist.

Ehe man zum Pflanzengarten gelangt, kommt man an den **Entrepot des vins**, der eine eigene kleine Stadt mit weinbeladenen Straßen und Häusern bildet, unter denen die **Rue de Bordeaux, de Champagne** und **de Bourgogne** die bedeutendsten sind. Käme nur nicht soviel schlechtes Zeug aus dieser Weinstadt, oder wäre das Gute und Edle, das sie gleichfalls enthält, nur nicht so theuer; der **Macon** und **Chablis**, den man zum Diner in den Restaurationen erhält, kommt unserem Grünberger, unserem Wende-, Strumpf- und Dreimännerwein vollkommen gleich. Vom Bier will ich gar nicht reden, ich fand es gradezu vergiftet, heiße es **Bière de Strasbourg** oder **de Bavière**; und doch trinkt Paris enorme Quantitäten davon. Vielleicht aber war ich durch anderweitige täglich genossene leichtere Gifte noch nicht hinreichend darauf vorbereitet.

Den oft beschriebenen Pflanzengarten, der mit demselben Recht ein Thiergarten genannt werden könnte, noch einmal zu beschreiben, ist überflüssig und verlangt die Specialkenntnisse eines Naturforschers. Ich bin in diesem reizenden Park, der ein möglichst vollständiges Resumé der pflanzen- und thierreichen Mutter Erde bildet, einen halben Tag umhergewandelt und habe mich an der wunderbar schönen und geschmackvollen Einrichtung desselben erfreut. Das Beste war aber doch der Affenpavillon; wenn ich in Paris wohnte, würde ich, wie viele gebildete und verständige Leute thun, oft zu dieser stets variirten, spannenden und incidenzienreichen Comödie hinauswandern, deren Spieler immer Neues, Selbsterfundenes improvisiren; das Publikum, die Menge sich todt lachen wollender Kinder, die Bonnen, die Soldaten, die Blousenmänner, die langen, blonden, englischen Jünglinge, die bebrillten Ladies, kurz das ganze kosmopolitische Gemisch, das umherstebt, gehört mit zum Reiz des Bildes. — Auch dort habe ich eine Vorlesung gehört, und zwar über die Ephemeriden, deren kurzes, vergängliches Leben der beredte Professor mit rührenden Worten schilderte. Auf dem Rückwege that ich einen Blick in die uralte gothische Kirche St. Germain l'Auxerrois, die im Rücken des Louvre liegt, als Hofkirche diente und mit ihrer in Gold dekorirten Vorhalle und ihren sonstigen interessanten Details zu den reichsten und schönsten Kirchen von Paris gehört; von ihr aus soll das Mordsignal zur Bartholomäusnacht gegeben sein.

Am selben Tage hatte ich noch das Vergnügen einen alten Bekannten, Herrn Versot, wieder zu sehen und mich seiner belehrenden und anregenden Unterhaltung zu erfreuen. Herr Versot ist ein Freund und Schüler Cousins, war lange dessen Secretär und später Professor der Philosophie an den Colleges von Bordeaux und Versailles; er hat sich durch mehrere philosophische Schriften über den S p i r i t u a l i s m u s, d i e V o r s e h u n g, d i e P h i l o s o p h i e d e s a c h t z e h n t e n J a h r h u n d e r t s u. s. w. einen Namen gemacht, gehört aber zu der mit der jetzigen Richtung unzufriedenen jüngeren Intelligenz und hat durch seine scharfen kritischen Broschüren über das gegenwärtige Unterrichtswesen seine Stellung und Zukunft verwirkt, übrigens mit vollkommener Voraussicht dessen, was ihn betreffen würde. — In jenen in Deutschland, so viel ich weiß, noch nicht bekannt gewordenen Broschüren, die in Frankreich viel Aufsehen gemacht haben, wird die Hohlheit und Einseitigkeit des jetzigen Princips mit seinem altnapoleonischen Ideologenhaß, mit seiner ausschließlichen Beförderung der mechanischen, industriellen und polytechnischen Studien schlagend nachgewiesen und das Unwesen der Baccalaureatsprüfungen durchgehechelt. Sie enthalten curiose Daten über die Schwenkungen und oft gradezu entgegengesetzten Bewegungen, die innerhalb 50 Jahren im Unterrichtssystem vorgekommen sind; alle vier bis fünf Jahre erscheint ein Decret, das grade das Gegentheil des vorhergehenden vorschreibt. Unter anderem ist darin auch folgendes Citat aus einem altnapoleonischen Katechismus für Volksschulen zu finden: „Bezahle die Steuern und laß dich unter die Soldaten aufnehmen, auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden.“

Am Abend ging ich ins Theater des Palais royal, das volksthümlichste von Paris, das sich von jeher durch die Menge seiner ausgezeichneten Komiker hervorgethan hat; wären nur die vier aufgeführten Stücke — so viele werden meistens an einem Abend gespielt — nicht so entsetzlich gemein gewesen. Grobe Zweideutigkeiten aus einem Frauenmunde zu hören, ist doch gar zu widerwärtig; — es that mir ordentlich leid, eine solche Virtuosität des Spiels an dergleichen Erbärmlichkeiten verschwendet zu sehen. Nur eine dieser Bluetten war halbweg anständig und stellenweise sogar fein, sie hieß: **le code des femmes** und hat Aehnlichkeit mit dem bekannten deutschen Lustspiel „Das Salz der Ehe.“ Mit dem neuen eleganten Gewande hat dies glücklichste aller Pariser Theater, das nie eine leere Bank gesehen, auch durch die feinere Haltung des Publikums einen vornehmeren Anstrich gewonnen. Früher war es der Tummelplatz der Gamins, ihrer Witze und ihres Humors; die Zuschauer spielten da förmlich mit, und wer Volk und Volkswitz studiren wollte, fand hier reiche Ausbeute. Der Ausländer findet sie noch heute, besonders auch in sprachlicher und kulturhistorischer Hinsicht. Die Bühne, zumal die komische, ist in Frankreich mehr als anderswo ein treuer Spiegel der Gegenwart und des wirklichen Lebens. — Das Theater ist ja überhaupt eines der wichtigsten Lebenselemente für den Franzosen und besonders für den Pariser, der Sinn für dasselbe ist tief in seiner Natur begründet und hängt mit seiner Sociabilität, mit seinem Streben nach Oeffentlichkeit und seinem Verschmähen aller heuchlerischen Verstecktheit zusammen; er reflectirt gern über sich, seine Nebenmenschen und die inneren und äußeren Zustände seines Landes und freut sich am Spiegelbilde, sogar am verzerrenden und karrikirenden, das ihm die Bühne davon entgegenhält. Dieselbe ist zwar einseitig und beschränkt, befaßt sich immer nur mit Frankreich, der Hauptstadt und der Gegenwart und weiß wenig von Romanticismus und Naturpoesie, dafür greift sie aber fest und scharf in die nächste Wirklichkeit und macht sich recht eigentlich zum Daguerreotyp derselben. Wie man die politische, besonders aber die Kultur- und Sittengeschichte der früheren Zeit in den Evolutionen der Lustspielpoesie verfolgen kann, so auch die der heutigen, selbst die in den letzten Jahren sich kundgebende gänzliche Abwesenheit eigentlich politischer Tendenzen und Anspielungen gehört mit zur Wahrheit des Bildes; denn die Politik schläft ja beim Volke, das sich darin übernommen hat. — Jetzt, wo sie seit den letzten Wahlen, der Attentatsgeschichte, seit Bérangers Begräbniß u. s. w. wieder leise die Augen aufschlägt, wird sie auch wohl Mittel finden, sich wieder hinter die Coulissen zu schleichen, sie braucht nur mit halben Worten zu reden, denn das Pariser Volk hat gewaltig feine Ohren und Augen, die so scharf sind, daß sie den Schleier jeder Verhüllung durchdringen. Auch während meines diesmaligen Aufenthaltes, unter anderem während der Aufführung des Misanthropen, einiger Comödien von **Marivaux**, der **Dalila** und anderer schon höher greifender Stücke war ich über die Bemerkungen erstaunt, welche die neben mir im Parterre sitzenden, keineswegs zu den höheren Ständen gehörenden Leute mir zuflüsterten. Den Misanthrop schien mein Nachbar auswendig zu wissen, er raunte mir wenigstens mehrere picante Stellen

zum Voraus ins Ohr. — Im raschen lebendigen Auffassen und Verstehen kommt das Pariser Volk den alten Athenern gleich.

Mit der Beschreibung des Glaspallastes, der die diesjährige Kunstausstellung enthielt, und den ich pflichtschuldig am nächsten Tage besuchte, will ich keine Eulen nach Athen tragen; ich habe nie in meinem Leben so viele schlechte Bilder neben einander gesehen; unter den Tausenden von Crouten — das ist der französische Kunstausdruck für dieselben, — waren vielleicht fünfhundert gute, und diese gehörten zum Theil deutschen Malern an. Die Landschaft, die jetzt auf unseren Ausstellungen fast zu sehr überwiegt, trat verhältnißmäßig gegen die Situations- und Genrebilder zurück, unter denen wir manches Hübsche und Gelungene entgegentrat, manches aber auch mit seiner technischen Stümperei, mit seiner Effecthascherei, seinen fabelhaften Dimensionen und seiner Prätention im breiten goldenen Rahmen einen gradezu widerwärtigen Eindruck auf mich machte. — Die im Parterre zwischen Rasenplätzen, Springbrunnen, Bäumen und Blumen geschmackvoll aufgestellten Statuen gefielen mir zum Theil besser als die Mehrzahl der Bilder, aber den zahlreichen Göttinnen der Liebe, den Musen und Grazien sah man es allzusehr an, daß ihnen eine Pariser Grisette als Modell gesessen. — Es war furchtbar heiß in diesem Gewächshause der Kunst, das zu viel halbreife Producte zur vorzeitigen Blüthe treibt, aber zum Glück sind zwei Restaurationen darin, wo man seinen Aerger mit erfrischendem Sodawasser hinunterspülen kann. — Uebrigens hörte ich in Paris nur eine Stimme über die Unzulänglichkeit der diesjährigen Ausstellung, deren Würdigung diese nur flüchtige Eindrücke schildernden Skizzen gewiegteren Richtern überlassen. Die Ausstellung müßte jedenfalls traurige Gedanken über den heutigen Zustand der Kunst in Frankreich erwecken, hörte man nicht, daß die besseren Künstler sich fast gar nicht betheiligt haben, und daß fast gar keine Auswahl getroffen war.

Eine wahre Erfrischung gewährte mir gleich darauf die in der nahen Seine befindliche école impériale de natation, wo ich unter hundert plappernden und schreienden Franzosenköpfen umher schwamm; das Benehmen derselben war eben so heiter wie anständig, besonders amusirte mich daselbst ein gewaltig dicker Herr, der von einem hohen Gerüst herab kopfüber durch einen ihm vorgehaltenen verhältnißmäßig engen Reif zu springen suchte, und dem dies Kunststück jedesmal zum großen Jubel des schwimmenden Publikums mißlang.

Abends fuhr ich, nach grünen Bäumen und Waldeskühle seufzend, ins Boulogner Holz, das in dieser Jahreszeit der wahre Corso der eleganten Welt ist, zum Pré Catalan, der jetzt alle jene anderen weltberühmten Vergnügungsgärten: Mabille, Ranelagh, Château rouge &c. &c. todt macht, obgleich er anständiger ist als jene, gewisser pikanter Reize entbehrt und nicht einmal Gelegenheit zum Studium des Cancans bietet. Es ist ein ähnliches Etablissement wie das Kroll'sche im Berliner Thiergarten, der selber an das Boulogner Holz erinnert. Wie dort sind auch hier alle möglichen Spiele, Schießübungen, Marionettentheater, Taschenspielerkünste u. s. w. unter Begleitung einiger hinter Büschen aufgestellten Musikbanden zu genießen; ich hatte das Alles in Deutschland schon besser gesehen und konnte mir die Vogue, die dieser Garten jetzt in Paris hat, nur daraus erklären, daß er für dasselbe etwas Neues, noch nicht Dagewesenes war. Da rief eine weittönende Glocke die in den Bosquets und Alleen zerstreuten Besucher zum Blumentheater; die aus natürlichen Felsen, Rasen und Baumgruppen bestehende, von lebendigem Wasser durchplätscherte Bühne, die sich hinter einer im Boden verschwindenden Rosengallerie erhob, das Alles machte bei Gasbeleuchtung und bengalischem Feuer einen magischen, feenhaften Eindruck; das dort aufgeführte Ballet, die Najade, war jedoch langweilig und wurde für Paris schlecht genug getanzt, vor allem aber waren die dabei angebrachten Gesangchöre ungenügend; so etwas hört man in Deutschland besser. Ueber alle Beschreibung reizend waren aber die von einer andalusischen Truppe zum Schluß aufgeführten Polos, Vandangos und Cachuchas; da zeigte sich das, was der Franzose race, der Spanier sal nennt. Sie übertrafen Alles, was ich früher an spanischen Tänzen gesehen und in den oft sehr glühenden Ausmalungen unserer deutschen Touristen gelesen hatte, und sind schon allein den Besuch des Pré Catalan werth. Den Heimweg machte ich, obgleich es schon 11 Uhr war, zu Fuß durch das von den mannichfachsten Wegen durchschnittene Holz, aus dem allenthalben die Laternen der unzähligen vorbeirollenden Fiakers und die bunten Lampen der Vergnügungsgärten hervorschimmerten; sie beruhigten mich auf meinem anderthalbstündigen mitternächtigen Wege durch die schon einsamen Alleen, wo meine aufgeregte Phantasie mitunter einem Strauchdieb zu begegnen und „la vie ou la bourse“ zu hören glaubte, wo sie sich aber vor Allem die unzähligen Duelle vorstellte, die hier seit Jahrhunderten spielten und in so manchen Memoiren und Romanen beschrieben sind. — Gegen 1 Uhr kam ich in meinem Hotel an, fand dasselbe noch offen und die Umgebungen des Palais Royal, hinter dem es liegt, noch ziemlich belebt.

Mit den größeren Ausflügen war ich glücklicher Weise zu Ende, als jene Hitze zurückkehrte, die Paris zu einem großen Backofen macht. Goethe räth in seinem Gedichte „Zueignung“, man solle bei der Mittagsschwüle sich in den Schatten der Kunst und Wissenschaft flüchten; ich that dies im eigentlichen Sinne und ging zuvörderst in die mir nahegelegene Nationalbibliothek, die größte der zwanzig öffentlichen Bibliotheken von Paris, die nahe an anderthalb Millionen Bände enthält. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man aus der lärmenden Rue Richelieu über die weiten, wüsten Steinhöfe in dies graue Gebäude, in den riesiglangen Lesesaal tritt, wo am grünen Tisch das wunderbarste Gemisch von männlichen und weiblichen Gestalten in Grabesstille sitzt und liest und schreibt. Der Physiognomist und Skizzenzeichner findet hier reiche Ausbeute an den Physiognomieen und Gestalten, die zum Theil ganz anderen Regionen angehören als denen des Pariser Lebens. Der Boulevard der Italiener und dieser Lesesaal bilden einen Gegensatz, wie nur Paris ähnliche bietet. — Wie viel deutsche Manuscriptenjäger unter den bebrillten, langhaarigen, zum Theil sehr confiscirten Gestalten saßen, die sich über vergilbten Bänden mit kauderwelschen Charakteren beugten, weiß ich nicht, auffallend war mir die Menge von Damen, die englische Gedichte abschrieben; ob sie blaue Strümpfe anhatten, konnte ich nicht ermitteln. Ich selbst begnügte mich mit Durchsicht der Vie de Lafontaine von Walkenaer, nach der ich lange geseufzt, einem Buche, das eine umfassende Zeitschilderung enthält und nachweist, wie der kindlich naive Fabeldichter hinter seine Thierbilder allerlei Zeitsatire und selbst politische Anspielungen zu verstecken wußte und mehr Schelm war, als man glaubt. Ich bekam das Buch ohne ein Wort zu sagen in dieser taubstummenartigen Anstalt, wo Alles schriftlich und durch Zeichen vor sich geht.

Um Bérangers frisches Grab zu sehen, fuhr ich dann zum Kirchhof des Père Lachaise, der auf einer östlichen Anhöhe jenseits der Zollmauer liegt, ganz Paris beherrscht und einen vollkommnen Ueberblick über die ungeheure Stadt gewährt. Schon während man die berganfsteigende Straße hinanfährt, merkt man die Nähe der Todtenstadt, alle Läden und Werkstätten, die sich hier ausschließlich mit Denkmälern, Gypsengeln, Trauerkleidern, Immortellenkränzen, kurz mit der Etiquette des Todes beschäftigen, weisen darauf hin. Ein interessantes Denkmal stößt in dieser Stadt der Todten, die noch gedrängter ist als die der Lebendigen, an das andere, ein historischer Name verdrängt den anderen, nur kommt man trotz der Schönheit der Lage zu keiner Kirchhofsstimmung. Weder Gray noch Hölty hätten hier eine Elegie schreiben können, das Weltleben mit seinen Spaziergängern und neugierigen Fremden, die Polizei mit ihren allethalben umherschnüffelnden Sergeants de ville bildeten heute gradezu eine Polizeiarmee, denn es galt den Kirchhof vor etwaigen Demonstrationen zu schützen. Nicht weit vom Grabe Beaumarchais der als Comödiendichter und Memoirenschreiber ähnlich gewirkt hat

wie Béranger als Chansonier und wie er ein spezifischer Vertreter des französischen Geistes war, fand ich die Familiengruft Manuels; sie hat vorläufig die Gebeine des ihm einst innig befreundeten Dichters aufgenommen. Wie wunderbar und rührend, daß Béranger selbst früher mit einem Liede für die Errichtung des Denkmals geworben hat, zu dessen Füßen er jetzt ruht; man könnte mit ihm für des Dichters Denkmal werben, so sehr paßt es auf denselben. Ich kann mich nicht enthalten einige Strophen daraus zu übersetzen:

Das Grab Manuels.

Es ist vorbei, die Meng' ist schon zerstoben,
Sie hat dem Sarge Lebewohl gesagt,
Die Freundschaft nur hebt noch den Blick nach oben,
Den Gram verkündend, der am Herzen nagt;
Schon schloß sich über ihm der Tiefe Grauen,
Franzosen, bald wird er vergessen sein;
Um für die Nachwelt ihm ein Grab zu bauen,
Müßt ihr dem armen Sänger Hülfe leihn.

Ich sammle hier, ein Denkmal zu erheben,
Ihm, der für Euch gekämpft hat treu und warm,
Ich kannte seiner Seele tiefstes Streben,
An ihm war Alles Volk: Kopf, Herz und Arm;
Uns aber ziemt es, Lohn ihm zu gewähren,
Ihm danken muß die Pflicht für alle sein;
An seinem Grabe kniet ein Freund in Zähren,
Ihr müßt dem armen Sänger Hülfe leihn. — — —

Ja, helfet mir ihm einen Denkstein schaffen,
Ihr, denen oft des Sängers Leier klang
Von Fried' und Eintracht unterm Lärm der Waffen,
Von Hoffnung, Freiheit unter Joch und Zwang.
Bezahlt mein Lied, das Ihr so gerne singet,
Die kleinste Gabe soll willkommen sein;
Daß Manuels Ruhm bis in die Nachwelt klinget,
Müßt Ihr dem armen Sänger Hülfe leihn. —

Auf den frischen Sandhügel wurden von Handwerkern und Frauen aus dem Volke immer neue Immortellenkränze gelegt, selbige aber erst von der Polizei untersucht. — Dieser Anblick war mir so widerwärtig, daß ich mich bald entfernte und absichtlich absichtslos noch lange in den von Ulmen und Eiben beschatteten Gassen dieser Metropolis des Todes umherwandelte; ich verzichte auf Nennung der berühmten Namen, die ich dort in Marmor, Stein und Eisen las, und bemerke, daß ich zufällig an den vereinten Marmorgräbern Lafontaines und Molieres vorbeikommend erstaunte, als ich sah, daß sie mit frischen Lorbeerrosen bepflanzt und mit Immortellen bedeckt waren. — Ein alter Handwerker rief mir zu: „Sehen Sie, mein Herr, da liegen zwei alte Cameraden, die es wohl verdient haben!" Aehnliches fand ich bei anderen Dichter-, Künstler- und Heldengräbern. Das französische Volk vergißt seine lebenden Größen leicht, hat aber viel Gedächtniß für seine großen Todten. — Beim Abschiede von diesem vielleicht interessantesten Kirchhof der Welt erinnerte ich mich folgenden Sonettes von Nicolaus Delius, das Platens würdig und jedem sinnigen Besucher aus der Seele geschrieben ist.

Auf dem Père Lachaise.

Du bist ein Meer, Paris, und wie im Hafen
So ruhen, deines Sturms und Drangs vergessen,
Sie Alle, die im Schatten der Cypressen
Hier am geweihten Bergesabhang schlafen.

Sein nennt der Tod auf Marmorepitaphen,
Was du Besitzenswerthes je besessen,
So viele, die in deinem Kampf sich messen,
Die sich zuletzt in deinem Frieden trafen. —

Dort unten rauscht und ringt jauchzt das Leben
Und webt so emsig fort von heut' auf morgen
An seinen bunten, nichtigen Geweben,

Als säh's in seinen eitlen Mühn und Sorgen
Nicht die Nekropolis sich hier erheben,
Die Alles bergen wird und hat geborgen. —

Am Donnerstag um 1 Uhr war die Gruft des Kaisers geöffnet; da durfte ich nicht fehlen, ich setzte mich wieder auf einen Omnibus und fuhr zum Invalidenhospital durch die Rue de l'Université, wo ein Ministerium ans andere stößt. Hier ist der Punkt, von wo das viel administrirte Frankreich administrirt wird; man sieht's an den zehn- bis zwölffältig übereinander hinlaufenden und sich durchkreuzenden Telegraphendrähten, die alle in den Bureaux der verschiedenen Ministerien münden. — Wie soll ich die massenhafte Ausdehnung des Invalidenhospitals beschreiben, dessen gewaltige Kuppel alle andren Kuppeln von Paris überragt, die Pracht des darunter befindlichen Kaisergrabes, die Menge der Denkmäler und Fahnen, welche die daran stoßende Kirche umschließt, die Generalsporträts, Schlachtenbilder und riesigen Festungspläne, welche die Eßsäle der Offiziere und Unteroffiziere schmücken, die große Küche mit ihren gewaltigen Suppenkesseln, die Reihen der Schlaf- und Wohnzimmer, die langen, steinernen Höfe, die niedlichen, sorgfältig verzierten Gärten, in denen die alten brummbärtigen Soldats de l'Empire, die letzten Ueberreste der großen Armee, zum Theil auf Stelzfüßen umher humpeln, oder wo sie auf Bänken in den Lauben zusammensitzen, schmauchen und ihren Schoppen Bier trinken. Beim Durchwandeln dieser Räume ist manche historische Erinnerung in mir aufgetaucht, und mit manchem der Alten habe ich darüber plaudern können, denn sie waren meistens sehr freundlich und redselig, trotz der altgewohnten martialisch-düstern Miene. Der Vorderwall dieses ungeheuren Gebäudes gleicht einem Festungsglacis und ist mit Kanonen gespickt, die der Stadt Paris ihr neues Glück zu verkünden bestimmt sind. — An einer sehr langen Kanone suchten die Umherstehenden vergeblich die Inschrift zu entziffern, ich hatte die Freude oder vielmehr den Kummer, es zu können. Die Dewise in gothischer Schrift hieß:

So mein Gesank im Luft erschallt,
Manch Mauren von mir niederfallt.

Daß der dritte Napoleon ein Hauptaugenmerk auf die Verschönerung und Erweiterung dieses Gebäudes verwendet, in dem sich aller Glanz der Erinnerung an den Ersten concentrirt, und welches Onkel Jérome befehligt, versteht sich von selbst.

Auf dem in der Nähe gelegenen riesigen Marsfelde, das die pallastartige Militärschule beherrscht, wurde grade, als ich es besuchte, von den Artilleristen ein kleines Sebastopol gebaut, das am Napoleonsfeste ohne Blutvergießen genommen worden ist.

Am Abend sah ich Molieres Misanthropen, der diesmal von den ersten Schauspielern des Théatre Français aufgeführt wurde. Mlle. Brohan, die eben aus Petersburg zurückgekehrt war, spielte die Rolle der Celimene, durch die sie sich früher berühmt gemacht hatte, und Bressant zum ersten Mal die des Alcest; es war dies ein événement. — Beide Rollen wurden vortrefflich gegeben, nur hatte in der Auffassung des Misanthropen der feine Weltmann, der eifersüchtige Liebhaber zu sehr das Uebergewicht über den von der Welt und ihrer Verderbniß tief verletzten Idealisten; es fehlte die Hamletsnatur. Ohne auf Näheres einzugehen, bemerke ich, daß mich neben dem bewundernswürdigen Ensemble der Darstellung diesmal vor Allem in den belebten Wechselreden der Wohlklang der Diction entzückte, in der nie die Eleganz und das in diesem Stück öfter hervortretende Pathos des gereimten Verses die Natürlichkeit des Dialogs beeinträchtigte. — Nirgends in der Welt hört man ein so reines Französisch, als auf dem Théatre Français, das eine akademische Autorität hat und für Frankreich den Regulator der correcten Aussprache bildet. Eine Dialectverschiedenheit der Spieler, wie wir selbst auf den ersten deutschen Bühnen sie finden, würde da nicht geduldet. Das Theater hat überhaupt einen sehr edlen, classischen und literarischen Anstrich, das zeigt sich auch auf den Corridors und in den Foyers, wo die Marmorstatuen und Büsten aller großen Schauspieler, Schauspielerinnen und Schauspieldichter Frankreichs seit Entstehung dieser durch Moliere geschaffenen Bühne aufgestellt sind; die jüngste Marmorstatue, die der Rachel, macht trotz ihrer Porträtähnlichkeit einen so idealen Eindruck, als wäre sie die Muse der Tragödie.

Ein mir befreundeter Advocat, aus dessen Unterhaltung mir

klar wurde, daß jene obenerwähnte Unzufriedenheit der jungen Intelligenz mit der geistigen Richtung der Regierung nicht allein in Professoren-, sondern auch in Advocatenköpfen spukt, hatte mir versprochen, mich ins Palais de Justice zu führen, und so bin ich denn unter seiner Aegide in diesem großartigen düstren Gebäude umhergewandelt, in dem das Parlament und das Revolutionstribunal gethront haben, und wo seit Jahrhunderten so manches spannende Drama, so manche cause célèbre gespielt hat. Ueberall begegneten uns Richter in rothen und Advocaten in schwarzen Talaren und hohen Baretts, und am Eingange mehrerer von Volkshaufen besetzten Säle lauschte ich den beredten Plaidoyers der letzteren. — Wie in Paris Alles Industrie und Specialität ist, das sieht man auch hier. In der großen Vorhalle ist eine ganze Reihe von Läden, in denen man einen vollständigen Richter und Advocaten, d. h. einen auswendigen, kaufen oder miethen kann. — In der Umgegend dieses am Quai gelegenen Gebäudes ist es sehr interessant zu flaniren, zu deutsch: zu bummeln, denn hier ist der eigentliche Markt für alte Bilder, Bücher, Kupferstiche und Rococosachen aller Art, die zum Theil sehr werthvoll sind. Eine allerliebste Porzellanstatuette, à la Watteau, die ich für einen Nipstisch kaufen wollte, und für die mein großmüthiges Herz sich im Voraus zu fünf Francs entschloß, kostete — 300 Frcs. Da sagte ich: bon jour und habe nicht weiter nach Preisen gefragt. Bouquin heißt zu deutsch ein altes Buch, bouquiner: alte Bücher durchstöbern und bouquiniste ein Durchstöberer alter Bücher; es giebt Leute, die in dieser Liebhaberei ganz aufgehen, und kein Ort der Welt bietet dazu mehr Nahrung als dieser. Es ist erstaunlich, was da auf den langen Tischen, selbst auf dem Steingeländer der Seine Alles durcheinander ausgebreitet liegt, es ist die bunteste Weltliteratur, die ich je gesehen. Man findet daselbst seine eignen verloren gegangenen Kinder wieder; so ging es mir mit der Revue du Midi, in der mir längst verschollene Artikel sur la littérature Allemande von mir wieder zu Gesichte kamen; ich entdeckte da sogar in rothem Maroquin meine famose Doctordissertation de Anacoluthia in Homeri carminibus wieder, von der ich kein Exemplar mehr hatte. — „Was soll der Band kosten?" — „„Zehn Sous, mein Herr, sehen Sie, es ist ein schönes Buch."" — „Gehen Sie doch, es ist Nichts werth, ich kenne es, ich gebe Ihnen drei Sous, das ist mehr als genug." — „„Nehmen Sie, mein Herr, nehmen Sie es."" — So kam ich in diesem literarischen Findelhause auf's Neue in den Besitz meines Kindes. —

Auf dem Rückwege zum Louvre machte auf dem Pont des Arts die Schönheit der Aussicht einen lebhaften Eindruck auf mich. Es ist eine der merkwürdigsten Städteansichten der Welt. — Die sich in zwei Arme spaltende, zwei Inseln umschließende Seine mit ihren Schiffen, Schwimm-, Wasch- und Badehäusern, die volksbelebten Quais beider Ufer, die Menge und Mannichfaltigkeit der monumentalen Gebäude aus allen Jahrhunderten, das Louvre und die Tuilerieen, das alterthümliche Institut de France, das düstre Hospital Hotel Dieu, die altersgraue gothische Kirche Notredame, die sich aus den Fluthen der Seine erhebt, die stille, unheimliche Insel St. Louis, wo Eugen Sue's und andere Mysterien spielen, die Kuppeln und Thürme, die aus dem Häusermeer emportauchen, bilden vermöge der eigenthümlichen Gruppirung, in der sie sich dem Auge darbieten, einen ebenso imposanten als reichen Anblick.

Vom Louvre selbst, das ich täglich und auf einige Stunden besuchte, mag ich gar nicht anfangen zu reden; daß Rafael, Tizian, Correggio und Murillo göttliche Maler sind, daß die Venus von Melos die schönste Venusstatue der Welt ist, daß die unabsehbaren Säle das Beste enthalten, was die ältere französische Malerei hervorgebracht; daß Spanien und die Niederlande glänzend und Deutschland genügend in ihnen vertreten sind, ist längst bekannt. Auch weiß jeder, daß die antikverzierten kühlen Gewölbe des Erdgeschosses einen unendlichen Schatz griechischer, römischer, assyrischer, ägyptischer und amerikanischer Alterthümer enthalten, und daß daselbst zugleich die besten Skulpturen der Neuzeit aufgestellt sind. Neu waren mir die Salles de Souvenir, wo Alles, was man von Reliquien seit Chlodwig bis zu Napoleon aufgefunden hat, zusammengestellt ist, wo ich Karls des Großen Gebetbuch und Eisenkrone, wo ich Napoleons abgeschabten Hut und grauen Rock und seine große Repetiruhr gesehen, die von Marengo bis Waterloo ihm die Stunden seines Glücks und Unglücks geschlagen und ihn bis St. Helena begleitet hat. Die Pracht der Säle, in denen alle jene Wunderdinge aufgestellt sind, erschien mir wiederum blendend, und bewundern mußte ich aufs Neue die Ordnung, das Organisationstalent, das sich hier zu erkennen giebt, noch mehr aber die Humanität, mit der dem Fremden und Einheimischen Alles unentgeltlich offen steht, die Höflichkeit, mit der die allenthalben aufgestellten Diener ihn zurechtweisen. — Doch Bilder, Statuen und Curiositäten sind nicht der alleinige Reiz des Louvre. Das kosmopolitische Gemisch von Fremden und Einheimischen jedes Standes und Alters, die Menge von Künstlern und Künstlerinnen, die auf hohen Staffeleien sitzen, zeichnen, malen und kopiren, gehören mit dazu; nirgends sind mir so viele interessante Männerköpfe, so liebliche Frauengestalten begegnet, wie hier, und oft mußte ich an die Worte Platens denken:

> Welch eine Fülle wohnt von Kraft und Milde
> Sogar im Marmor hier, im spröden, kalten,
> Und so in manchem tiefgefühlten Bilde,
> Doch um noch mehr zu fesseln mich, zu halten,
> So mischt sich unter jene Kunstgebilde
> Die schönste Blüthe lebender Gestalten.

Ich hätte noch viel zu erzählen vom Besuch der Kirchen und Museen, der Theater und wissenschaftlichen Anstalten, von gelehrten und ungelehrten, interessanten und uninteressanten Bekanntschaften, von den Freuden und Leiden meines Aufenthaltes, der in die heißeste Zeit des heißesten Sommers fallend gar manches Vergnügen zur Arbeit machte. Doch sei es genug von diesem Blick ins Kaleidoskop der Erinnerung. — Sollten darin die schönen Seiten von Paris und vom französischen Wesen stark accentuirt erscheinen, so geschah es in unwillkürlicher Auflehnung gegen die herrschend gewordene ebenso einseitige Verdammniß desselben, die meistens von vorzeitigen Unheilsprophezeiungen begleitet ist; ich schilderte nur, wie sich mir Paris äußerlich dargestellt, zu einem höheren Urtheil über die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände gehört neben vielem anderen ein längerer Aufenthalt. — Ich habe in Paris viel Großes, Edles und Schönes gesehen, aber auch einen Blick in manches Verderbte, Bedenkliche und Ungesunde gethan. — Paris ist ein Universum im Kleinen und enthält wie das große Universum eben Alles, wenn auch nur in vereinzelten Erscheinungen. — Es ist noch immer ohne Frage die an geistigen Interessen und an künstlerischen und wissenschaftlichen Schätzen reichste und als Resumé der ganzen civilisirten Welt für den Besucher und Beobachter interessanteste Stadt des Erdbodens.

Oper, nicht Drama.

* Vor Kurzem haben wir auf Grund einer Erörterung des Morgenblattes die Wagnerfrage und die vom Componisten des „Tannhäuser" beabsichtigte Reform der Oper von Neuem besprochen. Nun kommt uns ein Schriftchen in die Hände, welches der Kapellmeister des Bremer Theaters und Dirigent der Privatconcerte, Eduard Sobolewski, herausgegeben hat, und das den Titel führt: „Oper, nicht Drama". (Bremen, Strack.) Es ist darin also eine Art von Opposition gegen Wagners Behauptung, daß die Oper, wie sie bis dahin bestanden, aufzuheben und in ein Drama, wie er es sich denkt, zu verwandeln sei, ausgesprochen. Sobolewski hat die kleine Schrift allerdings besonders seiner Oper „Komala" zu Liebe abgefaßt; Liszt wird dieselbe nach dem Vorgange der Bremer Bühne nun auch in Weimar zur Aufführung bringen. Der Verfasser eröffnet seine Be-

merkungen jedoch mit einem Blick auf die bisherige Entwickelung der Oper und Wagners Stellung zu derselben. Sein Verfahren ist dabei zwar sehr aphoristisch, und es wäre zu wünschen, daß die Sache, da sie doch einmal angeregt wurde, genauer erörtert wäre; indeß hat Sobolewski doch manche treffende Bemerkung hingeworfen, und wir wollen den Haupttheil seiner Ausführung als einen ganz erwünschten Beitrag zur Orientirung in dieser wichtigen Frage hier wiedergeben.

Schon Kirnberger sprach 1770: »Bei dem außerordentlichen Schauspiel, dem die Italiener den Namen Opera gegeben haben, herrscht eine seltsame Vermischung des Großen und Kleinen, des Schönen und Abgeschmackten, daß ich verlegen bin, wie und was ich davon schreiben soll. In den besten Opern sieht und hört man Dinge, die so läppisch und so abgeschmackt sind, daß man denken sollte, sie seien nur da, um Kinder oder einen kindisch gesinnten Pöbel in Erstaunen zu setzen; und mitten unter diesem höchst elenden, den Geschmack von allen Seiten beleidigenden Zeuge kommen Sachen vor, die tief ins Herz dringen.« Und weiterhin: »Damit jeder Sänger Gelegenheit habe, sich hören zu lassen, müssen gar oft Sachen gesungen werden, bei denen keinem Menschen, weder wachend noch träumend, nur die Vorstellung von Singen einfallen kann. Personen, die wegen bereits vorhandener großer Gefahr, oder anderer wichtiger Ursachen die größte Eile haben, stellen sich während eines langen Ritornells hin, husten sich gehörig aus und fangen dann eine große Arie an, worin sich jedes Wort sechs- und mehrmal wiederholt, &c.«

Dasselbe spricht Wagner im Jahr 1852, nur mit andern Worten. Nach 1770 wurde es des Raisonnements ungeachtet wenig besser, und ob es nach 1852 werden wird — — wer weiß es! Jedenfalls mögen sich die nach einem Halt Strebenden trösten, es wird nach wie vor Perrüquiers geben, die für ein Zöpfchen sorgen; denn Luther sagt: »Der menschliche Geist ist wie ein betrunkener Cavalier, wenn man ihn auf der einen Seite aufrichtet, fällt er auf die andere zurück.«

Sonderbar, auch bei Wagner hat sich diese Sentenz bewährt. Degoutirt durch die glänzende Oberflächlichkeit Rossini's, sprach er den Bannfluch über alle Melodie aus, und trunken von dieser Idee, wankte er zur entgegengesetzten Seite, vielleicht zu sehr, hinüber, wenigstens in seiner Theorie. So mußte er denn, um consequent zu verfahren, nicht bloß Rossini, sondern Allen, die vor ihm gelebt und geschaffen, den Krieg erklären. Seinen Vorgänger im Amt und in der Gefühlsrichtung, M. v. Weber, nicht schonend, eifert er am heftigsten gegen Meyerbeer und Auber, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß den geborenen und den naturalisirten Franzosen ein unwiderstehliches, wahrscheinlich stammverwandtes und durch den allgemeinen Zeitgeist verstärktes Gefühl trieb, die Börse zu passiren, wenn sie in die Oper gingen.

Unser Jahrhundert ist das der Speculation. Heute würde Napoleon I. nicht rufen: „Les chartes sont feuilles de papier" und sie zerreißen, er würde darin speculiren; speculirt man doch jetzt in Allem, nicht nur in Eisenbahnactien und Werthpapieren, Tischrücken und Geisterklopfen, sondern auch in Nationalitäten, indem man dieselben auf der großen Weltkarte, je nachdem, bald radirt, bald frisch aufmalt.

Dieses sondern bitte ich ja musikalisch verstehen zu wollen, ich denke dabei nicht im Entferntesten weder an Neuenburg noch Schleswig-Holstein, sondern nur an Wagner und zwar, wie er sich darüber ärgert, daß M. v. Weber den Marsch der Haremwächter im Oberon aus Forkel's arabischen Musikbeilagen entnommen, daß Auber auf dem Gemüsemarkt Neapels seine Stumme aufgegabelt, daß Rossini in der Schweiz den Kuhhirten und Milchmädchen den Hof gemacht, um seinem Tell Farbe zu geben, und Meyerbeer gar in Sonnen und Schlittschuhen speculirt.

Zwar ist Speculation nur das Genie der Entdeckung, nicht der Erfindung, und Wagner ist darum nicht so gar sehr zu tadeln, daß er Diejenigen tadelt, welche das Entdecken dem Erfinden vorziehen, jedoch ist er zu hypochondrisch, wenn er darum, daß die Sonne einen Betrüger bescheint, sich so verzweifelt gebahrt. Ihn müßte schon trösten, daß bei vielen Provinzialbühnen dem armen Johann von Leyden nur ein Talglicht angezündet wird, wenn ihm die Idee zu fern, daß Meyerbeer hier eine sehr christliche That gethan. Vorwerfen möchte ich dem Componisten des Robert vielmehr, daß er in der Hölle deutsch tanzen läßt; sind wir Deutschen doch eine so gutmüthige Nation, der alles Teuflische so fern liegt, daß es sogar den Orthodoxen schwer wird, die Hölle wieder anzuzünden, und Mephisto nur als Metaphysiker sich Anerkennung zu verschaffen vermag.

Wagner ist zu hypochondrisch, wenn er seine Geißel über Theaterschneider, Decorateur, Maschinist und dessen Colophonium schwingt und dabei ruft: auch ihr habt zum Ruin der deutschen Oper beigetragen; ihr Schneider und Decorateurs habt historische Musik gemacht, und du, Maschinist, hast die Knalleffecte dazu geliefert, und Effecte sind Wirkungen ohne Ursachen.

Wie er sich diese versöhnen wird, weiß ich nicht, aber, daß er sie sich versöhnen muß, ist gewiß; denn in seinen Nibelungen sind die Götter und Zwerge, Riesen und Nixen zu bekleiden, der Frosch zu formiren, der Regenbogen, auf dem die Götter spazieren gehen, aufzubauen, die Schwimmmaschinen unter dem Rheine herzustellen, u. s. w.

Er ist zu hypochondrisch, wenn er die lebenslustigen Franzosen ihrer Couplet- und Contretanz-Oper wegen verachtet. Bei ihnen heißt es nun einmal: plaisir est le mot d'ordre, le mot magique de la vie; bauten sich doch die ersten Ansiedler in Canada, ehe noch ein Stückchen Wald gelichtet, ehe noch ein Acker umgestürzt, vor Allem — — einen Ballsaal. —

Mich amüsirt es fast eben so, wenn Melanie im vierten Act des Auberschen Maskenballs trotz ihres Seelenschmerzes sich nicht erwehren kann, in den Galopp des Pagen einzustimmen, als, wenn der Teufel in Meyerbeer's Robert durch die Trompete im Souffleurkasten so gerührt wird, daß er die Melodie der Alice nachsingt. Alice trage die Stelle nur hübsch englisch-schön und Bertram recht teuflisch-schön vor, und ich möchte sehen, wer noch Charakter in der Tonkunst vermissen will. —

Nein, ich glaube nicht, daß das Bißchen Speculation der Oper besondern Schaden gethan, auch nicht, daß die Unfruchtbarkeit der modernen Musik in der absoluten Melodie zu suchen sei, eben so wenig bin ich der Meinung, daß die Form die Schuld trage. Eine schöne Frau kann sich in das altmodischeste Costüme hüllen, und es wird ihr reizend stehen, wogegen eine Mißgestalt auch durch das schönste Kleid nur wenig gewinnen wird.

Mozart ging selten von der alten Form ab und weiß noch heute zu entzücken; in den ältesten Compositionen vergessen wir stets dann die Hülle, wenn sie eine tadellose Schönheit umschließt.

Die Dichtung soll die musikalische Form bestimmen, ganz richtig, nur muß nicht die Musik, wie es Manche mißverstanden haben, zur bloßen Trägerin des Wortes werden.

Das Drama der Zukunft muß, consequent durch- und weitergeführt, vom Sprechgesange wieder zurück zum Sprechen führen. In den Mysterien, dem ersten Versuche dramatischer Musik, begegnen wir schon dieser niederen Stufe der Tonkunst — rezitativischer Declamation.

Ist es auch nicht zu leugnen, daß in der rezitativischen Declamation Musik enthalten, und zwar um so mehr, als sie sich dem Arioso nähert, (in einem Parlando-Rezitativ ist sie am geringsten), so ist andererseits auch nicht zu bestreiten, daß sie keine eigentliche Musik ist.

Es ist möglich, daß es Wagner gelingen wird, ein Werk zu schaffen, welches den Prinzipien entspricht, die er aufgestellt; im fliegenden Holländer, Tannhäuser und Lohengrin sind sie noch nicht verwirklicht; das sei seine Aufgabe, unsre soll sein, die Musik der Oper zu dem Standpunkt zu erheben, der ihr gebührt, und das ist kein überwundener.

Ich äußerte vorhin, die dramatische Musik habe nicht Schritt gehalten mit der Instrumentalmusik, und so ist es!

Hätten Mendelssohn und Schumann, die beiden talentvollsten Componisten der jüngsten Vergangenheit, ihre ganze Kraft und Phantasie der Oper zugewendet, so hätten wir ganz sicher etwas Ausgezeichnetes vorzuweisen. Zwar hat Schumann eine Oper geschrieben, und von Mendelssohn ist eine unvollendete aufgefunden, doch sind Beider Compositionen in diesem Genre nur als erste Versuche zu betrachten.

Beiden Componisten ging die Kenntniß des Theaters ab, und diese ist sehr wichtig. Es giebt da so Vieles, was sich weder lehren noch absehen läßt. Man muß lange Zeit am Dirigentenpulte gestanden haben, um damit vertraut zu sein. Daher gelingt es oft mittelmäßigen Tonsetzern, die diese Theaterroutine besitzen, ihren schwachen Arbeiten viel eher eine allgemeine Verbreitung zu verschaffen, als Talentvollern, denen dieses Savoir faire nicht eigen. Es verhält sich mit diesen ganz ähnlich, wie mit manchen genialen Leuten im Parterre, die sich einbilden Alles, was dieser oder jener Schauspieler macht, viel besser darstellen zu können, weil sie mehr Persönlichkeit, ein schöneres Organ, eine größere Bildung besitzen; betreten sie aber die Bretter, so fehlt es bald hier, bald dort.

Nicht die Melodie, nicht die Form, nicht Coloratur und Triller sind Schuld, daß der gebildetere Theil an unserer dramatischen Musik kein Behagen findet, die Oberflächlichkeit ist's, die Besitz vom Tempel Apollo's genommen hat.

Die Poesie hört auf, wo die Musik beginnt. Ich wiederhole hier, was ich schon anderwärts gesagt: die Worte sind nur die spröden, durchsichtigen Weihrauchskörnchen, die Melodie ist der schöne Duft, der, wenn jene entzündet, den verschlungenen Dampfwolken entströmt.

Diese werden sich bald bis zu den Wolken ausbreiten, bald näher an der Erde halten, wie Genie und Talent. Wäre es anders, so gäbe es für jeden Vers nur eine einzige Melodie, und Palestrina, dieser göttliche Genius, hätte nur eine Gloria schreiben können.

Die Musik ist viel reicher an Rhythmus, als die Sprache, sie vermag die verschiedenartigsten Verse in ein schönes Ganze zu vereinen.

Der Reim ist keine Nothwendigkeit, eine gleiche Anzahl der Sylben eben so wenig, die Dichtung für Musik hat Gesetze, die der Musiker besser erkennt, als der Dichter, daher die Streitereien zwischen Maria von Weber, Kind und der Frau von Chezy.

Das Wort habe sein Recht, aber es bleibe immer nur der Blitz, die Melodie dagegen die Flamme, die nachhaltig leuchtet.

Je mehr wahre Melodie ein musikalisch-dramatisches Werk enthält, um so vollendeter ist es.

Wiewohl man sich nun zwar ein Kunstwerk denken kann, das ganz auf die eigentliche Melodie verzichtet, das sich in seinem innern Wesen nie weit vom Wort entfernt, so kann man sich doch keins denken, das stets in den höchsten Regionen schwebt und nie zur declamatorischen Musik hinabtritt, je weniger dieses aber nöthig ist, um so besser ist der Text.

Es ist also für den Componisten eine Hauptaufgabe, einen Stoff zu wählen, der nicht nur seiner individuellen Gefühlsrichtung vorzugsweise entspricht, sondern auch im höheren Sinne des Worts musikalisch ist.

Die deutschen Universitäten und die deutsche Literatur.

* Die „Allgemeine Zeitung" enthält den folgenden Artikel, dem wir unsere vollkommene Zustimmung geben:

„Berthold Auerbach spricht in einem vortrefflichen Aufsatze, welchen er im Morgenblatt (Nr. 42) über die Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar veröffentlicht hat, seine Verwunderung darüber aus, daß sich die deutschen Universitäten und Akademieen bei diesem Feste nicht durch Abgeordnete vertreten ließen. Diese Bemerkung erweckt um so theilnehmendere Beachtung, mit je festerer Gewißheit man annehmen kann, daß nicht einem einzigen deutschen Universitäts-Senate auch nur entfernt die Idee einer solchen moralischen Verpflichtung in den Sinn gekommen ist.

Ja, man muß es leider gestehen, die beklagenswerthe Thatsache, daß, während Deutschland das Ehrenfest seiner beiden größten Geistesheroen feiert, die Pflanzstätten deutscher Bildung, die Universitäten, an diesem Tage gleichgültig vorübergehen wie an etwas, das ihnen fremd ist, und das sie nichts angeht, — diese beklagenswerthe Thatsache ist nicht zufällig und vereinzelt; sie ist nur der offene Ausbruch eines schleichenden Uebels, das tief in unser Universitätswesen einschneidet. Es ist ein schwerer, aber ein gerechter Vorwurf, wenn wir sagen, daß unsere Universitäten mit der eigentlichen Volksbildung und mit der höchsten Blüthe derselben, mit der deutschen Dichtung und Literatur, entweder in gar keinem, oder doch nur in einem sehr äußerlichen Zusammenhange stehen. Kein Franzose, kein Engländer, kein Italiener würde es glauben — und doch ist es leider eine nur allzu beglaubigte Wahrheit —, daß keine einzige deutsche Universität darnach fragt, ob unter ihren Studirenden die Kenntniß und das Verständniß der großen deutschen Dichter angeregt und verbreitet sei. Nur die altdeutsche Philologie als Fachstudium hat Bürgerrecht; die neuere deutsche Literaturgeschichte ist ein Pariakind, von der Aristokratie der zunftmäßigen Facultäts-Studien ausgestoßen. Keine einzige philosophische Facultät kümmert sich bei dem philosophischen Doctor-Examen um neuere deutsche Literatur. Keine einzige philosophische Facultät hat eine statutenmäßige ordentliche Professur für deutsche Literaturgeschichte. Die einzige ordentliche Professur, welche die deutschen Universitäten für deutsche Literaturgeschichte und Aesthetik aufzuweisen hatten, war die Professur Friedrich Vischer's in Tübingen; sie war eine rein persönliche, ausschließlich zur Anerkennung der Verdienste Vischer's geschaffen; man ließ Vischer ins Ausland ziehen, und die Professur blieb bis auf den heutigen Tag unbesetzt *). . . . Man überläßt es dem Zufalle, ob sich irgend ein Historiker oder Philosoph findet, welcher dann und wann einmal nebenbei ein Collegium über deutsche Literatur vorträgt; so ist es z. B. in Bonn, wo Löbell, und in Königsberg und Göttingen, wo Karl Rosenkranz und Bobz sich dieser Pflicht unterziehen. Oder man stellt höchstens einen Extraordinarius an, wie Hotho in Berlin, Prutz in Halle, Kahlert in Breslau, Carriere in München. Am gewöhnlichsten aber ist es, daß dieses wichtige Fach ganz unberücksichtigt bleibt, wie z. B. in Leipzig, Heidelberg und Jena, und auf fast allen übrigen deutschen Universitäten.

Woher aber kommt dieses traurige Verhältniß, das sicher dem deutschen Volke nicht zur Ehre und zum Vortheil ist? Den einen Theil der Schuld tragen die Universitäten selbst, den anderen die leitenden Behörden. Die Universitäten betrachten sich nach wie vor noch ganz ausschließlich als nur im Dienste der Fachgelehrsamkeit stehend; was nicht ganz und gar in die althergebrachte Claviatur paßt, werfen sie als flache Schöngeisterei verächtlich bei Seite. Jedermann, der die deutschen Universitäten aus eigener Anschauung beurtheilen kann, weiß sicher, wie sehr Auerbach Recht hat, wenn er in dem erwähnten Aufsatze sagt, daß es Professoren genug gebe, ordentliche und sogar außerordentliche, welche Goethe, wenn sie es auch nicht offen bekennen, doch eigentlich als „Literaten" über die Achsel ansehen. Und die leitenden Regierungs-Behörden, die Curatorien und Ministerien, haben meist den Standpunkt der freien Wissenschaftlichkeit und der allgemeinen humanen Bildung gänzlich verloren. Ihnen sind die Universitäten Unterrichts- und Vorbereitungsanstalten für künftige Staatsdiener, nichts weiter. Wozu Geld zahlen für Dinge, welche dem Theologen, Juristen, Mediciner und Philologen für seine staatliche Laufbahn nicht unumgänglich nothwendig sind?

*) Dagegen wird aus Tübingen eingewendet, daß die Stelle Vischer's durch Köstlin besetzt ist, und daß neben ihr noch eine andere ordentliche Professur für dies Fach besteht. A. d. R.

Feuilleton.

Erklärung.

Herr Professor Wuttke in Leipzig läßt uns die folgende Erklärung zugehen:

Seite 120 des dießjährigen Bremer Sonntagsblattes ist zu lesen: man erfahre aus Leipzig durch die Allgemeine Zeitung den Zusammenhang der polizeilichen Verfolgung der von Prutz bei dem Schillerfeste gehaltenen Rede und erkläre sich daher: „daß der Präsident des Schillervereins, der Historiker Professor Wuttke als Denunciant auftrat und die Verwarnung hervorrief. Nach vielen leidigen Erörterungen über die Sache hat nun Wuttke seiner unerfreulichen Präsidentschaft entsagt.“

Einige Vertrautheit mit den politischen Vorgängen bis 1850 hätte die geehrte Redaction von der Aufnahme dieser Verläumdung abhalten können. Aus Leipzig hat niemand dieß an die Allgemeine Zeitung geschrieben; es steht überhaupt nirgends in ihr*). Ueber meinen Rücktritt von der Leitung des Schillervereins zu Leipzig besagt das Protokoll der letzten Generalversammlung desselben vom 14. August: „Aus den verschiedenen Anträgen, die dahin zielten Herrn Prof. Dr. Wuttke zur Wiederannahme zu bewegen, ging einstimmig hervor, wie schmerzlich es sei einen Mann zu verlieren, der immer mit soviel Begeisterung und Liebe für die Interessen des Vereins gewirkt habe. Der Dank der Generalversammlung ward hierauf

einstimmig

Herrn Prof. Dr. Wuttke erklärt. Als Vorstandsmitglied ward hierauf Herr Prof. Dr. Wuttke gewählt, der sich jedoch wiederholt weigerte, das Amt anzunehmen.“ Wahr ist hingegen, daß mir durch den königlichen Bevollmächtigten an der Universität eine Rüge des Ministeriums deßhalb geworden ist, weil ich dem Herrn Professor Prutz das Wort nicht entzogen, und daß ich vor strengeren Maßregeln für die Zukunft gewarnt worden bin.

Dr. Heinrich Wuttke.

— * Neue literarische Erscheinungen. Werke der Hroswitha. Herausgegeben von K. A. Barack. — Deutsche Zionsharfe. Von Karl Simrock. — G. F. Händel. Eine biographische Charakteristik von G. M. Meyer. — Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen von Ferdinand Gregorovius. — Gesammelte Dichtungen von K. von Günderode. Zum ersten Mal vollständig herausgegeben von F. Götz. — Litthauen. Völker- und Naturbilder. Von C. Goldammer. Mit einem Vorwort von Scheerenberg. — Eine Gemsjagd in Tyrol. Von Friedrich Gerstäcker.

— * Der zweite Band von Lewes' „Goethe's Leben und Schriften“ in der deutschen Uebersetzung von Julius Frese ist in diesen Tagen im Buchhandel erschienen, und so liegt das Werk in trefflicher Uebertragung nun vollständig vor. Frese hat diesem zweiten Bande, aus welchem unser Blatt mehrere Abschnitte (die Iphigenie, Christiane Vulpius, der alternde Goethe) mitgetheilt hat, nun auch die Vorrede beigegeben, mit welcher Lewes sein Werk eröffnet hat.

— * Der Roman „Soll und Haben“ von Gustav Freytag bricht sich im Auslande immer mehr Bahn; in England erscheinen vier Uebersetzungen zu gleicher Zeit.

— △ Palearius Antonius. Das wiedergefundene goldene Büchlein von der Wohlthat Christi. Aus dem Italienischen übersetzt von Erich Stiller, Pfarrer in Harburg. Hamburg, Kittler. — Wir kommen auf dieses schon im vorigen Jahre erschienene Büchlein noch zurück, weil von den deutschen Uebersetzungen, welche wir von dem Werke besitzen, diese uns als eine der gelungensten erschienen ist. Bekanntlich erschien ersteres im Jahre 1542 zu Venedig, wurde im 16. Jahrhundert durch die Jesuiten, deren eifrigen Bemühungen es gelungen war, fast sämmtliche Exemplare zu bekommen, in Rom öffentlich verbrannt, bis es nach so langer Zeit in England (und wir meinen, auch später in Deutschland) in je einem Exemplar wiedergefunden wurde. Der Verfasser mußte im 70. Lebensjahre am Galgen dafür büßen, und sein Leichnam wurde verbrannt. — Das Büchlein selbst — in dieser Uebersetzung gut ausgestattet — giebt eine deutliche und eindringliche Erklärung der christlichen Heilslehre und ist ferner deßhalb wichtig, weil seine große und schnelle Verbreitung ein Zeugniß liefert von dem Geiste, der zur Zeit der Reformation in Italien herrschte, und von der Empfänglichkeit der Völker Italiens für die reinere Lehre.

— * Der deutsche Barde Franz Bacherl hat keine Ruhe; nachdem er seine Rundreise durch Deutschland vollendet hat, läßt er soeben im Buchhandel eine Schrift erscheinen, worin er sagt, daß er auf seiner Bardenfahrt über 2700 Gulden eingenommen habe, daß ihm aber die Brieftasche, in welcher er diese Summe in Werthpapieren gehabt, bei seiner Wasserfahrt in den „teutschen Rhein“ gefallen sei. Der in den Fluthen ruhende Nibelungenschatz hat also Zuwachs erhalten.

— * Der Dichter der poetischen Erzählung „Der Trompeter von Säkkingen“ und des Romans „Ekkehard“, J. V. Scheffel, ist Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen geworden.

— * Moritz Wagner hat am 2. November seine Reise nach Südamerika angetreten.

— * Der ausgezeichnete Naturforscher Professor Burmeister aus Halle, der noch auf seiner zweiten brasilianischen Reise begriffen ist, soll sich dort ganz niederlassen wollen. Sein großes Reisewerk erscheint demnächst in Berlin.

— * Am Schlusse seines Romans „Friedemann Bach“ giebt Brachvogel einige Beilagen, die für Verehrer Bachs von Interesse sind. In einem Anhange theilt der Verfasser nämlich außer einem möglichst vollständigen Verzeichniß der Werke Friedemann Bach's, die sich größtentheils in der reichen musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin finden, auch eine von Sebastian Bach gedichtete und componirte Arie mit dem Anfange: „Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an“, u. s. w. sowohl in Noten als in vollständigem Text mit. Er fand sie, nebst einem ebenfalls abgedruckten Hochzeitscarmen Sebastian Bach's auf Anna Magdalena Wültens, seine zweite Frau, und einer Humoreske „Die Tabackspfeife“, in einem alten Notenbuche im Bach'schen Archive der königlichen Bibliothek, und Professor Dehn verstattete dem Verfasser ausdrücklich und nur zu diesem Zweck die Veröffentlichung der Arie, die der Verfasser als das „schönste der beiden einzigen Lieder, die der Meister componirte und welche weder vom Publikum noch von seinen Zeitgenossen gekannt sind“, bezeichnet und dann noch hinzugefügt: „Ich verdanke diesem reizenden Liede, was Stimmung anbelangt, unendlich viel, daher ließ ich es oft in meiner Arbeit wiederklingen, verwebte es in sie und legte ihm ein tragisches Wehe bei, welches es hoffentlich in Wahrheit nicht besessen hat.

— * In Betreff der „Nibelungen“ von Richard Wagner erfahren wir aus dem Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“, daß mehr als die Hälfte des Riesenwerkes vollendet ist. Es fehlen nämlich noch der dritte Act der dritten Oper „Der junge Siegfried“ und die Schlußoper.

— * In Gießen starb vor Kurzem der durch seine ehemalige Wirksamkeit als Untersuchungsrichter gegen Pfarrer Weidig berüchtigte Hofgerichtsrath Georgi.

— * Das Gedächtniß Schillers wurde an seinem Geburtstag in Leipzig in der seit Jahren üblichen Weise begangen, nur daß dies Mal ein Vortrag, wie er sonst alljährlich stattfand, nicht gehalten wurde. Nach dem Vorgange mit Prutz im verflossenen Jahre mochte sich die Oberleitung wohl nicht dazu verstehen und setzte das Programm nur aus musikalischen und declamatorischen Vorträgen zusammen. Das Theater beging das Fest mit einer Darstellung der Trilogie Wallenstein an drei Abenden.

— * Das Grab des Schutzpatrons der Aerzte, des Hippokrates, soll in Thessalien, nicht weit von Pharsalus, aufgefunden sein. Eine bezügliche Inschrift scheint die Wahrheit zu bestätigen. Im Innern der Grabeshöhle fand man einen goldenen Ring in Form einer Schlange, das antike Symbol der Heilkunst, eine kleine Kette und ein Band von demselben Metall, ferner eine bronzene Büste, vermuthlich das Porträt des Hippokrates. Alle diese Gegenstände, auch den Stein mit der Inschrift, haben die türkischen Bewohner dieses Districts dem Gouverneur von Thessalien, Hunni-Pascha, übergeben, und dieser hat sie nach Konstantinopel geschickt.

— * In der Theaterwelt ist seit Beginn der Saison große Thätigkeit, nur fehlt es an bedeutenden neuen Dramen. In München giebt man eine Tragödie „Columbus“ von Hermann Schmid, der schon zwei Bände großer Stücke drucken ließ; ein in München sehr beliebter Stadtpoet. Sein „Columbus“ hatte Erfolg. Bald wird die dortige Hofbühne beginnen können, die Dramen aufzuführen, welche ihr als des von Max von Bayern ausgesetzten Preises würdig von dem betreffenden Comité bezeichnet werden. In Dresden will man den „Demetrius“ von Gustav Kühne darstellen, in Frankfurt den „Hans Waldmann“ von Scholz. Die Berliner Hofbühne giebt jetzt die „Journalisten“ von Freytag, fünf Jahre nach ihrem Entstehen. Die ersten Kräfte des Schauspiels studiren mit großem Interesse ihre prächtigen Rollen. Glück macht in Berlin und an anderen Orten (auch in Bremen) ein nach dem Französischen bearbeitetes Lustspiel „Die Biedermänner.“

— * Die Wiener amüsiren sich ganz köstlich an einer Parodie des Wagner'schen „Tannhäuser“, welche auf dem Carltheater gegeben wird. Nestroy hat nämlich aus einer Farce „Tannhäuser oder die Keilerei auf der Wartburg“, die in Jena entstanden und auch, so viel wir wissen, im Druck erschienen ist, eine „Zukunftsposse“ gemacht, die seit Langem erwartet und nun endlich vor einem überfüllten Hause gegeben wurde. Man suchte einen Hochgenuß und fand ihn auch. Der geistsprühende Text, in welchem Nestroy einen ganzen Schatz an schlagendem Witz, einschneidendem Hohn, beißender Satire, kaustischer Persiflage, harmlosem Schabernack und blühendem Unsinn aufgewandt, so zu sagen sein ganzes von Teufeleien strotzendes Tintenfaß umgestürzt hat, ferner die Musik des Kapellmeisters Binder, welche die Schwächen der Wagner'schen Compositionsweise mitten ins Herz trifft und von Seiten des Orchesters, wie durch die Darsteller eine ganz gelungene Ausführung erhielt, die prachtvolle Ausstattung, in welcher sich der erfindungsreiche Decorationsmaler Lehmann auch als Mann der drastischen Einfälle bewährte, alles dieses verband sich zu einer wahrhaft kolossalen Gesammtwirkung. Meisterhaft hat Binder die Ouverture bei ihrer Achillesferse gefaßt, die Geigenwirthschaft köstlich parodirt und statt des Pilgerchors zu Anfang das brave Lied „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn“ und zum Schluß „Eduard und Kunigunde“ verarbeitet.

*) Wir bemerken, daß wir die in jener Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 94) gebrauchten Aeußerungen, in denen von unberechtigtem Einschreiten des Vorstandes und von unerfreulicher Präsidentschaft die Rede ist, nicht anders glaubten deuten zu können. Ist diese Deutung eine irrige gewesen, so nehmen wir sie natürlich gern zurück. Die Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Delgeestraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 47. Bremen, 22. November. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Kunst und Künstler in Berlin.

Von C. Linden.

Christian Rauch.

Für die bildende Kunst in Preußen, und speciell in Berlin, begann mit der Thronbesteigung des jetztregierenden Königs eine Epoche, die, wenn man Vergleiche mit Paris und Rom bei Seite läßt, eine glänzende zu nennen ist, und während welcher die preußische Hauptstadt eine der ersten Stellen unter den Kunststätten in Deutschland eingenommen hat. Wenn Poesie und Musik zu allen Zeiten ihre Wurzel im deutschen Volkssinne gehabt haben, und ihr Gedeihen deßhalb unabhängig von dem Geschmacke des grade regierenden Fürsten blieb, so schien dagegen der Sinn für Malerei und Bildhauerei, einst so urwüchsig in Deutschland, seit dem Verfalle der mittelalterlichen Kunst fast gänzlich erstorben. Genau betrachtet, war die Liebe zu den beiden letzteren Künsten bis in die jüngsten Zeiten hinein mehr Liebhaberei des Einzelnen und Sache des Luxus als wirklich aus natürlichem Sinne und aus Verständniß hervorgegangene Neigung der Gesammtheit des Volkes. Indessen haben sich unter günstigen Verhältnissen die nur schlummernden Keime neu entwickelt, und der Fortschritt zum Besseren in dieser Beziehung ist unverkennbar in Deutschland im Allgemeinen und in Berlin im Besonderen. So außerordentlich als die Größe, der Reichthum und die Bedeutung Berlins in den letzten Jahrzehnten gestiegen ist, so außerordentlich ist die Zahl seiner Künstler gewachsen. Wenn unter der sparsamen und nur das Nothwendigste berücksichtigenden Regierung Friedrich Wilhelms III. beispielsweise vier bedeutendere Bildhauer in Berlin beschäftigt waren (Rauch, Tieck und die beiden Wichmann), so sind jetzt deren wohl an zwanzig in voller Thätigkeit, mit Schülern und Gehülfen, deren Zahl ein noch weit verschiedeneres Verhältniß gegen früher herausstellt. Mit der Zahl der Kunstwerke hat sich — was auch pessimistische Tendenzler und Theoretiker von dem Verfalle der Kunst predigen mögen — auch der innere Werth der Werke bedeutend gehoben. Der großartige Fortschritt in der Technik steht außer aller Frage, und der Geist ist ein frischerer geworden, seit die Künstler sich von der Copie, der Abstraction, Sentimentalität und romantischen Zerfahrenheit ab- und dem lebenskräftigen, inhaltsvollen Realismus zugewendet haben.

Ich kann die Reihe meiner Porträtskizzen nicht passender eröffnen als mit dem Altmeister der Berliner Kunst und zugleich derjenigen Kunst, die vermöge der großen Vorliebe des jetzigen Königs für dieselbe den ersten Rang in Berlin einnimmt. Christian Rauch, Professor und Hofbildhauer, genießt ununterbrochen seit fünfzig Jahren die höchste Gunst seiner Fürsten, und so hoch ein Künstler in Preußen steigen kann, so hoch ist er gestiegen; und wenn eiserner Fleiß und unermüdliches Vorwärtsstreben dieser Gunst würdig machen, so hat sich Rauch ihrer würdig gemacht. Ursprünglich von nicht glänzender Naturbegabung, (sein erster Meister Schadow sprach ihm sogar jedes Talent ab), hat er Erfolge erlangt, die sonst nur dem glänzendsten Genie aufbewahrt sind.

Rauch kam nach dem Tilsiter Frieden von Arolsen, im Waldeckschen, wo sein Vater Holzbildhauer war, nach Berlin, um sich hier in der Bildhauerei, deren Elemente er bei seinem Vater erlernt hatte, zu vervollkommnen. Die Zeiten waren trübe und seiner Absicht nichts weniger als günstig. In der Nothwendigkeit, sich seinen Unterhalt zu erwerben, ließ er sich durch einen Verwandten, der eine Stelle am Hofe bekleidete, bestimmen, als Kammerlakai in den Hofstaat der Königin Luise einzutreten. Die gütige Fürstin, der einige Arbeiten des jungen Mannes vor Augen kamen, entband ihn seines Dienstes unter Belassung seines vollen Gehalts und wirkte ihm die Erlaubniß aus, in der Sammlung von Abgüssen nach der Antike, die sich damals in der Akademie befand, zu studiren; zugleich wurde der damalige Director und Hofbildhauer Schadow veranlaßt, die Studien zu überwachen. Auch die Kosten zu einer späteren Reise nach Rom bewilligte die Königin. Es ist bekannt, wie der frühe Tod der Fürstin Rauch Gelegenheit gab, der Wohlthäterin seine Dankbarkeit zu beweisen, indem er das schöne Denkmal im Mausoleum von Charlottenburg schuf. Mehr als die Menge seiner späteren Werke hat dieses Denkmal seinen Namen berühmt gemacht, und mit Recht; denn, in Form und Durchbildung von späteren seiner Werke übertroffen, ist es in Gefühl und Ausdruck von keinem derselben erreicht worden. Rauch studirte in Rom, theils sich selbst überlassen, theils unter Leitung Canova's. Nach Herstellung des Friedens kehrte er nach Berlin zurück und erhielt hier durch die Denkmale, die der König den Helden der Freiheitskriege setzen ließ, vollauf Gelegenheit, sein Talent zu entfalten; umsomehr als kein Nebenbuhler sein Schaffen beschränkte. Der König hatte nur Zutrauen zu ihm, und seine Beschützer verwendeten ihren Einfluß, den König in dieser Ausschließlichkeit zu erhalten. Dies ist die Ursache, weßhalb Berlin von dem genialen und dabei feingebildeten L. Tieck (Bruder des Dichters) keine öffentlichen Denkmäler aufzuweisen hat. Tieck war übrigens auf anderen Feldern der Plastik sehr beschäftigt, hatte seine Ateliers neben denen von Rauch im königlichen Lagerhause und übte durch seine überlegene ästhetische Bildung einen großen Einfluß auf des Letzteren Schaffen.

In dichter Reihenfolge entstanden nun die Standbilder Bülow's, Scharnhorst's, Blücher's (in Berlin und Breslau), König Maximilians (in München), Albrecht Dürer's (in Nürnberg), Gneisenau's (auf dessen Familiengute bei Magdeburg), die Victorien in der Walhalla; dazwischen zahlreiche nicht öffentliche Denkmäler, wie das der beiden Polenkönige Miecislav und Boleslaw (in der Kapelle des Grafen Racinsky in Posen); ferner Kabinetwerke und Porträtbüsten in großer Anzahl. Zu diesen Werken kamen in letzter Zeit die Gestalt Friedrich Wilhelms III. auf dem Sarkophage, als Pendant zu der der Königin Luise in Charlottenburg, Ernst August von Hannover und seine Gemahlin, ein Werk ganz ähnlich dem Charlottenburger und in dem

Mausoleum von Herrenhausen aufgestellt, das Denkmal Friedrichs des Großen, die Standbilder York's und Gneisenau's für Berlin, das Standbild Kant's für Königsberg (eine Kopie im Großen nach der Gestalt des Philosophen am Friedrichsdenkmale) und zuletzt die Gruppe: Moses im Gebete während der Schlacht der Israeliten, die emporgehobenen Arme gestützt durch Aaron und Hur.

Die zahlreichsten und bekanntesten Werke Rauchs gehören also der Monumental-Statue an; dagegen gehören seine vollendetsten mehr in das Fach der Idealstatue, und zwar der bekleideten. Außer der schon erwähnten Gestalt der Königin Luise, an der außer dem Gesichte Alles ideal gehalten ist, sind drei von den Victorien in der Walhalla wahre Meisterwerke und machen den reinsten Eindruck. An die höchste Aufgabe der Bildhauerkunst, die nackte Idealstatue, hat sich Rauch (in einem größeren Werke) nur ein einziges Mal gewagt, und zwar in der für den Kaiser Nikolaus bestimmten „Danaide.“ Nachdem das Werk nach der ersten Vollendung nicht recht gelungen erschien, änderte und studirte Rauch daran während eines Zeitraums von zehn Jahren, — man kann nicht sagen: zum Vortheil des Werkes. Noch auf der großen Pariser Ausstellung, zu welcher der Meister leider kein andres bedeutenderes Werk disponibel hatte, mußte die Figur eine scharfe Kritik der französischen Künstler aushalten, und die Jury, die nur nach den ausgestellten Werken zu urtheilen den Auftrag hatte, wollte dem Künstler von europäischem Rufe nur die zweite Medaille zuerkennen. Die bei der Jury betheiligten preußischen Künstler wiesen dieselbe zurück, und der Kaiser bewilligte in Rücksicht auf die sonstigen Verdienste Rauchs demselben das Offizierkreuz der Ehrenlegion.

Rauchs Studienzeit, natürlich die für den Bildungsgang des Künstlers folgenreichste, fällt in eine Epoche, in welcher man die Antike nicht als Mittel, sondern als Zweck der Skulptur betrachtete. Einen Zeitraum von fast zehn Jahren füllte bei ihm das Studium der Antiken. Aus diesem idealen Streben riß ihn plötzlich die Aufgabe, eine Menge von Generalen in Uniform darzustellen. So widerstrebend der Plastik auch das moderne Kostüm erscheint, (nicht wenige Bildhauer und Aesthetiker erklären es noch jetzt für unvereinbar mit den höheren Anforderungen an die Statue), so ist die Aufgabe doch zu lösen, wie die neueste Zeit bewiesen hat, und zwar durch eine stil- und geschmackvolle Behandlung der Bekleidung. Der Stil aber, die höchste Spitze der Künstlerschaft, wird nie eher zur Erscheinung gelangen, als bis die vollständige Ueberwindung der äußerlichen Schwierigkeiten das Hervortreten der künstlerischen Individualität gestattet. Rauch arbeitet schwer, ist fast nie befriedigt von seiner Arbeit, und alle seine Werke gelangten erst nach häufigen und durchgreifenden Abänderungen zu einem Abschlusse. So kam es, daß die Sorge für das Gelingen der Arbeit im Allgemeinen ihn zu sehr in Anspruch nahm, als daß er zur Heranbildung eines selbsteignen Stils gelangen konnte. Alle seine Feldherrnstatuen tragen ein naturalistisches Gepräge. Die beste darunter ist unstreitig die Blüchers (in Berlin); durch Form, Composition und Charakteristik gehört sie unter die besten Werke dieser Art.

Rauchs äußere Persönlichkeit muß an Schönheit und Würde der so viel gerühmten und beschriebenen von Goethe sehr nahe, wenn nicht gleich kommen. Noch jetzt, in seinem achtzigsten Jahre, ragt und leuchtet sie bei Festlichkeiten des Hofes oder der Akademie aus der ganzen Umgebung hervor. Sein geistiger Einfluß hat sich über den Kreis der Kunst hinaus nicht erstreckt. Er war des Morgens der Erste und des Abends der Letzte im Atelier, und selbstverständlich blieb ihm keine Zeit für die Pflege geistiger Bestrebungen, die nicht im engsten Zusammenhange mit seiner Kunst oder auch seiner gesellschaftlichen Stellung standen. Bezeichnend für seine Energie ist es, daß er noch in seinem sechsundsiebenzigsten Jahre die englische Sprache erlernte. Eine ursprüngliche Herbe seines Temperaments macht sich noch zuweilen im Verkehr mit seinen Schülern oder seiner sonstigen nächsten Umgebung bemerkbar, ist aber durch einen nicht unbedeutenden Grad von welt- und hofmännischer Bildung sehr gemildert. Fremden gegenüber ist der Eindruck seines Benehmens, noch gehoben durch die imponirende Gestalt und den Schimmer des Ruhms, der ihn umgiebt, ein äußerst gewinnender.

Peter von Cornelius.

Jahre hindurch tagtäglich spazierte in gemächlichem, aber bewußtvollem Schritt eine kleine Gestalt, noch nicht fünf Fuß hoch, die Linden entlang, je nach der Tagesstunde vom Brandenburger Thore dem Lustgarten und Museum zu oder in umgekehrter Richtung. Die Gestalt und allenfalls auch die statuarische Haltung derselben hätte übersehen werden können, — es tauchen hier von Einheimischen und Fremden so verschiedenartige Erscheinungen auf, — sah man jener kleinen Gestalt aber in's Gesicht, so konnte man nicht mehr zweifeln, daß man hier dem Koryphäen irgend einer Geistesrichtung begegnete, selbst wenn man die häufigen und respectvollen Begrüßungen der vorüber-gehenden und fahrenden übersehen hätte. Welchem Gebiete des geistigen Wirkens gehörte aber diese Erscheinung an? Der entschiedene Knochenbau des Kopfes, die starken, in zahlreiche und tiefe Falten gelegten Züge, die man fast grob und unschön hätte nennen können, wenn nicht aus jeder einzelnen Falte die vollständigste Durchgeistigung hervorleuchtete, bildeten einen Charakterkopf, den man eher einem Philosophen oder Staatsmann der römischen Kaiserzeit oder lieber noch des italiänischen Mittelalters zuertheilt hätte als einem Maler des neunzehnten Jahrhunderts.

Ritter **Peter Cornelius** ging während des Zeitraums, von welchem ich spreche, täglich zum (damals) neuen Museum, an welchem ihm die Leitung der Frescomalereien unter der äußeren Säulenhalle oblag. Die Composition und sehr ausgeführte Farbenskizze zu diesen Gemälden rührte noch von Schinkel, dem Erbauer des Museums, her und mochte wohl dem innersten Wesen des Meisters, das einer ganz andern Richtung folgte, wenig zusagen; er begnügte sich, seiner Verpflichtung, der bloßen Ueberwachung, nachzukommen, und nahm nie einen Pinsel dabei in die Hand. Die Aufgabe, die seine Hauptthätigkeit in Anspruch nahm, betraf die Darstellungen aus der Apokalypse in colossalem (d. h. überlebensgroßen) Maßstabe, bestimmt, als Wandgemälde das campo santo des neu zu erbauenden Domes zu schmücken. Es war eine Aufgabe, würdig des Stolzes und des Rufes des modernen Michel Angelo, nicht weniger würdig als die großartigen Werke in München, die seinen Ruf verbreitet hatten. Die Cartons nahten ihrer Vollendung, doch die Mauern, welche die Gemälde selbst, die dauerhaften Zeugen seines Ruhms, bedecken sollten, blieben unvollendet, kaum dem Fundamente entstiegen. Der früher begonnene Bau des neueren Museums, in welchem **Kaulbach** in sechs riesengroßen und vielen kleineren Wandgemälden seinen Ruhm entfaltete, nahm vorerst alle für Bauzwecke ausgeworfenen Summen in Anspruch; das Jahr 1848 mit seinen lähmenden Einflüssen trat dazwischen — kein Wunder, daß die Züge des Meisters immer grollender wurden. Cornelius' großartig angelegte Natur kennt gewiß keinen kleinlichen Neid, und so war es jedenfalls weniger der mit jedem vollendeten Gemälde steigende Ruhm seines Schülers und Nebenbuhlers als die Unmöglichkeit, den Erfolgen desselben eigne Erfolge entgegenzusetzen, die ihn mit Unmuth erfüllten. Kleinere Widerwärtigkeiten kamen dazu. Der Graf Racinsky (der jüngere) wollte für seine bekannte Galerie ein Bild von der Hand des berühmten Mannes haben, und Cornelius malte ihm „Christus in der Vorhölle“ in Oel. Das Bild erfuhr die härtesten Angriffe; und wirklich, wenn man es nicht grade als verfehlt betrachten konnte, so stand es doch außer allem Verhältnisse zu dem Rufe seines Urhebers. Das Colorit, die Malerei im engeren Sinne waren immer seine schwächste Seite, aber selbst Zeichnung und Composition in dem Bilde blieben weit hinter den Erwartungen zurück. So vergingen Jahre auf Jahre, die durch Aufträge von geringerer Bedeutung nur höchst ungenügend ausgefüllt wurden. Seit zwei Jahren ist Cornelius

wieder nach Rom zurückgekehrt, zu der Wiege seines Ruhmes, der Stätte, die unvergleichliche Schönheit und Größe zur zweiten Heimath jedes Künstlers machen, der einmal dort war, zu einer Heimath, nach welcher das Heimweh lebendig bleibt bis in ein Alter hinein, in welchem das gewöhnliche Heimweh lange erstorben ist. Dort hat er das Schlußgemälde zu den Darstellungen im campo santo componirt: Friedrich Wilhelm IV., das jüngste Gericht erwartend. Die Conception und die Durchführung des Bildes, soweit es die in Berlin ausgestellte größere Skizze erkennen ließ, ist großartig und ergreifend, nur die Gestalt des Königs in seiner modernen Bekleidung bildet einen seltsamen Contrast zu dem spiritualistischen Inhalte der Darstellung. Es wäre eine Möglichkeit, daß in der Wahl des Gegenstandes oder in der Anordnung von Einzelheiten fremder Einfluß thätig gewesen wäre, wie dies bei einigen Werken von Rauch der Fall ist, an welchen von höherer Seite her Anordnung und Dreinsprache geschah, deren Folgen sehr sichtbar geblieben sind. Wenn in diesem Falle der gefügige Hofmann sich entschloß, jene Folgen auf sich zu nehmen, so wäre die Annahme einer solchen Gefügigkeit bei dem mauerfesten Charakter von Cornelius kaum zu wagen.

Cornelius' Größe liegt in dem Gedanken seiner Werke. Man kann sagen, daß er mehr Dichter und Denker ist als Maler. In der Zeichnung ist er da, wo es sich um Großartigkeit und namentlich um Charakteristik handelt, einer der Größten seiner Zeit; weniger da, wo es auf die Darstellung der reinen Schönheit ankommt. Der Carton, der die drei apokalyptischen Reiter vorstellt, gehört zu den bedeutendsten Werken aller Zeiten. Die schon erwähnte Schwäche im Colorit verliert an Wichtigkeit bei der räumlichen Ausdehnung fast aller Darstellungen des Meisters. Daß unter diesen Umständen seine Schule heftige Gegner hat, ist natürlich; aber fest und stolz verfolgt er seine Bahn; fest vielleicht in der gewonnenen Ueberzeugung, daß es eben die allein ihm vorgeschriebene Bahn ist, stolz aber sicher im Hinblick auf seine Erfolge und auf die ihm erwiesenen Ehrenbezeigungen. Bezeichnend in dieser letzteren Beziehung sind die Worte, die er gelegentlich eines Fackelzuges, den ihm die Berliner Künstlergesellschaft nach seiner Berufung nach Berlin brachte, aussprach: »Ich bin zwei Mal über die Alpen gegangen, nicht um von den Alten zu lernen, sondern um mich mit ihnen zu messen.« Abgesehen von diesem Stolze, ist seine Natur von einer Milde und Humanität, welche ihn Allen, die mit ihm in Berührung kommen, liebenswürdig machen. Erfährt nun die Cornelius'sche Malerei eine starke Gegnerschaft unter den Künstlern, (selbstverständlich immer unter Anerkennung seiner gewaltigen Künstlernatur), so erfreut sie sich andrerseits auch eines nicht minder bedeutenden Anhangs. Das Evangelium dieser Partei ist Zeichnung und wieder Zeichnung; Colorit und Malerei ist ihr noch etwas weniger als Nebensache, als reinsinnliches Moment eher störend als hebend. Freilich sind, die in diesem Sinne sprechen, meistentheils Solche, die sich in demselben Falle befinden wie der Meister, auf den sie schwören, d. h. Diejenigen, denen die Natur das Farbentalent versagt hat. Sie vergessen dabei, daß man eben auch ein Cornelius sein muß, um einem solchen Prinzipe Anerkennung zu verschaffen.

Gustav Richter.

Sie finden auf Gemäldeausstellungen das Geschichtsbild mit überlebensgroßen Figuren neben dem Miniatur-Genrebilde, dessen Details mit der Lupe vollendet zu sein scheinen, das Schlachtengemälde neben dem Stillleben, die Schreckensscene einer Feuersbrunst neben einer heiteren Volksscene vom Stralauer Fischzuge — dies meine Entschuldigung für den Sprung, mit dem ich von Peter Cornelius zu Gustav Richter gelange. Jener der Mann der Idee, der Vertiefung in seine Aufgabe, der Philosoph, der Ascetiker der Malerei, die Kunstgröße von altbegründetem Rufe, — dieser der Held der Mache (nehmen Sie es nicht allzu scharf mit dem Worte), der Mann der Wirkung, (mit dem verrufenen Worte »Effect« würde ich zum zweiten Male mehr sagen, als ich beabsichtige), der Maler der vornehmen Welt, der Epikuräer in seiner Kunst, die Berühmtheit von neuestem Datum.

Auf der Berliner Ausstellung von 1852 befand sich das Porträt eines jungen Mädchens, Kniestück in Lebensgröße. Nichts Frappantes in dem Bilde — weder ausgesprochene Schönheit der dargestellten Person, weder irgend eine Berühmtheit oder Bekanntheit derselben, noch eine auffallende Größe des Rahmens, noch ein berühmter Name des Künstlers, noch vorangegangene Reclamen in Zeitungen und Kunstblättern gaben Veranlassung, dem Bilde eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; dennoch staute sich von dem Augenblicke der ersten Eröffnung der Säle an die Menge der Besuchenden vor dem Bilde auf, — je länger die Ausstellung dauerte, in desto größerem Maße. Die Künstler fanden darin eine in Zeichnung, Colorit und Stellung liebevoll erfaßte und mit Verständniß wiedergegebene Naturwahrheit, unbeeinträchtigt durch eine Idealität, welche dem »Porträt« nach der Natur die volle Weihe eines »Bildes« gab; die Verehrer der alten Schule erinnerte es an die besten italiänischen, namentlich venetianischen Meister, die Anhänger der modernen Richtung befriedigte es durch die Vereinigung von deutscher Solidität mit einem hohen Grade von französischer Virtuosität und Brillanz, die vornehme Welt endlich war entzückt von dem eleganten Vortrage, der aristokratischen Feinheit und Nonchalance in Haltung und Ausdruck der ganzen Figur; die Bekannten des Malers und seiner Schwester (das war die Dame des Porträts) erkannten das Bild für vollkommen ähnlich, wenngleich Keiner behaupten konnte, daß das Original je den bedeutenden Eindruck auf sie gemacht hatte, den das Bild hervorbrachte. In den ersten acht Tagen war der Ruf Richters geschaffen und vollendet.

Richter, ein geborner Berliner, war hier Schüler von Holbein, ging nach der vergeblichen Bewerbung um den großen Preis der Akademie nach Paris, wo er die seinem Naturell entsprechendsten Vorbilder fand und ununterbrochen in Coignet's Atelier arbeitete. Von dort ging er nach einem zweijährigen Aufenthalte nach Rom, wo er ebenfalls zwei Jahre blieb. Die beste Frucht seines Studiums an letzterem Orte möchte wohl weniger die Potenzirung seines Talents als die Bezähmung der Extravaganzen seiner französischen Richtung und die dadurch bewirkte Wiederannäherung an die Idealität sein.

In kurzer Zeit war Richter überhäuft mit Porträtbestellungen vom Hofe, von der Aristokratie der Geburt und des Geldes. Wenn der Künstler an jenem epochemachenden Bilde zwei Jahre (natürlich mit Unterbrechungen) zugebracht hatte, so besaß sein Talent doch die für die Porträtmalerei vorzugsweise nothwendige Leichtigkeit und Freiwilligkeit in mehr als hinreichendem Grade, so daß er nach getroffener Auswahl unter den Bestellungen dieselben ohne Uebereilung ausführen konnte. Aber wenn die ersten dieser Bilder dem seiner Schwester noch nahe kamen, so blieben die folgenden in immer größerer Entfernung hinter demselben zurück, immer deutlicher sprach aus der Arbeit die Hast des Schaffens, oder — der verführerische Glanz der Friedrichsd'or. Doch Richter besitzt Selbstkritik und als junger Mann auch junge Freunde, die noch nicht jene diplomatischen Rücksichten nehmen, welche in dem Verkehre zwischen älteren Berühmtheiten und Autoritäten und deren Freunden üblich sind, oft zum großen Schaden des Künstlers. Seine Einsicht sagte ihm, daß er, fortfahrend auf diesem Wege, seinen Glanzpunkt bereits hinter sich habe, und daß er, bei seinem Alter, dann einen weiten Weg abwärts vor sich haben würde; sein Ehrgeiz sagte ihm ferner, daß das Porträt nicht das letzte Ziel eines begabten Malers sein könne. Auf der Weihnachtsausstellung von Transparentgemälden im Akademiegebäude (1852) befand sich ein Gemälde von G. Richter, die Auferweckung der Tochter des Jairus darstellend. Bei dem Zwecke dieser Bilder, der — künstlerisch genommen — eine mehr dekorationsmäßige Behandlung erfordert und — materiell genommen — auf nichts Anderes hinausläuft als auf das Bewußtsein, ein wohlthätiges Werk gefördert

zu haben, war es nicht zu verwundern, wenn das Bild, neben seinen übrigen Arbeiten entstanden, manche Mängel in Composition und Zeichnung aufwies. Trotzdem war die Wirkung desselben, namentlich in Colorit und Lichtwirkung, eine derartige, daß es sich vor den übrigen auszeichnete, und der König sich veranlaßt fühlte, es in derselben Größe (die Figuren waren naturgroß) in Oel zu bestellen. Vollkommen durchdrungen von den Mängeln der ersten Ausführung, machte sich der Künstler an die Beseitigung derselben und begann, als er mit sich einig war, mit der Ausführung in der Zeit, die ihm theils bei seinen Porträtbestellungen übrig blieb, die er sich andrerseits durch Zurückweisen von Aufträgen frei machte. Einzelne Theile gelangen ihm gleich beim ersten Wurfe so vortrefflich, als es bei dem Verhältniß zwischen der Art seiner Aufgabe und der seines Talentes nur möglich war; die Hauptfigur jedoch, Christus, machte ihm unendlich viel Mühe und eine Reihe von Versuchen und Abänderungen nöthig. Ueberhaupt stellte sich bei dem Werke, noch mehr als bei seinen vorherigen, heraus, daß — abgesehen von unendlich gesteigerten Anforderungen, die das *componirte Bild* im Vergleich zum *Porträt* an den Künstler stellt — das Talent Richters einer großen Concentration bedurfte, wenn seine Productionen nicht hinter seinem Erstlingswerke und hinter den hervorgerufenen Erwartungen zurückbleiben sollten. Zur Vollendung gelangt (1856), war es ein *glänzendes Bild*, dem unsre Zeit in *dieser* Beziehung kaum andere als die besten der französischen und belgischen Schule (Gallait's) entgegen stellen konnte; aber es mangelte ihm Tiefe und Innerlichkeit, namentlich in der Gestalt des Christus, deren Ausdruck nahe an das Theatralische streifte. Die Malerei in Köpfen, Händen und Stoffen, das Arrangement der Umgebung, Lichtwirkung und Harmonie in den Farben waren prächtig. Möglich, daß hier die Grenze des Richterschen Genies gezogen ist; wahrscheinlicher ist jedoch, daß es in einem Werke andern Inhalts zu einem weit höheren Erfolge gelangt wäre. Der Gegenstand greift auf das religiöse Gebiet hinüber, und der Künstler selbst, wenn er die Freiheit gehabt hätte, selbst den Gegenstand seiner Darstellung zu wählen, würde sich eine seinem inneren Triebe entsprechendere Aufgabe gestellt haben, und erst dann würde man ein näher treffendes Urtheil über die Tragweite seiner Fähigkeiten haben abgeben können. *Richter* ist auch Meister im Aquarelliren. In den kleinen Dimensionen, welche die Aquarelle nur zuläßt, gelingt ihm die Darstellung aus den verschiedensten Genren der Malerei: historisches und nationales Costümbild aller Zeiten, moderne Genrescenen, Porträts, Landschaften und Architektur. Seine beste Aquarelle bis jetzt war die Porträtgestalt der berühmten Spanierin Senora Pepita, auf einem Divan ruhend. Dieser südlich-üppige Gesichtstypus mit dem reichgelockten und perlengeschmückten Haar und den ausdrucksvollen Augen, diese Zartheit in den Fleischtinten und Linien des Halses, der Brust und der Arme, dies geschmackvolle Arrangement im Wurfe der Kleider, diese Virtuosität in der Behandlung der Stoffe, und dazu der Glanz und doch die Harmonie der ganzen Farbenwirkung machten das Bildchen zu einem Juwel allerersten Ranges. Das Bild ist leider nur von den näheren Bekannten des Künstlers gesehen worden, da es der Besteller, ein reicher Verehrer der Tänzerin, sogleich nach der Vollendung an sich nahm.

G. *Richter* steht in der Mitte der dreißiger Jahre, und seine Persönlichkeit stimmt sehr gut zu der Art seines Talents. Er ist der Mann der höheren Gesellschaft und des höheren Lebensgenusses nach allen Richtungen des großstädtischen Lebens hin, ohne daß jedoch der Genuß bis jetzt seinem Streben wesentlich Eintrag gethan hätte. Könnte die Tiefe seines Talents einmal dem Glanze desselben nahe kommen oder ihn erreichen, so würde damit sein Name unter die der ersten Größen der modernen Kunst eingereiht sein.

---

* Der Deutsche an der Himmelsthür.

Von Hermann Marggraff.

Sanct-Peter stand am Himmelsthor
Mit dem klappernden Schlüsselbunde.
Da stieg ein Abgeschiedner empor
Vom dunstigen Erdenrunde.
„Wer bist du?“ — „Ein Mann aus dem Frankenreich!“ —
„Alle Achtung!“ rief Sanct-Peter sogleich,
„Tritt nur hinein in die Pforte!
Ein Franzos braucht keine Escorte!“

Und wieder kam eine Seel' heran
Mit stolzem, mächtigem Schritte.
„Euch sieht man's an den Augen an“,
Sprach Sanct-Peter, „Ihr seid ein Britte!
Nur herein, Freund Britte! Denn sicherlich,
Wehrt' einem Britten den Eintritt ich,
So kämen alle Theerjacken,
Um mich an der Hüfte zu packen.“

Drauf kam mit einem mächtigen Satz
Zur Thür ein stolzer Hispanier,
„Zu oberst im Himmel gebührt der Platz“,
Rief er, „einem Castilianer!“ —
„Nicht übel!“ stottert Sanct-Peter hervor;
„Tragt drinnen selbst Eure Sache vor!
Ich menge mich nicht in dergleichen —
Doch dem Spanier muß Alles weichen!“

Gesagt, geschehn! Da kamen herbei,
Als wie mit einem Schusse,
Der abgeschiednen Seelen zwei,
Ein Yankee und ein Russe.
„Wir sind die künftigen Herrn der Welt —
Drum aufgemacht das Himmelszelt!“ —
„Gemach!“ brummt Sanct-Peter, „nur ruhig!
Was ich thun kann, nun das thu' ich.“

* The German at the Gate of Heaven.

Translated by Mary Anne Burt.

While St. Peter stands guardian of Heaven's hallowed door,
With his clustering bunch of keys,
Lo! ascending from Earth, by mist shrouded o'er,
A departed spirit he sees.
„Speak! — who art thou?“ — „A native of France am I!“ —
„All due honour!“ St. Peter replies,
„To a Frenchman no escort is needful; pass by!
To a Frank Heaven's gate open lies!“

Now, at distance a spirit is seen to advance
With important, majestical air.
„Thou'rt a Briton!“ St. Peter exclaims, „thy glance
„May thy lineage and nation declare!
Enter, enter, friend Briton! for, surely as fate,
If Heaven's door, 'gainst a Briton, I bar,
For me retribution will speedily wait
From legions of jackets of tar!“

With grave, dignified tread at the gate divine
Is a Spaniard observed to alight.
„The most honoured position in Heaven is mine,
'twas e'er a Castilian's right!“ —
„Indeed!“ answers Peter, his thoughts not quite clear;
Enter; plead thine own cause, good friend!
Though I never with statements like thine interfere —
To a Spaniard all obstacles bend!“

He has entered. — Behold! there appears in view,
With one boisterous, rapid percussion,
A couple of spirits departed; the two
Are a Yankee and a Russian.
„We are destined the World's future Masters to be —
Give admission mid tents of Heaven!“ —
„I'll obey!“ exclaims Peter, „wait patiently;
To you all submission be given!“

Sie waren drin. Nun kam allein
Mit Wanderbuch und mit Passe,
Mit Tauf-, Trau-, Verhaltungs- und Impfungsschein
Eine Seele besonderer Rasse.
Sanct-Peter rümpft die Nase und spricht:
„Was kommt denn da für ein närrischer Wicht
Mit gar so vielen Papieren —
Um keins davon zu verlieren!“

Die Seele fragt: „Ist nicht für mich
Ein Platz noch im Paradiese?
Wenn auch ganz hinten, bescheidentlich,
Für mich und meine Luise,
Die, wenn mein Geist sich nicht gänzlich irrt,
Aus Sehnsucht mir baldigst folgen wird;
Denn ich liebte sie wie Werther
Die Lotte, und sie war nicht härter.“ —

„Woher des Lands?“ — „Das weiß ich nicht,
Das steht ja im Wanderbuche;
Auch trag' ich, seid Ihr darauf erpicht,
Noch mehr Papiere im Tuche.“ —
„Das kommt mir sehr verdächtig vor!“
Ruft Sanct-Peter, der die Geduld verlor.
„Eure Sache scheint mir nicht richtig
Und Euer Ich fast als Nicht-Ich.“

Nun prüfte Sanct-Peter das viele Papier,
Documente, wohl an die Hundert,
Eine ganze Sammlung von Acten schier,
Daß Petrus darob sich verwundert.
„In Borna geboren, geimpft, gelernt,
Darauf sich heimlich von dort entfernt,
Gekommen alsdann nach Risa —
Gott sei Dank! Hier fehlt nicht das Visa.

Dann Leipzig, Cottbus und Schievelbein,
Dann Zeiz, Schleiz, Greiz und auch Spremberg,
Dann Gera, Halle, Giebichenstein,
Dann Grünberg, Bamberg und Lemberg,
Wien, München, Stuttgart, Kassel und Köln,
Hannover, Braunschweig, Hamburg und Mölln,
Dann Querfurt, Ochsenfurt, Steinfurt,
Zwei Frankfurts, endlich nach Schweinfurt —“

Nachdem er das Alles herausbuchstabirt,
Spricht Sanct-Peter: „Ah, nun begreif' ich!
Ihr seid aus Deutschland! Sagt's ungenirt!
Auf der Landkarte sah ich häufig
Die Namen der Städte wie verhext
In schwarzen Lettern angekleckst,
Doch, wo seid Ihr angesessen?
Den Todtenschein nicht zu vergessen!“ —

„Ach, lieber Herr! Wie Ihr doch schnaubt!
Ich bin nur hindurchgesegelt,
Und wenn ich wo festzusitzen geglaubt,
Hat man mich hinausgemaßregelt,
Und mittels des Schubs! So bin ich meist
Durch Stadt und Land recht wohlfeil gereist,
Ich muß es dankbar erkennen —
Es war ein Kirchthurmrennen.

Die Feldjägerschaft und die Gendarmerie —
Man trifft sie auf allen Wegen —
Sind in solchen verwickelten Fällen nie
Um ein Wie und Warum verlegen.
Sie sorgen dafür, daß Jedermann
Genügend sich unterrichten kann
Ueber Deutschlands verworrne Statistik
Und Populationistik.

Daß mir ein Todtenschein gebricht,
Das liegt ja auf den Händen,
Man pflegt doch ein Todtenzeugniß nicht
Den Todten selbst zu spenden.
Man denkt in Deutschland: Sind wir ihn los,
Mag er selber sehn, wie in Himmelsschoos
Und unter die Heil'gen, Frommen
Er ohne Schein mag kommen.“

They have entered. — Approaching toward Heaven's gate,
Lone, with passport, with traveller's book,
Vaccination, birth, marriage certificate,
Is a soul of eccentric look.
St. Peter's grave features relax in a smile:
„What marvellous spirit glides there!
What collection of papers, file upon file! —
Of each scrap he takes scrupulous care!“

Thus the spirit enquires with respectful air:
„In paradise, sir, may there be
A place, the most lowly — the humblest there —
A place for Louisa and me? —
Through grief, will the soul of Louisa depart
Toward th' abode of a spirit beloved;
My love was like Werther's — Louisa's heart
Not less tender than Charlotte's proved.“ —

„From what country art thou?“ — „Sir, I know it not,
'tis inscribed in the wanderer's book;
In my knapsack I've many certificates gót,
If 'twill not displease thee to look.“ —
„Thine account is suspicious, I dare avow!“
Cries St. Peter, bewildered in thought.
„Incorrect seems thy statement; mysterions art thou,
Thine assertions all stand for nought!“ —

St. Peter examined, with glances, most keen,
His documents, many a hundred,
And at statutes judicial he there has seen,
Whit astonishment deep he wondered.
„Born at Borna, there taught, vaccinated and bred,
Thence kidnapped — carried to Risa —
Yet, with gratitude deep, toward Heaven, be it said,
He there discovered his visa.

He had dwelt in Leipsic, in Cottbus, and Schievelbein,
Lived in Zeiz, Schleiz, Greiz, and Spremberg,
In Gera, in Halle, Giebichenstein,
In Grünberg, Bamberg aod Lemberg,
Stuttgart, Munich, Vienna, Cassel, Köln,
Brunswick, Hanover, Hamburg and Mölln,
In Querfurt, in Ochsenfurt, also in Steinfurt,
Two Frankforts, and lastly in Schweinfurt.“ —

Peter answers, when all is conned rigidly:
„Thou'rt a German! — this truth ne'er disown!
Oft, on maps, has Germania attracted mine eye,
In black letters her cities marked down;
Yet, besmeared, bewitched, and with ink-doubs o'erspread,
And defiled with full many a dark blot! —
Speak! Where was thy dwelling-place? — What! has the dead
Death's certificate really forgot!“ —

„Long I wandered through Germany: — bitter my doom!
My dear Sir, be not wroth, I pray!
Ah! — whene'er I believed myself snugly at home,
Pert policemen e'er drove me away.
Two gensd'armes were my escort, from town to town;
How cheaply I've ran life's wild race!
For such favour — should gratitude deep be shown;
'twas a ne'er ending steeple chase!“

„Stern gens-d'armes and fierce riflemen e'er we find,
That each nook and corner explore —
Their cross questions and queries confuse the mind,
As 'twas never embarrassed before.
Oh, what zeal they display, all shall well understand
By developements, brought to view,
The statistics confused of my fatherland,
And her population too!“

„Sir, I've brought no certificate of death;
Yet, the reason is clear, indeed:
In transactions with those who've yielded life's breath,
No certificate spirits e'er need.
Germans think; — when terrestrial bonds are riven,
And Death's edicts avail no more,
Souls, mid realms of the happy and good, in Heaven,
Without document e'er may explore.“ —

Kopfschüttelnd sprach Sanct-Peter nun:
„Ihr dauert mich, armer Geselle!
Doch muß ich, um meine Pflicht zu thun,
Anfragen an höchster Stelle.
Eure Sache, Freund, steht zwar nicht gut,
Verliert indeß darob nicht den Muth!“ —
„Ach“, sprach die Seele, „verzeihen
Muß man solche Scherereien!“

In den Himmel eilte Sanct-Peter alsbald
Mit dem ganzen Stoß von Papieren.
Da mußt' er, gerad' in der Thüre Spalt,
Ein Stück davon verlieren.
Gewandt und pfiffig sprang im Nu,
Das Papier ihm reichend, die Seele hinzu,
Um so mit flüchtigem Hüpfen
In den Himmel hineinzuschlüpfen.

„Bleibt draußen“, sagt Sanct-Peter im Gehn,
„Bis Eure Sache im Reinen!“
Die Seele spricht: „Ich muß doch sehn,
Wohin Ihr wollt mit den Scheinen!“
Und wie sie so zanken an der Thür,
Tönt mächtig eine Stimme herfür
Durch die ganze Himmelshalle
Mit klarem Posaunenschalle:

„Laß, lieber Petrus, mir nur herein,
Den Mann, den soviel gehetzten!
Die Letzten sollen die Ersten sein,
Die Ersten aber die Letzten.
Was ist des Deutschen Vaterland?
Auf Erden hat er es nicht gekannt;
Doch Platz ist im Paradiese
Für ihn und seine Luise!“

Peter, shaking his head, vouchsafes this reply:
„Thee I pity, unfortunate shade!
An appeal to the highest Authority,
As my duty commands, shall be made.
In thy case many flaws and impediments rise;
Yet, abandon not courage, I pray!“ —
„Oh, forgive mine impatience!“ the spirit cries,
„More tormenting vexations delay!“

Lo! St. Peter departs toward celestial halls,
Whit certificates, carefully bound;
Yet, while quitting the gate, a document falls,
Unawares, and drops on the ground.
With aerial speed darts the spirit aside,
The fallen paper restoring again;
Yet, he ardently hopes, by this movement, to glide
Amid realms of Heaven's bright domain.

„Stay without!“ exclaims Peter, „until I return,
With thy statement, proved loyal and true!“
Cries the wandering spirit: „I'm anxious to learn,
What thou'lt, fain, with my documents do!“ —
While reciprocal questions and answers are given,
A voice mighty reverberates round
And re-echoes mid limitless regions of Heaven
With a trumpet's vibrating sound:

„Beloved Peter! — admission I charge thee to give
That Man, pierced by misfortune's keen blast!
Here the Last shall the highest of honours receive,
And the First be accounted the Last. —
To him — what is Germania, his fatherland,
Save, an unknown, — mysterious ground? —
Yet, in paradise, lo! — a paternal strand
Will for him and Louisa be found!“

Musikalisches aus Bremen.

* Bremen, 18. November. Der Beginn der musikalischen Saison in der Vaterstadt des Sonntagsblattes ist ein so lebhafter gewesen, daß wir bei Zeiten einen Rechenschaftsbericht geben müssen, um nicht später vor der Masse des Stoffes zurückzuschrecken. Die Privatconcerte, der mit jedem Jahre stattlicher sich entwickelnde Mittelpunkt unserer musikalischen Leistungen und Genüsse, haben ihre Thätigkeit am 3. November eröffnet und gestern fortgesetzt, während am 10. ein großes Concert zum Besten des Orchesterpensionsfonds im Theater stattfand. Kaum dürfen wir diesen Namen gebrauchen, da er fast zu großartig klingt für das, was er bedeutet; mag daher die bescheidenere Bezeichnung, die er sich selbst giebt, „Musiker-Wittwen- und Unterstützungskasse“, lieber beibehalten werden. Wünschenswerth freilich wäre es, daß jene stolzere Benennung am Platze wäre; sie würde an ähnliche Errichtungen erinnern, welche an vielen Orten bestehen. In einer Stadt aber, welche die materiellen Interessen in den Vordergrund stellt und stellen muß, pflegen die musikalischen Dinge nicht so bestellt zu sein, wie es aus künstlerischen Rücksichten zu wünschen wäre. Was unser Orchester geworden ist, das hat es nicht durch die Gunst der Umstände, sondern trotz der Ungunst derselben auf einem mühseligen Wege langsam erreicht; seine Mitglieder bilden keine fürstliche Kapelle, der in prächtigen Räumen eine Stätte bereitet ist, manche müssen das nicht grade glatte Parket wenig aristokratischer Salons als ihren Tummelplatz betrachten, und nur an selten wiederkehrenden Abenden ist es ihnen vergönnt, mit besser gestellten Collegen in glänzend erleuchtetem Concertsaale die großen Schöpfungen ihrer Kunst auszuführen. Allmälig mußte eine bessere Gestaltung der musikalischen Verhältnisse erstrebt werden, und sie ist durch das Zusammenwirken aller betreffenden Kräfte und durch angestrengte Bemühungen von Kunstfreunden erreicht worden. So sind von ganz bescheidenem Anfange die Privatconcerte zu ihrer jetzigen Bedeutung gelangt, und so ist auch jene segensreiche Stiftung, von der wir oben sprachen, zu einiger Entwickelung gediehen. Die Einwirkung beider Institute wird sich hoffentlich in fortschreitender Weise zeigen.

In den beiden ersten Privatconcerten führte das Orchester die Symphonien von Beethoven in D (Nr. 2) und von Haydn in Es (mit dem Paukenschlage), dann die Festouverture von Beethoven (Op. 124) und die Ouverturen von Cherubini zur „Lodoiska“ und von Mendelssohn zu „Ruy Blas“ aus, eröffnete also seine Thätigkeit in sehr würdiger Weise. War auch hier und da bemerkbar, daß die wünschenswerthe Ruhe und Sicherheit des Zusammenspiels nach langer Pause nicht leicht zu erreichen sind, so war doch im Allgemeinen die Ausführung eine glückliche und gute; besonders erhielten in den meisten Sätzen die köstliche Frische und Anmuth der Haydnschen Tondichtung trefflichen Ausdruck. Wir verdanken dies liebliche Werk, dessen Meister sonst nicht sehr berücksichtigt wird, dem Umstande, daß eine der kleineren Symphonien gewählt werden mußte, da an diesem Abend nicht weniger als drei Solisten um den Preis rangen. Die Herren Wieniawski und Bottesini vereinigten sich mit der einst gefeierten Signora Fiorentini, die in Berlin vor Jahren die Reihe ihrer Triumphe eröffnete. Herr Wieniawski spielte mit jener kühnen Beherrschung der Technik, durch die er im Sturm die Herzen der Zuhörer erobert, das Mendelssohnsche Violinconcert und vereinigte sich mit Herrn Bottesini zu einem Duo für Geige und Contrabaß, dessen Werth geringer ist als seine Wirkung. Die Leichtigkeit, mit welcher der Virtuose sein Riesenintrument bändigt, die Schönheit des Flageolets, für das der Contrabaß so glücklich disponirt ist, und des Pianospiels erwarben ihm rasch lauten Beifall. Herr Wieniawski hatte am 3. November bereits in Herrn Singer, welcher die Gesangscene von Spohr und zwei eigene Compositionen spielte, einen Vorgänger gehabt, der mit gewohnter lebhafter Theilnahme aufgenommen wurde. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Künstler bei dem Spohrschen Concert nicht ganz die sonstige Strenge in der Beobachtung der künstlerischen Gesetze festhielt. Die Gesangsvorträge der beiden Abende boten einen eigenthümlichen und charakteristischen Gegensatz in der elegan-

ten, graziösen, aber nicht immer echten und lauteren Ausführung italiänischer Compositionen durch Signora Fiorentini und dem im besten Sinne deutschen Vortrage deutscher Arien durch Frau von Milde vom Weimarer Hoftheater. Wir hoffen die treffliche Sängerin, welche besonders die sogenannte Waldarie der Susanne in „Figaro's Hochzeit“ innig und schön sang, noch oft begrüßen zu können.

Das Concert zum Besten der Orchesterkasse machte uns mit einem neuen Werke bekannt, der Schumannschen Ouverture mit Chor über das Rheinweinlied, die bisher nur in Düsseldorf aufgeführt wurde. Sie hat, offen gestanden, unsere Erwartungen nicht befriedigt und schien uns kaum des Componisten würdig, doch muß bemerkt werden, daß der Dirigent offenbar der Tondichtung nicht die erforderliche Sorgfalt gewidmet hatte. Mit großer Freude ließen die Zuhörer Webers Musik zur „Preciosa“ mit einem, allerdings höchst mittelmäßigen verbindenden Gedichte an sich vorübergehen und wurden auch durch allzu süßliche Declamation der Melodramen nicht in ihrem Genusse gestört. Die an diesem Abend vereinigten Kräfte führten ferner die Beethovensche Symphonie in A dur (Nr. 7) und den Tannhäuser-Marsch aus. Der Direction jenes Institutes gebührt ein warmer Dank für ihre unausgesetzten Bemühungen, durch solche Concerte die musikalische Welt unserer Stadt zu erfreuen; hoffentlich wird ihr Eifer stets rege bleiben. F. P.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Deutschland vor 300 Jahren in Leben und Kunst, aus seinen Bildern dargestellt. Von A. von Eye. — Johann Georg Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Von C. H. Gildemeister. Zweiter Theil. — Goethe-Schiller-Museum. Herausgegeben von A. Diezmann. — Briefe über natürliche Religion. Von J. Frauenstädt. — Memoiren eines spanischen Piasters. Von E. Malena. 2 Bde. — Ein Frühling. Von J. Corvinus. — Erzählungen eines Unstäten. Von Moritz Hartmann. 2 Bde. — Neue fromme Lieder und Gedichte. Von Julius Sturm.

— * Der erwartete große Roman von Adalbert Stifter, „Nachsommer“, ist ausgegeben; er umfaßt drei starke Bände, wird aber vom Verfasser nur „Erzählung“ benannt. Von Fanny Lewald wird ein zweibändiger Roman „Die Reisegefährten“ angekündigt. Alfred Meißner arbeitet an einem Roman in 4 Bänden „Sansara“, von dem zwei ausgegeben sind. Die bekannte Kobersche Bibliothek „Album“ kündigt für das Jahr 1858 eine ganze Reihe von Novellen und Erzählungen an; unter den Verfassern derselben sind: Gerstäcker (Der Flatboot-Mann), Holtei (Die Töchter des Freischulzen), Mundt (Cagliostro in Petersburg), Levin Schücking (Aus den Tagen der großen Kaiserin), Max Ring (Neue Stadtgeschichten), Julie Burow (Lebensbilder).

— * Von Gisela von Arnim, der Tochter Bettinens, sind zwei Bände dramatischer Dichtungen erschienen, welche der Mutter gewidmet sind.

— * Die von uns mehrmals erwähnten „Botanischen Unterhaltungen zum Verständniß der heimathlichen Flora“ von B. Auerswald und E. A. Roßmäßler sind mit dem sechsten Hefte beendigt; Titel, Vorrede und Einleitung zu dem Werke, welches mit 48 Tafeln und 380 Illustrationen in Holzschnitt geschmückt ist, sind beigegeben, ein Register erleichtert den Gebrauch. Die Verfasser folgten bei ihrer Schilderung den vier Jahreszeiten und nahmen die Pflanzen, wie sie sich nach einander dem Auge darbieten.

— * Von einem verlorenen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein von Bernhard Endrulat. Hamburg, Würger. — Der verlorne Posten, an den der Verfasser dieses Buches erinnert, ist Schleswig-Holstein, wie wir trotz Dänemark die deutschen Herzogthümer noch nennen. Endrulat kam als preußischer Soldat während des Krieges nach jener Stätte, wo so manches deutsche Herz verbluten mußte, und trat zur holsteinischen Armee über; mehrere Jahre später wußte ihn die strafende Hand Preußens, dessen Militärdienst er ohne Erlaubniß verlassen hatte, in Hamburg zu erreichen, wie die Zeitungen berichtet haben. Er ward begnadigt und hat nun seiner Begeisterung für die Sache, der er sich hingab, in seiner Schrift Ausdruck gegeben. Ist überhaupt Alles, was den leider so leicht erlöschenden Sinn für die Sache Schleswig-Holsteins weckt, dankenswerth, so ist es auch des Verfassers Buch, das dem Herzoge von Coburg und somit jedem guten Deutschen gewidmet ist. Endrulat schildert zunächst den Feldzug von 1848, dann den heldenmüthigen, durch so viel Mißgeschick, — um gelinde zu reden —, gehemmten Kampf von 1850 und führt die Sache, für die er focht, mit einem Eifer, der nicht umhin kann, schwere Anklagen nach vielen Seiten hin zu richten, besonders gegen eine Großmacht, welche die Angelegenheit der Herzogthümer lebhaft ergriff, um sie bald fallen zu lassen. Unterbrochen ist die Darstellung durch Geschichtsbilder aus der dänisch-deutschen Vorzeit.

— * Ein Kaiser. Politisch-dramatische Studie in vier Aufzügen von Gustav von Meyern. Gotha, Scheube. — Das vorliegende Drama hat es mit nichts Geringerem zu thun als mit der deutschen Kaiserwahl, die uns vor acht Jahren als ein Ideal auf kurze Zeit vorschwebte. Ein schweres und gefährliches Thema, welches aber mit jener edlen Wärme der Empfindungen und Gedanken, die der Dichter schon mehrfach bewährt hat, gelöst ist. Daß er die Dinge nicht nehmen konnte, wie sie damals waren, versteht sich von selbst; er hat ihnen mit Glück und mit fein gestaltender Hand eine Umbildung verliehen, in der sie uns entgegentreten. Des Reiches Erbin, Beatrix, soll durch die Wahl eines Gatten dem Lande einen Herrscher verleihen, hat aber mit den Verhältnissen schwer zu kämpfen. Weder der Prinz des Südlandes, der mit einem geistlichen Orden in Verbindung steht, noch der des Nordlandes hat ihre oder des Volkes Liebe, die sich vielmehr dem gefeierten Reichsfeldherrn Emanuel zuwendet, den wieder seine Stellung von dem Throne auszuschließen scheint. Doch aber wird der heiße Wunsch der Erbin und des Volkes erfüllt, und des Reiches Scepters gelangt in die kräftige Hand Emanuels, von dem sich herausstellt, daß er der wahre Erbe des Südlandes ist, den einst die Pfaffen vernichtet zu haben dachten, während er ohne ihr Wissen gerettet ward. — Die Gestaltung des dramatischen Gedichtes ist, wie man sieht, etwas kühn und phantastisch, aber das Drama hat so viel Poesie und Wärme, so viel Adel und Wohllaut der Sprache, daß es als eine sehr beachtenswerthe poetische Erscheinung begrüßt werden muß.

— Δ Kasernen-Erzählungen von A. V. di San Jorioz, aus dem Italiänischen übersetzt von G. Baumgarten. Leipzig, Schlicke. — Der Herr Verfasser, Kavallerieoffizier in der Piemontesischen Armee, hat in diesem Buche eine Reihe interessanter Thatsachen aus der Kriegsgeschichte der beiden letzten Jahrhunderte zusammengestellt. Es giebt viele militärische Anekdotenbücher, aber nur wenige werden dem aufmerksamen Leser genügen; einige sind voll von abgeschmackten, unbedeutenden und gehaltlosen Geschichten und bringen weder Nutzen, noch dienen sie zur Unterhaltung, andere erweisen sich sogleich als eine Sammlung lügenhafter Erzählungen. Unteroffiziere und Soldaten haben selten die pecuniären Mittel zum Ankauf einer Anzahl militärischer Werke, und wenn sie es vermögen, so können sie die nöthigen Bände nicht mit sich herumführen, um sich diese angenehme und wesentlich nützliche Lectüre für ihre militärische Erziehung zu verschaffen. Die in einigen Staaten bestehenden Regimentsbibliotheken sind nicht immer und Allen zugänglich und können dem allgemeinen Bedürfniß nicht abhelfen. Es ist dieses kein bloßes Anekdotenbuch: es wurden bei Abfassung desselben eine beträchtliche Menge historischer Werke, deren Verzeichniß beigegeben ist, zu Rathe gezogen, um daraus die schönsten und bewundernswerthesten Thaten der europäischen Armeen von der Zeit Friedrichs des Großen an, den Napoleonischen Kriegen bis zu den Oesterreichisch-Piemontesischen Feldzügen 1848 und 1849 zu sammeln und sie den Soldaten auf der Wache und in der Kaserne als belehrende und unterhaltende Lectüre zu übergeben. In dieser Uebersetzung sind dabei die speciell nur das italiänische Volk interessirenden Thatsachen weggelassen.

— * In der Vorrede zu seinem Werk über Goethe spricht sich Lewes über die Bücher von Viehoff und Schaefer und über die Art, wie er sie benutzte, in folgender Weise aus: „Die Anerkennung empfangener Hülfe ist ein Hauptstück literarischer Höflichkeit, das nur zu oft vernachlässigt wird, und mein Buch ist nach Geist, Form und Inhalt von den genannten beiden so verschieden, enthält so viel, was sie nicht haben, und übergeht soviel, was sie enthalten, daß ein Leser, der die Arbeiten vergleicht und dabei bedenkt, daß mir dieselben Quellen offen standen wie jenen, von der mir gewordenen Hülfe schwerlich etwas merken würde; um so mehr drängt es mich, sie hier ausdrücklich anzuerkennen.“

— * Das in Weimar bestehende Comité für die Dichterdenkmäler, die im September enthüllt wurden, erläßt einen weiteren Bericht, in welchem nun auch die einzelnen deutschen Städte mit ihren Gaben angeführt sind. Keine kann sich rühmen, nach Vermögen und Gebühr gegeben zu haben. Wir wollen einige anführen: Berlin 74, sage: vierundsiebenzig Thaler, Wien 10 Thaler, Bonn 126, Bremen 163, Breslau 13, Dresden 396, Frankfurt 87, Gera 100, Hamburg 103, Hannover 157, Köln 295, Leipzig 170, Oldenburg 375 Thaler, Tübingen einen Gulden. Die Gesammtsumme belief sich auf 20,314 Thaler, wovon 6700 für die Modelle, 9045 für Guß, provisorische Gestelle u. s. w., 654 für Nebenkosten ausgegeben wurden. Der somit bleibende Fonds von 4800 Thlrn. reicht aber doch nicht aus, da am Wielandsplatze Veränderungen vorzunehmen sind und neue Kosten durch die Errichtung der Statuen auf den definitiven Postamenten, welche der Großherzog von Baden schenkt, veranlaßt werden. Das Comité bittet daher um neue Beiträge.

— * Die Hofbühne zu Weimar beging Schillers Geburtstag in festlicher Weise, indem an drei Abenden nach einander zuerst Goethe's Idyll „Die Fischerin", „Wallensteins Lager", Beethovens neunte Symphonie mit dem Lied an die Freude, die beiden Piccolomini und Wallensteins Tod gegeben wurden. Dingelstedt erließ bei dieser Gelegenheit folgende amtliche Bekanntmachung: „Die großherzogliche Hofbühne begeht mit der Aufführung der Wallenstein-Trilogie den Geburtstag Schillers, 10. November, und zugleich ein Semisäcularfest der Dichtung: „Wallenstein's Tod." Zum ersten Male dargestellt am 20. April 1799, soll dies Stück am 15. November 1857 die fünfzigste Aufführung erleben. „Wallensteins Lager" ward bis jetzt 75 Male (in Weimar) dargestellt, zum ersten Male am 12. October 1798; die „Piccolomini" 19 Male, zum ersten Male am 30. Januar 1799. Um auch bei dieser Gedächtnißfeier die Untrennbarkeit Schiller's und Goethe's auszudrücken, geht dem Drama „Wallenstein" das Idyll „Die Fischerin" voraus, beide in ihrer ursprünglichen Gestalt, letzteres mit der Musik von Corona Schröter wiederhergestellt. Das Liederspiel Goethe's wurde zum ersten Male im Jahre 1782 „auf dem natürlichen Schauplatz zu Tieffurth an der Ilm" aufgeführt; die damalige Besetzung lautete: Dortchen — Demoiselle Corona Schröter. Ihr Vater — Herr Hoftanzmeister Aulhorn. Niklas — Herr Secretär Seidler. Auf der Hofbühne ist „Die Fischerin" bisher nicht erschienen."

— * Eine neue Oper vom Kapellmeister Taubert in Berlin, „Macbeth", wird auf der königlichen Bühne mit Erfolg gegeben; der Text ist ziemlich streng nach dem Shakspereschen Trauerspiele gearbeitet. Die Musik des Componisten schließt sich wesentlich an die Formen der besten Opernzeit und ist melodiös, theilweise auch von dramatischer Kraft und Tiefe. Die Lady Macbeth ist für Johanna Wagner und den jetzigen Zustand ihrer Stimme geschrieben; die Künstlerin errang einen bedeutenden Erfolg. — Im Schauspielhause giebt man gleichzeitig Freytag's „Journalisten", an dem sich das Publikum sehr ergötzt; die Rollen des Bolz und Pipenbrink wurden von Liedtcke und Döring trefflich dargestellt.

— * In Würtemberg ist man für die Erhaltung und Restauration der Hohenstaufen-Kirche thätig. Sie ist, freilich ebenfalls mit späterer Zuthat entstellt, der einzige Baurest des Berges aus der Staufenzeit, sie liegt am Fuße des obersten Kegels im Dorfe Staufen. Der Kegel selbst ist öd und kahl, kein Denkmal zieht die unten zahlreich mit Dampf vorbeifliegenden Touristen auf den Bergthron einstiger deutscher Kaiserhoheit. Man hofft nun Beiträge für die Restauration zunächst der Kaiserpforte und des Kaiserbildnisses zusammenzubringen.

— * Der Bildhauer Gasser in Wien, dessen Wielandstatue jetzt in Weimar steht, arbeitet an dem Denkmal, das zur Erinnerung an Mozart auf dem St. Marxer Friedhof auf Kosten der Gemeinde errichtet wird.

— * Der Altmeister der deutschen Oper, Kapellmeister Spohr in Kassel, ist aus seiner Stellung mit Pension entlassen worden. Gegen das vom verstorbenen Kurfürsten gegebene Versprechen, daß er seinen vollen Gehalt bis zum Tode behalten solle, ist jene Verfügung getroffen worden.

— △ Gerstäcker über Amerika. Wir kommen noch einmal auf ein schon vor einiger Zeit erschienenes Werk zurück, welches wir nicht genug der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen zu können glauben, da es ein Volksbuch im ächten Sinne des Wortes ist: Friedrich Gerstäckers „Nach Amerika." (Leipzig, Costenoble.) — Wenn gleich es in den norddeutschen Seestädten einen traurigen Anblick gewährt, an den sogenannten Expeditionslagen ganze Schaaren und Dorfschaften wohlhabender Auswanderer aus dem mittleren und südlichen Deutschland die Straßen füllen zu sehen, so kann es den, welcher ob des Schatzes von so viel Arbeitskraft und Geld, welche dem Vaterland unwiederbringlich verloren gehen, trauern möchte, nur zum Trost gereichen, daß diese unsere Landsleute nicht unvorbereitet die alte Heimath zu verlassen brauchen, um einer neuen, ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. Unter der Fluth von „Rathgebern, Fingerzeigen" u. s. w., welche der deutsche Buchhandel über dieses traurige Thema aufzuweisen hat, und welche einen eigenen Literaturzweig ausfüllt, nimmt dieses Werk unbedingt den ersten Platz ein und erhält in der soeben von jenseits des Oceans hereingebrochenen, schrecklichen Krisis, deren Ende wohl noch nicht abzusehen ist, eine doppelte Wichtigkeit. Der vielgereiste Verfasser, mit allen europäischen und amerikanischen Zuständen der Gegenwart vertraut, führt uns das ganze Leben eines Auswanderers von dem Zeitpunkt, wo demselben die ersten Ideen hiezu kommen und er mit anderen in die Hände eines Agenten fällt, ferner seine Reise nach dem Hafen, seine Fahrt über's Meer, seine Erfahrungen in der neuen Welt, in New-Orleans, am Mississippi und Ohio, in Arkansas, Indiana und Michigan, endlich seine Abenteuer in der Wildniß in den lebhaftesten Farben und in seiner bekannten, gefälligen Schreibart in immer spannender Weise in den sechs Bänden vor. Die Ausstattung der Verlagsbuchhandlung ist gut, die angefügten Illustrationen von Theodor Hosemann und Karl Reinhardt bilden eine angenehme Zugabe. Wir können uns nicht enthalten den geschätzten Herrn Verfasser selbst sprechen zu lassen, wie er sich über den Zweck vorliegenden Werkes ausspricht: „Nach Amerika", leicht und keck ruft es der Tollkopf trotzig der ersten schweren, traurigen Stunde entgegen, die seine Kraft prüfen sollte, seinen Muth stählen — „nach Amerika" flüstert der Verzweifelte der hier am Rand des Verderbens dem Abgrund langsam aber sicher entgegen gerissen wurde — „nach Amerika", sagt still und entschlossen der Arme, der mit männlicher Kraft, und doch immer und immer wieder vergebens gegen die Macht der Verhältnisse angekämpft, der um sein „tägliches Brot" mit blutigem Schweiß gebeten — und es nicht erhalten, der keine Hülfe für sich und die Seinen hier im Vaterlande sieht, und doch nicht betteln will, nicht stehlen kann — „nach Amerika" lacht der Verbrecher nach glücklich verübtem Raub, frohlockend der fernen Küste entgegen jubelnd, die ihm Sicherheit bringt vor dem Arm des beleidigten Rechts — „nach Amerika", jubelt der Idealist, der wirklichen Welt zürnend, weil sie eben wirklich ist, und über dem Ocean drüben ein Bild erhoffend, das dem, in seinem eigenen tollen Hirn erzeugten, gleicht — „nach Amerika" und mit dem einen Wort liegt hinter ihnen, abgeschlossen, ihr ganzes früheres Leben, Wirken, Schaffen, liegen die Bande die Blut oder Freundschaft hier geknüpft, liegen die Hoffnungen die sie für hier gehegt, die Sorgen die sie gedrückt — „nach Amerika!" So gährt und keimt der Saame um uns her — hier noch als leiser, kaum verstandener Wunsch im Herzen ruhend, dort ausgebrochen zu voller Kraft und Wirklichkeit, mit der reifen Frucht seiner gepackten Kisten und Kasten. Der Bauer draußen hinter seinem Pflug, den der nahe Steinrain, der ihn zu wenden und immer wieder zu wenden zwingt, noch nie so schwer geärgert, und der im Geist schon die langen geraden Furchen zieht, weit über dem Meer drüben, in dem selten herrlichen Land; — der Handwerker in seiner Werkstatt, dem sich Meister nach Meister in die Nachbarschaft setzt, mit Neuerungen und großen, marktschreierischen Firmen, die wenigen Kunden die ihm bis dahin noch geblieben in seine Thür zu locken; der Künstler in seinem Atelier, oder seiner Studirstube, der über einer freieren Entwickelung brütet, und von einem Lande schwärmt wo Nahrungssorgen ihm nicht Geist und Hände binden; — der Kaufmann hinter seinem Pult, der Nachts, allein und heimlich, die Bilanz in seinen Büchern zieht, und, das sorgenschwere Haupt in die Hand gestützt, von einem neuen, andern Leben, von lustig bewimpelten Schiffen, von reich gefüllten Waarenhäusern träumt; in Tausenden von ihnen drängt's und treibt's und quält's, und wenn sie auch noch vielleicht Jahre lang nach außen die alte frühere Ruhe wahren, in ihren Herzen glüht und glimmt der Funke fort — ein stiller aber ein gefährlicher Brand. Jeder Bericht über das ferne Land wird gelesen und überdacht, neue Arzenei, neues Gift bringend für den Kranken. Vorsichtig und ängstlich, und wie weit herum um ihr Ziel, daß man die Absicht nicht errathen soll, fragen sie versteckt nach dem und jenem Ding — nach Leuten die vordem „hinüber" gezogen und denen es gut gegangen — nach Land- und Fruchtpreis, Klima, Boden, Volk — für andere natürlich, nicht für sich etwa — sie lachen bei dem Gedanken. Ein Vetter von ihnen will hinüber, ein entfernter Verwandter oder naher Freund, sie wünschen, daß es dem wohl geht, und häufen mehr und mehr Zunder für sich selber auf. — Die vorliegenden Blätter sollen dem Leser ein Bild geben von dem Leben und Treiben solcher Leute. Hier aus unserer Mitte heraus, aus den verschiedenartigsten Verhältnissen und Sphären, aus allen Schichten der menschlichen Gesellschaft sehen wir sie ziehn — Gute und Böse, den Leichtsinnigen und den Speculanten, den Bauer und Handwerker, den Gelehrten und den Arbeiter, den rechtschaffenen Bürger und den heimlichen Verbrecher, Alle dem einen Ziele entgegenstrebend. Und Alle vereinigt sie das Schiff; der eine kleine Bau, der der hunderte von Menschen auf seinem schwanken Kiel hinüberträgt, dem fernen Welttheil zu; ob was für Hoffnungen, was für Pläne und Träume birgt er in seinem Schooß. Aber die Auswanderer liegen die langen Wochen, ja Monate, verpuppten Raupen gleich, im engen Haus, still und gedrängt beisammen; Jeder mit dem alten Leben abgeschlossen hinter sich, mit dem neuen noch nicht begonnen, in einem wunderlichen unnatürlichen Zustand, ungeduldiger Ruhe, bis der Anker in die Tiefe rollt, und die ausgeschobene schmale Planke der bunten Schaar von Tag- und Nachtfaltern den Weg in's Freie öffnet. Hinaus flattern sie da nach allen Seiten, wie eine Hand voll Spreu, vom Winde fort geführt; die Einen selbstbewußt und keck dem fremden, unbekannten Leben in die Arme springend, die Anderen scheu und zaghaft bei jedem Schritte fast moralische Selbstschüsse und Fußangeln fürchtend; Alle aber entschlossen, die meisten sogar gezwungen, dem neuen Vaterlande die, im alten aufgegebene Existenz abzuringen, Jeder in seiner Art, auf seine Weise. Dort nun sehen wir sie schaffen und wirken in Gutem und Bösen, die Einen mit ihren kühnsten Hoffnungen erfüllt, Andere, zerknirscht und zertreten, die Stunde verwünschend, die den Gedanken an Auswanderung gebar — sehen, wie sich die Wildniß lichtet, wie Farmen und Städte entstehn, und sich das deutsche Element ausbreitet nach allen Seiten, und folgen den einzelnen Bekannten und Freunden, die wir zu Hause schon, oder auf der Fahrt erst lieb gewonnen, oder für die wir uns interessiren, auf ihren verschiedenen, oft wunderlichen Bahnen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1 1/2 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 48. Bremen, 29. November. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* David Garrik.

Eine biographische Skizze.

Von Thaddäus Lau.

Jedes Verdienst hat ein Recht auf die Feder der Geschichte. Die Berechtigung der Trefflichkeit, durch sie verewigt zu werden, erkennt die Geschichte an; der Verpflichtung in allen Fällen nachkommen und die Forderung vollständig erfüllen kann sie nicht. Für die Geschichte ist die Lebenssphäre entscheidend, welcher das Verdienst angehört, der Wirkungskreis, in dem die Trefflichkeit sich geäußert hat. Nicht weil sie aristokratisch und vornehm, geht die Geschichte an dem Verdienst in entlegener Hütte mit Stillschweigen oder mit oberflächlicher Erwähnung vorüber; weil sie ihr eigenes Wesen zu dem Verhalten zwingt, ignorirt sie jene Trefflichkeit oder verweilt bloß kurze Zeit bei derselben. Die Aktion der Macht auf der politischen Schaubühne ist der eigentliche Nerv und die Domäne der Geschichte; ihr Vorwurf sind Ereignisse und Thatsachen, welche entweder in das Leben der Einzelstaaten und Einzelvölker oder in den Gesammtorganismus unsres Planeten als epochemachend eingreifen; an dem Großen und Ganzen, an dem intimen Zusammenhang des scheinbar Accidentiellen mit jenem haftet die Aufmerksamkeit und das Interesse der Geschichte. Sie kann sich nicht, ohne ihre höheren Zwecke zu opfern, an das Nebensächliche, an untergeordnete Details in Breite verlieren.

Aber darum geht doch nicht spätergebornen Geschlechtern das Andenken an das Verdienst und an die Trefflichkeit verloren, welche sich auf einer andern als auf der politischen, der specifisch historischen Bühne gezeigt haben. Hilfswissenschaften leihen der Geschichte ihre Unterstützung. Was Klio's Griffel nicht verzeichnet, graben ihre Diener in Erz. Die Specialmonographie, die Geschichte der Wissenschaften, der Erfindungen und Entdeckungen, die Geschichte der Literatur, der Kunst und der Kultur, Alle suchen auszugleichen und nachzuholen, was ihre Herrin verabsäumen und vernachlässigen mußte.

Die jüngste unter den Hilfswissenschaften der Geschichte ist die Kunstgeschichte, und wiederum als derjenige Acker, welcher auf diesem Gebiete am Spätesten bestellt worden, darf die Schauspielkunst bezeichnet werden. Wir sagen absichtlich nicht: die dramatische Kunst. Dem Drama haben sich zu allen Zeiten mehr oder minder hervorragende Kräfte zugewandt, sowohl seiner Produktion als dem Studium seiner geschichtlichen und ästhetischen Entwickelung. Das Gleiche gilt nicht von den Schauspielern und ihrer Geschichte. Die Anschauung früherer Jahrhunderte nahm ihren Anstoß an Stand und Beruf des Schauspielers. Daß im alten Rom bis auf die Cäsarenepoche die Beschäftigung mit der Bühne Sklaven überlassen blieb, weil sie für entehrend galt und den Verlust des guten Namens nach sich zog, daran darf nicht erst erinnert werden. Freier dachten die Griechen, daß aber auch hier trotz aller Liberalität gewisse Vorurtheile gegen den Beruf des Schauspielers bestanden, dafür spricht der Vorwurf, welchen Demosthenes in seiner Rede pro corona gegen Aeschines erhebt, er habe die Bühne als Akteur betreten. Moliere, dem Ludwig XIV. auf Verwenden Racine's und Boileau's die Besorgung seines Bettes übertrug, um ihn durch dieses Amt in der königlichen Haushaltung gesellschaftlich zu heben, bekam von dem Lakaien, dem die Reinigung des Schlafzimmers anbefohlen war, die Erklärung zu hören, er werde die Beschimpfung nicht dulden, gleichzeitig mit einem Komödianten einen Dienst verrichten zu sollen. In den Annalen des älteren französischen Theaters glänzt der Name von Michel Baron als strahlendes Gestirn. Er selber rühmte von sich, daß die Natur höchstens im Laufe eines Jahrhunderts ein Herrschergenie gleich Cäsar hervorbringe, daß sie aber zwei Jahrtausende gebraucht habe, um einen Baron zu bilden. Und als eines Tages der Kutscher dieses Baron von den Dienern des Prinzen Condé Schläge bei einer Streitigkeit erhalten hatte, welche Antwort mußte sich dieser Baron auf die Beschwerde, daß seine Leute von den Leuten des Prinzen geschlagen wären, in das Gesicht schleudern lassen! „Que voulez-vous“, rief Condé. „Sagen Sie mir doch, wie ein Komödiant dazu kommt, Leute in Diensten zu haben?“ Als im Jahre 1743 Mitglieder von Drurylane sich mit einer Anklage ihrer Direction an den Lordkämmerer Herzog von Grafton gewandt hatten, und derjenige Mann, dessen Lebensbild dieser Artikel zu zeichnen versuchen wird, als Garrik Ihrer Herrlichkeit den Sachverhalt entwickelte, waren alle Bemühungen vergeblich, den Lord zu überzeugen, daß sich die Beschwerde auf Gerechtigkeit und Billigkeit begründe. Weßhalb? Der Herzog hatte zu wissen verlangt, wie hoch sich der Jahresgehalt der Schauspieler belaufe. Die Mittheilung, daß Garrik eine Gage von 500 Pfd. Sterl. beziehe, versetzte den Herzog nicht nur in Erstaunen, sondern auch in höchste Erregung. Ihre Herrlichkeit that den Ausspruch, es sei unbegreiflich und unverantwortlich, daß eine solche Summe an einen nichtsnutzigen Komödianten fortgeworfen werde, während einer seiner eigenen Vettern, der als Master bei der Flotte diene, für die halbe Bezahlung sein Leben zur Vertheidigung des Vaterlandes und des Königs wage.

Eine Anthologie solcher und ähnlicher Fälle ließe sich leicht um ein Ansehnliches vervollständigen. Verzichten wir auf die wohlfeile Mühe. Eine aufgeklärtere Gegenwart sühnt die Engherzigkeit der Vergangenheit. Vielleicht daß unsere Gegenwart sogar zu weit in dem Bestreben geht, älteres Unrecht wettzumachen, welches in Bezug auf die gesellschaftliche Achtung des Schauspielerstandes begangen worden. So will es uns mitunter bedünken, wenn wir von den Adulationen lesen oder Zeuge sind, mit denen auf verschwenderische Art hier und dort Leistungen einzelner Schauspieler, zumal der Schauspielerinnen, überschüttet werden. Einer solchen Zeit, dünkt uns ferner, wird die Erneuerung des Andenkens an einen Mann nicht unwillkommen sein, welcher in der Geschichte der Schauspielkunst eine in der That epochemachende Erscheinung ist, und den bereits die Zeitgenossen Englands Roscius nannten.

Ueber die Jugendgeschichte Garriks fassen wir uns kurz. Das

mag der Entschuldigung bedürfen, insofern die Methode wider den Gebrauch der modernen Biographen verstößt. Wir Neueren lieben es, ganz im Gegensatze zu den Alten, welche ohne Ausnahme die erste Jugendgeschichte ihrer Helden mit lakonischer Kürze abfertigen, gerade bei jener frühesten Periode ausführlich zu verweilen. Wo die Thatsachen dunkel sind, oder die Nachrichten völlig fehlen, tragen wir kein Bedenken, das wirklich Historische durch mehr oder minder gekünstelte Combinationen oder Hypothesen zu ersetzen. Ich habe an anderer Stelle auf die Erklärung dieses Unterschiedes zwischen der antiken und modernen biographischen Geschichtschreibung hingewiesen; die Erklärung ergiebt sich aus der gänzlich verschiedenen Anschauungsweise, mit der die Alten, und mit der die Neueren Verhältnisse und Zustände beurtheilen. Wir Modernen sind gewohnt auf das innere Gemüthsleben, auf Neigungen, Empfindungen und Anschauungen ein großes Gewicht zu legen, und deßhalb hat die Knabenzeit einen so großen Werth für uns, weil in ihr jene Vermögen sich vorzugszugsweise entwickeln, und wir in dem Verhalten während dieser Epoche den Schlüssel nicht nur für die Anlagen und Talente, sondern auch für die späteren Handlungen eines Mannes zu finden glauben. Dagegen fand im klassischen Alterthum eine derartige Berücksichtigung der psychologischen Vorgänge, der innern Seelenzustände wenig oder gar nicht statt, und der antike Biograph legte demgemäß den Schwerpunkt der Darstellung in das gereifte Mannesalter, das Thaten zeugt und Handlungen.

Garriks Geburt fällt auf den 20. Februar 1716; seine Geburtsstätte ist das Dorf Lichfield. Das Schicksal hatte David unbemittelte Leute zu Eltern gegeben; sein Vater war Capitän auf Halbsold. Den zehnjährigen Knaben that man in die Elementarschule des Orts. Der plagosus Orbilius, dessen Horaz gedenkt, kann kein ärgerer Plagegeist gewesen sein als Mr. Hunters. David lernte Nichts; die quecksilberartige Beweglichkeit, welche dem Knaben eigen, machte ihm den Aufenthalt in den engen und dumpfen Schulräumen zur Hölle. Bald erregten der Unfleiß und die lebhafte Agilität des Knaben den höchsten Zorn des Pädagogen, aber ebenso geschwind lernte jener, die Ausbrüche des Zornes von seinem Rücken abzulenken. Die Jagd auf freier Flur war dem Schuldespoten lieber als das Schulkatheder und der Schulstaub; dem Schüler war Alles verziehen, der in dem Moment, wenn die Bestrafung eintreten sollte, anzugeben vermochte, wo sich ein Volk Rebhühner merken lasse. Der junge Garrik zog aus der Schwäche seinen Nutzen und hatte überdieß seine Freude, den Quäler durch erdichtete Mittheilungen möglichst oft in den April zu schicken. Capitän Garrik mochte das Unzureichende in dem Unterrichte erkennen. Wenn auch die aufgeweckte Munterkeit und die wilden Streiche des Sohns dem Stolze des Vaters schmeichelten, der beharrliche Eifer und die systematische Beständigkeit, mit der David Bücher und Beschäftigung mit den Schulaufgaben floh, erfüllten den Capitän mit Besorgniß wegen der Zukunft. — Das Schicksal knüpft mitunter seine Fäden wundersam. Samuel Johnson hat seine Telty geheirathet; der „Schreiber" Johnson kann in Birmingham den ganzen Monat keine fünf Guineen verdienen. Die Existenz will gefristet sein. Johnson ist gesonnen, vom Schulmeisterhandwerk zu leben. Die Welt möge Notiz nehmen von der Ankündigung: in Edial bei Lichfield werden junge Herren in Pension genommen und im Lateinischen und Griechischen unterrichtet von — Samuel Johnson.

Bei Capitän Garrik wird Familienrath gehalten. Der Halbsoldoffizier und Lady Garrik, deren Vater, Mr. Klough, Vicar von Lichfield, und Mr. Hunters berathen. Objekt der Berathung ist ein unsühnbares Verbrechen, das David begangen. David hat sich in Heimlichkeit mit Altersgenossen aus dem Dorfe zusammengethan, nicht bloß mit Knaben, auch mit Mädchen. Im Wirthshause haben die Verschwornen vor den versammelten Gästen eine Komödie aufgeführt. Von David ist Alles eingeleitet und besorgt worden. Die Zuschauer haben David den lautesten Beifall gespendet. Se. Hochwürden erklärt hochentrüstet die That für ein Aergerniß des Kirchspiels und der Gemeinde. Mr. Hunters bedauert die unrettbar verlorene Respectabilität des Hauses, die Lady weint bitterlich um den „verlornen Sohn." Abstimmung und Beschluß endigen die stürmischen Debatten. David Garrik wird Pensionär bei Samuel Johnson; strengste Aufsicht und schonungslose Behandlung haben die Eltern gefordert.

Als Jean Paul auf entlegener Dachkammer in Leipzig nächtliche Arbeiten um die Gefangenenkost, um Wasser und Brot frohndete, hatten die Leute mit Fingern auf ihn wie auf ein der Menagerie entsprungenes Thier gezeigt, wie er ohne Zopf und mit offener Brust ohne Halstuch über die Straße ging; ja ein gewisser Magister in Richters Nachbarschaft hatte, vermuthlich sich nicht erinnernd, daß einst der Cyniker Diogenes im zerlumpten Gewande den Stolz Platos mit Füßen getreten, von dem Zopflosen und Nacktbalsigen die ungesäumte Abstellung des „öffentlichen Skandals" in peremtorischer Correspondenz gefordert. Aehnliches erfuhr Johnson, als er zu Lichfield den Kampf um Dasein und Geltung kämpfte. Das schaufelhütige Puritanerthum von Lichfield erblickte in der Anstalt zu Edial alsbald einen Stein des Anstoßes. Zunächst war Johnson bettelarm an äußern Glücksgütern, so arm wie nur immer ein Schriftsteller. Die ersten Schriftsteller waren Mönche und hatten als solche das Gelübde der Armuth abgelegt; die modernen Autoren haben nicht erst nöthig, einen solchen Schwur zu leisten. Johnsons Muse arbeitete unter einer elenden Decke, vor einem verrosteten Kamin, welcher von Feuer Nichts wußte, auf einem mit Sand bestreuten Fußboden; er arbeitete mit einem Wort, umgeben von allen Wappenbildern des Handwerks, die seit undenklichen Zeiten das Erbtheil der Schriftstellerei sind. Darum hätten sich nun freilich ehrenwerthe Gentlemen und Ladies von Lichfield wenig gekümmert, lebte man doch in einer Zeit, wo ein Otway noch vor Hunger sterben konnte, — ganz wie in unsern Tagen Gerhard von Nerval in Paris! — Aber dieser bettelarme Hungerleider Samuel Johnson besaß die Dreistigkeit, die unerhörte Anmaßung, — er, der armselige Wicht mit keinem Schilling in der Tasche! — ehrenwerthe Gentlemen und Ladies in Lichfield in ihren alten und gewohnten Geschirren und Garnituren zu stören, anders zu denken und anders zu sprechen als die Hochmögenden und Gestrengen. Kein Zweifel also, der Mann war nicht bloß ein Hungerleider, er war auch ein Müßiggänger und Taugenichts, er war überspannt und verrückt, seine Moralität nicht minder verdächtig als seine Religiosität. Hatte er doch den Sabbath durch das Schreiben von Versen geschändet. Keine Frage also, man erweist dem Kirchspiel eine Wohlthat, wenn man das gefährliche Subject so lange verlästert und gegen dasselbe intriguirt, bis es zum Abzuge genöthigt, bis es verdrängt worden. Wie die Angehörigen der übrigen Pensionäre Johnsons erhält auch Capitän Garrik anonyme Briefe und Warnungen von allen Seiten. Wieder wird ein Familienconcil anberaumt; sein Dekret lautet, David müsse aus der Anstalt herausgenommen werden.

Der Schüler wird von dem Lehrer getrennt. „Was ich kann und gelernt habe", schreibt Garrik zwei Decennien später dem Grafen Chesterfield, „daß ich nicht in Unwissenheit aufgewachsen und in Trägheit versunken, daß ich arbeiten und streben gelernt, daß mein Talent auf die richtige Bahn gelenkt, daß die Keime und Anlagen für die Poesie und Kunst, die in mir schlummerten, geweckt wurden: das Alles danke ich Johnson."

Nicht allein die Verläumdungen wider den Doctor, noch ein zweiter Grund ist Veranlassung gewesen, David von jenem zu trennen. Ein kinderloser Oheim hat den Knaben, seinen Pathen, nach Lissabon eingeladen, und da der Einladende nicht nur ein kinderloser, sondern auch ein reicher Weinhändler ist, so versteht sich die Erfüllung seines Wunsches von selbst. Unser Held soll in das Contor des Kaufmanns treten; er weigert sich hartnäckig. Der Frohsinn und die lustige Ungebundenheit des Knaben sind eine schrille Dissonanz in dem Haushalt des griesgrämigen Hagestolzes. Garrik kehrt

nach England zurück, um sofort Johnsons Unterricht und Umgang wieder aufzusuchen. Als Johnson nach London übersiedelt, folgt ihm der anhängliche Schüler. Der Onkel in Portugal stirbt; im Testament ist David mit 1000 Pfd. Sterl. bedacht. Der Tod räumt weiter in seiner Familie auf. Im Jahre 1738 erhält er die Nachricht, daß sein Vater dem Fieber auf Gibraltar erlegen, wohin ihn der Dienst gerufen; ein Jahr später wird die Wittwe begraben.

Die zärtliche Liebe für die ihm über Alles theure Mutter hatte Garrik bis dahin abgehalten, sich für die Bühne als für seinen Lebensberuf zu entscheiden. Die Frau empfand vor dem Theater eine unüberwindliche Abneigung. Kurz vor ihrem Tode ist David auf ihre dringenden Bitten eingegangen und als Compagnon in das Weingeschäft seines ältern Bruders Peter in Durham-Yard eingetreten. Jetzt wird das Verhältniß gelöst. Unter Johnsohns Anleitung bereitet sich Garrik mit ernsten Studien zwei Jahre für den Beruf vor, welchen er leidenschaftlich liebt, für den er von der Natur ausgezeichnete Anlagen erhalten hat.

Wenn Schauspieler diese Skizze lesen, mögen sie für einen Augenblick innehalten. Es rächt sich allemal bitter und empfindlich, wenn bei der Bestimmung über den Beruf vorschnell verfahren wird und mit nicht ausreichender Prüfung derjenigen Momente und Faktoren, welche bei der Entscheidung in Ansatz zu bringen sind. Am Bittersten aber und Empfindlichsten rächt sich vorschnelle oder leichtfertige Entscheidung bei der Berufswahl des Schauspielers. Weßhalb klagt man heute, und mit Recht, über die unzureichenden Leistungen der Mehrzahl unsrer Schauspieler? Die Klagen sind gerechtfertigt, weil so unendlich oft Kräfte sich der Bühne widmen, welche den Anforderungen derselben in keiner Weise gewachsen sind. Der äußere Schimmer und Glanz, der von der Welt der Bretter und Lampen ausstrahlt, blendet und besticht so häufig; die angehenden Kunstjünger geben sich romantischen Illusionen hin, sie träumen von Lorbeer- und Goldregen, von Ehre und Gewinn. Die meisten dieser Hoffnungen gehen an der realen Wirklichkeit schmählich zu Scheiter. Der Bühnenberuf macht sehr ernste Voraussetzungen und Anforderungen an die moralische Charakterintegrität seiner Jünger, an den Grad ihrer intellektuellen Ausbildung, an die natürliche Begabung und Befähigung. Das wird gewöhnlich übersehen und vergessen; man geht insgemein zum Theater ohne die reife Ueberlegung und ohne die gewissenhafte Prüfung, ob die Gaben und Mittel vorhanden, welche zum durchschlagenden und nachhaltigen Erfolge unerläßlich nothwendig sind. Garriks Beispiel verdient in dieser Hinsicht als ein nachahmungswerthes Muster hervorgehoben zu werden. Schon als Kind hat er theatralische Vorstellungen arrangirt; die innere Stimme sagt ihm, daß er für die Bühne besser als für einen andern Beruf organisirt ist. Die Prüfung seiner Fähigkeiten fällt günstig aus. Dennoch hält er mit dem entscheidenden Schritte zurück, theils aus kindlicher Pietät für die kranke Mutter, welcher der Stand verhaßt ist, theils weil er, von Dünkel und Selbstüberhebung fern, an seinem Talente zweifelt. Die Fügung des Schicksals räumt das erste Hinderniß hinweg, und die Bedenken und Zweifel an seiner Befähigung weichen allmälig einem wachsenden und erhöhten Selbstvertrauen. In richtiger Selbstkritik zügelt er die brennende Ungeduld, als Akteur zu glänzen. Zwei Jahre verwendet er an der Hand eines verehrten Meisters, zwei Jahre energischen Studiums, nicht um wohlfeile Kulissengeheimnisse und dürftige Garderobemysterien zu erlauschen, etwa die Bereitung und Verwendung der Schminke, den Faltenwurf des Kostüms und ähnliche Dinge mehr, auf welche unsre modernen Schauspieler ein Gewicht legen, als wären diese Kleinigkeiten das Alfa und Omega der dramatischen Kunst: Garriks Studien sind wissenschaftliche Vorbereitungen, er vertieft sich in Shakspere, er liest mit Johnson die Dramen der Griechen und Römer, er lauscht mit hingebender Aufmerksamkeit den Erklärungen des erfahrenen Freundes.

Unsere weitere Darstellung werde noch auf eine Minute durch eine Abschweifung aufgehalten, welche zu nahe liegt, als daß wir sie uns nicht gestatten sollten. Garriks Mutter ist gegen die Berufswahl ihres Sohnes; ihre Abneigung gegen den Schauspielerstand beruht nicht auf einer singulären Caprice, nicht auf einer vereinzelten Antipathie; sie theilt das Vorurtheil mit der gesammten öffentlichen Meinung. Der Gegenstand ist bereits in der Einleitung berührt; wir fügten hinzu, daß die moderne Anschauung jene in gründlicher Weise korrigirt habe. Unsre Zeit, wurde bemerkt, hat die Vorurtheile gegen den Bühnenberuf aufgegeben; sie gewährt dem Schauspieler als solchem nicht nur volle Achtung und Gleichstellung in der bürgerlichen Gesellschaft, sie kommt dem verdienten Künstler mit Hochachtung und Huldigung entgegen. Zweifelsohne liegt in dem Verhältniß ein unleugbarer Fortschritt. Bei einer genaueren Untersuchung ergibt sich jedoch, daß es mit diesem Fortschritt ähnlich wie mit manchem andern bestellt ist, den wir nicht genug zu rühmen wissen, und auf dessen Errungenschaft wir uns nicht wenig einbilden. Nicht Alles, was glänzt, ist lauteres Gold. Man muß bei einer reiferen Ueberlegung die Behauptung, das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand sei verschwunden, dahin modificiren, es sei verringert und gemildert, aber keineswegs vollständig aufgehoben. Die Huldigungen, mit denen heute bevorzugte Künstler und Künstlerinnen überschüttet werden, beruhen sie auf der innern sittlichen Achtung vor dem Künstler und auf der reinen Liebe zur Kunst? Oder ist nicht jene Verehrung, zumal den Künstlerinnen gegenüber, meistens mit sehr äußerlichen und sinnlichen Elementen vermischt? Kann man von einer gesellschaftlichen Gleichstellung wirklich mit Berechtigung reden? Der Schauspieler ist zwar der Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme und eines allgemeinen Interesses, allein wenn man die Motive abwägt, welche die Theilnahme und das Interesse hervorrufen, begeht man schwerlich mit dem Vorschlage weder einen Irrthum noch ein Unrecht, statt Interesse und Theilnahme: Neugierde und Koketterie zu schreiben. Die Salons der Aristokratie, die Säle der Parvenüs unter den Banquiers und Kapitalisten öffnen sich den künstlerischen Notabilitäten, weil das einmal die Mode mit sich bringt und der gute Ton, weil der Patron mit dem von ihm geübten Mäcenatenthum prunken will, weil man ferner das gefällige Wesen des Standes, das geschmeidige Conversationstalent des Liebhabers oder die Kehle der Primadonna zum Aufputz und zur Unterhaltung der Gesellschaft zu benutzen beabsichtigt. Je weiter man die gesellschaftliche Scala herabsteigt, desto auffälliger kann man in den eigentlich bürgerlichen Kreisen, in dem Mittelstande das Fortbestehen des Vorurtheils gegen den Schauspielerstand wahrnehmen. Schrickt nicht fast jede Familie aus der bezeichneten Sphäre zusammen, wenn einer ihrer Angehörigen sich dem Theater widmen oder sich gar mit einem Bühnenmitgliede verheirathen will? Es sollte und könnte anders sein. Wir alle sind im gewissen Sinne Schauspieler und Komödianten; wir alle spielen unsre Rolle; Jedem von uns ist seine Partie übertragen. Der große Director alles Seins hat uns Engagement gegeben, das Leben; sein Kassirer, das Gewissen, hält mit uns Allen Abrechnung und zahlt die Gage.

Die Directoren einer reisenden Gesellschaft, William Giffard und George Dunstall, genossen die Ehre, daß Garrik bei ihnen im Spätsommer 1741 sein erstes Debüt zu Ipswich machte. Johnson hatte zu einem Auftreten in London gerathen; bescheidenes Mißtrauen in das eigene Können hielt unsern Helden ab, dem Rathe zu folgen. Aus dem nämlichen Grunde spielte er auch wohl unter dem angenommenen Namen Lyddal. Wir pflegen im Bewußtsein unsrer geistigen Superiorität vornehm zu lächeln, wenn wir von dem Lampenfieber angehender Schauspieler hören; man ist geneigt, von Debütanten, die vor der Vorstellung zagbaft und befangen sind, nicht viel zu halten. Garriks Debüt, welches ungemein an das Verhalten Heinrichs IV. von Navara vor einer Schlacht erinnert, beweist schlagend, wie wenig gerechtfertigt ein solches Prognostikon ist. Als er aus den Coulissen heraustreten sollte, überfiel ihn ein krampfhaftes Zittern,

die Zunge war ihm gelähmt, der Dienst der Glieder versagte. Schon stand der Unternehmer im Begriff, die Krankheit von Mr. Lyddal und damit die Unterbrechung der Vorstellung dem Auditorium anzuzeigen, als Garrik, die Schwäche der rebellischen Nerven siegreich niederkämpfend, seine Partie begann. Eine vollständige Verwandlung hatte sich mit ihm vollzogen. Mit der höchsten Ruhe und Sicherheit, mit einer Bestimmtheit und Festigkeit, als hätte er bereits ein Menschenalter auf den Brettern sich bewegt, spielte er seine Rolle, Alboan im „Oronoso" von Harry Wildair. Selbst literarischen Feinschmeckern wird heute das Stück sowohl als sein Verfasser gänzlich unbekannt sein. Das Haus ward enthusiasmirt; die Versammlung hallte wieder von lauten, anhaltenden Cheers. Mit jedem Abende wuchs der Beifall und die Anerkennung. Bis auf die heutige Stunde ist Ipswich stolz, Garrik zuerst gesehen und aufgemuntert zu haben.

Ein kurzer Aufenthalt von wenigen Wochen gab Garrik die Ueberzeugung, daß er sich mit den Kollegen in London, selbst mit den damals gefeiertsten Koryphäen Harper und Colley Zibber messen könne. Am 19. Oktober 1741 trat er zum ersten Mal als Richard III. auf der Bühne in Goodmannsfield auf. Die Wahl des Hauses wie des Stückes war durch die Rücksicht auf die Agitation des von Pope und Johnson unlängst gestifteten Shakspereklubs bestimmt worden. Der Verein bezweckte die häufigere und bessere Darstellung Shakspereſcher Dramen; auf den fashionablen Theatern der Hauptstadt, in Drurylane und Coventgarden, hatte der Klub keinen Anklang, seine Tendenz kein Terrain gewinnen können. Die Bühne von Goodmannsfield, bis dahin ein kleines, wenig beachtetes Vorstadttheater, verstand sich zu der Neuerung; zu ihrem Vortheil, wie der Erfolg lehrte. Der Beifall in Ipswich, so allgemein und laut er gewesen sein mochte, war ein Nichts gegen den Beifall, den Garrik in London einerntete. Caesar's: veni, vidi, vici galt von dem jugendlichen Gaste. Alle Welt drängte sich nach Goodmannsfield; das kleine Vorstadttheater zeigte Abend für Abend den Glanz von St. James und Grosvenorsquare, Drurylane und Coventgarden standen verödet. „Ich besorge", sagte Pope zu Lord Orvery, „dieser junge Mann wird mit Gewalt dem Theater entrissen werden, weil Niemand den Muth haben wird, sich mit ihm zu messen."

Tagaus tagein füllte Garriks Spiel das Haus und die Kasse von Goodmannsfield. Ein kärglicher Wochengehalt von 3 Pfd. Sterl. 7 Schill. war sein Lohn. Das haben Künstler und Schriftsteller mit einander gemein, daß nicht selten ihre Leistungen ihre Auftraggeber statt sie selber bereichern. Der Theaterdirector bezahlt die Monatsgage, der Verleger honorirt den Bogen. Insofern indeß ist der Schauspieler doch günstiger gestellt als der Schriftsteller, als dem Erstern, wenn er wirklich Tüchtiges leistet, nach abgelaufenem Contract dieselbe oder eine andere Direction ein neues, vortheilhafteres Engagement anträgt, während bei dem Buchhändler das Bogenhonorar stets das nämliche bleibt. Daß es mehr Arbeit und Mühe kostet, mehr Talent und Geschick erheischt, einen Gegenstand auf einem Bogen zu erschöpfen, als ihn auf sieben Bogen breit zu treten, kommt bei der gewöhnlichen Praxis nicht in Betracht. Mögen immerhin sieben Bogen leichter zu schreiben sein als ein einziger, dafür verkaufen sich sieben Bogen sieben Mal theurer. Wie hoch hätte sich das Honorar der Odyssee belaufen, wäre die Odyssee bogenweise bezahlt worden? Wahrscheinlich noch lange nicht so hoch als das Honorar von „Soll und Haben", und in der commerziellen Algebra würde sich das Verhältniß gestellt haben: Odyssee = $^1/_3$ Soll und Haben.

Was wir eben als die allgemeine Regel hingestellt, findet sich in dem concreten Falle bestätigt, von dem wir handeln. Die vortheilhaften Anträge blieben nicht aus, sobald Garrik sich einen Namen verschafft. Die Gunst des Publikums gehörte ihm ganz. Die Besitzer von Goodmannsfield boten ihm beim Beginn des Jahres 1742 für jede Rolle die volle Hälfte der Bruttoeinnahme. Für den Sommer desselben Jahres erging an ihn eine ehrenvolle Einladung zu einem Gastspiel nach Dublin, die er bereitwillig annahm. Von diesem irischen Gastspiel datirt sein europäischer Ruf.

Es begreift sich leicht, daß am Zurückhaltendsten in der Anerkennung Garriks eigene Kollegen waren. In der Theaterwelt herrscht Krieg Aller gegen Alle. Der Neid und die Eifersucht sind chronische Krankheiten des Schauspielerstandes. Als Garrik mit der Darstellung des Lear in der Wintersaison 1741 einen unglaublichen Erfolg errang, gab Quin in Drurylane, der bis dahin diese Rolle als sein Monopol betrachtet hatte, die Parole aus: „Garrik ist eine neue Sekte. Die Dissenters werden eine Zeitlang von sich reden machen, dann aber wird Alles wieder wie zu Whitfields Zeiten in den Schooß der Kirche zurückkehren." Die Bemerkung war sehr boshaft. Ein paar Jahre ehe Garrik auftrat, hatte ein gewisser Whitfield, ein durchaus verdienstloser Schauspieler, der aber hübsch war, und den in wirksamer Weise unsichtbare Einflüsse unterstützten, in Coventgarden auf kurze Zeit Furore gemacht. Das Strohfeuer verflackerte jedoch sehr bald; der bewunderte Mime von Coventgarden mußte als Clown in einer Seiltänzerbude den Unterhalt suchen. Bei den Zusammenkünften und in den Tabernen der Schauspieler wurde mit mitleidigem Achselzucken von der Garrikmanie und dem Garrikfieber gesprochen. Da war kein Hund so armselig, der sich nicht für berechtigt gehalten, sein Bein gegen den großen Künstler aufheben zu dürfen. Garrik war ein Neuling in seinem Berufe. Hätte er die Erfahrung der spätern Jahre besessen, er hätte das hämische Wispern und Flüstern in den Kreisen der Kollegen unbeachtet gelassen. Jetzt war seine Haut noch nicht gegen bissige Wespenstiche und vergiftete Pfeile gestählt und abgehärtet. Die abfälligen und mißgünstigen Urtheile der Standesgenossen konnten ihm kein Geheimniß bleiben; sie hatten ihn lange gereizt. Als ihm die Aeußerung Quins mit dem Zusatz hinterbracht wurde, daß dieselbe als trefflicher Einfall allseitig belacht werde, riß ihm die Geduld. Er antwortete in einem Epigramm, das auf sein Veranstalten an die Straßenecken geschlagen wurde. Für Persönlichkeiten und Skandal besitzt das Publikum aller Orte und aller Zeiten eine besondere Empfänglichkeit und Vorliebe; es findet sich unterhalten und nimmt gern Partei, wo Animositäten sich an einander reiben. Mehr als seine künstlerischen Leistungen trug das Epigramm dazu bei, Garriks Beliebtheit festzustellen und seine Popularität zu vermehren. Die Verse sind erhalten. Pope Quin, schrieb Garrik:

> Pope Quin, who damns all churches but his own,
> Complains that heresy infects the town:
> That Whitfield-Garrik has misled the age
> And taints the found religion of the stage:
> Schism, he cries, has turn'd the nation's brain,
> But eyes will open, and to church again!
> Thou great infallible, forbear to roar,
> Thy bulls and errors are rever'd no more;
> When doctrines meet with general approbation,
> It is not heresy, but reformation.

In freier Uebersetzung:

> Papst Quin, der Eiferer, verdammt,
> Nur seiner Kirche hold, all' andre insgesammt;
> Schilt laut, daß Ketzerei sich durch die Stadt verbreitet,
> Daß Whitfield-Garrik jetzt die Menschen irreleitet
> Und keck der Bühne hergebrachte Lehre
> Durch Tand und Neuerung verkehre.
> Satirgeist, ruft er aus, benebelt Klein und Groß.
> Geduld! Der Rausch verfliegt. Man kehrt zur Kirche Schooß.
> Betrüglich Oberhaupt, trag' still dein Mißgeschick,
> Den Bullen deines Wahns fehlt jetzt Gewicht und Glück.
> Wird allgemeines Lob der wüth'gen Neuerung Lohn,
> Dann ist's nicht Ketzerei, nein — Reformation!

Aufrichtig gestanden, wenn wir unser Urtheil über das Epigramm abgeben sollen, uns erscheint sowohl der poetische Werth als der Witz gering, ganz abgesehen davon, daß wir in der Veröffentlichung an sich eine nicht zu billigende Uebereilung erblicken müssen. Es ist einer wirklichen Begabung nicht würdig, auf die kleinlichen Angriffe einer in der Selbstliebe und in dem Eigendünkel verletzten Persönlichkeit zu antworten. „Der Hund bellt — die Karawane zieht vorüber", heißt es in Ali's sinniger Spruchweisheit.

(Schluß folgt.)

Die Kunst unserer Tage.

* Durch die „Geschichte der bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert“ von Anton Springer ist die Kunstgeschichte um ein schätzenswerthes, mit ebenso viel Fleiß als Ernst gearbeitetes Werk bereichert worden. Es gehört einem Gebiete an, auf welchem das Urtheil durch die unmittelbare Nähe der Gegenstände, die es zu beleuchten hat, erschwert wird, und auf dem außerdem gewaltig viel Zerfahrenheit und Willkür herrscht. Der Verfasser, welcher der zunehmenden und erstarkenden realistischen Richtung der Kunst das Wort redet, wird manchen Widerspruch erfahren von Seiten der Idealisten, welche jetzt hier wie überall, in der Poesie, der Musik, den bildenden Künsten, sich mit Entrüstung gegen den Realismus auflehnen. Er verkennt nicht, daß die Vorfechter des letzteren vielfach sündigen, daß sie in den Gedanken roh, in den Farben maßlos sind, aber sie sündigen aus jugendlichem Uebermuth und aus Unerfahrenheit; sie suchen wenigstens den richtigen Weg der Verständigung mit dem umgebenden Leben, während sich von diesem die Idealisten immer mehr entfernen. Springer behandelt nach einander die deutsche Kunst, die belgische Schule, die französische Kunst, die englischen Bestrebungen und die von Italien, Spanien, der Schweiz, den skandinavischen und slawischen Ländern. Das Buch Springers verlangt eine eingehende Besprechung, der wir die Mittheilung einer übersichtlichen Skizze des jetzigen Zustandes der bildenden Künste vorausschicken. In ihr giebt am Schlusse seines Werkes der Verfasser zugleich eine Zusammenfassung der im Laufe der Betrachtung gewonnenen Resultate.

„Einen einheitlichen Baustil, welchem die Gegenwart ein bestimmtes Gepräge aufdrückte, der als ein organischer Ausdruck unserer Anschauungen gelten könnte, fanden wir nicht vor. Auf architektonischem Gebiete zeigte sich die moderne Bildung der frischen schöpferischen Kraft bar. Wir beklagen dies nicht, weil wir die Unmöglichkeit einer concreten architektonischen Schöpfung durch eine reflectirte Kultur einsehen, und verschließen auch nicht das Auge vor dem Guten und Tüchtigen, welches die moderne Bauthätigkeit offenbart. Zunächst muß die gründliche Vertiefung in das Wesen der vergangenen und durch Tradition geheiligten Bauweisen als ein besonderer Vorzug unserer Kunst betont werden. Wir können uns nicht der Nachbildung derselben entschlagen, wir bauen nach alten Mustern, aber wir bauen so, daß unsere Nachbildungen die Vergleichung mit dem Original nicht scheuen dürfen. Wir ahmen die Meisterwerke der ältern Perioden nicht allein nach, wir verstehen auch dieselben und legen dieses Verständniß in unsern Werken treu nieder. Welche reine Wiederbelebung die antike Architektur durch Schinkel und seine Genossen erfahren hat, ist allgemein bekannt. Die Renaissance der Gothik, die Vertiefung in die mittelalterliche Bauweise umfaßt noch weitere Kreise. Die Gothik wurde uns Deutschen zunächst durch die neuerrichtete Kölner Bauhütte nahegebracht. Nicht bloß mit liebevoller Treue wird das Riesenwerk fortgesetzt, auch das tiefe Verständniß, das vollendete Handwerk, die frische Phantasie unserer zeitgenössischen Werkleute müssen wir bewundern. An die Kölnische Bauhütte knüpft sich auch die glückliche Auffrischung der mittelalterlichen Plastik, es wird uns durch Mohr's Werke der Beweis geliefert, daß man das Wesen der christlichen Sculptur wiedergeben könne, ohne unsern empfindlichern Formensinn zu verletzen. Und nicht Deutschland etwa allein, auch England, ja dieses in noch viel höherm Grade, hat sich mit inniger Liebe der gothischen Architektur zugewendet und die schwierige Aufgabe, dieselbe unsern Bedürfnissen und Anschauungen anzupassen, in vielen Werken glänzend gelöst. Unsere Baukunst ist aber noch mehr als eine gründliche und verständige Restauration alter Stile. Die künstlerischen Vorzüge, die ein Individuum aus sich heraus entwickeln kann, werden bei unsern Architekten nicht vergeblich gesucht. Schönheitssinn, Geschmack, technische Gewandtheit sind in London wie in Berlin und Hamburg, in München und Hannover wie (wenigstens in der letzten Zeit) in Wien zu Hause. Ja noch mehr und Größeres wurde versucht. Es giebt nur einen einzigen Weg, aus der gründlichen Nachbildung der traditionellen Weisen allmälig zu einer gewissen Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit zu gelangen. Wir kennen die Grundlagen der erstern. Lassen sich dieselben nicht in einzelnen Fällen noch weiter und höher entwickeln, nicht aus den gegebenen traditionellen Elementen neue Verbindungen herstellen? Das Problem ist aufgeworfen; es kann, es wird gelöst werden. Zunächst sind es freilich nur verständige Combinationen, die sich als Lösungen ankündigen. Aber die rohe mechanische Mischung, die Afterbildungen sind wenigstens beseitigt. Betrachten wir nur die energische Baubewegung auf deutschem Boden. Als Eisenlohr seine Eisenbahnbauten in Baden an den Holzbau anlehnte, warf er einen zündenden Funken in unsere Kunst. Er zeigte, wie die Architektur auf Land und Leute bezogen werden müsse, wie ihr das Gepräge der Naturnothwendigkeit gegeben werden könne. Als Hübsch in seinen Entwürfen und Ausführungen es versuchte, antikes Ornament mit romanischer Flächengliederung zu verbinden, den todten Architrav verbannte, den Rund- und flachen Stichbogen zu Ehren brachte, bewies er, daß die Reihe constructiver Erfindungen noch nicht geschlossen sei. Ob Stier in Berlin oder Bürklein in München den Schatz heben werden, ob ein Deutscher, ob ein Britte die Bahn brechen, ob und in welcher Weise antike Harmonie den mittelalterlichen Bauformen oder die strenge Erhabenheit des christlichen Geistes griechischen Baugestalten einverleibt werden kann, oder ob wir ganz und gar zur Tradition zurückkehren werden, können wir nicht sagen. Es ist wahrscheinlicher, daß sich ein Glied der Entwickelung an das andere allmälig anlegen und erst eine ferne Zeit den Abschluß und die Vollendung schauen werde. Genug, daß wir unserer Architektur die Entwickelungsfähigkeit nicht absprechen können, den Beginn einer gesunden architektonischen Anschauung erlebt haben.

Die Herrlichkeit der Griechenzeit wird unsere Sculptur niemals erblicken; zum unbedingten Stillstande und Verfalle ist sie deßhalb aber noch nicht verurtheilt, auch wenn wir eingestehen, daß ein Wirken im Geiste der Antike, wie es Thorwaldsen z. B. durchführte, nur in den seltensten Fällen eintreten und die allgemein gültige Richtung unserer Kunst nicht bestimmen könne. In der sogenannten Genreplastik tritt uns ein noch nicht ausgelebter Kreis entgegen, der frische, ursprüngliche Ideen verlangt und ideale Formen willkommen heißt. Unsere Helden in die Gestalt eines Achilles hineinzupressen, das geht nicht an; aber unsere Hirten, Jäger, Fischer in ein ideales Gewand zu hüllen, das unmittelbare Leben mit und in der Natur in einem verklärten Lichte zu schauen, darin liegt keine lächerliche Sentimentalität, weil unsere mechanisirte Bildung allerdings alle unmittelbare, sinnliche, frische Thätigkeit allmälig in eine mythische Ferne entrückt, und ganze, volle Menschen, welche das ökonomische Princip von der Theilung der Arbeit nicht bereits an ihrem Charakter und äußern Formen auch ausgeprägt haben, welche nicht als unselbständige Theile eines ausgedehnten Ganzen existiren, immer seltener werden.

Die Genreplastik wird häufig feiner individualisiren müssen, als es der hohe Stil der Alten verlangte. Dies wird aber umsoweniger stören, als das realistische Princip den wichtigsten Kreis der modernen Plastik, welcher das Gedächtniß unserer Helden feiert und einen historischen Charakter annimmt, unbedingt beherrschen muß. Hier gilt kein Schwanken und unsicheres Tasten, hier müssen wir uns entscheiden, entweder die Gestalten von Männern, deren persönliches Wirken im Gedächtniß der Nachwelt festgehalten werden soll, in eine allgemeine, ihre Individualität verbergende Maske zu hüllen, oder auf Kosten traditioneller Stilforderungen die vollkommene Wahrheit als das erste Bildungsgesetz gelten zu lassen.

Sollte die Entscheidung noch schwanken, die Erwägung der eigenthümlichen Natur der Plastik den Glauben an die Herrschaft des Realismus erschüttern, so muß man den Blick auf das Gebiet der Malerei lenken, wo das realistische Princip noch viel mächtiger zutage tritt und als der allgemein bestimmende Grund unserer

Kunst sich offenbart. Einzelne bevorzugte Geister werden noch immer der idealen Richtung nachleben, den Formen der Wirklichkeit nur soweit einen Werth beilegen, als sie den Ausdruck großer und mächtiger Gedanken bilden, in den letztern eine auch über die äußern Formen ausgedehnte schöpferische Macht verehren. Als Durchschnitt und Regel jedoch behauptet sich die realistische Kunst, wie auch diese vorzugsweise, wenn nicht gar ausschließlich von der Volksbildung und den allgemein gültigen Anschauungen getragen wird. Wir lernten die Noth unserer größten Idealisten kennen, mit den natürlichen Ausdrucksmitteln der Malerei auszureichen, ihre stete Bedrängniß, daß die Ideenfülle das Formengefäß nicht überfluthe, ihre dauernde Gefahr, die gesetzmäßigen Schranken der Kunstgattung zu überschreiten. Wir sahen auf der andern Seite die realistische Richtung in merkwürdig rascher Weise fortschreiten und von einem Siege zum andern eilen. Schon daran könnten wir eine Richtschnur finden, wenn es gilt zu entscheiden, ob sich die Gunst der Zeit nach rechts oder nach links wende. Die absolute Gewißheit darüber, welches Princip zur Herrschaft in der Kunst der Gegenwart berechtigt und berufen sei, giebt übrigens nicht die besondere kunstgeschichtliche Betrachtung, sondern allein die allgemein geschichtliche Prüfung der Verhältnisse und Zustände unsers Lebens. Wir konnten hier auf diese Prüfung unserer geschichtlichen Zustände nicht eingehen, sondern mußten uns mit dem Aussprechen der Resultate und der Versicherung begnügen, daß wir an tausend und abermals tausend Zeichen der Zeit im Realismus das herrschende Princip der modernen Phantasie erkannten. Daran werden wir auch bis auf eine bessere Belehrung festhalten. Nur die eine Furcht wollen wir noch beschwichtigen, daß, wenn jede Kunstgattung und jedes Kunstwerk dem Realismus huldige, eine entsetzliche Einförmigkeit in unserer Kunstthätigkeit walten werde. Ist der Realismus ein kräftiges und lebendiges Princip, befähigt, die Wurzeln unsers geistigen Daseins und Wirkens zu nähren, so wird er innerhalb seiner Grenzen schon eine reiche und mannichfaltige Gliederung gestatten, und namentlich jeder nationalen Eigenthümlichkeit ihr Recht und ihre Weise lassen. Es ist durchaus unwahr, daß die beiden Hauptvölker auf dem Gebiete der Kunst, die Franzosen und Deutschen, in ihrer Thätigkeit sich gegenseitig ausschließen. Die Lieblingsmeinung unserer Kritiker, zu uns sei das Reich des Idealismus gekommen, die französische Kunst befahre dagegen realistische Geleise, ist eine jener banalen Phrasen, die gedankenlos nachgebetet werden, ohne daß sich Jemand die Mühe ihrer nähern Prüfung nimmt. Gemeinsame Grundsätze der Bildung haben die Kunst der einzelnen Nationen gegeneinander erschlossen, ein übereinstimmendes Wirken, ein gleichartiges Streben nach demselben Ziele hervorgerufen. Wir begegneten der idealistischen Kunstrichtung auch in Frankreich, wir sahen ein mächtiges Anstreben realistischer Wirkungen auch in Deutschland. Trotz dieser tiefern Uebereinstimmung wird doch Niemand ein französisches mit einem deutschen Kunstwerke verwechseln; Jeder auf den ersten Blick dort das größere Handgeschick, den regern Eifer, die alten Formentraditionen aufsuchen, hier das energische Streben nach Selbständigkeit, das weniger geübte, aber tiefer beseelte Auge erkennen, und in jeder Linie und in jedem Farbentone den Einfluß der nationalen Anschauungen fühlen. So wird es auch in der Zukunft bleiben. In der Zukunft! Giebt es denn aber auch eine Zukunft der Kunst? Seit Jahren wandelt die dumpfe Furcht um, das Leben der Kunst sei in der Vergangenheit bereits abgeschlossen, unserm industriellen, materiell gesinnten Geschlechte, dem Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen seien andere Aufgaben als das Pinseln und Meißeln gestellt. Wir und die Menschen, die nach uns kommen werden, unterwerfen die Erde und die Natur unmittelbar dem Geiste. Was bedarf es dann noch ihrer Verklärung, ihrer Annäherung an geistiges Wesen durch die Kunst? Wer den Glauben an die ewige Wirksamkeit der Phantasie nicht in sich hat, wer da meint, die Kunst sei ein Confect, das wohl trefflich schmecke, aber zur Ernährung keineswegs beitrage, sie sei nicht vielmehr das tägliche Brot des Geistes: mit dem kann man nicht rechten, weil man sich mit ihm über die obersten Begriffe und Grundsätze nicht einigen wird. Der Kenner der menschlichen Natur fühlt keine bange Sorge um die Zukunft der Kunst, weil er von dem ewigen Bestande ihrer Wurzel, der Phantasie, überzeugt ist. Eine größere Bangigkeit beschleicht uns, wenn wir an die Künstler der Gegenwart denken, die vielfach, dem Himmel sei es geklagt, von ihrem Berufe kaum eine bessere Meinung hegen als die ärgsten Kunstverächter, weder den Charakter der Zeit erkennen wollen, noch in dem Wesen ihrer Kunst recht heimisch sind, und auf diese Art der Krisis und den schwankenden Zustand der modernen Kunst über Gebühr verzögern."

Neue Dramen.

= Bremen, 25. November. Unter den Novitäten, welche während dieser Saison auf hiesiger Bühne bereits zur Aufführung gekommen sind, zog neben dem noch näher zu besprechenden Schauspiele von Wolfsohn "Nur eine Seele" das nach Auerbach's gleichnamiger Novelle von Reichenbach bearbeitete Volksschauspiel "Barfüßele" unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der geringe Erfolg, den es hier bei seiner zweimaligen Aufführung hatte, kann bei der Beurtheilung des Stückes nicht allein maßgebend sein; der interessante Novellenstoff ist sehr geschickt den Anforderungen der scenischen Oeconomie anbequemt, und die Charaktere erscheinen ganz in der Frische und Lebendigkeit, die uns in Auerbachs rothbäckigen Schwarzwäldlern so sehr anzieht; der Dramatiker hat hierbei wenig zu thun gehabt. Aber Novelle und Drame, Schwarzwald und Coulissen, Fichtenduft und Lampenlicht — Bauern und Schauspieler! — Es giebt Dinge, die schlechterdings einer Vermittlung nicht fähig sind, und dazu gehören unstreitig die erwähnten Gegensätze. Nicht als ob man aus einer Novelle nicht ein Drama machen und den Schwarzwald nicht auf dem Theater darstellen dürfte — aber es giebt gewisse Grenzen, die das Gebiet der Novelle so wie das des Drama's bestimmen. Der Novelle mag es gestattet sein, ihre Charaktere mit stahlstichartiger Genauigkeit selbst in den geringfügigsten Details zu zeichnen, ihren Eigenthümlichkeiten bis auf die verborgensten Regungen nachzugehen und sie unter hunderterlei verschiedenen Lichtern der Betrachtung hinzustellen; mögen sie nun handelnd auftreten oder mit sich handeln lassen, mögen sie leiden oder sich herzhaft gegen die slings and arrows des Lebens wehren; je deutlicher uns das Leben geschildert ist, desto mehr werden uns die Charaktere interessant sein. Das Drama verlangt ebenfalls deutliche Charakterzeichnung; aber nur unter dem einen Gesichtspunkte der Handlung; dadurch aber wird der dramatische Charakter interessant, daß wir ihn sich aus seiner Handlung entwickeln sehen; daß wir fortwährend die Uebereinstimmung zwischen seiner Gesinnung und seinem Handeln erkennen, und das Interesse an ihm wird wachsen, je consequenter seine Handlung der Gesinnung folgt, und je höher und edler das Ziel, welches er erstrebt. Wo diese Uebereinstimmung mangelt, oder wo gar Gesinnung und Handlung im Widerspruche stehen, tritt keineswegs Interesselosigkeit ein; sondern es macht sich dann im Gegentheil das komische Element geltend, welches um so interessanter werden muß, je auffälliger die Widersprüche sind. Im "Barfüßele" nun fehlt ein überaus wichtiges Moment, nämlich "die Handlung selbst", ohne welche nicht wohl ein Drama zu denken ist. Der detaillirten Charakterzeichnung wird die ganze Wirkung überlassen, und so fällt denn das Stück in eine Reihe von, wenn auch noch so wahren Lebensbildern aus einander. Alle Charaktere laufen neben einander her, ohne sich für bestimmte Zwecke zu vereinigen oder sich in Erreichung eines bestimmten Zweckes feindselig zu begegnen; nirgend ist daher die für das Drama so unerläßliche Verwickelung zu bemerken, daher auch am Schluß eine, wie man zu sagen pflegt, bei den Haaren herbei-

gezogene Auflösung. Dann das, was das Wesen des Drama's ausmacht, die Begegnung verschiedener, sich widerstrebender Interessen, tritt merkwürdiger Weise erst in der letzten Scene des letzten Aktes ein; das Stück hört also dort auf, wo es erst anfängt als Drama interessant zu werden; der alte Friedbauer muß daher mit seiner dargestellten Hartherzigkeit, seiner etwas unglaublichen romantischen Erzählung und seiner gutherzigen Einwilligung noch in aller Eile den großen Fehler gut machen, den sich der Dramatiker hat zu Schulden kommen lassen.

Dazu kommen noch sehr matte, auf gar keinen Effekt berechnete Aktschlüsse. Wenn das Drama interessiren soll, muß mindestens der Ausgang jedes Aktes auf den folgenden vorbereiten und dadurch das Gefühl im Zuschauer erwecken, welches wir Spannung nennen. Diese Anforderung ist in unserem Stück ganz unberücksichtigt geblieben, und es wird durch die unvorbereiteten und darum überraschenden Situationen in den folgenden Scenen der Mangel bei Weitem nicht ersetzt. Dies sind ungefähr die wichtigsten Ursachen, um deren willen das Stück keinen besonderen Erfolg auf den Bühnen haben kann; dazu kommt noch, daß das Verständniß des idyllischen Landlebens nicht überall ein gleich tiefes ist, und daß es darum dem Geschmack nicht jedes Publikums in gleicher Weise zusagen kann.

Das Lustspiel „Eine schöne Schwester“ von Alexander Wilhelmi führt uns in einen Familienkreis ein, in welchem der feine Ton nicht zu den unerläßlichen Anforderungen zu gehören scheint, und der Held des Stückes oder der letzte Charakter, wie er sich selbst nennt, ist ein Grobian vom reinsten Wasser, der junge gebildete Damen schlimmer als Dienstmägde behandelt und dennoch (es ist schwer zu entscheiden, ob „trotzdem“ oder „grade deßhalb“) von einer recht netten Cousine geliebt und endlich gar geheirathet wird. Uebrigens ist dieser höchst ungalante Patron der Bruder einer in demselben Grade unliebenswürdigen und eigensinnigen Schwester, die zuletzt auch noch die Frau eines recht braven Menschen wird. Das ganze Stück ist ohne wahren Humor und in jeder Beziehung ein unbedeutendes Machwerk, so gut wie „Der Ritter der Damen oder der weibliche Achilles“, in welchem all die Unwahrscheinlichkeit potenzirt erscheint, durch welche sich die modernen französischen Lustspiele so unvortheilhaft auszeichnen.

Ueber „Die Biedermänner“, ein Seitenstück zu „Demi-monde“, behalten wir uns vor in einer der nächsten Nummern zu berichten.

P. C.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne. Von J. M. Watterich. — Gleim auf der Schule. Von Heinrich Pröhle. — Vom deutschen Geiste. Eine Kulturgeschichte in Liedern und Sagen deutscher Dichter. Von N. Hocker. — Verworfen. Roman von J. Gundling. 2 Bde. — Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik. Von A. Koberstein. — Geschichte des deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. Ein historischer Versuch von O. Dolch. — Erzählungen von Hermann Kurz. Erster Band.

— * Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit. Leipzig, Hirzel. — Diese „Mustersammlung mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen“, welche vor mehr als 20 Jahren Gustav Schwab zuerst herausgab, ist in einer neuen, vierten, Auflage erschienen, welche J. L. Klee in Dresden besorgt hat. Derselbe hat die Anordnung der bekannten und weit verbreiteten Sammlung nach 5 Büchern und nach chronologischem Grundsatz im Wesentlichen beibehalten und sie im fünften Buch durch Gedichte aus den letzten Jahren ergänzt; so sind denn unt. And. Hermann Lingg, Heinrich von Treitschke, Otto Roquette, Paul Heyse, Klaus Groth, J. G. Fischer berücksichtigt.

— * Die Verlagshandlung von Kühn in Weimar hat eine Brochüre in Quart drucken lassen, welche betitelt ist: „Zur Erinnerung an die Feier des 3. und 4. September 1857, die Tage der Grundsteinlegung zum Karl-August-Denkmal und der Enthüllung der Goethe-, Schiller- und Wieland-Standbilder zu Weimar.“ Die kleine Schrift ist den Theilnehmern des schönen Festes, welche etwa versäumt haben, das Programm aufzubewahren, zu empfehlen, indem sie dasselbe abdruckt und je eine Facsimile von Karl August und den drei Dichtern beifügt.

— * Der englische Reisende Livingstone, der viele Jahre in Afrika war, will abermals nach diesem Erdtheil und schifft sich in diesen Tagen ein. Er gedenkt durch portugiesisches Gebiet nach Mittelafrika, das noch fast gar nicht durchforscht ist, vorzudringen. Sein großes Werk über die erste Reise ist vor einigen Wochen in London erschienen und soll schon in 16,000 Exemplaren verkauft sein.

— .˙. Von dem populär-encyklopädischen Unternehmen „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ ist soeben das zehnte Heft erschienen. Dasselbe beginnt mit einem umfänglichern Aufsatze, der unter dem Titel „Anton Günther und seine Lehre“ die Religionsphilosophie dieses von der römischen Curie verurtheilten österreichischen Schriftstellers entwickelt. Die Arbeit hat das Verdienst, daß sie zum ersten Male die zerstreuten Elemente der Günther'schen Weltanschauung in organischen Zusammenhang bringt. Beigegeben ist ein Abriß von dem Leben und den Schriften Günther's sowie eine Erörterung über die Verurtheilung dieses Schriftstellers, der bisher als ein Vertheidiger der Institutionen und Dogmen der katholischen Kirche gegolten hat. Ein zweiter größerer Artikel des Heftes verbreitet sich über Leben, Charakter und poetisches Verdienst Bérangers. Ein dritter Aufsatz giebt uns kundiger Feder einen Abriß von dem Leben, der wirthschaftlichen Politik und der öffentlichen Wirksamkeit des gegenwärtigen österreichischen Finanzministers Freiherrn von Bruck. Wir lernen aus dieser Arbeit die reformatorischen Ideen und Pläne des nicht nur in Oesterreich, sondern auch für ganz Deutschland so einflußreichen Mannes in ihrem Zusammenhange kennen und in ihrer Totalität würdigen und gelangen zu der Ueberzeugung, daß Herr von Bruck ein ebenso selbständiger und thatkräftiger als genialer Staatsmann ist. Die „Kleinern Mittheilungen“ des Heftes enthalten, außer den Schilderungen einiger in der gegenwärtigen Krisis oft genannten indischen Localitäten (Indore, Mirut), einen reichen, zum Theil wenig zugänglichen Schatz biographischer Artikel. Hier sind unt. And. geschildert: Sir Henry Havelock, englischer General, bekannt durch seine Siege über Nena Sahib; Walz, deutscher Philolog und Kritiker; Weikert, Nürnberger Volksdichter. Der „Nekrolog zum Conversations-Lexikon bis Ende 1856“, also bis zu dem Zeitpunkte, wo „Unsere Zeit“ begann, ist in diesem Hefte zum Abschluß gebracht.

— * Die hannoversche Regierung hat eine Ernennung vorgenommen, die in der literarischen Welt einiges Staunen erregen wird. Der Dichter der Trauerspiele „Robespierre“ und „Die Girondisten“, Griepenkerl, ist ordentlicher Professor in Göttingen geworden.

— * Der berühmte belgische Maler Gailait, dessen Bild „Egmont und Hoorn“ so viel Aufsehen machte, hat ein Gemälde: „Leonardo da Vinci in den Armen Franz' I. sterbend“ vollendet. Der schon mehrmals behandelte Vorwurf soll von dem Meister ganz vorzüglich ausgeführt sein. Jetzt arbeitet Gallait an dem großen Bilde: „Die Pest in Tournai“; manche seiner Freunde sind besorgt, daß der Gegenstand ihn verleiten möge, allzu grell zu werden.

— * Die prachtvolle restaurirte Facade des Kaiserdoms zu Speyer ist nunmehr vollendet und steht in ihrer imposanten Größe und herrlichen Ornamentik da. Die Portale haben zierliche und schöne Steinmetzarbeit erhalten, über dem mittleren breitet ein riesiger Adler seine mächtigen Schwingen, unter denen die heilige Jungfrau mit dem Kinde in goldener Blende thront. Michael, Stephan, Johannes der Täufer und Bernhard von Clairveaux, von der Meisterhand Gassers gearbeitet, gruppiren sich um sie.

— * Am 22. November hat Spohr in Kassel von der Bühne, deren Oper er 37 Jahre lang leitete, Abschied genommen. Ihm zu Ehren wurde seine Oper „Jessonda“ gegeben, nach deren Schlusse der Componist inmitten des Personals auf der Bühne erschien und lebhaft vom Publikum begrüßt wurde.

— * Im Februar des nächsten Jahres wird Johanna Wagner der Bühne entsagen und sich verheirathen. An ihre Stelle soll bereits die bisherige Concertsängerin Fräulein Jenny Meyer in Berlin engagirt sein. Ueber die Oper „Macbeth“ von Taubert, in welcher jetzt Johanna Wagner glänzt, sind die Kritiker sehr verschiedener Ansicht; manche meinen, der Componist sei dem gewaltigen Stoffe durchaus nicht gewachsen. Der Text ist von Eggers, dem Redacteur des „Kunstblattes.“

— * In München streitet man sich noch immer darüber, wer der eigentliche Nachfolger Dingelstedts in der Bühnenleitung sein werde, da der jetzige Intendant es nicht bleiben will. Man kann aber keine geeignete Persönlichkeit finden, denn daß Bodenstedt oder Heyse wirklich Aussicht hätten, ernannt zu werden, will Niemand glauben; dagegen spricht man viel vom Major von Spruner, der durch Bildung und Wesen zu diesem Posten sehr befähigt und beim Könige beliebt ist.

— ** Die Königsberger Bühne hat in der jüngsten Zeit, wie man uns von dort schreibt, eine überaus rege Thätigkeit, namentlich in Bezug auf die Vorführung von Novitäten, sowohl in der Oper wie in dem recitirenden Schauspiel, entwickelt. Innerhalb weniger Wochen sind eine Menge neuer Stücke gegeben worden: „Cäcilie“ von Prechtler, die „Schuldbewußten“ von Benedix, „Verstrickt und gelöst“ von Dahn, die „Falschen Biedermänner“ von Neumann, „Barfüßele“ nach Auerbachs Novelle von Reichenbach, eine „Fixe Idee“ von Grandjean, und mehrere kleinere Vinetten. In Vorbereitung auf dem Repertoire stehen der „Sohn des Wucherers“ von Brachvogel, „Karl der Fünfte“ von Griudt, die „Osternacht“ von Wolfsohn, „Mazeppa“ von Gottschall, „Grüner Tisch und grüner Wald“ von Auerbach, „Ottakar von Böhmen“ von Uffo Horn, „York in Tauroggen“ von Marquidorf.

— * Frau Jenny Lind-Goldschmidt hat nach längerer Ruhe eine neue Kunstreise angetreten und zunächst in einem Concerte zu Leipzig gesungen. Sie entzückte in gewohnter Weise durch die Kunst des Vortrages die Zuhörer.

— * Die Touristin Ida Pfeiffer ist wieder auf einer kühnen Reise begriffen und befindet sich auf Madagaskar, wo sie sehr gute Aufnahme fand. Der Hof zeichnete sie aus, und als Frau Pfeiffer Clavier spielte, versetzte sie die Hofwelt in solches Entzücken, daß sie eine Masse von Geflügel und Eiern als Geschenke erhielt.

— * Gleich zu Anfang der musikalischen Saison hat Franz Liszt einen neuen Versuch gemacht, seinen symphonischen Dichtungen Boden und Eingang zu verschaffen. Wie er sich früher Berlin und Leipzig zu erobern gedachte, so jetzt Dresden; er hat aber dort eben so wenig wie an jenen Orten Anklang gefunden. Manche kritische Stimmen weisen ihn als Componisten ganz entschieden zurück und brechen den Stab über die vorgeführten Tondichtungen: „Prometheus, symphonische Dichtung und Chöre zu Herders dramatischen Scenen und Symphonie zu Dante's divina Commedia, und zwar: 1) die Hölle (mit der Episode der Francesca da Rimini), 2) das Fegfeuer (mit dem Schlußchor: Magnificat anima mea dominum.)“ Das Urtheil der Grenzboten ist unbedingt verwerfend und lautet dahin: Die Unmöglichkeit, mit dieser Art Musik jemals durchzudringen, ist eine so unbezweifelbare, daß es fast unnütz scheint, sich gegen sie zu verwahren und ihr eine kritische Würdigung angedeihen zu lassen. Aber wir Deutsche dürfen mit den wenigen Dingen, um derentwillen das Ausland Respect vor uns hat, nicht leichtsinnig haushalten. Unsere musikalische Ader macht ohnehin Miene sich zu verbluten; lassen wir auch noch durch einen falschen Cultus die musikalischen Größen unserer Vergangenheit gefährden, öffnen wir dem Ungeschmack Thür und Thor, so könnte leicht eine Ursache mehr hinzukommen, um derentwillen wir die Augen niederzuschlagen hätten. Und deren bedarf es wahrlich nicht. Was es eigentlich mit diesen Compositionen auf sich hat, bemerkt man am besten, wenn sich einmal unter dem Wirrwarr zerrissener Accorde eine Melodie hervorwagt. Hier zeigt sich die Armuth. Obschon das melodiöse Element von den Programmmusikern als leerer Ohrenkitzel in den Bann gethan und Leuten wie Verdi, Flotow und Meyerbeer überlassen wird, so findet sich's doch, wo einmal eine Melodie nicht zu entbehren ist, daß die vollkommenste Erfindungslosigkeit der eigentliche Grund dieses Melodienhasses ist.

Aufruf der Schillerstiftung.

Seit dem 9. Mai 1855 hat der damals in Dresden zuerst ausgesprochene Gedanke einer Schillerstiftung sich immer mehr Bahn gebrochen. Das in unserm ersten Aufruf: „An die Deutschen“ vorgeführte Bild der vom Ringen nach dem Höchsten, ja selbst vom siegreichen Ruhme nicht ausgeschlossenen Sorge und Entbehrung hat hier und da Anfechtung gefunden; doch haben die dunkeln Schatten der Literaturgeschichte, auf welche die Schillerstiftung begründet wurde, sich durch mannichfach angezogene Beispiele als leider nur zu wahre Thatsache erwiesen. Schiller selbst, der sich vom äußern Ertrage seiner unsterblichen Werke nicht vor den Sorgen des Lebens schützen konnte; der eine Professur erhielt, deren geringe Besoldung ihn zwang, seinen gefeierten Namen zu Uebersetzungen des Pitaval und historischer Memoiren herzugeben; der seine großen historischen Dramen erst da mit Muße ausarbeiten konnte, als ihm ein Mäcen in dänischen Landen erstand; Schiller bleibt der lebendige Beweis, daß die Entwickelung selbst des größten Genius Gefahren ausgesetzt sein könne, deren Abhülfe allerdings nur annähernd erreicht wird, wenn, wie die Schillerstiftung will, die äußerste Bedrängniß des dem Cultus des Wahren und Schönen gewidmeten schriftstellerischen Talents einen nationalen Beistand findet.

Wohl sind die großen Tage der classischen Literaturperiode vorüber! Wohl sind die Bedingungen, unter denen Talente zum Publikum sprechen, die nicht mehr berufen sein können, wie sonst, die Vermittler und Schöpfer einer der Nation noch fehlenden Bildung überhaupt zu werden, in mannichfacher Hinsicht sogar günstigere geworden! Jenem ersten Einwurf gegenüber aber hat selbst die schwächere Begabung schon in der klassischen Zeit dem Publikum immer einen verhältnißmäßigen Werth gehabt; an Förderern, Hütern, Fortpflanzern der durch die Literatur zu vertretenden Gedanken wird es unserm Volke niemals fehlen, selbst an solchen nicht, die trotz der unerreichten großen Vorbilder ihm werth und schätzbar werden können. Und dem zweiten Einwurf widersprechen gerade die mit den größern Vortheilen, deren Gewinn die neuere Literatur zugestehen muß, doch zugleich mitüberkommenen größern Nachtheile, die wechselnde Mode des Geschmacks, die Ueberfülle der Produktion und vorzugsweise die Bildung eines besondern Schriftstellerstandes selbst, der bei der Pflege seines eigenen ganz auf ihn allein gestellten Berufs ausgeschlossen bleiben mußte von den Vortheilen, die Andern die Anlehnung an gegebene Verhältnisse des Staats, der Kirche, der Wissenschaft, der Welt des Gewinns und Erwerbs gewährt.

Frankreich und England, ja Länder kleinern Umfangs, haben ihren Literaturen Organisationen gegeben, die sogar theilweise der Staat sanctionirte. Nur in Deutschland ist die junge aufstrebende Kraft sowohl wie die ermattende den Almosen des Zufalls preisgegeben. Oder, sagen wir getrost: Sie war es bis jetzt! Denn schon ist die Aussicht da, daß unsere Schillerstiftung im Jahre 1859, wo sie durch gemeinsame Berathung aller ihrer Filiale eine definitive Gestalt gewinnen wird, mindestens im Besitze von 14,000 Thalern ist. Schließt sich ihr, wie zu hoffen steht, die Dresdener Tiedgestiftung, wenn auch mit eigener Verwaltung an, so besitzt sie 20,000 Thaler. Sie wird aber bis zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage noch reichere Aussichten erfüllt sehen. Sie wird im Herzen der Nation immer mehr Wurzel fassen. Sie wird, wie schon jetzt in Rußland und England aus Dank für die Befruchtung, die allen Literaturen durch die deutsche geworden, geschehen ist, selbst das Ausland zur Beisteuer heranziehen.

Unsere kürzlich erschienenen „Jahrbücher zur Schillerstiftung“ (Dresden, Kuntze) bieten entweder um den geringen Preis eines Thalers in allen Buchhandlungen oder leihweise aus jeder guten Lesebibliothek die Gelegenheit, sich über Anfang, gegenwärtige Lage und zukünftiges Ziel der Schillerstiftung zu unterrichten. Zu den daselbst verzeichneten Spenden sind neuerdings einige ansehnliche hinzugekommen; so Einhundert Dukaten von dem Kaiser von Oesterreich, ein Legat des kürzlich zu München verstorbenen Freiherrn von Pfl̈umern mit 2000 Gulden rheinisch, eine Benefizvorstellung des Breslauer Stadttheaters im Ertrage von 205 Thalern. Der Großherzog von Hessen und der Herzog von Koburg haben Benefizvorstellungen an ihren Hoftheatern für diesen Winter bewilligt. Erträge von Vorlesungen, Concerten, literarischen Herausgaben, Antheile an Ehrensolden, Erträgnisse von Aufforderungen an die Leser beliebter und verbreiteter Zeitschriften stehen in Aussicht. Auch bei den Weimarischen Septemberfesten wurde der Schillerstiftung gedacht; ein Kreis edler Frauen trat zusammen, um Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit am nächsten 11. November in einer Lotterie zu verloosen.

Möge kein Freund unserer Literatur von einer Förderung unsers Zieles zurückbleiben! Jede an uns gerichtete noch so geringe Gabe ist dem Zwecke willkommen! Vorzugsweise richten wir an gebildete Männer und Frauen in allen Städten die Bitte, wie in Berlin, München, Stuttgart, Darmstadt, Weimar, Frankfurt a. M., Hamburg, Offenbach, ja in einer kleinen Stadt, zu Nienburg im Hannoverschen, bereits geschehen ist, zur Bildung von Filial-Schillerstiftungen zusammentreten zu wollen. Die Abgeordneten derselben werden am 11. November 1859 an irgendeinem passenden Orte sich vereinigen und die nähere Zweckbestimmung und Organisation der Schillerstiftung gemeinschaftlich berathen. Schon für das nächste Jahr beabsichtigen wir eine Vorberathung einzuleiten zu vorläufiger Kenntnißnahme der gegenseitig auszutauschenden Wünsche und Ansichten. Da für eine nationale Schöpfung die Mitwirkung einer möglichst großen Anzahl einsichtiger Männer wünschenswerth sein muß, so richten wir an Jeden, dem unser seitheriges Wirken und das Wirken des Comites in den obengenannten Städten ein Interesse abgewann und dem die künftige Gestalt der Schillerstiftung für sein eigenes Nachdenken irgendwie schon anregend wurde, die dringende Bitte, in seinem nächsten Kreise die Bildung eines Filials der Schillerstiftung sobald wie möglich in Angriff zu nehmen, damit, wenn jüngst ein Förderer der Schillerstiftung von Friedrich Schiller sagte:

> Du sorgtest nur, daß sich das Leben schmücke,
> Und diese Sorge war dein höchstes Glück!
> Den Vollmachtsbrief zu deinem Erdenglücke
> Gabst, unerbrochen, scheidend du zurück....

die Nachwelt es sei, die diesen Vollmachtsbrief entgegennehme, öffne und mit möglichst reicher Hand die hinterlassene Erbschaft des großen Dichters, die Schuld der Dankbarkeit einer Nation, am Lebensglück Derer abtrage, die die wahren Bürgschaften unserer Einheit und Stärke, Sprache, Schriftenthum, Bildung, hüten und, wenn nicht ausgerüstet mit Schiller's Kraft, doch in Schiller's Geiste wirken.

Dresden, im November 1857.

Im Auftrage des prov. Vorstandes der Schillerstiftung.
Karl Gutzkow.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Fünfter Jahrgang.

№ 49. Bremen, 6. December. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Vom Künstlerverein in Bremen.

Von F. Pletzer.

Unser Blatt hat mehrmals von dem Künstlerverein in Bremen berichtet; es ist von seiner Gründung im Mai des vorigen Jahres, von seinem Wachsen und Wirken die Rede gewesen. Jetzt ist die Stiftung im Begriff, einen weiteren Schritt auf ihrer vom Glück so sehr begünstigten Bahn zu thun, indem sie in der nächsten Zeit ein eignes Lokal, dessen Vollendung nahe bevorsteht, beziehen und bei sich selbst zu Hause sein wird, während sie bisher unter fremdem Dache sich behelfen mußte. Im December erfolgt die feierliche Einweihung dieses Lokales, das allerdings bereits die Weihe architektonischer Schönheit und geschichtlicher Erinnerung besitzt, aber nun zu neuem Leben und zu neuer Pracht erweckt ist. Wenn künftighin der Wanderer, welcher Bremen betritt, die Domkirche besucht und die Gustav-Adolf-Statue, in deren Besitz unsere Stadt auf so eigenthümliche Weise gekommen ist, beschaut, so wird sein Blick auch auf die neue Künstlerhalle, die in der unmittelbaren Nähe jener Kirche und des schwedischen Glaubenshelden an der Domshaide sich stattlich darstellt, mit Interesse und Freude gerichtet sein.

Wir sagten oben, der Künstlerverein sei bisher vom Glück begünstigt worden. Das ist in außerordentlichem und unerwarteten Grade der Fall gewesen, so daß die Schöpfung, welche von ihren Stiftern einem anscheinend unergiebigen Boden als schwache Pflanze mit Zagen anvertraut wurde, bereits ein kräftiger Stamm geworden ist und einen Schatten wirft, in dem sich die Genossen fröhlich lagern. Waren sie damals zwar auch über jene längst veraltete und im wahren Sinne vormärzliche Schmährede auf Bremens Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die Kunst längst hinaus, vielmehr stolz auf das, was die Stadt für die Pflege höherer geistiger Interessen gethan hat und thut, so schien es ihnen doch, als sei die Zahl einheimischer Künstler zu gering und auch zu wenig muthig, um ein solches Werk in Angriff zu nehmen. Allerdings, die Schaar ist klein und hat es, wie nun einmal die Dinge liegen, zu einem Standesbewußtsein, zum stolzen Gefühl des Zusammengehörens, der künstlerischen Geltung und Bedeutung noch nicht bringen können. Aber die Stifter des Vereins hatten den Muth zu glauben, daß sich dies Alles erringen lasse, und daß man zunächst entschieden wollen müsse, um zum Können zu gelangen. Ein freudiges Aneinanderschließen, ein reges Zusammenwirken brachte vielleicht der Gesammtheit die Sicherheit der Stellung, nach welcher der einzelne oft mühevoll und doch vergebens rang, es schenkte ihr vielleicht die schöne und reife Frucht, die dem auf sich selbst Angewiesenen versagt blieb.

Daß bei uns die Architectur, die Malerei, die Musik, so eifrig sie gepflegt werden, keinen üppigen Boden finden und keine reiche Ernte halten, — wer wollte sich darüber wundern und deßhalb die Stadt schelten! Wenn die Väter unseres kleinen Gemeinwesens zusehen, daß die Republik keinen Schaden erleide, so haben sie ihre Pflicht gethan; kein vernünftiger Mensch wird von ihnen verlangen, daß sie Concerte unternehmen, Primadonnen engagiren, Kunsthallen bauen und Malern Aufträge geben sollen. Das bleibt dem Einzelnen überlassen, der in der Lage ist, dem Luxus und der Schönheit des modernen Lebens Opfer zu bringen, der in eine gehaltreiche Kasse kühn hineingreifen kann. Und daß hier solcher Leute nicht wenige sind, davon ist die neue Kunsthalle in den Wallanlagen mit ihren Schätzen an Sculpturen, Gemälden und Kupferstichen, davon sind der Olbers und die Vase von Steinhäuser und treffliche Gemäldesammlungen von Kunstfreunden ein vollgültiger Beweis. In solchen Verhältnissen schien auch die Bürgschaft zu liegen, daß ein Zusammentreten der vereinzelt und zerstreut wirkenden Künstler, daß ein muthiger Entschluß derselben großen Anklang, lebhafte Theilnahme und Unterstützung finden, das Band, welches die Jünger der Kunst und ihre Freunde umschließen soll, inniger knüpfen würde.

Und diese Erwartungen, mit denen wir vor anderthalb Jahren, Zweifel und Bedenken niederschlagend, unseren Bund schlossen, sind glänzend erfüllt worden. Unsere kühnsten Erwartungen sind übertroffen, und wenn wir in der neuen Halle, die zu Weihnachten unsere Freunde von der Architektur sich und uns anderen bescheeren, einander freudig die Hand schütteln und zusammen sitzen unter gothischem Gewölbe, dann können wir getrost sagen, daß gut war, was wir gethan, und daß wir uns dessen in stolzer Freude rühmen wollen.

Was in so kurzer Zeit erreicht wurde, ist um so höher anzuschlagen, als es keineswegs an Hindernissen und Dornen fehlte, durch welche der Weg erst gebrochen werden mußte. Gegen den jungen Verein erhob sich, wie das so der Welt Lauf ist, alsbald mancher Widerspruch, bei dem Tadelsucht, Neid, verletzte Eitelkeit und dergleichen den Ton angaben. Hier fühlte sich Einer beleidigt, weil zu Beginn nicht sein Rath in Anspruch genommen war, dort ein Anderer, weil seine Vorschläge nicht durchgingen. Mancher hielt es für unmöglich, daß ohne ihn, den Unfehlbaren, etwas Derartiges eingerichtet werde, da er ja nun einmal das Gebiet der Kunst in Pacht habe, und daher wurde über den neuen Verein die Nase gerümpft und ihm keine hohe Protection gewährt; Andere betrachteten die ganze Sache als eine utopische Idee und ignorirten sie vornehm. Aber auch unter den Künstlern selbst, deren Mehrzahl lebhaft zugriff und bauen half, gab es Zweifler oder auch absichtliche Verkleinerer, wenn etwa das liebe Ich nicht gleich aufgefordert wurde, gütigst den Mittelpunkt des Vereins bilden zu wollen. Noch jetzt stehen Manche von Weitem, die längst mit aller Kraft und mit Liebe sich betheiligen müßten, während sie dagegen, sei es mit heimlichem Aerger oder mit wirklichem Wohlgefallen, auf der Bank der Spötter sitzen. Auch von ihnen werden einige, wenn sie gelernt haben unbefangen zu würdigen, was beabsichtigt und geleistet wurde, den Groll vergessen und sich anschließen, die übrigen mögen fern bleiben, und der Verein wird dabei gut fahren.

Die ihm angehören und sein Wohl am Herzen tragen, verkennen

durchaus nicht, daß er noch weit von dem Ziele entfernt ist, das er sich gesteckt hat. Von seinen beiden Hauptzwecken, zunächst der Pflege künstlerischer Aufgaben durch öffentliche Besprechung einschlagender Gegenstände und Ausführung von Werken, sodann der gegenseitigen Förderung durch regelmäßigen, täglich sich erneuernden Austausch von Meinungen und Ansichten unter Wissenden und Wißbegierigen, ist vorderhand nur der erste eifrig erstrebt worden. In den regelmäßigen wöchentlichen Versammlungen ist mancher treffliche Vortrag gehalten, manches schöne musikalische Werk ausgeführt worden, auch hat der Verein eine Bibliothek und eine Sammlung von Kunstwerken, die im Wachsen begriffen sind; aber der von Anfang an stark betonte Wunsch, daß sich Künstler und Kunstfreunde, so oft es Beruf und tägliche Beschäftigung erlauben, zusammenfinden möchten, um in ungebundener Weise zu besprechen, was alle interessirt, ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen. Er scheiterte an dem Umstande, daß ein zur Befriedigung solcher Wünsche einladendes Lokal fehlte, da der Verein nehmen mußte, was grade zu haben war. Und eben aus dem hier angedeuteten Grunde ist es ein großer Gewinn, daß die Gesellschaft nun sich eine eigne Stätte geschaffen hat, daß sie bei sich selbst zu Hause ist und sich heimisch fühlen kann. Jetzt erst wird sie unter eignem Dache sich einen Heerd gründen, und die Unterhaltungen am häuslichen Heerd werden dann auch nicht fehlen.

Wie wir nun solches Glückes theilhaftig geworden sind, das mag sich der geneigte Leser erzählen lassen. Da weder in den engen Räumen, die ein Hotel hergeben konnte, noch in den größeren eines Gesellschaftshauses die gewünschten behaglichen Lokalitäten sich fanden, so wurde angestrengt gesucht nach dem, was vonnöthen war, da die vorhandenen Mittel einen Neubau nicht gestatteten. Die Aufgabe war schwierig, aber sie ist glänzend gelöst worden. Ein geistvoller Architect, dem unsere Stadt manchen prächtigen Bau verdankt, überraschte den rathlosen Verein mit einem köstlichen Funde, der allen künstlerischen und sonstigen Anforderungen entsprach und mit Entzücken begrüßt ward. Hören wir ihn selbst, wie er über diesen Fund in einer Versammlung berichtet:

Hinter einem alten Backsteingiebel an der Domshaide liegen, kaum zugänglich, alte überwölbte Räume, welche sich in einer Breite von siebenunddreißig Fuß und in einer Länge von hundertsiebenzig Fuß bis zum Dome erstrecken. Sie sind nach Westen vom Domsumgange, nach Osten von Gärten und Hofplätzen begrenzt. Zwei Reihen dünner, kaum zwölf Zoll Durchmesser haltender Säulen theilen sie der Breite nach in drei gleiche, mit schönen gothischen Gewölben überspannte Schiffe. Fast ohne Fenster, in einem gänzlich verwahrlosten Zustande, gewähren sie dennoch einen höchst erfreulichen Anblick, und es bedarf nur einer durch Liebe zu den alten schönen Formen geführten Hand, um diese Räume so zu verwandeln, daß sie nicht allein auf Jeden den wohlthuendsten Eindruck machen, sondern wirklich ästhetisch befriedigen. Dreizehn Fuß hoch, trocken und zwei Fuß höher als die Domshaide belegen, würden sie in praktischer Hinsicht allen Anforderungen eines gesunden und luftigen Aufenthalts entsprechen. Ueber diesen Gewölben, durch eine steinerne Treppe mit ihnen verbunden, liegt, nebst einem großen geräumigen Vorplatze, der neununddreißig Fuß breite und sechszig Fuß lange, mit einer Tribüne versehene, bekannte Hörsaal, (die Aula des Gymnasiums.)

An der Domshaide führt eine Gitterpforte durch einen fünfzehn Fuß breiten, netten Vorgarten zum rebenumrankten, würdig ausgestatteten Portale, dessen Thüren sich auf eine zwölf Fuß breite und vierundzwanzig Fuß lange Flur öffnen. Links liegt ein vierundzwanzig Fuß ins Gevierte haltendes Vorzimmer, welches gleich der Hausflur mit der großen Halle in Verbindung steht, deren Breite siebenunddreißig Fuß und deren Länge dreiundachtzig Fuß beträgt. Zwölf Säulen stützen die Gewölbe, und sieben, den Gewölbformen angepaßte Fenster gewähren hinlängliche Beleuchtung.

Von dieser Halle führt eine Flügelthür in das 37 Fuß lange und 21 Fuß breite Lesezimmer, dessen Fenster sich dem Garten zukehren. Eine 37 Fuß lange und 12 Fuß breite Bibliothek schließt die unteren Räumlichkeiten. Eine andere Flügelthür gewährt den Zugang zur Treppe, die auf einen geräumigen Vorplatz mündet, welcher den Zugang zum Hörsaale bildet. Zwischen den zuletzt genannten Flügelthüren, dem Haupteingange gegenüber, liegt das Büffet, und ein bedeckter Gang führt von demselben in einen achteckigen, 25 Fuß Durchmesser haltenden Raum, die Küche, an welche sich Speisekammer und Weinkeller anschließen. Die Mauern, welche den 50 Fuß langen, 40 Fuß breiten Garten begrenzen, sind mit Reben bedeckt, aus denen altes gothisches Maaßwerk hervorlugt.

Bei größeren Festlichkeiten würde der Eingang vom Domsumgange genommen. Links führt eine Flügelthür in das große Lesezimmer. Durch dieselbe Flügelthür geht man zurück zur Treppe. Vierhundert Personen gewährt der mit der Tribüne dreitausend Quadratfuß haltende Hörsaal hinlänglichen Raum. Nach beendigter Feier ginge man über die Treppe zurück zu der Halle. An vier Reihen fertig gedeckter Tische würde dreihundert Personen hinlänglich Raum gegeben, die Flaschen vom eigenen Lager des Vereinssiegels zu entkleiden, um mit ihrem unverfälschten Inhalte in der herrlich gewölbten Halle sich zu neuem Schaffen begeistern zu können.

Wie die Halle durch ihre Ausdehnung einer großen Gesellschaft genügt, so würde sie einer kleineren, selbst einem Einzelnen nicht öde und leer erscheinen, indem sie von jeder Stelle aus hübsche Perspectiven gewährt.

Mögen vor Jahrhunderten unter diesen Gewölben der mächtigen Erzbischöfe Reden vor versammeltem Kapitel erklungen, mögen hier Domherren geschlemmt, oder mögen diese Räume der Vicarien Refectorium gewesen sein, — in unserer Vaterstadt wird man keine Gelegenheit haben, auf classischerem Boden im Kreise seiner Freunde die Phantasie anzuregen! Hier unter einer Gewölbkappe stiftet vielleicht die Literatur ihren Jüngern einen Tisch; der Schlußstein der Gradbögen zeigt ihr Emblem und die nächste Wand eines Meisters Büste auf wohlgeformter Console. Dort zeigt Albrecht Dürers allbekanntes Wappenschild die Stelle, wo man Abends den Kreis seiner Verehrer versammelt findet. Der stark abgetretene Fußboden in jener Ecke stimmt zu dem vom Gewölbe herabhängenden Zeichen; — wie guter Wein dem Kometen, so folgt das Winkelmaß gutem Weine.

So bietet die Halle, durch die Säulen in viele kleinere Abtheilungen zerlegt, den verschiedensten Kreisen von Fach- und Gesinnungsgenossen hinlänglich Raum, ungestört ihre Unterhaltungen führen zu können; — es sei denn, daß der aus den Gewölben der ersten Section (Musik) erschallende Gesang das lustige Durcheinander zur schönsten Harmonie auflöst.

Man sieht, es war für Alles gesorgt; ein großer Saal für Vorträge, eine prachtvolle Halle für das gesellige Beisammensein, Räume für Bibliothek und Journallectüre, Wirthschaftslokalitäten, — Alles war da. Nur mit der Erwerbung des Gewünschten hatte es, was man sagt, seinen Haken. Die Domkirche, welcher die Lokalitäten gehören, wollte sie zwar wohl auf eine Reihe von Jahren vermiethen, aber sollten sie künstlerischen Zwecken dienen, so mußte eine gewaltige Umwandlung erfolgen, denn der Saal bedurfte einer Erneuerung, die Gewölbehalle, in dem Augenblick als Tabackslager benutzt, einer gründlichen Reinigung. Das wäre Sache des Vereins gewesen, und sollte etwas Schönes geleistet werden, so mußten einige Tausende zur Verfügung stehen. Woher aber diese nehmen? „Ei“, heißt es, „wir geben Actien aus; Vertrauen erweckt Vertrauen. Schaffen wir einen Prachtbau, welcher der Stadt zur Zierde gereicht, so giebt es in dieser Stadt Leute genug, die mit Freuden das Geld hergeben.“ — Gesagt, gethan; auftauchende Bedenken werden keck übersprungen, ein Actienkapital von 6000 Thalern wird gefordert, und — in drei Tagen sind 7500 Thaler gezeichnet. Das Publikum konnte seinen Sinn für das Schöne, der Verein seine Lebenskraft nicht glänzender bethätigen. Die Domkirche übernahm einen Theil der würdigen Restauration, und die Architectur machte sich an die Aufgabe, ein schönes, vernachlässigtes Bauwerk den Trümmern zu entreißen und somit eine rettende That auszuführen.

Sie ist in noch weit höherem Grade gelungen, als sich anfänglich erwarten ließ. Die Domkirche, den Vorschlag einer Wiederherstellung der vernachlässigten Baulichkeiten freudig auffassend, beschloß den Saal noch zu vergrößern, so daß derselbe eine Länge von 76 Fuß erhielt, und die weiten Vorräume zur Einrichtung mehrerer Zimmer zu verwenden, welche mit jenem Saale in Verbindung stehen und die Brauchbarkeit und Annehmlichkeit desselben ungemein erhöhen. Ferner ging sie bereitwillig auf den Vorschlag ein, durch den Bau einer schönen Façade dem Ganzen aufzuhelfen und ihm eine architectonische Zierde zu verleihen, welche zu dem prächtigen Kern, der Gewölbehalle, im richtigen Verhältnisse stände. Von allen Seiten ward nun Hand angelegt, und in Kurzem wird, da während der Arbeit sich noch mancher neue Gedanke als ein ausschmückender und verbessernder erwies und eingereiht wurde, nun ein Prachtbau dastehen. Auch diejenigen unserer Leser, welche sich an dem Anblick der Schöpfung nicht erfreuen können, erhalten durch die folgende

Darstellung von kundiger Hand einen Begriff von dem, was erreicht wurde.

„Der der Südseite des Doms und der Ostseite des Kreuzganges sich anschließende Anbau hat bei einer Breite von 39 Fuß im Lichten eine dieser Seite des Kreuzganges entsprechende Länge von 158 Fuß. Das Erdgeschoß, welches sein Licht von Süden und Osten erhält, bildet zunächst eine dem Uebergangsstil angehörende dreischiffige Halle, deren rundbogige Kreuzgewölbe, je 9 an der Zahl, von achteckigen Arkadenpfeilern getragen werden. Die Rippen, kräftig profilirt, erheben sich von den Pfeilergesimsen und ruhen an den Umfassungsmauern auf zierlichen Kragsteinen. In den Scheidbogen macht sich durch leises Zuspitzen die Nähe der Gothik bemerklich. Die beiden südlichsten Joche beider Seitenschiffe sind durch Wände vom Mittelraum geschieden und bilden einerseits ein Vorzimmer für den Portier, andrerseits ein Sitzungszimmer für den Vorstand, so daß nur das Mittelschiff die volle Länge von 118 Fuß hat. Ein langer Divan läuft, im mittelsten Joche durch einen Kamin unterbrochen, an der den Fenstern gegenüberliegenden westlichen Langseite hin. — Diese Halle wird durch eine Aufgangstreppe zum Obergeschoß getrennt von dem ebenso breiten Lesezimmer, dessen 6 Gewölbejoche durch 2 viereckige Mittelpfeiler gebildet werden; hinter demselben, am äußersten Nordende, ist ein nur halb so großer gleichfalls gewölbter Raum für die Bibliothek. Das nordöstliche Ende der Halle steht durch einen schmalen Gang mit einem aus neuerer Zeit stammenden, achteckigen, zweigeschossigen Bau von 38 Fuß Durchmesser in Verbindung, der für die Küche und sonstigen Wirthschaftsräume bestimmt ist.

„Das Obergeschoß des ganzen Anbaus besteht aus einem geräumigen Vorzimmer, einem Erfrischungszimmer und einem mit flachem Tonnengewölbe bedeckten Hörsaale, der bei einer der unteren Halle entsprechenden Breite eine Tiefe von 76 Fuß hat und zu den Vorträgen bestimmt ist.

„Das Aeußere dieses Anbaues, die nach Süden liegende Façade, hat, da sie den Kreuzgang des Domes und die darüber liegenden Räume in sich schließt, eine Breite von 59 Fuß. In ihrem aus Haustein erbauten Erdgeschoß befinden sich zwei seitliche Portale, die, der Höhe der inneren Schiffe entsprechend, sich im gedrückten Spitzbogen schließen. Ihre Laibung ist durch Hohlkehlen, die mit Dreiviertelsäulen abwechseln, gegliedert. Zwischen diesen Portalen, von denen das linke in den Kreuzgang, das rechte in das erwähnte Vorzimmer der Halle führt, liegen zwei sehr breite Fenster, die durch je drei Pfosten getheilt, von einem horizontalen Sturz mit spitzbogigem Maaßwerk bedeckt sind. Ueber ihrem Bekrönungsgesims läuft ein Zinnenkranz hin. Das hohe Obergeschoß der im Uebrigen aus Backsteinen bestehenden Façade ist von vier Fenstern durchbrochen, deren zwei mittlere viertheilig sind und sich mit ihrem durch reiches Maaßwerk verzierten Schluß höher hinauferstrecken, als die nur zweitheiligen seitlichen. Sie sind sämmtlich mit dem Spitzbogen des gleichseitigen Dreiecks geschlossen. Wenn sonach die hier in allen Fenstern früher nicht da gewesene Symmetrie von außen erreicht ist, so hat auch der genannte Hörsaal im Innern dadurch eine symmetrische Fenstervertheilung erhalten, daß das linke der beiden Mittelfenster für ihn nur die Größe eines seitlichen Fensters hat, mithin in seiner andern Hälfte blind ist. Zwischen den beiden großen Mittelfenstern wird der Pfeiler durch eine Sandsteinstatue des heiligen Lucas, als des der Kirche und der Kunst zugleich angehörenden Evangelisten, geschmückt werden. Wie über diesen Mittelfenstern spitze Mauerblenden emporsteigen, so neben den Seitenfenstern der durch je 6 Stufen bis zur Spitze abgetreppte Giebel.“

Fragen wir nun zum Schlusse, welche Geschichte diese so eigenthümlichen, wieder eroberten Räume hinter sich haben, so ist diese Geschichte, so weit sie sich noch feststellen läßt, bunt und wunderlich genug. Während der erzbischöflichen Zeit Bremens ist das Gewölbe ein Capitelsaal, dann ein Refectorium gewesen, und man muß gestehen, daß die Schöpfung ihren Urhebern zur Ehre gereicht. Nachdem die Kirche lutherisch geworden, begann eine Aschenbrödelzeit für den schönen Raum, der nun bald so, bald so verwerthet wurde. Anfänglich behielt er doch noch einen seiner früheren Verwendung entsprechenden Charakter, indem die Gelehrsamkeit alldort ihren Sitz aufschlug; das Athenäum, eine der höheren Schulanstalten des früheren Bremen, erhielt die Halle zugewiesen, und es giebt noch alte Herren unter uns, die als Jünglinge daselbst den Wissenschaften oblagen. Dann aber ging es curios zu; in der französischen Zeit lagen Truppen in diesen Räumen, die auch einige Zeit hindurch ein Restaurationslokal waren. Später wurden sie von der ehrbaren Tischlerzunft erworben und in ein Möbelmagazin verwandelt; endlich lagerten Tabacksfässer unter den Gewölben. Die Pfeiler, die jetzt in ihrer ganzen Schönheit dastehen und sich in ihrer neuen, prächtigen Umgebung wohler fühlen werden als in der früheren, haben also genug zu erzählen aus alter und neuer Zeit. Mögen von den Geistern, die hier gehaust haben, nur die guten Diejenigen umschweben, welche hinfort die Gewölbe von ernsten und heiteren Gesprächen, von kräftigem Gesange wiederhallen lassen werden. Daß sie selbst einen guten Geist mitbringen, darauf sollen die Einzelnen wie die Gesammtheit bedacht sein. In solcher Hoffnung rufen wir unseren Vereinsbrüdern ein herzliches Glückauf zu.“

* David Garrik.

Eine biographische Skizze.
Von Thaddäus Lau.

(Schluß.)

Die gehässige Rivalität zwischen Schauspielern, die gegenseitige Scheelsucht und Mißgunst unter den einzelnen Kollegen hat uns ein tadelndes Wort entlockt. Der Vorwurf pflegt sonst, wo Gelegenheit geboten ist, ihn zu berühren, ein beliebter zu sein. Man begegnet nicht selten breitspurigen Deklamationen über das Thema. Uns will bedünken, derartige rhetorische Schellen gemahnen an das Bibelwort von den Pharisäern und Heuchlern, von dem Splitter in des Nächsten und von dem Balken in dem eigenen Auge. Der Egoismus und die Scheelsucht sind, wenn man genau hinsieht, unter den Schauspielern nicht mehr und nicht ärger verbreitet als in allen übrigen Kreisen und Schichten unserer civilisirten und kulturgetränkten Gesellschaft. Gesellschaft? . . . . nennt ihr das Gesellschaft, wo keine sociale Idee mehr vorhanden ist, nicht einmal die Idee einer gemeinsamen Heimath, sondern bloß eines gemeinsamen überfüllten Wohnhauses, wo die Besitzer der Auswandererschiffe zu modernen Alarichs und Hengists geworden? Eine Einsamkeit, sagt ihr, und Isolirung, in welcher ein abenteuerlicher Simplicissimus sich verbergen könnte, existire in unserer Zeit nicht mehr; die ganze Erde sei ins Bewußtsein aufgenommen. Wie, ist es keine Isolirung, wenn Jeder ohne Rücksicht auf seinen Nachbar packt, was er bekommen kann, und Mein! ruft, mein Eigen! und es Frieden nennt und Kultur, weil in diesem beutel- und keblabschneiderischen Handgemenge kein Messer von Stahl und kein Dolch, sondern nur weit hinterlistigere Waffen und Gifte angewendet werden können? Wenn Freundschaft und Gemeinsamkeit eine unglaubliche Mythe, zur verschollenen Tradition geworden sind, und euer heiligstes Sakrament der jüngste Courszettel ist? Ihr freut euch der Helle des neuentdeckten Gaslichtes und nennt das Zeitalter ein Zeitalter des Lichts, ihr zeigt auf die Höhe und Blüthe der technischen Kultur, auf die Popularisirung der Wissenschaft und sprecht deßhalb von den Fortschritten der Gesellschaft. Wir fürchten, wessen Augen nicht geblendet, der dürfte unter dem strömenden Lichte viel Finsterniß entdecken, krampfhaft galvanische Zuckungen in dem pulsirenden Leben des Dampfes, es dürfte dem beobachtenden Auge diese fortschreitende Gesellschaft als eine längst an der Schwindsucht dahinsiechende Gesellschaft erscheinen *). Seht

*) Wir müssen hierbei bemerken, daß wir mit den hier ausgesprochenen Ansichten nicht einverstanden sind, jedoch uns nicht berechtigt halten, die beredte Philippika des geehrten Herrn Verfassers anzutasten. Die Red.

das traurige Schauspiel, die nicht mißzudeutenden Symptome! Da haben wir die Maschinen und die Fabriken und die Arbeiter in ihnen. Die Armen gehen wie vernachlässigtes, gestürztes Zugvieh vor Hunger und Ueberarbeitung zu Grunde. In ihren engen Raum eingeschlossen, schauen sie nicht das Gold und die Ruhe des klaren, thauigen Himmels, nicht auch die Majestät des ewigen Gottes. Keine Leuchte leuchtet ihrer Seele; ihre Seele ist geblendet, verkümmert, fast vernichtet. Auf noch kläglichere Weise gehen ihre Herren durch Müßigthun und Uebersättigung zu Grunde. Die Zeit wird kommen, sagt Lichtenberg mit bitterer Ironie, wo der Glaube an Gott sein wird, wie der Glaube an Ammenmährchen, oder wie Jean Paul sich ausdrückt, wo man aus der Welt eine Weltmaschine, aus dem Aether ein Gas, aus Gott eine Kraft und aus dem Jenseits einen Sarg machen wird. Die Verkündigung der Herrschaft dieser Sarg- und Gasphilosophie scheint sich in unsern Tagen der Erfüllung zu nähern. Wohin wir auch blicken, die geistigen, ewigen Interessen der Menschheit werden den materiellen weit untergeordnet. Das Edle, das Sein stirbt ab, und das Gemeine, das Nichts setzt sich mit frechem Uebermuth an die vollen Schüsseln des Lebens. Der Geist der Industrie und des Schachers hat sich fast Aller bemächtigt, der Gewinn und der Genuß sind das leitende Princip, das Schiboleth geworden und das Banner, um welches die Haufen sich versammeln. Die gesetzlich bestehenden Autoritäten genießen nicht die Ehre und Autorität, die ihnen gebührt, höchstens ein wenig Lippenehre wird ihnen zu Theil, wie von Wirthshauskellnern, die es mit auf die Rechnung zu bringen gedenken. Das nennt die Menge dann Unabhängigkeit und dünkt sich viel darauf; Verdacht der Servilität, der Ehrerbietung gegen Höherstehende ist jeder Stiefelputzer bemüht, in Abrede zu stellen. Einst heilige Symbole flattern jetzt als leerer Tand, über dessen Anschaffungs- und Unterhaltungskosten die Meisten murren. Patriotismus und Nationalität sind nach der modernen Doctrin engherzige Begriffe, das kosmopolitische Weltbürgerthum steht nach jenem Kodex ungleich höher. Die Zerflossenheit, die Negation aller Autorität tritt namentlich auf dem religiösen Gebiet mit Evidenz an den Tag. Was uns hier vor Allem Noth thut, ist die Vereinigung des Glaubens, des Wissens und des Lebens; die vulgäre rationalistische Construction aber vernachlässigt den Glauben und nimmt dadurch auch der praktischen Anwendung im Leben den tiefern Inhalt und die höhere Bedeutung. Man glaubt sich mit der Religion abgefunden zu haben, wenn man eine gewisse bürgerliche Rechtschaffenheit ausübt ohne das Mitwirken des eigentlich christlichen Sinnes und Glaubens, eine Rechtschaffenheit des Diesseits, wie man sich treffend ausgedrückt hat, eine Erhabenheit und Tugend, die ohne den ihr allein die rechte Bedeutung gebenden Zusammenhang mit dem Göttlichen bleibt. Dem Aufschwung der Naturwissenschaft wird die regste Theilnahme zugewandt, man diskutirt und freut sich über Schriften, welche den Geist leugnen und nur Stoff und Materie anerkennen, welche die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, den Traditionsglauben verspotten und eine Hallucination schelten. Als ob eine Wissenschaft, die wirklich Wissenschaft ist, je zu solchen Resultaten gelangen könnte! Was sagt Baco von Verulam? Er hat Recht mit seinem Ausspruch: **scientia obiter libata a Deo abducit, profundius hausta ad deum reducit.** Die Bewunderer des modernen Zeitgeistes und der modernen Zeitströmungen heben mit Nachdruck hervor, wie die Selbstsucht und der Egoismus der Völker immer mehr zusammenschrumpfe, wie die ewig unveräußerlichen Menschenrechte immer allgemeiner zur Geltung kämen, die Humanität, die Civilisation, die Kultur steigend zunähme. Sprecht davon und entwerft immerhin socialistische und communistische Systeme, baut ein Phalanstère und etablirt Communistenkolonien, macht ein Aufheben von der allgemeinen Nächsten- und Menschenliebe — es ist doch nicht weit her mit allem Dem. Ein wohlgewachsenes tüchtiges Pferd wird auf jedem Markte mit hundert Friedrichsd'or bezahlt, — dies ist sein Werth für die Welt. Ein wohlgewachsener tüchtiger Mensch ist sehr oft für die Welt nicht bloß Nichts werth, sondern die Welt würde ihm sogar eine runde Summe schenken, wenn er sich einfach verbindlich machen wollte, auf die Seite zu gehen und sich zu hängen. Und dennoch, welches von beiden Geschöpfen war der sinnreicher construirte Gegenstand, auch nur als Maschine betrachtet?

Bei seiner Rückkehr von Dublin wurde Garrik ein Engagement an dem Drurylanetheater mit 500 Pfd. Sterl. Gehalt angeboten. Er nahm die Stellung an, aber sie war keine angenehme, die Diretion kam ihren ökonomischen Verpflichtungen selten nach, die Bezahlung der Mitglieder blieb stets im Rückstande, und das war es, was die letzteren zu der in der Einleitung erwähnten Deputation an den Herzog von Grafton veranlaßte. Wir wissen, daß der Lordkämmerer die erbetene Untersuchung verweigerte. Der Zufall kam den Schauspielern zu Hülfe. Drei Banquiers, Green, Amber und Lacy, kauften dem bisherigen Unternehmer Fleetwood das Privilegium ab; die pekuniären Wirrnisse und Streitigkeiten erreichten damit ihr Ende. Die neue Verwaltung stellte Garrik die günstigsten Contractbedingungen; es wurden ihm 800 Pfd. Sterl. geboten, eine Gage, wie sie bis dahin nie ein Schauspieler in England bezogen. Nichtsdestoweniger schlug Garrik die Bedingungen aus; er wandte sich gegen Ende des Jahres 1743 zum zweiten Mal nach Dublin. Der etwaige Geldgewinn lockte ihn weniger; es galt einem Wettkampf. Der Ruf von den Triumphen, welche zwei junge Schauspieler, die noch später als Englands Roscius das Theater betreten, in der irischen Hauptstadt errangen, war nach London gedrungen. Sheridan und Barry, hieß es in London, seien größer als Garrik. Das sollte durch das Gastspiel erprobt werden. Bis in den Mai 1744 mußte Garrik das Gastspiel fortsetzen; der Kampf mit Barry war schnell entschieden; länger währte der Kampf mit Sheridan. Fast nur Shakspere stand auf dem Repertoire. Lear und Hamlet, Othello und Richard III., Julius Cäsar und Heinrich IV., Macbeth und Romeo und Julie wurden unausgesetzt wiederholt; an dem einen Abend gab Garrik, an dem andern Sheridan die Titelrolle. Im Othello spielten außerdem Beide an verschiedenen Abenden abwechselnd den Jago und die Rolle des Mohren. Nicht bloß der irische, ganz Englands Adel, Alles was vornehm und reich, strömte nach Dublin; einer so glänzenden und genußreichen Saison konnte man sich nicht entsinnen. Lacy kam nach Irland, um Garrik auf jede Bedingung für Drurylane zu gewinnen. Der Künstler ging ein festes Engagement nicht ein, doch machte er sich zu einem Gastspiel verbindlich. Bis zum April 1747 spielte er theils auf der Bühne von Drurylane, theils schrieb er für dieses Theater Prologe und kleinere Stücke. Seine Production gemahnt an die kaninchenhafte Production Ifflands und Kotzebue's; erhalten hat sich von den Stücken Nichts; sie sind mit dem Tage gekommen und mit dem Tage gegangen. Um die bezeichnete Zeit zogen sich Green und Amber von dem Geschäft zurück und überließen Lacy den alleinigen Besitz. Dieser bot Garrik für 8000 Pfd. Sterl., das halbe Recht an dem Privilegium. Garrik zahlte die mäßige Summe und ward mit Lacy gemeinschaftlicher Inhaber des Drurylanetheaters.

Jahre rauschen bei uns vorüber wie der Wind. Wir sehen nicht, von wannen der Wirbel kommt, noch wohin er führt. Nur wie die Zeugen dieser Flucht kommen wir uns vor, ohne zu fühlen, daß auch wir verändert werden. Und doch betrügt die Zeit den Mann um seine Stärke, wie die Stürme den Wäldern ihr Laub rauben.

Neunundzwanzig Jahre später, im Juni 1776, verkaufte Garrik seinen Antheil an Drurylane für 35,000 Pfd. Sterl. Unvermindert war die lange Zeit hindurch der Eifer und der Fleiß, mit dem er seiner Kunst oblag, unvermindert der Beifall und die Gunst, mit der ihn das Publikum bei jedem Auftreten begrüßte. Wie hoch Garrik am Abende seines Lebens in der allgemeinen Achtung stand, bewies ihm und der Welt ein Vorfall im Hause der Gemeinen. Im Jahre 1777 trat ein neugewähltes Parlament zusammen. Garrik war bei

einer Sitzung des Unterhauses auf der für die Zuhörer bestimmten Gallerie zugegen. Ein neugewähltes Mitglied, ein Vollblut der Tories, trägt darauf an, der Sprecher möge die Gallerie räumen lassen, da sich unter den Zuhörern ein Komödiant befinde. Aeußerungen der Unzufriedenheit und des Unwillens unterbrechen den Antragsteller; Fox ruft laut von seinem Sitze, der Vorschlag schände den Vorschlagenden. Burke erhebt sich, um zu erklären, er finde es unvereinbar mit den Grundsätzen des Anstandes und der Schicklichkeit, daß dem Hause angerathen werde, den größten Meister der Beredsamkeit, in dessen Schule sie Alle die Kunst des Vortrags gelernt hätten, von den Berathungen der Commoners auszuschließen.

Am 21. Januar 1779 wurde bekannt, daß Garrik Tags zuvor in der Morgenfrühe gestorben sei. Die Aerzte hatten die Krankheit für eine Verhärtung der Nieren erklärt. Am ersten Februar bewegte sich ein unabsehbarer Leichenkondukt durch Londons Straßen nach der Westminsterabtei. Dort unter dem Monumente seines geliebten Shakspere wurde der Todte beigesetzt.

Mehr Raum, als ursprünglich beabsichtigt wurde, ist verbraucht worden. Es werde zum Abschluß geeilt. Im Begriff zu schließen, wollen wir mit dem Geständniß nicht zurückhalten, daß wir die Schwächen unsrer Arbeit nur zu wohl fühlen. Das Bild von Garriks Persönlichkeit wird mangelhaft und unzureichend vor dem geistigen Auge unserer Leser stehen. Wer große Männer, wer bedeutsam angelegte Naturen kennen lernen will, der möge wünschen, daß er sie täglich von Angesicht zu Angesicht schaue, denn in der nebelhaften Ferne und mit dem Auge der Phantasie bleibt unsere Sehkraft, wir mögen thun, was wir wollen, immer ein unvollkommenes Stückwerk, die Sehkraft sowohl als das Urtheil. Wie bleich, dünn und unwirksam steigen die großen Gestalten aus der Geschichte, die ein Jeder gar geläufig im Munde führt, vor uns auf, selbst wenn wir in die Geschichte mit dem Blick des Forschers eingedrungen, wenn wir diese Wissenschaft zu der unsern gemacht. Selbst unsere äußerste Anstrengung vermag sie kaum als verkörperte Menschen hinzustellen; in den meisten Fällen nur wie Ossians Geister, im dämmerigen Zwielicht, während die Sterne durch ihre Gestalten hindurchschimmern. Trotz des unermeßlichen Meeres von Geschwätz, welches täglich in Biographien und Aufsätzen, welche jene vertreten, mindestens als Material zu jenen dienen sollen, losgelassen und von dem Menschengeschlechte verschlungen wird, trotz Allem und Jedem, was über sie geschrieben und gesprochen, sind die Sokrates, die Luther doch den Meisten von uns vollständig unsichtbar, höchstens Schatten — der Weise von Athen, der Mönch von Eisleben — nicht Personen, sondern Namen. Die lebendige dramatische Bewegung ist entschwunden und nichts weiter übrig geblieben als ein kaltes und todtes chronologisches oder statistisches Nettoprodukt.

---

* Im Frankfurter Kunstverein.

Frankfurt, Ende November.

Der Frankfurter Kunstverein hat in letzterer Zeit einige Erwerbungen gemacht, die auch in weiteren kunstliebenden Kreisen Beachtung verdienen. Von dem unter uns wenig bekannten römischen Bildhauer Antonio Rosetti wurde eine Marmorgruppe um den Preis von 2000 Scudi (5000 Gulden) angekauft, die seit mehreren Monaten in einem besonderen Raume aufgestellt ist. Die Gruppe stellt ein Mädchen mit einer Ziege (oder eine „Esmeralda“) dar und gehört zu jenen Gebilden der heutigen Plastik, bei welchen das Streben nach dem Gefälligen und Reizenden durchaus vorherrscht; sie ist eben ein ganz modernes Werk, nimmt jedoch unter den derartigen Leistungen ohne Zweifel eine ausgezeichnete Stelle ein. Einige Partieen an dem in sanfter Jugendschönheit blühenden Körper des Mädchens sind etwas flach behandelt, dagegen ist die Ausarbeitung mancher Einzelheiten, wie namentlich des Haares der Ziege, bewunderungswürdig, und man darf die Gruppe überhaupt als ein Meisterstück von Zartheit und Weichheit in Behandlung des Marmors bezeichnen.

Eine andere interessante Erwerbung stammt aus dem Nachlaß eines hiesigen Kunstfreundes. Es ist dies die Auferweckung Lazari von Friedrich Overbeck, welche der nun achtundsechszigjährige Meister im Jahre 1822 für den verstorbenen Herrn Philipp Passavant, einen der ehemaligen Vorsteher des Städel'schen Kunstinstituts, in Oel gemalt hat. In Bezug auf die Anordnung und den rührenden Ausdruck gehört dieses Bild wohl zu den schönsten Werken Overbecks; seine ganze stille Zartheit der Empfindung, seine tiefe Innerlichkeit verkündet sich darin; die Zeichnung ist von seltener Reinheit und Vollendung. Daß es hinsichtlich der Farbenausführung weniger Anspruch macht, versteht sich bei Overbeck wohl von selbst.

Das Bild hat nur geringen Umfang. Christi Gestalt nimmt die Mitte ein. In ruhiger sanfter Hoheit steht er am Eingang der Felsenhöhle und blickt in die geöffnete Gruft herab, über welche er seine Hände ausstreckt; beseligende Milde leuchtet aus seinen reinen Zügen. Lazarus, eingehüllt in die Leichentücher, mit abgezehrtem Antlitz, worauf die erdig-kalte Hand des Todes gelegen, richtet sich langsam aus dem Grabe empor. Noch ist er nicht wieder völlig zum Leben erwacht, sein Leib hat sich erst bis an die Brust aus dem Schooße der Verwesung erhoben; er hat die Hände zusammengefaltet, und sein auflebender Blick hängt an dem Angesicht des Heilands. Sinnreich und mit Meisterschaft sind die verschiedenen Empfindungen der Umstehenden in ihren Köpfen und Stellungen ausgedrückt, von dem freudigen Erbeben der Schwestern, der demuthsvollen Bewunderung und anbetenden Verehrung der Freunde und der Jünger bis zum dumpfen Staunen des gemeinen Menschen, der verstockten Herzens zweifelte, nun aber mit aufgerissenen Augen das göttliche Wunder anstarrt. Zur Rechten im Vordergrund liegt die Schwester Martha auf ihren Knieen, eine edle jugendliche Gestalt, mit lichtem, schöngeflochtenem Haar; sie kehrt uns den Rücken zu und streckt vor Schreck und Entzücken ihre linke Hand mit einer lebhaften Geberde aus, während ihr rechter Arm die andächtig hingesunkene Schwester Maria umschlingt; diese Martha ist eine der ausdrucvollsten und gelungensten Figuren auf dem Gemälde, doch erinnert sie allerdings an die knieende, weibliche Gestalt in Rafael's Verklärung Jesu.

Die Zeichnung zu diesem Overbeck'schen Gemälde war vor einiger Zeit gleichfalls, mit anderen Originalzeichnungen berühmter deutscher Meister, im Kunstvereinslokal zur Schau gestellt. Der Präsident des Vereins, Herr Hermann Mumm, besitzt nämlich eine Sammlung köstlicher Blätter von der Hand jener Männer, denen wir die Wiedergeburt der deutschen Kunst verdanken, und die vor nun beinahe fünfzig Jahren „in der ew'gen Weltstadt Mauern, wo der Künste Heimath ist“, einen seltenen Bund gestiftet hatten. Wir nennen darunter vor allem ein Blatt von Cornelius aus dem Jahr 1818: „Christus von seinen Freunden betrauert.“ Diese Zeichnung ist eine Perle vom reinsten Wasser; was den Ausdruck und Adel der Gestalten, die Sicherheit der Ausführung betrifft, so steht sie wohl hinter den berühmtesten kleineren Compositionen des Meisters nicht zurück. Von Philipp Veit sieht man einen heiligen Sebastian, sowie den auferstandenen Jesus, welcher der Maria Magdalena entgegentritt (Jesus als Gärtner. Evang. Johannis 20, 14 bis 16). Von Schnorr die Zeichnung zu seinem bekannten Oelgemälde: Jakob und Rahel. Außerdem findet man noch von den Malern, welche zu dem deutschen Künstlerkreise in Rom gehörten, den Landschaftsmaler Christian Reinhart, Johann Anton Ramboux und den originellen Tyroler Josef Koch vertreten. Von Reinhart, den ein ungemein tiefes und gründliches Studium der Natur im Kleinen wie im Großen auszeichnet, ist eine ideale Landschaft mit historischer Staffage vorhanden. Von Ramboux eine Ansicht des Innern des Colosseums mit Scenen aus dem religiösen Leben des römischen Volks. Von Josef Koch „Die große Traube aus Kanaan“, eine Landschaft, reich an mit höchster

Bestimmtheit ausgeführten Einzelheiten, wie dies für den „alten Koch“ charakteristisch ist; im Vordergrund Josua und Caleb, die große Traube, welche sie am Bache Escol abschnitten, auf einem Stecken tragend. Ferner von demselben eine seiner Skizzen nach der göttlichen Komödie. Sie stellt die Scene aus dem neunten Gesang des Purgatorio dar, wo Dante und sein Führer vor der Pforte des Fegefeuers angelangt sind und zu den Füßen des Engels mit dem Schwerte und den Schlüsseln niederknieen.

> Wir gingen fort und nahten einem Orte,
> Der erst als Felsenspalt' erschien; doch noch
> Erkannt' ich in der Oeffnung eine Pforte.
>
> Drei Stufen von verschied'nen Farben sah
> Ich unter ihr, um zu ihr aufzusteigen;
> Dann auch erkannt' ich einen Pförtner da,
>
> Der auf der höchsten saß in tiefem Schweigen,
> Doch wie ich auf sein Antlitz hingewandt
> Mein Auge hatte, mußt' ich's wieder neigen.
>
> Er hatt' ein nacktes Schwert in seiner Hand,
> Und wollt' ich auf dies Schwert die Blicke kehren,
> So blitzt' es her der Sonne Glanz und Brand.
>
> (Uebersetzung von K. Streckfuß.)

Zugleich zeigt sich das Schiff mit den zur Seligkeit bestimmten Seelen, die den 114. Psalm anstimmen: „Als aus Egypten Israel entrann“ ꝛc.; und auf dem Hintertheil des Schiffs steht als Steuermann der Engel Gottes, dessen Flügelpaar statt des Segels und der Ruder dient (Purgatorio, Canto II. V. 31 bis 46). Die Skizze ist wahrhaft genial, im Geiste des erhabenen Sehers entworfen, und wir müssen bedauern, daß Koch's Zeichnungen zu Dante so wenig bekannt geworden sind. August Wilhelm Schlegel hatte bereits im Sommer 1805 über dieselben, in seinem „Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler“, berichtet. Er sagt, Koch habe einen großen Enthusiasmus für den Dante; seine Zeichnungen seien meistens reichhaltiger in der Composition, gründlicher gedacht und ausgeführt, als die berühmten, im Jahr 1793 herausgegebenen Umrisse des englischen Bildhauers John Flaxman. Einige von Flaxman behandelte Scenen habe er, ohne seinem Vorgänger geflissentlich aus dem Wege zu gehen, dennoch bedeutend erweitert und in die Tiefe gebildet. So zum Beispiel die Geschichte der Francesca von Rimini, den Streit des heiligen Francesco und des Bösen um die Seele des Grafen Guido von Montefeltro. „Seine meisten Zeichnungen — fügt Schlegel hinzu — sind freilich nur noch als Skizzen vorhanden; fände sich aber ein deutscher Buch- oder Kunsthändler, der den Verlag davon in geätzten Blättern übernähme, so würde er bereit sein, sie zu diesem Zwecke auszuführen. Ich wünsche von Herzen, daß nicht auch dieses, wie so manches andere, von wackeren deutschen Künstlern Beabsichtigte, aus Mangel an Aufmunterung unterbleiben möge.“ (Vergl. A. W. Schlegel's sämmtliche Werke. Bd. IX., 257).

J. W. Appell.

*Gedichte.

Lieder von P. J. Willatzen.

I.

> Das Herz verlangt, um froh zu sein,
> Nicht Frühlingsglanz und Sonnenschein;
> Es kann, sei auch der Wintertag,
> So trüb er mag,
> Doch voller Glück und Wonnen sein.
>
> Das Herz verlangt, um froh zu sein,
> Auch nicht in goldnen Kannen Wein.
> Stets wird durch klare Quellenfluth
> In Sommergluth
> Der Durst noch zu verbannen sein.
>
> Das Herz verlangt, um froh zu sein,
> Nur süßer Liebe Glanz allein.
> Der macht die Welt ihm freudenhell,
> Der ist ein Quell,
> Nach dem's ihn dürstet ganz allein.

II.

> Und nennt' ich mein ein Königreich,
> Zu deinen Füßen legt' ich's hin;
> Dich, der an Reizen Keine gleich,
> Dich krönt' ich — süße Königin!
>
> Doch steht dein Sinn nach Kronen nicht,
> Du Kind anmuthigster Natur;
> Und ich, herrsch' ich auf Thronen nicht,
> Bin ich dafür dein Troubadur.
>
> Nun singen meine Lieder dich;
> Ein Reich ist mein, das Niemand raubt!
> Nun schlingen meine Lieder sich
> Als Krone um dein liebes Haupt!

III.

> Gehüllt in duft'ge Mondlichtschleier,
> Wie ein Geheimniß liegt die Welt;
> Es wandeln zum umschilften Weiher
> Die Rehe durch's bethaute Feld.
>
> Verstummt ist schon der Nachtigallen
> Einsam verklingend Liebeslied —
> O folge durch der Wälder Hallen,
> Geliebte, mir zum Kahn im Ried.
>
> Dort bei verschwiegnen Wasserrosen,
> Auf goldner Well', im Mondenschein,
> Kann unbelauscht die Liebe kosen
> Und weltvergessen selig sein.

IV.

> Von deinem Lobe soll erklingen
> In Näh' und Ferne jeder Gau,
> Der Wiederhall soll dir es bringen
> Beim Morgenschein, beim Abendthau.
>
> Bald singt der Jägerbursch im Walde,
> Der Hirtenbub' auf Bergeshöhn,
> Der Schnitter auf besonnter Halde,
> Wie lieb du bist und wie so schön.
>
> So wird man huld'gend dich empfangen,
> Wohin du wendest deinen Fuß,
> Und schöner glühn dir dann die Wangen,
> Vernimmst du deines Dichters Gruß.

V.

> Es röthen sich die Wogen
> In abendlicher Gluth,
> Ein Schwan kommt still gezogen
> Durch helle Purpurfluth.
>
> So soll in späten Zeiten
> Dein Bildniß, lieb und hold,
> Durch meine Seele gleiten,
> Verklärt vom Abendgold.
>
> In süßes Deingedenken
> Will dann beseligt ich
> Mein ganzes Sein versenken
> Und liebend segnen dich!

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage von Emanuel Geibel. — Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. Von Heinrich Barth. Dritter Band. — Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. Von M. Koch. — Lob und Tadel über Gesehenes. 1855—1857. Von Waldemar Seyffarth. 2 Thle. — Unser Jahrhundert. Galerie poetischer und literarischer Persönlichkeiten. Erster Band. Stein, Fichte, Bruck. — Ein Hoheslied der Liebe. Von A. Strodtmann. — Die Väter der Wüste. Ein Bild aus der Geschichte der Kirche von Ida Hahn-Hahn.

— * Bei Brockhaus in Leipzig erscheint demnächst das Werk von Lewes über Goethe mit Genehmigung des Verfassers zum zweiten Mal und in einer durchgesehenen und verbesserten Auflage in englischer Sprache. Aus demselben Verlage geht eine „diplomatische Geschichte der orientalischen Frage" von Professor Wurm in Hamburg hervor; ferner ein zweibändiges Werk von Alexander Jung „Das Geheimniß der Lebenskunst" und ein dreibändiger historischer Roman von Franz Carion: „Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor, der letzte Kurfürst von Bayern und sein Hof."

— * Der unermüdliche Karl Simrock ist wieder mit einer literarhistorischen Gabe bei der Hand, die auch schon unter den neuen literarischen Erscheinungen erwähnt ist, einer „Deutschen Sionsharfe". (Elberfeld, Friderichs.) Das ist eine Zusammenstellung und Erneuerung der besseren älteren geistlichen und gottesdienstlichen Lieder und Gedichte. Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, 1) mittelalterliche Gedichte, die nicht zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmt waren, 2) Kirchenlieder, 3) Gedichte volksmäßigen Ursprungs. Besonders die erste und dritte sind reich an zarten Blüthen seelenvoller deutscher Mystik. Simrock hofft, daß sein Büchlein allen Freunden des Schönen und der geistlichen Dichtung ohne Unterschied der Confession willkommen sein werde.

— * Friedrich Bodenstedt hat sich von seinen russischen Studien, die so manches Buch hervorgerufen haben, der altenglischen Literatur zugewendet und beginnt soeben mit dem ersten Theil eines größeren Werkes die Früchte dieser neuen Studien der Lesewelt vorzulegen. Seine auf fünf Bände berechnete Arbeit, welche im Deckerschen Verlage zu Berlin erscheint, führt den Titel: „Shakspere's Zeitgenossen und ihre Werke", bewegt sich also auf dem so reichen Gebiete der dramatischen Poesie Englands im 16. und 17. Jahrhundert. Die Anordnung ist diese, daß vier von den fünf Bänden Uebersetzungen von Dramen unter Beigabe von biographischen und literarischen Notizen über die betreffenden Dichter enthalten, der letzte mit einer literar-historischen Uebersicht der ganzen Zeit schließt. Ein eigenthümlicher Zufall, — sagt Bodenstedt in der Vorrede —, hat es so gefügt, daß die deutschen Gelehrten und Dichter, welche bisher dies Feld bearbeitet haben, die schönsten Gaben desselben unberücksichtigt ließen; außer dem „Faust" von Marlow enthält Bodenstedts Werk nur Dramen, die bisher nicht in deutscher Bearbeitung erschienen sind.

— * Die Soldaten Friedrichs des Großen. Preußische Soldatengeschichten von Julius von Wickede. Vierter Band. Leipzig, Herbig. — Der vorliegende Band beweist wieder, daß sein Verfasser in die gefährlichste Art der Buchmacherei hineingekommen ist. Mit einem leichten und gefälligen Talent, mit raschem Ueberblick und glücklicher Gestaltungskraft begabt, hat er sich verleiten lassen, Schrift auf Schrift in die Welt zu schicken und nicht einmal für eine leidlich anständige Form zu sorgen. Die Schreibweise ist von einer Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, welche die Grenze des Erlaubten weit überschreitet und entschieden als unstatthaft und unerhört zurückgewiesen werden muß. Mögen Verleger, Setzer und Corrector noch so viele von den haarsträubenden Fehlern, von denen das Buch wimmelt, verschuldet haben, ein gut Theil kommt jedenfalls auf Rechnung des Verfassers. Auch mit dem Stoffe hat er es sich unverantwortlich leicht gemacht; zuerst wird die Schlacht von Zorndorf (1758), mit allerlei novellistischen Zugaben versetzt, breit erzählt; dann muß die Schlacht bei Hochkirch herhalten, zuletzt werden spätere Ereignisse des Königes verarbeitet. Ganz abgesehen von der gänzlichen Vernachlässigung künstlerischer Regeln, wird nicht einmal ein praktischer Zweck erreicht, es sei denn daß Herr von Wickede sich damit begnügt, für Leser der allergewöhnlichsten Sorte Bücher zu machen.

— Δ Meine Wanderung durch's Leben von D. G. Eilers. Leipzig, Brockhaus. — Die Leser des ersten Theils dieser Memoiren werden mit Interesse diesen weiteren Beitrag zur inneren Geschichte des 19. Jahrhunderts in die Hand nehmen. Er enthält die Lebensbilder der zwanzigjährigen Wirksamkeit des Verfassers in der Rheinprovinz; getreu seinem schon im ersten Bande gegebenen Versprechen redet er dabei sowenig als möglich von sich selbst, theilt aber dabei auf dieser in allgemeinen Zügen verzeichneten Wanderung Alles, was er erfahren und beobachtet hat, wahrheitsgetreu und in Worten, wie die Erinnerung sie unmittelbar giebt, mit. Es sind also die jedesmal gegenwärtigen Anschauungen, die derselbe zu schildern sich vorgenommen, und zwar glaubt er auch in diesem Bande Wahrheiten zu Tage fördern zu können, die geeignet sind, das heilige Band gemeinsamen Nationalgefühls zu festigen und Gehässigkeiten zu erschweren, mit welchen man dieses Band zu lockern bisher von verschiedenen Seiten nur zu sehr bemüht gewesen ist. Er macht uns den gährenden, religiösen und politischen Entwickelungs- und Bildungsproceß jenes lebendigen und geistreichen deutschen Volksstammes anschaulich, welcher den schönsten und fruchtbarsten Theil Deutschlands bewohnt, früher unter zweiundsiebzig verschiedene katholische und protestantische Herrschaften vertheilt war, dann eine Reihe von Jahren unter französischer Gewaltherrschaft stand und seit dem Jahre 1815 die wichtigste Provinz des preußischen Staates bildet. Für viele Leser wird die Schilderung der politischen Parteikämpfe in den Jahren 1818 bis 1820, der religiösen Zerwürfnisse, des mächtigen Hervortretens der materiellen Interessen und endlich der Anfeindungen und Untersuchungen des berüchtigten von Kamptz und anderen Hochgestellten von großem Interesse sein.

— * Eine neue Lieferung der „geographischen Mittheilungen" von August Petermann ist als Doppelheft (9 und 10 des Jahrgangs 1857) erschienen und entlehnt seinen Stoff zumeist dem Erbtheil Amerika. In dem Artikel über den Vulkan Orizaba und seine Umgebung bis zur Küste des mexikanischen Meerbusens, von Professor H. B. Heller, wird nach eigenen Forschungen und nach den Beobachtungen anderer Reisender ein vollständiges, durch saubere Karten und Ansichten graphisch veranschaulichtes Bild jenes höchst interessanten Theiles des Ost-Abhanges der mexikanischen Cordillere gegeben. Besonderen Werth erhält die Arbeit durch ein reichhaltiges und kritisches Verzeichniß zahlreicher Höhen-Messungen der ganzen Region. — Die neuesten englischen und amerikanischen Aufnahmen im Gebiete des La Plata und die Kartographie der Republik Uruguay bringen folgende vier Kartenskizzen von A. Petermann: a) Uebersicht der amerikanischen Aufnahmen unter Th. de Page 1853—1856, b) den Fluß Paraguay von Asuncion bis Corrientes, nach den englischen Aufnahmen unter Lieutenant G. F. Day, 1853, c) den Fluß Uruguay von Paysandu bis Martin Garcia, nach den englischen Aufnahmen von Sullivan und Sydney, 1847 und 1856, d) die Republik Uruguay nach älteren und neueren Quellen. Ein Bericht von Professor Dr. Burmeister giebt über Uruguay neue interessante Aufschlüsse. — In einem Aufsatze über die physicalisch-geographisch-statistischen Resultate der 1857er wissenschaftlichen Congresse zu Montreal, Dublin und Bonn (mit Kartenskizzen von A. Petermann) wird eine Uebersicht aller auf die geographischen Wissenschaften bezüglichen Abhandlungen gegeben, die bei den im vergangenen Sommer gehaltenen Jahresversammlungen der drei bedeutendsten wissenschaftlichen Wander-Vereine zum Vortrag gekommen sind, und von etwa 40 der wichtigsten Abhandlungen wird ein erschöpfendes Resumé mitgetheilt.

— * Die vom Könige von Bayern zur Beurtheilung der zur großen Concurrenz eingeschickten Dramen eingesetzten Preisrichter haben ihre Aufgabe gelöst und von den concurrirenden 152 Stücken 4 dem Könige präsentirt. Die eingegangenen 112 Tragödien wurden von den Herren Geibel, Schack und Sybel, 40 Lustspiele von Bodenstedt, Carriere und Kobell censirt, und das Resultat war dieses: Die Trauerspiele „Die Sabinerinnen" und die „Wittwe des Agis" wurden zur öffentlichen Aufführung vorgeschlagen; die drei Stücke „Die Inglinger", „Cajus Gracchus" und „Jenseits des Meeres" mußten davon trotz hohen poetischen Verdiensten wegen einzelner Mängel ausgeschlossen bleiben. Unter den Lustspielen fand sich kein preiswürdiges, doch sind „Die drei Candidaten" und „Feldcaplan und Lieutenant" als die relativ besten zur Aufführung vorgeschlagen. Nach der Annahme derselben erfolgt die Preisaustheilung. Die Namen der Verfasser kennt man noch nicht. — Der Maximiliansorden hat die Medaille mit Preisen von 3- bis 400 Dukaten den Werken „chemisch-physikalische Untersuchungen" von Kohlrausch und Weber und „Kunstgeschichte" von Schnaase ertheilt; auf anderen Gebieten der Wissenschaft sind keine Preise vertheilt.

— * Kaulbach hat den Carton zu einem großen Wandgemälde vollendet, das er für das germanische Museum unentgeltlich ausführen wird. Der Gegenstand ist die Oeffnung der Gruft Karls des Großen im Dome zu Aachen durch Kaiser Otto den Großen.

— * Das kleinere Münchener Hoftheater, seit 1831 geschlossen, ist restaurirt und am 28. November wieder eröffnet worden. Die Erneuerung im Rococostil ist ungemein prachtvoll und erregte Entzücken. Man gab nach einem Prologe von Geibel das „laute Geheimniß" von Calderon.

— * Ueber die Fortsetzung der Restaurationsarbeiten auf der Wartburg haben wir zuletzt bei Gelegenheit der Septemberfeste in Weimar berichtet. Seitdem sind der Neubau der Kemenaten und des Belfrieds so wie die malerische Ausstattung des Bankelsaales weiter gediehen, nun aber der vorgerückten Jahreszeit wegen die Arbeiten eingestellt. Die polychromische Ausschmückung des Bankelsaales nach den Entwürfen des Malers Welter aus Köln, welcher auch selbst die Hauptsache ausgeführt hat, ist ebenfalls bedeutend vorangeschritten. Herr

Weller hat an der westlichen Wand den ganzen Reichthum der Ornamentik des romanischen Stiles, sowohl in Bezug auf die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Formen, als die Pracht der Farben, durch reichlichst angewandtes Gold gehoben, entfaltet. Auch hat der Künstler schon die Entwürfe der Kopfwände des Saales vollendet, um den Saal in allen Theilen, was künstlerische Ornamentation betrifft, in Harmonie zu bringen.

— * **Josef von Eichendorff.** Am 25. November starb zu Neisse in Schlesien der bekannte Dichter Josef von Eichendorff, der „letzte Romantiker", wie man ihn wohl genannt hat, im Alter von 69 Jahren an der Lungenentzündung. Bis zuletzt war er noch schriftstellerisch thätig, und zwar in der letzten Zeit besonders auf literarhistorischem Gebiete. Er war 1788 geboren, studirte in Halle und Heidelberg, hielt sich später einige Zeit in Paris auf, nahm als preußischer Jäger an den Befreiungskriegen Theil und trat dann in den Staatsdienst, in welchem er es bis zum Regierungsrath brachte; seit 1843 war er pensionirt. Ueber ihn sagt **Hillebrand** in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur im Capitel von den Romantikern, nachdem er über Stägemann gesprochen: „Liebenswürdiger, reicher und bedeutsamer erweiset sich Josef von Eichendorff, der, obgleich dem patriotischen Zuge nicht fremd, doch mit seinen Liedern weiter in die Kreise des Menschlichen hinüberreicht. Eichendorff's Grundstimmung ist die rein musikalische Lyrik. In dieser Stimmung wird ihm Alles Melodie, verwebt sich ihm Alles mit dem sinnigtiefen, gleichsam naturandächtigen Gemüthsleben. In seinem Romane „Ahnung und Gegenwart" (1815) spricht er ernste Worte über Geist und Richtung der Zeit, sowie er in dem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern" (1824) den Ton der romantischen Schule gegen den Quietismus der Gemeinheit mit Tieck'scher Humoristik anzustimmen sucht. Auch in der historischen Tragödie finden wir Eichendorff auf romantischem Wege, wie z. B. in „Ezzelin von Romano" und in dem „letzten Helden von Marienburg." Die Lyrik spielt auch hier, freilich mehr als es die Sache verträgt, ihre Musik ab. Seine Novellen, unter denen die beiden „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „Das Marmorbild" sich besonders auszeichnen, sind gleichsam prosaische Gesangstücke, von romantischem Blumenduft umzogen. Die sprachliche Darstellung bewegt sich (zumal in der erstgenannten Dichtung) in klassischem Tone. Mundt nennt Eichendorff so wahr als bezeichnend „eine Singvogelnatur", denn in der That, er singt in Naturlust wie Drossel und Nachtigall. Die schöne fromme Innigkeit, die, hin und wieder von den Streiflichtern einer heitern Ironie erhellt, aus den meisten seiner Lieder spricht, giebt diesen bei einfach sprachlicher Anschaulichkeit einen höchst bedeutsamen poetischen Werth. Sollte etwas zu tadeln sein, so wäre es wohl die Eintönigkeit, die bei dem Mangel an vielseitiger Belebung auf seinen Naturbildern ruhet, sowie die zu große Weichheit, welche fast durchgängig aus seinen Saiten klingt. Lieder wie das Morgengebet („O, wunderbares, tiefes Schweigen") oder auf der Feldwacht („Mein Gewehr im Arme steh' ich"), die Elegie auf den Tod seines Kindes, das Lied das zerbrochene Ringlein („In einem kühlen Grunde"), „der wandernde Musikant", ebenso „die Stimme der Nacht" und noch manches Andere sind schöne Zeugnisse eines schönen Talents. Eichendorff hat den Klang der Romantik bis in die Gegenwart herübergeführt. In ihm schimmert so recht das Abendroth, welches den Untergang des romantischen Tages freundlich umgoldet." — **Julian Schmidt** sagt in seiner Literaturgeschichte: Josef von Eichendorff widerlegt auf das glänzendste das Vorurtheil, nur in Süddeutschland sei Gemüth und Phantasie zu Hause. Kein Schwabe und kein Oesterreicher weiß so gut zu schildern, als Eichendorff, wie die Brunnen rauschen und die Nachtigallen schlagen, wie die Sommerlüfte wehen und wie die Mondesstrahlen ein freundliches Grün bescheinen, wie hübsche Dirnen aus den Erkern des Morgens halb verschlafen auf die Wanderer grüßend herabblicken und sich dazu die Haare strählen. Zwar ist das Gemüth nicht unbedingt an Brunnen, Nachtigallen, Mondesstrahlen und verschlafene Mägdlein gebunden, es verliert sich leicht in Oberflächlichkeit, wo es ihm durch fertigen Apparat bequem gemacht wird: aber in Eichendorff ist wirkliches Gemüth, seine Gegenstände sind mit Wärme und wenigstens zum Theil auch mit individueller Lebendigkeit empfunden und wiedergegeben.

— * **Ein Goethe-Blättchen.** Im „Deutschen Museum" theilt **August Kahlert** in Breslau Folgendes mit: „Aus Goethe's Leipziger Studienzeit ist uns durch glücklichen Zufall ein kleines Gedicht von ihm (Madrigal, wenn man es so nennen will) und zwar in seiner eigenen Handschrift aufbehalten, das bisher, soviel ich ermitteln konnte, noch nirgends gedruckt worden ist. Der im Jahr 1806 in der kleinen Stadt Strehlen in Schlesien verstorbene Doctor der Medizin Karl Friedrich Klose, ein in langer ärztlicher Wirksamkeit geschätzter Mann, hinterließ ein Stammbuch, worin nach alter akademischer Sitte sehr viele seiner Studiengenossen und Lehrer aus Leipzig, Frankfurt a. d. O. und Halle sich mit Denksprüchen und Freundschaftsversicherungen eingetragen haben. Die Nachkommen des einstigen Besitzers haben aus Pietät das Buch aufbewahrt und mir gestattet, den darin befindlichen Goethe'schen Beitrag öffentlich mitzutheilen, wobei ich die in der Handschrift befolgte Schreibung der Worte genau beibehalte:

Der Reiche.

Ja, ich bin würcklich reich, ich habe
das göttliche Geschenck, die Gabe
mit Wenigem vergnügt zu seyn.
Ein Mädgen, willig mich zu küssen,
der Freunde viel, ein gut Gewissen,
und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, den 12. Mai 1767. — Goethe.

Wenn man die Jahreszahl betrachtet, so kann Niemand ungewiß darüber sein, wer das erwähnte Mädchen gewesen. Auch mit der Flasche Wein hat es nach Goethe's Selbstbekenntniß in „Dichtung und Wahrheit" seine völlige Richtigkeit; er sagt uns: „Ich sah Aennchen täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank rc." Aber über Klose's Verhältniß zu dem Dichter, der doch so viele Personen des ihm werthen Schönkopf'schen Mittagstisches abgeschildert hat, ist gar nichts bekannt. Daß er indessen zu dieser Tischgesellschaft, wenn auch nur vorübergehend, gehört habe, dürfen wir aus einem Nebenumstande schließen. Einige Blätter vor dem Goethe'schen befindet sich nämlich in dem Stammbuch ein Blatt mit einigen unbedeutenden Reimzeilen, darunter die Worte stehen: „Zu Andenken einer wahren Freundin Katharina Sibylla Schönkopf." Dies dürfte Niemand anders gewesen sein als Goethe's Landsmännin, die Mutter Aennchens; der vollständige Name der Letztern war, nach Otto Jahn's Mittheilung: Anna Katharina Schönkopf, weßhalb der Geliebte sie in früherer Zeit „Käthchen" anstatt, wie in seiner spätern Selbstbiographie, „Aennchen" nannte. Die Handschrift Goethe's ist übrigens eine vollkommene Bestätigung seiner eigenen Angabe, daß er zu jener Zeit, durch Gellert's dringende Ermahnungen veranlaßt, seine bisher vernachlässigte Handschrift zu einer schönen und deutlichen umzugestalten sich angelegentlichst bemüht habe."

— * Der britische General Sir **Henry Havelock**, dessen heldenmüthige Haltung in Indien so viel Bewunderung erregt, steht im Alter von 62 Jahren und ist 1795 zu Bishops Wearmouth bei Sunderland geboren. Er erhielt seine Erziehung in der Charterhouseschule in London und studirte, zum Rechtsgelehrten bestimmt, seit 1813 Jura unter dem berühmten Advokaten Chitty. Unterdessen war sein Vater, ein reicher Schiffsrheder in Sunderland, durch Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen, und Henry beschloß sein Glück in der Armee zu suchen, in der sich bereits ein älterer Bruder, William, während des Peninsularkriegs und bei Waterloo ausgezeichnet hatte. Er trat 1815 als Secondelieutenant bei den Jägern (Rifle brigade) ein, diente acht Jahre in England, Schottland und Irland und begab sich dann mit dem 13. Infanterieregiment nach Indien. Beim Ausbruch des ersten birmanischen Krieges 1824 ward er beim Generalstabe Sir Archibald Campbell's angestellt, wohnte den Treffen von Napadi, Patanagoh und Paghan bei und nahm an den Friedensverhandlungen mit dem Hofe von Ava theil. Er beschrieb diesen Krieg in seiner „History of the Ava campaigns" (London 1827), welche durch die Offenheit, mit der die Ereignisse desselben besprochen wurden, in militärischen Kreisen Aufsehen erregte. Havelock widmete sich nun in Kalkutta dem Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Persischen, in dem er es zu einer ungewöhnlichen Fertigkeit brachte. Erst 1838 avancirte er zum Hauptmann und machte dann an der Seite des Generals Cotton den ersten afganischen Feldzug mit, wo er sich besonders bei dem Sturme von Ghasna und der Einnahme von Kabul hervorthat. Während einer Urlaubsreise nach Kalkutta arbeitete er sein „Memoir of the Afghan campaign" (London 1841) aus, und kehrte hierauf, als Dolmetscher dem General Elphinstone beigeordnet, nach dem Pendschab zurück. Bei der Vertheidigung von Dschellalabad gegen Akbar-Khan leistete er die wichtigsten Dienste, die durch die Ernennung zum Major und Ritter des Bathordens belohnt wurden. Auch in den Gefechten von Tesin und Istalif bewies er große Tapferkeit. Ende 1843 begleitete er die Armee unter Gough nach Gwalior, focht bei Maharadschpur und stieg 1844 zum Oberstlieutenant. In der Schlacht bei Mudki wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, bei Sabraon ein drittes, und sein Benehmen erwarb ihm von Seiten des Generalgouverneurs Hardinge die schmeichelhaftesten Lobsprüche. An dem zweiten Sikhkriege, der seinem Bruder William das Leben kostete, konnte er nicht theilnehmen, da er 1849 zur Herstellung seiner durch einen fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt in dem mörderischen Klima Indiens zerrütteten Gesundheit eine Reise nach England antreten mußte. Schon 1851 erschien er jedoch wieder in Bombay und wurde zum Oberst und Generalquartiermeister der königlichen Truppen in Indien ernannt. Nach dem Ausbruch des persischen Kriegs erhielt er mit dem Titel eines Brigadier das Commando der zweiten Division, mit der er sich an der Expedition nach Mohammerah betheiligte. Der in Paris geschlossene Friede setzte seiner Thätigkeit bald ein Ziel, und im April 1857 schiffte er sich auf dem „Erin" nach Kalkutta ein, litt aber an der Küste von Ceylon Schiffbruch. Am Bord des Dampfers „Fire Queen" erreichte er Kalkutta und eilte sogleich nach Allahabad, um den Befehl über das zum Entsatz von Cawnpor und Lucknau bestimmte Corps zu übernehmen. Am 22. Juni schlug er die Insurgenten unter Nena Sahib bei Fattipor, vertrieb sie 16. Juli aus Cawnpor und brach dann gegen Lucknau auf, mußte aber nach mehren siegreichen Treffen wegen der Uebermacht des Feindes und der Verheerungen, welche die Cholera unter seinen Truppen anrichtete, unterwegs wieder umkehren und sich über den Ganges zurückziehen. Die von ihm unter den schwierigsten Umständen bewiesene Unerschrockenheit und Ausdauer wurde von der englischen Regierung durch die Erhebung zum Generalmajor und Commandeur des Bathordens anerkannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 50. Bremen, 13. December. 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Vom Scharfrichter.

Von Johannes Müller.

I.

Das „Deutsche Museum" brachte in Nr. 16 dieses Jahrgangs einen gut abgerundeten Aufsatz über den deutschen Scharfrichter; einen Auszug daraus theilte die Nr. 17 des Sonntagsblattes im Feuilleton mit. Der Gegenstand hat gewiß eine sehr interessante Seite, da er den unablässigen Lobpreisungen überwundener Zustände ein ernstes Memento entgegensetzt. Indem uns die Persönlichkeit des entsetzlichen „Angstmanns" einen nicht wegzuleugnenden Fortschritt der Humanität vorstellt, braucht unser Geschlecht nicht schamvoll sich von ihm wegzuwenden: hier ist unbestritten die Gegenwart menschlicher und sittlicher. Im Besitz mancher Notizen, die das dort entworfene Bild weiter ausführen, sehe ich mich durch das einmal angeregte Interesse veranlaßt, auch sie vorzulegen. Einige allgemeine Züge habe ich aus jenem Aufsatze der Vollständigkeit wegen auch in den meinigen aufgenommen, da ich mit dem Verfasser desselben zum Theil aus gleicher Quelle schöpfte; wir beide aber haben das Bild nicht so im Einzelnen ausgeführt, daß es der Wirklichkeit vollends entsprechend wäre. Um es in seiner ganzen Furchtbarkeit darzustellen, müßte die alte Criminaljustiz in ihrer kaum zu schildernden Entmenschlichung vorgeführt werden, müßten die harten und doch so selten zum Ziele der Besserung führenden Strafen und Strafarten abgehandelt, die Werkzeuge gezeichnet, die Handgriffe zu ihrer Anwendung, ihre Folgen und dann vor allem die unendlichen Qualen der Gepeinigten in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit geschildert werden: Dinge, für die unsere Zeit, unser Gefühl, Gottlob, keinen Maßstab mehr, nur einen Schauder des Entsetzens hat. Darauf einzugehen, fehlte mir gegenwärtig die Lust. Vielleicht werde ich das Bild späterhin durch einige derartige Züge noch vervollständigen. Uebrigens, meine ich, möchten auch durch das Folgende schon alle sentimentalen Vorstellungen in ihrer Haltlosigkeit sich darstellen, die sich nicht scheuen, selbst einen Freiknecht sich zum Träger romantischer Schwärmerei auszumalen.

Die Entwickelungsgeschichte des furchtbaren Gewerbes, oder anfänglich vielmehr Amtes, mag hier nur durch einige Andeutungen vertreten werden. „Todesstrafe zu verhängen oder Jemanden zu binden oder auch nur zu schlagen ist lediglich den Priestern anheimgegeben: nicht wie zur Strafe, oder auf des Feldherrn Geheiß, sondern gleichsam auf Weisung der Götter, die sie in den Schlachten gegenwärtig glauben." So erzählt Tacitus von den Germanen. Von einer mit der Strafvollziehung verknüpften Infamie ist hier keine Spur; ebenso wenig ist im Alterthume die geringste Andeutung, daß die Execution in der Hand dazu ausschließlich bestimmter Personen lag. Die Ausführung der erkannten Strafe ist der letzte Akt der Gerechtigkeit und fällt somit den Richtern zu. Das finden wir später noch bei den Schöffengerichten und der Vehme.

Fälle, wo die Execution noch in späterer Zeit — wegen Mangels an einem Scharfrichter oder auf einen andern besondern Grund hin — nicht amtmäßig ist, haben wir mehrere. „Auch ist geschehen hiervor zu Zeiten in dieser Stadt", berichten die Jahrbücher des zittauischen Stadtschreibers Johannes von Guben a. d. 14. Jahrhundert, „da man nicht Züchtigens hatte, daß man hatte gefangen fünf Diebe und man sollte richten über sie; daß mußte jeglicher Schöffe einem der fünfe das Haupt abhauen." Im Jahre 1524 brachten die dietmarsischen Bauern den zum Tode verurtheilten Heinrich von Zütphen selbst um, „de wile dat Land nenen scharprichter heft." Und zu Buttstädt in Thüringen enthauptete im Jahre 1740 den Mörder der älteste Agnat des Ermordeten selbst. Die Infamie knüpfte sich also nicht sowohl an die Handlung als an die Stellung des Strafvollziehers, die freilich durch jene, wie wir später sehen werden, ihrem Wesen nach bedingt wurde.

Die Karolingerzeit legte das Strafvollstrecken in die Hand der Schöffen, und diese Verrichtung haftete an ihrem Amte noch während der Zeiten der Vehme. Dem Schöffen zur Seite tritt der Stockwärter oder Frohnbote. Ueber ihn hat das Straßburger Stadtrecht besonders mehrere Bestimmungen. Zu seinem Amte gehört hier, daß er die Verurtheilten zu dem Galgen ausführt*), ihnen die Augen mit einem Tuche verbindet, daß er den Galgen aufrichtet, die Leitern anlegt und den Dieb an die Leiter führt: „und zu jungest der an dez Vogetes stat da ist (Vicarius Advocati), der nimet in (ihn), und knüpfet im (ihm) das seil an den hals, und henket in (ihn)." Ist aber „des Vogetes undertan" (Vicarius Advocati) nicht gegenwärtig, so soll man den Schuldigen halten in einer Hut, bis daß der Schultheiß diese Sache vor den Bischof bringt. Wer das verschuldet, daß man ihn strafe an Haut und Haar („schern oder villen sol"), so soll es der Stockwärter thun. Wer aber zum Verlust der Hand verurtheilt ist, dem soll der Stockwärter die Barte halten, und wer an des Vogtes statt ist, der hebet einen hölzernen Schlegel auf und schlägt ihm die Hand ab. Der an des Vogtes statt da ist, der sticht die Augen aus, truncabit testiculos, das Haupt schlägt er ab und vollführt alle übrigen Strafen je nach der Missethat.

Uebrigens cursiren über den Vollstrecker peinlicher Strafen in den frühern wie selbst in ziemlich späten Zeiten noch manche seltsame Nachrichten; gewiß ist, daß hier zum Theil die Umstände, auch bisweilen eigenthümliche Lebensverhältnisse, maßgebend mitspielten. So liest man (in der Salmansweilischen nothwendigen Erinnerung), daß in dem Kloster Heilsborn (Heilsbronn?) vor Zeiten die Laienbrüder, Bärtling genannt, sich als Scharfrichter haben benützen lassen; ferner soll sich im Kloster Ebrach ein Conversbruder, Eberhard ge-

*) Davon auch Galgenfergen genannt. Schannats Sammlung alter Docum. S. 267. Art. CLXXIII. „der recht Fronpot, etwo haissent sy Richter, etwo haissent sy Geputel, etwo Schergen, etwo Galgenvergen, etwo anders. Vergleiche Haltaus unter dem Worte: Galgenfergen.

nannt, gefunden haben, der ohne Scheu bei Uebelthätern die peinliche Frage anwandte. Ob diese Berichte wahr, ob sie von der Verläumdung eingegeben sind, müssen wir dahingestellt sein lassen. Aubigné: Hist. I. 3, 12. erzählt, daß auf dem Zuge der Deutschen in Frankreich im Jahre 1562 ein Franziskanermönch seine Mit- und Conventsbrüder gehenkt, dieses Handwerk beim Kriegsheere später auch fortgetrieben habe. Das Abscheuliche dabei war (wenn die Nachricht gegründet ist), daß er es allezeit in seinem Habite verrichtete. — Außerdem werden bisweilen Juden und Zigeuner als Henker erwähnt, wobei schon die Infamie des Gewerbes hervortritt. Ganz im Geiste der alten Zustände ist es aber, wenn in der Stadt Reutlingen der jüngste Rathsherr die peinliche Execution verrichten mußte, wenn in Flandern der erste Prätor, der die Stelle des Fürsten vertrat, derselben sich unterzog, oder gar, wie in der Littau, der peinliche Ankläger, wenn er obsiegte, die Rolle des Scharfrichters selbst übernehmen — oder der Verurtheilte sich selbst hängen mußte.

Ohne Zweifel auch der zufällige Mangel eines Scharfrichters ward damals noch Veranlassung zur Annahme derartiger außergewöhnlicher Mittel, als das Gefühl der Unehrenhaftigkeit solchen Handdienstes sich bereits mit mehr Bestimmtheit ausprägte. Es erzählt der bekannte Prediger zu Straßburg, Geiler von Kaisersberg: Wenn man vor Alters in einem Dorfe einen Dieb hängen wollte, da kein Henker gewesen, so hätte ein ganzes Gericht den Dieb gehängt und zwar dergestalt: man habe ein langes Seil genommen, dasselbe über den Galgen geschlagen und den Dieb unten daran geknüpft, welches der Schultheiß thun müssen; hernach habe das ganze Gericht den Dieb auf den Galgen gezogen, daß er daran erwürget. Alle unter solchem Gericht gesessene Bürger und Bauern haben am Seil ziehen müssen, damit keiner dem andern vorwerfen und verweisen können, daß er den Dieb gehängt. Eine ähnliche Nachricht haben wir von dem Dorf Wiesenbrunn in Franken. In dieser Landschaft bestand auch irgendwo der Gebrauch, daß der jüngste Ehemann dem verurtheilten Diebe den Strick um den Hals legte, worauf dann, wie oben, die gesammte Gemeinde den armen Sünder in die Höhe zog.

Dessenungeachtet, obwohl hier bereits die in spätern Zeiten, als eigene Personen zur Strafvollstreckung bestellt wurden, immer schärfer sich ausbildende Ansicht von der Infamie der Handlung ziemlich entwickelt hervortritt, so finden wir noch immer, auch in der Folgezeit, abnorme Beispiele des mangelnden Vorurtheils. Es genüge, nur an die, wenn auch sagenhafte, Geschichte vom Herzog Heinrich von Mecklenburg zu erinnern, der sich rastlos auf die Spuren der Räuber und Freibeuter warf, sie unermüdet verfolgte und die Stricke zu schleunigster Execution an seinem Sattel immer mit sich führte. Ward er der Missethäter habhaft, so soll er ihnen eigenhändig den Strick um den Hals geworfen haben: „Du moist my dorch den Ring kieken.“ Sein Eifer soll ihm den Beinamen des Scharfrichters oder Henkers verschafft haben. Aehnliches erzählt man bekanntlich von dem Herzog Otto von Lüneburg *).

Bedenken wir das bereits Gesagte nochmals, so ergiebt sich, daß die Mißachtung des Vollstreckers peinlicher Strafen sich allmälig entwickelte. Ohne Zweifel besorgte schon im Alterthume meistens der Gerichtsbote die Hinrichtung. Dann finden wir, daß der Scherge die Uebelthäter aufhing. Indem aber zu Schergen und Gerichtsdienern unfreie Leute gewonnen werden konnten, die Hinrichtung dann also in knechtische Hände zu fallen pflegte, indem es ferner dem natürlichen Gefühl widerstrebte, daß sich ein Mensch dazu hergab und gleichsam sein Geschäft daraus machte, andere ums Leben zu bringen, so trennte sich in späterer Zeit das Amt des Henkers von dem des Gerichtsboten, und jenes sank damit in Verachtung. Den Hauptgrund dieser Entwickelung werden wir weiter unten anführen. Nun vermehrte jede Strafe, die der Henker vollzog, jede Berührung von seiner Hand beschimpfte; „der Hurensohn der Henker“ heißt es in den Augsburger Statuten. Seine Stellung in der Gesellschaft ward eine isolirte. Nur in Nothfällen, wenn der Scharfrichter mangelte, (wie bereits bemerkt ist), oder nicht allein fertig werden konnte, trat die Verbindlichkeit der Gemeinde hervor, Hülfe zu leisten, und sie mußte alsdann von ihrem Richter förmlich aufgefordert werden. Nach der Aussage eines alten hundertjährigen Mannes (anno 1458) von Pratelen mußten die Prateler, als ein Pferdedieb gehangen werden sollte und Basel ihnen den Henker nicht leihen wollte, sämmtlich selber Hand anlegen, denselben inner dem Etter an einem Nußbaum aufzuknüpfen. Das Arheilger Weisthum sagt: „Item wir weisen, wann von Nöthen ist, Galgen, Leiter und Räder aufzurichten, so soll der Nachrichter am ersten, nach ihm der Wasenmeister angreifen, darnach der Centgraf im Namen u. gr. H. mit Anlegung der Hände denen Centmännern befehlen, daß sie mit angreifen, und solch Gericht aufrichten helfen müssen.“ Nach dem Polcher Weisthum soll jegliches Haus zu Polch einen Mannsmenschen schicken auf den Tag, da der Amtmann den Missethäter richten will, und wann man ihn gerichtet hat, so mag jeder seines Weges gehen. Wiesenbrunn haben wir bereits erwähnt, ähnlich ist das Dreißer Weisthum. — „Und is dit antiquitus gewest und in Jütland und Ripen under 90 Jahre, datt men keen Fronrichter gehatt, den gebundenen Deef up eenen Flecke, de uppe des Wagen Ledder gelegt gewest ist, de Deef uprichtig staende gestellet is und de Bunde (coloni) so ehme gegrepen, ehme dem Deef dat Strick umme den Hals leggen, und ein jeder Hardesmann dat Strick anrören möten, und ist fast an dat Holt gemakket und hebben io jede und alle Erdensödekens und Steue genamen, up de Peerde, so vorn Wagen stunden und den Galgen geföret hadden, geworpen, dat de Peerde mit den Wagen weggegahn und de Deef also behangen bleven is.“ Blasius Eckenberger zum Flensburg. R. — Den später bisweilen vorkommenden Gebrauch, mehrere Verurtheilte an einander selbst die Strafe vollstrecken zu lassen, haben auch schon die Capitularien: die Theilnehmer an einer Verschwörung sollen sich gegenseitig die Nasen abschneiden und sich einander die Haare scheeren (zum Zeichen der Sklaverei). Ebenso wurden bei zahlreichen Hinrichtungen einige Uebelthäter unter der Bedingung begnadigt, daß sie die übrigen vom Leben zum Tode brächten. Ueber dies Alles lese man Grimms Rechtsalterthümer.

Die entschiedene Wendung, die der Verrichtung des peinlichen Executors Anrüchigkeit und Infamie für immer anheftete, erfolgte auf Grund des in Deutschland immer mehr emporkommenden römischen und kanonischen Rechtes. Da das letztere dem Scharfrichter eine Irregularität beilegte und überhaupt alle Diejenigen, die in den Blutgerichten saßen, sowohl von der Tonsur als von der Erwerbung geistlicher Beneficien gänzlich ausschloß, so wollten seit dieser Zeit die Gerichtsschöffen wenigstens von der eigenhändigen Strafvollziehung begreiflicher Weise nichts mehr wissen. Und durch das römische Recht verpflanzten sich auch die antiken Begriffe vom Scharfrichter, von seiner verachteten Stellung nach Deutschland. In Rom stand derselbe auf der untersten Stufe der Gesellschaft, war gewöhnlich ein Fremder und durch alle Schranken von der Berührung mit der Bürgerschaft ausgeschlossen. Er durfte nicht in den Volksversammlungen erscheinen, ja durch seinen Eintritt wurden sie entweiht, es wurde vom Janiculus sofort die Fahne eingezogen. Der Scharfrichter durfte nicht innerhalb der Stadt wohnen, trug eine besondere Kleidung und ein Glöckchen, welches das Volk vor der Berührung mit ihm warnte; er war ehrlos.

Diese Begriffe kamen also mit dem römischen Rechte auch nach Deutschland und wurzelten hier mit der Zeit um so schneller und fester, als schon das Gefühl an der zunehmenden Grausamkeit der peinlichen Strafen, an der vermehrten Häufigkeit derselben bereits eine besondere Veranlassung des steigenden Abscheus hatte. Einen Dieb zu henken, einen Kopf oder eine Hand abzuschlagen, waren im

*) S. Havemann I., 692. — Nach Cäsar von Heisterb. soll auch Berthold von Wittelsbach, wenn er ausritt, zu diesem Zwecke Stricke an seinem Gürtel getragen haben.

Vergleich zu den allgemach auftauchenden umständlicheren Executionen, später vor allem gegen die Ausübung der Folter, noch geringe Zumuthungen an das Gefühl. Je mehr dieses ins Spiel gezogen ward und zudem die Strafvollstreckung sogar eine bald nothwendige praktische Gewandtheit erforderte, um so nothwendiger ward die Bestallung solcher, die hieraus ein förmliches Amt machten. So finden wir denn vom 14. Jahrhundert an bestellte Scharfrichter. Die Benennung für den peinlichen Executor war mit den Zeiten verschieden. Zur Zeit der Schöffengerichte hieß der jüngste Schöffe der Nachrichter, weil er bei der Urtheilsfällung zuletzt stimmte, oder aber richtiger, weil er das Urtheil dem Delinquenten eröffnete und an demselben vollzog. Das römische Recht verbreitete den Namen Scharfrichter, den man sonst auch Henker, Diebehenker, Stöcker, Meister (Meister Peter, Meister Hämmerlin, Meister Fix), Freimann, weil er sein Amt frei und ungehindert verrichten und sich Niemand an ihm vergreifen sollte, Rothbote, Peinlein, Büttel, Züchtiger hieß.

Döpler in seinem Schauplatz der Leibes- und Lebensstrafen (1693) führt freilich, nach mehreren ältern namhaften Rechtsgelehrten, eine besondere Ansicht an, wie die Scharfrichter gewählt werden sollten — aber die Durchführung war wohl unmöglich. „Dieweil nun, meint er, was dessen Person anbelangt, der Scharff- oder Nachrichter eine solche von der Obrigkeit bestellte Person ist, welche auf deren Befehl, dem Rechtlichen Erkäntnis gemäs, die Uebelthäter peinigen, auch, nach Gelegenheit der Fälle die Leib- und Lebensstraffe an denselben vollentstrecken, und sonst in vielen andern Dingen mehr, wie in folgenden zu sehen, der Justiz zur Hand geben muß: Als ist auch vor allen Dingen dahin zu sehen, daß zu solcher Verrichtung keine Gott- und Ruchlose Leute, Hexenmeister, Räuber, Mörder, Diebe, Ehebrecher, Hurer, Gotteslästerer, Spieler oder sonst mit andern groben Sünden, Schand- und Lastern behafftete, sondern fromme, unbescholtene, freundliche, barmherzige, unerschrockene, und in dergleichen Wercken und Verrichtungen wohlerfahrene Männer erwählet und bestellet werden, die mehr aus Liebe zu Gott und den Rechten, als aus vorgeschöpfften Haß und Zorn gegen den armen Sünder ihr Amt verrichten.“ Jedoch diesen an einen Scharfrichter zu stellenden Anforderungen ward wohl in den seltensten Fällen genügt, da wohl schwerlich ohne Noth ein sonst unbescholtener Mann zu diesem Gewerbe greifen mochte. Anfänglich waren es gewiß besondere Umstände, welche Jemanden zur Uebernahme eines so infamirten Gewerbes veranlaßten. Gemeiniglich mochten es entweder verdorbene Subjecte sein oder Verbrecher, denen, wie schon oben bemerkt, unter der Bedingung der Uebernahme jenes Amtes die verdiente Strafe nachgesehen ward, oder auch solche Personen, die ihrer Beschäftigung wegen durch das Vorurtheil bereits in schimpflichem Rufe standen. An solchen fehlte es damals bekanntlich nicht, wie man denn unter anderm vom Schäfer sagte: Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder. Später vererbte sich das Gewerbe, und zwar um so leichter, als die Sprößlinge der Scharfrichter wie ihre Väter für unehrlich galten, zu ehrlichen Handwerken und Handthierungen deßhalb nicht gelangen konnten, also aus Noth in die Stelle des Vaters oder in andere derartige Vacanzen einrückten. Merkwürdig ist die von Juristen aufgeworfene Frage: wenn kein Scharfrichter vorhanden wäre, ob die Obrigkeit dann in Ansehung des gemeinen Besten einen andern freien Menschen, wenn schon er nichts verbrochen, mit Recht zwingen könne, daß er des Nachrichters Amt auf sich nehmen und dasselbe verrichten müsse! Die Rechtsgelehrten bejahten fast einmüthig diese Frage, jedoch mit der der Clausel, „daß es keine Persona honesta, sed vilis, als etwan ein Tagelöhner, starker Bettler oder sonst ein schlechter Kerl sei.“

Für die Criminaljustiz des spätern Mittelalters und der Folgezeit ward das Amt, das anfänglich in dem Widerwillen der früher dazu Verpflichteten sein Entstehen hatte, unentbehrlich; es ward unter förmlicher Verpflichtung ertheilt und unter Beeidigung auf bestimmte Gesetzesvorschriften. In der Bambergischen Halsgerichtsordnung wird ein solcher Eid angegeben, und in der Karolina haben wir die Erwähnung desselben. Und zwar findet die Uebertragung des Amtes von dem statt, welchem die hohe Gerichtsbarkeit zusteht, entweder gegen eine gewisse Bestallung oder geziemende Vergütung für jede Execution. Späterhin als dasselbe unter Umständen sehr einträglich ward, kehrte sich das frühere Verhältniß gewissermaßen um, indem die Vortheile, die damit verbunden waren, nun, von einer gewissen Menschenklasse wenigstens, gesucht wurden. Vorzüglich war es die Feldmeisterei, die gemeiniglich mit der Scharfrichterei vereinigt war, welche nicht unerhebliche Einnahmen und in Folge dessen bedeutende Pachten und sonst darauf gelegte Lasten der Lehnsherren trug. Wir finden das in den Bestallungs- und Lehnsbriefen mehrfach angegeben.

Die Entwickelungsgeschichte des Amtes brachte zum Theil auch schon die Stellung des Scharfrichters in der Gesellschaft zur Anschauung. Diese war im gemeinen Leben eine ganz besondere, so daß auch die Gesetzgebung darauf Rücksicht nahm. Gewöhnlich ist freilich ein Unterschied gemacht zwischen dem Scharfrichter (Meister) und dem Abdecker (Halbmeister), indem dieser in der Achtung bei weitem noch niedriger stand: aber, wie wir kurz zuvor bemerkt haben, die Verrichtungen beider waren sehr oft verbunden. Die gesetzlichen Bestimmungen und Beschränkungen daher, die den Schinder speciell trafen, galten auch für ihn, sobald er unmittelbar und nicht etwa durch besondere Leute und Knechte, dessen Handthierung ausübte. Aber auch im letzteren Falle ward von der öffentlichen Meinung sehr häufig, oft auch von dem Gesetze doch kein sonderlicher Unterschied gemacht.

Nach den Grundsätzen des römisch-canonischen Rechts war es motivirt, daß nach dem Reichsabschied vom Jahre 1530 „die Obrigkeiten ein fleißiges Einsehen thun sollen, daß sich die Züchtiger, Nachrichter und Feldmeister oder Abdecker tragen, damit sie vor andern mögen erkannt werden“, wie es denn auch in dem Zittauischen Statutarrechte vom Jahre 1353 heißt: daß keine Frau Kögel trage, es sei dann der Züchtiger und Henker Mägde — — daß man sie dadurch kennen möge vor andern Frauen. An vielen Orten war es dem Scharfrichter nicht gestattet, nach damaliger Sitte einen Degen zu tragen, sondern nur ein kurzes Schwert. Drum als a. 1651 der Nachrichter zu Eisenach dem nicht nachkommen wollte, wurde ihm wegen seiner Anmaßung höhern Orts ein ernstlicher Verweis zugewendet. Der Augsburger Reichsabschied vom Jahre 1548, dann der Frankfurter 1577 setzen die unehrlichen Weiber, die Nachrichter und die Juden in eine Kategorie, nämlich derjenigen Individuen, deren Wesen und Stand aus der Kleidung zu erkennen sein soll. Nach vielen statutarischen Rechten sind jene von der Erwerbung des Bürgerrechts und vom Eintritt in die Innungen ausgeschlossen, auch wohl angewiesen, nicht innerhalb der Stadt zu wohnen. Dies traf sie kaum so hart als die Behandlung, der sie selbst die Kirche unterwarf. Es bedurfte ja noch im Jahre 1517 der Scharfrichter zu Worms einer besondern päpstlichen Erlaubniß, um jährlich einmal, jedoch nicht öffentlich, das Abendmahl zu genießen. Und Hans aus Brabant, der Grafschaften Ober- und Niederhohenberg am Neckar wohlbestallter hoher Freimann überreichte 1511 seinem gnädigen Herrn eine demüthige Bittschrift: da er diese Jahre her doch so viel zu richten gehabt, seinen Gehalt, der nur 14 bis 15 Pfund betrage, bis 25 Pfund zu erhöhen, und daß ihm doch die heiligen Sakramente wie andern christlichen Menschen mitgetheilt werden möchten; — ward ihm beides aber rund abgeschlagen. In der Kirche ward ihnen ein eigener Stand angewiesen, damit „sie den übrigen Kirchengängern nicht beschwerlich fielen.“ — Spätere Bestimmungen der Reichsgesetze hoben wenigstens gesetzlich die vormalige Anrüchtigkeit der Scharfrichter sowohl wie auch anderer Personen auf. Unter diese rechnete man besonders die Landgerichts- und Stadtknechte, die Frohn- und Gerichtsdiener, Thürmer, Holz- und Feldhüter, Todtengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, „Bachfeger“, Schäfer, Leinweber, Barbiere, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter u. s. w. Einige von

ihnen erhob Kaiser Karl V. im Reichstagsabschiede vom Jahre 1548 zu ehrlichen Handthierungen, so daß auch deren Kinder von den Innungen und Aemtern fernerhin nicht mehr ausgeschlossen werden sollten: vom Scharfrichter war noch keine Rede. Erst die Fußknechtsbestallung Kaiser Max II. vom Jahre 1570 sichert den Nachrichtern in Oesterreich die Freiheit gemeinen Rechts gleich andern Unterthanen. Dessenungeachtet war jedesmal erst ein ausdrückliches kaiserliches Privilegium erforderlich, um einen Freimann frei und ehrlich zu machen, bis endlich die große Maria Theresia unterm 17. Oktober 1753 das allgemeine Gesetz erließ, daß Scharfrichter, Abdecker, Schinder und Hundsschlager sammt ihren Weibern und Kindern, sobald sie die bisherige Handthierung niederlegen, nicht mehr für unehrlich gehalten, sondern zu allen Handwerken zugelassen werden sollen. Also das Geschäft blieb doch infam!

Im juristischen Sinne war der Scharfrichter allerdings keine **Persona turpis**, aber ohne Zweifel in der Meinung des Volkes. Auch alles, was ihm angehörte oder mit ihm in Berührung kam, verfiel der Beschimpfung. Es war eine beliebte juristische These, ob diejenigen, die mit den Scharfrichtern oder Feldmeistern und Abdeckern umgehen, essen und trinken, dadurch anrüchig werden, ihnen ihr Handwerk zu legen ist und sie ihrer Aemter zu entsetzen sind. Man beantwortete die Frage den oben erwähnten Reichsgesetzen gemäß: der Nachrichter ist seines Standes wegen nicht für unehrlich zu halten, wohl aber der Abdecker und deswegen jener gleichfalls, wenn er nemlich als ein Racker der Schinderey sich theilhafftig macht und entweder selbst oder durch die Seinigen das Luder, so sonst in Ober-Teutschland denen Schäfern zukommt, verführen läßt.“ Der Umgang mit ihnen ist nicht entehrend, doch soll man ohne Noth ihn nicht suchen. Die Nothwendigkeit ihres Amtes erkennt auch **Luther**, wie er denn in der Kirchenpostille über das Evangelium am 4. Sonntage nach Trinitatis vorbringt: „Meister Hans ist ein sehr nützer und darzu barmherziger Mann, denn er steuret den Schalck, daß er es nicht mehr thue, und wehret den andern, daß sie es nicht nachthun, dann für ihm schlägt er einem den Kopf ab, denen andern hinter ihm drauet er, daß sie sich fürchten für dem Schwerd und Friede halten, das ist eine grosse Gnade und eitel Barmherzigkeit.“

Neben diesen Reichsgesetzen, welche die bürgerliche Stellung des Scharfrichters zu einer minder isolirten zu gestalten streben, außer den reellen Vortheilen, die sein Amt und seine sonstige Beschäftigung einbrachte, finden wir ihn auch sonst berücksichtigt. Er hatte manche Privilegien, die sich theils auf wirkliches Zuerkenntniß, theils auf langjähriges Herkommen gründeten. Das Recht allerdings, das im Namen: Nachrichter liegt, nämlich das gefällte Urtheil zu eröffnen, ward ihm später von der peinlichen Gerichtsordnung abgesprochen. Der persönliche Schutz ward ihm durch diese aber bestätigt; hiervon erhielt er den Namen des Freimanns, wie schon oben bemerkt ist. Wenn der Richter seinen Stab gebrochen und den armen Sünder auf die Richtstätte gebracht hat, soll der Richter öffentlich ausrufen und verkünden lassen und von der Obrigkeit wegen bei Leib und Gut gebieten, dem Nachrichter keinerlei Verhinderung zu thun und, wenn ihm die Execution mißlänge, an ihn keine Hand anzulegen. So in der Bamberger Halsgerichtsordnung vom Jahre 1507; diese Bestimmung wiederholt der 97. Artikel der Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahre 1532 und die Halsgerichtsordnung Ferdinands III. vom Jahre 1656. Dieser Schutz der Gesetze war nicht überflüssig, wie wir unten noch weiter ausführen werden. Ferner: das Lübeckische Recht, ähnlich auch das sächsische Landrecht, belegte den, der sich gegen den Scharfrichter, sein Weib und seine Knechte in gerichtlichen bürgerlichen Sachen, im Vorladen, Pfänden oder sonstwie ungebührlich bezeigte, mit doppelter Strafe.

Als weiteres hatten sie die Execution von manchen Personallasten, von Wach-, Frohn- und andern persönlichen Diensten, wie auch gemeiniglich von den sonstigen Abgaben und Steuern. Dann waren sie in ihrem Gewerbe geschützt, sie erwarben die Bestallung für einen bestimmten Distrikt, mit Ausschluß der Concurrenz darin. Das Gleiche galt von der Wasenmeisterei, wenn diese von ihm übernommen ward. Manchmal kam es vor, daß eine Gegend just des Scharfrichters entbehrte, dann wurde von anderswoher ein solcher wohl entlehnt. Das fand einmal auch von Reichenbach statt, das sich den Scharfrichter von Görlitz lieh, um bei einer Klage wegen Brandstiftung, welche eine Frau durch einen Knaben vollführt haben sollte, mit den Angeschuldigten „nach Nothdurft zu reden, des Rechten an ihnen zu bekommen.“ Als aber die Reichenbacher durch den Nachrichter den Knaben hinrichten ließen, beklagten sich die Görlitzer über den „Mißbrauch des Nachrichters.“ — Außerdem hatten die Scharfrichter an manchen Orten, wo öffentlich gebraut ward, die Erlaubniß, steuerfrei ihr eigenes Bier zu brauen, ohne es jedoch verkaufen zu dürfen. Hin und wieder sollte ihnen auch das Recht zustehen, von den Zehntpflichtigen für sich eine gewisse Abgabe zu begehren. Auf diese Abgabe, die als Rauchgeld an manchen Orten für eine bestimmte Hinrichtung erhoben ward, kommen wir unten noch einmal zurück. Zu Erfurt stand neben den Thoren des alten Mainzischen Hofes ein steinerner Tisch, worauf ante reductam der Nachrichter jährlich auf Martini tractirt wurde. Des Küchenmeisters Bediente mußten den Tisch mit einem neuen Tuche bedecken und in Töpfen und Schüsseln eine gebratene Gans, Rindfleisch, Brot und Salz auftragen; zudem ward ein dicker Baum, mit Stroh und Reisholz umwunden, daneben gelegt: dies nahm der Scharfrichter und ließ alles nach Hause tragen. — Rücksichtlich des Erbrechts, so succedirten die Scharfrichter im Heergeräth, der älteste Sohn erhielt das beste Richtschwert, die andern Söhne die übrigen noch vorhandenen.

Mehrere andere Rechte aber, die sie sich zuschrieben, wurden ihnen bestritten; vor allen gehörte dahin das angebliche Recht, wonach ihnen das am Orte der Entleibung befindliche Eigenthum der Selbstmörder gehörte, wenigstens soweit sie es bei dem Körper stehend unten und oben, auch auf allen Seiten in dem Umfang mit dem Schwerte erreichen könnten. Im Gegentheil: die Karolina Art. 125 sicherte den Erben des Selbstmörders, falls er nicht aus Furcht vor einer Strafe, die Leib und Gut betraf, sondern aus Krankheit oder Melancholie solches geworden, wider alle dagegen stehende alte Gebräuche, Gewohnheiten und Satzungen ihr Erbrecht. Nur die Kleidung, die ein Verurtheilter am Tage seiner Hinrichtung trug, ward dem Scharfrichter gemeiniglich zugestanden.

Auch das Herumpfuschen in der Arzneikunde, besonders in der Chirurgie, wollte man ihnen nicht nachsehen, namentlich in der spätern Zeit, wo der gemeine Haufen sie im Besitze vieler heilsamer, selbst zauberhafter Mittel glaubte. Manche Scharfrichter und Abdecker hatten hierin einen wirklich merkwürdigen Ruf. „Aber solches ist unrecht, sie möchten bey ihren Menschenfett und Hundeschmalze bleiben, den einen gevolterten die Glieder wieder einrichten, ist nicht die Kranckheit verstehen, und denselben helfen. Derowegen sie auch in der Chur-Maintzischen und Franckfurtischen Apotheken-Ordnung billig verworffen werden.“ —

Gehen wir nun zu den Verrichtungen des Scharfrichters über. Als Führers können wir uns hier des bereits erwähnten Döpleri (**Theatrum poenarum**) bedienen, der jedoch die Werke des Scharfrichters mit denen des Halbmeisters zusammennimmt, eben weil beide Geschäfte sehr häufig vereinigt waren. Darum theilt er die unsaubern Verrichtungen des letztern auch dem erstern zu: er theilt sie nämlich ein in **sordida** und **cruenta**, in schmutzige und grausame Verrichtungen. Zu jenen gehört die Reinigung der Kloaken und anderer ähnlicher Oerter, dann die Abdeckerei. Sie besorgen diese letztere nach ihren Contracten, je nachdem sie Erben oder Pächter derselben sind. Als Erben bezahlen sie einen bestimmten Gelderbzins, wie ihnen oft auch noch andere Leistungen zustehen: ein paar Handschuhe, Hundekoppeln, Pferdeschwänze zu den Schlingen der Bügel beim Vogelfang und dergleichen. Hundetodtschlagen war wie

jetzt auch damals ihres Amtes. Zudem hatten sie an manchen Orten die Verpflichtung, der Herrschaft von dem Luder die großen Jagdhunde aufzufüttern, die zu Bären- und Wildschweinsjagden gebraucht wurden. Auch zum Unterhalt des Wildes selbst hatten sie mit dem gefallenen Vieh beizutragen.

Zu diesen Verrichtungen der Abdeckerei befand sich der Platz, Schindanger, auch Feldküche genannt, an abgelegenen Orten.

Die Cruenta umfassen die Vollziehung der Leibes- und Ehrenstrafen, alle jene schauerlichen Executionen, die uns heute als empörend und für Halbbarbaren mit eisernen gefühllosen Nerven eingeführt erscheinen. Es gehört dahin die Handhabung der Folter, das Ausstäupen, Ohr- und Nasen-, auch Zungenabschneiden, Brandmarken, Hände- und Fingerabhauen, Wippen, Enthaupten, Ersäufen, Hängen, Rädern, Schleifen, Viertheilen, Lebendigbegraben, Zwicken mit glühenden Zangen, Spießen, Schmäuchen, Verbrennen; die Ehrenstrafen sind das Zerbrechen der Wappen, Helme und Schilde, Stellen an den Pranger, die Hinrichtung in effigie, das Anheften der Namen an den Schandgalgen, (wie späterhin das Zerbrechen der Degen vor dem Regimente, wenn einer zum Schelm gemacht ward), der Widerruf in eines Andern Namen, das Verbrennen verbotener Bücher — und solche andere Proceduren, die auf die Ehrlosmachung der Betheiligten abzielen. In dieser Beziehung übernahm der Scharfrichter auch das Bestatten der Uebelthäter und Selbstmörder, deren Leichname er entweder gleich von oben herabwarf oder unter der Thürschwelle herzog.

Zur Erinnerung an Rauch.

* Als vor einigen Wochen das Sonntagsblatt in dem Artikel „Kunst und Künstler in Berlin“ (in der Nummer 47 vom 22. November) den Altmeister der Bildhauerkunst, Christian Rauch, an die Spitze einer Reihe von Porträtskizzen stellte, welche demnächst fortgesetzt werden sollen, da mag es dem Verfasser nicht in den Sinn gekommen sein, daß er seine Besprechung um wenige Wochen später zum Nekrologe hätte gestalten können, und daß dem Schöpfer der dort besprochenen großen Werke eine nur so kurze Spanne Zeit noch vergönnt sei. Rauch starb am 3. December im Alter von 81 Jahren zu Dresden, wo er sich seit einiger Zeit befand; zwei Tage darauf erhielt Berlin statt des gefeierten Meisters, dessen Gestalt weithin geglänzt und seine Umgebung überragt hatte, die Leiche zurück. Mitglieder der Akademie und Kunstfreunde geleiteten sie nach der Wohnung des Verstorbenen, wo nach Anleitung von Kiß eine Trauerkapelle eingerichtet war. Am 7. erfolgte die Bestattung; im Trauerhause wohnten der Rede des Predigers Jonas alle hervorragenden Persönlichkeiten der Literatur und Kunst, Alexander von Humboldt an der Spitze, und die Prinzen bei, worauf ein unermeßlicher Zug, den die Bildhauer Kiß und Drake eröffneten, die sterblichen Reste des großen Meisters zur letzten Ruhestätte begleitete.

Die künstlerische Erscheinung des Hingeschiedenen und die Schöpfungen seiner Meisterhand sind in jenem Artikel der Nummer 47, auf den wir zurückweisen, geschildert worden; es ist dort die Rede von den Standbildern des großen Friedrich, der Helden der Befreiungskriege, den Marmorgestalten Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise und endlich der Gruppe „Moses im Gebete“, deren Vollendung dem großen Künstler nicht beschieden war. Ergänzen wir nun jene Skizze durch einige Mittheilungen aus den letzten Lebenstagen Rauchs. „Er hatte“ — schreibt Adolf Stahr in der Nationalzeitung — in der ersten Woche des October Berlin und seine Werkstatt verlassen, um in Dresden wegen eines allzulange vernachlässigten Steinleidens einen für die Behandlung dieser Krankheit sehr berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Der Zufall wollte, daß ich, der ich grade damals einen längern Aufenthalt in Dresden machte, das Glück haben sollte, mir Gestalt und Wesen des herrlichen Greises im vielfachen Beisammensein mit ihm noch einmal unvergeßlich einzuprägen, ehe er unsern Augen auf immer entrückt würde. Zwar wer ihn damals sah in seiner olympischen Stattlichkeit, die hohe Gestalt nur wenig gebeugt von der Last der einundachtzig Jahre, das majestätische Haupt umwallt von der Fülle des silbernen Gelocks, geistreich theilnehmend an allem Neuen, was dort geschaffen war, seit er Dresden nicht gesehn, freudig bewegt von dem frischen Ruhme seines ältesten und berühmtesten Schülers, des Meister Rietschel, dessen Augen in verklärter Freude an den verehrten Zügen seines greisen Lehrers hingen — der konnte nimmer dem Gedanken Raum geben, daß er in wenigen Wochen nicht mehr zu den Lebenden gehören, daß die Stadt, wo er die ersten großen Anregungen und Eindrücke seiner Kunst vor mehr als einem halben Jahrhunderte empfangen, zu seiner Todesstätte werden sollte.

Es war am 9. October, als ich ihm in den Räumen des neueingerichteten Museums der Antiken-Abgüsse in Dresden begegnete, in denen er allein und unbegleitet still umherwanderte. Wir hatten uns am Abende zuvor im traulichen Kreise bei Rietschel getroffen, und mit freundlicher Begrüßung forderte er mich auf, ihn durch das Museum zu begleiten, dessen neue Einrichtung und Aufstellung er noch nicht kannte. Da ich dasselbe einen Monat lang fast täglich besucht hatte, so war ich im Fall, dem verehrten Greise manches Einzelne, was er zu sehen wünschte, sofort zeigen zu können. Wir durchwanderten nach und nach die ganze Sammlung, und ich konnte nicht aufhören, über die geistige Frische und Lebendigkeit des verehrten Greises zu erstaunen. Ueber die Einrichtung des Museums wie über das Ganze des neuen Dresdner Kunstbaus sprach er eine Freude aus, die nur durch den vergleichenden Hinblick auf den Berliner Neubau und seine innere Einrichtung in Betreff der Gypsabgüsse, die auch er als eine durchaus verfehlte bezeichnete, getrübt wurde. Dann verweilte er bei der Erinnerung, wie er in seiner Jugend als ein Fünfundzwanzigjähriger durch diese Mengs'schen Gypsabgüsse die ersten tiefen Eindrücke von antiker Bildkunst erhalten, und schien sich sinnend in die ferne Zeit seines Werdens zu versenken. „Wenn ich das Damals mit dem Jetzt vergleiche“, sagte er, „so kann ich mich der freudigen Rührung über die gewaltigen Fortschritte der Kunst bei uns nicht erwehren und noch jedesmal, wenn ich in Berlin über die Schloßbrücke gehe, so überkommt mich beim Anblick der Marmorgruppen immer ein Gefühl der Bewunderung, daß so Etwas in Deutschland doch hat gemacht werden können!“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, wie erhebend es für ihn sein müsse, sich in dieser Beziehung als den Schöpfer der neuen mit so viel trefflichen Werken der Plastik geschmückten Gestalt der preußischen Hauptstadt zu wissen, die man seit zwanzig Jahren kaum wiedererkenne. Er ging darüber hinweg mit der Bemerkung: „Sie hätten Berlin vor sechszig Jahren sehen müssen, dann würden Sie noch anders erstaunen über das Heute!“ Mir kam es fast mythisch vor, ihn von einem Zeitraume reden zu hören, der mein, des doch schon Funfzigjährigen, Lebensdasein noch um ein Jahrzehend überstieg. Dabei strahlte aus seinen Augen das Feuer eines Jünglings, und eine milde Heiterkeit verlieh den edlen Zügen seines Angesichts einen fast erhabenen Ausdruck. Unvergeßlich wird mir dieser Ausdruck vollen befriedigten Ausruhens bleiben, mit welchem er Abends, am Tische seines Freundes und Schülers Rietschel, der Erzählung des Letzteren von dessen erster schüchterner Annäherung und von der mit Furcht gemischten Andacht lauschte, mit welcher der namenlose, arme junge Mensch die ersten Worte des damals bereits hochberühmten Meisters vernommen, die es ihm vergönnten, in des Meisters Werkstatt als Lehrling einzutreten.

Ein volles Menschenalter war seitdem verflossen. Aus dem schüchternen Lehrlinge war ein Meister seiner Kunst, aus dem namenlosen Jüngling ein Mann von europäischer Berühmtheit geworden, der von der Jury der großen Pariser Weltausstellung den ersten Größen seiner Kunst zugeordnet und gerade in diesem Augenblick,

umstrahlt von dem frischen Ruhme seiner Dioskurengruppe von Weimar als ein Ebenbürtiger neben seinem geliebten Meister saß, und mit Thränen in den Augen aufblickte zu dem ehrwürdigen Haupte, das unter der Last der Ehrenkränze sich zu neigen begann. Nimmer habe ich eines schönern Anblicks genossen, als dieses Zusammenseins zweier großen Männer, wo die neidlose Freude des Meisters an seinem Schüler, dem er selbst bei Gelegenheit jenes Weimarischen Nationaldenkmals hatte nachstehen müssen, nur in der verehrenden Dankbarkeit und Liebe des letzteren ihres Gleichen fand. — Es war ein schöner Abschluß eines langen ehrenreichen Lebens! Christian Rauch sollte nicht wiederkehren in die Stadt, die er mit unsterblichen Werken geschmückt, in seine Werkstatt, die er „seine Heimath" nannte, und wo die kolossale Mosesgruppe, die letzte glorreiche Schöpfung seines Genius, ihrer erfüllenden Auferstehung in Marmor wartete. Das Auf und Ab von Hoffnung und Furcht in dem Verlaufe seiner Krankheit, das mehrere Wochen lang seine zahlreichen Verehrer und Freunde in ängstlicher Spannung gehalten hatte, und das erst in den letzten Tagen der traurigen Gewißheit von der Unmöglichkeit der Erhaltung seines kostbaren Lebens wich, wurde beendet durch die Nachricht, welche verkündete, daß der große Meister nicht mehr zu den Sterblichen gehöre."

Aus einem Lebensabriß, welcher den obigen Worten folgt, entnehmen wir noch die Stelle, welche Rauchs erste Reise nach Italien schildert. Im Jahre 1804 wurde es ihm möglich, die ersehnte Wallfahrt nach Rom anzutreten. Als Begleiter eines schlesischen Grafen ging er durch das südliche Frankreich über Genua nach Rom, wo er in Thorwaldsen einen seiner würdigen Meister fand, der sehr bald die künftige Größe des jungen Preußen vorahnend erkannte, dessen stracke stattliche Erscheinung, verbunden mit einem gewissen zurückhaltenden Ernste seines Wesens, allgemeines Aufsehen erregte. In Wilhelm von Humboldt, der damals als preußischer Ministerresident in Rom lebte, fand er einen fördernden Gönner und Beschützer, in dessen Auftrage er seine erste Statue, die Porträtstatue von Humboldt's elfjähriger Tochter, in Marmor ausführte. Mehrere Kolossal- und lebensgroße Porträtbüsten, unter ihnen die des Königs und der Königin von Preußen und die Büste des gefeierten Malers Rafael Mengs, welche letztere er für den König von Bayern ausführte, vornämlich aber seine beiden Reliefs „Hippolyt und Phädra" und „Mars und Venus von Diomed verwundet", lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und veranlaßten den König von Preußen, ihn im Jahre 1811 von Rom nach Berlin zurückzurufen, um mit mehreren anderen Künstlern Entwürfe zu einem Denkmale für die verstorbene Königin einzureichen. Hatte ihn schon der trauervolle Sturz seines großen Vaterlandes, trotz der Ferne und Weltabgeschiedenheit seines römischen Lebens, schwer erschüttert, so hatte er doch noch um Vieles tiefer das von allen Preußen beweinte Dahinscheiden einer Fürstin empfunden, der er die glückliche Wendung seines ganzen Lebensgeschickes verdankte. Begeistert von seinem Schmerze und seiner Verehrung entwarf er sein Denkmal derselben und hatte die Freude, seinen Entwurf angenommen und sich mit der sofortigen Ausführung desselben beauftragt zu sehen. Dies Denkmal, das er, nach Italien zurückgekehrt, in Carrara und später zu Rom im Jahre 1813, dem Jahre der ewig glorreichen Erhebung Preußens, beendete und im Jahre 1814 selbst an seinem Standorte in dem Mausoleum zu Charlottenburg aufstellte, begründete seinen Künstlerruhm in Italien. Schon damals erkannte man in der dortigen Kunstwelt den originalen Charakter des jungen deutschen Bildhauers, dessen Stil, obschon er sich in seinen Basreliefs an den Stil Thorwaldsens anschloß, doch bereits ein ganz eigenthümliches Gepräge und einen Charakter zeigte, der ihn unabhängig neben den großen Meistern Canova und Thorwaldsen erscheinen ließ. Seine Vorliebe für das Massenhafte und Grandiose in dem Faltenwurfe seiner Gewandbehandlung verrieth bereits jenen Charakter des Männlichen, Kühnen und Imposanten, der später alle seine Conceptionen auszeichnete.

* Gedichte.

Gedichte von Emil Rittershaus.

Stimmen der Natur.

„Die Nachtigall, sie singt von Liebesscherz!"
So spricht ein froh und liebbeglücktes Herz.
„Die Nachtigall, sie singt ein klagend Lied!"
So spricht ein Herz, das trüb in's Leben sieht.

So höret aus den Stimmen der Natur
Des eignen Herzens Sprache jeder nur.
O, spräch' aus jedem Herzen klar und rein
Doch auch die Stimme der Natur allein!

Spruch.

Wer immer nach den Sternen späht,
Der strauchelt an dem kleinsten Stein,
Und wer nur immer Blumen sä't,
Heimst nimmer goldne Garben ein.

Gesang der Strohblumen.

Vorüber ist die Zeit der Rosen,
Die sich gedünkt des Gartens Herrn,
Weil die verliebten Falter kosen
Mit den verbuhlten Rosen gern.
Die rothen Rosen wie die weißen,
Sie liegen welk am Boden hier.
Strohblumen werden wir geheißen,
Und die Unsterblichen sind wir!

Da sollt' zu uns ein Falter kommen!
Bis jetzt war freilich keiner da,
Denn jedem ward's um's Herz beklommen,
Wenn er uns gelbe Blüthen sah.
Ja, wir verschmähn der Schönheit Gleißen;
Uns schmückt der reinen Tugend Zier.
Strohblumen werden wir geheißen,
Und die Unsterblichen sind wir!

Jüngst sprach einmal die stolze Aster:
Weil arm wir sei'n an Duft und Pracht,
Hätt' uns der Neid, das böse Laster,
O denkt, der Neid so gelb gemacht.
Doch soll's uns nicht das Herz zerreißen.
Vergänglich seid auch, Astern, ihr!
Strohblumen werden wir geheißen,
Und die Unsterblichen sind wir!

Abendlied des Freiers.

Nur hier und dort noch Lampenschein
In einem Schlafgemach;
Nur hie und da noch schleicht zum Frei'n
Ein Kätzlein über's Dach.
Im West statt rother Abendgluth
Erglänzt ein falber Strich.
Die Nacht ist still, und alles ruht —
Warum nicht ich?

Auch dir, mein Lieb', auf's Augenpaar
Des Traumes Schleier sinkt.
Auf deines Fensters Scheiben klar
Der Schein des Mondes blinkt.
Der Mondschein und der Sternenschein
Umgaukeln kosend dich.
Sie sind bei dir im Kämmerlein —
Warum nicht ich?

Doch dürft' ich schleichen, liebes Kind,
Zu dir nun ungesehn,
Ich fürchte fast, es wär' geschwind
Um deinen Schlaf geschehn!
Und dennoch gern, ach, gar zu gern
Zu dir ich heute schlich'.
Dich küßt der Mond, dich küßt der Stern —
Warum nicht ich?

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin von A. Schlüter. Zweiter Band. — Ludwig Freiherr von Vincke, sein Leben und seine Zeit, 1774—1844. Denkwürdigkeiten aus seinem Amts- und Privatwirken. — Grundlinien der Pädagogik Goethe's. Von A. Oldenberg. — Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman in Preußen. Von einem Geistlichen. — St. André. Geschichtlicher Roman von G. A. Luther. 3 Bde. — Die Gesellschafterin. Erzählung vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

— * Der Absatz des zweiten Theils der Frese'schen Uebersetzung von dem Buche des Engländers Lewes „Goethe's Leben und Schriften“ ist so bedeutend, daß schon jetzt, nach sechs Wochen, die Octavausgabe fast vergriffen ist. Die Verlagshandlung hat sich daher entschlossen, die bedeutend billigere zweite Ausgabe im sogenannten Klassikerformat, die nach und nach erscheinen sollte, schon jetzt zu beendigen und auszugeben. Die 15 Lieferungen derselben liegen nun vollständig vor, auch kann man gebundene Exemplare dieser Ausgabe in zwei Bänden erhalten. Zum Weihnachtsfeste ist das Werk willkommen und wird stark gekauft werden; es eignet sich besonders für den Bescheerungstisch gebildeter Leserinnen.

— * Ein seit Langem erwartetes Werk, die „Geschichte des englischen Reiches in Asien“ von Professor F. W. Neumann, einem der tüchtigsten Kenner orientalischer Verhältnisse, ist in zwei Bänden erschienen und begegnet grade jetzt einem ungewöhnlichen Interesse. Der Geist des Buches ist bezeichnet durch die Widmung, welche lautet: „Dem Träger und Verbreiter höherer Menschlichkeit, dem angelsächsischen Volke in Europa, Amerika und Australien.“

— * Das in der vorigen Nummer erwähnte neue Unternehmen der rührigen Verlagshandlung von Scheube in Gotha, „Unser Jahrhundert, Galerie politischer und literarischer Persönlichkeiten in Biographien und Charakteristiken“, (Erster Band: Stein, Fichte Bruck), erscheint in monatlichen Bänden. Die Redaction spricht sich in einem Prospect über ihre Absichten aus; es heißt darin: „Unter dem obigen Titel werden Biographien der politisch-einflußreichsten und der literarisch-bedeutendsten Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts in fortlaufenden Bändchen dem deutschen Publikum geboten werden. Es ist nicht der Zweck, bloß einen äußeren Lebensabriß dieser Männer zu geben, sondern die realen Verhältnisse darzustellen, als deren Träger und Repräsentanten sie erscheinen. Es soll wirklicher politischer Stoff verarbeitet und wirkliche politische Bildung, wohl zu unterscheiden von der Fähigkeit zu politischem Kannegießern, dadurch befördert werden. Es sollen insbesondere dem deutschen Volke die politisch-nationalen und die wissenschaftlich-literarischen Interessen seiner nächsten Vergangenheit und seiner Gegenwart klar, ansprechend und das Wesentliche erschöpfend dargestellt und seinem Verständniß in der Art vermittelt werden, daß nicht bloß die Lust des Wissens befriedigt, sondern auch der Blick für die großen Fragen unserer Zukunft geschärft und der Geist einer selbstthätigen und selbstvertrauenden Vaterlandsliebe angeregt und befestigt werde. Die nationale Idee und der Glaube an die Zukunft der deutschen Nation wird der Grund sein, der das Ganze trägt. Die Gesellschaft, die sich zu diesem Unternehmen verbunden hat und sich des aufrichtigen Bestrebens bewußt ist, ihrer Nation dadurch einen Dienst zu leisten, dürfte sich, auch was literarische Befähigung und Ruf betrifft, nicht scheuen Namen zu nennen; sie hat aus Gründen, die vielleicht errathen werden, beschlossen, daß die Nation einzig und allein von der Einsicht in den Inhalt der ersten Hefte ihre Theilnahme abhängig machen solle. Vorerst machen wir nur auf das Unternehmen und seine nationale Tendenz aufmerksam und führen einige Namen auf, die den Inhalt der folgenden Bände ausmachen werden. Es sollen dies unter Anderm sein: Pitt und Fox. Karl August von Sachsen-Weimar. Herzog Ernst von Sachsen Coburg-Gotha. Fr. List. Hardenberg. Arndt. Alexander Humboldt. Napoleon III. Metternich. A. Feuerbach. Wilhelm, König von Würtemberg. Heinrich Gagern. Niebuhr. Louis Philipp von Frankreich. Schwarzenberg. Wilhelm Humboldt. Nikolaus, Kaiser von Rußland. Schleiermacher. Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Görres u. v. A. m.“

— * Die Selbstbiographie Béranger's ist am 4. December in Paris erschienen und hat reißenden Absatz gefunden. Sie bildet einen mäßigen Octavband und umfaßt 257 Seiten, an die sich noch als Anhang eine Reihe von Briefen anschließt. Die Biographie geht aber nicht bis in die letzten Tage des Dichters, sondern schließt schon mit dem Jahre 1840, sagt also nichts über Republik und Kaiserthum, weßhalb manche Leser sehr enttäuscht sind. Aber sie ist ein treuer, reiner Spiegel des schönen, kindlichen, liebenswürdigen Charakters, der Béranger auszeichnete, ist einfach, schlicht, aber graziös geschrieben, die Schrift eines gemächlichen Zuschauers großer Ereignisse. Bezeichnend für die Weise des Dichters ist die Veranlassung zur Aufzeichnung seiner Gedichte. Er war am Krankenbette eines Freundes (eines berühmten Künstlers), mit dem er sich später entzweit hat, und benutzte die Nachtwachen dazu, einige seiner früher gedichteten Lieder niederzuschreiben. „Es sind mir mehr als vierzig während der Nächte eingefallen, die ich an seinem Bette wachte, weil er keine Krankenwärterin leiden mochte, obgleich er reich genug war, um deren mehrere halten zu können. Indem ich sie niederschrieb, sang ich sie ihm zur Erheiterung seiner schlaflosen Nächte vor.“ Seine Leiden, seine Armuth schildert er mit rührender Einfachheit, und wie es ihm gelungen, einen Beschützer im Prinzen Lucian zu finden. Die Thatsachen sind bekannt, aber man wird Bérangers Beschreibung nicht ohne Bewegung aus den Händen legen können. Er schließt seinen leider zu kurzen Lebensabriß mit folgenden Worten: „Nachdem ich mein ganzes Leben lang an mir gezweifelt habe, wäre es grausam, vor meinem Tode auch noch an den Anderen verzweifeln zu müssen. Glücklicher Weise habe ich aus meinem Studium der gegenwärtigen Bewegung der Welt einen tröstlichen Schluß ziehen gelernt, trotz den unheilvollen Prophezeiungen, welche persönliche Verrechnung von allen Seiten laut werden läßt. Der Triumph der Gleichheit bereitet sich in ganz Europa vor, und es wird der Ruhm meines theuren Vaterlandes sein, daß es das erste gewesen, welches um den Preis der größten Opfer die demokratische Regierung mit dem Schutze von Gesetzen verlangt hat, welche das Bedürfniß Aller sind. Ich darf demnach Gott für die Hoffnungen danken, welche er mir für die Sache einflößt, der ich gedient habe und welcher meine letzten Wünsche und meine letzten Lieder zugewandt sein werden. Tours, Januar 1840.“

— * Wieder taucht ein neues Sonntagsblatt auf; und zwar in Frankfurt, unter dem Titel „Reichsadler“ und im Meidingerschen Verlage. Roßmäßler wird darin einen naturwissenschaftlichen Theil vertreten, Heinrich Koenig und Theodor Mügge zu dem novellistischen beitragen.

— * Die preußischen Jahrbücher, herausgegeben von R. Haym in Halle, beginnen mit Januar 1858 im Verlage von Reimer in Berlin zu erscheinen. Es wird monatlich ein Heft von durchschnittlich sieben Bogen in Groß-Octav ausgegeben werden. Der Preis eines Bandes von sechs Heften beträgt drei, der des ganzen Jahrgangs sechs Thaler. Die preußischen Jahrbücher haben sich die Aufgabe gestellt, das Leben der Gegenwart nach seinen einflußreichsten Erscheinungen zur Darstellung und Beurtheilung zu bringen. Sowohl auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wie auf dem der praktischen Interessen werden sie eine möglichst weitgreifende, wenn auch vorzugsweise das deutsche Leben berücksichtigende Umschau halten. In ihren Kreis gehören die wichtigeren Ereignisse auf dem politischen Schauplatze, die Bewegungen des gesellschaftlichen und des Verkehrslebens, die epochemachenden Fortschritte der Industrie und Technik, die Geistesarbeiten endlich, mit welcher die Literatur bald mittelbarer, bald unmittelbarer alle übrigen Strebungen begleitet und in die Bildung der Zeit eingreift. Mannichfaltig, wie demnach die neue Zeitschrift durch ihren Inhalt sein wird, will sie doch nur ausnahmsweise das Einzelne als Einzelnes mittheilen oder kritisiren. Sie wird in der Regel die einzelne Thatsache im größeren Zusammenhange geschichtlicher Entwickelung, einzelne Persönlichkeiten nach ihrer Beziehung zu allgemeineren Richtungen, einzelne Werke nach ihrem Gesammtgehalt und ihrem Werth für die nationale Bildung darstellen. Am einfachsten wird sich dies erreichen lassen in der Form der Uebersicht.

— * Die an dieser Stelle und in mehreren anderen Blättern mitgetheilte Notiz, daß der Dichter Griepenkerl in Braunschweig Professor in Göttingen geworden sei, ist unrichtig; der Genannte ist vielmehr der bisherige Professor an der landwirthschaftlichen Anstalt in Göttingen.

— * In diesen Tagen starb in Berlin an einer Gehirnkrankheit im Alter von 36 Jahren der Schriftsteller Anton Gubitz, der Sohn des bekannten Herausgebers eines Volkskalenders und eines Jahrbuches deutscher Bühnenspiele, Professor F. W. Gubitz. Der Verstorbene war vom Vater zur Holzschneidekunst bestimmt und angeleitet, wandte sich aber früh literarischen Studien zu, half dem Vater bei seinen Verlagsunternehmungen und erwarb sich eine treffliche Bildung, welche er in manchen kleineren Schriften an den Tag legte. In den letzten Jahren war er bei der Redaction der Nationalzeitung und gehörte zu den besten Feuilletonisten derselben; seine Kritiken zeichneten sich durch eine in Berlin nicht eben häufige Schärfe und Unparteilichkeit aus.

— * Zu Frankfurt an der Oder starb am 2. December im hohen Alter die bekannte Schriftstellerin Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs. Die Verstorbene hat ein bewegtes Leben geführt und hatte eine Fülle von Erinnerungen, die sie schriftstellerisch niederlegte; mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten auf politischem und literarischem Gebiete hat sie in nahem Verhältnisse gestanden. Die Figuren des westfälischen Hofes zur französischen Zeit, die Berliner Kreise nach den Freiheitskriegen, der Oberpräsident von Vincke und viele andere hervorragende Männer und Frauen gehörten zu den ihr Befreundeten. Auch in unserem Blatte hat sie mitunter aus dem Schatz ihrer Memoiren Einiges mitgetheilt.

— * In der Nähe von Andernach hat man bei dem Eisenbahnbau kürzlich ein unterirdisches Gemach von etwa 9 Fuß Breite und 12 Fuß Länge entdeckt, welches offenbar von einem römischen Bauwerk herrührt und durch einen Haldensturz des Krahnenberges dereinst verschüttet wurde. Die Wände sind mit rothem Stucco bekleidet, der Fußboden war ein Mosaik-Estrich, und in der Mitte scheint ein Denkmal von Tuffstein gestanden zu haben. Die Bruchstücke desselben stellen

einen mit einem Pantherfell bedeckten kurulischen Sessel dar, auf welchem eine Figur thronte, von der jedoch nur die Füße und Hände, nicht aber der Oberkörper und Kopf gefunden sind. Eine Menge der gewöhnlichen Urnen, Opferschalen und Thränenkrüge mit Kupfer-, auch einigen Silbermünzen, aus der Zeit des Antoninus und Severus lagen dabei; auch Knochen unserer gewöhnlichen Vögel, welche hier geopfert zu sein scheinen. Unter diesem Gemache ist ein verfallenes Gewölbe, welches ein zweites Gemach zu schließen scheint und jetzt erst geöffnet werden soll. Die aufgefundenen Denkmäler werden von der Eisenbahnbauverwaltung sorgsam gesammelt.

— * **Burmeisters Reisen in Südamerika.** Demnächst erscheint der erste Band des Berichtes, welchen der bekannte Naturforscher **Burmeister** aus Halle über seine Reise in Südamerika geben wird; die Gelehrsamkeit des Verfassers und seine schöne, farbenreiche Schreibweise versprechen uns ein herrliches Buch. Einen Vorläufer desselben finden wir in einer Schilderung Burmeisters, welche die „geographischen Mittheilungen“ von Petermann enthalten, und welche der Banda oriental gilt, jener schon von den Spaniern so benannten Fläche, welche gegenwärtig die republica oriental del Uruguay bildet und von der argentinischen Föderation unabhängig ist. Sie wird durchströmt vom Rio negro, welcher in die La Plata-Mündung eintritt. Wir theilen aus der Darstellung Burmeisters einige Stellen mit: „Um die Banda Oriental kennen zu lernen, thut man am besten, von Montevideo nach Mercedes zu reisen, einem Orte von fast 5000 Einwohnern, welcher etwa 8 Meilen oberhalb der Mündung des Rio Negro, unmittelbar am Fluß liegt und als eins der wichtigern Städtchen des Binnenlandes betrachtet wird. Man wählt zur Reise die Diligence, welche regelmäßig zweimal die Woche dahin fährt und die gegen 36 Meilen lange Strecke in drei Tagen zurücklegt. Der Weg durchschneidet die südliche Hälfte der Banda Oriental fast diagonal und gewährt einen Total-Eindruck ihrer Beschaffenheit, welcher etwa folgender ist. Die Banda Oriental, zwischen dem Rio Negro und Rio de la Plata, ist eine terrassirte Hochfläche, deren Boden von sanften, nur flachen und mäßig breiten Thalfurchen unterbrochen wird. Gegen Osten schneidet ein ziemlich hoher granitischer Gebirgsblock, welcher der Meeresküste in 20 bis 25 Meilen Abstand parallel läuft, ein selbständiger gefügtes, mir unbekanntes Gebiet ab, das Wald- und Holzreicher sein soll, als das völlig Waldlose, lang gedehnte westliche Gebiet, über welches die Straße von Montevideo nach Mercedes ihren Lauf nimmt. Die Felsengruppen bei Montevideo sind die Endpunkte eines nach Westen von dem Hauptgebirgszuge abgehenden Astes, welcher sich ebenso weit ostwärts wie westwärts am Rio de la Plata hinzieht, vielfache felsige Vorsprünge in den Fluß bildet und diesem ganzen Theile der Banda einen besondern Charakter verleiht. Montevideo selbst steht auf einem solchen Felsenzuge, und unmittelbar am Meeresgestade sieht man die vielfachen Zacken der unterseeischen Riffe hervorragen, welche die äußere östliche Seite der Zunge ganz unzugänglich machen. An der innern westlichen Seite treten die Felsen etwas landeinwärts zurück, und hier sind vielfache Steinbrüche eröffnet, in denen man den Charakter der Felsarten studiren kann. Sie bestehen vorwiegend aus Gneiß von feinem Korn und dunkelgrauer Färbung, den andere hellerfarbige Adern oder Gänge durchsetzen und worin hellerfarbige quarzreiche Schichten oder Lagen sich ausscheiden, welche, hie und da in Wellen-Linien gebogen, der allgemeinen Schieferung des Gesteines folgen. Auf diesem Gneiß lagert an einzelnen Stellen feinkörniger Urkalkstein von völlig bleigrauer Farbe, der einen marmorartigen Charakter besitzt und sowohl als Baustein, wie auch zum Kalkbrennen benutzt wird. In der eigentlichen Banda Oriental, westlich von der bezeichneten Gebirgskette, ist die Oberfläche des Landes hauptsächlich eine dünne schwarzgraue Ackerkrume, welche überall gleichmäßig mit feinen Camposgräsern sich bekleidet hat. Hie und da in der Niederung wird das Erdreich dunkler, moorartig, und der Graswuchs erhebt sich hier zu hohen Büscheln von derberer, härterer Beschaffenheit, ganz ähnlich dem auf unsern Haiden im nördlichen Deutschland; aber Torfboden sah ich nirgend; die Vegetation ist zu schwach, um Torf zu erzeugen, namentlich fehlt es überall ganz an Holzpflanzen, welche die Stelle unserer Erica vertreten. Dagegen sieht man in ungeheurer Ausdehnung, besonders auf den höher gelegenen Flächen, eine große Distel (Carduus) von halber Mannshöhe mit prächtigen Blüthenköpfen, welche der Landschaft zwar zur Dekoration gereicht, aber die Armuth des Bodens um so deutlicher macht. Dieses Gewächs ist die Hauptstaude der Campos; so weit das Auge reicht, sind die Felder damit bekleidet, und erst wenn der Boden sich den Thalfurchen zuneigt, schwindet die Distel und das Bülkengras tritt an ihre Stelle. Aber kein Strauch, geschweige denn ein Baum, ist hier zu sehen; unermeßlich folgen flache Hügel auf Hügel und jeder trägt sein einförmiges Distelkleid, zwischen dem die dünnen, zarten, von der Sonne längst verschmachteten, goldglänzenden Grashalme sich neigen, von den beständig wehenden, zum Theil sehr heftigen Winden geschaukelt. Diese Winde tragen wesentlich dazu bei, den Boden zu dörren, die Distelsamen zu verbreiten und festern Baumwuchs zu erdrücken; selbst neben den Ansiedelungen hält es schwer, Bäume zu ziehen; ein Feigenbaum und ein paar dürre, blattarme Papeln (Populus dilatata) sind die einzigen grünen Laubgebilde, welche man neben den ärmlichen Häusern der Gauchos an den Ranchos zu treffen pflegt. Und auch diese gehören dem Boden nicht ursprünglich an, die Hand des Menschen hat sie zur Stelle geführt. Auf der Mitte des Gebietes zwischen dem Rio Negro und Rio de la Plata wird die Landschaft durch das Eintreten mächtiger Felsengrate wesentlich geändert. Man sieht hier während der zweiten Tagereise von St. José nach Perdido nicht bloß Hügel, sondern wirkliche kleine Gebirgszüge, die in ursprünglicher, unveränderter Beschaffenheit mehr Reihen mächtiger Rollsteine, als anstehendem Gestein ähnlich sehen. Aus der Ferne machen sie den Eindruck der Teufelsmauern und Felsenmeere unserer deutschen Gebirge und erscheinen, gleich diesen, wie wunderbare, phantastisch gruppirte Bauwerke, welche der Zahn der Zeit bereits wieder zu Trümmern unter einander geworfen hat. Als lange, schmale Grate ziehen sie sich von Ost nach West durch die Landschaft, lagern stets auf den Höhen der Hügelungen, oder an deren Abhängen, und bilden einen unter sich zusammenhängenden, von dem überdeckenden Erdreich unterbrochenen, niedrigen, terrassirten Gebirgszug, welcher die Wasserscheide zwischen dem Rio Negro und Rio de la Plata vorstellt. Die Orientalen nennen diese Strecke der Banda die Serra und unterscheiden die einzelnen größeren Felsengruppen mit besonderen Namen, als Serra de Mahama, Serra Negra u. s. w. Mitunter allerdings ist die stärkere Erhebung und die abgeschlossenere Stellung der Felsengruppen wohl geeignet, sie als Gebirge, als Serra, aufzufassen, aber von einem Gebirge mit Thälern und Schluchten kann nicht die Rede sein; es sind wirklich nur große Blocksteingruppen, welche man vor sich hat. Auch ihnen fehlt jede Art von Belaubung; keine Pflanze dekorirt ihre Lücken, kahl und bloß, von ärmlichen Flechten bekleidet, lagern die Steine da und sehen ganz so aus, wie die großen skandinavischen Geschiebe-Blockgruppen in der Mark, in Mecklenburg, Pommern und auf Rügen..... Die geologische Construction der Banda Oriental ist im Allgemeinen folgende: es ist eine terrassirte Hochfläche metamorphischer Gesteine mit granitiger Unterlage, welche von einer mächtigen Tertiär-Formation überdeckt wird. In den Thalfurchen, welche die abfließenden Wasser aus beiden ausgewaschen haben, sammelt sich der Diluvial-Lehm, worin die gigantischen Thierleiber eingebettet sind, deren Dasein der gegenwärtigen Periode unmittelbar vorherging. Jetzt weiden Pferde, Rinder und Schafe, importirt durch die europäischen Ansiedler, an deren Stelle. Im obern Gebiet, der sogenannten Serra, enthalten die Thalfurchen in der Regel kein Wasser, nur die Regen befruchten den Boden; man fährt ungehindert durch die Vertiefungen, welche mit dem früher beschriebenen Bülkengras bekleidet sind; — aber weiter hinab gegen den Rio Negro oder Rio de la Plata sammelt sich eine kontinuirliche Wasserfurche, die allmälig zu Bächen und kleinen Flüssen heranwächst. Auf der ersten Tagereise von Montevideo bis St. José überschreitet man mehrere dieser kleinen Gewässer und hat hier Gelegenheit, die durch sie bewirkte Modification der Bodenbeschaffenheit kennen zu lernen. Schon aus der Ferne erkennt man ihren Lauf an der dichten, lebhaft grünen, laubreichen Pflanzendecke, welche sie begleitet. Ueberall, wo Wasser fortdauernd vorhanden ist, fehlt es nicht an Baumwuchs und lieblichem Grün in den Thälern, aber es sind niedrige Gesträuche, meist dichte, feinblättrige, dornige Leguminosen-Hecken, welche die Flußufer begleiten und durch das Flechtwerk ihrer Wurzeln dem Erdreich eine solche Festigkeit geben, daß es nur sparsam sich abspülen läßt, dem Wasser eine große Reinheit erhaltend. Zahlreiche kleine Inselchen pflegen in diesen Flüssen vertheilt zu sein, hie und da von ausgedehnten Sümpfen begleitet, in denen ein lieblicher, herrlich duftender Blumenflor sich ausbreitet. Es ist wahrhaft erquickend, den balsamigen Lichtstrom einzuathmen, der aus ihnen dem Reisenden zuströmt, wenn er, ermattet unter dem Staube der Hochfläche, in sausendem Galopp durch die Bäche von den keuchenden Pferden fortgerissen wird; Kopf und Nase steckte ich jedesmal zum Fenster des Wagens hinaus, wenn wir an eine solche Stelle kamen. Dann waren auch Vögel, kreischende Kibitze, der schöne Lestes bicolor, große Störche, beide amerikanische Arten auf einmal, und schlanke Reiher, stets in unserer Nähe; aber auf den Höhen begleiteten uns weidende Strauße, hungrige Caracaras (Polyborus), tölpelhaft auf dem Boden umhersitzend, dickköpfige Grabeulen (Strix cunicularia), rothbrüstige Staaren (Sturnella militaris), welche überall in Menge sichtbar wurden, und Hirsche, ebenfalls zwei Arten, der kleinere Cervus campestris und der große, hier nur selten vorkommende Cervus paludosus. Viel mehr aber, als diese wilde Thierwelt, fesselt den Blick des Reisenden das zahme Vieh, welches in stolzer Fülle sich vermehrt hat; Heerden von Pferden, Rindern und Schafen, jene aus 200 bis 300 Stück, diese aus eben so vielen Tausenden bestehend, sieht man überall in mäßigen Abständen über die weite Fläche des jedesmaligen Horizontes verbreitet und staunt über die Menge nutzbaren Stoffes, den diese dürftig aussehende Flur hervorbringt. Als ich einem englischen Estanziero, der mich fragte: How do you like this country? antwortete: It seems to me not beautiful, but useful, antwortete er fast erstaunt: Yes Sir, that is the true character of the country, und in der That, damit ist die ganze Banda Oriental allein richtig und sachgemäß bezeichnet.“ — Neuerdings sind wieder Nachrichten und werthvolle Naturalien von **Burmeister** in Halle angelangt. Es befinden sich darunter namentlich reichhaltige Sammlungen von Insecten aus den verschiedensten Ordnungen. Professor Burmeister hält sich zur Zeit in Mendoza auf und erfreut sich der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit von Seiten der dortigen Behörden, ja, von Seiten der gesammten gebildeteren Bevölkerung. Davon, daß derselbe die Rückkehr nach Europa aufgegeben, ist nicht die Rede.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag

№ 51. Bremen, 20. December. 1857.

Inhalts-Anzeige.

* Aus den Centralkarpathen.

Von G. Stauv.

Das Drechselhäuschen. Die Lomnitzer Spitze *).

„Ille terrarum mihi praeter omnes
angulus ridet.“

Horaz.

Wer von Jaworina aus auf die Südseite des Tatra hinüber will nach Käsmark, der wählt am Besten den Weg durch den Zsjarerpaß. Der Wunsch die persönliche Bekanntschaft einiger berüchtigter Highwaymen dieser Gegenden zu machen, ließ uns die sechsstündige Fahrt erst gegen Abend antreten, und es lag, da sich nächtliches Dunkel zu Ende Septembers, ein finsterer, sehr unsicherer und einsamer Wald, ein holpriger durch Sumpf und unergründlichen Morast geführter Weg, der stellenweise ganz aufhörte Weg zu sein —, ein mürrischer einsylbiger Fuhrmann und ein Gaul von zweifelhaftestem Charakter recht eigentlich zu unseren Gunsten vereinigen zu wollen schienen, wahrlich nur an diesen Herren selbst, wenn sie drei nach Abenteuer und Romantik dürstende Jünglinge nicht mit einem „Macht's Euch bequem“ auf gut Slovakisch begrüßten. Wir gelangten indessen, nachdem ein Zigeunerlager in der Tiefe des Waldes mit prachtvollen Lichteffecten zwischen den hohen Stämmen unsere Hoffnung noch einmal neckisch wieder angeregt hatte, leider ohne allen Unfall an den Ort unserer Bestimmung.

Käsmark, das forum caseorum alter Urkunden, ist die von etwa 6000 Deutschen bewohnte Hauptstadt des nördlichsten unter den Comitaten Ungarns, der Zips. Von Mauern und Thürmen eingeschlossen, behauptet dasselbe bis auf den heutigen Tag sein alterthümliches Aussehen und bildet mit dem nordöstlich von ihm gelegenen Stammschlosse der einstmals übermächtigen Grafen Tököly den hervorragendsten Punkt in der sogenannten Zipser Ebene. Dieses zwischen dem Südabfalle des Gebirges und dem Poprad gelegene, von zahlreichen aus den Querthälern des Tatra hervorströmenden Bächen bewässerte Terrain macht mit seinem Reichthum an kleinen netten Städten und ansehnlichen, oft von Schlössern oder weißen Kirchthürmen überragten Dorfschaften den freundlichsten Eindruck und erinnert einigermaßen, wie schon Sydow bemerkt, an eine niederschlesische Landschaft in der Umgebung des Riesengebirges. Sehr auffällig contrastirt mit diesem Bilde des Wohlstandes die polnische Armseligkeit der Neumarker Ebene.

Unser Verlangen, die Lomnitzer Spitze, den höchsten Gipfel der Centralkarpathen, zu besteigen, reifte zum festen Entschlusse, als nach einigen sehr angenehm und instructiv verlebten Tagen nothwendiger Ruhe und Erholung die Witterung trotz der vorgerückten Jahreszeit die heiterste blieb, und die Wetterkundigen der Stadt uns insgesammt einen glücklichen Ausgang des Unternehmens vorhersagten. Gezögert durfte indessen nicht werden; darüber herrschte nur eine Meinung. Zum Führer empfiehlt man uns einen gewissen Csauder. Dieser, jetzt ein rüstiger Fünfziger, ist stolz darauf als Knabe im Verein mit dem alten Fabri Wahlenberg auf seinen Excursionen im Gebirge begleitet zu haben und will sich des berühmten schwedischen Gelehrten noch sehr wohl erinnern. Er gilt für ebenso gewandt als unermüdlich im Bergsteigen und meint wenigstens, den ungarischen Theil des Tatra selbst bei Nacht auf Schritt und Tritt zu kennen. Csauder ist übrigens nicht ohne ein gewisses glückliches Selbstbewußtsein. Er liebt es wie ein Mann von einiger Erfahrung zu sprechen und nimmt gern uns gegenüber einen Ton väterlicher Ueberlegenheit an. Er hat viel Zeit seines Lebens darauf verwendet, Gold im Gebirge zu suchen, und bleibt unerschüttert bei seinem Glauben, solches noch eines Tages zu finden. Kurz, Csauder ist ein keckes, leidlich schlechtes, aber nicht ganz uninteressantes Subject, auf welches der mehrtägige Verkehr mit so moralischen Persönlichkeiten, als wir sind, gewiß günstig einwirken wird.

Ein leichtes Wägelchen brachte uns in der Frühe des 24. Sept. in etwa zwei Stunden an den Fuß des Tatra, bis dahin, wo das sogenannte Stößchen, eine jäh vorspringende Felsbildung, den Eingang zu dem schönsten der Karpathenthäler, dem Drechselhäuschen, bezeichnet. Der Weg ist schon darum anziehend, weil man das herrliche von dem zuckerhutförmigen Gipfel der Lomnitzer Spitze hoch überragte Gebirge nicht aus dem Auge verliert. Den letzten Theil desselben bilden sanft geneigte Abhänge, dicht besäet mit losem Geröll, auf dem Carduus eriophorus und Cimicifuga foetida in riesigen Exemplaren eine Art Wäldchen bilden. Kleine Tannenbestände unterbrechen die Einförmigkeit in der Vegetation dieser Halden.

Wahlenberg hat wohl Recht, wenn er das Drechselhäuschen ein dives convallium nennt. Wohl ist es ein göttliches Thal. Wenigstens sah ich nie ein schöneres und hänge noch jetzt, wo ich dieses schreibe, mit wonnevollen Empfindungen der Erinnerung an jene Morgenstunden nach. Hohe prächtige Kalkfelsen, bald in groteske kühn anstrebende Zacken und Spitzen auslaufend, bald in sanft gerundete üppig belaubte Kuppeln, begränzen auf beiden Seiten ein Thal, dessen breite Mitte von einem klaren Alpenbache durchströmt wird. Hoch oben wie Silberfäden an den Steinwänden hängend, dann in unzählbaren kleinen Cascaden abwärts eilend und netzförmig in viele Arme und Nebenarme gespalten, die alle wieder dem Hauptflüßchen zuströmen, zwängt sich das „Weißwasser“ unterhalb des Stößchens mit donnerndem Getöse durch eine thorartig verengte Schlucht, um alsdann beruhigter dem Poprad zuzueilen. An die Stelle hochstämmiger Nadel- und Laubwaldung, die damals in der ganzen Pracht herbstlich dunkler Färbung die Felsen am Eingange des Thals bekleidete, tritt wie überall in den Karpathen höher oben das immergrüne Krummholz. Botanisch betrachtet, ist das Drechselhäuschen ein Paradies. Nur von Süden her offen und den heißen Luftströmungen der ungarischen Ebene ungehindert zugänglich, zeigt es

*) Vergl. Nr. 34 und 39 dieses Jahrgangs.

eine Vegetation von fast piemontesischem Charakter. Wir sammeln hier allein acht Gentianenarten. Untermischt mit der gelb und purpurfleckig blühenden Gentiana pannonica wuchs in üppiger Fülle eine andere von uns schon auf den Hochwiesen der Lissa Hora bewunderte Art, G. asclepiadea nämlich, an deren großen tiefblauen Blumen der Apollo naschte, ein prachtvoller Schmetterling mit gelben durch dunkelrothe Augen verzierten Flügeln, den wir hier in Menge antrafen. In reichen Büscheln schwankt graziös aus den Ritzen steiler Felswände herab die weißblühende Federnelke (Dianthus plumarius), und dicht neben ihnen wuchert das grauwollige Gnaphalium leontopodium. Am Bache erfreuen uns wenige verspätete Exemplare von Cortusa Mathioli; aber viele andere der seltneren Zierden dieses Thals sind längst verblüht und verrathen nur noch durch Blätter und Früchte ihr Vorkommen; so verschiedene Leguminosen, Astragali, Drabae u. s. w. Auch in zoologischer Hinsicht sollte uns das Drechselhäuschen unvergeßlich bleiben. Denn nur hier allein erblickten wir das schöne lang ersehnte Alpenvögelchen, Tichodroma muraria, das hellpfeifend und die carminrothen Flügel schmetterlingsartig ausgebreitet an den von der Mittagssonne durchglühten Thalwandungen klebte.

Unter sehr allmäligem und fast mühelosem Ansteigen wird Nachmittags das Ende dieses unvergleichlichen Thales erreicht, welches hier von den Belaerbergen im Halbkreise begränzt und abgeschlossen wird. Mächtige Kalkfelsen, terrassenförmig hinter einander aufgethürmt und, den Zinnen eines alten Burgwalls gleich, nur auf ihren Gipfelflächen mit Pflanzenwuchs bedeckt, dessen Grün lebhaft gegen die weißliche Farbe des Gesteins absticht, bilden hier natürliche Mauern und erreichen, sehr eigenthümlich gruppirt, in dem sogenannten Stirnberge, der an Höhe der Schneekoppe gleich kommen wird, ihren Gipfelpunkt. Durch dicht verschlungenes Gestrüpp arbeiten wir uns zu dem „eisernen Thore" empor, einer regelmäßig geformten Oeffnung im Felsen, durch welche man einen weiten und ganz unerwarteten Durchblick in die Ferne gewinnt. Südlich die reiche Käsmarker Ebene mit ihren Städten und Dörfern, die große und kleine Magura, nördlich in dräuender Nähe die gewaltigsten Gipfel des Tatra, der Schwalbenthurm, die rothe Seespitze und vor Allen unser erhabenes Ziel, die Lomnitzerspitze. Ein letzter Blick galt dem schönen Thale, das wir so eben durchwandert, und das, wir fühlen es tief, Keiner von uns jemals wieder sehen wird.

Wohl wäre es ohne erhebliche Anstrengung ausführbar gewesen, noch heute den Steinbachsee zu erreichen. Aber unser Führer, dem ein Nachtlager im grünen Walde weit lockender erscheint als zwischen den Granitblöcken und nie schmelzenden Schneefeldern jenes Hochreviers, erklärt dies kurzweg für unmöglich. Am Kresseborn in der Tiefe des Weißwasserthals ist ein herrliches Plätzchen. Mächtige Tannen wölben sich hier zum traulichen Dache für den müden Reisenden, und auf weichem Teppich von Moosen und Heidelbeerkraut mag er sich die Lagerstatt bereiten. Dort nun wünscht Herr Csauder zu ruhen. Baarer Zeitverlust, daß wir Einwendungen versuchen. Schon schreitet jugendlich flinken Fußes unser Mann die steinige Schlucht hinab, dem noch unsichtbaren Flüßchen zu, dessen Rauschen wie aus großer Ferne zu uns herauftönt. Ihm folgt mit unserem Gepäcke der Slovak, und unserem Gepäcke folgen — wir. Noch lagern des Abends längste Schatten auf den Thälern, als wir unser Versteck erreichen. Kaum angelangt, sehen wir Csauder die erstaunenswürdigste Thätigkeit entfalten. In kürzester Frist wirbelt eine gewaltige Rauchsäule durch das Geäst empor, und eine Häuslichkeit bereitet sich vor unseren Blicken, wie sie der Leser von der Eisthalerspitze her kennt. Er erklärt alsdann seine Bereitwilligkeit, nicht nur die Mühen und Gefahren einer solchen Wanderung, sondern auch die guten Dinge dieses Lebens mit uns, seinen Freunden, nach besten Kräften theilen zu wollen, und nachdem dies geschehen (mit welcher Virtuosität!), steigert sich seine Laune in dem Grade, daß er uns, gut oder schlecht, ein Lied nach dem andern zum Besten giebt. Ja, plötzlich packt er den nichts Arges ahnenden Slovaken und tanzt mit ihm den nationalen Haiduckentanz der Magyaren ums Feuer herum. Unter solchen und ähnlichen Eccentricities of genius vergeht der Abend rasch genug. Schließlich nimmt sich Csauder den Slovaken zum Kopfkissen und schnarcht längst sonor, während wir uns noch mit der Wiederbelebung des über all dem Unsinn halb erloschenen Feuers abquälen.

Als die ersten rothen Streiflichter des Morgens in das Dunkel dieser Thalschlucht fallen, ist unser Lager bereits im Aufbruch begriffen. Im dichten Walde geht es anfangs noch eine Strecke abwärts; dann aber lichtet sich derselbe. Man biegt in nördlicher Richtung vom Wege ab, und nachdem auf moorigem Grunde einige niedere Bergrücken überstiegen, die viel Unterholz untermischt mit einzelnen höheren Bäumen, zumal Birken und Fichten, tragen, gelangt man immer steiler ansteigend nach etwa zwei Stunden an den Steinbachsee, in dessen Umgebung das Krummholz bereits jede weitere Vegetation zu verdrängen strebt. Große hier noch zum Theil mit Vaccinium und Moosen überwachsene Felsstücke lagern in wilder Unordnung rings umher; das ganze Gebiet ist melancholisch einsam. Der Steinbachsee selbst, inmitten einer kleinen Hochebene gelegen, ist nicht groß und scheint ziemlich seicht zu sein, denn aus seinen tiefgrünen klaren Gewässern ragen zahlreiche mit einer lebhaft braunrothen Flechte überzogene Granitblöcke hervor. Im Halbkreise umgeben den See westlich der Hundsdorferthurm, nördlich und östlich die gewaltigen Erhebungen der Lomnitzer- und Käsmarkerspitzen. Ein Paar hundert Fuß höher, gegen den Kahlbachergrat zu, liegt in der schauerlichsten Felsenöde der noch kleinere Trichtersee, 5450 Fuß über dem Meere. Geröllhalden und große Anhäufungen nie schmelzenden Schnee's und gletscherartigen Eises senken sich von allen Seiten steil gegen seine Ufer hinab, gleichsam wehrend unberufener Annäherung. Mit großer Mühe und nicht völlig gefahrlos klimmt man hinan und wird sich, wenigstens botanisch, schlecht belohnt finden. Die Karpathen kennen keine pflanzenärmere Oertlichkeit als die Umgebungen des Trichtersees. Nach Süden wird die Fernsicht auf Ungarn immer freier, prachtvoller, unermeßlicher.

Der merkwürdige Trümmerwall, welcher sich in imposanter Breite und Ausdehnung vom Steinbachsee zum Kohlbachergrat hinaufzieht, ist, wenngleich jäh ansteigend, doch verhältnißmäßig leicht zu erklimmen. Denn die gewaltigen denselben bedeckenden Granitblöcke liegen einer dicht neben oder über dem andern fest eingekeilt, und es bedarf eben nur der gewöhnlichen Gewandtheit und Sicherheit, um von Block zu Block springend rasch höher aufwärts zu gelangen. Sehr lange würde man diese Art des Steigens wohl nicht aushalten, aber man vergißt leicht das Ungewöhnliche und Anstrengende solcher Gymnastik über dem Vergnügen, in kürzester Zeit eine bedeutende Höhe überwunden zu haben. In den mit spärlichem Erdreich ausgefüllten Fugen und Zwischenräumen dieser Steine wuchsen, in reicher Fülle blühend, die seltensten Granitpflanzen des Tatra, Cerastium alpinum, Campanula alpina, Senecio incanus und Gentiana frigida, letztere mit hellgelben halbdurchsichtigen, schlaff contrahirten Blumen. Nur ganz einzeln unterbrechen die Monotonie dieses Klippenfeldes kleine mit rigidem Rasen bekleidete Stellen. Dicht unter dem Grate blühen noch gesellig einige der zwerghaftesten und starrsten unter den Alpenpflänzchen der höchsten Regionen, Saxifraga retusa und Primula minima.

Der unter dem Namen Kahlbacher Grat bekannte Felsenkamm, auf dessen scharfem Rücken wir um 10 Uhr anlangten, gehört zu den Oertlichkeiten dieser Erde, die einmal gesehen, dem Gedächtnisse unmöglich wieder entschwinden können. Wir befinden uns nähezu an 7000 Fuß über der Meeresfläche. Ein Absturz, dessen Schrecknisse wir noch kennen lernen sollten, senkt sich, von dem so eben beschriebenen nur durch eine schmale Felsplatte geschieden, nach der entgegengesetzten Richtung in das große Kahlbachthal; so jäh, daß wir an seinem äußersten Rande stehend und weitmöglichst vorüber gebeugt,

nur den oberen Theil desselben zu übersehen vermögen. Nirgends eine Spur von Schnee oder Eis. Am nordöstlichen Ende des Grates, dessen Länge ich auf etwa 400 Fuß schätzen möchte, steigt ohne allen weitern Uebergang die letzte schroffe Gipfelerhebung der Lomnitzer Spitze empor, eine in colossalem Maßstabe aufgethürmte compacte Granitpyramide von dunkelschwärzlicher Färbung und solcher Steilheit, daß sie, aus einiger Entfernung gesehen, jedes Gedankens an Hinaufgelangen zu spotten scheint. Hier ist der Ort, wo Wahlenberg, nachdem er am Trichtersee beim Mughusfeuer übernachtet, „inter rupes fere perpendiculares, horridissimas, nivibus non prorsus solutis lubricas et sub tonitru imbrique scopulos a cacuminibus dejicientibus" von seinem Versuche den Gipfel zu erreichen abstehen mußte. Auch wir, obgleich begünstigt vom prachtvollsten Wetter, können eines gefährlichen Gefühls von Ohnmacht und Muthlosigkeit nicht völlig Herr werden. Es weicht erst, als wir bereits im vollsten persönlichen Conflicte mit diesen drohenden Felsmassen begriffen sind.

Unsere botanische Ausbeute war die geringste und beschränkte sich zudem auf schon Bekanntes. Ein kostbares Pflänzchen, welches Wahlenberg hier erfreute, Sausurea pygmaea, scheint nur für ihn geblüht zu haben. Wir suchten vergebens darnach.

Unserm Führer Csauder, der, seitdem wir auf dem Kahlbacher Grate angelangt, sehr kleinlaut geworden ist und plötzlich zehn Jahre älter aussieht, mögen wir die Bitte, hier mit dem Slovaken, „dem er nicht recht traue", zur Bewachung des Gepäcks zurückbleiben zu dürfen, um so weniger abschlagen, als ja doch zunächst vom Führen überall keine Rede mehr sein konnte. Wir entledigen uns alsdann alles Ueberflüssigen an Kleidung und versuchen nach kurzer Berathung in einer die meiste Hoffnung auf Erfolg verheißenden schluchtartig ausgehöhlten Wetterfurche höher aufwärts zu gelangen.

Ich will den Leser nicht mit einer näheren Beschreibung dieses letzten Stückes Arbeit unseres Unternehmens ermüden. Aber derselbe mag mir immerhin aufs Wort glauben, daß es weder ein leichtes noch ein gefahrloses war. Es bleibt unter allen Umständen ein bedenklich Ding, da zu steigen oder zu klettern, wo die geringste Anwandlung von Schwindel, der kleinste Fehltritt den sicheren Tod zur Folge haben müssen. Verglichen mit der Eisthalerspitze, kam uns hier zu Statten, daß wir nicht wie dort mit Schnee und Schneewasser zu kämpfen hatten. Das Gestein war meist völlig trocken und stellenweise selbst erhitzt von der stark anprallenden Mittagssonne. Aber dafür steigt die Lomnitzerspitze weil steiler an und, was das schlimmste, der Granit ist hier ungleich weniger zerklüftet. Man hat hohe fast senkrechte Felswände zu überwinden, die dort gänzlich fehlen. Die gefährlichsten Stellen liegen sämmtlich auf der zweiten Hälfte des Weges. An solchen pflegte sich wohl Freund B., ein sehr musculöser Mann von untersetzter Statur, fest stehend gegen das Gestein anzustämmen, und auf seine breiten Schultern tretend, wurde es uns möglich, einen höhern Absatz oder Vorsprung zu gewinnen, von welchem aus wir ihm alsdann unsrerseits auf verschiedene Weise behülflich sein konnten. Um zwei Uhr Nachmittags standen wir auf dem Gipfel und beeilten uns unser Stativbarometer auf der kleinen Steinpyramide zu befestigen, welche bei Gelegenheit der letzten Landesvermessung österreichische Ingenieure hier oben errichtet haben.

Der Flächenraum, welchen diese Höhe darbietet, ist von so geringem Umfange, daß eine wenig zahlreichere Gesellschaft sich in ihren Bewegungen sehr genirt fühlen würde, und es bleibt unbegreiflich, daß die Herren von Thile und Scepeshazy in ihrer Beschreibung der Lomnitzerspitze von einem mit Moos bedeckten Gipfelplateau von zwanzig Quadratfuß Gehalt sprechen konnten. Wenngleich aber kein Moos, so wuchs hier oben doch noch manches Andere. Wir sammelten, freilich in dürftigen und selbst verkümmerten Exemplaren, noch neun Phanerogamen, unter ihnen zwei Carices und Sesleria caerulea. Verhältnißmäßig am üppigsten blühte die oft erwähnte Campanula alpina. Eine dunkle Flechte, Lichen nigricans, färbt die höchsten Blöcke. Nur auf der Nordseite lassen sich größere Schneeanhäufungen gewahren. Die Fernsicht ist nach dieser Richtung hin sehr beschränkt, denn verschiedene andere fast eben so hohe Gipfel thürmen sich dort auf, unter welchen die Eisthalerspitze, von hier aus gesehen, wirklich etwas höher zu sein scheint. Ob dies Täuschung oder nicht, könnte sich nur durch eine auf dem Gipfel selbst anzustellende Messung mit Sicherheit ergeben. Nach Süden verliert sich der Blick in unabsehbare Weilen. In der Tiefe der Thalkessel und Abgründe glauben wir 15 bis 16 Seen unterscheiden zu können, am deutlichsten die hochgelegenen Fünfseen im Thale der kleinen Kahlbach. Nach Beendigung unserer hypsometrischen Arbeiten deponiren wir einige Notizen über unsere Besteigung im Innern der Steinpyramide, wohlverwahrt in einem Bleicylinder, und sind etwas nach sechs Uhr auf dem Grate zurück, wo wir Csauder und den Slovaken, beide im besten Wohlsein ihr Pfeifchen schmauchend, bei unserem Gepäcke antreffen. Unsere Messung ergiebt für die Lomnitzerspitze eine Höhe von 8200 Fuß über dem Meeresspiegel.

Leider kann es nur den geringsten Zweifeln unterliegen, was jetzt weiter für uns zu thun. Der Gedanke hier oben zu übernachten, taucht eigentlich nur auf, um sogleich wieder verworfen zu werden, dann aber auch, um uns noch eindringlicher auf den einzigen Ort hinzuweisen, wo wir für heute unsere Ruhestätte zu suchen haben. Dieser Ort liegt im höchsten Theile der sogenannten großen Kahlbach, am Fuße des schon erwähnten furchtbar jähen 1400 Fuß tiefen Abhangs, an dessen oberem Rande wir noch zögernd stehen, und dessen nähere Bekanntschaft jetzt bei einbrechender Dämmerung machen zu sollen, uns mehr als ungemüthlich erscheint. Aber gab es einen Ausweg? Und so wurde es denn gewagt, und ein Wunder bleibt's, daß wir sämmtlich mit heilen Gliedern unten angelangt sind. Was diese unwillkürliche Rutschpartie à la hâte zu einer wahrhaft scheußlichen machte, das war nicht sowohl die Procedur des Rutschens selbst, der ich unter Umständen sehr das Wort reden möchte, als vielmehr und hauptsächlich etwas anderes. Da nämlich die sehr schmale mit lockerem Geröll gepflasterte Rinne, in welcher es hier allein möglich abwärts zu gelangen, das Nebeneinanderklettern mehrerer Personen nur an den wenigsten Stellen gestattete, so erwuchs für die tiefer unten Befindlichen die unvermeidliche Gefahr, von größeren oder kleineren Felsstücken getroffen zu werden, welche sich fortwährend unter den Händen und Füßen der Kletternden loslösten und, neue Massen mit sich fortreißend, in gewaltigen Sätzen thalwärts flogen. Daß hier Keiner von uns frei ausging, ist um so begreiflicher, als es, noch ehe wir die Hälfte dieser famosen Schurre erreicht hatten, völlig finster wurde. Und als wir denn endlich, obgleich zum Erbarmen zerbläut und geschunden, doch noch einigermaßen lebend unten ankamen, welche Nacht harrte unser! Die erste Sorge war natürlich ein Feuer. Aber abgesehen davon, daß es in diesem noch oberhalb der Krummholzregion gelegenen Reviere sehr schwer hielt, das nöthige Material dazu herbeizuschaffen, wäre es doch unmöglich gewesen, ein solches zu unterhalten. Denn ein unerhörter Sturmwind brach gegen Mitternacht von den benachbarten Höhen auf uns herein und scheuchte selbst den Erschöpftesten unter uns den Schlaf von den Wimpern. Erst mit dem Grauen des heißersehnten Morgens ließ das Unwetter nach, und wir entdecken nun ohne Mühe den selten betretenen Pfad, der anfänglich in labyrinthischem Krummholz, später aber im schönsten Tannenwalde nach der kleinen Badecolonie Schmecks hinunterführt, dessen hölzerne Gebäude und Arkaden uns nach vierstündigem Marsche willkommen heißen.

Als wir eintrafen, war der Badewirth eben im Begriff mit seiner Familie für dieses Jahr Winterquartiere zu beziehen. Ein leichtes Fuhrwerk hielt angespannt vor dem Hause, um die letzten Bewohner des Sommers hinwegzuführen, und wir durften nur eine Viertelstunde später kommen, um Thor und Thüren verschlossen zu finden. Unser bei so vorgerückter Jahreszeit völlig unerwartetes Er-

scheinen erregte mindestens Bestürzung. Und hätte dies anders sein können? Wär's nicht dennoch eine arge Uebertreibung, so möchte ich sagen: wir hatten keinen heilen Faden am Leibe. So fürchterlich hatte uns die Lomnitzerspitze zugerichtet. Und da treten nun drei zerlumpte Fußwanderer vor den Mann hin und verlangen, daß er ihretwegen einen Tag länger bleiben, ihretwegen das kaum erloschene Herdfeuer wieder anzünden und wieder auspacken soll, was bereits in Kisten und Kasten geborgen! Wohl war es viel verlangt, aber Herr Rainer war ein guter Mann und that's dennoch. Was wir zu berichten hatten, erwärmte ihn ganz sichtbarlich zu unseren Gunsten, und Csauder hatte inzwischen nicht gesäumt, ihm gewisse nützliche Personalnotizen über die späten Gäste beizubringen. Also: „Ausspannen, wir bleiben“ und: „was befehlen die Herren zunächst“; „ein warmes Bad (o himmlische Musik des Worts!) und auf den Mittag eine ungarische Suppe mit Fleischwürfeln und Paprika?“ — So gut war's uns in den Karpathen noch nicht geworden, und nirgends und nimmer wieder haben wir's uns so wohl sein lassen. Der Nachmittag brachte noch ein anmuthiges kleines Intermezzo. Es erschienen nämlich vier junge Männer aus Walddorf, in der schmucken hochblauen Tracht dieses Ortes, dessen männliche Einwohnerschaft von Alters her und fast ohne Ausnahme dem edlen Waidwerke auf Gemsen und dem Violinspiele gleich leidenschaftlich obliegt. Auf unser Zureden entschließen auch sie sich bis morgen zu bleiben, und wir engagiren sogleich zwei von ihnen als Führer ins granatenreiche Felkathal und auf die Gerlsdorfer Spitze. Abends improvisirter Ball, bei welchem Schreiber dieses, beiläufig bemerkt, nicht die erste Violine spielte.

Uns war's schon recht, daß sich folgenden Tages die Abreise bis gegen Abend hin verzögerte. Aber einmal geschieden mußte denn doch sein, und als die Sonne schon zum Untergange neigt und goldig in den Gipfeln der Tannen spielt, da hält die Karawane zum Aufbruch bereit. Und nun geht's fort: vorauf die vier Waldorfer, schwermüthige Weisen fidelnd, dann der Einspänner mit der Familie Rainer, gefahren von Csauder, dann wir drei Studenten, bestmöglichst wieder zugestutzt und zusammengeflickt, mit Mughuszweigen an den Mützen, und hinterdrein der Slovak.

Wenige Schritte im dichten Walde abwärts — und der Schmecks ist unsern Blicken auf immer entschwunden. Lebewohl und Dank dir, du freundliches Oertchen, für alle Zeit!

Und nun ein Lebewohl auch dir, der du mich auf diesen Wanderungen in die Karpathen begleitet hast. Mir ging es dabei wie dem Barmekiden im Mährchen, der in köstlichen imaginären Gerichten schwelgt. Haben dir aber meine Schilderungen Lust gemacht, die „Wettersäule Osteuropas“ selbst einmal zum Ziel einer Ferienreise zu wählen, so laß mich deinen Führer sein. Mir scheint, ich müßte mich, wenn auch Jahre seitdem vergingen, noch leidlich gut zurechtfinden. Unser Wanderstab sollte alsdann noch manches Gebiet berühren, dessen diese Skizzen nicht gedenken konnten, so den hohen Kriwan mit seinen blumenreichen Almen und Sennhütten, und dann im Arvaer Komitate jene finstere Waldgegend am Schwarzwaag, in deren Herrschaft sich bis auf diese Stunde Bär, Luchs und Wildkatze theilen. Sollte dich aber ein Gelüst anwandeln, die Lomnitzer- oder Eisthalerspitze zu besteigen, so erlaubst du mir wohl, es wie unsere Slovaken von damals zu machen und unter dem Gipfel zurückzubleiben. Wohl ist es herrlich da droben, und ich könnte dich beneiden; aber ach! non sum, qualis eram.

* Bérangers letzte Gesänge.

Von Adolf Laun.

Die Mehrzahl der Verehrer Bérangers wird die jetzt erschienene Sammlung seiner letzten Gesänge wahrscheinlich in einem Punkte unbefriedigt gelassen haben. — Der Wiederklang der Ereignisse, welche die letzten 24 Jahre, in denen der Dichter Nichts mehr publicirt hatte, zu so inhaltsvollen machten, ist darin ein verhältnißmäßig schwacher und vereinzelter. Mit Ausnahme einer Reihe Napoleonischer Lieder, die sich mit den früheren kaum messen können, enthält die Sammlung nur wenige eigentlich politische, nationale und sociale Zeitgedichte und Chansons. Nur von Zeit zu Zeit verkünden vereinzelte, meist wehmüthige Accorde Bérangers Theilnahme an den Kämpfen und Bestrebungen der Gegenwart, und nur hie und da blicken aus den Blumengewinden der Strophen und Refrains scharfe Pfeilspitzen hervor und bezeugen, daß der lachende Schelm in seinen alten Tagen noch ebenso gut die Waffe des Witzes, der Ironie, der Satire und des Humors zu schleifen gewußt hat, wie in den jungen, wo Schleifen und Schießen sein Beruf war.

Auch der leichten kecken Chansons und Gesellschaftslieder voll hinreißender Jovialität und, wenn auch verwerflicher, doch immer graziöser und geistreicher Frivolität, die ihn in Frankreich am meisten populär gemacht haben, sind hier nur wenige, und diese wenigen klingen nicht mehr so frisch und natürlich, was von einem alten Manne zu erwarten war. — Dafür aber entschädigt etwas Anderes. Während der langen Zurückgezogenheit hat die Poesie des ergrauenden Sängers eine neue Richtung genommen, die als natürlich und durch die Umstände gegeben ihr einen neuen Reiz verleiht. — Beschaulichkeit, Lebenserfahrung, Selbstbeschränkung, Blicke auf's Grab und über's Grab hinaus, Versenkung in die Natur und die Reize des Landlebens, idyllische Abgeschlossenheit mit zeitweiliger Hinausschau in die Welt und das Leben, wehmüthig heitere Jugend- und Freundschaftserinnerungen, das und Aehnliches ist der Stoff vieler seiner späteren Gedichte, die vom Geiste der Versöhnung und einer beruhigten Lebensauffassung durchhaucht sind und harmonisch den ganzen Cyclus seiner Lieder (les mémoires chantants de sa vie) beschließen.

Hätte Béranger der nationalste und populärste Dichter Frankreichs erst werden müssen, so hätte diese Sammlung allein ihn nicht dazu gemacht, aber wer im Jüngling und Mann einen Genius von seltenster Begabung erkannt hat, wird ihn auch noch im Greise erkennen und erstaunen über die plastische Kraft, die Frische des Colorits, die Fülle geistreicher Einfälle und origineller Combinationen, die Neuheit der Bilder und den unwiderstehlichen Reiz der zugleich natürlichen und eleganten Diction, die ihm auch dann noch geblieben sind, als er sich den Anregungen, welche das Leben einem Chansonier bietet, entzogen hatte. — Fast alle Vorzüge, die Goethe vom künstlerischen Standpunkte aus an Béranger bewunderte, finden sich in der Mehrzahl dieser letzten Gesänge wieder. Daß der wahre Dichter immer jung bleibt, beweist auch er, und vor Allem da, wo er, wie es hier oft der Fall ist, das Alter besingt.

Als charakteristische Proben jener oben bezeichneten Richtung können die folgenden Gedichte dienen, wenn es mir gelungen ist, ihnen etwas von ihrer ursprünglichen Schönheit in der Uebertragung zu bewahren.

Die Reisen.

(1841—44.)

Komm, rufen zwanzig rasche Wagen,
Die Kraft des Dampfes treibt uns fort,
Wo Städte liegen, Berge ragen,
Durch Wald und Flur, von Ort zu Ort.
Die Schwalbe selber muß sich schämen,
Wenn sie vorbei dich fliegen sieht,
Ja, Flügel scheint die Welt zu nehmen,
Wenn sie an dir vorüberzieht.

Komm, fremde Zonen zu beschauen,
Ruft mir ein Schiff, das stolz sich wiegt,
Wo neue Reiche sich erbauen,
Manch altes Reich in Trümmern liegt;
Vom Glück der Strömung fortgezogen,
Wenn günst'ger Wind die Segel schwellt,
Entdeckest du im Schooß der Wogen
Vielleicht noch eine neue Welt.

Der Sterne Bahn kann ich dir zeigen,
Komm, spricht ein Luftballon zu mir,
Laß uns zur Himmelswölbung steigen,
Und ihre Pracht entfalt' ich dir.
Manch Räthsel kann ich dir entrollen
Im kühnen Fluge durch die Luft,
Hoch ob der Donner dumpfem Grollen
Durchforschen wir der Himmel Kluft. —

Ich bleibe hier, — wenn Alle fliehen, —
In meiner Welt, im engen Raum,
Wo Blumen blüh'n, wo Melodieen
Und Schatten beut mein Lindenbaum;
Verbreitet Nacht den dunklen Schleier
Und strahlt im klaren Fluthenschooß
Der Sterne Licht in stiller Feier,
Wie groß ist dann die Welt, wie groß!

Mein Spazierstock.

(1847—51.)

Die Sonne lockt mich, durch das Feld zu schreiten,
Im Blumenschmuck seh' ich die Tage fliehn,
Du sollst, bescheidner Rebstock, mich begleiten,
Freund, den das Schicksal lächelnd mir verliehn.
Welch edeles Gewächs hast du getragen,
Besang ich es beim Fest in lust'ger Nacht?
Wenn einst dein Saft zum Wanken mich gebracht,
So stützest du mich jetzt in alten Tagen.
Laß uns durch Feld und Wald und Wiese ziehn,
Nach Blumen suchend und nach Melodien.

Fern von dem Schwarm der Schwätzer, die mich stören,
Eröffnet dort sich die geheimste Brust,
Und der Erinn'rung Lieder sollst du hören
Von großer Zeit, von Liebe, Schmerz und Lust.
Wenn's regnet, schneit, wenn's blitzt und Stürme sausen,
Pfleg' ich mit dir mich draußen zu ergehen,
Bald ernst, bald traurig. Oh, wie viel Ideen
Dann unter meinem alten Hute brausen!
Laß uns durch Feld und Wald und Wiese ziehn,
Nach Blumen suchend und nach Melodien.

Oft schaff' ich eine Welt aus neuen Stoffen,
Das Geld verschenkend, das ich nie besaß,
Mein Geist ist jeder holden Täuschung offen
Und sinnt auf Lieder ohne Zahl und Maß. —
Der Hauptstadt Kind, stand mir auf schmutz'gen Gassen,
Im Findelhaus ein dunkles Loos bevor,
Da kam die Muß', und eh' ich mich verlor,
Hat sie ein Zeichen für mich dort gelassen.
Laß uns durch Feld und Wald und Wiese ziehn,
Nach Blumen suchend und nach Melodien.

Sie ward mir Amme. Höre, lies und schaue,
Sprach sie und nahm den Knaben bei der Hand,
Komm aus der Stadt mit mir zur Frühlingsaue
Und pflücke Blumen an des Weges Rand.
Seitdem, nie dürstend nach des Reichthums Gaben,
Besuchte sie mich gern am nied'ren Heerd,
Sie hat mir spät noch manches Lied bescheert
Und wiegt bisweilen noch den alten Knaben.
Laß uns durch Wald und Feld und Wiese ziehn,
Nach Blumen suchend und nach Melodien.

Als Führer lenke du des Reiches Wagen,
So riefen Thoren, Weise dieser Zeit*).
Ich soll das Joch der Staatsverwaltung tragen,
Ich, dem ein Stab zum Gehn die Stütze leiht,
Besitz' ich Kraft, die solchem Werk genügte?
Der du dich müd' an mir getragen hast,
Du würdest seufzen, wenn zu meiner Last
Ich, Freund, die Last der Welt hinzu noch fügte.
Laß uns durch Feld und Wald und Wiese ziehn,
Nach Blumen suchend und nach Melodien.

Der Jugend treu sah mich mein Volk ergrauen;
Es stirbt Vergangenheit, ich sterbe mit,
Der neuen Zeit will ich dich anvertrauen,
Du Rebstock, stütze der Besiegten Schritt.
Dich, der mein Führer war auf dunklen Wegen,
Dich will ich einst an meines Grabes Rand
Für den Verstoßnen, den sein Volk verbannt,
Sei er Tribun, Papst, König, niederlegen.
Laß uns durch Feld und Wald und Wiese ziehn,
Nach Blumen suchend und nach Melodien.

*) Nach der Julirevolution wollte man bekanntlich den Dichter zum Unterrichtsminister machen.

Die Segnungen.

(1847—51.)

Gewisse Sterbliche, wohin sie kommen,
Verbreiten immer Glück und Fröhlichkeit,
Man kennt sie noch aus uns'rer Väter Zeit,
Als Kind hab' ich gar oft den Spruch vernommen:
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Sonst, fand man solchen Greis auf seinen Wegen,
Sah man's als gute Vorbedeutung an,
Ein Dorfbewohner sprach zum and'ren dann:
Der brächt' ein ganzes Königreich in Segen. —
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Man lief zu ihm in allen Katastrophen;
Wer Kummer litt, sah ihn als Retter an,
Doch Träumer nannte ihn der Edelmann,
Der Pfarrer nannt' ihn einen Philosophen.
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Ein jeder hatte Wunder mitzutheilen,
Er wußte manches Lied und manche Mähr,
Drum hieß es: Kinder, kommt nur zu ihm her,
Wie, wenn er ruft, die Bienen zu ihm eilen.
Du guter Alter, kehre bei uns ein
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Die Mutter sprach: Ich sah durch unsre Hecken
Ihn heute gehn, jetzt seht den Blumenglanz!
Dank ihm, nun kann beim nächsten Kirchweihtanz
Mein Mädchen einen Strauß an's Mieder stecken.
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Wenn Sonnenbrand der Mäher Feld versenget
Und er erscheint, sagt froh die Schnitterin:
Uns ward ein Glück zu Theil, denn seht nur hin,
Wie Gott die Wolke vor die Sonne hänget.
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Er kannte nicht den Zauber, der ihm eigen,
In Demuth wallt der Mann, den Gott erhebt,
Bei dessen Nahn im Nest kein Vöglein bebt,
Zu dem der Rosen Weihrauchdüfte steigen.
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

Den schönen Glauben sahn wir längst entschweben,
Doch, Kinder, wenn Ihr einen Greis erblickt,
Der freundlich lächelnd mit dem Haupte nickt,
So neigt Euch ihm, er segnet Euer Leben.
Du guter Alter, kehre bei uns ein,
Von Gott gesegnet woll' uns Segen leihn.

---

* Vom Scharfrichter.

Von Johannes Müller.

II.

Für ihre Verrichtungen und Handleistungen bezogen die Scharfrichter entweder einen festen Gehalt oder waren auf eine gewisse Taxe gesetzt; bisweilen zogen sie Beides, Gehalt und Taxe. Solcher Taxen sind uns noch viele erhalten; Döpler theilt uns deren mehrere mit. Eine recht interessante, die sich auf die Hinrichtung von Hexen bezieht, findet sich im Collectaneen-Blatt für die Geschichte der Stadt Neuburg a. D. 1839 S. 42. Das Vermögen der Verurtheilten

ward eingezogen, es wurden die Kosten der Hinrichtung davon bestritten, das Uebrige fiel ins Stadtärar. Die Summen belaufen sich von 32 fl. bis 711 fl. 38 kr. Wir übergehen das Nähere hiervon und theilen dafür einige Specificationen mit, die uns in getreuen Abschriften der handschriftlichen Originale vorliegen. Es sind dieselben in kulturhistorischer Beziehung außerordentlich interessant. Die erste Specification entnehmen wir einem Nürnberger Malefizbuche vom Anfange des 17. Jahrhunderts. Am Schlusse scheint sie leider nicht vollständig zu sein. Sie beginnt mit einer „Specification, was der Lochwirth wegen einer Malefizperson die drei letzten Gerichts- oder Rechtstage zu verrechnen hat, welches ihm ex publico gut gethan und bezahlt wird.

I. Sonntags:

6 ℔ Schweinebraten, nach dem Preise das ℔ à 6 kr., macht	36 kr.
Für einen Kälberrücken von 4 ℔ nebst dem Zurichten	28 „
Eine Schüssel Salat mit Eiern	6 „
6 Semmeln, à 1 kr.	6 „
1¼ Maß Wein, à 32 kr.	48 „
	2 fl. 4 kr.

II. Montags:

2 Hühner oder 3 gebratene Tauben nach dem Preis	30 kr.
Eine Schüssel Eiergersten	10 „
6 Semmeln, à 1 kr.	6 „
1¼ Maß Wein, à 32 kr.	48 „
	1 fl. 34 kr.

III. Dinstags als den Gerichtstag:

Früh für Eierschmalz, Bratwürste, Weinsuppe nebst Semmeln dazu	45 kr.
Für die 2 Herren Geistlichen ein Maß Wein	32 „
An Geld jedem einen Goldgulden.	
Für Citronen	24 „
Für den Wein, so man mit zur Richtstätte trägt, 1 Maß	32 „
Es werden auch die 3 Tage über für einen Maleficanten für Eier 30 oder 40 kr. angerechnet, dann bekommt ein Wächter oder eine Wächterin, wenn sie bei einer Malefizperson sind, alle 24 Stunden 15 kr., dann für Speise und Trank auch 15 kr., macht die 3 Tage über	1 fl. 30 „
Ferner bekommen die Peuntzimmerleute für die Schranken aufzurichten im Gericht	38 „

Der Nachrichter bekommt an einem Gerichtstage von einem Maleficanten: 6 ℔ Rindfleisch, 4 Maß Bier, 4 Bratwürste à 2 kr., an Roggenbrot 3 kr., 4 Semmeln, à 2 ₰.

Der sogenannte Löw oder sein Helfer bekommt an einem Gerichtstage: 3 ℔ Rindfleisch, 4 Maß Bier, 3 Bratwürste, à 2 kr., an Roggenbrot 3 kr., 3 Semmeln, à 2 ₰.

Die Bettelrichter und die s. g. Schützen, deren 2 sind, bekommen wieder 1 ℔ u. s. w. weniger. Diejenigen Schützen, so an den 3 Rechtstagen aufwarten, erhalten an Essen und Trinken während dieser Zeit für 1 fl. 12 kr. Ferner bekommen die Schützen, so mit dem armen Sünder hinausgehen, für die Execution 2 Dutzend Bratwürste, à 2 kr., 6 kr. Brot, 6 Maß Bier; nach der Execution: 6 ℔ gekochtes Rindfleisch, 6 Maß Bier, 6 kr. an Roggenbrot.

(NB. Die Stadtknechte bekommen nichts.)

Dann folgt die besondere Specification des Nachrichters; er bekommt außer seinem Salarium:

1. für eine Person auf dem Rücken oder anderswo zu besichtigen 30 kr.;
2. für eine Person auf dem Kopf oder unter den Achseln zu scheeren 45 kr.;
3. für eine Person zu peitschen oder mit Ruthen zu züchtigen 45 kr.;
4. für eine Person an heimlichen Orten zu scheeren 1 fl. 30 kr.;
5. für eine Person scharf zu binden oder zu schnüren 45 kr.;
6. den Daumenstock anzulegen 45 kr.;
7. die spanischen Stiefel oder Beinschrauben anzulegen 30 kr.;
8. für eine Tortur mit der Schärfe 3 fl.;
9. für eine Tortur ohne Schärfe, da er nur an die Seite gestellt wird — —;
10. für die Wiedereinrichtung und das Schmieren nach einer scharfen Tortur 1 fl. 30 kr.;
11. für eine Person mit Ruthen auszustreichen — —;
12. für eine Person zu decolliren, henken und rädern bekommt er ebenfalls nichts, denn dies ist alles in seinem Salario begriffen;
13. für eine Person zu brandmarken oder zu „schragffen“, bekommt er 5 fl.;
14. für die „Truglein“ aufzumachen bei einer Execution mit dem Rade 6 fl.;
15. das Hochgericht zu besichtigen 1 fl. 3 kr.;
16. für eine Hand abzuhauen 3 fl.;
17. für einen Finger abzuhauen 3 fl.;
18. für Nasen und Ohren abzuschneiden 3 fl.;
19. für einen Körper vom Rad abzunehmen und in das Hochgericht zu werfen 9 fl.;
20. einen Körper von der Richtstatt weg oder sonst einen, so sich im Gefängniß entleibt oder stirbt, in das Hochgericht zu werfen 9 fl.

Der sogenannte Löw bekommt außer seinem Salario:

den Zeug und Läden zu schmieren, für jedes 30 kr.;
für die Leichentücher und Armensündermäntel zu verwahren, bekommt er jährlich 45 kr.;
für den Pranger zu schmieren 15 kr.;
für eine Tortur ohne Schärfe 3 kr.;

Die Schützen bekommen:

1. wann einer einen armen Sünder schließt, 24 kr.;
2. wann sie eine Diebs- oder andere Person vom Lande hereinbringen, 48 kr.;
3. von einer anderen Person, so sie in das Gefängniß bringen, 12 kr.;
4. für eine Diebsperson allhier 30 kr.

Das zweite Aktenstück ist eine Vertheilung der Hinrichtungskosten auf die Bürgerhäuser der Stadt Fulneck in Mähren. Sie umfaßt die Zeit vom Jahre 1599—1734 und ist ziemlich weitläufig; wir geben deßhalb nur wenige Auszüge. — Die Steuer, die erhoben wird, heißt Rauchgeld; hiervon werden dem Scharfrichter seine Gebühren entrichtet. Im Jahre 1599 kommen nach einer Enthauptung auf 54 Bürger der Stadt und 41 Bürger der Vorstadt à 10 ₰. Im Jahre 1603 kostet dieselbe Execution jedem der Steuerpflichtigen 9 ₰. Der Unterhalt für den armen Sünder, während 7 Wochen, wird mit 9 fl. 26 gr. berechnet. Für eine andere Hinrichtung erhält der Züchtiger als Lohn 4 fl., Trinkgeld: 12 gr., für Zehrung (mit seinen Knechten): 4 fl. 15 gr., Bruckgeld: 7 gr., für Hafer, Heu und Streu, sowie für Branntwein, so der Scharfrichter empfangen: 33 gr. Anno 1605 werden drei Personen hingerichtet, wofür von 107 Bürgern jeder 4¼ gr. steuert. — Charakteristisch ist die folgende Ausgabe auf den Merten Hrubcze von Pohetz, so ausgestrichen worden.

Dem Winterle so ihn bewacht 30 Tage, von jedem Tage zu 3 gr., thut 2 fl. 18 gr.

So man zum Oberrecht geschickt wegen Merten Hrubczes geben 2 fl. 5 gr.

Dem Boten, so wegen der Unterweisung gegangen, gegeben 14 gr.

Dreien Boten, so nach dem Züchtiger gegangen 18 gr.

Dem Scharfrichter (Züchtiger) Bruckgeld gegeben 6 gr.

Dem Diener zu Troppau für Abforderung des Scharfrichters*) 2 gr. 2 ₰.

Dem Scharfrichter seines Lohns gegeben 4 fl.

Des Scharfrichters Knecht ein Trinkgeld 9 gr.

*) Fulneck hatte keinen eigenen Scharfrichter.

Den drei Boten so den Züchtiger (Scharfrichter) geleitet, gegeben 18 gr.

Dem Diener Stockgeld und vom Beschreien gegeben 1 fl. 24 gr.

Dem Wechter, so den Hrubcze bewacht von dem Mittwoch nach Ostern an bis den Donnerstag Sanct Marco, gegeben 27 gr.

Dem Scharfrichter für Strick, Licht und Bruckgeld gegeben 16 gr.

Dem Fabian Richter für einen Eimer Weizenbier gegeben 22½ gr.

Für Fleisch, so mit den Richtern verzehrt worden, gegeben 2 fl. 8½ gr.

Für Brot gegeben 18 gr.

Für 10 Maß Wein gegeben, das Maß zu 5 gr. 2 ₰, thut 1 fl. 17 gr. 2 ₰.

Ausgabe auf den Scharfrichter, so allhier verzehrt mit einem Roß 1 fl. 25 gr. 3 ₰.

Für 22 Maß Wein, so der Scharfrichter vertrunken, gegeben 3 fl. 9 gr. 2 ₰.

Dem Herrn Vogt, so fünf Wochen lang den Merten Hrubcze mit Essen ausgehalten, von einem jeden Tag zu 6 gr. thut 5 fl. 30 gr.

Für Weizenbier, so ihm gegeben worden 27 gr.

Für Branntwein dem Scharfrichter gegeben 6 gr.

Wegen Onsorges Fur, so durch den Diener ausgewiesen worden (?), gegeben 11 gr.

Dem Caspar Bieman für Bier gegeben 7½ gr.

Summa allerlei Ausgabe 30 fl. 16 gr.

Einnahme mit der Ausgabe verglichen, bleibt im Rest 29 gr. 3 ₰.

Die folgenden Executionen, Enthauptungen wegen Mordes und Kindsmordes, sind den obigen entsprechend, nur kommen die Kosten zum Theil etwas billiger; eine Hauptrubrik bilden übrigens auch hier die verschiedenen Mahlzeiten, und an Wein und Weizenbier durfte es der Rechnung nach nicht fehlen. — Auch eine Verbrennung kommt vor, vermuthlich einer Hexe; hier kommen die Kosten höher.

Schließlich heben wir auch aus der Ansbach'schen Taxordnung vom Jahre 1713, die uns handschriftlich vorliegt, den Gebührensatz für jede peinliche Strafe hervor, um auch für die spätern Zeiten einen Maßstab zu bieten. Es heißt darin:

Was das Richten anbelangt, so soll ihm zur Besoldung gegeben werden, wie folgt:

1 fl. von jeder Person mit dem Schwert zu richten.

1 fl. von jeder Manns- und Weibsperson mit dem Strang zu richten.

15 kr. von jeder Kette und Kloben ans Gericht zu schlagen.

30 kr. für die Leiter ans Hochgericht aufzustellen und abzulegen.

15 kr. von jeder Person für den peinlichen Rechtstag für seine Mahlzeit.

15 kr. für jede Person für Strick und Handschuh (die er beim Richten anzog.)

30 kr. für jede Person gütlich oder peinlich zu fragen.

Für die nun folgenden Executionen: Rädern, Verbrennen, Säcken bekommt er, jedoch ohne die Nebenspesen, jedesmal 1 fl.; für das Viertheilen, todt oder lebendig 3 fl., auch ohne den Nebenverdienst. Für jeden Griff mit glühenden Zangen erhält er 15 kr., für Hand- und Fingerabhauen, Zungen- und Ohrenabschneiden erhält er 30 kr. — alles in fränkischer Währung, wie der Scharfrichter eigenhändig hinzugefügt hat (fr. Währung 1 fl. 15 kr. der Gulden). Die Nebenspesen sind zum Theil bedeutend, da bei der Hinrichtung jeder Hauptakt besonders honorirt wurde, z. B. mit dem Rad zu richten: 1 fl. für jede Person; das Rad aufzurichten und den Körper daraufzulegen: 1 fl. Mit dem Feuer lebendig zu verbrennen: 1 fl. für jede Person; die Säule einzugraben und den Rost darum zu machen: 1 fl.; für jede Person, die Ketten anzuschlagen: 30 kr.

Wir beendigen hiermit unsere Auszüge, um so mehr, als solche Taxen auch sonst schon bekannt sind. Interessant ist in dieser Beziehung die Verordnung des Fürstbischofs Julius von Würzburg vom Jahre 1584 (s. Archiv f. d. Untermainkreis III., 3, S. 197), sowie auch die Specification der Stadt Schweinfurt vom Jahre 1679 (s. Beck, Chron. d. St. Schw. II., 1, S. 37 ff.)

Die Gebühren der Abdecker für ihre besonderen Verrichtungen übergehen wir; zur Charakteristik der Person des Scharfrichters und seiner Stellung tragen sie wenig bei. Solche, die sich dafür interessiren, verweisen wir auf die Andeutungen, die Döpler giebt.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Neue Gedichte von Rudolf Gottschall. — Gedichte von Julie Burow. — Der Harfner am Heerd. Ein lyrischer Cyklus von Adolf Schults. — Roland und Hildegund. Von A. Gebhard. — Anna. Ein livländisches Lebensbild. Dichtung von Minna von Mädler. — Lustspiele von Alexander Wilhelmi. Dritter Band. — Die Reisegefährten. Roman von Fanny Lewald. 2 Bde. — Aus der Künstlerwelt. Von Elise Polko. — Ludwig Schwanthalers Reliquien. Von Franz Trautmann.

— * Der vierte Band des „Kosmos" von Alexander von Humboldt ist soeben im Buchhandel erschienen; er umfaßt 41 Bogen.

— * Das vortreffliche Werk über Mozart von Otto Jahn ist um einen Band, den dritten, weiter gerückt, damit aber noch nicht beendigt. Wir finden den Meister, nachdem er mit dem „Idomeneo" den glänzendsten Abschnitt seiner Laufbahn betreten hat, von 1781 an in Wien und lernen ihn in diesem Bande besonders in seinen ehelichen und häuslichen Verhältnissen und in den Beziehungen zu seinen großen Kunstgenossen kennen. Unter den Hauptwerken des Tondichters ist es besonders die „Entführung aus dem Serail", welche hier beleuchtet wird. Beigegeben sind Briefe Mozarts an seine Frau und einen Freund sowie abermals ein Porträt, und zwar das Tischbeinsche. Die drei nun vorliegenden Bände kosten zusammen 9 Thaler.

— * Die bekannte Sammlung interessanter Criminalgeschichten, der neue Pitaval, von dem nun zwei Folgen in je 12 Bänden vorliegen, beginnt soeben mit dem fünfundzwanzigsten Bande die dritte Folge.

— * Die von den Verehrern des Componisten Robert Schumann seit langem erwartete Biographie des Verstorbenen von J. W. Wasielewski ist nunmehr vollendet und in den Buchhandel gekommen.

— * Zu den schönsten Festgeschenken, die den für künstlerische Dinge sich Interessirenden gemacht werden können, gehört das „Bilder-Brevier der Dresdener Gallerie" von Julius Hübner, das wir aus Anlaß der unlängst herausgekommenen zweiten Auflage wieder in Erinnerung bringen. In schöner Ausstattung enthält es die herrlichen Schätze jener Gemäldesammlung in schönen und trefflich ausgeführten Original-Radirungen von Bürkner und And.; den Anfang macht natürlich Rafaels sixtinische Madonna, welcher die Holbeinische folgt: „Ein Bild der guten, alten Zeit, der frommen, das holde Urbild mütterlicher Güte." Daran schließen sich das „Crucifix" von Rogier van der Weyde, die Madonna von Francia, die „Nacht" und die Magdalena von Correggio u. s. w. Der Herausgeber Julius Hübner, dem Malerei und Poesie gleich geläufig sind, begleitet die Gemälde mit Sonetten. Das Brevier ist namentlich als Geschenk für kunstliebende Damen zu empfehlen.

— * Der bisherige Professor an der Fürstenschule zu Grimma in Sachsen, Dr. Arnold Schaefer (aus Bremen), ist zum Professor an der Universität zu Greifswald ernannt worden.

— * Die Bilder von Cornelius in der Glyptothek zu München erscheinen nun im Kupferstich. Drei große Blätter sind vollendet: das erste, die schon vor vier Jahren von Schäffer gestochene Unterwelt, Orpheus, der vor Pluto's und Persephone's Thron die Eurydike zurückerbittet; das zweite enthält die Nacht, über ihr den Winter, in der Spitze das Element der Erde dargestellt als der vom Eros gebändigte Kerberos. Den Stich hatte Schäffer begonnen, Merz ausgeführt. Das dritte Blatt ist Troja's Zerstörung, neuerdings gestochen von Merz, einer äschyleischen Tragödie gleich. Felsing in Darmstadt hat den Druck so gut besorgt, daß der Unterschied der älteren Blätter in ihrer strengeren Haltung von dem dritten, mehr malerisch ausgeführten, nicht auffällt.

— * Zu London wurde neulich in einer Auction eine Handschrift des Reformators John Wickliffe, die älteste englische Uebersetzung des neuen Testamentes, für etwa 900 Thaler verkauft.

— * In Köln wurde am 15. December ein neues Oratorium von Ferdinand Hiller, „Saul“, Text von Moritz Hartmann, zur Aufführung gebracht. Die Handlung beginnt mit dem jubelnden Siegeschor der Kinder Israels nach der Niederlage Goliaths. Mit steigendem Groll vernimmt Saul den Gesang und weicht dem Zug aus, während David gepriesen und bekränzt wird. Saul kehrt zurück und fährt ihn heftig an, wird aber beschwichtigt und von den Frauen in Schlummer gesungen; in wildem Traum auffahrend, schleudert er die Lanze auf David, den jedoch der Herr schützt. Der zweite Theil geht im Heimathsthale Davids vor sich, in welches Sauls Krieger eindringen. Er ist wie der dritte reich an ergreifenden Scenen und dramatischen Momenten.

— * Herr Dawison hat die Zahl seiner Meisterrollen um eine neue vermehrt, indem er in diesen Tagen den Perin in dem spanischen Lustspiel „Donna Diana“ zum ersten Male gab. Er soll den Charakter mit dem köstlichsten Humor ausgestattet und in vollendeter Weise dargestellt haben.

— * Der bekannte Statistiker Freiherr von Reden ist in Wien am 12. December im Alter von 52 Jahren gestorben. Er verschied nach kurzer Krankheit inmitten eines regen Wirkens und Schaffens, erfüllt mit Entwürfen und Plänen. Seit einiger Zeit war er im österreichischen Staatsdienste, während er früher dem preußischen angehörte. Die Wiener Zeitung, deren eifriger Mitarbeiter er war, sagt von ihm: Seine Verdienste auf dem Gebiete der Finanz-, der Handels-, der Industrie-Statistik und der Statistik der Eisenbahnen sind außerordentlich. Wenige Männer seines Faches umfaßten ein so weites und so verschiedenartiges Gebiet, wenige wirkten in gleichem Maße anregend und aufmunternd auf Andere und unterstützten deren Arbeiten mit gleicher Selbstaufopferung und Uneigennützigkeit. Seine reiche Bibliothek und seine reichen systematischen Sammlungen, die Frucht und der einzige Lohn einer fünfundzwanzigjährigen rastlosen Thätigkeit, waren ein Gemeingut aller, die seine Hülfe in Anspruch nahmen. Mögen dieselben unvermindert und ungetheilt der Wissenschaft erhalten werden.“

— * Die Gräber der Mediceer in der schönen Grabkapelle neben der Basilika di San Lorenzo in Florenz sind kürzlich auf Befehl des Großherzogs von Toskana geöffnet worden. Dabei hat die Pracht jener Kapelle mit ihrem kostbaren Schmuck von schönen und kunstreich zusammengefügten Steingattungen, ihrem Gold- und Farbenglanz, den granitnen Sarkophagen und Bronzestatuen von Neuem Bewunderung erregt. Die Grabstätte des Geschlechtes könnte nicht schöner und kostbarer sein; aber wie ist es mit den sterblichen Resten der einstigen Herzöge bestellt? Sie sind völlig vernachlässigt, zum Theil sogar durch räuberische Hände ihrer Kostbarkeiten beraubt, so daß die Untersuchung und Anordnung eine gewaltige und traurige Arbeit war; jetzt sind die Ueberreste in Behältern von Nußbaumholz. Vereinigt ist hier die Familie seit der Erhebung auf den Thron im 16. Jahrhundert; aus der früheren Zeit sind nur des 1537 ernannten Cosmus Eltern da, Giovanni und Maria. Manche der Leichen sind mumienartig erhalten, die Gewänder zum Theil noch prächtig; so bei Franz Medici und seiner Gattin Johanna von Oesterreich, der Tochter Kaiser Ferdinands I.

— * Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. J. W. Schaefer. 2. und 3. Band. Leipzig. Weigel, 1856 und 57. — Dem ersten Theile dieses Werkes, das wir früher im Sonntagsblatte (Jahrgang 1855, S. 367) besprochen, fügen sich nun der zweite und dritte Band als Fortsetzung und Abschluß des Ganzen hinzu. Wir hoben damals hervor, wie zweckmäßig die besondere Berücksichtigung des so oft vernachlässigten biographischen Elementes sei, und die allgemein günstige Aufnahme und Beurtheilung des Buches hat das zur Genüge bestätigt. Noch interessantere Lebensbeschreibungen boten sich in diesen beiden Bänden dem Verfasser dar, in dem zweiten die Wielands und Lessings und der Dichter des Hainbundes, in dem dritten die von Herder, Goethe und Schiller. Er hat das in der jüngsten Zeit aus reichen Quellen emporgeförderte Material auf das gewissenhafteste benutzt und auf das geschickteste bearbeitet und so ein Werk geliefert, das dem gelehrten Forscher durch seine Gründlichkeit werth ist und dem Gebildeten und nach Bildung Strebenden sich durch seine verständliche, angenehme Darstellung empfiehlt. Es haben alle kritischen Blätter einmüthig auf das vortheilhafteste darüber ihre Stimme abgegeben, und wir können, verspätet mit unserer Beurtheilung, kaum etwas anderes thun als unsere geringe Stimme den andern anschließen und dahin uns aussprechen, daß die Geschichte unserer National-Literatur durch dieses Werk auf eine höchst anerkennenswerthe Weise bereichert worden ist. Fr. R.

— * Hannibals Tod. Ein Gedicht von P. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann. — Hannibal als Held eines erzählenden Gedichtes? In Tragödien ist er uns wohl gelegentlich entgegen getreten und hat seine Wirkung nicht verfehlt, auf dem epischen Gebiete aber sind wir ihm bis jetzt noch nicht begegnet. Wo es indeß auch sei, er soll uns willkommen sein, wenn er nur in der Kraft und Würde erscheint, die dem großen Feldherrn eigen waren. Und deren entbehrt er in der That in dem vorliegenden Werke nicht. Es ist, wie das schon der Titel des Gedichtes sagt, nicht Hannibal, der in voller Geisteskraft an der Spitze seiner Schaaren den Römern Niederlagen über Niederlagen beibringt, nicht Hannibal, der später, als Staatsmann ebenso groß sich zeigend, das gesunkene Karthago rasch wieder zur Blüthe emporfördert, es ist der Greis, der flüchtig von Land zu Land irrt und eine Stätte sucht, wo er ruhig sterben könne. Aber seinen Haß gegen Rom hat er, dem geschwornen Eide treu, bewahrt, er ist voll von den Erinnerungen der vergangenen Zeit und wirft auch wohl bisweilen den düstern Blick in die Zukunft, welche ihm den Untergang seines Vaterlandes zeigt mit dem einzigen Troste, daß es ehrenvoll falle. Die Fabel des Gedichtes ist einfach. Hannibal erscheint am Hofe des Prusias von Bithynien und findet eine gastliche Aufnahme, aber nur für eine kurze Zeit gelingt es ihm, den König auf den Pfad der Ehre zu bringen; die Buhlerin Timandra hat ihn bald wieder in ihre Netze verstrickt, und als der Consular Flamininus erscheint, der, ein ächter Römer seiner Zeit, die schmachvolle Sendung zu übernehmen sich nicht geschämt hat, da giebt er ihn, seinen früher ausgesprochenen kühnen Worten ungetreu, dem Hasse Roms preis, dem sich der Karthager durch einen freiwilligen Tod entzieht. Die Charaktere im Gedichte, der felsenfeste, düstre Hannibal, mit seinem Gegensatze, dem schwachen, weichlichen Prusias, die Hetäre Timandra, der Römer Flamininus und der thracische Krieger am Schluß, sind nach unsrer Meinung gut gehalten, und der Gang der Handlung, einige zu gedehnte und matte Stellen abgerechnet, fesselt uns; nur das eingeflochtene lyrische Stück, den karthagischen Kriegsgesang, auf das doch ein gewisses Gewicht gelegt zu sein scheint, können wir nicht loben; wie uns dünkt, ist der Schwung, den es nehmen soll, nicht darin, und die anapästischen Maße sind mißrathen. Sonst ist grade auf die Form im ganzen Gedichte eine große Sorgfalt verwendet, und die Verse fließen, hier und da eine Kleinigkeit ausgenommen, leicht und anmuthig hin, ohne dabei der Kraft zu entbehren. Die äußere Ausstattung des Buches ist ungemein zierlich, wir möchten sagen, fast zu zierlich für den ernsten karthagischen Helden. Fr. R.

— △ Album des literarischen Vereins in Bern. Ein schon vor mehreren Jahren gebildeter Verein literarischer Kräfte, welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, ein tieferes Verständniß der Kunst und Poesie als Mittel und Spiegel nationaler Bildung in seiner Mitte anzubahnen und Theilnahme an geistigen Bestrebungen in weitere Kreise zu tragen, tritt hier zum ersten Male aus seiner stillen Verborgenheit an die Oeffentlichkeit. Zunächst angeregt wurde er dazu durch die hohe und allgemeine Begeisterung, welche im vorigen Winter das schweizerische Volk erfüllte, als eine Gefahr von außen es bedrohte. Es ist begreiflich, daß der Aufschwung eines ganzen Volkes auch an dem Manne der Feder, mag er nun Geschichtsforscher, Lehrer oder Gelehrter sein, nicht spurlos vorübergeht; es ist natürlich, daß edle, in solchen Zeiten geweckte Gefühle nach poetischem Ausdrucke ringen. So ist vorliegendes Buch entstanden; von den vielen Beiträgen, ungleich an Werth und Interesse, nennen wir hier, des beschränkten Raumes wegen, nur einige Novellen von L. Eckardt, „über Goethes Wilhelm Tell“ von Düntzer, „Calvin's Ankunft in Genf“ von Fröhlich, kritische Stimmen von Varnhagen von Ense, die „Ansichten der Völker von der Saale“ von Wuttke, „den geistigen Zustand eines noch nicht unterrichteten Taubstummen“ von Schöttle und endlich Mehreres von dem leider verstorbenen Reichard. Der aufmerksame Leser wird unter dem übrigen Inhalt, den Sagen, Gedichten, Biographieen, Novellen und Naturschilderungen noch manches Interessante und Werthvolle finden; es ist diesem ohne Prätension und ohne Goldschnitt in die Welt tretenden Album (aus dem Verlag von H. Blom in Bern) ein um so größerer Absatz zu wünschen, als der Ertrag desselben für eine Blinden- und Mädchentaubstummenanstalt bestimmt ist. — Schließlich noch die Notiz, daß obengenannter Verein, welcher mit dem literarischen Verein in Nürnberg, dem Schillerverein in Leipzig und dem Künstlerverein in Bremen ähnliche Zwecke zu verfolgen scheint, vom nächsten Jahre an eine eigene Monatsschrift unter dem Titel „Die Schweiz“ (bei Brodtmann in Schaffhausen) herausgeben wird, über deren Tendenz derselbe sich in der Vorrede dieses Albums des weiteren ausspricht, und als deren Aufgabe wir hier nur andeuten wollen, daß ihr Land als ein in Kunst, Literatur, Sprache, Biographie und Kulturgeschichte noch unerschöpfter Born dem heimischen Volke zum Bewußtsein, dem deutschen zur Kenntniß gebracht werden soll; ein Unternehmen, welchem wir nur den besten Erfolg wünschen können.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1858 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1857.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Delzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Fünfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 52. **Bremen, 27. December.** 1857.

Inhalts-Anzeige:

* Kunst und Künstler in Berlin*).

Von E. Linden.

Eduard Hildebrandt.

Wenn in den vornehmen kunstliebenden oder Kunstliebe affectirenden Kreisen von G. Richter die Rede ist, so ist der nächstfolgende Gegenstand der Unterhaltung gewiß Eduard Hildebrandt; ebenso ist es als eine große Ausnahme zu betrachten, wenn in der Gesellschaft der Eine ohne den Andern angetroffen wird. Hildebrandts Ruf entstand ein Jahr früher als der von Richter, und zwar zunächst durch eine zahlreiche, mehrere Säle des Racinsky'schen Palais füllende Sammlung von Aquarellen, die künstlerischen Früchte einer mehrjährigen Reise durch Südamerika. Doch dieser Ruf war noch nicht der eigentliche, ein Jahr später mit unerhörtem Geräusch und gleicher Schnelligkeit sich verbreitende. Die Aquarellen zeigten zwar eine bis dahin bei einem deutschen Künstler noch nicht erlebte Virtuosität, dabei aber einen ziemlichen Grad von Solidität und namentlich keine Spur von Extravaganz. Anders die ein Jahr später auf der großen akademischen Ausstellung erscheinenden Oelgemälde, ebenfalls Landschaften und Seestücke der amerikanischen Tropengegenden und Madeira's vorstellend. Wer die Farbengluth des Südens nie kennen gelernt hat, schreit leicht über Unnatur und Uebertreibung in Naturdarstellungen dieser Gegenden; aber selbst Vielen, die den Süden kennen gelernt hatten, schienen diese Gluthеffecte doch über die Grenze des Möglichen hinauszugehen; es bildeten sich Parteien für und gegen den Künstler, deren Streit sehr lebhaft geführt wurde. Allein unter der Menge der ausgestellten Bilder, (es waren deren acht bis zehn), waren doch mehrere, bei denen, sei es in Folge des glücklichen Wurfes im Allgemeinen, sei es vermöge der sorgfältigeren Abwägung der Einzelheiten gegen einander, nach wiederholtem Hinsehen der Eindruck der Unmöglichkeit vollständig verschwand und höchstens der Gedanke blieb, daß hier die alleräußerste Spitze des Effects in der Malerei erreicht sei, und daß ein Schritt weiter zur Carricatur führe. Nach dem Blendenden in der Wirkung seiner Bilder war es zuerst die wunderbare Schnelligkeit der Production und gleicherweise die Vielseitigkeit des Talents bei Hildebrandt, was in Erstaunen setzte. Diejenigen, die einen großen Theil der Wirkung seiner Bilder aus dem tropisch glühenden Charakter der Landschaft herleiten wollten und ihm mit mehr oder weniger Sicherheit die Fähigkeit, auch Gegenden aus andern Himmelsstrichen darzustellen, abstritten, waren nicht wenig überrascht und vollständig widerlegt, als nach und nach Schilderungen der verschiedensten Zonen und der verschiedensten Tages- und Jahreszeiten zum Vorscheine kamen. Aegyptische Wüste und Nilthal — italiänische Landschaft — Stürme auf dem Nordmeere — Winterlandschaften, aus den einfachsten Motiven geschaffen — Mondscheinlandschaft — norddeutsche Waldgegend und märkische Ebene — zuletzt norwegische Gebirgsscenerie, Hochalpenseen und Polargegenden im Nordscheine, — im Gebiete der Naturdarstellung giebt es keine Unmöglichkeit für Hildebrandt. Diese Viel- oder Allseitigkeit im Gegenständlichen blieb aber nicht vereinzelt, sondern zeigte sich fast in demselben Grade auch in der Behandlung und Charakterisirung des Vorwurfs. Dicht neben dem wie mit einem Reisbesen auf die Leinwand getragenen Farbengewühl einer Sturmfluth des nördlichen Meeres sieht man eine mit höchster Delikatesse behandelte und von feinstem Gefühle durchdrungene Winterlandschaft, mit einer winterlichen Klarheit der Luft und einer Spiegelfläche des Eises, wie sie in größerer Annäherung an Wahrheit nicht für möglich gehalten werden kann. Ferner bewies ein Bildchen, die Perle einer späteren Ausstellung: „Ein Blick auf Venedig im Mondscheine“, daß auch romantisch duftige Poesie aus dem Pinsel Hildebrandts hervorgehen kann.

Ist es diese übergroße Ausdehnung des Genies in die Breite, welcher sich in letzter Instanz der Glaube an die Tiefe desselben, trotz so manchen Gegenbeweises, entgegensetzt, oder ist es die modern elegante und ein wenig affectirte persönliche Erscheinung des Malers? Immer drängt sich aus dem Hintergrunde der Gedankenwerkstatt ein leichter Schatten des Wortes „Charlatan“ hervor.

Hildebrandt ist ein Paar Jahre jünger als Richter und lebt, wie schon gesagt, in denselben gesellschaftlichen Verhältnissen wie Jener, ohne jedoch in demselben Grade dem Lebensgenusse zu huldigen. Einzelne, manchmal kostspielige Liebhabereien, wie zum Beispiel die glänzende Dekorirung seiner Wohnung und seines Ateliers, bilden mehr den nichtkünstlerischen Theil seiner Neigungen. Eine große Reiselust hat ihn, trotz seiner schon gemachten weiten Ausflüge, noch nicht verlassen, wie er denn auch in diesem Augenblicke sich mit dem Gedanken an eine Reise um die Erde lebhaft beschäftigt. In seinem Umgange mit Kunstgenossen ist das Bestreben sichtbar, jeden Schein von Eitelkeit auf seine Erfolge zu vermeiden, namentlich verbittet er sich stets die Anrede mit seinem Professortitel, die allerdings bei seinem Alter und dem entsprechenden Aeußeren etwas Sonderbares hat. Sein Umgangskreis mag sich mit diesem Bestreben genügen und die Fälle, wo er nicht ganz glücklich darin ist, passiren lassen. Gegen die Modevergötterung der hauptstädtischen beau monde besitzt Berlin ein vortreffliches Gegengewicht in seiner bekannten scharfen Satire, die denn auch nicht unterlassen hat, den allzuverwegenen Farbenheros unter dem Namen Bilderbrand vor ihr kritisches Forum zu ziehen.

Julius Schrader.

Noch ein Colorist, und als solcher sich stark der französischen Schule sich zuneigend, daneben jedoch nicht minder stark das deutsche Element des Empfindungslebens in seinen Werken ausprägend. Ohne daß Schrader der neuesten Modetendenz huldigte, nach welcher jede Action in einem Gemälde vom Uebel sei und jede Wirkung nur aus der Schönheit der Malerei hervorgehen dürfe, schien doch die Wahl

*) Vergl. Nr. 47 dieses Jahrgangs.

der Sujets in allen seinen Werken, die drei letzten ausgenommen, auf eine solche Tendenz schließen zu lassen, und die Lahmheit der Action neben großen Schönheiten in der Ausführung machte das Gefühl des Bedauerns rege über den Mißgriff in der Wahl des Vorwurfs. Weder Bildung noch Feinheit und Gedankenregsamkeit lassen sich in der Persönlichkeit des Künstlers vermissen; auch sprechen die Köpfe in seinen Bildern unwiderleglich für das Vorhandensein dieser Eigenschaften, und so kommt man wider Willen zu der Ueberzeugung, daß sein Talent wenig über die Darstellung von Charakterköpfen und demnächst von großen Repräsentations-Scenen hinausgehe, wogegen ihm die Kraft für das eigentliche historische Bild fehle. Während ein großes und figurenreiches Wandgemälde von ihm im neuen Museum, die Einweihung der Sophienkirche in Konstantinopel durch Konstantin den Großen, da es eben nur als Repräsentationsscene auftritt, ein ganz vortreffliches Werk ist, erschienen die Belagerung von Calais und der Tod Leonardo's da Vinci, mit dem Anspruche historischer Bilder auftretend, trotz einzelner höchst wirksamer Theile als verfehlt. Das Bild „Wallenstein und Seni" beanspruchte wohl Nichts weiter, als zwei historische Charakterköpfe vorzuführen, und da Nichts in dem Bilde dieser Voraussetzung entgegentrat, so war seine Wirkung eine vollkommene. Erst die Bilder „Karls I. Abschied von seinen Kindern", „Esther vor Assyrus erscheinend" und „Cromwell am Krankenbett seiner Tochter" zeigten einen Fortschritt des Künstlers in der Bedeutsamkeit der Composition, während in dem dazwischenfallenden „Milton, seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirend" der Kopf des Dichters das einzige Bedeutende in dem Bilde war. Wie die Zahl seiner großen Bilder beweist, ist Schrader trotz seiner Kränklichkeit sehr fleißig in der Ausübung seiner Kunst selbst; außerdem erstreckt sich aber seine Thätigkeit noch auf den Unterricht in der Malerei, und zwar an Damen. Bei dem zunehmenden Interesse der höheren Stände für die Kunst ist es gekommen, daß eine Menge von Töchtern aus diesen Ständen sich, mit mehr oder minder großem Erfolge, der praktischen Ausübung der Künste, namentlich der Malerei zuwenden, in vielen Fällen nicht ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, einmal genöthigt zu sein, sich eine Lebens- und Erwerbsthätigkeit schaffen zu müssen. Schon jetzt zeigen die Ausstellungen eine nicht unbedeutende Anzahl von Werken weiblicher Hand, unter welchen sich die von Schrader'schen Schülerinnen sehr vortheilhaft auszeichnen.

W. von Kaulbach.

In der Ueberschrift meiner Skizzen konnte nicht die Absicht liegen, nur in Berlin geborne oder hier gebildete Kunstgrößen vorzuführen, wie Sie bei Rauch und Cornelius haben bemerken können; Letzterer verlebte nur den kleineren Theil seines Lebens und Schaffens in Berlin, aber Beide hatten doch, nachdem sie einmal hier ihren Wirkungskreis gefunden hatten, ihre bleibende Wohnstätte hier aufgeschlagen. Nicht so Kaulbach. Bekanntlich wurde er, gleich Cornelius, aus München hierherberufen, um das Treppenhaus des neuen Museums mit einer Reihe von großartigen Wandgemälden auszuschmücken. Es ist nun fast ein Decennium, daß ihn diese Arbeiten, und fast ausschließlich, beschäftigen; trotzdem, könnte man sagen, wohnt er nur den größeren Theil des Jahres in Berlin, während München sein eigentlicher Wohnort geblieben ist, zu welchem er so oft zurückkehrt, als es seine Beschäftigung erlaubt. Die nächste und gewiß schon für sich allein genügende Erklärung dieses Fremdbleibens liegt wohl in dem Umstande, daß Kaulbach Besitzungen in Bayern hat, die hinundwieder seine Anwesenheit nöthig machen, und die er jedenfalls mit der Absicht des dauernden Besitzes und Genusses erworben und eingerichtet hat. Aber auch ohne diesen Umstand denke ich mir, daß sich Kaulbach in Berlin nicht auf die Dauer behaglich fühlen könnte. Das Münchner Kunst- und Künstlertreiben ist so wesentlich verschieden von dem Berliner, daß der von dem einen recht Eingenommene sich nicht leicht dem andern fügen können und wollen wird. Süd- und norddeutsches Naturell sind in beiden Städten zu scharf ausgeprägt, als daß sie nicht jeden Augenblick aneinander gerathen sollten, und ebenso verschieden gestaltet sich der Künstler in beiden Städten die gesellschaftliche Stellung seines Lebens. Der Münchner Künstler steckt sich nie oder nur in den äußersten Fällen in den Frack und betrachtet den Salon als ein der Kunst feindliches Gebiet; dem Berliner Künstler (obwohl er manchen Abend bei Bier oder Wein zubringt) sagt das eigentliche und richtige Kneipen, wie es nur in München blüht, ganz und gar nicht zu. Noch wäre es wohl keine allzugewagte Annahme, daß die Bewunderung, die Kaulbach in Berlin gefunden hat, ihm nicht unbedingt genug erschienen ist, insofern, abgesehen von der Gesammtheit seines Genies, die innere Tendenz seines Strebens, (auf die ich noch zurückkomme), mehr Widerspruch als Zustimmung erregt. München ist der Ort, an welchem ein in Ruf stehender Künstler verwöhnt werden kann. Steht die dortige Kritik und Journalistik auf zu befreundetem Fuße mit den Künstlern, oder ist die bayerische Kunstästhetik eine lokale und von der anderer Gegenden ganz verschiedene — genug, Alles, was vermittels der Presse über die dortigen Kunstschöpfungen über Deutschland verbreitet wurde, (und dessen ist über die Maßen viel), athmet nur Anerkennung, Lob und Bewunderung. Verleitet durch diese papierne Verherrlichung, war ich nicht wenig erstaunt, als ich, mit eigenen Augen sehend, nichts weiter finden konnte, als daß unter der allerdings erstaunlichen Menge der in München entstandenen und entstehenden Kunstwerke doch ebenso viel Mittelmäßiges, höchstens durch Größe und Masse Imponirendes, und ebenso viel Schlechtes mit unterlief als an andern Orten, und daß wirklich Großes und Schönes ebenso wie anderswo nur hinundwieder zum Vorschein kam.

Kaulbach ist ein eminenter Zeichner — weder zu seinen Gestalten noch Gewändern stellt er sich Modell — dabei in nicht gewöhnlichem Grade Colorist und entwickelt in seinen Werken einen seltenen Reichthum von Ideen; aber grade nach dieser letzteren Seite hin liegt der angreifbare Theil seiner Größe. Die einfache Darstellung der der Geschichte, Mythe oder Dichtung entnommenen Begebenheit, wie sie sich die Phantasie verkörpert und der Sinn für künstlerische Schönheit und Nothwendigkeit zurechtlegt, genügt Kaulbach nicht; er malt nicht die Begebenheit, sondern die über der Begebenheit schwebende Abstraction. Indem er so über die Grenzen der Malerei hinaus auf das ausschließliche Gebiet der Philosophie und Dichtkunst hinüberschweift, erweist sich die Begebenheit allein als unzulänglich für seinen Zweck; er ist gezwungen, zur Allegorie zu greifen, für die einzelnen Ideen einzelne Figuren und Gruppen hinzustellen und mit denselben den Erdraum — und da dieser nicht ausreicht — auch den Luftraum anzufüllen. So entsteht ein in einen Rahmen eingefaßter Kreis von Episoden, die unmöglich eine Einheit, ein Bild darstellen können, sondern höchstens eine Anzahl von Bildern, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers zersplittern und auf eine Menge von Dingen hinleiten, die mit dem Bilde nichts zu thun haben. Betrachten wir eins von den sechs Hauptgemälden im Treppenhause des Museums, den babylonischen Thurmbau, so stellt die Composition desselben folgende sieben ziemlich scharf von einander gesonderte Bilder hin. Ganz oben in den Wolken ist (Nr. 1) die Gestalt Gottes sichtbar, durch dessen Rathschluß die Begebenheit erfolgt. Unter ihm, ebenfalls noch in der Luft schwebend, erscheinen (2) die Racheengel, welche das Verderben auf das vermessene Werk der Menschen herabschleudern. An den oberen Stufen des Thurmes sitzt (3) der Beherrscher der Menge und schaut wüthend auf die Zerstörung um und unter sich, auf die gestürzten Götzenbilder, unter denen seine Söhne und Töchter erschlagen liegen. Rechts von ihm arbeiten die Sklaven noch emsig fort an dem Werke, links ziehen die Völker schon von dannen und theilen sich nach dem Vordergrunde zu in die drei Hauptstämme. (Sie bemerken, daß hier Kaulbach auf die naive Weise der Maler des 14. und 15. Jahrhunderts geräth, welche mehrere zeitlich verschiedene Episoden einer Begebenheit in einem

und demselben Bilde darstellen). Diese Völkerstämme bilden im Vordergrunde die folgenden drei Bilder, während das letzte (7) den Baumeister vorstellt, wie er von den Bauleuten gesteinigt wird; die Allegorie von dem Fatalismus der Geschichte.

In ganz gleicher Weise zertheilen sich die übrigen bis jetzt vollendeten Gemälde, Homer und die Griechen, (eine Zusammenstellung der hervorragendsten Gestalten aus allen Zeiten des entwickelten Hellenenthums), und die Zerstörung Jerusalems durch die Römer. Wenn in dem Bilde »Homer und die Griechen« die Kälte der Reflexion am empfindlichsten berührt, (die Ausführung selbst ist weit weniger gelungen als die der übrigen Gemälde), so ergab die Composition des dritten, der Hunnenschlacht, in welcher der Stoff grade in der Eigenthümlichkeit Kaulbachs die richtige Behandlung fand, ein vollständig befriedigendes Ganzes. Es handelt sich hier weniger um die Darstellung einer geschichtlichen Begebenheit, (eine Hunnenschlacht vor den Thoren Roms ist nie geschlagen worden), als einer Art von Traumphantasie, nach welcher die Geister der in der Schlacht gefallenen Krieger, in den Luftgefilden schwebend, den Kampf von Neuem beginnen. Auch im Colorit macht dieses Bild unter allen den harmonischesten Eindruck und beweist, ebenso wie die vier wunderschönen allegorischen Gestalten der Malerei, Skulptur, der heiligen und profanen Baukunst, daß der Künstler immer am glücklichsten ist in der seiner inneren Natur am meisten zusagenden Aufgabe.

Kaulbach ist, wie Rauch, aus Waldeck gebürtig. Als Schüler von Cornelius ging er mit diesem von Düsseldorf nach München, wo er im neuen Königsbau die Säle von Goethe und Klopstock ausmalte und mit diesen selbständigen Werken seinen Ruhm begründete.

Die meisten deutschen Künstler, sie mögen noch so berühmt sein, sind gemüthlich genug, sich bei ihren Werken nur die Arbeit selbst bezahlen zu lassen. Kaulbach, und zum Theil auch Cornelius, bringen auch ihren Namen stark in Rechnung. Von Jenem sah ich eine kleine Handzeichnung, »Josef und Maria auf der Flucht nach Aegypten«, eine Arbeit von vielleicht kaum zwei Tagen, für die er von einem russischen Grafen Suchanoff, der durchaus Etwas von seiner Hand haben wollte, 400 Thaler forderte und bekam.

Ludwig Wichmann.

Verschieden fallen die Loose der Menschen und — Künstler. L. Wichmann war Jugend- und Studiengenosse Rauchs, jedoch von der Natur mit ungleich größerer Begabung für seine Kunst ausgestattet, war wie Jener so weit vom Glücke begünstigt, daß er ungestört seinen Studien (unter Schadow) obliegen und nach Vollendung derselben seinem Talente durch Reisen eine höhere Reife geben konnte. Rauch fielen die Aufträge zu Monumenten von Königen und Feldherren zu, und indem er seinen Namen zu Füßen seiner Standbilder eingrub, gesellte er seinen Ruhm zu dem der großen Männer, mit deren Namen der seine von Mund zu Mund ging; Wichmanns Schöpfungen im Gebiete des rein-Schönen und namentlich des zart-Schönen und der Charakterdarstellung in Porträtbüsten verblieben dem engeren Kreise der Kunstkenner und Kunstliebhaber und fanden Platz in Privaträumen, in den Sälen der Universitäten und Akademieen. Erst in späten Jahren wurde ihm Gelegenheit, durch zwei Monumentalschöpfungen sich auch äußerlich seinem vom Glücke mehr begünstigten Jugendgenossen an die Seite zu stellen.

Beide Denkmale stellen in verschiedener Kleidung und Situation den Schöpfer der Kunstwissenschaft, unsern großen Winckelmann, vor. Die eine derselben ist bestimmt, in Bronceguß im Geburtsorte des Gelehrten, Stendal, aufgestellt zu werden, die zweite, in Marmor ausgeführt, soll die Säulenhalle des älteren Berliner Museums schmücken. Wer in das Einzelgetriebe der Kunstwelt eingeweiht ist und z. B. die Zufälligkeiten und Besonderheiten kennt, von denen es oft abhängt, ob dieser oder jener Auftrag diesem oder jenem Künstler zufällt, muß es immer noch wunderbar genug finden, wie trotz jener Aeußerlichkeiten die Aufträge eines Meisters in ihrem Ganzen doch einen inneren Zusammenhang aufweisen. Abgesehen von seinen sonstigen Werken, war Wichmann ganz besonders bedeutend in Porträtbüsten; die Menge derselben zählt nach Hunderten, und wenn diese Porträts auch im Allgemeinen Persönlichkeiten aller höheren Lebenskreise angehören, so zeigt uns doch die übergroße Mehrzahl derselben die Züge von Männern des Gedankens, von Staatsmännern, Aerzten, Dichtern, Künstlern und Künstlerinnen, Gelehrten u. s. w. Rings an den Wänden des Wichmann'schen Ateliers stehen noch die Gypsmodelle dieser Büsten, nach denen die Ausführung in Marmor und Bronce geschah. Hegel, Fichte, Altenstein, von Witzleben (Kriegsminister), Prinz Ferdinand, Theodor Körner, Stein, Hardenberg, Maaßen (Gründer des Zollvereins), Ancillon, Haym, Krukenberg, Rust, Jüngken, Schönlein, von Buch, Linck, Fürst Radziwil, Rungenhagen, Devrient, Wolf, Frau Crelinger, Charlotte von Hagn, Mlle. Rachel — daß ist nur ein Theil der Namen von jenen Porträts, der mir augenblicklich im Gedächtnisse ist. So war es denn auch die Statue eines der größten Gelehrten seiner Zeit, mit welcher Wichmann den Haupttheil seiner langen künstlerischen Laufbahn abschließen sollte.

Wenn angeborner Schönheitssinn ihn die Wichtigkeit der Antike für die Skulptur nicht verkennen ließ, so erhielt andrerseits sein Talent durch den Einfluß seines Meisters Schadow und später durch seine Studien in Paris unter Bosio und Lemeau eine fest ausgesprochene Richtung auf die Natur und das reale Leben und auf die Pflege der Charakteristik. In letzterer Beziehung sind vor allen andern die Büsten von Linck, von Buch und Schönlein zu nennen, aus denen Leben und Geist sprüht in einem Grade, wie er in der Skulptur kaum möglich erscheint. Unter seinen Kabinetfiguren gelangen ihm vorzugsweise jugendliche weibliche Gestalten, wie die der Gruppe: Amor und Psyche (im Marmorpalais bei Potsdam) und der Wasserschöpferin (im Besitze der Herzogin von Dino), die auf einer der Pariser Ausstellungen durch die große goldne Medaille als zu den besten Werken gehörend anerkannt wurde. Von einem andern größeren Werke, der Gruppe auf der Schloßbrücke, wird später die Rede sein.

Ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst hat sich Wichmann durch die Ausbildung von Schülern erworben. Seine gründliche, leicht überzeugende und dabei humane Art der Unterweisung zog fortwährend Schüler in seine Ateliers, und eine Menge der jüngeren Bildhauer Berlins und Preußens, darunter ganz vorzügliche, verdanken ihm ihre Ausbildung.

August Kiß.

Seit die Kunst eine Stätte in Preußen fand, genügte in der Regel ein Bildhauer, um die nationalen Berühmtheiten in Marmor, Bronce, (bisweilen auch nur Sandstein), der Nachwelt zu überantworten. Schlüter (unter dem ersten Könige von Preußen), Schadow, Rauch standen während der Zeit ihrer künstlerischen Thätigkeit (Rauch wenigstens bis zum Regierungsantritte des jetzigen Königs) als Alleinherrscher auf dem Gebiete der monumentalen Plastik. Die neuere Zeit mit ihrer besonderen Neigung, große Männer durch Monumente zu ehren, und dann überhaupt das unendlich gesteigerte Schaffen der neuesten Kunstepoche machten ein Abgehen von der früheren Praxis dringend nothwendig. Kiß ist einer der ältesten Schüler Rauchs, und sein erstes größeres Werk, die bekannte Amazonen-Gruppe auf der Treppenwange des Museums, deutete vorzugsweise auf eine Befähigung für monumentale Werke, namentlich für Reiterstatuen. Erwies sich auch, nachdem das Werk den engen Raum des Ateliers verlassen hatte, die Composition desselben als eine nicht ganz glückliche, insofern eine Totalwirkung der Contouren von keiner Seite her erreicht war, so lag doch in dem großartigen Wurfe des Ganzen, in der breiten und auf Massenwirkung berechneten Behandlung der Partien vollständig der Charakter des Monumentalen ausgeprägt.

Es war damals (Ende der dreißiger Jahre) noch kein geringes Wagestück, ein Werk in diesen Dimensionen ohne ausdrücklichen Auftrag auszuführen; wirklich war der König (Friedrich Wilhelm III.) nicht zu bewegen, durch die Bestellung des Werkes (das vorläufig noch als Modell in Gyps dastand) in Bronce die Möglichkeit einer öffentlichen Aufstellung desselben zu geben, obwohl die beiden Treppenwangen des Museums, für die der Erbauer Schinkel zwei solcher Gruppen projectirt hatte, noch immer leer standen, und obgleich Kiß bei der Conception der Gruppe einen jener Plätze im Auge gehabt hatte. Erst durch Beiträge des kunstsinnigen Kronprinzen und reicher Privatmänner kam die Ausführung in Bronce zustande. Seitdem haben fast ausschließlich Werke von den größten Dimensionen Kiß's Thätigkeit in Anspruch genommen: die Reiterstatue Friedrichs des Großen für Breslau, die Friedrich Wilhelms III. für Königsberg, das einfache Standbild desselben Fürsten für Potsdam, das gleiche des Herzogs Leopold von Dessau für Dessau, die kolossalen Statuen auf dem neuen Börsengebäude in Hamburg, St. Georg den Drachen tödtend zu Pferde, St. Michael ebenfalls im Kampfe mit dem Drachen. In allen diesen Werken sieht man mehr und mehr die Fehler seines ersten epochemachenden sich vermindern, dagegen aber auch die sorgsame Ausführung und das liebevolle Studium der Natur, das in jenem Werke sowohl an der weiblichen Gestalt als an dem Pferde sichtbar war, zurücktreten. Für Großheit und sorgsam berechnete Massenwirkung giebt der Künstler nicht selten Unfertigkeit und Sorglosigkeit.

Wenn Neigung und Anlage Kiß von vornherein mehr für decorative Wirkungen einnahmen, als für die Erfolge im Genre der Detail-Studium und Gefühlsfeinheit beanspruchenden Kabinetsstatue, so hat ihn die langjährige Beschäftigung mit Werken in kolossalem Maßstabe der Thätigkeit im idealen Genre ganz entfremdet, so daß von ihm Erfolge auf diesem Gebiete kaum noch zu erwarten wären, wenn er einmal Muße für solche Aufgaben gewänne: ein Fall, der jedoch bei den zahlreichen Aufträgen, die der Ausführung noch harren, nicht leicht eintreffen wird.

Kiß ist ein Schlesier von Geburt und stammt von armen Eltern ab. Durch die Protection Beuths erhielt er, nachdem er einige Fortschritte in Rauch's Atelier gemacht hatte, die Lehrerstelle in der Modellirklasse des Gewerbe-Instituts, dessen Gründer und Vorsteher Beuth war. Derselbe Gönner verwendete auch seinen bedeutenden Einfluß auf das Zustandekommen des Broncegusses der Amazonen-Gruppe, zu welcher er dem Künstler die erste Anregung gegeben hatte. Nach dem vor zwei Jahren erfolgten Tode Beuths erhielt Kiß den Auftrag, die Statue desselben in Bronce auszuführen; in diesem Augenblicke ist er mit diesem Werke beschäftigt, während einem andern Bildhauer, dem Professor Drake, die Bestellung des mit Reliefs geschmückten Postamentes dazu zufiel.

Friedrich Drake.

Nicht leicht war wohl Jemand in Berlin, ohne daß ihm als eine der ersten Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt das Monument des verstorbenen Königs im Thiergarten gerühmt worden wäre. Es hat sich selten ein plastisches Werk einer solchen Popularität zu erfreuen, als das Relief, das sich um das Postament zieht, auf welchem die Statue des Königs, (die weniger Bedeutendes und Anziehendes darbietet), steht. In dem Relief stellte sich der Künstler die Aufgabe, im Allgemeinen die Beziehungen des Menschen zur Waldnatur, im Besonderen die Freuden darzustellen, deren Genuß der verstorbene König durch Verschönerung des Thiergartens den Bewohnern der Hauptstadt geschaffen hatte. Der Greis unter dem mit Früchten beladenen Baume ruhend und sich an den Freuden der ihn umgebenden Familie labend, — die Mutter mit dem Kinde auf dem Arme und einem andern zur Seite, Schwäne anlockend und ihnen von den Kindern Futter reichen lassend — der Bruder, welcher der Schwester ein Nest voll junger Vögel zeigt — eine am Tanze sich ergötzende Kindergruppe und zuletzt ein schönes, jugendliches Weib, die Nymphe des Waldes vorstellend — das sind die Gestalten, die in reizendem und zwanglosen Nebeneinander den Kranz bilden, der sich um die Postamentsäule zieht. Entsprechend der der Lebenswirklichkeit entnommenen Handlung hat Drake für seine Figuren eine Gewandung gewählt, welche im Allgemeinen den Eindruck der unter uns üblichen Bekleidungsweise macht und dabei doch vollständig den idealen Anforderungen der Plastik Genüge thut.

Ueber der plastischen Darstellung des verstorbenen Königs waltet ein eignes Schicksal; alle ohne Ausnahme sind sie steif und unglücklich ausgefallen. Ein Theil des Mißgeschicks mag wohl in der einfachen, für die Statue gar nicht geeigneten Persönlichkeit jenes Fürsten liegen. Noch weniger gelungen als die vorhin erwähnte Statue des Königs — oder streng genommen ganz mißlungen — ist dem Künstler die in Stettin auf dem Paradeplatze aufgestellte desselben Fürsten. In sklavisch copirter Generals-Uniform, steif und mit Armbewegungen, aus denen unverkennbar die Verlegenheit des Künstlers spricht, behangen mit einem ohne Ueberlegung und Geschmack geworfenen Mantel, steht die Gestalt auf ihrem Postamente. Dagegen gehört wieder die Gruppe auf der Schloßbrücke von Drake zu den besten jener acht Werke.

Außer mit dem Postamente zu der schon erwähnten Statue Beuths ist Drake jetzt mit einem Monumente beschäftigt, das die Fürstin Putbus ihrem verstorbenen Gemahle im Parke von Putbus auf Rügen errichten läßt. Gleicherweise wie Kiß hat sich Drake aus kümmerlichen Verhältnissen — er war Drechslergeselle — emporgearbeitet.

Drake's und Kiß's Beispiel zeigen recht deutlich, von wie geringem Belang der Einfluß des Meisters auf den inneren Kern des Talentes seiner Schüler ist, sobald dasselbe nur von einiger Bedeutung ist. Beide Künstler sind ziemlich in demselben Alter, Mitte der Fünfziger, und studirten beide zu gleicher Zeit in Rauch's Atelier. In Drake's Werken ist nur wenig, in denen von Kiß nichts von den Eigenthümlichkeiten ihres Meisters sichtbar, und Beider Talent ist wieder unendlich verschiedener Art. Während Kiß seine erste Anerkennung in der kolossalen Amazonen-Gruppe fand, waren es bei Drake fein empfundene und graziös ausgeführte Statuetten und kleinere Kabinetstücke, welche zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, während das beschriebene Basrelief, ganz dem graziösen Genre angehörend, den Glanzpunkt seiner künstlerischen Laufbahn bezeichnet.

---

* Bérangers letzte Gesänge.

Von Adolf Laun.

Den in der letzten Nummer mitgetheilten drei Gedichten lassen wir heute noch drei andere folgen, von denen das letzte als Probe der eigentlich politischen Lieder dienen möge. Das Chanson „Die Trommler" gehört zu den pikantesten und ist das beste der Sammlung.

Meine Blumen.

(1847—51.)

Bescheid'ne Knospen, eilet zu erblühen,
Schon alt, säh' ich die Blume gern enthüllt,
Wenn ihre Pracht begrüßt Auroras Glühen,
Und wenn ihr Duft die stille Nacht erfüllt.

Schon morgen seh' ich Euch vielleicht nicht wieder,
Von Klippen ist dem Greis das Meer umringt,
Vielleicht strahlt auf mein Grab die Sonne nieder,
Die freundlich lächelnd Euch in's Leben winkt.

Schon naht die Cholera in schwülen Lüften
Zur Rache für das Joch, das Indien beugt.
Erblüht, damit vermischt mit Eu'ren Düften
Das Gift ich athme, das ihr Hauch erzeugt.

Kanonen donnern durch der Hauptstadt Gassen,
Zum Himmel steigt ein wilder Schrei empor;
Will selbst dies Thal der Bürgerkrieg erfassen,
Keimt unter seinem blut'gen Fuß hervor.

Ihr Blumen kennet auch der Angst Erbeben,
Euch droht der Wurm, Frost, Wind und Sonnenglühn;
Ich, dem in eitler Hoffnung schwand das Leben,
Sah, ach, wie viele Knospen nicht erblühn!

O zweifelt nicht, daß meine Hand euch schone,
Sie ist zu alt, beut keiner mehr den Strauß,
Von Euch will meine Stirn nicht mehr die Krone,
Wie ein entthronter König zieh' ich aus.

Müd' aller Theorie, des Streits mit Thoren,
Des Spähns, wieviel die Sonne Flecken hat,
Warum hab' ich nicht längst bei Euch erkoren
Im duft'gen Grün die letzte Ruhestatt?

Schlägt aber hier für mich die Todesstunde,
Dann hüllt mich duftend in Erinn'rung ein
Und laßt aus Eu'rem stillberedten Munde
Das letzte Wort ein Wort von Liebe sein. —

Bescheidne Knospen, eilet zu erblühen,
Schon alt, säh' ich die Blume gern enthüllt,
Wenn ihre Pracht begrüßt Auroras Glühen,
Und wenn ihr Duft die stille Nacht erfüllt.

Der Schwager Postillon.

An meinem Geburtstage 1842.

(1840—42.)

Nur kurz auf dieser Erde währet
Der Weg, die Reise geht nicht weit,
Der Schwager, der die Kutsche führet,
Ich kenn' ihn wohl, es ist die Zeit.
Sei es ein Karrn, sei es ein Gallawagen,
Ihm ist es einerlei beim tollen Jagen.
Halt, alter Schwager, halt doch ein,
Hier ist ein Wirthshaus, bring uns Wein!

Doch er ist taub, er will nicht hören,
Er peitscht und knallt mit kecker Hand,
Er lacht, wie sehr wir ihn beschwören
Und wirft uns endlich in den Sand;
Ich fürchte sehr, mit uns'rem Erdenballe
Kommt er auch einst noch jämmerlich zu falle.
Halt, alter Schwager, halt doch ein,
Hier ist ein Wirthshaus, bring uns Wein?

Es werfen in des Weges Enge
Die Thoren uns gar manchen Stein,
Wir weichen aus, doch ihre Menge
Kann morgen noch viel größer sein;
Wer ahnt denn je des nächsten Tags Beschwerden?
Ich kann ein Pair, ein Podagrist noch werden.
Halt, alter Schwager, halt doch ein,
Hier ist ein Wirthshaus, bring uns Wein!

Wir wünschen oft in trüben Tagen,
Daß unser Weg zu Ende sei;
Dann macht, bevor wir ganz verzagen,
Ein Nichts das Herz vom Drucke frei.
Ein Blümchen, eines Mäuschens lust'ges Springen,
Ein Lied kann neue Heiterkeit uns bringen.
Halt, alter Schwager, halt doch ein,
Hier ist ein Wirthshaus, bring uns Wein!

Nach dreiunddreißig Reisejahren
Halt' ich beim Posthaus heute an,
Der Schwager, der mich hat gefahren,
Führt er noch weiter das Gespann?
Ihr Freunde, abwärts geht es mit dem Alten,
Doch bis ihr kommt, laß ich die Pferde halten.
Halt, alter Schwager, halt doch ein,
Hier ist ein Wirthshaus, bring uns Wein!

Ja, dieses Tags woll'n wir uns freuen,
Den der Erinn'rung Rose ziert;
Laßt uns den Bund so fest erneuen,
Daß d'rob die Zeit den Sporn verliert.
Die Freude soll auf's Neu' das Fest verschönen,
D'rum, Freunde, laßt im Chor den Ruf ertönen:
Halt, alter Schwager, halt doch ein,
Hier ist ein Wirthshaus, bring uns Wein!

Die Trommler.

(1847—51.)

Ihr Trommler, die Ihr Wirbel schlaget,
Hört auf, Ihr störet meine Ruh;
Was Ihr von Politik mir saget,
Sagt meinem Geist durchaus nicht zu.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei,
Die Trommel-, Trommel-, Trommelei
Die armen Ohren mir entzwei?
Verdammte Trommel-Trommelei!

Wenn Euer dumpfes, dummes Klingen
Betrübend durch die Lüfte zieht,
Dann hebt die Muse ihre Schwingen,
Doch nur, damit sie von mir flieht.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei,
Die Trommel-, Trommel-, Trommelei
Die armen Ohren mir entzwei?
Verdammte Trommel-Trommelei!

Wenn sich zum Fest die Tafeln decken,
Wenn endlich Sorg' und Angst entflohn,
Dann schlägt's Apell, und bei dem Schrecken
Entschwinden Lust und Liederton.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei,
Die Trommel-, Trommel-, Trommelei,
Die armen Ohren mir entzwei?
Verdammte Trommel-Trommelei!

Ich sang des Volkes Bruderliebe,
Die Trommel schallt, der Traum ist fort,
Und schon hat das Parteigetriebe
Das Volk entflammt zum Brudermord. —
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei,
Die Trommel-, Trommel-, Trommelei
Die armen Ohren mir entzwei?
Verdammte Trommel-Trommelei!

Im Kaiserreich, für das sie warben,
Sah ich der Trommeln Wunderkraft,
Die Keime des Genies erstarben,
Und die Vernunft ward abgeschafft.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei, 2c. 2c.

Wen Gott verdammt zur Herrscherstelle,
Brächt' er sein Handwerk gern in Schwung,
So weiß er, wie viel Eselsfelle
Gehören zur Verdummerung.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei, 2c. 2c.

In Frankreich, wo ihr Geist im Steigen,
Durchsummt die Kirch' ihr dumpfer Ton,
Der Charlatan, die Kunst zu zeigen,
Und auch der Säugling trommelt schon.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei, 2c. 2c.

Sie schmeicheln selbst im Grabesschreine
Jedwedem Tropf mit Kreuz und Stern
Und trommeln, kommen sie vom Weine,
Jedwedem neuen Herrscher gern.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei, 2c. 2c.

Dir scheint vor allen Regimenten
Die Trommelherrschaft lieb zu sein,
D'rum setze, Volk, zum Präsidenten
Des Staats den Trommelhauptmann ein!
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei, 2c. 2c.

* Vom Scharfrichter.

Von Johannes Müller.

III.

Uns bleibt nun noch übrig, Einiges über die socialen Lebensverhältnisse des Scharfrichters vorzulegen. Ein alter Schriftsteller (gegen Ende des 15. Jahrhunderts), Thomas Garzon, äußert sich spottend: „Die Herrlichkeit des Henkers, welcher statt des Scepters das blutige Schwert in der Hand führt und dessen Thron der lichte Galgen ist, ward von den Römern also gehalten und geehrt, daß ihm nicht allein das römische Bürgerrecht verweigert, sondern er auch als ein Freiherr allein und außerhalb der Stadt an einem besonders ihm zugeeigneten und gefreiten Orte, wie es denn seiner Herrlichkeit wohl angestanden, wohnen müssen. So wird er auch in beiden Rechten, im weltlichen und geistlichen, für infam gehalten, und seine Magnificenz gleichsam wie ein wildes Thier von der Gemeinschaft anderer ehrlicher Leute abgesondert und gemeiniglich mit seiner Wohnung und ehrbarem Hausgesindlein in einen solchen Winkel versteckt, dahin die liebe Sonne auch nicht gern ihre Strahlen gelangen läßt.“ — Einen Grund für diese Absonderung haben wir bereits oben angedeutet: allein es war nicht die sanitätische Rücksicht allein, die den Scharfrichter entfernt von den übrigen menschlichen Wohnungen gemeiniglich einsam ansiedelte, es war auch der ethische Grund des Abscheus vor seiner Berührung, seiner Atmosphäre. Dieser Abscheu ist nach den Begriffen der Zeit unschwer zu erklären, und trotz aller jener Gesetze, welche den Verband zwischen ihm und der menschlichen Gesellschaft enger zu ziehen und zu festigen suchten, bestand in der Wirklichkeit des Lebens immer eine Kluft, die er in seinem Handwerke fast nie zu überschreiten vermochte. Döpler findet für diese Erscheinung einen sechsfachen Grund: die ursprüngliche Nichtsnutzigkeit derer, die ehedem das Amt übernommen, dann das ärgerliche und gottlose Leben derselben, ihre Grausamkeit in der Handthierung statt der Liebe zur Gerechtigkeit, auch ihr verwegenes Auftreten, fünftens „weil der gemeine Mann (sonderlich aber die sich nichts gutes bewußt sind) fürchtet, er möchte ihnen etwan auch unter die Hände kommen“, endlich die Abdeckerei oder Cavillerei, die sie gewöhnlich mit übernommen haben. Der stärkste Grund lag unstreitig einfach in ihrer Verrichtung: im Vergießen von Menschenblut; hieraus ein Geschäft, ja habsüchtiger Weise eine reichliche Quelle des Einkommens zu machen, empörte das Gefühl. Darauf deutet auch die alte Bamberger Halsgerichtsordnung vom Jahre 1507 hin, die durch das Fixiren der Scharfrichterbesoldung dem zu steuern und den Stand wegen seiner Nothwendigkeit für die Criminaljustiz in der Achtung der Mitmenschen zu heben versuchte. „Nachdem allen Nachrichtern, bemerkt sie, so ihre Belohnung in peinlichen Strafungen der Uebelthäter von jedem Stück ihres Werks insonderheit nehmen, das heilige Sacrament des Altars versagt wurde, nicht darum, daß solche Vollziehung der Gerechtigkeit und ernstlichen Strafe der Uebelthäter unrecht sei, sondern allein darum, daß sie um gemeldeter sonderlich erwarteter Belohnung willen einer bösen unordentlichen Begierde in Vergießung des Menschenblutes nachgeben, und damit dann unsern Nachrichtern zu verdammlichem Stand nicht Ursach gegeben werde, sondern ihr Handwerk (dessen zu gemeinem Nutzen nicht entrathen werden mag) mit gutem Gewissen (wo sie sich sonst recht darin halten wollen) treiben mögen. So ist denselben Nachrichtern ein gemeiner jährlicher Sold geordnet u. s. w.“ Nichtsdestoweniger haftete diese Infamie am Scharfrichter und seinen Angehörigen fest, mochte er nun auch seine Besoldung auf die eben angegebene Weise beziehen oder, wie manchmal geschah, seine Belohnung durch Sammeln auf der Richtstätte unter der Zuschauermenge, oder durch Rotirung aus dem gemeinen Frauenhause oder auf sonst eine Art sich verschaffen. Die allgemeine Verachtung blieb und äußerte sich gelegentlich auf eine für den Betheiligten selbst lebensgefährliche Weise, besonders wenn er seinen Dienst nicht mit der erforderlichen Geschicklichkeit versah und den armen Sünder bei der Hinrichtung dadurch peinigte. Die Chroniken liefern genug Fälle, wo dann die Wuth des ergrimmten Volkes sich nur mit der blutigen Mißhandlung des Verhaßten, sehr oft nur mit seinem Leben stillte. Als im Jahre 1501 zu Wien dem Scharfrichter der erste Streich an dem Verurtheilten (der einhandlose Mann genannt) mißglückte, ward er vom Volke, *weil er nicht recht gerichtet* *), erschlagen. Seine Leiche bestattete man an einem Kreuze bei den Weingärten der Wieden, da ihm das Sacrament des Altars versagt war. Aehnliches wäre fast dem Prager Scharfrichter im Jahre 1591 widerfahren; derselbe sollte fünf arme Sünder, zwei mit dem Schwerte und drei mit dem Strange, hinrichten. Als er nun mit jenen zweien, die er enthaupten sollte, „gar jämmerlich umgegangen, daß er billig das Steinigen wohl verdient“, wartete die Menge jedoch so lange, bis er auch die andern mit dem Strange hingerichtet hatte. Das merkte aber der Züchtiger und salvirte sich in den Galgen; von hieraus mußte er, um sich gegen die immer mehr andringende, Steine schleudernde Menge zu wehren, Feuer geben, wodurch einer getödtet, ein anderer verwundet ward. Darauf ward der Andrang noch hitziger, bis schließlich der Richter mit einigen Geharnischten den Züchtiger für ein ordentliches Gerichtsverfahren rettete. In Koburg fielen in den Jahren 1610 und 1619 ähnliche Scenen vor; beide Male ward der Henker das Opfer einer raschen Lynchjustiz. Ob die Urheber irgend eine Strafe erhielten, erfahren wir nicht; das letztere Mal, heißt es, seien sie nicht zu entdecken gewesen, d. h. die Obrigkeit mochte sich keine sonderliche Mühe gegeben haben, sie ausfindig zu machen. — Durch solche Vorfälle nun scheint es allerdings ganz nothwendig geworden zu sein, daß unter andern die österreichischen Criminalgesetze bis zu dem der Kaiserin Maria Theresia 1768 die Verkündigung der persönlichen Sicherheit des Scharfrichters auch beim Mißglücken der Justification vor jeder Hinrichtung immer noch ausdrücklich vorschrieben. Dann ward auch hier in Oesterreich zuerst durch den 51. Artikel der Landgerichtsordnung Kaiser Ferdinands III. ausdrücklich das frühere Herkommen abgeschafft, nach der bei einer mißlungenen Justification vordem des Verbrechers Leben gerettet war; es ward nun einfach verordnet, das verhängte Urtheil sollte ohne weiteres vollstreckt werden.

Auch auf die inneren Familienverhältnisse des Scharfrichters hatte diese seine tiefe Stellung in der öffentlichen Achtung natürlich einen großen Einfluß. Wie eine verabscheute Kaste lebten sie fast nur auf den Umgang mit Ihresgleichen angewiesen; es war für sie unendlich schwer, in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft zurückzukehren. Ihre Wohnungen lagen an entlegenen und gemiedenen Orten, nur wen unabweisbare Geschäfte — dann und wann ein Handwerker oder Beamter — nöthigten, nahete denselben. Bisweilen kam auch wohl einer, der Heilung von einer Krankheit oder ein Geheimmittel abergläubischer Art verlangte. Denn für Leibesschäden hatten sie manches Medicament, dessen Zubereitung sich von Generation zu Generation vererbte; es sind noch (s. oben) Gesetze vorhanden, die ihnen eben auch dieses Herumdoctern untersagen. Vor allem war besonders die Thierarzneikunde eine gute Erwerbsquelle für sie. Selbst Döpler meint noch, daß viele Scharfrichter heimliche Zauberer und Hexenmeister gewesen, die sich gerühmt („wie man dergleichen Gäste noch findet“), sie kennten die Hexen, die darauf viele unschuldige Leute, wider die sie Feindschaft gehabt, fälschlicher Weise als solche angegeben, durch die Tortur zum Geständnisse gezwungen und somit die Obrigkeit verblendet hätten. Manche hielten dafür, daß die Scharfrichter vor dem Ablegen ihres Meisterstückes

*) In der Karolina § 118 heißt es: Item wenn dann (nach Vollstreckung des Urtheils) der Nachrichter fragt, ob er *recht gerichtet habe*, so soll derselbe Richter ungefähr auf diese Meinung antworten: So du gerichtet hast, wie Urtheil und Recht gegeben hat, so laß ich es dabei bleiben. — Darauf erwiederte der Scharfrichter an manchen Orten: Dafür danke ich Gott und meinem Meister, der mir diese Kunst gelernt hat.

Menschenblut tränken, um beherzter zu werden. Sie sollten im Besitze eines besondern Wassers sein, das sie den Gefolterten einzwängen, worauf sie unwillkürlich die schrecklichsten Dinge aussagen müßten. Oder sie machten zu dem Zwecke eine Suppe, die Hexensuppe, die aus Bier, geriebenem Brod, einem Hechtkreuzlein, klein gestoßen, einer Hechtgalle und ein wenig schwarzen Kümmels bestand. Nach Andern sollten sie zu solchem Werke sich der übrig gebliebenen Knochen von einer verbrannten Hexe bedienen! — Gewiß, die geheimnißvolle Person des Scharfrichters mußte zu solchen Märchen Veranlassung geben, und sie fürwahr fanden in diesem abergläubischen Schrecken, den sie um sich verbreiteten, einen wenn auch nur geringen Ersatz für die fehlende Achtung. Sie suchten daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen, und was sie durch vorgebliche Mittel, sich schuß- und hiebfest zu machen, durch Alraunen, Galgenmännlein und andere Arcana von Bethörten gewannen, diente dazu, ihnen wenigstens daheim ein behaglicheres Leben einzurichten. Der Schrecken, in den sie und ihr Treiben gehüllt war, ging gar auf ihre Werkzeuge über: wer erinnert sich nicht, wie in Brentano's schöner Novelle das Richtschwert nach dem Blute des schönen Annerl dürstet?

Eine traurige Folge der Isolirung war für sie die Schwierigkeit sich zu verheirathen. Sie sollten freilich de jure ehrlich sein, aber wer mochte seine Tochter einem nichtsdestoweniger Infamirten geben, oder welches Mädchen oder Weib mochte seine blutige Hand annehmen? Wenn er nicht entweder eine Tochter aus einer andern Scharfrichterfamilie nahm oder vielleicht (!) auf ungewöhnliche, romanhafte Weise ein unbescholtenes Mädchen errang, so blieb ihm gemeiniglich nur ein Weg übrig — nach altem Herkommen fand die Verbrecherin Gnade, wenn er sie zum Weibe verlangte und wenn sie einwilligte, des schrecklichen Mannes Lebensgefährtin zu werden. Es erinnert dies an die Weise, wie sonst wohl Frauenspersonen durch die Fürbitten männliche Verbrecher dem Tode entzogen, durch das Versprechen, dieselben zur Ehe zu nehmen. Hiervon haben wir mehrere Beispiele, bis die spätere Gesetzgebung durch ausdrückliche Verordnungen diese Rechtswidrigkeit abstellte.

Das Vorurtheil der Zeit erstreckte sich auf alle, die mit Henker und Hochgericht, mit Gefängniß und Stöcker in Berührung traten: das Handlangen bei der Criminaljustiz machte in der Meinung des Volkes unehrlich. Noch in der Wiener Handwerksordnung Ferdinands I. vom Jahre 1527 und in dem Polizeimandate vom Jahre 1552 findet man das Verbot, einen Handwerksgesellen darum zu schmähen, weil er früher im Dienste eines Bürgers oder Edlen „Jemand hat helfen venkhäussen“ (gefangen nehmen). So wurden besonders die Handwerker anrüchig, die zur Errichtung des Hochgerichts, zur Anfertigung der Strafwerkzeuge und Folterinstrumente, zum Bau der Gefängnisse die Hand boten. Besonders die Zimmerleute scheinen unter diesem Vorurtheile gelitten zu haben, indem sie, um der gewöhnlichen Schimpfbenennung ihrer Gewerbsgenossen „Galgenzimmermann“ (der für Lohn Galgenarbeit verfertigt) zu entgehen, nicht einmal für solches Werk Lohn, sondern dagegen eine geziemende Bewirthung verlangten. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts finden sich zu Wien von diesem Vorurtheile noch keine Spuren, wohl aber bereits in der 2. Hälfte. Im 16. Jahrhundert gewann es an Ausdehnung, so daß nun die Obrigkeiten veranlaßt wurden, durch strenge Erlasse einmal die Handwerker zu den vermeintlich infamirenden Verrichtungen anzuhalten, andererseits dieselben gegen das Vorurtheil in Schutz zu nehmen. Dahin zielt Kaiser Ferdinands I. Handwerkspolizeireform vom Jahre 1522, erneuert 1527 und 1552. Den Lein- und Barchentwebern, denen an vielen Orten *) die Verpflichtung zustand, den Galgen aufrichten zu müssen, ward diese damals abgenommen. Nun entwickelte sich auch der Gebrauch, den wir sehr häufig verbreitet finden, daß die zum Bau beorderten Gewerke, entweder vom ganzen Rathe, oder gewöhnlich von einem Repräsentanten desselben angeleitet, zu der Stätte des Hochgerichts in feierlicher Procession zogen; an manchen Orten mußte dann die Magistratsperson sogar zuerst den Strick mit den Worten: pro nobis et successoribus berühren! Dieser Usus bestand zu Wien im Jahre 1733 noch in der Form, daß der Unterrichter an jede der vier Hochgerichtsecken einen Steckenstreich that. Das Nähere erzählt J. E. Schlager in seinen Wiener Skizzen aus dem Mittelalter.

*) Anderswo den Müllern, wie denn z. B. die Müller bei Lengfeld (in der Nähe von Würzburg) vermöge alter Verpflichtung gehalten waren, den Galgen errichten zu helfen, was sie 1549 zu thun vergebens sich weigerten. Heffner und Reuß, Würzburg S. XXIV.

Gegen diese Mißbräuche wendet sich besonders nachdrücklich Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung vom Jahre 1532, und zwar im 215. Artikel: Item nachdem an vielen Orten in den ziemlichen Gerichten Gewohnheit ist, so man einen neuen Galgen machen oder einen alten bessern will, daß alle Zimmerleute, die in demselben peinlichen Gerichte wohnen, dazu helfen müssen, das dann große unziemliche Unkosten macht, so soll es von nun an folgendermaßen gehalten werden. Die Zimmerleute des Gerichtssprengels werden auf einen bestimmten Tag bei Strafe von 10 Gulden im Falle des Nichterscheinens zusammenberufen, dann soll der Richter die zur Arbeit erforderliche Anzahl bestimmen, die darauf ausgeloost werden. Diese haben für den gewöhnlichen Tagelohn die Arbeit auszuführen. Wer sie darum schmäht, soll entweder mit einer Geldstrafe von 1 Mark Goldes oder mit Gefängnißstrafe angesehen werden. Auf gleiche Weise ist es mit den Maurern zu halten. Adrian Beier in seiner Dissertation: vom Henkersgelde (1679) giebt als Norm (vom Jahre 1551) an: Und damit Niemand unter den Werkleuten dieser Arbeit einigen Aufrucks zu gewarten, als haben gedachter Herr Schöffe den ersten, N. N., damals Landrichter, den andern, N. N. den dritten und N. N., damals Stadtrichter, den vierten Stein und die ersten drei Hiebe ins Holz zum Anfang gelegt und gethan.

Wir schließen mit der Beschreibung einer solchen Procession zum Bau des Hochgerichts, wie wir sie eben erwähnt haben. Dieselbe befindet sich in den Jahrbüchern der herzoglich sächsischen Residenzstadt Koburg von P. C. G. Karche.

1756 den 28. April wurde der Rabenstein zu bauen angefangen. Die Handwerker zogen mit 50 Mann Soldaten, 2 Tambours und 1 Pfeifer und zwar folgenderweise hinaus. Voraus zogen die Stadtmusici mit Trompeten und Waldhörnern, dann kam der Obermeister der Maurer mit einem 10 Schuh langen Maßstab, welchem die übrigen 8 Meister Paar und Paar, das Richtscheit unter dem linken Arme, den Maßstab in der Rechten folgten. Den Beschluß machte der andere Obermeister, ebenfalls mit einem 10 Schuh langen Maßstab. Hierauf folgten die Gesellen mit Zweispitz und Maßstab, Paar und Paar, und die Lehrjungen. Der Zug ging vom Judenthor, wo einer der Obermeister wohnte, bis vor das Rathhaus, wo die Schreiner- und Schlosserhandwerke sich anschlossen. Hier nahmen sie 30 Mann Soldaten in die Mitte, so daß 15 Mann mit einem Lieutenant, 2 Tambours und 1 Pfeifer vorauszogen, denen der Centgraf zu Pferde, die blasenden Musikanten, die Handwerker folgten, und 15 Mann den Zug schlossen. Bei der Hauptwache wurde das Spiel gerührt. Am erwählten Richtplatz angelangt, konnte man wegen der Menge des Volkes nur einmal um denselben herummarschiren, worauf der Centgraf eine Anrede hielt, welche der Obermeister beantwortete, dann mit einem Zweispitz 3 Hiebe in einen Stein that und mit einer Haue ein Stück Rasen aushieb. Die Wache zog nun mit den Schreinern und Schlossern wieder hinein, und die Maurer fingen ihre Arbeit an. Den 1. Mai früh wurden sie fertig, worauf obige 30 Mann Soldaten mit den Schreinern und Schlossern, welche die Thür und das Schloß trugen, hinauszogen. Unter Musik wurde die Thür angemacht, es wurde dann wieder eine Rede gehalten, und sämmtliche Handwerker zogen wiederum feierlich in die Stadt, worauf schließlich ein Tanz den Vorgang beendete.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Die Taufnamen. Eine Weihnachtsgabe von F. A. Pischon. — Petrarca und Laura. Schauspiel in 5 Akten von Th. Goldtammer. — Unser General York. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von E. Wichert. — Wallenstein und sein letzter Tag in Eger. Von O. V. Richter. — Aus Karl Ludwigs von Knebel Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. — Chronologie und Geschichte der alten Egypter. Von Max Uhlemann. — Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1858.

— * Der englische Geschichtschreiber Macaulay soll wieder zwei Bände seines großen Werkes druckfertig haben; sie umfassen den Zeitraum bis zum Tode der Königin Anna.

— * Als Weihnachtsgabe wird noch in der letzten Stunde ein Märchen, betitelt „Liebesgabe", von Emma Niendorf dargeboten.

— *.* Das soeben erschienene elfte Heft des populär-encyklopädischen Werks „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus) widmet den größeren Theil seines Raums einer Abhandlung über „Die gegenwärtigen Zustände des chinesischen Reichs und seine Stellung zu den Vertragsmächten", die den rühmlich bekannten Sinologen K. F. Neumann in München zum Verfasser hat. Die Arbeit zeichnet sich durch gewandte und geistvolle Darstellung aus und hat auch das Verdienst, daß sie sich bei der Schilderung der innern Verhältnisse des himmlischen Reichs auf chinesische Documente, in den auswärtigen Verwickelungen aber zugleich auf die Actenstücke der britischen Regierung stützt. Indem uns der Verfasser in die Staatsweisheit und die politischen Anschauungen des Chinesenthums einführt, verschafft er uns die Einsicht in den Zusammenhang der östlichen Begebenheiten, die wie im Abendlande meist nur als vereinzelte Thatsachen und Curiosa zu betrachten pflegen. Wir erfahren, daß die auswärtige Politik des Kaisers Hienfong, der 1850 den „Drachensitz seiner Ahnen" bestieg, eine Reaction gegen die aufgeklärte Fügsamkeit seines Vorgängers ist und daß diese Reaction von einer am Hofe herrschenden altchinesischen Partei ausgeht. Die große Rebellion, die gegenwärtig das ungeheure Reich verheert, wird auf die über alle Provinzen verbreiteten Geheimbünde zurückgeführt, die auf Umsturz und die radicale Erneuerung der bestehenden Glaubens- und Staatsformen sinnen. Besonders ist es die „Bruderschaft der Dreifaltigkeit", mit welcher das neuchinesische Christenthum und die Plane der Rebellenhäupter eng verknüpft sind. An die Verträge anknüpfend, welche China seit dem Frieden von Nanking (1842) nacheinander mit den westlichen Mächten schloß, wird sodann der Handelsverkehr der abendländischen Völker mit dem Osten einer gründlichen Erörterung unterworfen. Die Bilanz dieses Handels schlägt wie in früherer Zeit so auch jetzt zum größten Nachtheil des Westens, namentlich Nordamerikas aus, und hat in immer steigendem Maße den Abfluß unserer edeln Metalle nach dem Osten zur Folge. Darum das eifrige Streben der westlichen Nationen, das große „Reich der Mitte" in den Wechselverkehr der Welt hineinzuziehen, während die Chinesen selbst, Volk wie Regierung, trotz der abgedrungenen Verträge die nähere Berührung mit den „Barbaren" des Westens hartnäckig zurückweisen. Aus diesem Verhältnisse nun, das eine weltökonomische Frage zur Grundlage hat, entwickelt der Verfasser die Stellung der einzelnen Mächte zu China und dem anglo-chinesischen Streite, dessen Ereignisse er schließlich bis zur Ankunft des britischen Bevollmächtigten Lord Elgin mit Sachkenntniß und politischem Scharfblick erzählt. — Ein zweiter Aufsatz behandelt das Leben und den schriftstellerischen Charakter des vor Kurzem in der Verbannung gestorbenen Romanschriftstellers Eugen Sue, der durch die „Geheimnisse von Paris" und den „Ewigen Juden" weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Leser und Einfluß gewonnen hat. Der Verfasser dieser Literaturskizze erkennt das Talent Sue's und namentlich dessen Gabe an, ein gewaltiges Interesse in seine Compositionen zu legen, beweist aber auch, wie Sue durch übereiltes Schaffen und bloße Hingabe an das Walten des Tages sein Talent vergeudet, als Dichter der Literatur, als Weltverbesserer der Gesellschaft großen Schaden zugefügt und sich selbst den Anspruch auf Nachruhm geraubt habe. — Hieran schließt sich die Lebensskizze des Schweizers Dr. Konrad Kern, der als außerordentlicher Botschafter in den Neuenburger Wirren eine hervorragende Rolle spielte und auch vor Kurzem wieder durch seine Ernennung zum eidgenössischen Gesandten am Hofe Napoleon's III. die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

— * Die in der literarischen und künstlerischen Welt bekannte Firma Arnz und Comp. in Düsseldorf hat fallirt; ein Ereigniß, das in den Kreisen, welche es berührt, großes Aufsehen und tiefe Bestürzung erregt. Das Deficit dieser Firma, aus deren Verlage das Künstler-Album, die Monatshefte und so viel Verwandtes hervorgingen, wird auf 200,000 Thaler angegeben; der Chef des Hauses und sein Bruder haben sich heimlich entfernt, mancher Düsseldorfer Künstler erleidet schwere Verluste.

— * In Würzburg starb am 20. November im Alter von 92 Jahren der Regierungsrath Martinengo. Seit Juni 1817 im Ruhestande lebend, widmete er seine ganze geistige Thätigkeit nur der Kunst, verwandte, keine Bedürfnisse kennend, alle seine Mittel zum Ankauf von Kunst-Gegenständen jeder Art. Nach einem mehr denn sechszigjährigen rastlosen Sammeln, in welchem er durch glückliche Zeitperioden, wie z. B. die Säcularisation der Klöster ꝛc., unterstützt wurde, hinterläßt Martinengo eine der reichsten und interessantesten Privat-Kunstsammlungen nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa. Unter dem Vielen, was hier den Kunstfreund fesselt, verdienen neben der Gemälde-Sammlung vorzüglich die alten Waffen, ferner eine an 25,000 Stück zählende Sammlung von Kupferstichen und Radir-Zeichnungen, vom Entstehen dieser Kunst bis auf die neueste Zeit, und alle Meister derselben in sich vereinigend, ferner die durch ihre Kostbarkeit wie Reichhaltigkeit sich auszeichnende Sammlung von chinesischem und japanesischem Porcellan, Majolica, Terra cotta, Venetianer Glas ꝛc. Erwähnung. Martinengo hat diese seine Sammlung in seinem Testamente seiner Vaterstadt Würzburg um eine an seine Erben zu zahlende Summe käuflich angeboten, allein da die finanziellen Kräfte derselben bereits von anderer Seite her sehr stark in Anspruch genommen werden, so ist keine Hoffnung vorhanden, daß sie Würzburg erhalten bleibt.

— △ Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen von K. A. Sonklar Edlen von Innstädten, k. k. Major. — Der Verfasser führt uns in der ersten Abtheilung dieses Buchs in eine bisher von Touristen wenig besuchte Gegend; man wird daher diese Reise, welche denselben von Wien nach Trenlschin, an die Arva, nach Zyrchova, Käsmark, Schmecks, Neusohl und Schemnitz führt, mit großem Interesse verfolgen. Während dieser Excursion in's Tatragebirge, die höchste Bergkuppe der Karpathen, boten auch, wie der Verfasser selbst sich ausdrückt: „neben der Natur, die ihm häufig genug in ihren reizendsten Gestalt entgegentrat, die Menschen in dem Reichthum fremdartiger Formen und Verhältnisse und in der unendlichen Verschiedenheit ihrer Abstammung, Sprache, Kultur und Sitte die anziehendsten Objecte der Betrachtung dar. Aber damit verband sich auf natürliche Art der Rückblick in die Vergangenheit, durch die allein, hier wie überall, die Gegenwart erkannt und erklärt werden kann. Welches Land der Welt hat überdies eine Geschichte aufzuweisen, die von einem so merkwürdigen Gange staatlicher Entwicklung, von so wilden Entladungen unversöhnlicher Gegensätze, von so straffen Spannungen orientalischen Wesens mit westeuropäischen Ideen, von so grauen Parteikämpfen und von so großen tragischen Schicksalen zu erzählen im Stande wäre, als die des einstmaligen ungarischen Reiches!" — In der darauf folgenden Tirolerreise begleiten wir den Wanderer durch's Oetzthal über Schnals, Meran in's Passeyrthal nach Dux, in's Zillerthal und an den Achensee. In dieser Beschreibung begegnen wir auch dem specifischen Junkerstil: Sätze wie S. 190. „Die mittlerweilen mit touristischem Luxus intendirte Besichtigung der Alpenlandschaft vom Söller des Widums aus" und gleich darauf „Weit favorabler erwiesen sich die Penaten des Widums" — erinnern doch sehr an den Baron von Strudelwitz und veranlassen den ehrlichen Leser, welcher sich zu den Puristen zählt, das Buch aus der Hand zu legen. S. 212 schreibt der Verfasser: „Nun ist es aber eine bekannte Sache, daß nichts so leicht den Genuß einer schönen Gegend zu stören im Stande ist, als Engländer, Norddeutsche und schlechtes Wetter." Abgesehen von diesem zum Ueberdruß schon gehörten und, wie wir hofften, endlich abgethanen Hervorheben des Gegensatzes zwischen Nord- und Süddeutschen scheint es uns absurd, daß das den Reisenden widerliche Benehmen einiger unangenehmen Berliner in irgend einer Tiroler Schenke einem ganzen Theil des deutschen Volkes zur Last gelegt werden soll. Auch erfahren wir hier beiläufig, „daß in der Schweiz Jeder thun und lassen könne, was ihm beliebt, ohne sich viel um Gesetz, Obrigkeit und das Wohl Anderer zu bekümmern." — S. 267 heißt es von den Schwatzer Bergleuten: „Die Reformation, der sie der Mehrzahl nach anhingen, brachte später den Geist des Aufruhres unter sie. Von jenem Zeitpunkt datirt der rasche Verfall des Schwatzer Silberbergwerks." — Dieses erinnert uns an jenen Geschichtschreiber, der den nach der Reformation ausbrechenden Bauernkrieg ebenfalls der ersteren zuschrieb. Dagegen hätte der Verfasser ein sehr naheliegendes Seitenstück zu oben erwähntem Verfall anführen können. Der Fürst Erzbischof von Salzburg Graf Leopold Anton Firmian jagte im Winter 1731 bis 1732 gegen 30,000 protestantische Unterthanen in's Ausland und Elend, nach Confiscation ihres Vermögens und nachdem unzählige Opfer in den Casematten des Bergschlosses Werfen und Hohensalzburgs umgekommen waren, und merkwürdiger Weise ist seit dieser Zeit aller Bergsegen in den früher so reichen Gewerken Rauris, Böckstein und im Gasteinerthal geschwunden; sie werden seit Jahren wiederholt sammt allem Material für einen Spottpreis zum Verkauf ausgeboten. Bei Gelegenheit der Erwähnung der bekannten Auswanderung der protestantischen Zillerthaler nach Schlesien in den dreißiger Jahren giebt der Verfasser in einer ziemlich versteckten Note S. 273 der Wahrheit gemäß zu, daß dieselbe durch „den mißleiteten Eifer einiger Organe" (der kirchlichen und politischen Behörden, setzen wir hinzu) veranlaßt sei. Doch ist dieses eine Angelegenheit, von der man in Tirol nicht gern spricht. — Endlich folgt eine im Jahre 1854 unternommene Glocknerfahrt, von Heiligenblut aus unter günstigen Umständen unternommen zu welcher immerhin ein nicht gewöhnlicher Muth und Ausdauer in Ertragung von Mühseligkeiten aller Art erforderlich sind.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1858 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1857.

Heinrich Strack.

☞ **Mit der heutigen Nummer werden Titel und Inhalt des Jahrgangs 1857 ausgegeben.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.